









Heilanstalt
Zwiefalten
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek
Nr.
AUSGESCHIEDEN

Allgemeine Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.



Zweiundfünfzigster Jahrgang.

Begründet 1848 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Oertzen, Schwerin i. M. u. Prof. D. M. v. Nathusius, Greifswald.

1895. Juli—Dezember.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.

Inhalt.

Seite

Neue Schriften.


52. Jahrgang.
Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das christliche Deutschland.
Juli
1895.
Begründet 1843 als Volksblatt für Stadt und Land.
Leipzig.
Verlag von E. Ungleich.

Inhalt.

Herausgeber:

Dietrich von Oertzen, Schwerin i. M., Klosterstr. 10, und Professor D. **Martin von Nathusius** in Greifswald.

Alle Briefe und Schriften sind nur an die „Redaktion der Allg. Konservativen Monatsschrift, Schwerin i. M.“ zu richten.

Die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland“ (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8° von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.



Die sociale Frage und die Kirche.

Von

Dr. E. F. Wyneken.

Martin von Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. II. Die Aufgabe der Kirche. (Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung.) M. 7,50; geb. M. 8,50; beide Bände M. 12,50; geb. 14 M.

Dem ersten, „die sociale Frage" behandelnden Bande ist der von vielen Seiten ersehnte vorbezeichnete zweite Band gefolgt. Denn es ist das erste Mal, daß in wirklich umfassender Weise die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage zur Behandlung gekommen ist, da doch auch Todts immerhin epochemachendes Werk von 1877 sich selbst nur als einen „Versuch" charakterisierte, wie denn auch von ihm nur in einem letzten kleinsten Abschnitte auf 30 von 479 Seiten „die Kirche oder die Gemeinde des N. T. und der radikale deutsche Socialismus" einander gegenübergestellt wurden. Gerade weil nun aber dies die erste umfassende principielle „Grundlegung" war, mußte man derselben mit besonderer Spannung entgegensehen, da alles darauf ankam, daß dieses erste Werk gleich in richtiger Weise einsetzte, wie auch das richtige Ziel bestimmt ins Auge faßte und dann vor allen Dingen auch die konkrete Ausführung der Aufgabe in bestimmten Umrissen und dabei in ebenso besonnener, wie nachdrücklicher Weise darbot. Und das thut dieser Band in einer Art, daß ich mich der Hoffnung hingeben möchte, es werde trotz der scharfen Gegensätze, welche in diesem Punkte die evangelische Christenheit noch beherrschen, dies Werk doch weithin als eine annehmbare Grundlage zur Verständigung begrüßt werden. Nur kann ich eben deshalb durchaus nicht in den Wunsch der Vorrede einstimmen, „es möchte ‚eine bestimmte Klasse von Schriften' künftig verschwinden", „nämlich die vielen Vorträge und Artikel über die principielle Stellung der Kirche zu den socialen Bewegungen", und zwar „weil sie nicht tief genug gründen können". Ich möchte das sehr bestreiten; sie können wahrhaftig tiefer gründen als manches mehrbändige Werk, wenn sie auch weder den ganzen Zusammenhang aller einschlagenden Fragen zu bieten, noch auch so ausführlich im einzelnen zu sein vermögen. (Vgl. z. B. Uhlhorn, die Stellung der evang.-luth. Kirche zur socialen Frage der Gegenwart und die Anzeige im Aprilheft d. J. von N.)

Freilich ich persönlich könnte mich damit einigermaßen zufrieden geben, wenn mit diesem Werke die Sache sozusagen abgemacht wäre; denn was ich in den 20 Jahren, die ich diese Frage verfolge, erstrebt habe, das finde ich im wesentlichen hier vertreten, wie das ja der Verfasser auch (S. 415 und 465) anmerkungsweise wenigstens ausdrücklich anerkannt hat. Und mir ist diese Zusammenstimmung um so bedeutsamer, als

wir beide doch eine sehr verschiedene Art haben, an die Sache heranzutreten. Dennoch finde ich mich in allem Wesentlichen mit den praktischen Resultaten dieses zweiten Bandes in Uebereinstimmung, der gegenüber dem ersten, noch nicht so ausgereiften m. E. in einer gewissen Vollendung gleich seine Aufgabe gelöst hat.

Da „die sociale Frage" die Frage nach der rechten Organisation der menschlichen Gesellschaft ist, so handelt dieser Band naturgemäß zuerst von der Kirche, und zwar sowohl nach ihren Voraussetzungen (Gott und sein Weltplan), wie nach ihrer Bestimmung (als „Fortsetzung des Erlösungswerkes Christi"), um hierauf dann die Hauptsache, „die christliche Lehre von der menschlichen Gesellschaft", zu bieten. Der Hauptgesichtspunkt bei der Bestimmung der Kirche ist v. N. mit Recht, daß man dieselbe der reinen Diesseitigkeit enthebt und sie unter den eschatologischen Gesichtspunkt stellt, sofern die Vollendung der in ihr angebahnten „neuen Menschheit" erst im Jenseits statthaben wird. Aber die Entwicklung zu dieser Vollendung nimmt ihren Ausgangspunkt in Christo, von der Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten Weltordnung. Und hier kann ich nur meinem früher ausgesprochenen Bedauern wiederholt Ausdruck geben (vgl. „N. kons. Monatssch.", Novbr. 1894), daß v. N. nicht klar und bestimmt die beiden Ordnungen, mit denen er thatsächlich immer operiert, als „Schöpfungsordnung" und „Heilsordnung", einander gegenüberstellt, weil dadurch das Ganze m. E. an Klarheit entschieden gewonnen hätte. Denn die eine Ordnung hat der Schöpfer gleich der Natur eingepflanzt in dem Zusammenhange von Ehe, Familie, Volksgenossenschaft, Staat, Obrigkeit, Beruf, Arbeit und Eigentum u. s. w., und der Mensch sollte da das Richtige von sich aus „finden", und vermochte das, so lange sein Geist durch die Sünde nicht getrübt war. Daher mußte eben dies „Finden" von sich aus, d. h. die Philosophie im weitesten Sinne, den Menschen zu einer Verkehrung der natürlichen Ordnungen verleiten nach dem Eintritt jener Trübung, die wir annehmen und überall durch die Erfahrung bestätigt finden. Sollte also eine Wiederherstellung der Schöpfungsordnung erfolgen, so mußte zuvor eine Zurechtrückung des menschlichen Geistes eintreten, und dies ist nach unserem Glauben geschehen durch die Heilsordnung, d. h. durch die Offenbarung des Schöpfergottes in seinem Sohne, der als der Mensch Jesus Christus hier auf Erden gelebt und gelitten hat, um eine Gemeinschaft von Menschen zu gründen, welche mit der Wiederherstellung der Schöpfungsordnung den Anfang machte und für die Verbreitung dieser Bestrebungen Sorge trüge. Wenn die Verkehrung in der Herrschaft einer die Menschheit zur Zertrennung und Auflösung hindrängenden Selbstsucht besteht, so die Zurechtrückung darin, daß der Mensch durch die Liebesthat seines Schöpfergottes für das Princip der dienenden Liebe gewonnen wird, aber immer im Hinblick auf einen „neuen kosmischen Zusammenhang" (S. 44), der indes schon von der Schöpfung her nach Joh. 1, 1 ff., Col. 1, 12 ff., Hebr. 1, 1 ff. in Dem beschlossen liegt, der Fleisch und damit zugleich ein Teil derselben Welt geworden ist, die der Vater durch Ihn, den Sohn, geschaffen hat. — Ich kann gar nicht lebhaft genug meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß v. N. — recht zum Trotz der gegenwärtigen Zeitrichtung — bis auf diesen letzten Schlußpunkt der ganzen genuin christlichen Weltauffassung zurückgeht, ohne den die ganze Weltentwicklung gar nicht verstanden werden kann. Denn verstanden kann sie nur werden, wenn sie auf einen „Plan" zurückgeht, nämlich auf den „Weltplan" Gottes in Seinem Sohne.

Aber nun, meine ich, würde das Ganze sich durchsichtiger gestalten, wenn v. N. die „Schöpfungsordnung" und die „Heilsordnung" sich bestimmt gegenüberstellte, so daß aus den Worten schon immer klar sich dem Nachdenkenden vor die Augen stellte, wie die Heilsordnung ihren Zweck nicht in sich selber hat, so paradox das auch klingen mag. Und ich bin aufs höchste erfreut, daß ich gerade auch in diesem Punkte mich mit v. N. in Uebereinstimmung befinde, wenn er als „das Hauptversehen" der protestantischen Theologie, welche bei der Bestimmung des Begriffs der Kirche sich viel

zu einseitig von der Polemik gegen Rom bestimmen ließ, so ausdrücken will: „Man hat die Kirche wesentlich als Selbstzweck angesehen, während die organische Einordnung des Kirchenbegriffs in das Ganze der christlichen Lehre es erheischt, daß sie vorherrschend unter dem Gesichtspunkte des Mittels angeschaut wird, als Organ der Fortsetzung des Werkes Christi auf Erden." (S. 118.)

Also wenn mit der Kirche auch die „Heilsordnung" wesentlich als Mittel gefaßt werden soll, so doch offenbar zur Wiederherstellung und Vollendung der ursprünglichen, der Natur eingepflanzten „Schöpfungsordnung", und das ist eben der auf ein „Reich Gottes" gerichtete göttliche „Weltplan". Und aus diesem Gesichtspunkte gewinnen dann auch erst so schöne und tiefsinnige Sätze ihre volle Bedeutung, wie die, daß „in der Gesetzmäßigkeit der Natur die erste Offenbarung des Schöpfers" zu sehen sei (S. 25), daß folglich „vom Gesetz und der Natur sich trennen heißt sich trennen von Gott" (S. 25), endlich daß demnach „eine Verletzung der eigenen Existenzbedingungen seitens irgend einer Kreatur heißt sich lossagen von Gott ihrem Schöpfer, und darum mit Tod und Zerstörung enden muß" (S. 26). Das sind grundlegende Sätze — vor allem auch für die Volkswirtschaft und die sociale Frage.

Mit dieser meiner Bestimmung finde ich denn auch das Verhältnis der „Kirche" zum „Reiche Gottes" doch noch klarer bestimmt, als bei v. N., wenn er (S. 56) sagt: „diese neue Menschheit in der alten Todeswelt ist die Gemeinde Jesu Christi oder die Kirche". Nein, „Kirche" ist sie nur in ihrer wesentlichen Beziehung rein auf die Heilsordnung, während sie erst durch ihre Beziehung auf die Schöpfungsordnung zum „Reiche Gottes" sich erweitert, so daß es also wieder richtig ist, wenn v. N. nachher (S. 57) sagt: „Die Kirche ist nicht das Reich Gottes selbst, wohl aber gehört sie zum Reiche Gottes . . ."

Ebenso würde meines Erachtens dadurch viel klarer werden die so überaus wichtige Stellungnahme zum Gesetz. Ich muß sagen, daß v. N. mit seinen auf dasselbe bezüglichen Ausführungen, besonders über den Sonntag, doch dem Vorwurfe der Aufrichtung eines „neuen Gesetzes" seitens unserer Gegner (S. 72) in etwas Vorschub leistet, auch wenn er (S. 123) ausdrücklich zum Schluß betont, daß es sich nicht um ein in Paragraphen, in Buchstaben ausgeführtes Gesetz handelt. Es kommt aber sehr darauf an, wie man die Aussprüche des neuen Testaments auffaßt, ob als maßgebende Normen oder als erläuternde Beispiele, und da wird selbst für die Aussprüche unseres HErrn nur der letztere Gesichtspunkt übrig bleiben, weil man sie nur aus der Grundidee der Erlösung verstehen kann, und weil, wenn man das an einer Stelle nicht könnte, doch nur ein non liquet übrig bleiben würde.

Wenn wir nun damit zu dem zweiten Kapitel, „der christlichen Lehre von der menschlichen Gesellschaft", übergehen, so ist der Einsatzpunkt zunächst für das A. T. vorzüglich gewählt, wenn v. N. gänzlich in die zweite Linie stellt, ob die Gesetze des A. B. jemals wirklich durchgeführt sind; sondern „es kommt uns nur darauf an, daß in dem Volke, in dem das Christentum entstand, Jahrhunderte vor dieser Entstehung, in Zeiten, wo nichts Aehnliches in der Gesetzgebung oder der Philosophie eines heidnischen Volkes zu finden war, eine sociale Gesetzgebung von Gesichtspunkten bestimmt wird, die noch heute von der höchsten Blüte der Entwicklung des Humanitätsgedankens kaum erreicht sind" (S. 125). Im übrigen muß man die vortrefflichen Ausführungen an Ort und Stelle nachlesen, und umsomehr, als es theologische Ausführungen darüber noch wenig und nationalökonomische fast gar nicht giebt (S. 128, Anm.), während doch offenbar das Christentum auf dem Boden der alttestamentlichen Anschauung entstanden ist.

Aber das Princip ist hier ja nun das des Geistes gegenüber dem Buchstaben, und so ist erfreulich, daß der Verf. gleich das Princip an die Spitze stellt: „Den Stoff für eine Lehre von der menschlichen Gesellschaft aus der Bibel zu entnehmen, kann auch der Christ nicht versuchen. Etwas anderes ist es, was wir für uns in Anspruch nehmen;

wir wollen nämlich jede Gesellschaftslehre nach Grundsätzen der h. Schrift beurteilen" (S. 140). Wie ich dabei meinerseits den letzten Satz fasse, habe ich ja oben ausgeführt. Und natürlich stehe ich auch mit ihm auf dem Grunde, „daß nur die christliche Lehre von der Gesellschaft im stande ist, für unsere sociale Entwicklung die theoretische Grundlage zu liefern" (S. 143). Endlich ist auch das sehr richtig bemerkt, wie „ein äußeres Erkennungszeichen" dafür, daß der christliche Geist in den socialen Zuständen nicht herrscht, schon immer das aus denselben hervorgehende materielle Elend sein wird (S. 159).

Wenn nun da zunächst festgehalten wird, daß der Gesamtkörper der Menschheit in einer Vielheit von Volksindividualitäten existiert und nach der göttlichen Weltordnung existieren soll (§ 44), so nimmt der Verf. dann den eigentlichen Ausgangspunkt (§ 45) mit Recht von der Familie als der natürlichen Keimzelle der menschlichen Gesellschaft gegenüber jener naturalistischen Auffassung, nach welcher umgekehrt die Familie ein Produkt der Gesellschaft sein soll (S. 179). Eine tiefe Auffassung der Arbeit (§ 46) ist es dann, wenn es „zur Erlösungsordnung" des Menschen gerechnet wird, daß er arbeitet, d. h. er kann seinen himmlischen ewigen Beruf nicht erfüllen, ohne demselben durch Ausübung einer irdischen Berufsarbeit hier nachzukommen. Gegenüber der Verkennung dieser menschlichen Existenzbedingung seitens des heidnischen Altertums tritt mit dem Christentum ein neues Princip in die Welt, „daß jeder Einzelne sittlich verantwortlich ist für sein irdisches Durchkommen", natürlich unter Einschluß der Seinigen, also im socialen Sinne, sowie daß demnach die Arbeit eine Ehre und Pflicht ist (S. 212 ff.). Daher ist aber auch die seit 130 Jahren angebrochene völlig neue Epoche der menschlichen Arbeit an sich als ein „Fortschritt" zu fassen (S. 219), während doch unser heutiges Arbeitsleben leider vielfach in hohem Maße zerstörend wirkt (S. 220), weil die „Arbeit als Ware" gefaßt wurde (S. 222). Daher ist jeder Christ zu seinem Teile mit verantwortlich für die in der zeitweiligen Gesetzgebung zum Ausdruck gelangende Socialethik. Und so sollte jeder Christ den drei Forderungen zustimmen, welche v. N. dafür aufstellt: „1) daß keine Verhältnisse geduldet werden, welche irgend einem Gliede der Gesellschaft die Möglichkeit rauben, das göttliche Gebot, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen, zu erfüllen; 2) daß keine Verhältnisse geduldet werden, welche den fleißigen Arbeiter um seinen Lohn bringen; und 3) ebensowenig solche, welche auf den Arbeiter den Zwang ausüben zu einer Art des Arbeitens, bei der er als Mensch und Christ seinen Beruf nicht erfüllen kann" (S. 229). Die interessanten Ausführungen darüber, namentlich über das damit, aber in einem ganz bestimmten Sinne, zu meiner Freude anerkannte „Recht auf Arbeit" muß man an Ort und Stelle nachlesen. Hier setzt dann die Erholung von der Arbeit mit dem Sonntag (§ 47) ein, über dessen principielle Fassung ich mich schon ausgesprochen habe; aber auch hier wird man die interessante Entwicklung nur mit Gewinn an sich vorübergehen lassen.

Die Arbeit führt dann auf das Eigentum (§ 48). Auch hier wird man, wenn man nicht von dem „neuen Geist" (Jer. 31, Ez. 26), sondern von der Schrift, insonderheit von Ap. 2, 44 ff., 4, 34 ff. als dem „Ideal" ausgeht, leicht in bedenkliche Bahnen einmünden. Daß ich des Verf. Ansicht teile, rührt daher, daß ich von der Grundidee des Christenglaubens und nicht von einzelnen Schriftstellen ausgehe. Eine eigentümliche Wendung giebt derselbe aber nun der Sache, wenn er nach Rothe für „eine Verpflichtung zum Eigentum", nämlich behufs Ausübung der Nächstenliebe (S. 279 ff.), eintritt. Aber das „Eigentum" gehört zunächst in die Sphäre des Natürlichen, wie die Selbstliebe, die an sich auch weder gut noch böse ist. Daher muß man auch doch mit dem „Recht auf Eigentum" beginnen. Denn wie die ganze Schöpfung dadurch Eigentum Gottes ist, daß dieser sozusagen Seinen Schöpferwillen (Offenb. 4, 11) in den Dingen stecken läßt, so sind die Dinge auch ganz natürlicherweise soweit Eigentum eines bestimmten Menschen, als dieser seinen Willen (durch Besitz oder Arbeit) in den Dingen stecken hat. Da in diesem Eigentümer sowohl, wie in den Naturstoffen aber wieder

Gottes Schöpferwille steckt und beide zu Gottes Eigentum macht, so ist der Mensch offenbar diesem Gott verantwortlich, und zwar als Haushalter über Verliehenes. „Die letzte Frage ist die", sagt Stahl (S. 282, Anm.), „ob das Eigentum ein Postulat der menschlichen Natur sei." Aber hocherfreulich ist wieder die Entschiedenheit, mit der v. N. hier für „das Menschenwürdige in der Lage des Arbeiters" eintritt. „Wenn es auf eine Hebung dieser Klassen, auf eine Ermöglichung für sie, zu einem kleinen eigenen Besitz oder zu einer gegen den ersten besten außerordentlichen Notfall geschützten Lage zu gelangen, nicht abgesehen ist — dann ist die ganze sog. christlich-sociale Thätigkeit ein eitles Spiel und ein großer Humbug" (S. 284).

Auch zu den radikalen Reformvorschlägen unserer Zeit stellt sich der Verf. principiell durchaus korrekt. „Die christliche Ethik", sagt er bei Erwähnung der Bodenbesitzreform, zu der er sich in diesem Bande nach eingehenderer Kenntnisnahme geneigter stellt, als im ersten Bande, „die christliche Ethik steht zu dieser Frage völlig gleichgültig und hat nur zu fordern, daß bei der Ueberleitung unserer Verhältnisse in ein solches neues System die bestehenden Rechte nicht willkürlich gekränkt werden." Darin aber, daß er den Kollektivismus der Socialdemokratie vollständig verwirft, kann ich ihm nicht beistimmen und verweise auf meinen „Socialistischen Zukunftsstaat" in den „Zeitfragen des christl. Volkslebens", Heft 122.

Auf den Unterschieden im Besitz gründen sich dann wesentlich die Stände (§ 49), und v. N. hatte schon im ersten Teile mit Recht die Frage nach einem neuen Ständerechte als den Angelpunkt der socialen Frage bezeichnet. Gerade hier fand ich (A. K. M., Nov. 1894), die Formulierung sehr bedenklich, und ich kann die Bedenken hier nur wiederholen. Aber das ist, wie die Welt ist, leider nach Utopien zu verweisen.

Wichtig ist, mit v. N. festzustellen: „Wir haben kein entsprechendes direktes Gebot, daß es Stände und Standesunterschiede geben soll" (S. 309). Im Gegenteil würde das A. T. als Vorbild die Aufhebung derselben fordern (S. 134). Andererseits erklärt sich das N. T. nicht einmal gegen die Sklaverei als Institution, wenn ich auch 1. Cor. 7, 21 (S. 315) ganz bestimmt (und mit Th. Zahn und Grimm Lexikon zu χράομαι) im Sinne einer erstrebenswerten Befreiung fasse. Aber da ist es wieder principiell wichtig, daß wir trotzdem jetzt die Sklaverei in christlichen Ländern als eine Schmach empfinden — weil sie mit dem Grundprincip in Widerspruch steht und das der jetzigen Christenheit zum Bewußtsein gekommen ist. Und ebenso steht's mit den Lohnverhältnissen der Gegenwart (S. 334 ff.). Vortrefflich sind da die Ausführungen des Verfassers, wie falsch es ist, bei den heutigen Verhältnissen den Lohnarbeiter unter das vierte Gebot zu subsumieren, und wie natürlich, daß er sich von einer Kirche abwendet, die das thut. Alle Abhängigkeit von der Macht des Geldes ist darnach abzuschaffen, und ist ihnen die Bahn freizumachen, daß sie social und politisch zu einem Stande werden, d. h. „einen ihrer thatsächlichen Bedeutung entsprechenden Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen und ihres eigenen Lebens erlangen."

Daß der Abschluß dieses Abschnittes auf den „Weltverkehr" führen muß, hat seinerzeit schon die bedeutungsvolle „Denkschrift" des Centralausschusses für Innere Mission gezeigt, welche ja überhaupt zwischen Todt und v. N. das eigentliche Zwischenglied darstellt. Schön ist dieser ganze Weltverkehr hier unter den Gesichtspunkt des „Missionsbewußtseins" gestellt (S. 341), und auch gegenüber dem Judentum (S. 359), das durch die Börse die Welt beherrscht. Aber wie man den Milliarden der großen Geldfürsten zu Leibe gehen will, wenn man die Fabrikanten ruhig weiter Millionen sich sammeln läßt, das sehe ich nicht ein. Mich freut sehr, daß v. N. den entscheidenden Punkt wenigstens berührt, an welchem „die christliche Ethik Einsprache erheben zu müssen scheint" (S. 300), wenn er (S. 464) die Normierung des Reingewinnes aus Aktien- und Börsengeschäften auf ein Maximum, d. h. die Stellung der Unternehmer unter das Wuchergesetz (vgl. meinen „Social. Zukunftsstaat", II), unter seine Forderungen für die

Gesetzgebung aufnimmt; ich bedaure nur, daß es mehr bei Gelegenheit und als eins von vielen da aufgeführt wird.

Ganz entschieden aber muß ich mich gegen die Schlußforderung erklären: „Die politische Emancipation (der Juden) ist rückgängig zu machen" (S. 360). Wahrhaftig nicht aus sentimental-liberalen Rücksichten! Nein deshalb, weil die Nihilisten, Atheisten, Unchristen und Namenchristen so bei uns überwiegen, daß die Sache einfach undurchführbar würde, wenn man sie (mit v. N.) einschließen wollte, und daß dies letztere überdies eine Prämie auf die Heuchelei setzen hieße. Und vor dem Krebsschaden vor allem behüte uns der liebe Gott!

Das Schlußkapitel über „die Organisation der kirchlichen Arbeit" ist ja nun eigentlich noch das wichtigste. Auch dies beginnt mit einer allgemeinen Grundlegung: „Die Gemeinde Jesu Christi muß den socialen Geist des Christentums in sich lebendig werden lassen und ihn zu dem die Menschheit beherrschenden und leitenden zu machen suchen" (S. 361) — bis dahin ist mir der Satz der richtige Ausdruck für die eigentliche Aufgabe der Kirche. Wenn dann v. N. fortfährt: „und es muß besonders überall ihr Bestreben sein, die einzelnen Faktoren des gesellschaftlichen Lebens ihren von Gott geoffenbarten Existenzbedingungen gemäß zu gestalten" — so geht mir dies mit dem letzten Worte schon eine entschiedene Linie über die Aufgabe der Kirche hinaus. Die Kirche hat für die sociale Gestaltung nur feste Grundlinien zu bieten und das auf Gestaltung gerichtete Streben mit ihrem Geiste zu beleben — wenigstens seitdem bestimmte evang. sociale Vereinigungen sich in erwünschter Weise zu diesem Zwecke konstituiert haben. Ich muß aus diesem Grunde auch mehr Naumann gegen v. N. (S. 422 ff) zustimmen. Und bemerken muß ich dazu, daß meine Auffassung allerdings die vom Verf. (S. 367) verworfene, aber von protestantischer Seite aus einzig haltbare „Uebertragung" des Amtes seitens der Hausväter auf Grund des allgemeinen Priestertums für die jedesmalige thatsächliche Besetzung ebenso bestimmt festzuhalten ist, wie andererseits die Idee des geistlichen Amtes auf das Gebot des HErrn zurückgeführt werden muß. Im wesentlichen stimme ich dann dem zu, was v. N. über die Einheit der Kirche, über die praktische Bethätigung der christlichen Kircheneinheit — übrigens zugleich gegen die „Union" als Haupthindernis derselben — ausführt, wenn es in die von mir stets vertretene Parole: „Getrennt marschieren und vereint schlagen!" ausläuft.

Daß v. N. dann weiter für Freiheit der Kirche (unter Festhaltung übrigens der preußischen Landeskirche) (S. 376) als erster grundsätzlicher Forderung eintritt, wird nicht überraschen, ebensowenig, daß dem als zweite die Wahrung des Princips der „Gemeinschaftlichkeit" in der Bildung übersichtlicher Gemeinden, Beteiligung der Aermeren an der Gemeindeleitung, Reform des Patronatsverhältnisses, Sorge für freie Kirchenplätze, Abschaffung der Gebühren u. s. w. zur Seite tritt.

Von den kirchlichen Organen ist der Pastor das erste, und so sehr, daß alle anderen nur als seine Hülfsorgane zu fassen sind. Deshalb ist es gewiß richtig, wenn die Forderung an die Spitze gestellt wird, daß er „volkstümlich" sein, d. h. daß er seinen Gemeindegliedern unmittelbar nahe stehen muß, ohne von ihnen durch eine sei's theologische, sei's irgendwie hierarchische Bewußtseinsschranke getrennt zu sein. Im besonderen sind dann weiter die Ausführungen über die Predigt sehr beachtenswert, doch würde es zu weit führen, auf diese, sowie auf das über den Konfirmandenunterricht, die Fürsorge für die Konfirmanden u. s. w., im einzelnen einzugehen.

Betreffs der Stellung des Pastors zur Politik stimme ich im wesentlichen durchaus zu, und nicht minder dem, was nach der Seite socialer Vorbildung von den theol. Fakultäten (S. 417) gefordert wird, allerdings in Verbindung mit einer Aenderung des theol. Studiums — über welche hier zu reden zu weit führen würde.

Ein wichtiger Abschnitt ist dann zum Schluß noch der § 54, welcher „die ocialen Aufgaben der christlichen Obrigkeit" behandelt. Und hier führt v. N.

die Sache wirklich einen bedeutenden Schritt weiter. Allerdings hätte ich gewünscht, daß gleich im Anfange festgestellt wäre, daß der Staat als solcher eine Ethik nicht zu erzeugen vermag, sondern dieselbe zu entlehnen hat und je nach der Mehrzahl seiner Bürger oder nach der mehr oder weniger absoluten Macht und Gewalt der jeweiligen Obrigkeit einer bestimmten Religion (oder Philosophie) wird entlehnen müssen. Aber wenn er sie demnach bei uns bislang der christlichen Religion zu entnehmen hat, so beginnen da erst die Schwierigkeiten. Denn nun ist die Frage: Kann es zu den Aufgaben der auf die Freiheit gegründeten Kirche gehören, den Zwang in sich schließende Staatsgesetze herbeizuführen? (S. 450.) Schon das ist ein Verdienst, die Frage so klar zu formulieren; aber gern hätte ich hier doch noch eine Ausführung darüber gefunden, warum denn der Staat seinem Wesen nach auf den Zwang sich gründet? Zumal doch auch v. N. anerkennt, daß der Staat eigentlich doch „auf freie Verwirklichung der sittlichen Ziele hin arbeitet" (S. 451). Er geht aber davon aus, daß das Rechtsleben mit zum Reiche Gottes gehört, „denn es dient dazu, die Entfaltung der freien Sittlichkeit der Gesamtheit durch den Zwang, der an einzelnen geübt wird, zu schützen" (a. a. O.). Und „ein Staat, dessen Obrigkeit diese Aufgabe erkennt, ist ein christlicher Staat" (S. 452). Die wichtige von Köstlin gestellte Frage ist dann aber: „inwieweit die christliche Ethik dem Rechte zumuten solle und dürfe, sich der christlichen Sittlichkeit gemäß zu gestalten?" (S. 454). Hier setzt nun der pädagogische Gesichtspunkt ein, daß sich die erziehlichen Mittel stets nach dem Zustande dessen, der erzogen werden soll, zu richten haben (S. 455), woraus folgt, „daß der Inhalt des Rechts dem sittlichen Bewußtsein der Gesamtheit oder dem durchschnittlichen sittlichen Standpunkte aller Volksgenossen verständlich sein muß" (S. 456). Sehr richtig, wie jetzt z. B. beim Duell, leider ohne daß die „christliche Obrigkeit" dahin drängt, den sittlichen Standpunkt in der Frage rechtlich zu fixieren! Schon Stahl hat festgestellt, daß der Gesamtwille nie rein ist, und daß daher das Recht die vollen und höchsten Anforderungen der Sittlichkeit nicht in sich aufnehmen kann, da zu deren Wesen gehört, daß sie durch freie Erfüllung vollzogen werden; daß demnach auch nur eine Annäherung der bürgerlichen Ordnung an das sittliche Ideal innerhalb bestimmter Grenzen möglich sei, ohne diese Grenze bestimmter anzugeben. v. N. dagegen läßt dieselbe durch die jeweilige Möglichkeit des sittlichen Verständnisses, wie wir sahen, bestimmt sein. Und die „christliche Obrigkeit" als Glied der Kirche hat auf die Herausbildung dieses Verständnisses, d. h. einer christlichen „öffentlichen Meinung" (wie ich es stets gefordert) hinzuwirken, und also die übrigen Glieder der Kirche mit ihr. Aber demnach nach dieser Seite hin auch wesentlich auf die sittliche Ueberzeugung, selbst abgelöst von der religiösen. Uebrigens soll man bei unseren modernen konstitutionellen Staaten wenigstens dann nicht vergessen, daß die Einführung des Zwanges aus der freien Beschlußfassung der Volksvertretung seinen Ursprung nimmt. Daher soll sich der Staat denn auch keineswegs mit der Nachtwächterrolle begnügen, sondern diesen seinen eigentlichen idealen Zweck der Hülfsleistung zur sittlichen Erziehung auch in jeder möglichen Weise positiv fördern, und zwar bei der Kirche nur durch Freigebung der Bahn, dagegen durch die nunmehr ganz von ihm übernommene Schule, durch die Sorge für die nicht mehr schulpflichtige Jugend, durch die militärische Zucht, wo noch oft genug jeder eigentlich sittliche Gesichtspunkt fehlt, durch die Erleichterung zur Bildung wirtschaftlicher Genossenschaften und durch die Förderung jeder Art von Arbeiterschutz u. s. w. u. s. w. — Punkte, die alle nur kurz bei v. N. berührt sind und doch Stoff zu endlosen Erörterungen in sich schließen.

Man sieht, wie reichhaltig der Inhalt dieses Bandes ist, von dem ich doch nur das Wichtigste berühren konnte, und wie sehr er darauf angelegt ist, betreffs der Fragen, die gegenwärtig so vielen ernsten Christen schwer aufs Herz fallen, eingehend Rede und Antwort zu stehen. Denn es ist die höchste Zeit, daß wir Christen zu der Klarheit des Verständnisses kommen, welche die Entschiedenheit des Vorgehens erst ermöglicht,

aber dann auch fordert — und zwar, wie v. N. schön schließt, dann aus der christlichen Entschiedenheit von Glaube, Liebe, Hoffnung heraus zu einer bestimmteren Herausbildung des Reiches Gottes.

* * *

Anmerkung des Herausgebers.

Die Ausführungen meines Freundes W., die mir die Redaktion vor dem Abdruck freundlichst hat zugehen lassen, haben mich in meiner Stellungnahme nur befestigen können. So dankbar ich für die vielfach ausgesprochene Zustimmung bin, so halte ich die Unterscheidung von Schöpfungs- und Erlösungsordnung, wie W. sie will, für verwirrend und hoffe, daß mit meiner Begründung des Gedankens der sittlichen Ordnungen und des Gesetzes der Ethik Gesichtspunkte geboten sind, die ihr weiter helfen werden, als jene — ich kann nur sagen: veralteten dogmatischen Schablonen. Besonders möchte ich den Lesern meine Begründung der Gottesordnung der Sonntagsfeier zur Erwägung empfehlen, mit der Dr. W. so unzufrieden ist. Ein mehr auf das Historische als auf das Spekulative gerichteter Recensent hätte vielleicht noch hervorgehoben, daß ich bei den einzelnen Punkten der christlichen Gesellschaftslehre (die eine Ergänzung der bisherigen Behandlung der Ethik bilden sollte) stets die geschichtliche Entwicklung der Anschauungen der Kirche über die betreffenden Fragen gegeben habe.

M. v. N.





Hilda.

Roman

von

Hugo Lubenow.

I.

Die Herbstnachtgleiche des Jahres 826 nach Christi Geburt war vorüber. Die Mehrzahl der Zugvögel hatte bereits ihren Standort verlassen, um Landstrichen zuzueilen, in denen es keinen Schnee und kein Eis gab. Unwillig vernahm der Normann über sich den Schrei des Kranichs. Unwillig begleitete sein Blick die in den Lüften schwimmende dunkle Heersäule kleiner Sänger. Er wußte, daß der Sommer diesen seinen Boten bald folgen würde. Schon mehrten sich die Schatten auf Erden. Der Weg, den die Sonne auf ihrer Fahrt zurücklegte, ward mit jedem Tage um ein weniges kürzer, und oft verbargen wallende Nebel ihren Auf- und Niedergang. Nur ein geringer Trost war es, daß die Natur zu Ehren des Scheidenden noch einmal ihre ganze Pracht entfaltete. Durch das Grün der Wiesen und Brachen zogen sich die braunen Streifen des Sturzackers, und eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Farben hüllte die Baumschläge ein, die zahlreich hie und da emporschossen. Doch mischten sich in diese Nachklänge sommerlichen Frohsinns auch schon die ersten Töne der nahenden Winterstrenge. Eine dichte Wolkenmasse, die sich nur gelegentlich und nur auf Augenblicke zerteilte, um der Sonne einen Durchblick zu gestatten, wälzte sich langsam am Himmel fort, und ein kühler Wind, der den Staub vor sich herfegte und das Wasser kräuselte, strich über die Hügel.

Am Ufer der Schlei stand ein Mann und überschaute spähend die Bucht. Er war hochgewachsen. Sein Gesicht, an dem besonders das ziemlich lange Kinn auffiel, wurde von einem dünnen Vollbart eingerahmt. Die dunklen, stark gewölbten und oft bewegten Brauen verliehen seinen Zügen den Ausdruck leichter Erregbarkeit, doch ließ zugleich der Blick seiner Augen auf einen ruhigen und überlegten Geist schließen.

Jarimar hieß der Fremde. Er stand eine Weile zögernd. Er schwankte offenbar, ob er seinen Weg fortsetzen oder zur Stadt zurückkehren sollte. Endlich entschloß er sich zur Umkehr. Er stieg zum Ufer hinab, wo der nasse Sand den Füßen einen besseren Halt bot, und ging mit gemessenen Schritten am Wasser entlang. Nachdem er eine kurze Strecke zurückgelegt, sah er in der Ferne einen Mann auftauchen, der ihm mit langsameren Schritten entgegenkam. Ein Ausdruck zufriedenen Erstaunens flog über seine Züge. Der Nahende war, wenn man von der geringeren Beschaffenheit des Stoffes absah, ebenso gekleidet wie Jarimar. Er trug wie dieser einen hellen Linnenrock,

und seine Beinkleider waren mit schmalen Binden umwunden. Nur der Kurzspeer, den Jarimar leicht in der Rechten schwenkte, fehlte dem anderen. Auch war dieser bedeutend älter als sein Herr. Sein hageres Gesicht zeigte tiefe Runzeln und sein Haar war ergraut. Jarimar begrüßte seinen Freigelassenen und Vertrauten mit aufrichtiger Freude.

„Das nenne ich pünktlich, Berthold," rief er ihn an. „Liebesleute, die eine Zwiesprache verabredet haben, können die Stunde nicht pünktlicher innehalten, als wir den Tag. Wann seid ihr angekommen?"

„Soeben, Herr. Die Ruder sind noch nicht trocken." Er neigte sich, schlug in die dargebotene Rechte ein und fuhr dann fort: „Während du nach uns ausschautest, liefen wir in den Hafen ein."

„So kommt es öfter. Was man in der Ferne sucht, liegt einem vor den Füßen. Komm und erzähle."

Er nahm seine Wanderung in langsamerer Gangart auf, und Berthold trat an seine Seite. „Ich will mancherlei von dir hören," begann jener wieder. „Also eins nach dem anderen. Aus deinem pünktlichen Eintreffen entnehme ich, daß ihr keine Unfälle gehabt habt." Er sah seinen Diener fragend an.

„So ist es," entgegnete dieser. „Dein Schiff hat sich auch diesmal als tüchtiger Renner bewährt. Es ging mit den Möven um die Wette. Dazu waren Witterung und Wind uns günstig. Wir haben die Reise so schnell gemacht, wie sie sich überhaupt machen läßt."

Das Lob, welches er dem Schiff spendete, war wohlverdient und erfreute den Hörer. Damals begleitete der Händler für gewöhnlich selbst seine Ware. Die vereinigten Obliegenheiten und Sorgen des Kaufmanns, Schiffseigners und Seefahrers ruhten auf seinen Schultern, und ein gutes Fahrzeug war seine Stärke und sein Stolz.

„Es ist mir lieb, das zu hören," erwiderte Jarimar. „Die Schiffe, die den König und sein Gefolge hierhertrugen, hatten keine so schnelle Fahrt. Kein einziges hält den Vergleich mit dem unserigen aus. Im übrigen aber ist mir die Reise nicht leid. Ich habe meine Merkpfähle wieder ein Stück weiter hinausgerückt und neue Fäden geknüpft. Die überstandenen Mühen sollen mir guten Lohn tragen. Hattet ihr Last oder seid ihr leer gekommen?"

„Wir sind leer gekommen," versetzte der andere achselzuckend. „Es fand sich keine Gelegenheit, Last zu nehmen."

„Auch gut," sagte jener gleichmütig. „Mit um so größerem Gut werden wir den Rückweg antreten. — Ist meine Mutter wohl?"

„Sie ist wohlauf. Es ist überhaupt in Stettin alles beim alten."

„Das freut mich." Ein frohes Lächeln, das seinem Begleiter nicht entging, umspielte seine Mundwinkel. Er schwankte, ob er eine Mitteilung, die ihm auf der Zunge lag, äußern oder zurückhalten sollte. Endlich stand er still, sah seinen Diener, der gleichfalls Halt machte, voll an und sagte: „Doch kann ich dir mitteilen, Berthold, daß nicht mehr lange alles beim alten bleiben wird."

„Wieso, Herr? Du machst mich neugierig, obwohl das sonst mein Fehler nicht ist."

Jarimar bestätigte die letzte Behauptung seines Dieners mit einem „Nein".

„Aber," fuhr jener fort, „wenn du selbst eine Veränderung mit solcher Feierlichkeit ankündigst, darf man wohl gespannt sein."

Jarimars Gesichtszüge kehrten zu ihrem gewöhnlichen Ausdruck zurück. „Die Sache ist einfach," entgegnete er nachlässig, indem er weiterging. „Du wirst in kurzem eine Herrin erhalten."

Jetzt war die Reihe an Berthold, stillzustehen und seinen Begleiter anzublicken. Von seinen Augen war für gewöhnlich nicht viel zu sehen. Nur ein schmaler blitzender Spalt blieb zwischen den Lidern frei. Ein Strahl herzlicher Freude brach jetzt aus denselben hervor. Er ergriff die Hand seines Herrn, küßte sie und rief aus: „Herr, ist es möglich? Worauf ich jahrelang gewartet, das soll nun zur Wahrheit werden?

Dank dir, Herr, für diese Nachricht! — Willst du glauben," fuhr er mit fröhlicher Geschwätzigkeit fort, „daß ich die Hoffnung fast aufgegeben hatte, deinen Hochzeitstag noch zu erleben? Ich wähnte, ein geheimer Vorsatz, ein unbekanntes Schicksal stände dir im Wege. Wie freut es mich, daß ich mich geirrt habe! Aber erzähle, wenn es dir gefällt. Schon deine kurze Andeutung hat mich zehn Jahre jünger gemacht."

Jarimar war bewegt. „Mein alter Berthold," sagte er, indem er seine Augen prüfend über die Gestalt seines Dieners gleiten ließ, „weißt du, was ich finde?"

„Nun?"

„Daß dir eine Verjüngung recht not thut. Es kommt mir so vor, als ob du in den zwei Monaten meiner Abwesenheit sehr welk und brüchig geworden bist."

„Ich glaub's," erwiderte jener ruhig. „Wenn die Jahre da sind, kommt's mit einem Mal und ungerufen. So rüstig wie damals, als wir, nur acht Köpfe stark, die Seeräuber in die Flucht schlugen, bin ich längst nicht mehr."

„Mann, woran erinnerst du mich!" rief Jarimar mit abgewandtem Gesicht. „Ohne deinen rechtzeitigen Schwertstreich läge ich längst mit zerstoßener Brust zwischen Sand und Wasser, und Slawina könnte einen anderen umarmen." Er hielt inne. „Wie die Eifersucht mein Blut in Wallung bringt! — Ich bin dir Dank schuldig, Berthold. Du verdienst mein Vertrauen. Doch vorher überlege dir, ob du stark genug bist, das Geheimnis, das ich dir mitteilen will, unter allen Umständen in deinem Busen verschlossen zu halten. Denn sonst beköstige ich mit deinen mageren Gliedern die Fische, denen du mich damals aus den Zähnen gerissen hast."

Unheilverkündend zogen sich seine Augenbrauen zusammen und zwei tiefe Falten entstanden zwischen ihnen. Berthold erwiderte: „Herr, du kennst meine Gewohnheit. Den Weg, der durchs Ohr geht, halte ich allezeit offen, aber der, welcher über die Zunge führt, ist wohlverwahrt. Es wird dir gut thun, wenn du dein Herz erleichterst. So wahr ich lebe, — meine Anhänglichkeit an dich ist der einzige Grund meiner Wißbegier."

Jarimars Miene blieb finster. Er sah sich um. Kein Unberufener war in der Nähe. Nichts war zu hören als das Plätschern des Wassers und das Flüstern des Röhrichts. Einige mächtige Steine lagen am Ufer. „Laß uns Platz nehmen," sagte er und fuhr, nachdem sich beide gesetzt, fort: „Was mich bisher in der Welt herumgeführt hat, ist ein doppeltes Geschäft gewesen."

„Ein doppeltes," fragte der Freigelassene befremdet.

„Ein doppeltes," wiederholte sein Herr. „Nicht allein dem Erwerb galten meine Fahrten, sondern auch einer weniger friedlichen Absicht." Er machte eine Pause, ehe er fortfuhr. „Ich will mich kurz fassen. Wen sollte es auch locken, sich mit dem Unglück seiner Eltern weitläuftig zu beschäftigen, — weitläuftiger wenigstens, als nötig ist! So höre. Mein Geschlecht stammt von der Insel Gothland. Meine Vorfahren waren dort angesehen und mächtig." Wieder hielt er inne, als sänne er nach.

Berthold nickte. „Daß du nicht von Geburt Wende bist," versetzte er, „weiß ich. Du ließest einmal eine Aeußerung fallen, aus der ich es schloß."

Jarimar nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf. „In einer stürmischen Nacht scheiterte ein Schiff an der Küste der Insel. Unter den Gefährdeten, denen es gelang, sich zu retten, befand sich ein Verwandter meines Hauses. Mein Vater nahm ihn als Gastfreund in seinen Schutz. Aber ein alter Feind unserer Familie — er hieß Arnstede — der nach dem reichen Gut des Geretteten lüstern war, erhob dagegen Einsprache. Er nannte es eine Verletzung des Herkommens. Ein heftiger Wortwechsel entstand, in den alsbald alle anwesenden Genossen hineingezogen wurden. Das Ende war, daß mein Vater der Ueberzahl weichen mußte. Er wurde zur Seite gedrängt und mußte zusehen, wie sein Freund samt seinen Leidensgefährten erschlagen wurde. — Arnstede fürchtete mit Recht die Rache meines Vaters. Er kam ihr zuvor, indem er ihn meuchlings erschlug. Die That wurde im Walde verübt. Kein Mund, der Zeugnis



hätte ablegen können, war zugegen. Dennoch zweifelte niemand daran, daß Arnstede der Schuldige war."

Die Erregung, die sich des Erzählers bemächtigt hatte, nötigte ihn, abzubrechen. Es war das erste Mal, daß die Geschichte seiner Leiden über seine Lippen ging. Alte Erinnerungen schmerzlichster Art wurden in ihm wach. Empfindungen, die er lange hatte zurückdrängen müssen, brachen sich gewaltsam Bahn. Eine Flamme unbändiger Wut umloderte sein Gesicht, seine Hände zitterten. „Mein Blut wird aufsässig," sagte er endlich, indem er sich bemühte, seine Ruhe zurückzugewinnen. Teilnehmend hing Bertholds Blick an seinen von Gram und Zorn verdüsterten Zügen.

„Höre weiter. Meine Mutter war nun nicht mehr ihrer Freiheit, ja kaum noch ihres Lebens sicher, und auch mir drohte Gefahr. Ich war damals ein zweijähriger Knabe und berufen, einst das Erbe meines Vaters anzutreten. Arnstede mußte also mein Dasein wie einen Schaden an seinem Leibe empfinden, den man nicht ohne weiteres um sich greifen läßt. Zwar lag es in seiner Macht, sich von der Blutschuld durch Erlegung eines Wehrgeldes zu lösen und eine Versöhnung herbeizuführen. Es war aber bei seiner Gesinnung nicht anzunehmen, daß er sich je so erniedrigen würde. Meine Mutter beschloß daher zu fliehen. Sie band ihren Hausschatz ein, und mit Hülfe zweier Hörigen gelang die Flucht so gut, daß unsere Feinde daheim den Ort unserer Niederlassung nicht erfuhren. Wir waren verschollen. Das war unser Glück und unserer Widersacher Unglück. Denn nun erst, nachdem wir ihm aus den Augen gekommen waren, fing Arnstede an, uns zu fürchten. Wenigstens denke ich mir das so. Ich kann mir sein Thun nicht anders erklären. Es war ja auch nicht unmöglich, daß ein anderes Glied meines Geschlechts für mich, der ich noch unmündig war, eintrat. Jedenfalls peinigte es ihn zu wissen, daß irgendwo in unbekannter Ferne ein Mensch heranwuchs, von dem er sich keines Guten zu versehen hatte, und über den er doch keine Macht besaß. Mit jedem Tag, der sich vollendete, rückte ihm die Strafe näher. Dazu kam, daß manche ihn offen beschuldigten, er habe uns entführen und irgendwo heimlich abschlachten lassen. Die Heimat war ihm bitter. Ein gerechtes Schicksal zwang ihn, dem Beispiel seiner Opfer zu folgen. Nachdem er in der Stille alle Vorbereitungen getroffen, verschwand er. Wohin er sich gewandt — ich weiß es nicht. Ich habe es nicht in Erfahrung bringen können. Daß ich ihn aber nicht vergessen habe, weißt du nun. Er ist es, auf den ich seit Jahren fahnde."

Jarimar beendete seinen Bericht. Er war seiner Erregung völlig Herr geworden. Seine Rede nahm gegen den Schluß hin den Ton ruhiger Erwägung an, so daß es scheinen konnte, als berühre die Angelegenheit ihn nur oberflächlich.

Eine lange nachdenkliche Stille folgte seinen Worten. Nichts wurde laut als die leise Zwiesprache, welche der Wind mit dem hohen Gras und dem Wasser führte. Endlich unterbrach Berthold das Schweigen, indem er ausrief: „Ich bewundere dich, Herr."

„Wieso, Berthold?"

„Deine Mitteilung überrascht mich sehr. Ich bin nun schon . . . einen Augenblick! . . . zehn . . . elf . . . ganz recht, im Frühjahr werden es zwölf Jahre. Länger als elf Jahre stehe ich schon in deinem Dienst, ich habe aber nie etwas Ungewöhnliches an dir wahrgenommen. Nichts hat mich je auf den Gedanken gebracht, daß du auf Blutrache zogst."

Der andere zuckte die Achseln und versetzte gleichgültig: „Nun ja, kann sein. Was hat es für einen Zweck, sich zu überstürzen oder sich die Tage mit leerem Groll zu verbittern! Ich habe mein Ziel immer im Auge behalten und meiner Pflicht gedacht. Aber vor nutzloser Unruhe habe ich mich gehütet."

Der Freigelassene blickte sinnend vor sich hin und sagte: „Allerdings sehe ich nun ...es anders an als früher. So habe ich mich bisweilen darüber gewundert, daß ...er Gelegenheit, Gothland anzulaufen, aus dem Wege gingst."

Jener nickte. „Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die Insel zu betreten. Nicht etwa die Furcht vor alten Feinden meines Hauses hinderte mich daran, sondern eine geheime Scheu. Möglich, daß ich dort eine Spur aufgefunden hätte, wenn ich vorsichtig und gründlich nachforschte! Es ist möglich .... wer weiß? Doch hätte es seine Schwierigkeiten gehabt."

„Ferner," fuhr Berthold fort, „begreife ich nun, warum Frauengunst dich immer wenig anzog. Wer so heiligen Dienstes zu warten hat, den lassen auch sonst begehrte Dinge gleichgültig."

„Du kannst recht haben. Trotzdem meine ich bisweilen, daß ich diesen Dienst etwas zu lau betreibe. Vielleicht wäre ich eifriger, wenn ich unter den Folgen der Vergangenheit sehr zu leiden hätte. Das ist ja aber nicht der Fall. Es ist alles gut geworden. Ich bin wohlstehend und glücklich, und ich werde voraussichtlich noch glücklicher werden."

„Mögen es die Götter geben," erwiderte Berthold. „Aber nun weiter. Du sprachst davon, daß ich bald eine Gebieterin erhalten würde."

Jarimar hob das Haupt, seine Augen leuchteten. Er stand auf. „Zur Hauptsache denn! — Wir wollen langsam weitergehen. Nachdem wir in die Treene eingelaufen waren, brach ich sogleich hierher auf. Ich fand Aufnahme in einer Familie, an die ich von einem friesischen Gastfreund gewiesen worden war. Hier sah ich sie. Sie ist die Tochter des Hauses. Drei Tage, Berthold, haben genügt, um mich gänzlich zu verwandeln, Slawina soll die Meine werden. Zwar wird es nun mit meinem Nachspüren wohl ein Ende haben. Mir wird die Zeit und die Lust fehlen, es fortzusetzen. Aber sollte ich darum dies Glück aus dem Wege stoßen! Sollte ich um das, was längst vergangen ist, meine Zukunft darangeben! Das, denke ich, können nicht einmal die Götter, noch weniger die Menschen verlangen. Meinst du nicht auch, Berthold?"

„Du begingest ein großes Unrecht, wenn du diesen Wink des Himmels unbeachtet ließest," antwortete dieser im Tone voller Ueberzeugung.

„So ist es," versetzte der Herr.

Beide hingen ihren Gedanken nach und legten eine Strecke schweigend zurück. Dann forderte Jarimar seinen Begleiter auf, ihm näheres über den Verlauf der Reise zu erzählen. Dieser gehorchte. Inzwischen erreichten sie die ersten Häuser der Stadt. Jarimar blieb stehen und wandte sich an den Freigelassenen. „Ich habe die Absicht, dem Empfang des Königs beizuwohnen, und werde also vorerst nicht zum Hafen hinabkommen. Du aber kehre sogleich dahin zurück, untersuche das Schiff und sorge dafür, daß die Schäden ausgebessert werden. Wer seine Haut wahren und seine Habe mehren will, muß vor allem sein Werkzeug im stande halten. Alsdann begieb dich nach dem Hause meines Gastfreundes Aggo. Er selbst ist abwesend, aber sein Weib wirst du antreffen. Ich habe dich bereits angemeldet. Sie wird dich erkennen, wenn du angiebst, daß du von mir geschickt bist und aus Stettin kommst, oder vielmehr aus Burstaborg; so nennen sie hier unsere Stadt. Mit dem Fortschaffen der Güter zum Schiff werdet ihr heute nicht mehr beginnen können, da Aggos Haus ziemlich weit außerhalb liegt. Aber das thut auch nichts. Uebermorgen gedenke ich abzureisen und bis dahin werden wir immer noch fertig. So leb wohl."

Sie trennten sich. Berthold setzte seinen Weg am Wasser entlang fort, während Jarimar eine Straße einschlug, welche in der Richtung zwischen Mitternacht und Abend an der Stadt vorüberführte.

II.

Die Zwistigkeiten, welche im Schoß des dänischen Herrscherhauses wüteten und das Land unaufhörlich in kriegerischer Erregung erhielten, hatten den König Harald gezwungen, sich nach Hülfe umzusehen. Das Haupt seiner Feinde war König Erich, der in Lethra seinen Sitz hatte und unwidersprochen über die Inseln gebot. Getrieben von dem Wunsche, das ganze Reich in seiner Hand zu vereinigen, bedrängte dieser seinen Verwandten, dem die Festlandsdänen gehorchten, mit Waffengewalt und Ränken. Harald, zu schwach, um seinem Gegner erfolgreich die Spitze zu bieten, suchte beim Frankenkönig Ludwig Schutz. Im Sommer des Jahres 826 begab er sich nach Ingelheim, ließ sich mit seiner ganzen Familie taufen und erkannte Ludwig als Oberherrn an. Reich beschenkt und froh, nunmehr einen mächtigen Freund zu besitzen, kehrte er darauf nach Hause zurück. Vorausgesandte Boten meldeten seine Ankunft und sagten eine öffentliche Tagung an, die in Schleswig abgehalten werden sollte. Diese Stadt, welche damals Haddeby hieß, war die bedeutendste in seinem Reich und diente ihm häufig zum Aufenthalt. Zwar bildeten die von den Inseln her eingewanderten Dänen nur einen Teil der Bevölkerung; nahezu die Hälfte der Bewohner des ganzen Gaues war sächsischen Stammes und rechnete sich teils zu den Nordalbingern, teils zu den Angeln. Aber zu gering an Zahl und zu uneinig, um einem Eroberer Widerstand zu leisten, hatten sie es sich gefallen lassen müssen, dem dänischen Reich einverleibt zu werden.

Als Stätte des Empfanges war eine Anhöhe unweit der Stadt bestimmt worden, die von einem Bestande mächtiger Bäume bekrönt war. Der Ort galt als heilig und wurde häufig zu Beratungen, Rechtsprechungen und Opferfesten benutzt. Heute waren zu Ehren des heimkehrenden Königs besondere Vorbereitungen getroffen worden. Die Mitte des Platzes bezeichnete eine alte Linde, deren Laubwerk die vorgerückte Jahreszeit bereits merklich licht und durchsichtig gemacht hatte. Mit ihren weit in die Luft hinausgreifenden Aesten beschattete sie einen Thronsessel, der auf einem niedrigen Unterbau ruhte. Letzterer war aus Balken gefügt und mit Teppichen bedeckt. Ueber ihm wölbte sich ein Zeltdach.

Als der Wende die Kuppe des Berges betrat, fand er bereits zahlreiches Volk versammelt. Er sah sich um. Ein umfassender Ausblick öffnete sich vor ihm. In sanften Wellenlinien fiel das Land zum Wasser der Bucht ab, auf deren mattgrauer Oberfläche hie und da ein Segel erglänzte. Jenseits der Flut lagerte ein dunkler Streifen, dessen Umrisse sich deutlich von der Umgebung abhoben: das eiserne Holz. Zu seinen Füßen aber dehnte sich die Stadt. Die Häuser waren ohne Ordnung durcheinandergebaut. Es sah aus, als hätte ein Riese sie aufs Geratewohl von dem Berge hinabgeworfen; wohin sie gefallen waren, da waren sie liegen geblieben. Gärten schlossen sich an die Häuser an, und in unregelmäßigen Abständen waren Baumwipfel über dem Bilde verstreut, bald einzeln stehend, bald zu Gruppen vereinigt. Zwei von den Gebäuden fielen durch ihre Größe und Bauart besonders auf. Das eine war der dem Thor geweihte Tempel, das andere die königliche Burg.

Jarimar stand noch und betrachtete die Gegend, als das Gespräch zweier Männer, die sich in seiner Nähe befanden, seine Aufmerksamkeit erregte.

„Auf keinen Fall, Iwar," sagte der eine, „ist er hier zu Hause. Zeigt dir sein Hut nicht, daß er sich auf der Reise befindet? Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß er mit dem Könige gekommen ist. Was macht es! Wer etwas wissen will, darf eine Frage nicht scheuen. Ich rede ihn an."

„Thu es, wenn du meinst."

Der erste, welcher Ingulf hieß, trat an Jarimar heran und sagte: „Nicht wahr, Freund, wir irren uns nicht; du gehörst zum Gefolge des Königs?"

Jarimar wandte ihm sein Gesicht zu und versetzte: „Ja und nein, wie du willst. Ich bin unter seinem Schutze gefahren, stehe aber nicht in seinem Dienst."

„Dann hast du aber gewiß über manches genauere Kenntnis als wir. Wir leben im Nebel der Gerüchte, und Gerüchte sind unsicher. Sie machen oft wie der wirkliche Nebel aus einem Baumstumpf einen gewappneten Riesen.“

„So ist es. Was willst du denn wissen?“

„Ist es wahr, was man hier erzählt, daß Harald die Taufe genommen hat?“

„Ja. Nachdem er bisher den Göttern Gußopfer gespendet, hat er sich diesmal selbst begießen lassen.“

„Da haben wir das Unheil, Ingulf,“ mischte sich Iwar ins Gespräch. „Wie oft hast du mich mit meinen Ahnungen genarrt! Jetzt sind sie eingetroffen. Ich habe nicht zu viel gefürchtet: und es wäre gut, wenn auch andere weniger zuversichtlich wären. Die viel hoffen, täuschen sich meistens; die viel fürchten, selten.“

Iwars Miene und der Ton seiner Stimme paßten zu seiner Bemerkung. Die Gereiztheit war bei ihm zur bleibenden Eigenschaft geworden. Er nickte, während er sprach, mit dem Kopfe und erwartete, daß die anderen seine Entrüstung teilen sollten. Das war aber nicht der Fall, wenigstens nicht in dem erhofften Grade. Vielmehr sagte Ingulf ruhig, ja mit einem Anflug von Lächeln: „Laß einmal, Iwar, wir wollen erst noch mehr hören. Zum Klagen bleibt dir immer noch Zeit genug.“ Er wandte sich dem Fremden zu. „Wie ist es denn mit dem Mönch, der den König begleitet?“

„Der Mönch ist da,“ gab Jarimar zur Antwort, „und ihr werdet ihn bald zu sehen bekommen. Ihr habt aber nicht nötig, ihn zu fürchten. Er sieht elend aus. Er sieht aus wie einer, den der Tod schon gezeichnet hat. Mich wundert, daß er soviel Umstände mit ihm macht. Und seine Kleidung paßt zu seinem Leibe. Mich dünkt, wen die Götter so schwach und unansehnlich hingestellt haben, der sollte sich nicht zutrauen, daß er in der Welt etwas ausrichten könnte.“

„Ich hoffe, die Erde wird ihn verschlingen,“ bemerkte Iwar bissig.

„Das glaube ich nicht,“ versetzte Jarimar. „Sein Anblick stimmt unwillkürlich mitleidig. Kaum wird jemand es übers Herz bringen, ihm wehe zu thun.“

Iwar fühlte sich durch die selbstbewußte Art des Wenden etwas verletzt. „Ich begreife nur nicht,“ sagte er mit Betonung, „wie jemand die Anzeichen harter Drangsal für eine Ergötzung halten und darüber scherzen kann. Mir ist es unmöglich, hier irgend eine lustige Seite zu entdecken. Erinnerst du dich, Ingulf, daß ich dir dies alles vorhersagte? Hoffentlich bist du nun klug geworden und legst meinen Ansichten künftig mehr Wert bei als bisher.“

Ingulf bewegte langsam den Kopf. „Es lag auf der Hand, Iwar, daß das Bündnis mit dem Karolinger nicht so leicht unter Dach zu bringen war. Wer eine Kuh nach Hause leiten will, braucht einen Strick, und wer fränkische Unterstützung sucht, muß sich taufen lassen.“

„Und dieser Strick,“ warf Jarimar ein, „wird für den König auch nur solange schätzbar sein, als die Kuh daran hängt.“

Iwar pflichtete ihm bei und fügte hinzu: „Aber glaubt mir, daß man uns noch manche Kuh aus dem Stalle ziehen wird.“

Ingulf wurde nachdenklich und erwiderte: „Du meinst die Abgaben, die der Franke überall, wo er Herr wird, erhebt. Vieles mißfällt mir am fränkischen Wesen, aber diese Gewohnheit muß einem freien Mann am unleidlichsten vorkommen.“

„Denkt an das,“ fuhr Iwar fort, „was bei unseren Stammesbrüdern im Mittag geschehen ist. Erst kam der Mönch, dann kam der Kriegsmann und gleich hinterher kam der Vogt. Könnt ihr es bestreiten, daß bei uns derselbe Einzug begonnen hat? Bedenkt, wie trotzig Karl in die Rechte und Freiheiten der Sachsen eingegriffen hat! Er hat die junge Mannschaft zur Kriegsfolge gezwungen. Er ordnete, daß von Feld, Viehstand und Handwerk der Zehnte an die Geistlichkeit entrichtet wurde. Sehnt ihr euch danach, ähnliches zu erleben? Stelle dir vor, Ingulf, wie dir zumute sein wird, wenn ein Fremder sich auf deinem Gehöft breit macht, als wäre er dein Herr, und

jedes Haupt Vieh und jeden Obstbaum daraufhin ansieht, wieviel Aufschlag er tragen kann. Wenn es so weit ist, dann wirst du sagen: warum sind wir dem Ruf Iwars nicht gefolgt."

Die beiden andern wagten nicht zu widersprechen und der Redner spann seinen Faden mit erhöhtem Eifer fort: „Ich kann mich auf die Meinung sehr einsichtiger Männer berufen. So äußerte neulich der junge Egbert — ihr kennt ihn ja wohl — Bernewulfs Neffe . . ." Er wartete auf Antwort.

„Ich bin hier fast ganz fremd," erwiderte Jarimar rasch.

„Aus welchem Lande bist du?"

„Ich bin ein Wende."

„Und welches Stammes?"

Jarimar überhörte die Frage und äußerte: „Ich kann dir nicht in allem beistimmen. Glaubst du, daß die Menschen, welche im Frankenland angesessen sind, sich aus allen diesen Gründen, die du aufzähltest, unglücklich fühlen? Glaube das nicht. Sie wissen viel an ihrem Land und seinen Gebräuchen zu loben. Und ich kann ihnen so unrecht nicht geben. Habe ich auch noch nicht den Rhein gesehen, so bin ich doch schon bis an die Weser gekommen. Zwar müssen sich die Menschen dort in Lasten und Beschränkungen schicken, die wir nicht kennen. Dafür ist aber dort auch manches besser und zusagender eingerichtet."

„Sollte das so sein?" rief Iwar ungläubig. Der Widerspruch des Fremden berührte ihn unangenehm.

Jetzt mischte sich ein vierter, der vor kurzem herangetreten war, in das Gespräch. Er hieß Edmund und zählte wie seine Freunde zu den Freien. „Außerdem," sagte er, „läßt sich unter allerlei Zuständen leben. Glaubst du, Iwar, daß hier noch nach einigen hundert Jahren Thal und Hügel, Haus und Flur ebenso stehen werden wie jetzt?"

Ein kurzes Lachen kam aus Iwars Mund. „Warum denn nicht? Oder es müßte denn gerade die große Dämmerung hereinbrechen. Und stehen sie nicht ebenso, so stehen sie doch ähnlich."

„Nun ja," entgegnete Edmund lachend, „ähnlich, nicht ebenso. Du trittst wider Willen meiner Ansicht bei. Sei einer noch so klug oder noch so mächtig, es giebt immer Veränderungen, die er nicht abwenden kann."

„Viel wird darauf ankommen," nahm Jarimar wieder das Wort, „wie die Führer des Volkes sich zu der neuen Lehre stellen."

„Unserer Führer sind wir sicher, denke ich," antwortete Ingulf.

„So wollen wir den Glatzkopf dem stinkenden Sklavenvolk überlassen," fügte Iwar hinzu.

Das Drängen und Rufen der Menschen machte ihrer Unterhaltung ein Ende.

III.

Zwei glänzende Züge nahten von verschiedenen Seiten dem Festplatz. Der eine kam aus der Stadt und betrat bereits den Gipfel des Berges. Hinter den Pfeifern und Paukenschlägern schritten Jungfrauen, Töchter vornehmer Sachsen und Dänen. Ihnen folgten zu zweien und dreien geordnet die auf den Ruf ihres Königs herbeigeeilten Grafen und Edlen. Sie nahmen vor dem Thron Stellung und erwarteten den zweiten Zug. Dieser kam aus dem Lager, welches der König unfern der Stadt hatte aufschlagen lassen. Er selbst, König Harald, ritt an der Spitze. Nachdem er auf sanft ansteigendem Wege die Höhe erreicht, stieg er ab. Seine nächste Umgebung folgte seinem Beispiel. Begleitet von dem Jauchzen und Rufen der Menge traten sie in den Kreis und Harald nahm seinen Stand vor dem Armstuhl. Sein Blick überflog die Köpfe der Menge, überflog die Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete. Doch spiegelte

sich dabei eine tiefere Empfindung in seinen Augen nicht. Mit dem aufgerichteten Löwen, den er als Helmzier trug, und dessen gesticktes Bild auch die Brustgegend seines Lederkollers schmückte, hatte er wenig Aehnlichkeit. Nicht Freudigkeit und Stärke erfüllten sein Gemüt, sondern Aergernisse und Sorgen; er konnte sich auch in dieser Stunde nicht von ihnen frei machen. Einen ganz anderen Anblick gewährte dagegen der Graf von Schleswig, Ethelrich, der, nachdem der Lärm verstummt war, vor den Thron trat. Von hoher Gestalt, mehr hager als stark, das einem Steinbild gleichende Haupt von schlichtem grauen Haar- und Bartwuchs umgeben, erschien er wie ein geborener Herrscher. Weithin scholl seine Stimme, als er den König also anredete:

„Das Volk der Sachsen und Dänen begrüßt seinen Herrn und heißt ihn einmütig willkommen. Wir fühlen uns gesegnet durch diesen Tag und preisen das Schicksal, das dir und uns so freundlich gewillfahrt hat. Deine Verächter sind zurückgedrängt und stehen beschämt. Dir aber trug ihr Angriff einen Zuwachs an Ansehen und Gewicht ein. Die Götter haben gesprochen und bei ihnen steht ja die Entscheidung. Gegen das, was sie für gut befinden, giebt es keinen Widerspruch. Heil dir, daß sie dir recht gegeben haben. Dir gehört der Sieg. Mögen deine Feinde sich in ihre Schande teilen. Heil dir, König Harald!"

Ein tausendstimmiges Heil stieg aus dem Schoß der Versammlung auf.

Harald entgegnete: „Ich danke dir, Graf Ethelrich, und danke euch allen. Angemessen war, was du sagtest, und gefällt mir wohl. Ja, die Heiligen haben sich zu mir bekannt, und der Ausgang meiner Sache bürgt für ihre Gerechtigkeit. Ich bin reicher an Mitteln als je zuvor. Der Ruhm des mächtigsten Herrschers der Erde leuchtet meinem Heere voran. Ich freue mich der Heimkehr und erwidere euren Gruß. Ich grüße in euch mein ganzes Dänemark. Es blieb standhaft in schwerer Zeit. Ich weiß, daß es auch in alle Zukunft mir treu und hold sein wird und der Pflicht gewärtig."

„Die Ewigen kennen unseren Schwur," sagte Ethelrich. „Mögen sie eines Eidbruchs Rächer sein!"

„Was der Mund gelobt hat, bewahrte das Herz," riefen die Edlen.

„Wer dir den Gehorsam weigert," fuhr Ethelrich fort, „der soll uns sein, als stünde er uns nach dem Leben."

„Verstoßung sei des Verräters Teil," antwortete das Volk.

„Ich freue mich eurer Huldigung," nahm der König wieder das Wort, „und will euch Antwort geben. Ein lauter Ruf weckt den Wiederhall in den Bergen Vernehmt den Wiederhall, den eure Sprüche in meiner Brust weckten: mein Sinnen ist allein auf die Beglückung meines Volkes gerichtet. Sollte ich je eine schädliche Absicht hegen, so will ich darin gern der Enttäuschung verfallen. Jeder heilsame Gedanke aber möge reiche Früchte tragen. Erwarten darf ich solche guten Früchte — ja mehr noch: ich sehe sie mit Gewißheit voraus — von einem Entschluß, der in der Fremde gereift ist, und mit dem ich euch jetzt bekannt mache. Ansgar, tritt vor. Ihr seht in diesem Mann den Priester des Gottes, dem ich diene und zu dem ich auch euch zu führen wünsche. Ich stellte ihm frei, sich einen Wohnsitz im Bereich meines Armes zu suchen und billigte es, daß er Schleswig wählte. Ich setze ihn hiermit meinem Volk zum Hirten und führe ihn euch als Gastfreund zu. Nehmt ihn vertrauensvoll auf, laßt euch für seine Lehre gewinnen und unterstützt sein Wirken. Euch alle bestelle ich zu Wächtern über ihn und zu Bürgen seiner Wohlfahrt. Sollte ihm hier Widriges begegnen, abgesehen von der Unbill der Natur, so werde ich den Thäter vor meinen Richterstuhl fordern und, falls er unbekannt ist, von der Gesamtheit Buße und Ersatz heischen. Zum Zeichen, daß ihr meine Meinung wißt und einverstanden seid, tritt vor, Graf Ethelrich, und begrüße deinen Gastfreund mit hergebrachtem Händedruck."

Diese feierliche Einführung Ansgars geschah auf ausdrücklichen Wunsch des Frankenherrschers. Vielleicht rechnete dieser darauf, daß des Königs Befehl der Thätigkeit Ansgars einen wünschenswerten Vorschub leisten würde. Vielleicht setzte er auch

in die Aufrichtigkeit der Bekehrung Haralds einige Zweifel und wollte verhindern, daß dieser durch Zurückhaltung und Gleichgültigkeit die Sache des Mönches schädigte. Aber welches auch immer Ludwigs Meinung gewesen war, Harald wagte nicht, dem deutlich ausgesprochenen Verlangen seines Bundesgenossen entgegenzuhandeln.

Eine kurze peinliche Stille folgte der Rede des Fürsten. Dann sagte Ethelrich: „Wenn du es für gut hältst, mein Herr und König, dem Fremdling dein Reich zu öffnen, so ist das genug, um ihn uns wert zu machen. Er wird also wie alle anderen, die vorübergehend hier weilen, geduldet sein und den öffentlichen Schutz genießen. Dies unter der Bedingung, daß er der Stadt Satzungen achtet und sich in Ordnung und Herkommen schickt."

Harald befand sich in einiger Verlegenheit. Er fühlte, daß die Antwort nicht mit freudigem Herzen gegeben war. Die gewundene Form, in welche Ethelrich sie gekleidet hatte, mißfiel ihm. Trotzdem hätte er gut gethan, wenn er dies übersehen hätte. Aber gewohnt, mehr aus den Eingebungen des Augenblicks heraus als nach Gründen der Klugheit zu handeln, entgegnete er unwillig: „Deine Antwort, Graf Ethelrich, mutet mich fremd und neu an. Du weichst mir aus. Du richtest an den Priester die Mahnung, sich dem Brauch zu fügen und seinen Eifer in Schranken zu halten, und stellst ihm deinen Schutz in Aussicht. Aber beides ist selbstverständlich und daher der Erwähnung unwert. Ich will mehr. Ich will, daß ihr seiner Belehrung ein gewogenes Ohr leiht und euch mit Helferdiensten um ihn bemüht. Sein eigenes Volk ehrt ihn wie einen Gott und mit seiner Stimme rechnet selbst ein starker Verbündeter. Auch erwarte ich von ihm Mehrung der Wohlfahrt meiner Unterthanen. Darum, Graf Ethelrich, zerbrich die Schale des kühlen Tones und laß uns den Kern deiner Antwort klar und ohne Zweideutigkeit sehen: ein Ja und einen Handschlag."

Lautloses Schweigen lagerte über den Gipfeln der Bäume und über den Köpfen der Menge. Aller Augen hingen gespannt an den Mienen des Grafen und an der schmächtigen, von einer dunklen Kutte umschlossenen Gestalt des Mönches, der neben dem König stand. Die Schauenden drängten herzu und stellten sich auf die Fußspitzen, um nichts von dem, was vorging, zu verlieren. Einige welke Blätter lösten sich von dem Baum, der seine Zweige über den Thron breitete. Indem sie sich langsam drehten, schwebten sie nieder und fielen zwischen den Verhandelnden zu Boden. Ein Sonnenblick brach aus dem Gewölk hervor, glitt über die Stätte und wanderte zur Ebene hinab. Da erklang wieder Ethelrichs tiefe volle Stimme. „Ich bin bereit, beides zu leisten. Aber du selbst fordertest soeben Klarheit und Unzweideutigkeit. Darum laß mich noch den Markstein bezeichnen, bis zu dem mein Einfluß reicht. Ich kann die Gesamtheit der Genossen nicht binden, noch mich für sie verbürgen, ehe ich nicht ihres Beifalls versichert bin. Was ich verspreche, steht also unter dem Vorbehalt, daß der Gau meine Meinung teilt. Somit, Freund . . . ."

Er ging auf Ansgar zu, indem er die Rechte ausstreckte. Ehe dieser aber einschlagen konnte, trat eine der Jungfrauen aus dem Kreis der Schwestern heraus und hielt ihm abwehrend die Hand entgegen. Es war Hilda, Ethelrichs Tochter. Sie trug ein einfaches weißes Gewand, über das sich ein weitmaschiges Netz von Goldfäden zog. Ein goldgestickter Gürtel hielt es zusammen. Ihren Scheitel, von dem das blonde Haar lang herabfiel, schmückte ein goldener Reif. Eine Mischung von Befangenheit und Begeisterung lag auf ihrem Gesicht und in ihrer Stimme, als sie anhub: „Möge hier nicht in Hast etwas geschehen, was vielleicht einmal Reue und Verwirrung stiftet. Vergönne mir, König Harald, auszusprechen, was ein Gott mir in das Herz giebt. Du weißt, daß dem Wikinger sein Wort heilig ist; es gilt ihm mehr als vielleicht dem Franken ein Eid. Daher thun wir, was Unaufrichtige unterlassen können: wir prüfen uns, damit nicht später das Gedränge handgemein werdender Gedanken uns Ruhe und Sicherheit raubt. Einer Fügsamkeit, die halb widerwillig ist, fehlt die Dauer. Die Stimme aber des Volkes sagt so: der Fremde dort gehört nach Herkunft und Sitte

einem Stamm an, mit dem wir bisher nur Haß getauscht haben. Auf dein Geheiß dulden wir ihn unter uns. Mehr jedoch erwarte nicht. Wir bleiben, was die Väter waren. Jenen Göttern, die ihnen so oft und so reichlich Beute und Ruhm zugewandt, gehört unser Herz. Walhallas Pforten sind geöffnet. Schaut herab, ihr Helden! Eure Enkel werden euer würdig sein."

Sie hatte dem Ausdruck gegeben, was alle fühlten und dachten. Laute Jubelrufe begleiteten sie, während sie zu den Gefährtinnen zurücktrat.

Eine Blutwelle schoß dem König ins Gesicht. Zornig schlug er den Mantel von der linken Schulter zurück und legte die linke Hand an das Wehrgehenk.

„Seit wann besteht hier der Brauch, daß Weiber mitsprechen, wenn Männer ernsthaft zu Rate sitzen? Oder versichert ihr euch immer erst des Beifalls der Frauen, ehe ihr einen Beschluß faßt?"

Er suchte nach Worten. Eilig fiel Ethelrich ein: „Vergilt nicht mit Ungunst, König Harald, was gut gemeint war . . . ."

Er wollte fortfahren, aber der König unterbrach ihn: „Das Größte steht in Frage, nämlich die Zukunft des Vaterlandes, und in solcher Stunde erhebt mädchenhafter Unverstand den Anspruch, gehört zu werden? Wie? Ein Kind will Männer lehren? Nun gut, so mag ein Säugling die Krone tragen, die Weiber sich mit dem Schwert gürten und die Männer den Sitz am Webstuhl einnehmen."

Er hielt inne und einer der Edlen, Bernewulf, ergriff das Wort: „Verachte, mein König, nicht die Gabe, mit welcher die Götter selbst das Weib ausgerüstet haben. Sie haben ihm verliehen, vieles zu vernehmen und zu erkennen, was an unseren gröberen Sinnen vorübergeht. Es begegnet uns aus der Stimme des Weibes oft der Zuspruch himmlischer Mächte. Nimm freundlich an, was die Jungfrau sagte. Es ist die Meinung des Volkes und ein Wink der Ewigen."

Ansgar hatte bisher schweigend zugehört. Obwohl er zum erstenmal in diesen Gegenden weilte, konnte er mit Leichtigkeit dem Gespräch folgen. Es herrschte damals, wenn man von den Wenden absieht, von der Donau bis zum Nordland eine Sprache. Nur mundartliche Verschiedenheiten kamen vor. Das war kein geringer Vorteil für den Fremden, und dieser freute sich, als er bemerkte, daß ihm das Verständnis der Sprache keine Schwierigkeit machte. Umsomehr aber beunruhigte ihn der unerwünschte Verlauf, den die Verhandlung nahm. Er besaß eine große Bescheidenheit und eine starke Scheu vor der Berührung mit dem öffentlichen Leben. Wohl trat er, wenn sein Amt es erheischte, mit Freimut auf. Das hinderte aber nicht, daß jedes Auftreten ihm von neuem einen Kampf kostete. Diese Furcht war nicht nur eine Folge seiner Jugend, er zählte erst 25 Jahre. Sie war auch nicht die Wirkung langjähriger mönchischer Abschließung von der Welt. Vielmehr lag sie ihm von der Geburt her im Blut. Es war ihm peinlich, das Ziel allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein; und gegen den Gedanken, in dieser zahlreichen glänzenden Versammlung seine Stimme zu erheben, sträubte sich sein ganzes Wesen. Aber was half es? Sollte einem Ausbruch der Leidenschaften vorgebeugt werden, so mußte er zum Wort greifen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Die Geister fingen an, sich zu erhitzen. Nachdem er sich vor dem König geneigt und dieser ihm das Wort verstattet hatte, sagte er: „Möge der allmächtige Gott verhüten, daß Zwiespalt und zornige Reden die Stunde meines Einzuges bei euch bezeichnen. Es müßte davon die Frucht meiner Arbeit, noch ungeboren, im Schoß der Zukunft zu Grunde gehen. Ich bitte euch also, ihr tapferen Helden, die ungestüme Wallung eures Blutes zu beschwichtigen. Mit meinem Willen soll Widerstrebenden niemals ein Druck fühlbar werden Ich ehre euren Stolz. Wohl dem Land, in welchem man der Väter Brauch und Sitte für ein teures Erbteil achtet! Möget ihr später einmal so furchtlos für die Wahrheit einstehen, wie jetzt für den Irrtum. Alles, was ich wünsche, ist also dies, daß ihr mir nicht verwehrt, mich hier aufzuhalten und

öffentlich mein Werk zu treiben. Genehmigt ihr es, so sind meine Wünsche vorläufig erfüllt und ich werde mich allezeit für euren Schuldner halten."

Ethelrich beeilte sich, die verlangte Zusage zu geben.

„Und noch eins," fuhr Ansgar fort. „Es halten sich hier einige fremde Jünglinge auf — ich meine die Geiseln, welche euer Nachbar, der Wagrier, kürzlich stellen mußte. Des Königs Hoheit schenkte sie mir. Sie sollen den Anfang einer Schule bilden, die ich um mich sammeln will. Im Fall der Beirat der Gaugemeinde . . . ."

Ethelrich winkte mit der Hand.

„Dann," begann Ansgar wieder, „kann ich befriedigt und dankbar von diesem Tag scheiden. Ich habe offene Thüren, und das genügt mir. Ob nun meine Botschaft wie das Zwitschern der Vögel verhallen oder ob sie Spuren in manchem Herzen hinterlassen wird, das steht bei dem, welchem schon mancher stolze Geist sich zum Dienst ergab."

Er neigte sich vor dem König und trat zurück. Die Gefahr war beseitigt und die Gemüter beruhigten sich rasch.

Der König gab das Zeichen zum Aufbruch. Alle begaben sich in feierlichem Zuge in die Stadt, woselbst ein großes Gelage den Tag beschließen sollte.

Während sie den Hügel hinabschritten, vernahm Jarimar, wie Iwar sich an Ingulf mit einer Frage wandte. Dieser erwiderte: „Wie nun? Nun, das Beste steht ja noch zu erwarten, und ich bin willens, ihm alle Ehre anzuthun. Im übrigen aber bin ich wohl zufrieden."

„Und ich bin sehr beunruhigt," entgegnete Iwar. „Der Mönch hat einen leichten Sieg davongetragen und wir sind die Geschlagenen. Wir müssen uns sammeln, Ingulf, und das Volk zum Widerstand aufrufen. Es gilt einen Kampf auf Leben und Tod."

„Jedenfalls," warf Edmund ein, „werden wir von heute an mancherlei Neues hören und sehen. Ob es besser oder schlechter ist als das Alte, muß die Zukunft zeigen."

Der Wende stimmte im stillen zu. Er hörte noch, wie Ingulf in seiner leichten Weise sagte: „Wir wollen dem Zuge folgen. Bier und Met wird in Strömen fließen. Wir wollen uns ans Ufer setzen und schöpfen." — Dann riß das Gedränge der Menschen sie auseinander.

IV.

Die Burg zu Schleswig umfaßte mehrere Gebäude, deren größtes das königliche Wohnhaus war. Vor den übrigen aus Holz oder Lehmwerk bestehenden Häusern der Stadt zeichnete es sich hauptsächlich dadurch aus, daß seine äußeren Mauern aus Feldsteinen aufgeführt waren. Es hatte zwei Stockwerke. Die Räume des oberen dienten hauptsächlich zur Unterbringung des Hofgesindes. Einen großen Teil des Erdgeschosses nahm die Halle ein, die, auch wenn der König abwesend war, bisweilen zu Beratungen und Gastmählern benutzt wurde. An dies Hauptgebäude stieß in einem Winkel das Haus des Grafen Ethelrich. Stallungen und Speicher bildeten die beiden anderen Seiten des großen Geviertes, als das der Hofraum sich darstellte.

Während die Halle vom Lärm der Zechenden ertönte, ging es im Hause des Grafen Ethelrich desto stiller her. Hier saßen zwei Menschen beisammen, die nach größerer Gesellschaft kein Verlangen trugen. Es waren Hilda, die Tochter des Hauses, und Edwin, der Sohn des sächsischen Edlen Osbern. Sie hatten sich in der einen Ecke des ziemlich großen Gemaches niedergelassen. Ein Feuerbecken, das in ihrer Nähe stand, übergoß sie mit seinem flackernden Licht. Hell hoben sich ihre jugendschönen Gestalten vom dunklen Tafelwerk der Wand ab, während das entgegengesetzte Ende des Zimmers im Schatten lag.

Edwin, der einer der Begleiter des Königs auf seiner Reise nach dem Frankenreich gewesen war, gab Kunde von seinen Erlebnissen und von den Wunderwerken der Ferne. Er berichtete von dem Strom, der sie ans Ziel getragen und nachher wieder zurückgeführt hatte. Auf den Hügeln und Bergen, die sich um seinen Lauf drängen, baut man die süßen Beeren, aus denen der Wein bereitet wird. Er erzählte von Waldungen, die über weiten Strecken rauschten und von jagdbarem Wild aller Art wimmelten. Der König lag oft wochenlang in ihnen dem Weidwerk ob. Wie anders mußte dort die Welt aussehen, als um Schleswig herum, wo es keine zusammenhängenden Forsten gab! Er erzählte von hohen steinernen Schlössern, die eine Unzahl von Zimmern und Gängen in sich bargen. Allerlei neues und kostbares Hausgerät hatte er kennen gelernt, allerlei Bequemlichkeiten genossen, von denen der Nordländer nichts wußte. Er erzählte von dem Schiff, welches der Erzbischof von Köln dem König für die Heimfahrt zur Verfügung gestellt hatte. Es besaß mehrere gut eingerichtete Kammern, in denen man wie auf dem Lande wohnen und leben konnte.

Ein Liebender hat es leicht, die Aufmerksamkeit der Geliebten rege zu erhalten. Mit Spannung hing Hildas Auge an dem offenen frischen Gesicht des jungen Mannes, während sie seinen Schilderungen lauschte. Vielleicht aber freute sie sich mehr an dem Ton seiner Stimme, die sie seit so langer Zeit nicht vernommen, als an dem Inhalt seiner Beschreibungen. Anknüpfend an das, was er vorher geäußert, fuhr er fort: „Trotzdem hat mich im Frankenreich der Gedanke an die Heimat auf Schritt und Tritt verfolgt. Ich habe viele Ueberraschungen erfahren, und viele Ergötzlichkeiten bereitete man uns. Aber sie waren nicht stark genug, die Vergangenheit auch nur auf wenige Stunden aus meiner Seele zu verdrängen. Ja überall knüpfte mein Herz an das Gegenwärtige die Fäden der Erinnerung. Wenn die Ulmen vor meinem Schlafzimmer rauschten, vernahm ich den Ton der Brandung. Im kühlen Nordwind, der mein Gesicht streifte, spürte ich Wasserduft. Und wenn in den Frauengemächern Gesang erscholl, hörte ich deine Stimme heraus. Alle meine Sinne standen wie eilfertige Zwerge im Dienst der Sehnsucht und trugen ihr unaufhörlich neue Nahrung zu."

Mit gesenkten Blicken und mit einer Sammlung, als sei der Verlust auch nur eines einzigen Wortes ein nicht wieder gut zu machendes Unglück, hatte die Jungfrau zugehört. Jetzt hob sie die Augen und entgegnete: „Mein einziger Edwin, wie froh bin ich über deine Worte! Wie freut es mich, daß wir in unseren Erfahrungen übereinstimmen! Auch meine Liebe zu dir ist unverändert geblieben. Ja sogar . . . ." Sie stockte.

„Ja sogar? Bitte weiter!" drängte Edwin in fröhlicher Erwartung.

„Sogar hat die Sorge mein Herz noch fester an dich gebunden," sagte sie mit leichtem Erröten.

„Welche Sorge, Geliebte?" fragte Edwin.

„Welche Sorge! So fragt ihr, denen die Liebe nur eine Abwechslung ist nach den Freuden des Waffenspiels und der Metbank. Sie ist eins von den Dingen, die euch beschäftigen. Sie ist euch eine Unterhaltung neben anderen. Wir aber leben von ihr. Ohne sie sind unsere Tage leer. War es unmöglich, daß du am fränkischen Wesen Gefallen fandest, oder dort weibliche Eitelkeit dir eine Schlinge legte? Nicht wenige zieht das Neue mehr an, als das Gute."

„Du hast wohl recht. Es verleugnete schon mancher Heimat und Geschlecht. Wer aber einen solchen Führer im Herzen hat, wie ich, der findet immer wieder nach Hause."

„Darauf vertraute ich, mein süßer Edwin."

„Weißt du, welche Entdeckung ich gemacht habe?"

„Nun?"

„Eine zeitweise Trennung ist für die Liebe dasselbe, was das Schlachtfeld für die Tapferkeit ist. Unechte Liebe besteht die Probe nicht. Meine Liebe aber ist in der

Ferne noch gewachsen, und dadurch, denke ich, hat sie sich als echt erwiesen. Ist das nicht so?"

Er schwieg und sah sie an, als erwartete er eine Bestätigung aus ihrem Munde. Diese blieb aber aus. Hilda sprach nicht und nickte nicht; sie saß in Gedanken versunken. „Du schweigst?" fragte er. Plötzlich fuhr ein Blitz des Verständnisses über seine Züge. „Ich verstehe dich. Du meinst, ein Versuch sei ausreichend. Meine arme Hilda. Dein Schmerz kann nicht größer sein als meiner. Wie bedauere ich es, daß unser Zusammensein diesmal nicht viel mehr sein wird als ein kurzer Gruß. Wie gerne würde ich diesem Tage die Dauer eines Jahres verleihen, wenn ich könnte. So aber müssen wir uns damit trösten, daß er eine Vorfreude späteren, dauernden Glückes ist."

„Wann setzt der König seine Reise fort?" fragte Hilda.

„Nach einigen Tagen vielleicht. König Ludwig hat ihm eine Herrschaft im Gebiet unserer nordalbingischen Nachbarn zum Geschenk gemacht. Ich glaube, sie heißt Siek. Er will dort den Winter über verweilen."

„Aber warum denn? Warum bleibt er nicht hier?" Sie sah aus, als sei sie ernstlich böse auf ihn. Edwin blickte nachdenklich zu Boden.

„Er wird seine Gründe haben. Weißt du, was ich glaube?"

„Nun?"

„Er fürchtet die Tücke seines Feindes, er fürchtet einen neuen Angriff. Wenn er hier bliebe, so könnte König Erich das als eine Herausforderung deuten, und diesen Schein will Harald vermeiden. Freilich fragt es sich, ob diese Vorsicht nicht übertrieben ist. Erich erkennt in ihr vielleicht Anzeichen von Furcht und geht nun erst recht mit neuen Gewaltthaten vor. Doch ist es auch möglich, daß Ludwigs Warnungen und Drohungen ihn im Zaum halten. Er hat Gesandte nach Lethra geschickt."

„Dieser unglückselige Zwiespalt!" rief Hilda schmerzlich bewegt aus.

„Mein Vater will durchaus, daß ich den König begleite. Meine Ungeduld trägt schwer an diesem Befehl. Auch er selbst freilich, der König, ist mir gewogen und zieht mich den Genossen vor. Was bleibt mir also übrig, als zu gehorchen?"

Man merkte es ihm an, daß es ihm nicht leicht wurde, zu gehorchen. Er war niedergeschlagen. Hilda suchte ihn zu trösten. „Du hast recht, Edwin. Auch diese Zeit wird vorübergehen. Wie weit ist aber Siek von hier entfernt?"

„Vier bis fünf Tagereisen."

Hildas Gesicht hellte sich auf. Edwin ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie erwiderte seinen Händedruck und sagte: „Wir sind ja auch noch jung und wollen der Hoffnung leben, nicht der Furcht. Liegt das Leben ja doch auch noch vor uns! Was kann uns nicht noch alles aufgespart sein! Bisweilen denke ich an die kommende Zeit und ein Schauer der Freude überläuft mich dann. Der Berauschte erlebt ja wohl in seinen Träumen viel Glück und Ueberfluß. Aber rückt uns nicht mit jedem Tage ein noch viel größerer Ueberfluß wirklich näher? Ich sehe uns dann beide in einem Garten wandeln. Bäume und Sträucher säumen unseren Weg und bieten uns Blumen und Früchte, die nur darauf warten, gepflückt zu werden. Ein großer Glanz, der auch durch das Feste hindurchscheint, umwogt uns wie das Meer. O die Welt ist schön über alle Maßen, und wir wollen glücklich auf ihr sein, nicht wahr, mein Edwin?"

„Ja, du Holde, wir wollen glücklich sein, so glücklich, daß alle uns beneiden sollen, und spätere Geschlechter unsere Namen als Sprichwort im Munde führen sollen!" rief Edwin, indem er sie bewundernd ansah.

„Und unsere größte Freude wird allezeit sein, daß wir uns gemeinsam freuen können, daß wir zusammen gehören. Wir gehören ja auch zusammen, nicht wahr, Edwin? Wir gehören zusammen wie die Sonne und das Auge. Das Auge hat sein Leben von der Sonne, und die Sonne ist für das Auge da, und man kann sie nicht auseinanderreißen."

Edwin, von seiner Empfindung überwältigt, fiel vor ihr nieder: „Und sollte je ein treuloser Gedanke meines Herzens Meister werden, so möge er sich in Gift verwandeln und mich verzehren."

Hilda strich ihm über das Haar und entgegnete: „Alles andere, nur dies beides nicht. Warum sprichst du so Schreckliches, mein Geliebter? Ich liebe dich und bin deiner Liebe gewiß und froh." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Steh auf, mein bester Edwin. Es ist Zeit, daß wir uns trennen. Morgen sehen wir uns wieder. Ich bitte dich: steh auf und sei nicht traurig. Hörst du nicht, daß Gitta im Vorhaus herumlärmt. Ein Stier, der sich im Stall losgerissen hat, ist nicht geräuschvoller." Sie lachte laut und herzlich. „Doch soll dieser Vergleich keine Kränkung für sie sein. Sie meldet uns auf diese Art ihre Nähe an und ihre Absicht, den Kopf durch den Vorhang zu stecken. Kann jemand das mit mehr Schonung thun als sie?"

Edwin stand auf und lachte gleichfalls. „Wir haben auch keine Ursache, sie zu schelten. Sie meint es gut mit uns, und wir thun klug, uns in ihrer Gunst zu erhalten. So leid es mir ist, — aber wenn sie sagt, daß es Zeit ist, dann ist daran nicht zu zweifeln."

Er stellte sich vor der Geliebten hin und nahm ihre Hände in die seinen. „Du wirst also morgen dem Gastmahl beiwohnen?" fragte er.

„Ja. Mein Vater hat seine Zustimmung erteilt und mich der Mutter des neuen Grafen von Ripen als Schützling übergeben. Doch geschieht ihr damit auch ein Gefallen, da sie sonst hier ohne Freunde ist."

„Das ist löblich. Ich freue mich sehr darauf, nicht um der Vielen willen, die da zusammenkommen werden, sondern weil wir beide dann ein Geheimnis haben, von dem die anderen nichts wissen."

Er war der Ueberzeugung, daß erst wenige Menschen von seiner Liebe zu Hilda Kenntnis hätten. Auch meinte er, es sei möglich, daß ein Liebespaar in einem größeren Kreis verborgen bleiben könnte. Hilda sah ihn mit einem fröhlichen Lächeln an, sagte aber nichts. Edwin küßte sie und verließ das Gemach.

V.

Am nächsten Morgen unternahm Ansgar mit seinem Begleiter und Ordensbruder Autbert einen Gang durch die Stadt, um sich einen Ueberblick über den Ort, der ihnen für die nächste Zukunft zum Aufenthalt dienen sollte, zu verschaffen. Begreiflicherweise folgte ihnen auf ihrem Wege die Aufmerksamkeit der Begegnenden. Doch wagte niemand, sie durch Schimpfreden oder auch nur durch spöttisches Lachen zu kränken. Sie hatten es der Gunst des Königs zu danken, daß keine Aeußerungen des Aergers laut wurden. Wohl aber konnten sie aus den Mienen ersehen, daß die Gesinnungen, welche man ihnen hier entgegenbrachte, nicht solche des Wohlwollens waren. Mancher Blitz des Hasses traf sie. Kopfschütteln der Verwunderung und zornige Geberden nahmen sie wahr. Dem Wikinger galt die kriegerische Ehre als die höchste; nur die unterste Schicht der Bevölkerung, die der Hausfklaven, ging für gewöhnlich waffenlos. Körperkraft, Tapferkeit und Freiheitsliebe waren die Eigenschaften, vor denen er Achtung hatte. Die beiden Mönche aber trugen weder Schwert noch Speer. Auf besondere Ehren erhoben sie keinen Anspruch und schienen sie keinen Wert zu legen, und ihr Aeußeres wies die Spuren der ihnen gewohnten Nachtwachen und Kasteiungen auf. Dies letztere war namentlich bei Ansgar der Fall. Sein zartes, bartloses Gesicht sah über der braunen Kutte sehr blaß und kränklich aus. Nur die großen sprechenden Augen, die von dunkler Farbe waren, zeugten von dem regen Geist, der in diesem gebrechlichen Leibe wohnte.

Sie erreichten den Platz, auf welchem am vergangenen Tage der Empfang stattgefunden hatte, und ließen ihren Blick über die Gegend wandern. Die Wolkendecke war

verschwunden. Trotzdem war von der Sonne noch nichts zu sehen, da in der Richtung, in welcher sie aufgegangen war, eine dichte Nebelbank stand. Auch über den Wiesen und Feldern lagen noch hie und da Dunststreifen. Doch thaten diese Zugaben der Freundlichkeit des Bildes keinen Eintrag.

„Hier läßt sich wohl leben," sagte Autbert halb für sich. Ansgar antwortete nicht. Vielleicht hatte er den Ausruf nicht gehört. Er stand in anbetende Betrachtung versunken, und es war zweifelhaft, was ihn mehr beschäftigte, der Anblick, der sich ihm bot, oder die Gedanken, die durch denselben in ihm geweckt wurden. Autbert, der seines Freundes Art kannte, hütete sich, ihn zu stören. Endlich begann dieser selbst die Unterhaltung, indem er sagte: „So oft ich ein einsames Gehöft sehe wie jenes dort, regt sich in mir immer wieder eine alte, nie ganz besiegte Sehnsucht."

„Welche Sehnsucht?" fragte sein Gefährte.

„Die Sehnsucht nach einem stillen zurückgezogenen Einsiedlerleben. Sie hat mich von dem Augenblick an, da ich den Entschluß faßte, mein Leben Gott zu weihen, nie verlassen. Aber es scheint, als ob ich nicht dazu kommen sollte, die Erfüllung dieses Wunsches zu erleben. Ja, ich ahne, daß ich ihn mein Leben lang haben und ihn nie ins Werk setzen werde. Ach, Autbert, wie schön müßte es sein, abgeschieden von der Welt, unverworren mit ihren Händeln, ganz den Büchern und der Andacht leben zu können! Wie beneide ich diejenigen, denen der reiche Gott ein solches Los beschert."

„Ich kann diesen Wunsch wohl begreifen," erwiderte Autbert. „Alle heiligen Männer haben die Einsamkeit als ihre größte Lehrmeisterin gepriesen."

Ansgar schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Doch tröstet mich immer noch dies, daß der äußere Zustand allein es nicht macht. Ich habe manche Hütte angetroffen, die mich so lieblich dünkte, wie das krystallene Himmelreich, wo Gottes oberstes Gesinde wohnt. Bei genauerem Zusehen aber erfand es sich, daß sie gar nicht ein Ort des Lobgesanges war. Leidenschaften und Zank wirbelten so viel Staub auf, daß das ewige Licht nicht durchbrechen konnte. Ist es nicht das eigene Herz, welches uns schon auf der Erde Himmel und Hölle verschafft?"

„Auch meine ich," entgegnete Autbert, „daß man Gott verschiedentlich dienen kann. Ich will diejenigen nicht tadeln, welche sich der Beschaulichkeit und Weisheit befleißigen. Aber ich glaube, daß das Werk, welches du auf deine Schultern genommen hast, verdienstlicher ist."

„Es ist wahrscheinlich, daß es mich nicht lange an einem abgeschiedenen Ort gelitten hätte. Es würde mich bald wieder zu den Gotteskindern zurücktreiben. Uebrigens aber darfst du nicht von Verdienst sprechen. Wir sind alle vor unserem Herrn unnütze Knechte."

„Das ist wohl wahr. Aber im Vergleich darf man doch wohl von Verdienst sprechen. Du hast etwas gewagt, was kein anderer so leicht mitthut. Denke nur daran, wie sie dich gewarnt, wie sie dir abgeredet haben. Sie thaten so, als wären die Menschen hier halbe Tiere, nicht zugänglich der Belehrung und Erziehung, nur gut genug, mit dem Schwert getötet oder etwa noch mit Ruten zur Arbeit und Ehrbarkeit gezwungen zu werden. Einer wußte sogar, daß sie Pferdefüße haben; ein alter Seefahrer vermeldet es in seinem Buch. Und was für Narreteien brachten sie über das Land vor. Dichte Nebel halten es vor der Sonne verschlossen, und die Anfuhrt ist so dick, daß die Schiffe stecken bleiben. Und mit diesen Fabeln halte nun die Wahrheit zusammen." Er machte eine Handbewegung, als forderte er Ansgar zur Betrachtung der Landschaft auf. „Kann es einen größeren Gegensatz geben?"

„Es ist zum Verwundern, daß solche Märlein Glauben finden," versetzte Ansgar. „Es ist aber auch zum Bedauern, Bruder Autbert. Welche Wirkung haben sie, oder gar welchen Zweck? Sie dienen der Christenheit als Vorwand, um sich ihrer Pflicht zu entziehen, um dem erbarmungsreichen Heiland die Nachfolge zu versagen. Wie träge ist doch das menschliche Herz, wenn es sich um das Himmelreich handelt! Manch

fränkischer Kaufherr, durch Gewinn gelockt, hat diese Küsten schon betreten, während die Kirche müßig steht."

Autbert wollte diesen Tadel nicht in seinem ganzen Umfang gelten lassen und antwortete: „Doch gehört eine besondere Gabe und Freudigkeit dazu, das gefährliche Amt eines Lehrers der Heiden auf sich zu nehmen. Wen sollte es reizen, sich dem Haß wütender Menschen auszusetzen und sich selbst als Ziel böswilliger Angriffe hinzustellen? Wärst du es nicht gewesen, Bruder, der mich beredete, einem anderen zu folgen hätte ich schwerlich den Mut gefunden."

Beide schwiegen eine Weile. Die Nebelwand war gesunken und ein goldener Glanz durchflutete den Luftkreis. Ansgar zeigte mit der Hand auf das leuchtende Gestirn und sagte: „Wo eine Sonne ist, da gehen Strahlen von ihr aus. Wäre überall in der Christenheit der rechte Gehorsam vorhanden, so würde es nicht an den nötigen Werkzeugen zur Ausbreitung des Glaubens fehlen."

Sein Begleiter stimmte ihm bei.

Sie kehrten zur Stadt zurück, indem sie auf dem Wege ihre Gedanken über das mannigfache Neue, das ihnen aufstieß, miteinander austauschten.

Der weite Platz vor der Burg, den sie bald darauf erreichten, bot ein Bild regen Treibens dar. Auf die Anwesenheit des Herrschers deutete schon der königliche Schild, der in der Nähe des Thores an einem Pfahle ausgesteckt war. Die Edlen und Freien des Gaues leisteten während des Tages abwechselnd vor demselben Wachtdienst. Ferner wurde man vielfach fremder Söldner ansichtig. Amtsleute, Bürger und Leibeigene gingen ab und zu. Gruppen von Menschen standen herum und unterhielten sich. Einige hatten irgend welche Angelegenheiten mit dem König oder seinen Bediensteten zu besprechen und warteten auf die Stunde des Zutritts. Andere wieder hatte die Neugierde hergeführt. Seitwärts hielt eine Reihe von Wagen und gab ihre Fracht an die Speicher ab. Diese bestand zum Teil aus Reisevorräten und Erzeugnissen des Auslands, zum Teil aus Lebensmitteln und Zeugstoffen, die von den umwohnenden Landleuten geliefert wurden.

Autbert begab sich in eins der Nebengebäude, in welchem sein und Ansgars Eigentum vorübergehend untergebracht worden war. Da man im Frankenreich eine geringe Meinung von den Zuständen des Nordens besaß, hatten die beiden Mönche für alle Bedürfnisse, so gut es anging, Fürsorge getroffen. Sie führten Geräte fürs Haus und für den Gottesdienst mit sich, dazu Gewänder, Bücher und Zelttuch. Auch ein tragbarer Altar befand sich in ihrem Besitz; sie wünschten, in ihren amtlichen Verrichtungen von den Launen des Zufalls unabhängig zu sein. Es galt jetzt, alle diese Dinge auszupacken und für den Gebrauch fertig zu machen, und diese Arbeit war es, die Autbert in Angriff zu nehmen beabsichtigte. Ansgar dagegen lenkte seine Schritte zum Gemach des Königs und ward sogleich zu ihm gelassen.

Harald saß zwischen dem Fenster und dem Tisch in einem Faltstuhl. Das seidene Schulterkleid, welches er über dem Koller trug, war ein Patengeschenk des Frankenkönigs. Er erwiderte den ehrfürchtigen Gruß des Mönches mit einer Neigung des Hauptes. Sein rundes Gesicht umrahmte ein dünner Vollbart. Er hatte die Gewohnheit, bisweilen mit beiden Händen an demselben langsam herabzufahren, als ob er ihn glatt streichen wollte. Es war diese Geberde ein Ausdruck der inneren Unruhe, die ihn nicht gar selten überfiel. Auch jetzt ruhte eine Wolke des Mißmuts auf seiner Stirn und seine Augen blickten unlustig. Entweder hatte er vor kurzem einen Verdruß gehabt oder aber das Bewußtsein der üblen Lage, in der er sich befand, bedrückte ihn. Ehe der Gast noch Zeit hatte, irgend eine Aeußerung zu thun, redete der König ihn an.

„Ich habe mir die Sache mit dir überlegt, Ansgar, und sie nach allen Seiten hin reiflich erwogen. Ich kann mir denken, weswegen du kommst. Es werden mehrere Anliegen sein, die dich zu mir führen."



Ansgar beantwortete seinen fragenden Blick mit einer leichten Neigung des Hauptes. Er wollte sprechen, aber der König hob die Hand und fuhr fort: „Nun gut. So will ich dir vorher einen Rat geben, der mir unter den vorliegenden Umständen als der beste erscheint. Du kannst ihn annehmen oder ablehnen. Zu einem Befehl glaube ich nicht berechtigt zu sein, da ein solcher früheren Abmachungen widersprechen würde. Dir aber einen guten Rat zu geben, können sie mich nicht hindern. Glaubst du, daß du hier viel ausrichten wirst? Ich glaube es nicht. Du wirst es auch nicht glauben. Wohl aber ist es möglich, daß man dir hier Aergernisse bereitet, ja Nachstellungen, die dir gefährlich werden können. Welche Stimmung hier herrscht, hast du gestern gesehen. Mein Rat ist also dieser: komm als mein Hauskaplan mit nach Siek. Wenn du das thust, gehst du vielen Verwicklungen und Schwierigkeiten aus dem Wege."

Dem Hörer gelang es nicht, sein Erstaunen über diesen unerwarteten Vorschlag ganz zu verbergen. Er entgegnete: „Aber, Herr, du hast mich gestern hier eingeführt und deine Unterthanen verpflichtet, mich als Gast deines Reiches anzusehen. Was würden sie denken, wenn wir nun thäten, als wäre dies alles nicht geschehen? In dieser Weise darf ich die heilige Sache, die ich vertrete, nicht bloßstellen. Würden sie nicht annehmen müssen, daß unser veränderter Entschluß die Folge ihres Widerstandes sei, daß er der Furcht entspringe? Aber auch dies alles beiseite gelassen: nicht als Kaplan deiner Hoheit habe ich die Reise angetreten, sondern als Lehrer deines Volkes. Ich habe mir diesen Beruf unter viel Sorgen und Gebeten abgerungen. Es ist mir heiliger Ernst mit der Absicht, das Kreuz hierherzutragen. Ich würde mir selbst und meinem Heiland untreu werden, wenn ich jetzt einen Seitenweg einschlüge. Und auch mein königlicher Gönner daheim würde mein Verhalten nicht verstehen."

Voll Ungeduld hatte der König zugehört. Seine Bewegungen waren einige Male derart, daß man meinen konnte, er werde im nächsten Augenblick den Redner unterbrechen. Doch ließ er ihn zu Ende kommen und sagte dann: „Es sind ja in dem, was du sagst, einige Körner Wahrheit. Gewiß, gewiß! Man schlägt nicht ans Thor, wenn man nicht die Absicht hat, einzutreten, und mein Freund, König Ludwig, hat große und lobenswerte Gedanken. Dennoch frage ich: warum willst du dich dazu verdammen, etwas Unnützes und Ueberflüssiges anzufangen? Stelle dich mit der Axt ans Ufer, schlage ins Wasser hinein und siehe zu, ob es dir gelingt, die Fläche zu spalten! Ebensowenig wird es dir gelingen, mit deinen Reden hier irgend einen Menschen zu dir herüberzuziehen."

Sein ganzes Aeußere atmete Unwillen. Er machte eine verächtliche Handbewegung und warf sich im Sessel herum. Wie konnte jemand für möglich halten oder sich zutrauen, auch nur einen einzigen Dänen ohne andere als friedliche Mittel zu bekehren! Ansgar antwortete ihm mit gewohnter Sanftmut. „Ich bitte deine Hoheit, zwei sehr verschiedene Dinge auseinanderzuhalten. Das eine ist der Auftrag, den ich empfangen habe. Diesen Auftrag führe ich aus und sehe dabei weder rechts noch links. Das andere ist der Erfolg meiner Arbeit. Diesen habe ich nicht in meiner Hand. Kein Mensch hat den Erfolg in seiner Hand."

„Aber alles, was der Mensch thut, thut er doch um irgend eines Nutzens willen."

Ansgar hielt es nicht für angebracht, eine längere Auseinandersetzung über diese Frage zu beginnen, und antwortete daher nur: „Was man im Namen Gottes anfängt, das verläuft gewiß nicht ungesegnet. Was liegt daran, wenn ich selbst das Aufgehen der Saat nicht mehr erlebe! Verloren ist sie darum doch nicht."

Der König sah ihn verwundert an. „Du hegst also doch die stille Hoffnung, daß deine Bemühungen einen Zweck haben und diesen Zweck erreichen werden?"

„Diese Hoffnung habe ich."

Harald schwieg einen Augenblick. Er stützte das Kinn in die Hand und sah zum Fenster hinaus. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher der Mönch ans Werk ging, nötigte ihm Achtung ab. Er beneidete ihn im stillen darum. Endlich nahm er wieder das

Wort. „Trotzdem mag ich meinen Plan nicht so leicht fallen lassen. Es wäre für deine Arbeit vorteilhaft, wenn ich hier bliebe. Schwerwiegende Gründe verhindern es. Du könntest mich ja nun begleiten und bei mir verweilen, bis ich, im Frühjahr etwa, wieder hierher zurückkehre, um hier für längere Zeit meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Es wäre das kein Aufgeben, sondern nur ein Aufschieben deiner Absicht. Du würdest unter meinem Schutz bald reichlich einholen, was du etwa durch dein verspätetes Anfangen versäumst."

Auch diesen Vorschlag wies Ansgar zurück „Die Leute werden mir mit weniger Mißtrauen begegnen," sagte er, „wenn sie sehen, daß ich alle äußere Unterstützung verschmähe. Außerdem aber wäre auch solch Aufschub ein Zurückweichen und würde keinen guten Eindruck machen."

„Und Autbert willst du bei dir behalten?"

„Ich habe darauf gerechnet. Wir hegen beide den Wunsch, zusammenzubleiben."

Ansgar begriff nicht recht, aus welchem Grund er sich hätte von seinem Gehülfen trennen sollen, oder was den König zu einem Wunsch dieser Art hätte bewegen können. Er fuhr fort: „Ich kann ihn bei dem Bau der Kapelle nicht entbehren. Er ist in dieser Kunst einigermaßen erfahren und soll die Zimmerer überwachen. Damit bin ich auf den ersten und wichtigsten meiner Wünsche gekommen, und ich bitte deine Hoheit, mir einen Platz zu diesem Bau anzuweisen. Auf eine Kirche will ich vorläufig verzichten. Ich habe gehört, daß auch hier das Volk das Glockengeläut fürchtet, weil es die Hausgeister verscheuchen soll. Und es verscheucht sie ja auch zusamt allem anderen höllischen Heer. Aber ich will vorsichtig vorgehen. Wozu soll ich die Menschen an ihrem wundesten Punkt berühren! Steht erst die Anbetung des wahren Gottes hier sicher, so fällt die Scheu vor dem Glockenklang von selbst. Eine Kirche also lehne ich ab, einer Kapelle aber bedarf ich dringend."

„In welcher Gegend möchtest du sie denn am liebsten sehen?"

Der Priester sann einen Augenblick nach. „Wenn ich ganz meinem Wunsche folgen dürfte, würde ich den Platz wählen, auf dem wir gestern den Tag deiner Heimkehr feierten. Vieles spricht für ihn. Er ist hochgelegen und bietet soviel Raum, daß er später auch eine Kirche, Priesterwohnungen und etwa ein Kloster oder Stift aufnehmen kann. Auch ist er nicht zu weit von der Stadt entfernt. Dazu würde er sich leicht befestigen lassen und auf diese Art den Bewohnern der Umgegend in Kriegszeiten oder sonst bei Ueberfällen eine Zuflucht bieten."

Der König wunderte sich über den scharfen Blick, den der Mönch in rein weltlichen Dingen besaß. „Ich sehe nicht," erwiderte er, „daß uns irgend etwas hinderte, dort eine Kirche zu errichten. Gefällt das Werk, welches wir betreiben, Gott wohl, so dürfen wir nicht zaghaft sein."

„Ich bin dir, mein erlauchter Herr, für das Wohlwollen, das deine Worte offenbaren, dankbar — dankbarer, als ich sagen kann. Wer auf viele Feindschaft gerüstet sein muß, freut sich zwiefach, wenn er einmal Vertrauen und Unterstützung findet. Aber wozu soll ich die Verehrer der stummen Götzen ohne Not reizen! Ich will sie schonen, auch wenn sie irren. Den Hain auf jener Anhöhe umgiebt ein Schein der Heiligkeit, und ich will versuchen, diesen Schein zu zerstören. Vielleicht wird dann später zur Wahrheit, was mir heute in Gedanken vorschwebt."

Der König hielt die Mäßigung, welche Ansgar bewies, für unverständig. Er brachte diese Ansicht auch zum Ausdruck, worauf Ansgar erwiderte: „Wer ein Streiter Christi sein will, darf keine anderen Waffen führen als die des Himmelreichs. Diese aber sind Demut und Selbstverleugnung. Der falsche Eifer will durch Zwang und Kunst rasch erreichen, was die Selbstverleugnung langsam zuwege bringt. Er verfehlt aber sein Ziel. Kein Werk besteht, wenn nicht Geduld und Sanftmut an ihm gebaut haben."

Der König dachte diesen Worten nicht weiter nach, sondern fragte, welche Stelle denn nun dem Priester passend erscheinen würde. Dieser bezeichnete eine Stelle unfern der Stadt, links von dem Wege, der diese mit dem heiligen Berge verband. Der König erklärte sich einverstanden und versprach, den Bau nach Kräften zu beschleunigen, damit das Haus, das ganz einfach und schmucklos werden sollte, noch vor Eintritt des Frostes unter Dach kam. Was die Wohnung der Mönche betraf, so wurde verabredet, daß sie den Winter über in den ihnen angewiesenen Zimmern der Burg verbleiben sollten.

Nachdem Ansgar den König verlassen, ging er die Stiege hinauf, welche in das Dachgeschoß führte, und begab sich in sein Gemach. Es war dies ein enger, niedriger Raum mit einem einzigen Fenster, das der Kleinheit des Gemaches angemessen war und sich im Giebel des Gebäudes befand. Man übersah von ihm aus einen freien Platz, den in weitem Umkreis einzelstehende Häuser begrenzten. Die Einrichtung des Zimmers war einfach. In der einen Ecke nächst der Thüre befand sich ein offener Herd. Zwischen ihm und der anderen Ecke dehnte sich eine Bank, vor der ein Tisch stand. Die gegenüberliegende Wand zeigte eine zweite Thüröffnung, welche durch einen Vorhang verschlossen war. Sie führte in die Schlafkammer, die durch zwei Bettlager nahezu ausgefüllt wurde.

Als Ansgar eintrat, fand er Autbert in der Mitte des Gemaches auf einer eisenbeschlagenen Kiste sitzend. Sein Gesicht war gerötet und er holte tief Atem. Ansgar erschrak, denn er befürchtete einen Krankheitsanfall. „Was ist dir, Bruder?“ fragte er. Die Antwort, die er erhielt, beruhigte ihn. „Der arglistige Schalk!“ rief Autbert erbittert aus. „Muß ich unter der schweren Lade einherkeuchen, während er und sein Herr, der Teufel, hohnlachend zusehen!“

„Du allein?“ fragte Ansgar entsetzt.

„Ich allein? Ach nein. Soweit reichen meine Kräfte doch nicht. Die beiden Knechte haben sich entzweit, und der eine von ihnen, der wilde Jonson mit dem tückischen Blick, will mit seinem Genossen nichts mehr zu thun haben. Da mußte ich denn seine Stelle einnehmen.“

Ansgar trat ans Fenster und stand einen Augenblick schweigend. Dann wandte er sich um und sagte ruhig: „Um ein gemächliches Leben zu führen, sind wir nicht hierhergekommen, Autbert. Du schiltst den Mann um eines Fehlers willen, den du selbst besitzest. Er und du, ihr laßt euch gleicherweise vom Bösen überwinden. Wir könnten den Trotzigen anzeigen, denn er ist uns Gehorsam schuldig. Es ist aber nicht klug, um jede Kleinigkeit Lärm zu machen. Wohlan, wir holen uns unser Gepäck selbst. Irgend ein Gutwilliger wird sich ja finden, der uns hilft.“

„Die anderen behaupteten, meine Habe ginge sie nichts an,“ entgegnete der Getadelte kleinlaut.

„Wenn Miezko uns zur Hand geht, so genügt das. Außer dieser Lade ist noch nichts hier?“ fragte Ansgar, indem er sich suchend umsah.

„Nein,“ versetzte Autbert und stand auf. „Ich habe mich eine halbe Stunde lang mit dem . . . ., mit dem Haufen herumgezankt, aber sie waren nicht zu belehren. Doch ist dies das wichtigste Stück unserer Habe. Wenn nur die Geräte nicht beschädigt sind! Die rohen Menschen gehen mit den Sachen so ruchlos um, als ob sie Raubgut unter den Händen hätten.“

„So wollen wir eilen, sie in unsere Obhut zu nehmen.“

„Halt noch! Laß mir noch ein wenig Muße! Mir fehlt noch immer die Luft.“ Er reckte sich und that einige lange Atemzüge.

„Du wirst dich wieder überhastet haben,“ sagte Ansgar vorwurfsvoll. „Daß du dich nicht mäßigen kannst trotz der üblen Folgen, die dein schwacher Körper jedesmal davonträgt. Je schwieriger und langwieriger ein Werk ist, mit um so größerer Ruhe muß man es betreiben.“

„Das ist eine gute Regel, und ich wünschte, ich könnte mich so im Zügel halten wie du dich, Bruder Ansgar. Aber wie war es beim König? Was sagte er?"

Der Gefragte besann sich einen Augenblick. „Der König ging mit großer Freundlichkeit auf meine Wünsche ein. Nur über eins habe ich mich gewundert."

„Und was war das?"

„Er redete mir zu, mit ihm nach Siek zu gehen. Ich habe ganz vergessen, ihn zu fragen, was du denn nach seiner Meinung thun solltest. Solltest du mich begleiten oder hier bleiben? Ich weiß es nicht. Mir ist das erst nachher eingefallen, wie ja überhaupt die einfachsten Gedanken meist nachträglich kommen. Aber der ganze Plan kam mir sonderbar vor."

„In der That sonderbar," warf Autbert kopfschüttelnd dazwischen, während jener hinzufügte: „Ich kann mir gar nicht vorstellen, worauf er eigentlich hinauswollte."

„Vielleicht wußte er das selbst nicht," bemerkte der andere nach einer kurzen Pause mit durchaus ernstem Gesicht und in trockenem Ton.

„Bruder, Bruder," sagte Ansgar verweisend, „du urteilst zu streng. Ich möchte nicht den Rock mit ihm tauschen. So vielen Widerwärtigkeiten und Verlegenheiten, wie sie auf ihn einstürmen, ist nicht so leicht ein Mensch gewachsen."

Sie brachen das Gespräch ab und gingen, ihr Eigentum zu holen.

VI.

Berthold hatte pünktlich den Befehl seines Herrn ausgerichtet und sich nach Aggos Haus begeben. Nach längerem Suchen und Fragen hatte er es auch gefunden und sich darüber gewundert, wie jemand sich abseits von begangenen Wegen aufbauen kann, wenn günstiger gelegene Stellen ihm zur Auswahl stehen. Da er aber nicht berufen war, den Eigentümer wegen dieser Laune zu verklagen oder zu entschuldigen, ließ er die Sache fallen. Dafür aber freute er sich des einladenden Anblicks, den die Wohnstätte bot. An den glatten Schalen des Zaunes hafteten hie und da die grünen Blätter und tiefroten Blüten der Kresse. Höher hinauf nickten die Beeren des Hollunders ihm zu, eine begehrte Speise der Vogelwelt. Ueber dem mit Rohr gedeckten Dach des Hauses aber breiteten zwei Kastanien ihre mächtigen Kronen.

Der Freigelassene näherte sich dem Thor. Doch ehe er dazu kam, anzupochen, meldete ihn schon das Geheul der Hunde an, denen der Wind die Witterung des Fremden zugetragen hatte. Eine Stimme forderte ihm Namen und Ausweis ab. Nachdem er mehrere Fragen beantwortet, ward ihm die Pforte geöffnet und er von der Hausfrau ins Zimmer geführt. Nur diese — Geva hieß sie — war daheim, wie sie dem Gast selbst kund gab. Sie empfing ihn mit gefälliger Miene, führte ihn zu dem Ehrensitz und brachte Bier. Berthold wurde mißtrauisch. Ihre Freundlichkeit hatte etwas Gezwungenes. Ueberhaupt sah sie ihm nicht so aus, als ob sie, ohne Hintergedanken zu haben, anderen ein Gutes erweisen könnte. Je vertraulicher sie also war, um so verschlossener war er. Seine Augen wurden immer kleiner und verschwanden schließlich fast ganz. Entweder bemerkte er etwas, was ihm mißfiel, oder er hatte Meinungen, die er zu verhüllen wünschte. Hinsichtlich des Labetrunkes freilich ließ er seinen Argwohn bald fallen. Sie füllte ihren Becher gewiß nicht nur darum so oft, weil sie ihn zu gleichem Thun aufmuntern wollte. Vielmehr zeigte die Rundung ihres Gesichts und Körpers, daß sie dem Getränk gern und oft zusprach. Sie berichtete, daß ihr Eheherr abwesend sei und ihre Tochter dem Einzug des Königs beiwohne. Dann begann sie Fragen an den Gast zu stellen, die sich auf die Verhältnisse seines Herrn bezogen. Berthold fand, daß er keine Ursache hatte, die Mitteilungen, die Jarimar der Alten gemacht, zu vervollständigen. Er wich aus, erging sich in allgemeinen Reden und erhob sich bald, um die Güter in Augenschein zu nehmen. Während er sie musterte,

berechnete er, wie sie sich am besten im Raum des Schiffes unterbringen ließen. Dann ging er. Als sich die Pforte hinter ihm geschlossen, murmelte er: „Sie ist eine Katze, schlau und listig. Ihre Tochter war doch zu Hause. Wer hat denn sonst mit den Walnüssen hantiert, die auf dem Brett lagen? An den Händen der Mutter wenigstens waren keine Spuren dieser Arbeit zu bemerken."

Als Geva in das Haus zurückkehrte, wurde sie von Slawina, die ihren Platz am Herd wieder eingenommen hatte, mit den Worten empfangen: „Daß du das Versteckspielen nicht lassen kannst, Mutter! Es ist dir ordentlich zum Bedürfnis geworden, irgend etwas zu verheimlichen oder die Menschen hinters Licht zu führen."

Der Ton, in welchem sie sprach, bewies, daß der Vorwurf halb scherzhaft gemeint war; Slawina kannte ihrer Mutter Art ja längst. Diese aber faßte die Worte sehr ernst auf. „Werde erst so alt wie ich bin," entgegnete sie beleidigt, „und dann gieb mir Ratschläge. In der Vorsicht kann man nicht weit genug gehen."

„Was hatten wir nötig, diesem Menschen gegenüber vorsichtig zu sein! Er hatte hier nichts zu thun als sein Gewerbe auszurichten und konnte mich immer sehen."

„Sein Gewerbe auszurichten?" fragte die Hausfrau, indem sie den Rest ihres Bieres austrank. „Sein Gewerbe auszurichten? Du vergißt ganz, daß er Jarimars Diener ist und daß ein solcher auf seinen Herrn oft großen Einfluß hat, größeren, als der Herr selbst weiß."

Ein Schatten flog über das zarte Gesicht der Jungfrau. Sie mußte daran denken, daß auch in ihrem Hause ein Diener, ein Leibeigener, großen Einfluß hatte. Von Gevas Mienen aber war der Sonnenschein, mit dem sie den Freigelassenen angesehen hatte, gewichen. Sie nahm den Wocken unter den linken Arm, setzte sich auf die Bank und begann zu spinnen. Ihre Tochter barg die aus Lindenholz gefertigten Becher, nachdem sie sie gesäubert, in der Truhe.

In dem keifenden Ton, den rechthaberische Menschen sich leicht angewöhnen, nahm die Hausfrau die Unterhaltung wieder auf, indem sie sagte: „Nimm an, daß du ihm nicht gefielst — dem Berthold nicht gefielst. Was wäre die Folge? Er würde seinem Herrn abreden. Abreden mag vielleicht zuviel gesagt sein, aber er würde ihm unbemerkt seine eigene Meinung beibringen und ihn mit leisen Andeutungen und spöttischen Mienen von dir abziehen. Und dazu ist er im stande. Glaubst du nicht, daß er dazu im stande ist? Hast du nicht seine schmalen Lippen gesehen? Menschen mit schmalen Lippen sind hinterstellig. Da muß man sich hüten und muß vorbeugen."

„Du weißt ja aber gar nicht," versetzte Slawina, „ob er überhaupt nötig hat, ihn von mir abzuziehen."

„Du bist dem Wenden nicht gleichgültig," erklärte ihre Mutter bestimmt, „das habe ich wohl gemerkt."

„Wenn das der Fall ist, und wenn er die Absicht hat, um mich zu werben, dann wird er es thun mit oder ohne Zustimmung seines Verwalters. Er sieht nicht so aus, als ließe er sich von anderen leiten."

Geva hörte aus den letzten Worten eine verletzende Anspielung heraus. „Er sieht nicht so aus? Wer sieht denn so aus, als ließe er sich von andern leiten? He, wer sieht denn so aus? Nenne mir den, der so aussieht. Was sind das für schamlose Redensarten, die du machst, du freches Ding. Du weißt doch, daß ich sie nicht leiden mag und mich über sie ärgere."

„Es lag mir ganz fern, dich kränken zu wollen," entgegnete die Tochter begütigend. „Ich habe bei meinen Worten an niemand gedacht, als an Jarimar."

„Du sprichst aber öfter zweideutig, und das ist schlecht von dir. Ich habe es nicht um dich verdient. Habe ich dich nicht losgebeten, als dein Vater dich schwächliches Geschöpf aussetzen wollte? Und das dankst du mir nun so?"

„Du bist sehr empfindlich, Mutter, und faßt darum manches anders auf, als ich es meine. Wenn ich ebenso empfindlich wäre, könnte ich dir auch manches übelnehmen.

Du sprichst sehr oft so, daß ich glauben muß, ich sei dir zur Last und du möchtest mich gerne los sein."

„Ich bin darüber ungehalten, daß du so lange zauderst. Da war der von Bornholm. Was hattest du an ihm auszusetzen? Er war reich und vornehm. Wir hätten durch ihn wachsen können. Ich hatte mir schon alles so schön ausgemalt, und nun kommst du mit deiner Weigerung dazwischen. Ich möchte wirklich wissen, was du an ihm auszusetzen hattest. Aber das kommt davon, wenn jemand Irrlichter jagt. Er war nicht zu leiden, sagst du. Ja, wer ist denn zu leiden? Und wenn nun der, welcher zu leiden ist, überhaupt nicht kommt, was dann?"

„Du weißt ja, Mutter," erwiderte Slawina mit einem Anflug von Laune, „daß mir immer noch eine Zuflucht bleibt. Kotahilts Haus steht mir offen."

„Spotte nicht, Mädchen. Wer weiß, ob du nicht wirklich einmal die Mühle drehen und den Ofen heizen mußt. Wenn du so fortmachst wie bisher, dann kann es noch einmal dahin kommen."

Es gehörte mit zu den Obliegenheiten der Sklavinnen, das Korn für den täglichen Bedarf auf der Handmühle zu zerkleinern und Brot zu backen. Namentlich das erstere war eine sehr beschwerliche Arbeit. Slawina ließ sich aber durch das ihr in Aussicht gestellte Unheil nicht schrecken, sondern antwortete: „Das wäre immer noch nicht so schlimm, wie mit dem von Bornholm unter einem Dach zu hausen."

Geva begriff diesen Uebermut nicht. Sie sah ihre Tochter zornsprühend an und rief: „Du bist fürwahr nicht zu bessern. Aber warte nur, die Strafe für deinen Unverstand wird dich früh genug treffen. Wenn es soweit ist, dann denke an mich. Und glaube nur nicht, daß ich einen Finger rühren werde, um dir zu helfen. Hast du dir die Last selbst aufgehalst, so magst du sie auch allein tragen."

Slawina schwieg, nicht niedergeschlagen, sondern hoffnungsvoll. Eine geheime Ahnung sagte ihr, daß die Drohungen ihrer Mutter nicht in Erfüllung gehen würden.

Im Laufe des nächsten Tages wurde unter Jarimars und Bertholds Aufsicht das Gut zum Schiff befördert. Die Sonne stand schon ziemlich tief, als die Knechte das letzte Mal aus Aggos Pforte gingen. Dem scheidenden Wenden wurde das Herz schwer. Er stand und sah dem Zuge nach, der sich mit überflüssigem Getöse zum Hafen hinunterbewegte. Er sah auf das Wasser hinaus, das ihn in der Frühe des nächsten Morgens dem Lande entführen sollte. Er hielt Umschau über das Land, in welchem sein Herz zurückblieb. Ja, sein Herz blieb zurück; er wußte es. Und auch Slawina, wenn anders sie in den Augen zu lesen verstand, konnte darüber nicht im Zweifel sein, obwohl er zu ihr noch nicht von Liebe gesprochen hatte. Jarimar ließ sich nicht so leicht von seinem Gefühl hinnehmen. Er prüfte und überlegte, ehe er einen wichtigen Schritt that. Vielleicht hatte gerade die Aufgabe, welche ihm sein Vater hinterlassen, die Pflicht, welche dessen gewaltsames Ende ihm auferlegte, viel dazu beigetragen, ihn bedächtig zu machen.

Er war entschlossen, bevor er fortging, das entscheidende Wort zu sprechen.

Er stand eine Weile, erwog seine Lage und ließ Vergangenheit und Zukunft an sich vorüberziehen. Dunkle Schatten, dem Schoß der Erinnerung entstiegen, bewegten sich um ihn wie ein Reigen von Geistern und bemühten sich, den gleichmäßigen Gang seiner Gedanken zu stören. Er jedoch wandte sich, um zu versuchen, ob er die Geliebte allein sprechen könnte. Aber da nahte sie ja schon. Sie ging langsam wie eine Lustwandelnde. Führte der Zufall sie her oder die Aehnlichkeit des Gefühls? Sein Herz klopfte. Er war viel unruhiger und unsicherer, als er es gedacht hatte. Er ließ sie herankommen und sagte, auf den offen stehenden Thorweg deutend: „Bald, Slawina, werden sich diese Flügel nun auch hinter mir schließen."

„Ich weiß es," versetzte sie mit gesenkten Blicken. „Bleibst du noch unser Schlafgast oder übernachtest du auf dem Schiff?"

„Ich gehe noch heute hinunter, um morgen mit dem frühesten den Anker lichten zu können. Ich habe keine Stunde zu verlieren. In dieser Jahreszeit pflegen die schönen Tage nicht allzu zahlreich zu sein. Ein ganzer Heerbann von Möven tummelte sich heute Nachmittag am Strande. Das läßt Sturm vermuten. Die Rast ist zu Ende. Es wird zum Aufbruch gerufen."

Die Jungfrau schwieg. Sie wandte sich zur Seite und ließ ihre Blicke auf dem westlichen Himmel ruhen, wo soeben die Sonne verschwand, eine regellose Schichtung glutdurchhauchter Gewölke zurücklassend.

„Glaubst du, daß ich gern gehe?" fragte er.

Sie sah ihn einen Augenblick lang voll an und erwiderte darauf: „Ich weiß es nicht. Doch, meine ich, muß es dich freuen, daß du die Heimat bald wiedersehen wirst."

„Heimat!" versetzte er achselzuckend. „Heimat! Ich habe eine alte Mutter in Stettin wohnen. Meinst du, daß das für eine Heimat genügt? Wir ehren die Alten, und die Stätte unserer Kindheit ist uns wert. Aber zur Heimat gehört doch wohl mehr. Ich habe noch niemals Heimweh gehabt. Der Reiz oder die Erwartung des Neuen war immer stärker als alles andere. Ich glaube aber, daß sich jüngst darin etwas geändert hat. Ich glaube, daß ich jetzt das Heimweh kennen lernen werde. Es wird sich aber nicht nach Stettin wenden, sondern hierher."

Seine Stimme klang vor innerer Erregung heiser, als er den letzten Satz sprach. Eine kleine zitternde Hand ruhte in der seinen. Ein in Feuer getauchtes Gesicht sah sich scheu um. Doch war kein Lauscher zu entdecken. Auch breiteten die Dämmerung und das Gesträuch einen Schleier über die Stelle, an der das Paar stand.

„Slawina," fuhr Jarimar leidenschaftlich, aber mit gedämpfter Stimme fort, „ich bin wie ein Vogel, der sich plötzlich im Garn sieht. Was hast du aus mir gemacht! All mein Freiheitsdünkel ist dahin, und ich freue mich, dein Gebundener zu sein. Es ist mir, als wäre mein ganzes bisheriges Leben mit allen seinen Gefahren und Mühen nur eine Vorbereitung auf den heutigen Tag gewesen. Es hatte keinen anderen Zweck als den, einen Wall aufzuführen, hinter dem wir nun ungestört unserer Liebe und unseres Glückes genießen können. Was ich gethan habe, habe ich für dich gethan, und nun habe ich nur noch den einen Wunsch, dich zu besitzen. Glaubst du mir, Slawina?"

Sie verbarg das Gesicht mit der linken Hand und lehnte das Haupt gegen den Zaun. Ein leiser Ton, der wie ein unterdrücktes Schluchzen klang, entrang sich ihrer Brust. Jarimar legte den Arm um sie.

„Kennst du," fuhr er fort, „die Gewohnheit des Molches? Er kriecht weiter und weiter, bis er in eines Königs Haus kommt. Dort bleibt er. Auch wir sind jetzt zu eines Königs Haus gekommen und wissen unsere Heimat: du hast sie in meinem und ich in deinem Arm."

In diesem Augenblick traten zwei Männer in das Gehöft ein; es waren Gevas Knechte. „Schließe das Thor und binde die Hunde los," rief der eine. „Es wird Nacht."

„Je nun," entgegnete der andere, „fahre nur nicht so hoch daher. Du verlierst deine Ehre nicht, wenn du mir Pflock und Hammer reichst. Vorläufig ist noch ein anderer Herr hier."

Ein Faustschlag war die Antwort. Der Gezüchtigte schickte sich an, das Thor zu schließen, indem er Flüche murmelte.

Slawina hatte mit erhobenem Haupte dem Zwiegespräch gelauscht. Jetzt entriß sie sich dem Arm Jarimars und huschte anmutig und behende wie ein Reh durch die Sträucher, deren Zweige sie kaum zu streifen schien. Bald darauf kehrte sie zurück und sagte: „Die Hunde dürfen noch nicht vom Seil. Sie sind böse und könnten dich anfallen." Sie schwieg und legte die Hände auf den wallenden Busen. „Ach, Jarimar," flüsterte sie mit abgewandtem Gesicht, „was hast du vorher zu mir gesagt? Darf ich es

glauben? Ich wünschte, es wäre wahr, obwohl es fast zu viel wäre. Wenn ich nur einen kleinen Platz in deinem Herzen habe, nicht größer als ein Rotkehlchen ihn braucht, um auf einem Zweig zu sitzen, dann ist es genug, du Lieber."

Jarimar zog sie an sich. „Ich habe nicht zu viel gesagt, meine Holde. Ich habe dir nur beschrieben, wie mir zu Sinn und Mut ist, und es war keine Uebertreibung dabei. Ich erstaune selbst über mich. Sonst schweiften meine Gedanken weithin, und Sorgen zerstreuten mich. Jetzt steht mein Gemüt immer vor dir und bleibt in deiner Nähe. Du fürchtest, das sei zu viel gesagt? Ja, wie ist es denn mit dir?"

„Von mir gesagt, ist es zu wenig," erwiderte Slawina rasch, „denn ich habe tausend Gedanken, und sie zielen alle auf dich, mein Jarimar."

„Wie es viele Tautropfen sind, aber sie sehen alle nach der Sonne," ergänzte der Wende. „Du Süße, ich danke dir für dies Geständnis." Er küßte sie. „Es soll mich übers Meer geleiten und mein täglicher Trunk sein. Ich will es im Tempel Triglavs als ein Weihgeschenk niederlegen, zugleich mit meinem Dank für diese Gabe, und zugleich mit meiner Bitte, daß mir dein Herz erhalten bleibe."

„Sage, mein Geliebter, daß unsere beiden Herzen sich zugethan bleiben. Aeußeres Hindernis läßt sich durch Geduld und Beharrlichkeit überwinden, wenn beide eins sind. Aber ich entnehme aus deinen Worten, daß du nach Stettin zurückkehrst, womöglich geradeswegs. Ist es so?"

„Ja, ohne jeden unnötigen Aufenthalt. Meine Mutter wird sich freuen, mich wiederzusehen, und noch mehr wird sie sich über das Neue freuen, das sie erfährt. Sie ist eine stille Frau, und du wirst sie lieb haben."

„Und wann sehen wir uns wieder?" fragte die Jungfrau. Jarimar glaubte trotz des herrschenden Halbdunkels eine gewisse Bangigkeit in ihrem Blick zu entdecken, und ein fröhliches Lächeln umspielte seinen Mund. „Diese Frage ist besser als eine lange Rede. Du hast Grund, sie zu stellen. Ich bin zu dir und deiner Mutter nicht allzu mitteilsam gewesen. Das ist meine Gewohnheit. Der andere verliert nichts, wenn er mit meinen Entwürfen unbehelligt bleibt, und ich bin gewiß, mir keine Ungelegenheiten zu machen. Aber jetzt sollst du von meinen Plänen das Wichtigste erfahren. Du hast einen Anspruch darauf, es zu erfahren. Ich reise also nach Stettin und bleibe dort so lange, als meine Geschäfte es erfordern. Dann begebe ich mich nach Arkona, um dort dem Herbstmarkt beizuwohnen. Nach Schluß desselben kehre ich wieder in meine Vaterstadt zurück, und zwar auf Umwegen, indem ich einige Orte, die nicht allzu weit von der Straße liegen, berühre."

„Und weiter," sagte Slawina mit einiger Ungeduld. „Um welche Zeit wirst du wieder daheim sein?"

„Vor Anbruch des Winters. Ich habe mir nun folgenden Plan entworfen. Ist das Wetter offen, so kommen wir zu Schiff. Haben wir starken Frost oder Sturm, so schlage ich den Landweg ein. In jedem Fall, wenn nicht ungewöhnliche Hemmnisse eintreten, bin ich um die Zeit der Sonnenwende hier, um dich als mein Weib in meine Arme zu schließen. Bist du damit einverstanden?"

Slawina antwortete nicht. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und preßte ihr Haupt an seine Brust.

„Wäre dein Vater daheim, meine Slawina," fuhr der Liebende fort, „so sollte gewiß nichts mehr zu thun übrig bleiben. Ich würde die Angelegenheit sogleich mit ihm ins reine bringen. Doch hat auch einiger Verzug sein Gutes. Meine Lage ist mir noch zu ungewohnt, ja auch ich selbst komme mir fremd vor. Auch in eine glückliche Veränderung muß man sich erst hineinfinden. Doch will ich dir ein sichtbares Zeichen der Erinnerung zurücklassen."

Er nestelte an der Brustfalte seines Rockes und zog eine silberne Armspange hervor, die er ihr um das Handgelenk legte. Sie bestand aus dreifachem Drahtgewinde

und hatte flache, schön verzierte Schlußstücke. Slawina besah sie, küßte sie und bot, indem sie die Augen schloß, dem Geliebten den Mund dar. Dieser umschlang sie mit seinen Armen.

„Vergiß nicht, mir von Arkona aus Nachricht zu senden," sagte Slawina nach einer Pause. „Es gehen auch von hier Fischer und Kauffahrer hin. Du wirst leicht einen Ueberbringer finden."

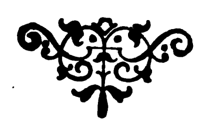
„Ich werde es nicht vergessen." —

Sie sprachen noch dies und jenes, aber nicht mehr viel. Denn plötzlich wurden sie gewahr, daß der Tag der Nacht gewichen war. Kein Abendschein bezeichnete mehr den Weg, den die Sonne genommen. Eine gleichmäßige Dunkelheit, ein feierliches Schweigen lagerte über dem Gefild. Nach Süden zu hing über dem Wald ein leuchtendes Halbrund.

„Leb wohl, mein Glück und meine Hoffnung," sagte Jarimar. „Sei fröhlich und vertraue. Die Götter, die mich auf so merkwürdige Weise in dies abgelegene Haus geführt haben, werden uns auch zum zweiten Mal zusammenführen, und dann auf immer. Sie mögen dich behüten und jedes Unheil von deiner Seele und von deinen lieben Augen wenden."

Sie stand und sah der schreitenden Gestalt des Freundes nach, die bald in dem tröpfelnden Naß ihrer Augen und später in der Dunkelheit zerfloß. Dann kehrte sie in das Haus zurück — widerwillig; denn sie wußte, daß plumpe Hände sich anschickten, an dem zarten Geheimnis ihres Busens zu rühren. Sie beantwortete die Fragen ihrer Mutter so kurz als möglich und suchte alsdann ihr Lager auf.

(Fortsetzung folgt.)





Unsere Nationalhymne.

Sage und Geschichte.

Von

G. Schröder, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Daß das französische Lied sehr wohl in England bekannt gewesen sein kann, ist bereits hervorgehoben. Dann könnte es auch Carey zu Ohren gekommen sein, der sich ja berufsmäßig mit volkstümlicher Musik beschäftigt hat. Wenn er das, was Ludwig XIV. gesungen war, auf Georg II. übertrug, so hätte er nichts anderes gethan, als später Schumacher bei „Heil Dir im Siegerkranz" gethan hat.

Daß Carey seine zwei Strophen auf Georg II. bezogen hat, nehmen wir an, weil Chrysander es annimmt, und weil die erste öffentliche Produktion im königlichen Drurylane erfolgt ist, unter Einfügung von „great George".

Carey selbst hat in seinem Gedichte keinen Namen gebraucht; er sagt nur: God save our Lord, the King! Diese Unbestimmtheit seines Gedichtes hat dasselbe ja eben so geeignet gemacht, ein Partei-Lied, eine politische Demonstration zu werden. Wir wissen wenig von Carey, von seinen politischen Ansichten gar nichts! Carey selbst hat keinen Gebrauch mehr von seiner letzten Schöpfung gemacht; wir sind völlig im Unklaren darüber, wie dieselbe zu verwenden gemeint gewesen sein mag!

Nun aber kommt das Auffälligste: Careys Gedicht sieht wirklich einer Uebersetzung ähnlich! Die von Frau v. Créquy aufgezeichneten Textworte reichen allerdings nur für eine Strophe aus; aber der gedankliche Inhalt des Mitgeteilten findet sich im Careyschen Gedichte wieder! Und noch mehr! Die französischen Worte verraten den Rhythmus, das Metrum; man kann unschwer die französischen Worte zur Melodie von God save the King singen:

g g g fis g a h h c a a h a fis g g
Grand Dieu sau - vez le Roi! Grand Dieu ven - gez le Roi! Vi - ve le Roi!

d d d d c h c c c c h a h ch ag h c d e a g g.
Que tou-jours glo-ri-eux Lou-is vic-to-ri-eux Vo-ye ses en-ne-mis tou-jours sou-mis!

Dieu sauvez le Roi — God save the King — wörtlich übersetzt bis auf den Gebrauch des gleichen Zeitwortes sauver — save. — Vive le Roi! Long live our King! Glorieux . . victorieux — glorious . . . victorious! Und im übrigen der gleiche Inhalt: Der König soll an seinen Feinden gerächt, sie sollen ihm unterworfen werden!

Die Verblendung, in der die historische Kritik bezüglich Händels Anteil an God save the King so lange befangen gewesen ist, macht es durchaus erklärlich, daß der

Verdacht, ein Plagiat an dem Königsgruß von St. Cyr begangen zu haben, ebenfalls auf Händel gewälzt worden ist; sobald der Irrtum erkannt war, den der Gebrauch der gleichen Textworte für zwei himmelweit verschiedene Tonwerke verursacht hatte, mußte Händel ganz aus dem Spiel gelassen werden, und damit zugleich schien die Lully-Frage erledigt. Daß an Händels Stelle Carey treten, und dann die Plagiat-Frage wieder aufleben könne — das scheint bis jetzt noch nicht erwogen worden zu sein; der Verfasser dieses Aufsatzes hat jedenfalls von dieser Wendung nirgends eine Spur entdeckt. Vielleicht ist er wirklich der erste, der die Sache von dieser Seite ansieht, und den Gedanken ausspricht: Carey ist möglicherweise ein Plagiarius an Frau von Brinon und Lully, wie Schumacher an Harries!

Wahrscheinlich jedoch keinesfalls so schuldvoll wie Schumacher. Dieser muß gewußt haben, daß er Harries bestohlen hat; Carey braucht sich einer unlauteren Handlungsweise nicht bewußt gewesen zu sein. Carey hat angeborenen Melodie-Sinn gehabt; bei geeignetem Studium des Handwerks (oder der Kunst) wäre er vielleicht ein tüchtiger Musiker von Fach geworden; thatsächlich ist er aber doch nur Dilettant gewesen und geblieben. Den Musiker von Fach bewahrt seine Belesenheit in den Werken der ihm vorangegangenen Tondichter und sein Gedächtnis vor Entlehnungen; wenigstens verlangen wir das von ihm, und nehmen es ihm übel, wenn er uns Reminiscenzen für Eigenes ausgiebt; der Dilettant dagegen kommt begreiflicher und verzeihlicher Weise leicht dazu, eine melodische Phrase, die ihm im Kopfe summt, für eine selbst gefundene zu halten, weil er sich nicht mehr erinnert, daß und wo er sie gehört hat, daß sie fremdes Eigentum ist!

Diese wohlmeinende Entschuldigung der präsumtiven Entlehnung wird freilich durch die auffällige Verwandtschaft der Texte abgeschwächt!

Aber selbst wenn Carey sich bewußt gewesen wäre, daß er nur eine französische Schöpfung für England naturalisiert habe, wäre er weitaus nicht so schlimm wie Schumacher, denn er hat ja sein God save the King zwar Schmidt gezeigt; aber er ist selbst nicht mehr unter Behauptung seiner Urheberschaft damit an die Oeffentlichkeit getreten!

Eine der neueren Aufwärmungen der Lully-Autorschaft kann ich speciell nachweisen; ich thue das hauptsächlich, weil sie zeigt, wie sorglos Quellen behandelt werden!

In „Ueber Land und Meer" (72. Band, 36. Jahrgang, Oktober 1893/94, Nr. 33, S. 686) wird in der „Briefmappe" von einem Wiener Abonnenten folgende Variante berichtet: „Die in Rede stehende Melodie wurde zum erstenmale im Jahre 1713 oder 1714 in der Versailler Schloßkapelle aufgeführt, und es ist der Komponist kein anderer, als Ludwigs XIV. Hofkapellmeister, der das berühmte Lied in Form einer Motette während eines feierlichen Gottesdienstes exekutierte"*) ... „Der König, wie alle Anwesenden, war durch diesen Vortrag tief ergriffen, wie uns die Marquise von Créquy zu berichten weiß**), die der Feier als junges Mädchen beiwohnte und uns eine detaillierte Beschreibung derselben hinterlassen hat. In einem aus späterer Zeit herrührenden Zusatze***) thut diese Dame sehr entrüstet darüber, daß die damals vorgetragene Melodie von einem durchreisenden Deutschen notiert und nach England gebracht worden sei. Dieser von ihr so geringschätzig behandelte Deutsche ist (wie sie angiebt) niemand anders als der berühmte Händel gewesen." Der Berichterstatter schließt pathetisch mit dem Hinweis, „daß im Jahre 1871 in demselben Versailles, vor dem Standbilde desselben Ludwig" deutsche Militärmusiker die Louis-Hymne als Triumphlied des deutschen Siegers intoniert hätten.

*) Den Namen Lully nennt der Wiener Abonnent nicht; aber er kann an einen anderen nicht gedacht haben, da die Marquise von Créquy ausdrücklich Lully als Komponisten anführt.

**) Die Marquise spricht nur von dem Eindruck, den der Gesang auf sie gemacht hat.

***) Nicht in einem späteren Zusatze; im Bericht selbst.



Der Wiener Abonnent drückt sich so zuversichtlich aus, daß der Leser ihm sehr wahrscheinlich zutrauen wird, die Memoiren der Marquise von Créquy selbst gelesen zu haben. Ausdrücklich behauptet hat er das allerdings nicht; auch Ochmanns Informator, der Artikel in den Blättern der Börsenhalle vom Jahre 1834, stellt diese Behauptung nicht auf. Hoffentlich empfindet nun der Leser der vorliegenden Darstellung das Verlangen, die Marquise selbst zu hören, um sich ein eigenes Urteil zu bilden, und er läßt sich das Folgende gefallen, auch wenn ihm einzelnes bereits Gesagtes nochmals zu lesen zugemutet wird.

Das in Rede stehende Werk hat den Titel: Souvenirs de la Marquise de Créquy. 1710 à 1800. Es ist mehrere Bände stark; nur der erste interessiert uns. Das Leben der zu den geistvollsten Damen des ancien régime Gehörigen füllt nahezu das ganze 18. Jahrhundert aus. Im Druck erschienen sind ihre „Erinnerungen" ein Menschenalter nach ihrem Ableben (Paris 1834 bei Fournier jeune). Der Herausgeber ist nicht genannt, hat aber unverkennbar ein Original vor sich gehabt; er unterscheidet gewissenhaft die späteren (meist biographischen) Anmerkungen der Schreiberin und seine eigenen Ergänzungen und Erläuterungen.*)

Die Marquise beginnt mit einer Ansprache an ihren Enkel, Tancred Raoul de Créquy, den letzten männlichen Sprossen des Hauses (den sie jedoch lange überlebt hat). Sie schreibt: „Dir, liebes Kind, bestimme und vermache ich alle Schriften, die sich in meinem Nachlasse befinden, und die — wenn ich fortfahre, wie ich bisher gethan — schließlich mehrere Bände Denkwürdigkeiten ausmachen werden. Wenn du willst, kannst du sie veröffentlichen, was mir unbedenklich zu sein scheint, weil ich sicher bin, nichts als Wahrheit gesagt zu haben — —" u. s. w.

Der Geburtsname der Marquise war Renée-Charlotte-Victoire de Froulay de Tessé. Ihre Geburt kostete ihrer Mutter das Leben; das Datum ihrer Geburt war ihr völlig unbekannt, und hat sich, mangels eines Geburts- oder Taufzeugnisses, nie feststellen lassen: vielleicht in den letzten Tagen des Jahres 1699; vielleicht im Jahre 1700; vielleicht sogar erst anfangs des Jahres 1701! Ihren Vater, der mit seinem Regimente an der deutschen Grenze im Felde stand, oder bei Hofe in Versailles lebte, hat Fräulein von Froulay erst kennen gelernt, als sie nahezu erwachsen war. Erzogen worden ist sie in einem sehr vornehmen und reichen Kloster, dessen Aebtissin eine Schwester ihres Vaters war. Sie hätte wahrscheinlich selbst Nonne werden müssen, wenn nicht ihr Bruder in jungen Jahren gestorben wäre. Dessen Tod machte sie zur Erbtochter und heiratsfähig. Sie hat länger als 30 Jahre mit dem Marquis von Créquy eine friedliche und glückliche Ehe geführt.

Die Marquise ist sparsam mit Jahreszahlen, aber die Jahreszahl 1713 macht sie ausdrücklich namhaft, bei der Angabe, daß ihre Tante Aebtissin es für angezeigt erachtet habe, sie in dem betreffenden Winter nach Paris zu schicken, um sie in die Welt, d. h. bei Hofe einzuführen. Sie lebte dort bei vornehmen Verwandten (de Breteuil). Die zweite Frau ihres Großvaters — mit der sie, streng genommen, gar nicht verwandt war — stand ihr sehr nahe und wird von ihr immer nur als „Großmutter" angeführt. Das dermalige Haupt, der Senior des Hauses, war der Marschall de Tessé, eine hochgestellte Persönlichkeit am Hofe. (Seine Gattin eine Cousine der Maintenon.)

Im Jahre 1713 muß das Fräulein von Froulay blutjung gewesen sein; nach unseren Begriffen noch ein Backfisch. Gleichwohl hat sie in Paris ihren ersten und — wie sie versichert — einzigen Roman erlebt. Mit großer Wärme und sehr anmutig schildert die Marquise — wahrscheinlich nahe an oder über 60 Jahre alt, als sie die

*) Es hat nichts mit unserem Thema zu thun, ist aber an sich kurios genug, um in einer Fußnote bekannt gemacht zu werden, daß unseres Louis Schneider „Berliner Nächte" im gleichen Jahre (1834) in Paris in französischer Uebersetzung erschienen sind: „vom Herausgeber der Erinnerungen der Marquise von Créquy".

Schilderung entwarf — ihre Jugendliebe, die nur daran gescheitert ist, daß ihr schottischer Lord und eifriger Jakobit — Calvinist war; sie aber streng katholisch.*) Diesen Vorgang setzt die Marquise in das Jahr 1714; wiedergesehen hat sich das Paar 1756. Die Marquise schreibt: „Du warst schon geboren, lieber Enkel, und der Marschall war ein Siebziger."

Das Paar hatte sich das treueste, liebevollste Gedenken bewahrt.

Die hier gegebenen Daten lassen ersehen, wie spät die Marquise v. Créquy das niedergeschrieben hat, was zum Zeugnis für Lully wider Händel hat dienen müssen. Der Wiener Abonnent von „Ueber Land und Meer" irrt, wenn er die Scene in die Versailler Schloßkirche verlegt; sie fand in der Kapelle des Stifts von St. Cyr statt. Letzteres liegt eine Stunde Weges jenseits Versailles. Nach Versailles war allerdings das Fräulein von Froulay von ihrer Großmutter geführt worden, und zwar, um dem Chef des Hauses, dem Marschall de Tessé, vorgestellt zu werden (der nie nach Paris kam). Dieser hielt es für angezeigt, die jüngste Verwandte alsbald der Frau von Maintenon vorzustellen. Letztere war aber an jenem Tage nach St. Cyr hinübergefahren, wo sie den Tag zubringen wollte. Dahin führte daher der Marschall seine beiden Pariser Damen. Unterwegs wurden sie vom Könige überholt, der sich ebenfalls nach St. Cyr begab. Als sie dort ankamen, war der König bereits anwesend; er promenierte mit einigen hohen Herren im Garten; Frau von Maintenon empfing den Besuch; Fräulein von Froulay erhielt einen gnädigen Kuß auf die Stirn. Frau von Maintenon hielt also das, was in der Hofsprache „Cercle" heißt. Nach einiger Zeit gab sie durch eine Verbeugung das Zeichen zum Aufbruch, um sich in die Kirche zu begeben. Daß es sich dort nicht um die Erst-Aufführung eines Musikstücks von Lully gehandelt haben kann (wie der Wiener Abonnent uns glauben macht), ergiebt wohl schon der Umstand, daß Lully bereits 1687 gestorben ist, daß also schwerlich eine von ihm zu Ehren des Königs komponierte Gesangspiece 26 oder 27 Jahre später zum ersten Male wird aufgeführt worden sein. Die Marquise schreibt auch kein Wort, das so gedeutet werden könnte; im Gegenteil — man gewinnt den Eindruck, daß es sich um eine herkömmliche Förmlichkeit handelt: Frau von Maintenon giebt durch eine Verbeugung das Zeichen zum Aufbruch — „und wir folgten ihr zur Kirche, wo der Salut gegeben werden sollte" (et nous la suivîmes à l'église où l'on allait donner le salut). Die Kirche (oder Kapelle) des Stiftes ist zugleich die Aula des Instituts, der Raum, wo alle feierlichen Akte vor sich gehen. Die Truppen stehen in Reih und Glied und präsentieren das Gewehr, wenn der König kommt — die Damen von St. Cyr gruppieren sich um den Altar der Stiftskirche gegenüber der königlichen Loge und „geben den Salut", d. h. singen Gruß und Gebet für den König:

Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!
Que toujours glorieux,
Louis victorieux
Voye ses ennemis
Toujonrs soumis
Grand Dieu u. s. w. wiederholt die ersten 3 Verse.

Das junge Fräulein von Froulay und ihre Großmutter haben in Begleitung der Herzogin von Maine (der Herzog v. M. war der bevorzugte Sohn Ludwigs von der Marquise von Montespan und Zögling der Frau von Maintenon, die seine Mutter

*) Ueber Georg Keith, gewöhnlich „Lord Marschall" genannt, den älteren Bruder des preußischen Feldmarschalls K., giebt jedes Konversations-Lexikon Auskunft. Er war gleichfalls bei Friedrich d. Gr. sehr angesehen und ist in seinem Landhause bei Potsdam 1778 gestorben. D'Alembert, der die Eloge de Milord Maréchal geschrieben, gab 1685 als sein Geburtsjahr; die Marquise versichert, er sei 3. Dezember 1686 geboren gewesen.

aus der Gunst des Königs zu verdrängen verstanden hatte) die Kapelle betreten dürfen. Sie befinden sich in der sogenannten Bischofs-Loge (dans la tribune dite des Évêques), als der König — allein — die königliche, gegenüber dem Altar, betritt; den Hut auf dem Kopfe, einen kleinen, reich galonnierten Dreispitz. Er lüftet denselben gegen den Altar, dann zu dem mit vergoldetem Gitterwerk geschlossenen Gestühl, in dem sich Frau von Maintenon befindet; dann nach der Bischofsloge zu seiner Schwiegertochter.

Die Marquise schreibt: „Das gesamte Gefolge Seiner Majestät, gleichwie die Damen und Herren vom Hofstaat der Prinzessin, seiner Schwiegertochter, betraten die Kapelle von St. Cyr nicht, oder sie waren so placiert, daß man nichts von ihnen gewahr wurde."

„Einer der am wenigsten verwischbaren Eindrücke, die ich empfangen habe, ist der von allen den schönen Stimmen junger Mädchen, die zu meiner Ueberraschung glanzvoll ausbrachen (qui partirent avec un éclat imprévu pour moi), als der König auf seiner Tribüne erschien. Sie sangen unison eine Art von Motette oder vielmehr volkstümlich-frommen Sanges (de cantique national et religieux). Der Text von Frau von Brinon; die Musik von dem berühmten Lully. Hier sind die Worte, die ich mir lange nachher verschafft habe." Hierauf folgt der Text und zwar wie er oben gegeben ist, d. h. so in Zeilen oder Verse abgeteilt, daß man förmlich darauf gestoßen wird, ihn nach der Melodie von God save the King zu singen. Die Marquise fährt fort: „Falls Du ein wenig neugierig wärest, würde es Dir geringe Mühe machen, Dir auch die Melodie zu verschaffen, maßen ein Deutscher namens Handel*) sich ihrer bei Gelegenheit seiner Pariser Reise bemächtigt (s'en est emparé) und dem König Georg von Hannover damit eine Verehrung gemacht hat — en a fait hommage au Roi G.... Dahinter folgt noch ‚moyennant finance'; es ist nach der ganzen Satzkonstruktion nicht recht deutlich, ob die Marquise hat sagen wollen, gegen Bezahlung habe Händel die Melodie in seinen Besitz gebracht, oder gegen Bezahlung habe er sie dem König Georg verehrt — jedesfalls ist es etwas Gehässiges und Boshaftes um dieses ‚moyennant finance', desgleichen um den Zusatz: ‚und die Herren Engländer haben sie schließlich sich angeeignet, und betrachten und produzieren sie als eine ihrer National-Melodien'"**).

Hiermit schließt der Bericht der Marquise, soweit er uns interessiert; sie geht über zu dem, was weiter an jenem Tage geschehen. Der Herausgeber der „Souvenirs" macht aber noch seine Anmerkung, in der es heißt: Nicht nur die Marquise von Créquy hat Kritik geübt an dem Ursprunge des God save the King und der ausnehmenden Unverschämtheit (cette insigne effronterie) des deutschen Komponisten. Zwei englische Journale hatten schon in gleichen Ausdrücken darüber gesprochen. Die „Gazette de France" hat bereits mehrere darauf bezügliche Aktenstücke angezeigt. Endlich enthält das Journal „La Mode" vom 23. Juli 1831 einen Artikel, in dem es heißt: Man schreibt aus Edinburg, daß die handschriftlichen Memoiren der Herzogin von Perth in London für 3000 Pfund Sterling verkauft worden sind. Man findet darin eine Menge interessanter Einzelheiten vom Hofe Ludwigs XIV., wie demjenigen König Jakobs aus der Zeit seines Aufenthalts zu St. Germain-en-Laye. Indem sie (die Herzogin von Perth) über das Institut von St. Cyr berichtet, bezeugt sie eine Thatsache, die in Frankreich nicht unbekannt war, die sich aber nur auf die Aussage einiger alter Nonnen jenes Hauses stützte, nämlich, daß Melodie und Text von God save the King französischen Ursprungs sind. „Wenn der allerchristlichste König die Kapelle betrat, sang der ganze Chor der genannten adeligen Fräuleins jedesmal die folgenden Worte nach einer sehr schönen Melodie des Sieur Lully." Wichtig an dieser Aussage der Herzogin von Perth ist das Wort „jedesmal". Dasselbe widerlegt kurz und bündig den Wiener

*) ... attendu qu'un Allemand, nommé Handel, ...

**) ... et que MM. les Anglais ont fini par l'adopter, le considerer et le produire comme un de leurs airs nationaux.

Abonnenten von „Ueber Land und Meer“ mit seiner Auffassung, es habe das Fräulein von Froulay 1714 der Erst-Aufführung beigewohnt.

Das Journal „La Mode“ setzt noch hinzu: Die Ueberlieferung von St. Cyr lautet dahin, Händel habe bei seinem Besuche den Subprior jenes königlichen Instituts bewogen, ihm Abschriftnahme von Text und Melodie zu gestatten. H. habe sie dann König Georg I. gegenüber für seine Komposition ausgegeben.

Die Marquise von Créquy gebraucht das Wort „Motette“, verbessert sich aber sofort selbst und schreibt: „oder vielmehr ein volkstümlich-frommes Lied“. Nun — Händels „God save the King“ von 1727 ist eine Motette, es ist nicht im entferntesten „volkstümlich“, volksliedmäßig, sondern ein vollkommen kunstgerecht kontrapunktisches Gebilde. Dasselbe ist in England — seit 1727! — aufgeführt worden unter Händels Namen; aber nur in Konzerten! Es ist 1745 ein anderes God save the King bekannt geworden; zuerst allerdings auch konzertmäßig, von der Bühne von Drurylane aus; aber es war geeignet, zum Gemeingut, zum Volksliede zu werden, und ist es geworden. Als die Marquise von Créquy ihren Besuch in St. Cyr schilderte (es mag um das Jahr 1760 gewesen sein; Händel war nicht mehr am Leben), wird man wahrscheinlich nur das neue, kurze, volksliedmäßige God save the King gesungen haben, das anonym aufgetreten war. Höchst wahrscheinlich haben die meisten Engländer den naheliegenden Irrtum geteilt, Händel für den Verfasser des jetzt allein noch gangbaren kurzen Volksgesanges zu halten, beziehungsweise die Franzosen den Deutsch-Engländer für den unverschämten litterarischen Freibeuter und Dieb an ihrem Lully gehalten!

Denn, daß Lullys Louis-Salut von St. Cyr das sehr getreu kopierte Original von dem Careyschen God save the King gewesen ist — das wird nach den beigebrachten Zeugnissen und Nachweisen jetzt wohl nicht mehr in Frage gestellt werden dürfen. Nur gegen die verläumderische Einmischung unseres großen Händel in diesen Plagiat-Prozeß müssen wir protestieren; der kleine Carey aber muß daran glauben. Derselbe ist ja übrigens oben bereits nach Möglichkeit in Schutz genommen und entschuldigt. Schließlich drängt sich folgende Betrachtung auf: Gleichviel, wie Carey zu seinem God save the King — Text und Melodie — gekommen ist — ohne sein Eintreten hätten wir und die Engländer unsere Nationalhymne nicht, denn Lullys Königs-Salut von St. Cyr wäre verschollen und vergessen gleich tausend anderen Melodien.

Wir singen, wie bereits hervorgehoben, die Melodie auch nicht mehr Note für Note, sowie sie aus Careys Nachlasse zuerst im Thesaurus musicus von 1744 veröffentlicht worden ist. Nach alledem würde ein künftiger Liedersammler vorsichtshalber in die herkömmliche Komponisten-Ecke setzen mögen: „Nach Henry Careys Aufzeichnung 1743.“ Dann träte er auch Lully nicht zu nahe, ohne sich zu unbedingt für ihn zu engagieren.

Bei Lully angelangt, sind die Ursprungs-Sagen unserer Melodie noch nicht erschöpft. Es giebt deren noch zwei, die der Vollständigkeit wegen noch erwähnt werden müssen. Beides sind einstweilen noch unsichere Behauptungen, aber genauere Feststellung müßte möglich sein. Einstweilen muß Grund oder Ungrund dahingestellt bleiben.

Genf hatte vom 13. bis ins 17. Jahrhundert hinein von den Grafen, später Herzögen von Savoyen viel Anfechtungen zu erdulden. Den letzten Versuch, die reiche Stadt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, machten die Savoyer in der Nacht zum 21. Dezember 1602. Die geplante Ueberrumpelung scheiterte an der Wachsamkeit der Bürger; die savoyischen Truppen wurden schmählich in die Flucht geschlagen. Die gelungene Abwehr der „Escalade“ wird noch heute durch ein danach benanntes Volksfest gefeiert. Bei der ersten Siegesfeier ist ein Triumphlied zum Vortrag gekommen, und dessen Melodie soll die Grundlage der in Rede stehenden sein. Angeblich befinden

sich im Genfer Zeughause verschiedene Dokumente auf jenen Vorfall bezüglich; auch das angebliche Siegeslied mit der Musik.

Hier müßte sich demnach sehr leicht völlige Klarheit schaffen lassen.

Meine Bekanntschaft mit der Genfer Fabel gründet sich auf die Kösliner Zeitung Nr. 50 vom 1. März 1887, die sich ihrerseits auf die Vossische Zeitung beruft, der die bezügliche Nachricht aus Paris zugegangen sei.

Im vergangenen Sommer hatte ich in einer bezüglichen Plauderei in der Kreuzzeitung geschrieben: „Es mögen nicht wenige Berliner in diesem Augenblick in Genf verweilen oder in diesen Wochen der Sommerfrischlerei und -Reiserei den vielgepriesenen Ort besuchen; da müßt' es doch ein Leichtes sein, eine Kopie von der Genfer Hymne mit der Musik zu beschaffen!“ Aber die Anregung hat keinen Erfolg gehabt.

Wunderlich wäre es, wenn die Genfer Fabel Wahrheit wäre. Händel hätte taktlos gehandelt, wenn er Georg I. mit der Melodie beräuchert hätte, die Ludwig XIV., dem Begünstiger des Jakobitischen Prätendententums wider das Haus Hannover, gegolten hatte; aber noch viel taktloser wäre Lully, der Hofkomponist, gewesen, wenn er zum Königs-Salut von St. Cyr den republikanischen Eskaladen-Hymnus entlehnt hätte.

Unsere Melodie ist übrigens in der Schweiz (jedenfalls der deutschen) allgemein gekannt und — gebraucht. Gekannt aber nur als das, was sie ja ist: die Melodie von God save the King; von deren angeblich schweizerischer Herkunft haben wahrscheinlich sehr wenige Schweizer etwas vernommen. Gebraucht wird die Melodie ebenfalls wie God save the King, d. h. als politisches, patriotisches Volkslied. Und zwar mit einem deutschen Texte, der gar nicht übel ist; rührt er doch von einem Schweizer her, der als Gelehrter wie als Dichter einen guten Namen hat: Joh. Rud. Wyß dem Jüngeren (1781 bis 1830).

Das schweizerische Lied hat (wie Heil Dir im Siegerkranz) fünf Strophen; es ist insofern besser gebaut, wie das von Harries, als Wyß richtig herausgefühlt hat, daß die vierte, fünfte und sechste Zeile denselben Reim verlangen. Die erste Strophe lautet:

Rufst du, mein Vaterland,
Sieh uns mit Herz und Hand
All dir geweiht!
Heil dir, Helvetia!
Hast noch der Söhne ja,
Wie sie Sankt Jakob sah
Freudvoll zum Streit.

In der dritten Strophe soll der Gedanke zum Ausdruck kommen: die Alpen sind unser natürlicher Wall; wir werden ihn verteidigen. Daß dem Dichter hier das Pathos fast ins Komische umschlägt, zeigen besonders die dritte und siebente Zeile. Wer diese Strophe zum ersten Male singen hört, wird sicherlich aus der dritten Zeile nicht klug:

Da, wo der Alpenkreis
Dich nicht zu schützen weiß
— Wall dir von Gott —
Stehn wir den Felsen gleich,
Nie vor Gefahren bleich,
Froh noch im Todesstreich,
Schmerz uns ein Spott.

Mag noch die letzte Strophe Platz finden, die schicklich dem Frieden gewidmet ist:

Doch, wo der Friede lacht
Nach der empörten Schlacht
Drangvollem Spiel,
O, da viel schöner, traun,
Fern von der Waffen Grau'n
Heimat, dein Glück zu bau'n,
Winkt uns das Ziel!

Es besteht in der Schweiz der Wunsch, das eben erwähnte Lied zu einem sozusagen amtlich anerkannten Volksgesange zu erheben, und zwar für alle Teile des dreisprachigen Landes. Ob es auch bereits ein Aequivalent für die italienisch Redenden giebt, ist mir nicht bekannt; für die französisch Redenden ist gesorgt. Und zwar, soviel ich weiß, doppelt. Einmal besteht ein selbständiger französischer Text (O monts indépendants, répétez nos accents etc.), der Melodie von God save the King angepaßt, und zweitens der Versuch einer wirklichen Uebersetzung des Wyßschen Gedichtes. Dessen erste Strophe lautet:

A ta voix, cher pays
Se levant tous unis
Tu vois tes fils.
O Suisse ne crains pas*),
A toi nos coeurs, nos bras,
Nous courons aux combats
D'un joyeux pas.

Die Verfasser beider französischen Texte haben — deutsche Namen! Der des selbständigen ist ein (bereits verstorbener) Pastor Roehrich; der Uebersetzer von „Rufst du" ein Genfer Artillerie-Hauptmann Rügger. Das dünkt mich ein charakteristisches Zeichen! Die Propaganda für das „Rufst du" (nach der englischen Melodie zu singen) scheint in der That nur von den deutschen Schweizern auszugehen; „la Suisse Romande" verhält sich ablehnend oder doch zurückhaltend. Als Stimmführer dieser Opposition (aus Deutschfeindlichkeit oder sagen wir vorsichtiger: aus schweizerischem Nationalgefühl) ist der in Genf lebende Herausgeber des Monatsblattes „L'avenir musical" Gesanglehrer (professeur de chant) Ch. Romieux.

Derselbe hat — vor Jahresfrist — einen Antrag an den Bundesrat in Bern gerichtet, dahin lautend, es möge von der obersten Regierungsbehörde aus das Wyßsche Gedicht und die englische Melodie mit dem staatlichen Interdikt belegt und ex officio der „Schweizer-Psalm" (le Cantique suisse) zur Nationalhymne erklärt werden.

Der „Schweizer-Psalm" ist eine ursprünglich kirchliche Komposition von Alberik Zwyssig (lebte 1795—1854), Kapellmeister im Cisterzienser-Kloster Wettingen im Aargau, zu dem Texte Diligam te Domine. Das Kloster ist noch bei Lebzeiten Zwyssigs aufgehoben worden. Der Zwyssigschen Komposition haben sich dann die weltlichen Gesangvereine bemächtigt und Leonhard Widmer (1808—1870) hat einen deutschen Text untergelegt. Das Musikstück heißt mit vollem Rechte „Psalm", denn der deutsche Text hat nichts Politisches oder Patriotisches, sondern ist nur Preis und Anrufung des Höchsten.

Der Bundesrat ist insofern auf den Romieuxschen Antrag eingegangen, als er ein sachverständiges Gutachten veranlaßt hat. Von sieben schweizerischen musikalischen Autoritäten hat nur eine — Organist Vogt in Freiburg — sich für Romieux erklärt; die anderen sechs (allerdings Berner, Baseler und Züricher, sämtlich deutsche Namen) haben erklärt, man könne einem Volke eine Nationalhymne nicht aufzwingen (imposer); übrigens böte der Schweizer-Psalm in harmonischer und rhythmischer Hinsicht Schwierigkeiten, die denselben beim Volke eine gute Aufnahme nie würden finden lassen.

Diese Ablehnung ist im Sommer vorigen Jahres erfolgt; Romieux hat in der Juli-Nummer seines Blattes davon Mitteilung gemacht und dabei natürlich seinerseits die Engherzigkeit der Bundesbehörde und ihrer musikalischen Berater scharf kritisiert.

Eins spricht unbedingt für den Schweizer-Psalm: Dichter und Komponist sind Schweizer gewesen; das Musikstück ist national und originell. Ganz unsympathisch ist dem Genfer Gesanglehrer das „Rufst du" („le Rufst du"). Er schreibt: „So haben

*) Ein Beispiel für die unbeholfene französische Prosodie und Metrik! Man muß skandieren (und im Gesang betonen):
O suis-se | ne crains | pas! „ne" lang und „crains" kurz.

wir denn, Kinder des freien Helvetiens, eine erborgte Nationalhymne, die wir mit den monarchischen Staaten Europas teilen, und wenn unsere Schweizer-Vereine ins Ausland gehen, grüßt die Musik mit „God save the Queen!"

„Ich kann versichern, die Melodie findet bei uns nicht soviel Beifall, wie man annimmt. Der Worte beraubt, die ihr Geltung verleihen, das heißt nur gespielt statt gesungen, hat sie nichts Erhebendes, nichts Hinreißendes; eine trübselige Eingebung (mélancolique inspiration), hat sie niemals die Massen begeistert."

„Man kann einem Volke eine Nationalhymne nicht aufzwingen, hat der Bundesrat geantwortet! Nun denn, warum hat man denn zugelassen, daß die Bezeichnung ‚Nationalhymne' auf eine ausländische Melodie angewendet wird, die trotz der Worte, in die Wyß sie gekleidet hat, ihren französisch-englisch-deutschen Ursprung nicht verschleiern kann? Warum haben die Bataillons-Musiken dieselbe in ihre Ordonnanz-Hefte aufgenommen? Warum wird uns diese Weise bei jeder patriotischen Festlichkeit sozusagen aufgedrängt?" u. s. w.

Von diesen Vorgängen erhielt ich Kunde erst ganz vor kurzem durch einen Artikel in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" (4. Heft des 14. Jahrg.). Der Gedanke lag nahe, daß Herr Romieux in Genf geeignet sein müßte, den Genfer Eskaladen-Hymnus auf seine Verwandtschaft mit der französisch-englisch-deutschen Grand Dieu sauvez le roi-God save the King-Heil Dir im Siegerkranz-Melodie zu untersuchen. Der Genannte hat mir sofort in der verbindlichsten Form seine Bereitwilligkeit erklärt, die Genfer Archive zu durchforschen. Da ich diese Arbeit jedoch abschließen muß, um den Druck nicht aufzuhalten, so kann ich das Ergebnis der versprochenen Forschung nicht mehr abwarten. Aber das dürfte auch gar nicht nötig sein, da ich schon jetzt die Lösung des Rätsels zu haben glaube.

„Einstweilen," so schreibt mir Herr Romieux, „schicke ich Ihnen die Artikel, die ich in betreff unserer Nationalhymne veröffentlicht habe, und eine Melodie, die wir dermalen (actuellement) zum Gedächtnis der „Escalade" singen, und in der gewisse Wendungen thatsächlich viel Aehnlichkeit mit God save the Queen haben. Gleichwohl ist es sicher (exact), daß dieser Gesang im Jahre 1602 ausgeführt worden ist. Unter den Noten finden Sie den französischen Text im Genfer Dialekt jener Tage und ins Moderne übersetzt."

Das Musikstück ist im Buchhandel erschienen (Union artistique. Musique et instruments. Genf, Rue Général Dufour 20). Als Titel dienen die Anfangsworte des Textes „Ce qu' é laino" („Der dort oben"), „Genfer National-Hymne (1602). Eingerichtet für Gesang, ein- oder zweistimmig, mit Begleitung des Piano von J. Mathieu."

Der mitgeteilte Text enthält nur die ersten vier und die letzten drei vierzeiligen Strophen. Dazwischen liegen noch 61 (!) solcher Strophen, in denen der savoyische Ueberrumpelungs-Versuch und die Abweisung desselben geschildert wird.

Die Sprache und die Ausdrucksweise bürgen für das Alter — jedenfalls das Alter des Textes. Was die Noten betrifft . . . . nun der Leser mag selbst urteilen, ob Lully oder Carey musikalische Plagiarien gewesen sind.

Der Text, soweit die moderne Publikation ihn bietet, mag hier übersetzt Platz finden:

1. Der dort oben, der Herr der Schlachten, der da spottet und lacht des Lumpengesindels — hat bestens gezeigt an einem Samstag-Abend, daß er der Schutzpatron der Genfer war.

2. Am 12. Dezember sind sie gekommen in einer tintenschwarzen Nacht; im Jahre 1602 war es, daß sie gekommen sind, ein wenig zu früh zu reden.

3. Sie kamen in einer Nacht, die ganz finster war; und es geschah nicht, um einen Trunk zu thun; es geschah, unsere Häuser zu plündern und uns ohne alle Raison tot zu machen.

4. Ihr Kleinen und Großen, haltet im Gedächtnis: in der Frühe eines lieben Sonntages war es, an einem sehr kalten Tage — ohne Gottes Hülfe wären wir alle hin gewesen.

— —

66. Mit ein wenig Stroh — hat er gezeigt — konnte er das Gesindel (la canaille) umschmeißen, das da kam, seinen heiligen Namen zu entweihen und der Religion zu spotten.

67. Für seine Kinder ist er voll Zärtlichkeit; es war sein Wille, in die Bresche zu treten und die blutgierigen Feinde zu werfen, die da kamen, die Hochmütigen zu spielen.

68. In seiner Hand hält er den Sieg; nur bei ihm wohnt der Ruhm. Allezeit gesegnet sei sein heiliger Name! Amen, Amen; also sei es.

Nun folge noch die Melodie. Nur die Oberstimme, und ohne das Ritornell, ersichtlich Zuthat des modernen Arrangeurs:

d d d d c h d c h a g d d d d c h
1. Ce qu'é lai - no le Mai - tré dé ba - tail - lé Que se mo - qué et se
68. De-chan sa man il y tin la vi - ctoi - re A lui so - let en dé-

d c h a g g g a fis e d g fis g a d d d
1. ri dé ca - nail - lé. A bin fai ri - pé on De - san - de nai qu'il é - ti-
mu - re la gloi - re A lo za - mai son sain Non sai be - gni A - men, A-

h a g c h a g
1. vé Pa - tron dé Ge - ne - voi.
men! ain - si, ain - si soit - y.

Diese Melodie, genau in dem Zeitmaße genommen, das wir bei „Heil Dir im Siegerkranz“ zu nehmen gewohnt sind, macht allerdings einen verwandten Eindruck. Hauptsächlich durch den Aufbau im Allgemeinen: beide haben zwei Teile von fast gleicher Länge: die Genfer Hymne beide Teile zu acht Takten; unsere sechs und acht Takte, und — was entschieden ein Hauptgrund des verwandten Eindrucks ist —: es ist dreiteiliger Takt! Derselbe ist für derartige Melodien viel weniger gebräuchlich, als der zweiteilige. Der dreiteilige ist mehr Tanz-, der zweiteilige mehr Marsch-Rhythmus (der Sechsachtel-Takt gehört zur Kategorie des zweiteiligen). Melodien in dreiteiligem Takte in entsprechendem Moderato eignen sich für einen feierlichen Reigen, z. B. Menuett, Polonaise; nach Nationalhymnen will man auch marschieren können, sei es zum Feste, zur Parade oder zum Streite. Schwer genug hat sich „Heil Dir im Siegerkranz“ in einen Armeemarsch verarbeiten lassen; spielend leicht fügte sich dazu „Ich bin ein Preuße“.

Prächtig marschiert es sich nach dem (sehr mit Unrecht bespöttelten) „tapferen Landsoldaten“; ebenso nach dem „Danebrog“; aber auch nach „Schleswig-Holstein meerumschlungen“. Sei noch erwähnt, was ohne langes Nachdenken oder Notensuchen mir in den Sinn kommt: die russische Nationalhymne (beiläufig ein Gegenbeweis gegen die Ansicht des Schweizer Bundesrats „que l'on ne pouvait imposer à un peuple un hymne national“); die österreichische (leihweise vom Liberalismus für „Deutschland über Alles“ in Gebrauch genommen, eine Melodie übrigens, die auch nicht im Volke entstanden oder von demselben frei erkoren, sondern auf Bestellung eines hohen Beamten von Haydn komponiert ist); die Marseillaise; die Wacht am Rhein; Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland“; Beckers Rheinlied u. s. w.

Und nun die Gleichheiten in der Tonfolge!

1. Wie unsere Melodie einsetzt, so beginnt bei der Genfer Hymne der zweite Teil; aber nur die 4 Töne stimmen überein: g g a fis. Unsere Melodie steigt dann: g a; die Genfer fällt: e d; aber beide Wendungen gehören derselben Harmonie an, die eine

könnte die zweite Stimme zur anderen abgeben, beide zielen auf den Dominant-Akkord, dem d wie a angehören.

2. Die beiden ersten Takte der Genfer Hymne sind völlig identisch mit den beiden ersten Takten unseres zweiten Teiles: d d d | d c h — das vierte d punktiert.

3. Der Schluß des Ganzen ist in beiden Melodien harmonisch der gleiche, es ist die allbekannte, immer wiederkehrende sogenannte Schluß-Kadenz: Subdominant, Quartsext, Dominant-, Septimen-Akkord, Tonika.

Die Melodieführung dieses Schlusses: c h a g in der Genfer Hymne, ist nicht identisch mit der viel eigenartigeren der Careyschen: e a g g; aber diese ursprüngliche Tonfolge, die wir nur aus dem Thesaurus musicus und dem fliegenden Blatte von 1745 kennen, ist längst im Volksmunde von dem für den großen unmusikalischen Haufen bequemeren Schlusse in absteigender Tonfolge c h a g verdrängt, so daß also jetzt der Schluß die dritte Uebereinstimmung der beiden Hymnen bildet.

Ich glaube hiermit der Genfer Hymne durchaus gerecht worden zu sein, ihr aber auch nicht zu nahe zu treten, wenn ich sie im ganzen nüchtern, einförmig und einfältig nenne; gar nicht zu vergleichen mit dem schönen, pathetischen Schwunge unserer Melodie.

Ich würdige Romieux Abneigung gegen die importierte, ausländische Singweise; aber nur weil sie importiert ist, mag er sie ablehnen; seinen Tadel der Melodie an sich finde ich ungerecht; besonders kann wohl bei keinem Unbefangenen seine abfällige Bezeichnung: „melancholische Inspiration“ auf Zustimmung rechnen.

Ist es wirklich — wie kaum anders denkbar — die mitgeteilte Genfer Hymne gewesen, die den Korrespondenten der Vossischen Zeitung auf seine neue Herkunfts-Hypothese gebracht hat, so darf dieselbe nunmehr wohl für erledigt erachtet werden.

Die letzte Ursprungssage ist zugleich die neueste, bis jetzt wohl nicht durch Druck veröffentlichte, nur in engem Kreise als mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt gewesene. Anregung zu ihrer Veröffentlichung hat das Feuilleton in Nr. 300 und 302 der vorjährigen „Kreuz-Zeitung“ gegeben. Ein schlesischer Pfarrer hat daraufhin der Redaktion mitgeteilt, was er von seinem Vater gehört hat. Dieser Ueberlieferung zufolge sollen preußische Beamte der Militärverwaltung, als sie im Jahre 1813, nachdem der König seinen bekannten Aufruf erlassen hatte, in die Grafschaft Glatz kamen, um auch dort die Volksbewaffnung und Landwehr-Errichtung zu organisieren, in jenem entfernten Winkel der preußischen Monarchie zu ihrer Ueberraschung die Melodie von „Heil Dir im Siegerkranze“ oder doch eine sehr ähnliche beim Volke bekannt gefunden haben. Aber nicht das Lied mit dem preußisch-patriotischen Texte wurde gesungen, sondern als ein „Marienlied“, ein Wallfahrtslied.

Die Grafschaft Glatz ist ein streng katholisches Land und enthält mehrere von alters her berühmte, alljährlich weither aus Schlesien, Böhmen und Mähren von Tausenden besuchte Wallfahrtsorte.

Die bloße Aussage, übertragen von Vater auf Sohn, im Jahre 1813 wäre in der Grafschaft Glatz die Melodie von „Heil Dir im Siegerkranze“ als Wallfahrtslied vernommen worden, genügt der historischen Kritik nicht. Diese verlangt ein Dokument. Es müßte ein Zeitgenosse (1813), der zugleich als Musikverständiger beglaubigt wäre, die fragliche Melodie aus dem Munde des Volkes aufgefaßt und in Noten fixiert haben. Schwerlich wird dieser Nachweis geführt werden können. Und er würde nicht einmal genügen! Selbst wenn wir uns gegen die (doch recht wahrscheinlich gemachte) Lully-Hypothese ablehnend verhalten wollten — daß die fragliche Melodie 1744 in England gedruckt erschienen ist, dafür liegt der Beweis im Thesaurus musicus vor Augen. Das war also rund 70 Jahre vor 1813! Die Wahrscheinlichkeit der Priorität spricht also nicht für die Grafschaft Glatz. Denn wenn es auch geheißen hätte: O, das wird hier schon von alten Zeiten her gesungen — für das chronologische Fassungsvermögen des gemeinen Mannes sind 70 Jahre schon „unvordenklich“.

Eine Art von negativem Zeugnisse bietet die von Hoffmann von Fallersleben (in Verbindung mit L. Richter als Musikverständigem) 1842 bei Breitkopf & Härtel herausgegebene Sammlung: „Schlesische Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volkes u. s. w." Es sind ihrer 300, die letzten 24 „geistliche"; mehrere aus der Grafschaft Glatz; darunter: „Ave Maria, Du bist voller Zier..." Keine der Melodien zeigt Verwandtschaft mit der von God save the King.

Wir scheiden nunmehr von der Melodie, über deren Ursprung wir leider nicht völlig ins Klare haben kommen können, und wenden uns zum deutschen Texte.

II.

„Heil Dir im Siegerkranz" als Gedichte.

Unser deutscher Königsgesang nach der englischen Melodie, d. h. „Heil Dir im Siegerkranz!" erschien zuerst gedruckt in „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (bekannter unter der Bezeichnung „Spenersche Zeitung") Dienstag, den 17. Dezember 1793 (Nr. 151).

Der Leser findet das Lied nachstehend wortgetreu nach dem Original-Exemplar in der königlichen Bibliothek abgedruckt. Es ist nichts weggelassen. Die Leser von damals müssen notwendig ein Original vor Augen zu haben geglaubt haben, gedichtet von einem patriotischen Anonymus, der sich nur durch die Chiffre Sr. am Schluß andeutet.

Wie es um die Originalität von „Heil Dir im Siegerkranz" steht, mag der Leser des vorliegenden Aufsatzes aus dem daneben abgedruckten Gedichte ersehen, das einige Jahre früher (27. Januar 1790) im „Flensburgischen Wochenblatt" (vom Buchhändler Jäger seit 12. Juli 1788 herausgegeben) gedruckt worden war.

Berliner Volksgesang.

God save the King!

1. Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Herrscher, Dir!

2. Nicht Ross', nicht Reisige
sichern die steile Höh'
wo Fürsten 'steh'n.
Liebe des Vaterland's,
Liebe des freien Mann's
gründet den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme glüh',
glüh' und erlösche nie
für's Vaterland.
Wir Alle stehen dann
mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für Thron und Reich.

Lied

für den dänischen Unterthan an seines Königs Geburtstag zu singen. In der Melodie des englischen Volksliedes God save the King.

1. Heil Dir, dem liebenden
Herrscher der Vaterlands,
Heil, Christian, Dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz:
Vater des Volks zu sein!
Heil, Christian, Dir!

2. Nicht Ross' und Reisige
sichern die steile Höh'
wo Fürsten steh'n.
Liebe des Unterthans,
Liebe des freien Mann's
gründet den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme glüh',
glüh' und erlösche nie
für's Vaterland.
Wir Alle stehen dann
mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für's Vaterland.

4. (Aus der 5. Strophe des Originals):
Handlung und Wissenschaft
hebe mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor!
(Aus der 4. Strophe des Originals):
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort
an Deinem Thron.

5. (Aus der 4. Strophe des Originals):
Sei, Friedrich Wilhelm, hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz.
(Aus der 5. Strophe des Originals):
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst,
Bürger-Verdienst erwärm'
an Deiner Brust.

Sr.

Daß die specifisch-dänische Loyalität der 6. und 7. Strophe für den „Berliner Volksgesang" nicht zu verwerten war, liegt auf der Hand. Im übrigen geht aus der Nebeneinanderstellung der beiden Texte ganz unwiderleglich hervor, daß die Chiffre Sr. einen dreisten Plagiarius oder zu Deutsch litterarischen Dieb verbarg, der sich darauf verlassen haben mag, daß man in Berlin von dem Wochenblättchen einer entfernten ausländischen Provinzialstadt nichts wissen, noch erfahren werde.

4. Sei noch, o Christian, hier
lange des Thrones Zier,
des Landes Stolz!
Eifer und Männerthat
finde sein Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort
an Deinem Thron.

5. Tugend und Wissenschaft
hebe mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor.
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst,
jedes Verdienst erwarm'
an Deiner Brust.

6. Dauernder stets zu blühn
weh' uns're Flagge kühn
auf jedem Meer!
Alles was ehrenvoll
leitet zu Bürgerwohl
umfasse Dania
in ihrem Schoß!

7. Ha! wie so stolz und frei
schüttelt der nord'sche Leu
sein Mähnenhaar!
Wirft über Land und Meer
flammenden Blick umher
ob Einer lüstern sei
sich ihm zu nah'n!

8. Wiederholung der 1. Strophe.

(Unterzeichnet mit einem Stern und nachgesetzten kleinen σ [*σ.], was wahrscheinlich zur Zeit alle Flensburger als die Autor-Chiffre von Harries gekannt haben.)

Professor Heinrich Pröhle (in einem Artikel der „Nationalzeitung" vom 22. März 1877) verfährt zu sanft mit dem Plagiarius, wenn er sagt: „Aus den acht Strophen von Harries waren in Berlin fünf geworden; der Ausdruck war hier präciser. Der erste Vers: ‚Heil Dir im Siegerkranz!' war vorzüglich*). Der Bearbeiter war Balthasar Schumacher, welcher 1801, obgleich in Kiel geboren, das preußische Lied gewiß unrichtig in einer sonderbaren Schrift nur mit seinem Aufenthalte in England, also direkt mit God save the King, in Verbindung brachte."

Die „sonderbare Schrift" ist in Berlin bei Georg Friedrich Starke gedruckt**). Sie enthält die Melodie, vom Kammersänger Hurka vierstimmig gesetzt und den Text etwas verändert, und um zwei Strophen verlängert.

Inzwischen war der Regierungswechsel eingetreten; seit 1797 war Friedrich Wilhelm III. König. Derselbe hatte als Kronprinz mit Vater und Bruder der vom

*) Schumachers Eigentum an der ersten Strophe ist doch nur das Wort „Siegerkranz!"
**) Nicht verlegt! Die Schrift war also ein Selbstverlags-Artikel Schumachers auf eigenes Risiko.

Herzog von Braunschweig geleiteten Campagne zwischen dem Rhein und der Saar beigewohnt und hatte zuletzt dem (erfolglosen, weil mit durchaus ungenügenden Mitteln unternommenen) Bombardement von Landau vorgestanden. Er war also im Feuer gewesen; aber einen Siegerkranz zu erwerben hatte er noch nicht Gelegenheit gehabt. Man kann es von Schumacher nur taktvoll finden, daß er jetzt die erste Strophe so lauten ließ:

Heil! Friedrich Wilhelm, Heil!
Dem Landesvater Heil!
Glück, Segen Dir!
Fühl u. s. w. wie zuvor.

Die zweite Strophe war neu:

Dir, Dir den Lorbeerkranz*),
Zierde des Vaterlands,
Dir huld'gen wir!
Dich, Preußens Stolz und Ehr,
Dich, Teutschlands Schirm und Wehr
Dein Ruhm schallt hoch und hehr!
Dich segnen wir!

Die dritte Strophe war unverändert die frühere zweite: „Nicht Ross', nicht Reisige u. s. w." Als vierte erschien die frühere dritte: „Heilige Flamme glüh!" Die fünfte Strophe bildete die frühere vierte: „Handlung und Wissenschaft." Die sechste und siebente Strophe waren neu und selbständig: Sie lauteten:

6. Des Landmanns Erntesang,
Der Musen Harfenklang
Sind Wonne Ihm!
Edler Gewerke Kunst
Fördert des Herrschers Gunst;
Wittwen- und Waisen-Thrän'**)
Trocknen durch Ihn!

7. So herrscht für Preußens Wohl
Friedlich und liebevoll
Er, uns're Lust!
Auf, Freunde, jauchzt ihm Dank;
Bringt ihm den Reben-Trank;
Jubelt den Volksgesang
Aus voller Brust!

In dieser neuen Ausgestaltung erscheint das Flensburger Original nicht so gröblich und ausschließlich ausgenutzt; aber ein Plagiarius ist und bleibt Schumacher der ersten fünf Strophen wegen.

Von Schumachers Lebensumständen teilt Frege einiges (unter Berufung auf Meusels Gelehrtes Teutschland VII, S. 385) mit. S. ist 1755 in Kiel geboren, wahrscheinlich ein Sohn des 1790 verstorbenen Etatsrates Andreas Schumacher. Wahrscheinlich waren es die günstigen Familienverbindungen, die ihm bereits 1770 ein Vikariat beim „hochfürstl. bischöfl. Lübeckschen Domstifte zu St. Peter" verschafft haben. Im Jahre 1779, also 24 Jahre alt, war er der neunte unter den Vicariis ad S. Petrum. Das mit dem Bistum (also einem katholischen, kirchlichen Institute) in Verbindung stehende Hochstift wurde schon durch den westfälischen Frieden als ein evangelisches Domstift anerkannt; es war nur gehalten, vier seiner „Präbenden" (Pfründen, jährliches Einkommen oder Leibrenten) Katholiken zuzuteilen.

*) Nicht „Siegerkranz!"
**) Welche gewaltsame Apostrophierung: „Thrän'" für „Thränen!"



Als Präbendarius pekuniär sicher gestellt, hat Schumacher sich seiner Lieblingsneigung, der Beschäftigung mit der neueren Litteratur, verbunden mit Reisen nach den Hauptstädten Europas hingeben können. Er muß bedeutende Sprachkenntnisse gehabt haben, denn er hat nicht nur längere Zeit in Hamburg das Amt eines Translateurs oder Dolmetschers in Rechtssachen versehen, sondern hat auch Aufsätze und Gedichte in Französisch, Italienisch, Englisch, Holländisch, Schwedisch, Deutsch und Lateinisch verfaßt.

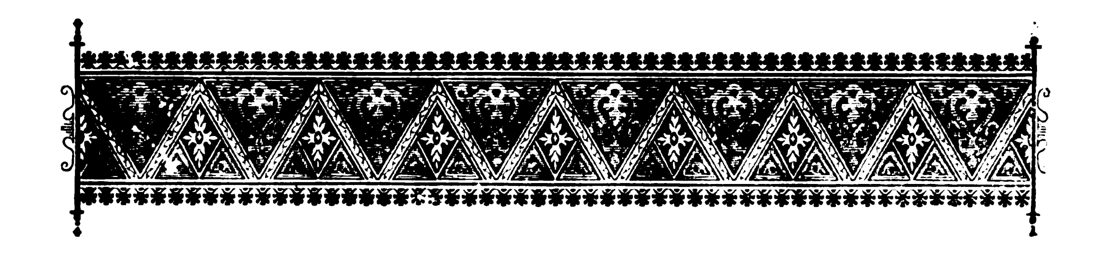
Er unterzeichnete seine Arbeiten bald Sr. Dr. d. R. (Doktor der Rechte); bald Sutor (lateinisch = Schuhmacher); Dr. en Dr. (docteur en droit); Sch-m-ch-r; Shomaker; auch, sich ins Italienische übersetzend: Il Calzelaro Dottore.

Demnach scheint er ein etwas sonderbarer Kauz gewesen zu sein.

Für England und seine Sitten hatte er große Vorliebe. Wahrscheinlich ist er auch dort Freimaurer geworden; gewesen ist er das nachweislich, und, wie es scheint, ein sehr eifriger. (Eine Schrift: „Was ist Freimaurerei?“ — 1797 erschienen — befindet sich in der Königl. Bibliothek in Berlin). 1793 war er zum ersten Male in Berlin, hielt sich dort fünf Monate auf und war vorzugsweise in Sachen der Freimaurerei thätig.

(Fortsetzung folgt.)





Streifzüge am Nord-Ostsee-Kanal.

Reise-Aufzeichnungen

von

Wilhelm Berdrow.

Anfang Juni 1895.

I.

Von Hamburg durch die Wilster Marsch.

Während von Hamburg mehrere ständige Verbindungen mit den Orten am linken Ufer der Unterelbe, so mit Brunshausen, Neuhaus oder Cuxhafen, unterhalten werden, sieht es um eine Dampferfahrt von der alten Reichsstadt zum Eingang in den Nord-Ostsee-Kanal bis jetzt noch schlecht aus. Nur ein- oder höchstens zweimal wöchentlich verkehrt ein hauptsächlich Vieh aus den Marschen nach Hamburg bringender Dampfer zwischen letzterem und Brunsbüttel, die zwischenliegenden Orte je nach Bedarf anlaufend oder auslassend, wenn vom Lande her kein Zeichen zum Anlegen gegeben wird. Mit der Eröffnung des Kanals mag sich das schnell ändern, besonders wenn sich ein regelmäßiger Verkehr zwischen Hamburg und den eine starke Vieh- und Milchwirtschaft betreibenden Dörfern am Kanal ausbilden würde, aber jedenfalls hatte ich mich, als ich, an einem warmen Maitage in Hamburg eintreffend, eine schnelle Gelegenheit, elbabwärts zu fahren, erhoffte, getäuscht. Nur ein Zufall fügte es, daß noch am späten Nachmittag ein großer Dampfer, der eben mit einer Ladung Ochsen von Dithmarschen heraufgekommen war, sofort drehte und nach Brunsbüttel zurückfuhr, eine Gelegenheit, welche außer mir noch eine Anzahl an der Elbmündung stationierter Lotsen benutzte.

Bald flogen, während die zehn oder zwölf Passagiere auf dem hohen Hinterdeck sich vor den Wasserfluten retteten, welche vorn das Deck von den Spuren des vorigen Transportes säuberten, die schönen Elbufer bei Ottensen und weiterhin bis zum Kösterberge vorüber. Gewaltige Dampfer zogen bald unter eigenem Dampf, bald im Gefolge ihrer Schlepper am „Brunsbüttel" vorüber, dem großen Weltverkehrshafen entgegen; die deutsche, englische, amerikanische Flagge lösten einander ab, und zwischen den riesigen überseeischen Dampfern belebten lange Schleppzüge zur Seite oder im Kielwasser mächtiger Schleppschiffe den breiten Strom. Die roten Bojen am Fahrwasser neigten ihre Spitzen, die eben noch gen Hamburg wiesen, allmählich zur anderen Seite, der Mündung zu, und mit der zurückflutenden Ebbe dampfte „Brunsbüttel" jetzt schneller und schneller seinem Ziel entgegen. Zwischen den niedrigen, langgestreckten Elbinseln ragten hier und da Masten und Schlöte einst gesunkener Schiffe auf, welche aus dem geräumigen Strom zu entfernen niemand sich veranlaßt gesehen; hüben und drüben

erhoben sich die Deiche, welche Kehdingen, das „Kirschenland", und die Cremper und Wilster Marsch vor der Hochflut schützen. Das Fahrwasser, anfangs dem rechten Ufer folgend, nähert sich bei Stade dem linken Strand, bleibt dann lange Zeit in der Mitte des halbmeilenbreiten Stromes und wendet sich endlich bei der Lotsenstation Bösch wieder dem rechtsseitigen Gestade zu, wo nun bis über Brunsbüttel hinaus eine breite, 12—14 Meter tiefe Reede hart ans Ufer greift. Hierher ist, als an den für die Seeschiffahrt günstigsten Punkt, die Mündung des Nord-Ostsee-Kanals verlegt.

Ganz nahe an den Schlöten und Türmen vorüber, welche neben der Kanalmündung die hohe Krone des Wilster-Marschdeiches überragen, zieht der Dampfer seine Bahn. Zwischen zwei hohen weißen Molen geht aus dem Tiefwasser der Elbe ein schmaler Trichter ins Land, den im Hintergrunde zwei mächtige, schwarze Thore schließen oder doch zu schließen schienen, als unser Schiff daran vorüberdampfte, um in Brunsbüttelhafen zehn Minuten später den einzigen noch an Bord befindlichen Passagier, meine Wenigkeit, zu landen. Ein Boot lag, da die tiefe Ebbe dem Dampfer die Einfahrt in den Brunsbütteler Hafen verbot, schon bereit, mich zu holen, — noch zehn Minuten langsamen Geplätschers in dem lehmgelben, hastig dem hohen Strom zurinnenden Wasser, und ich stand, während der Sonnenball eben in die Nordsee tauchte, auf dem Deich, der von hier aus den nächsten Weg zu den Schleusen des Nord-Ostsee-Kanals bietet.

Ich wanderte schnell diese eigenartige Straße zurück, um die letzte Tagesstunde noch der Besichtigung der Schleusen widmen zu können. Eine Wanderung voll seltsamer Stimmung: rechts tief unten am Fuß des rasenbedeckten Deiches die breite Kette von grauem, feuchtglänzendem Schlick, durch deren flache Rinnen die letzten Wasserfäden zum Strom hinabrannen, der ein paar hundert Schritte draußen seine große, blinkende Bahn zog, und auf dem ein Riesendampfer ins Meer hinausstrebte. Links die grünen, saftigen Koppeln voll glänzender Herden, die baumumgrünten Höfe und in der Ferne ein Dorf, alles geschirmt von dem hochragenden Deich, den hier und da eine Treppe überstieg, das Haus eines Deichwartes krönte oder ein starker Zaun, die Grenze zweier Koppeln, kreuzte. Ein Drehkreuz läßt den Wanderer diese Wegscheide durchschreiten, hält aber das Vieh zurück.

Nicht lange, so unterbricht Arbeit, Rauch, Kreischen der Maschinen und wüstes Durcheinander werdender Bauten die reizvolle Stille des Marschbildes. Hinter dem Deich eine lange Reihe freundlicher, schon von grünenden Gärten umrahmter Beamtenhäuschen, auf der Seeseite dagegen breite, noch immer wachsende Anschüttungen aus den dem Kanalprofil entnommenen Erdmassen, welche rechts und links vom Kanaleingang den Deich zum hohen und breiten Plateau verstärkt haben. Ueber Erdhaufen und Steinschüttung, verzweigte Arbeitsgeleise und aufgeschichtetes Gebälk dringt der Fuß nur mühsam zu den Molen vor, die sich jetzt in der Nähe als gewaltige Steinmauern, 20 Fuß hoch und nahezu ebenso dick, ausweisen. Innen durchzieht sie der Materialersparnis wegen ein gewölbter Gang ihrer ganzen Länge nach, rings darum legt sich eine mehr als meterdicke Schicht von Ziegelmauerwerk und außen bietet das Ganze, von mächtigen Quadern eingefaßt, den Anblick einer grauweißen, glatten Granitfläche. Die beiden Molen-Enden laufen in breite runde Köpfe, von starken Granittürmen für die Eingangsfeuer gekrönt, aus und sind längs ihrer ganzen Innenseite durch starke, 60 Fuß lange und gewaltig tief in den Schlickboden der Elbe hineingebohrte Pfähle gegen den Anprall der Schiffe geschützt. Die Ebbe hatte den Wasserspiegel der breiten Einfahrt auf seinen niedrigsten Stand gesenkt und ließ den breiten Fuß von mächtigen Balken und gepreßten Faschinen sehen, auf dem die Riesenlast der Granitmauer ruht, aber sie ließ nicht sehen, was die Zeichnungen, die ich bei mir führte, verrieten: daß diese kolossale Faschinenmauer noch tiefer unter den Wasserspiegel taucht, als die hohe Granitkrone ihn überragt, so daß die ganze Molenkonstruktion vom Grunde auf die Höhe und auch die Breite eines großen vierstöckigen Hauses erreicht. Ebenso hoch ragen auch die beiden Thore am Ende des Außenhafens empor, welche den Kanal jetzt, zur

Zeit des niedrigen Elbstandes, nicht schlossen, sondern einen Spalt zur freien Kommunikation des Wasserspiegels offen ließen. Doch konnte ich den schmalen Laufsteig, der auf der Oberkante der riesigen Thorflügel die Schleusen überbrückt, trotzdem passieren, wobei über dem Oeffnungsspalt ein kleiner Sprung riskiert werden mußte, und gelangte so auf die Südseite der Schleusen, wo der Bahnhof der neuen Zweiglinie S. Margareten-Brunsbüttel bis dicht an die Kanalmündung führt.

Es würde zu weit führen, den Bau der Schleusen eingehender zu schildern. Es sind sowohl hier an der Elbe, als in Holtenau am anderen Ende des Kanals je zwei, innerhalb eines ganz gewaltigen Mauergürtels liegende Schleusenkammern angeordnet, deren Größe hinreicht, um je vier Dampfer oder neun Segelschiffe von der zu erwartenden, ziemlich bedeutenden Durchschnittsgröße gleichzeitig in einer Kammer durchzuschleusen. Die Baukosten betragen für beide Doppelschleusen rund 18000000 Mk. Dennoch besitzt die Schiffahrt bereits größere, wenn auch nicht vollkommenere Schleusen. Die neuen Schleusen in Ymriden an der Mündung des holländischen Nordsee-Kanals haben 24 m Weite und 208 m Länge (gegen 25 m und 150 m beim Nord-Ostsee-Kanal). Die Schleusen der Tilbury Docks an der Themsemündung sind auch 24 m weit, aber 210 m lang, während die Schleuse für die Hafeneinfahrt in Havre 225 m lang, aber 30 m breit wird. Auch der Manchester-Seekanal hat gewaltige Schleusen.

Es dunkelte schnell, während ich in den Bauten und Anlagen der Einfahrt umherstreifte, und bald setzte die Nacht dem Schauen ein Ziel. Der Bahnhofswirt nahm mich auf, und nachdem ich noch eine Stunde im geräumigen Gastzimmer unter größtenteils süddeutschen Baubeflissenen ihren Gesprächen zugehört, die sich meist um Kubikmeter, Baggerleistungen, Peilungen, Rammen, Ziegelfabrikation und ähnliches Beiwerk des Kanalbaues drehten, suchte ich die Ruhe auf und setzte noch im Traume die Beschäftigung des verflossenen Tages fort.

Der Morgen fand mich früh auf der Reise, die heute zu Fuß längs der Kanalufer ging. Der Binnenhafen, der sich hinter den Schleusen in ziemlicher Länge zwischen angeschütteten Ladeplätzen erstreckt, geht trichterförmig, am Ende von einer Fähre übersetzt, in die normale Breite des Kanals über, welche am Wasserspiegel rund 60 m beträgt. In dieser Breite und einer Tiefe, die im mittleren Bette je nach der Oeffnung oder Schließung der Brunsbütteler Schleusen sinkt oder steigt, aber stets 9 m oder mehr beträgt, zieht nun der Kanal zwischen Deichen durch das niedere, ihn umgebende Marschland. Die Aecker und Wiesen sind platt wie ein Tisch, aber fett und von einer vorzüglichen Bewässerung. Die Gemarkungen der umliegenden Dörfer reichen, höchstens durch einen schmalen, von der Regierung behufs der Kanalausführung angekauften Streifen vom Wasser getrennt, bis an den Kanal und die Inhaber, durchweg Bauern mit bedeutendem Viehstand, werden durch die neue Wasserstraße nicht wenig gewinnen. Ihre Produkte, welche auf den Absatz in den großen Städten der Umgegend, Hamburg und Kiel, sowie Lübeck in erster Linie, angewiesen sind, tauschen einen kostspieligen Bahnweg von 80 bis 100 km gegen eine um nichts längere Wasserstraße um, die sogar mit kleinen Segelschiffen zu befahren ist und die Waren ungleich billiger an die Konsumplätze bringen kann. Auch der Verkehr zwischen den ganzen Ortschaften in der Umgegend des Kanals, der bis jetzt in diesen Gegenden und bei dem Fehlen einer Querbahn durch Holstein in der südwest-nordöstlichen Richtung der Kanalroute durch nichts begünstigt wurde, muß durch die Eröffnung der Wasserstraße einen kräftigen Aufschwung nehmen.

Es ist ein einförmiger Weg, den der Wanderer hier an oder auf den Deichen zurückzulegen hat, und er wird noch einförmiger, nachdem das dreiviertel Stunden von Brunsbüttel entfernte Dorf Ostermoor, vom Kanal in der Mitte durchschnitten und dann durch eine vielbeschäftigte Fähre wieder verbunden, erreicht ist. Denn von hier bis zum Kudensee, dreiviertel Meilen weit, werden größtenteils Moore durchschnitten, in denen selbst die sonst den Kanal begleitenden Gehöfte seltener werden oder ganz

verschwinden. Die lange Brücke der von Hamburg nach Tönning führenden Marschbahn kreuzt den Kanal dicht vor Rudensee und wird bei der Annäherung von Zügen trotz ihrer Länge von 90 m und ihres ungeheuren Gewichtes mühelos um einen riesigen Zapfen gedreht, der auf dem starken, tief in das rechte Ufer gesenkten Mittelpfeiler steht. Eine Vierteldrehung der Brücke, durch Wasserkraft in einigen Sekunden bewirkt, giebt den Kanalspiegel in voller Breite frei und würde sogar für die Begegnung zweier Schiffe in der Brückenaxe Platz gewähren. Die Maschinengebäude an den Ufern, eine bald darauf folgende weitere Maschinenanlage zur Bewässerung der durch den Kanalbau in ihrem Grundwasserstande verschlechterten Wiesen und die Deiche selbst, die den endlosen Wasserstreifen einfassen, bilden weiterhin das einzig Sehenswerte. Und doch war dem langen, ermüdenden Marsche nicht auszuweichen, da ein regelmäßiger Schiffsverkehr auf dem Kanal vor der Einweihung noch nicht stattfand und eine zufällige Gelegenheit, eine Strecke auf einem der Arbeitsschiffe zurückzulegen, sich am Tage nach meiner Ankunft, als einem Sonntag, auch nicht finden wollte.

Interessant ist unter diesen wenigen Einzelheiten, welche die westliche Kanalstrecke bietet, lediglich die Art, in der man den Kanal durch die Moore führte. Ob die Oberfläche des Torfmoors Tragfähigkeit besaß oder nicht, in allen Fällen war das Innere so weich, daß ein einfaches Ausschneiden des Kanalprofils in dieser losen Masse unmöglich war. Man grub versuchsweise Löcher bis ins Innere des Moores, aber bald waren die Einschnitte durch die von den Seiten nachfließende Masse wieder ausgefüllt. So blieb nichts weiter übrig, als das Bett des zukünftigen Kanals noch vor dem Ausheben vollständig von der Moorfläche rechter und linker Hand abzudämmen, was durch breite Sanddeiche geschehen ist. War die trockene Moornarbe tragfähig, so wurde das erste schmale Arbeitsgeleise unmittelbar darauf gelegt und mit kleinen Wagen ein Sanddamm aufgeschüttet, der wenigstens vorläufig für ein breiteres Geleise und Lowren von 3 Tonnen Inhalt tragfähig wurde. Nun arbeitete man ununterbrochen an der Erhöhung und Verbreiterung der so begonnenen Deiche. Tagsüber wurde mit Lastzügen und Lokomotiven auf dem breiteren Geleise angeschüttet, und während das Gefüge des Moores der Last allmählich nachgab und den Sanddamm langsam einsinken ließ, wuchs er oben in demselben Maße nach. Bei Nacht ging die Arbeit auf dem vorderen Geleise weiter, von dem ein neuer vorläufiger Damm aufs Moor geworfen wurde, während das große Arbeitsgeleise gleichzeitig höher auf die am Tage geschütteten Sandmassen verschoben wurde. So ging es weiter, bis die Dämme das ganze, oft über 10 m tiefe Moor durchsanken und sich mit dem Fuße noch tief in die darunter liegenden Sand-, Klai- oder Thonschichten gegraben hatten. Die Breite wuchs dabei auf 60, ja 70 Fuß und beträgt noch jetzt, nachdem in die anfangs ungestalte Masse die scharfe Profilierung des Kanals hineingeschnitten worden ist, 50 Fuß in der Höhe des Wasserspiegels, den ihre Krone um 6 bis 9 Fuß überragt.

Erst nachdem die Dämme auf beiden Seiten der Kanalaxe durch ein Moor vollständig hindurchgeführt waren, konnten zwischen ihnen die gewaltigen, in Lübeck und Hamburg gebauten Bagger zu spielen beginnen, deren Eimer in jeder Stunde 200 Kubikmeter Boden zu entfernen im Stande waren. Hätte ein solcher Bagger das ganze Profil des Kanals in Angriff nehmen können, so würde er an einem 12stündigen Arbeitstage sechs laufende Meter davon haben herstellen können. Ernsthafter waren die Schwierigkeiten des Baues in dem später zu schildernden Durchstich durch die bedeutenden Hügelketten, welche der Kanal weiterhin durchbricht. Denn während sich die Moore kaum über das vom Kanal innegehaltene Niveau der Ostsee erheben, und die Größe der Erdaushebung lediglich dem Wasserquerschnitt des Kanals entsprach, lag später die Hauptmasse des zu entfernenden Bodens über dem Wasserspiegel, und unser oben als Beispiel angeführter Normalbagger hätte in dem langen Durchstich der Elb-Eider-Wasserscheide nur 1¾ m, ja an der höchsten Stelle dieses Durchstiches nur 80 bis 90 Centimeter täglich fortschreiten können.

Doch zurück von dieser technischen Abschweifung zu den Mooren von Kudensee. Wer von dem Orte Kudensee die Deichkrone des Nord-Ostsee-Kanals in der Richtung auf Burg verfolgt, merkt es nicht, daß er eine Viertelstunde hinter der Kudensee'er Fähre einen Boden betritt, der vor dem Kanalbau nicht aus Moor bestand, sondern von Schiffen befahren wurde, — daß er sich mitten in der östlichen Hälfte des ehemaligen Kudensees befindet. Der Kanal hat letzteren seiner Breite nach, d. h. auf nahezu 1000 m durchschnitten und dabei den Wasserspiegel so weit gesenkt, daß der früher recht umfangreiche See nahezu auf zwei Drittel seiner Größe gebracht wurde, und rechts und links vom Kanal nur noch trockenes Land zu sehen ist. Wird man aber dergestalt von dem durchschnittenen See selbst nichts mehr gewahr, so gewinnt doch die Landschaft hier zum ersten Male etwas Reiz, indem links, allerdings anfänglich in bedeutender Ferne, eine Hügelkette von ansehnlichen Formen das bisherige Tiefland abschließt und den Anfang des diluvialen Kernes von Holstein bildet, an den der Elbstrom in der Alluvialepoche die eben geschilderten Schwemmlanddistrikte angesetzt hat. Wohl eine Stunde begleitet diese anmutige Kette in einiger Entfernung den Lauf des Kanals, der selbst noch lange Zeit zwischen Mooren und Wiesengelände weitergleitet, bis endlich bei Burg, dem ersten größeren Ort am Kanalverlauf, die Elbniederungen ihr Ende erreichen, und der Weg allmählich, freilich noch immer von großen Mooren begleitet, zum Beginn der jütischen Wasserscheide hinführt.

II.

Zwischen Elbe und Eider.

Der Nord-Ostsee-Kanal führt von Burg durch eine dreiviertel Meilen lange, meist wiederum moorige Ebene zum Beginn des Hügelrückens, der die nördlich fließenden Eidergewässer von denjenigen Quellen trennt, welche süd- und ostwärts der Wilster, Stör und durch diese der Elbe entgegenströmen. Oder vielmehr entgegenströmten, denn, wie sich denken läßt, mußte die Schöpfung einer so mächtigen, das Land horizontal durchsetzenden Wasserader, wie der Kanal sie bildet, die Wasserverhältnisse der durchzogenen Gegend gründlich stören und verwischen. Seen, die der Kanal durch- oder anschnitt, wurden in ihrem Niveau gesenkt, Wasserläufe, welche er kreuzte, drehten ihre Strömung um und gossen ihr Wasser in den Kanal, große Distrikte, die früher sumpfigen Bodens wegen unbebaubar schienen, wurden trocken gelegt und der Landwirthschaft gewonnen, anderen Flächen aber, die früher auf natürlichem Wege bewässert wurden, entzog der Kanal ihre Quelladern oder senkte ihren Grundwasserstand, sodaß mächtige Pumpen ihnen das geraubte Wasser künstlich ersetzen müssen.

Hier wird auch der Spaziergang längs des Nord-Ostsee-Kanals wechselvoller und anmutiger. Anfänglich sind es kurze, wiewohl hier und da ganz ansehnliche Bodenwellen, welche der breite Einschnitt kreuzt, und hinter denen sich das Land vorübergehend noch einmal wieder senkt. Zwischen Hochdonn. nämlich und Dükerswisch verfolgt der Kanal im wesentlichen das Thal der Holstenar, deren Krümmungen sein gerader Lauf abschneidet und so eine Reihe von Hügeln, die der Bach umging, geradenwegs durchsticht. Dazwischen kreuzen den Kanalverlauf die alten Einschnitte der Holstenar selbst und ihrer Zuflüsse, wodurch landschaftlich hübsche Bilder entstehen. So liegt die zweite Ausweichstelle, in welcher das tiefe Fahrwasser des Kanales, wie alle 12 Kilometer geschieht, in der doppelten Breite des Normalprofils angelegt ist, in einem flachen Thalkessel, der durch die Einströmung der Mühlenbek in die Holstenar gebildet wurde. Hier fand ich noch Bagger und Rammen in voller Thätigkeit, Lokomotiven mit Sand beladenen Zügen hinter sich standen am Ufer zur Abfahrt bereit, und in provisorischen Werkstätten dampften die Essen, um mangelhaftes Gerät wieder auszubessern. Ganz in der Nähe aber, nachdem ich wieder eine der Krümmungen des alten,

jetzt ausgetrockneten Wasserlaufes auf interimistischer Brücke überschritten, lag hinter einem schmalen Waldeszipfel ein lauschiges Wirtshaus, in dem es schlechtes Bier und vorzügliche Produkte der holsteiner Landwirtschaft, Butter und Käse, gab. Die Wirtschaft hieß Hohenhörn und neben ihr sprudelte von Osten her in einem schmalen Einschnitt die Iselbek, einem Torfmoor bei Oersdorf entquellend, munter zu Thal, was früher sagen wollte: in die Holstenau, jetzt aber bedeutete: in den Nord-Ostsee-Kanal. Der Eingang dieser kleinen Wasserläufe in den Kanal erfolgt, soweit dieselben für die Grundwasserverhältnisse der Umgegend von Wichtigkeit sind, durch kurze Entwässerungsschleusen, welche den Abfluß zeitweilig zu hemmen gestatten.

Jetzt erhebt sich das Terrain schnell zu ziemlich bedeutender Höhe, und ein ununterbrochener Einschnitt leitet den Kanal eine Meile weit über Kl. und Gr. Bornholt nach Grünenthal, wo die Erhebung in kurzem Abstieg ihr Ende erreicht. Das Terrain liegt rechts und links etwa 20 m über dem Wasserspiegel oder 30 m über der Sohle des Kanals und die Breite des Einschnitts, die schon unten über 70 m beträgt, schwankt oben zwischen 120 und 160 m. Fußsteige begleiten den Wasserstreifen sowohl unten als auf den Höhen und hin und wieder unterbrechen die Fläche der sandigen Böschung steile, gemauerte Regenrunsen, welche bei starkem Niederschlag die oben zufließenden Gewässer sammeln und ohne Gefahr für die noch lockeren Ufer dem Kanale zuleiten sollen. Der angenehmste Weg von Hohenhörn nach Grünenthal führt auf der rechten Kanalseite — immer von Brunsbüttel aus gerechnet — oben am Ufer hin. Dörfer begleiten auf der Höhe den Lauf des Kanals, der sich in meist gerader Linie seinen Weg zwischen den tiefen Abhängen sucht, und aus den Gärten der Bauern führt hier und da eine Pforte direkt an den Abhang und leitet über eine schmale tiefe Treppe zum Wasser hinunter. Gegenüber, wo das Ufer meist weniger hoch war, sah ich ganz gewaltige Sandmassen oben auf dem gewachsenen Terrain angeschüttet. Das aus dem Einschnitt herausgebaggerte Material (denn auch im Trockenen ist hier stets mit Baggern größten Kalibers gearbeitet worden) war dort, soweit es nicht nutzbringende Verwendung finden konnte, auf die Anhöhe geschafft und zu Wällen oder Dünen angehäuft, die ich teilweise mehr als 20 Fuß hoch und mehr als 100 Fuß breit schätzte. Wie hat man diese ungeheuren Sandmassen, welche den Kanal kilometerweit, an gewissen Stellen sogar auf beiden Seiten, begleiten, aus der Tiefe des Kanalbettes auf die Höhe von 25 bis 30 m geschafft, fragte ich mich mit Staunen über solche Leistungen, für welche die achtjährige Bauperiode des Werkes äußerst kurz genannt werden muß. Später sah ich, daß die schmalen Absätze, welche die Böschung stellenweise in mehrere Etagen zerlegen, nicht horizontal, sondern mit leisen Steigungen ausgeführt sind, und daß auf den Stufen, welche so entstanden, hier und da Geleise verlegt sind; ja in der Nähe von Grünenthal sah ich noch Lokomotiven mit langen Zügen kleiner Kippwagen dahinter sich langsam die schräge Ebene hinaufbewegen. Welch' eine Arbeit in diesem Durchstich verkörpert war! Denn ein solcher Zug mit zwanzig Wagen hinter sich, von denen ein jeder 3 Kubikmeter oder 100 Centner Sand bergan trug, barg in sich nicht mehr als einen Zoll des von den Baggern gelösten Kanalquerschnitts. Mehr als 30 solcher Züge waren also nötig, um das Profil um einen Meter zu fördern, und 12000 Meter weit bohrt sich der Kanal durch die Hügelkette, wenn auch nicht überall die Ufer gleich hoch sind.

Mehrmals nähern sich Waldungen dem Kanal, doch treten sie nirgend ganz bis an die Ufer heran, so daß die Umgebung, wenn auch das Auf und Nieder ihr einigen Reiz verleiht, doch in gewissem Maße eintönig bleibt. Die Technik muß hier meistenteils den Mangel landschaftlicher Anmut ersetzen und sie ist dazu um so mehr im Stande, als der Nord-Ostsee-Kanal bei seinem Bau mehrere technische Ausführungen nach sich gezogen hat, die wenigstens in unserem Vaterlande noch nicht ihres Gleichen haben. Dazu gehören auch die beiden kolossalen Bogenbrücken für Eisenbahn- und Straßenübergänge, von denen die erste mir an der Kanalbiegung von Großen Bornholt

zuerst zu Gesicht kam. Noch weit, wohl mehrere Kilometer, entfernt, schwebte die leichte, hochgeschwungene Brücke, duftig verklärt von den zitternden Strahlen, die am heißen Nachmittag ringsum von Land und Wasser aufstiegen, in zierlichem und doch gewaltigem Sprunge, wie ein Regenbogen, über die klaffende Thalöffnung hin, hoch auf die steilen Uferböschungen den Fuß setzend und sie ebensoweit, als jene den Wasserspiegel, überragend. Hüben und drüben ragte je ein hoher, gotischer Doppelturm über den Widerlagern des Bogens steil empor, und in der halben Höhe dieser Türme spann sich, teils auf den Bogen gestützt, teils an seinem Scheitel hängend, die Brückenbahn über das Wasser und die Abhänge hin, von einem ganz allmählich sich senkenden Damm beiderseits in das umgebende Land hinabgeleitet. Unter dem weiten Bogen aber entfaltete sich ein reizendes Landschaftsbild.

Eine Treppe führte den Abhang hinunter zum Wasserspiegel und verleitete mich, eine Strecke Weges unten zurückzulegen. Eine schwüle Wanderung in der drückend heißen Luft des überall geschlossenen Thales. Oben hatte ein Windhauch hin und wieder die Schwüle gelüftet, unten regte sich kein Halm und nur der breite gelbliche Wasserspiegel trieb in langsamer Bewegung, von der Elb-Ebbe nachgesogen, gen Süden. Eine meterhohe Böschung, mit hochkantig gestellten Klinkersteinen gegen den etwaigen Angriff der Wellen abgedeckt, trennte den schmalen Leinpfad links vom Wasser, rechts säumten ihn die Telegraphenstangen und die schmucklosen Pfosten der noch fehlenden elektrischen Beleuchtung. Man hatte hier wieder Gelegenheit, die Täuschung zu beobachten, welche eine schräge Hügel- oder Bergeswand auf den Beobachter stets übt und auf welche schon Humboldt aufmerksam macht. Sowohl von oben wie von unten gesehen, hatte die hohe Sandböschung, welche bald grasbedeckt, bald kahl war, den Anschein großer Steilheit, man glaubte sie kaum 30 Grad von der lotrechten Linie entfernt, und doch neigte sie sich in Wirklichkeit etwa ebensoviel gegen die Horizontale. Daß diese flache Abböschung die Ufer, wo sie aus lockerem Triebsand bestehen, trotzdem nicht gegen das Einsickern und Abrutschen schützt, sollte ich bald erfahren. Der platte, grasbedeckte Pfad machte nämlich plötzlich einer sandigen Strecke Platz, die je weiter um so schwerer passierbar und zuletzt völlig ungangbar wurde. Die Stangen des Telegraphen, die Beleuchtungspfosten, die Steinabdeckung des Ufers, der Weg — alles lag begraben unter einer hohen Schicht von Erde und Geröll, die sich bis in das Bett des Kanales selbst erstreckte. Und seitwärts klaffte als Ergänzung zu dieser Bescherung eine tiefe von oben bis unten gehende Lücke in den sauberen Contouren der Sandböschung. Kein Zweifel, ich stand mitten in dem Schauplatz einer Rutschung, die noch dazu neuesten Datums sein mußte, denn man hatte ja noch nicht einmal Zeit gefunden, die zerstörte Uferlinie am Wasserspiegel wieder in Ordnung zu bringen. Vom Terrain oben bis nahe an den Kanalspiegel zog sich eine hölzerne, auf Stelzen in den lockeren Sand gebaute Regenrinne, die wohl nach der Katastrophe eingelegt war, um wenigstens weiteren Rutschungen der sehr gelockerten Massen, die ein plötzlicher starker Regenfall leicht hätte nach sich ziehen können, wenn er in die bereits gerissene Lücke drang, nach Kräften vorzubeugen. Mir blieb, da der Weg unten durch manneshohen Sand führte, der direkt ins Wasser abstürzte und dem Fuß keinen Halt gewährte, nichts anderes übrig, als ein Versuch, durch den Einbruchskessel selbst nach oben zu gelangen, und dabei lernte ich denn das gefährliche Gefüge dieses lockeren Triebsandes gründlich kennen und respektieren. Hundertmal rutschte ich mit der ganzen umgebenden Masse wieder zurück, ohne einen Halt und mit der angenehmen Aussicht, direkt bis in den Kanal zu gleiten und dort ein Schwimmbad in den Kleidern zu nehmen. Ohne die hier und da einen Halt gewährenden Stelzen der Holzrinne, für deren Standfestigkeit in dem treulosen Untergrunde freilich auch nichts bürgte, wäre es mir wohl nie und nimmer geglückt, den wenigstens 70 Fuß hohen Abhang zu erklettern; so gelang es — nach langer Mühe hatte ich meinen Willen und stand wieder oben, schweißtriefend allerdings, als hätte ich den Stein des Sisyphus gewälzt. Von oben war die Zerstörung noch besser zu übersehen und legte,

besonders da sich in der Nähe der Grünenthaler Brücke ähnliche Rutschungen noch mehrmals zeigten, redendes Zeugnis für die Schwierigkeiten ab, mit denen der Durchstich durch diese Hügelkette zu kämpfen gehabt hat. Stellenweise war man bereits gezwungen worden, die Böschungen auf langen Strecken mit ihrer Oberkante weiter ins Land zu rücken, um dadurch den Neigungswinkel des Abhanges zu verflachen und die Ufer standfester zu machen. Das Meiste wird wohl zur Sicherung gegen weitere Einstürze das Bewachsen der Böschungen mit Gras thun müssen, dessen Wurzeln der losen Sandoberfläche in einigen Jahren eine festere Beschaffenheit geben werden.

Nun war ich, an einigen Baggern und Schleppzügen vorüber, welche beschäftigt waren, die Spuren der jüngsten Uferrutschungen vor der Eröffnungsfestlichkeit noch schnell wieder zu verwischen, am Fuß der Hochbrücke angelangt. Was aus der Ferne duftig und zierlich erschien wie ein Gemälde, wurde nun in unmittelbarer Nähe kolossal und imposant. Die Türme, die sich mit einem Sockel von mehr als 2000 Quadratfuß tief in den Sand bohren, während ihre Zinnen 120 Fuß über das hohe Terrain und gegen 200 Fuß über den Wasserspiegel ragen, die beiden sichelförmigen Bogen, die an den Enden spitz zulaufen und am Scheitel über 4 Meter stark sind, und in ihrer Spannweite von 156 Meter doch so leicht und elastisch aussehen, die Riesendämme, die sich hüben und drüben gegen die Widerlager werfen und nicht allein die Eisenbahn, sondern auch eine Chaussee und einen Fahrweg zu den benachbarten Dörfern tragen, — Alles ist im Maßstab gewaltiger Verhältnisse ausgeführt. Die Menschen und Pferde, die Wagen oben zwischen dem Gitterwerk scheinen zwergenhaft klein; und die Eisenbahn, die bald darauf über die Brücke rollt, sieht aus wie ein Kinderspielzeug.

Auch von der Brücke nach unten hin erschließen sich, wenn man den steilen Aufstieg vom Ufer auf einen der Zufahrtsdämme unternimmt und dann langsam über die Plattform wandert, hübsche Blicke ins Land. Die Brückenbahn enthält in der Axe die hier eingeleisige Bahnlinie, welche für die Länge des Bogenträgers gleichzeitig als Fahrstraße für den Wagenverkehr dient und nur beim Uebergang des Zuges für letzteren abgesperrt wird. Durch eiserne Gitter von den Schienen getrennt, laufen auf der Außenseite die Fußsteige, über deren Geländer gebeugt man den Kanal tief unter sich und seine Fahrzeuge so zierlich, wie von unten die Gegenstände auf der Brücke, erblickt. Darüber hinaus ein weiter Blick in die holstein'schen Gaue. — Ich überschritt die lange Bahn, in deren mittlerem Drittel die beiden Bogenträger, leicht gegen einander geneigt, mächtig aus der anfangs platten Fläche herauswachsen und, zwischen die Fußwege und den Fahrdamm springend, beide weit überragen, um an das linke Kanalufer und nach Grünenthal zu gelangen. Da die Brückenebene mehr als 20 m über dem Terrain der Umgebung liegt, so gelangen die Zufahrtsdämme erst in weiter Entfernung ins ebene Terrain. Der westliche teilt sich bald hinter dem Brückenkopf in zwei gekrümmte Rampen, von denen die eine in sanfter Neigung die Eisenbahn nach Albersdorf führt, während die andere in steilerem Abstieg und großem Bogen die Chaussee nach Grünenthal hinabträgt. Das kleine Dorf liegt, früher frei auf dem platten Höhenzug gelagert, jetzt hinter den hohen Dämmen, von denen der kürzere es zur Hälfte umarmt, völlig versteckt, und die Einwohner dürften den wirksamen Schutz, den die Dämme gegen Norden und Osten gewähren, bald am zeitigeren Gedeihen ihrer Früchte merken. Ich aber saß bald, froh der langen, überstandenen Wanderung, im Krug zu Grünenthal unter mächtigen Linden und löschte in diesmal lobenswertem Gebräu aus Rendsburg den Durst, den der heiße Marsch seit Stunden geweckt hatte.

Zwischen Grünenthal und dem jenseits der Dämme gelegenen Dörfchen Wennbüttel sprudelte über die letzten Abhänge der Elb-Eider-Wasserscheide die Hieselau ins Thal, um durch die Eider in großem Bogen die Nordsee zu gewinnen. Auch hier hat der Kanalbau eingegriffen. Während früher der Bach von Grünenthal aus in 2¼ Meilen langem Lauf bei Bockelhop an der Eider sein Ziel erreichte, mündet er jetzt schon 2

Kilometer hinter der Hochbrücke durch eine kleine Stauschleuse in den Nord-Ostsee-Kanal, der von hier aus gerade eine Meile weit das Thal der Hieselau als Marschroute nimmt und damit der Eider den ersten, wie späterhin noch vier andere Zuflüsse raubt, nämlich die Haaler-, die Luhn-, Jewen- und Wehrau. Ob diese Veränderungen auf den Wasserstand der Eider irgend welchen Einfluß haben, bleibt abzuwarten, ist aber kaum zu befürchten, da die Untereider bis Rendsburg mehr unter dem Einfluß von Ebbe und Flut, als unter demjenigen ihrer Nebengewässer steht. Doch ist es, da im späteren Verlauf des Nord-Ostsee-Kanals auch die Obereider selbst durch den Westen- und Flemhuder See ihren Abfluß in die nunmehrige Hauptader von Süd-Holstein findet, wahrscheinlich, daß im Ganzen mehr als die Hälfte des früheren Niederschlagsgebietes der Eider nunmehr durch den Kanal beherrscht wird. Wenn trotzdem die sämmtlichen Zuflüsse, welche letzterer aus dem durchflossenen Gebiet empfängt, nur den zehnten Teil seines gesammten, im übrigen aus der Kieler Bucht kommenden Wasserzuflusses ausmachen, so spricht das deutlich für die gewaltige Wassermenge, welche der scheinbar fast ruhende Kanal der Nordsee zuführt. Dieselbe beträgt in der That täglich während der beiden je 3—4 Stunden dauernden Schleusenöffnungen in Brunsbüttel 7—8 Millionen Kubikmeter und kommt der Wasserführung mehrerer ziemlich bedeutender Flüsse gleich. Die Reinhaltung des Kanals hatte dabei zur Voraussetzung, daß stets nur das schlammfreie Wasser der Kieler Föhrde in die Elbe, niemals das gelbe Schlickwasser der letzteren durch den Kanal in die Ostsee abliefe, was dadurch erreicht wird, daß die Ostseeschleuse bei Normal- und höherem Wasserstand, die Elbschleusen aber nur zur Ebbezeit geöffnet wurden. Das Bett des Kanals ist dementsprechend mit einer gewissen Neigung von der Ost- zur Nordsee ausgeführt, sodaß die Sohle bei Brunsbüttel ungefähr 4 Fuß tiefer als bei Holtenau liegt und der Wasserspiegel während der größten Zeit des Tages eine leise Krümmung nach der Nordsee zu besitzt. Also als einen Strom, der das Land durchfließt, hat man sich den Kanal eher vorzustellen, denn als ein langes, stillstehendes, horizontales Wasserbecken.

Doch zurück von dieser Abschweifung zu meiner Wanderung durch das nunmehr zur Kanalroute gewordene Thal der Hieselau. Es ist eine Strecke, die sich an Eintönigkeit vollkommen dem zuerst geschilderten Wege durch die Elbniederung an die Seite stellen läßt. Auf halbe Stunden kein Mensch, kein Gehöft, kein Schiff mit Ausnahme eines einsamen Baggers — nichts als endlose, weißglänzende, den Kanal meilenweit begleitende Sandhügel, die hier in einer torfigen Niederung von schwimmenden baggerartigen Maschinen aufgeschüttet sind, weil man sich der unendlichen, dem tiefen Bette entnommenen Massen anders nicht zu entledigen wußte. Einzig die hin und wieder in einer kleinen Kaskade sich in den Kanal stürzenden Zuflüsse, die Fähren, welche den Wasserspiegel im Zuge aller wichtigeren Chausseen und Landwege kreuzen und, selten genug, ein sauberes, echt holsteinsches Dorf, an die Kanalufer stoßend, unterbrechen die Einsamkeit der großen, noch uneröffneten Wasserstraße, auf der sich nach dem Einweihungsakte wohl bald ein regeres Leben tummeln wird. So ging es durch die Niederung der ehemaligen Hieselau, so durch die Einöden des Reitmoors, des Muckelmoors, schon seit Oldenbüttel (bei km 40 des Kanals) immer in geringer Entfernung von dem vielgewundenen Lauf der Untereider, den man doch vorläufig noch nirgends zu Gesicht bekommt. Eigentlich sollte derselbe schon von Wittenbargen, unfern Oldenbüttel, direkt als Fortsetzung des Kanals, natürlich in vertieftem und abgekürztem Fahrwasser, benutzt werden, doch hat die Kanalkommission später dieses Projekt wegen der ungünstigen Wasserstandsverhältnisse in der Untereider fallen lassen und Kanal und Eider in geringer Entfernung von km 40—60 nebeneinander geführt. Auf dem letzten Teil dieser Strecke, kurz vor Schülp bei km 55 des Kanals treten endlich beide Wasserläufe so nahe aneinander, daß nur ein breiter Deich sie trennt und die Mastspitzen aus dem Nord-Ostsee-Kanal in die Eider hinüberschauen, wie die aus der Eider in den Kanal. Der Deich zwischen beiden ist hier höher und stärker, als man ihn sonst am

Kanal, wo er Niederungen durchfließt, wohl findet, denn die Eider ist zur Zeit der Weststürme auf der Nordsee schweren Sturmfluten ausgesetzt, vor deren Rückwirkung man den Kanal zu schützen hatte.

Hier zwischen Kanal und Eider oder vielmehr neben ihnen wird endlich auch die Umgebung wieder anmutiger. Eine kleine Anhöhe, ein Wäldchen, eine Baumallee, etwas Fertiges, Abgerundetes an Stelle der immer noch rohen, werdenden Ufer vordem erfrischt das Auge, und die gedrängte Folge größerer Dörfer verkündet schon die Nähe einer Stadt, welche die Umgebung beherrscht. Das ist Rendsburg, an sich eine kleine, ruhige Mittelstadt, am Nord-Ostsee-Kanal nächst Kiel (das nicht einmal unmittelbar am Kanal liegt) der bedeutendste Ort und unzweifelhaft zu einem kräftigen Aufschwung berufen, da außer dem Verkehr, den die Eider und der Kanal ihm künftig von drei Richtungen zutragen, auch der umfangreiche Betriebshafen für den Nord-Ostsee-Kanal hierher verlegt worden ist. Rendsburg liegt übrigens auch nicht, wie ursprünglich im Einklang mit dem vorerwähnten Eiderkanalisierungsplan ins Auge gefaßt war, unmittelbar am Kanal. Es liegt vielmehr inmitten einer Insel, die im Süden und Osten vom gebogenen Lauf des Kanales, im Westen von der Untereider und im Norden von dem Anfang einer schmalen Seenkette umgeben wird, welche früher den Uebergang zwischen dem Ober- und Unterlauf der Eider bildete. An vier Stellen besitzt dieser Wasserkranz feste Uebergänge, nämlich zwei gewaltige Drehbrücken im Süden der Stadt für den Landverkehr und eine Eisenbahn, zwei kürzere, feste Brücken für dieselben Zwecke im Nordwesten, wo nur die kleineren Schiffe des Eiderverkehrs zu erwarten sind. So im Knotenpunkte eines von Norden und Süden durch eine Haupteisenbahnlinie, von der Ostsee und Kiel, sowie von der Elbe mit Hamburg durch eine Wasserstraße von unbeschränkter Leistungsfähigkeit, von der Nordsee endlich und der jütischen Westküste auch noch durch die Eider vermittelten Verkehrs gelegen, ist Rendsburg zweifellos eines bedeutenden Aufschwunges fähig, und mancher, der es vielleicht nach 10 oder 20 Jahren als den Knotenpunkt des Lokalverkehrs und als einen vornehmlichen Stapelplatz auch des weiteren Handels auf dem Nord-Ostsee-Kanal wiederfindet, wird dort ein anderes, kräftiger pulsirendes Leben wiederfinden, als es mir auf der Durchreise durch die stille, in einem Kranz grüner Gärten liegende, noch von alten Wällen umgürtete Stadt sich zeigte. Ein technisches Bauwerk, das ich gleichzeitig dort besichtigte und nicht unerwähnt lassen darf, ist die von der Kanalkommission nördlich von Rendsburg in die Eider eingebaute Schleuse, welche den über Tönning in die Nordsee gehenden Schiffsverkehr aus dem Kanal und den Eiderseen in die Untereider leitet und an den Baukosten des Kanals mit reichlich einer Million Mark beteiligt ist. Um auch auf diesem Wege, der in mancher Hinsicht bequemer ist, Kanonenboote und kleinere Kriegsschiffe, für die das Wasser auf der Untereider tief genug ist, in die Nordsee bringen zu können, hat man der Eiderschleuse ziemlich bedeutende Abmessungen gegeben. Die Kammer besitzt 12 m Breite, gegen 70 m Länge und 5½ m Wassertiefe, was schon für ganz respektable Fahrzeuge ausreicht.

III.

Von Rendsburg nach Kiel auf dem Nord-Ostsee-Kanal.

Zu den größten technischen Leistungen während der Bauperiode des Nord-Ostsee-Kanals ist ohne Zweifel der Umstand zu rechnen, daß im Verlauf der ganzen, 8 Jahre währenden Ausführung der Betrieb auf dem alten Wasserwege zwischen beiden Meeren keinen Tag unterbrochen wurde. Diese aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammende Wasserverbindung benutzte den Lauf der Eider von Tönning bis Rendsburg, stieg bei letzterer Stadt durch eine Schleuse in die Eiderseen hinauf und schloß sich später dem Laufe der Obereider an, indem das Gefälle derselben durch zwei weitere Anstieg



schleusen, die letzte bei Königsförde gelegen, überwunden ward. Von hier erstreckte sich die zwei Meilen lange horizontale Scheitelhaltung des Eiderkanals, welche in der Höhe des Westen- und Flemhuder Sees sieben Meter über der Ostsee lag, und in deren Verlauf, eben aus dem Flenhuder See, auch der Quellenlauf der Eider sich in den Kanal ergoß. Hinter Rathmannsdorf begann endlich der kurze, durch abermals drei Schleusen vermittelte Abstieg zur Ostseemündung, welche, wie noch heute, bei Holtenau an der Kieler Bucht lag. War gleich diese alte Wasserstraße nur 3½ Meter tief und durch die Schleusen auf ein gewisses ziemlich geringes Größenmaß der Fahrzeuge beschränkt, so wurde sie doch bis zuletzt von rund 7000 Schiffen jährlich benutzt, unter denen auch regelmäßig zwischen Kiel und Rendsburg verkehrende Dampfer waren. Diesen Verkehr nun hieß es ungestört lassen, obwohl die neue Kanallinie die alte an etwa 18 Stellen schneidet und mit ihrem Niveau rund 7 Meter tiefer als die Scheitelhaltung jener liegt. Man arbeitete dabei so, daß zuerst diejenige Strecke des Nord-Ostsee-Kanals, welche der Scheitelhaltung des Eiderkanals parallel, ja teilweise mit ihr zusammenlief, im Trockenen ausgehoben wurde, doch nicht auf ihre endgültige Tiefe, sondern nur soweit, daß ihre Sohle einige Meter unter derjenigen des alten Kanals lag. Dann leitete man den Verkehr auf dieser Strecke in den neuen Kanal, senkte aber dessen Wasserspiegel zu gleicher Zeit weit genug, um die beiden höchsten Schleusen des Eiderkanals beseitigen zu können, so daß die Schiffahrt nunmehr noch zwei Schleusen beim Auf- und zwei beim Abstieg zu überwinden hatte. Genau ebenso wurde, bei gleichzeitig fortgesetzter Tieferlegung des schon befahrenen Stückes, die Arbeit weiter fortgesetzt, sodaß von 1892 an nur noch die Endschleusen bei Holtenau und Rendsburg der Schiffahrt im Wege standen. Endlich fielen auch die; mit dem Nord-Ostsee-Kanal auf gleiches, d. h. Meeresniveau gebracht, wurden auch die Eiderseen um etwa 7 Fuß gesenkt, und von Rendsburg bis zur Ostsee wie bis zur Nordsee erstreckte sich nun ein horizontales, schleusenfreies Fahrwasser. Nur die Unter-Eider hebt und senkt, da sie an der Mündung nicht, wie der Kanal, Flutschleusen besitzt, ihren Spiegel nach wie vor mit Ebbe und Flut, und um diese Störungen an der Fortsetzung in die Eiderseen und den Nord-Ostsee-Kanal zu verhindern, war die Einbauung der früher erwähnten neuen Schleuse zwischen die Unter-Eider und ihr bei Rendsburg beginnendes Seensystem erforderlich. Kurios bleibt dabei, daß die Eiderseen, aus denen man durch die alte Schleuse in die Untereider hinabstieg, jetzt so niedrig liegen, daß die Schiffe bei Flutstand um mindestens zwei Meter emporgeschleust werden müssen, um in die Untereider zu gelangen.

Ganz in der Nähe dieser Schleuse nun, bloß durch die hochgewölbte Eisenbahnbrücke von ihr getrennt, liegt der Pavillon, den im Eiderpark die Kiel-Rendsburger-Dampfer-Compagnie für ihre Kanalschiffahrt erbaut hat. Man fährt in Rendsburg auf der Eider ab und gelangt erst eine Stunde später in den eigentlichen Kanal, der allerdings schon eine halbe Meile hinter der Stadt in den Audorfer See eintritt und in diesem, dem Eider- und Schirnauer See zwischen verankerten Bojen seine vertiefte Rinne besitzt. Es ist zwischen den hohen Ufern der schmalen, im Durchschnitt 400 bis 500 m breiten Seen eine liebliche Fahrt. Der Dampfer, dessen alle Viertelstunde sich wiederholendes Anlegen freilich keine große Annehmlichkeit ist, trat seine vierstündige Reise Nachmittags in Rendsburg an und schien bis auf den letzten Platz besetzt. Doch änderte sich das schnell, als wir einige benachbarte Vergnügungsorte am Eider- und Audorfer See passiert hatten, wo die meisten Passagiere ihr Reiseziel erreichten und nur wenige zurückblieben. Von Steinwehr, wo man wieder in den eigentlichen Kanal eintritt, bis Holtenau verläuft die Route fast durchweg im Einschnitt, der stellenweise fast die Höhe des großen Durchbruches bei Grünenthal besitzt. Das Bett des alten Kanals wird nur selten auf kurze Strecken benutzt und kann auch da, wo man ihm wirklich folgte, von keinem großen Vorteil für den Bau gewesen sein, da die Sohle des Eiderkanals ihrer größten Länge nach 12 m höher lag als die des Nord-Ostsee-Kanals.

Um so öfter begegneten wir aber auf der Fahrt den schräg oder rechtwinklig in die Ufer einschneidenden Einkerbungen, durch welche sich jede Kreuzung mit dem vielgewundenen alten Kanal bemerkbar machte. Oft erschlossen diese Querthäler in der hohen Uferwand anmutige Durchblicke zwischen Wald und Höhen, und die in Rendsburg gehörte Bemerkung, daß der alte Kanal auf der Fahrt ungleich schönere Landschaftsbilder gezeigt habe als der neue, erschien mir sehr glaubhaft. Doch bietet auch der Nord-Ostsee-Kanal auf diesem Ende, ganz im Gegensatz zu der westlichen Seite, recht hübsche Eindrücke, die besonders auf dem häufigen Vorkommen schöner Waldungen über den grünen Uferrändern beruhen mögen. Doch fehlt es auch an anderen, interessanteren Dingen nicht. Dahin möchte ich allerdings nicht die Scharen von Baggern rechnen, welche auch auf dieser, der zuerst beendeten Kanalstrecke zur Zeit meiner Durchreise noch immer in Thätigkeit waren, und deren Anblick wohl das erste, zweite und dritte Mal ganz interessant ist, die man aber, hat man sie erst zu einigen Dutzend passiert, doch herzlich satt bekommt. Unser Dampfer aber schenkte uns kaum einen einzigen derselben, sondern lief bei allen an, um meist nichts weiter als ein paar Kisten Rendsburger Bier abzuladen. Die Beschäftigung dieser eisernen Ungetüme schien mir auch hier wieder zum größten Teil darin zu bestehen, die Spuren von neueren Rutschungen im Kanalbette zu beseitigen, deren es hier ebenso gut wie in dem Grünenthaler Einschnitte gab, ja die hier, nach den älteren, schon wieder mit Grün bewachsenen Einsturzkesseln zu beurteilen, schon vor Jahren vielleicht eine noch größere Rolle gespielt haben mußten, als dort.

Es war etwa zwei Stunden hinter Rendsburg. Wir passierten eben wieder eine der nach beiden Ufern beträchtlich erweiterten „Ausweichstellen" die, wo nicht Seen den Wasserspiegel von selbst breiter gestalten, alle 12 Kilometer einmal sich wiederholen — als plötzlich am rechten Ufer ein Seitenarm des Kanals sich zu öffnen schien. Zwischen zwei hohen Abhängen sah man weit in das dahinter liegende Land, in dessen Mitte sich, von hübschen Ufern umgeben, ein weiter, stiller Wasserspiegel erstreckte. Nur ein paar Augenblicke, dann schoben sich die beiden Ufervorsprünge des Eingangs wie Coulissen übereinander, und der See von Flemhude — ihn hatten wir eben passiert — war schon wieder verschwunden. Der Flemhuder See, dessen Verbindung mit dem Kanal für die an seinen Ufern liegenden Orte von Wichtigkeit ist und auch einen an dem engen Kanalbette stets willkommenen Hafen bietet, war früher etwa 230 Hektare groß und von ziemlicher Tiefe. Doch stand sein Niveau ebenso hoch wie dasjenige des ehemaligen Eiderkanals, sodaß er sich nicht so ohne weiteres mit dem neuen, um 7 Meter tiefer liegenden Kanal in Verbindung bringen ließ. Erst eine Senkung des Seespiegels auf das Kanalniveau ermöglichte den Durchstich, mußte aber bei der starken Abböschung der Ufer am Flemhuder See bedeutende Strecken desselben trocken legen. Die Generalstabskarte zeichnet ihn sogar nur noch zu einem Dritteil seines ursprünglichen Umfanges. Trotzdem ist dieser übrig gebliebene See, der sich vom Kanal etwa eine halbe Meile nach Süden erstreckt, für die Schiffahrt nach Flemhude und einigen anderen Orten nicht ohne Wert. Um übrigens den Gütern und Ortschaften der Umgegend nicht das besonders für die Landwirthschaft nötige Grundwasser zu entziehen, mußte man rings um den See einen Wasserstreifen, der die Zuflüsse in sich aufnahm, auf dem alten Niveau erhalten, und dieser Ringkanal ist durch einen hohen Deich von dem gesenkten Wasserspiegel abgetrennt, während zwischen beiden große Flächen, wahrscheinlich über 100 Hektare, trockenen, anbaufähigen Landes entstanden sind. Am südlichen Ende, wo sich die Eider als der wasserreichste Zufluß des Flemhuder Sees in den Ringkanal ergießt, besitzt letzterer ein Ueberfallwehr, um bei zu hohem Wasserstand den Ueberschuß in den unteren See und von hier in den Nord-Ostsee-Kanal entweichen zu lassen.

Noch eine Stunde — die Fahrt geht langsam, da nur fünf Knoten im Kanal gestattet sind —, und es zeigt sich der zweite, dem Uebergange bei Grünenthal ebenbürtige Glanzpunkt des Kanals: die Hochbrücke bei Levensau. Da sich der Kanal in

seinem östlichen Teile fast ohne Unterbrechung in Kurven durch das Hügelterrain windet, so bekommt man die Bogenbrücke erst zu sehen, wenn sich der Dampfer ihr bereits stark genähert hat, und bald nach dem Passieren ist sie den Augen schon wieder entschwunden. Schon dadurch wirkt hier, was bei Grünenthal duftig und zierlich erschien, ernster und schwerer, aber auch die etwas veränderte Konstruktion der Brücke thut dazu das Ihrige. Sie ist für zwei Geleise bestimmt und deshalb bedeutend schwerer angelegt als jene, hat sie doch fast das doppelte Gewicht an Eisen erfordert. Ferner ist sie etwas länger, da sie den Kanal in der Biegung überspannt, wo das Bett bedeutend breiter als auf gerader Strecke gehalten ist; trotzdem aber wölbt sich ihr Bogen bei weitem nicht so hoch als derjenige der Grünenthaler Brücke. Ist bei jener die Brückenbahn, welche etwa 42 m über dem Wasser liegt, größtenteils an dem noch 10 m höher steigenden Bogen aufgehängt, so ruht sie hier vollständig auf ihm, wodurch die Bogenspannung gegen diejenige der früher gesehenen Brücke etwas gedrückt erscheint. Trotzdem ist es ein überaus großartiges Bauwerk, das mit seinen wuchtigen Türmen, den auch hier wieder gewaltig aufgetürmten Zufahrtsdämmen und der kolossalen Eisenkonstruktion auch hier, in der weit schöner als bei Grünenthal gelegenen Umgebung noch höchst wirkungsvoll sich hervorhebt. Nur in Frankreich, über das Harabit-Thal bei St. Flour, und in Portugal, bei Oporto über den Duero, existieren noch zwei weiter gespannte Bogenbrücken, während die Grünenthaler Brücke an sechster Stelle unter den Bogenbrücken der Erde steht.

Unser Dampfer legte kurz vor der Brücke an, um eine größere Gesellschaft, welche Nachmittags von Kiel zur Besichtigung der Levensauer Brücke aufgebrochen war, wieder mit nach Kiel zu nehmen, und dieser Aufenthalt ließ uns Zeit, das mächtige Bauwerk von unten aus in aller Muße zu betrachten. Lag schon der Sockel der breiten Turmpfeiler, an welche sich die Fußpunkte des Bogens lehnen, hoch über uns, so erschien die eiserne Wölbung selbst bei der Durchfahrt von ganz kolossaler Höhe und zwar, was mir auffiel, fast so hoch als breit, obwohl die Spannweite von Turm zu Turm die Höhe vom Wasserspiegel zum Bogenscheitel in Wahrheit nicht weniger als viermal übertrifft. Es war dieselbe Täuschung, welche auf der ganzen Fahrt die Ufer so hoch und steil erscheinen läßt, während sie in Wirklichkeit sehr sanft abgeböscht sind. Doch unser Fahrzeug war schon wieder um eine kurze Biegung gehuscht, die Brücke verschwand, und eilig gings jetzt zwischen mehr und mehr bewohnten, zum Teil von Villen besetzten Ufern der Kieler Bucht entgegen, die man in einer halben Stunde von Levensau erreicht.

Bei Holtenau erwartet den Besucher ein reges, vielstimmiges Treiben. Viel intensiver als beim Brunsbütteler Ausgang waren hier noch alle Arbeiten im Betriebe, um der Umgebung der Schleusen rechtzeitig ein halbwegs vollendetes Aussehen zu geben. Kein Wunder: stand doch in drei Wochen die Eröffnung, der Besuch des Kaisers und seiner Gäste bevor, und waren doch allem Anscheine nach hier die Arbeiten viel weiter im Rückstande als in Brunsbüttel. So wenigstens fand ich die Umgebung, als ich tags darauf von Kiel nach Holtenau zurückkehrte, um die abends durchfahrene Schleuse und ihre Umgebung eingehender zu mustern. Vorläufig glitt das Schiff, nachdem vor den Schleusenthoren in dem geräumigen Binnenhafen, der auch hier den Uebergang vom Kanal in die Schleusen bildet, noch schnell eine Anzahl eiserner Maueranker entladen waren, durch die rechte, geöffnete Schleuse hurtig in den Vorhafen, ließ nur einen Blick nach rechts auf die großen Gebäude der Maschinen und der Verwaltung, nach links auf die sanft ansteigenden Hügel von Holtenau mit dem Schmuck ihrer Villen und Gärten thun, und fuhr bereits zwischen den kurzen Molen hindurch in die Kieler Föhrde. Auf der äußersten Landspitze linker Hand, einem angeschütteten Hügel, erhob sich der noch unvollendete Bau der Drei-Kaiser-Halle, in dessen Innerem man, wie ich am nächsten Morgen sah, eben mit der Befestigung der drei großen, bronzenen Medaillonbilder und der Inschriften darunter beschäftigt war, während in der Mitte des Fuß-

bodens, unter der Kreuzblume des Gewölbes, der Schlußstein Aufstellung finden soll, — bald war auch dieser Punkt passiert, der „Rendsburg" wandte sich rechts und während die qualm-erfüllte Oeffnung der Holtenauer Bucht zurückwich, tauchten vor uns die dunkelbeschatteten Paläste des hohen Düsternbrooker Ufers und dahinter die Türme von Kiel empor.

Der nächste Tag fand mich früh auf dem tiefgrünen, leichtwogenden Wasser der Kieler Föhrde. Mehrmals stündlich hat man mit den geräumigen Dampfern der Neuen Dampfer-Compagnie Gelegenheit, vom Kieler Hafen in der Nähe des alten Gottorper Schlosses aus die prächtigen Ufer der großen Bucht zu besuchen. Von Düsternbrook bis Friedrichsort und drüben, auf dem Ostufer, von Gaarden und Ellerbeck bis Laboe sind die Hänge am Wasser hoch, vielfach bewaldet und in soviel Krümmungen und Vorsprüngen um den Wasserspiegel gegürtet, daß man oft wie in einem großen Binnensee fährt. Nur der starke, rhythmische Wogenschlag, der besonders in der äußeren Hälfte der Bucht fast beständig die Schiffe umspielt, erinnert an die offene See. Eine Menge von Panzerschiffen und Avisos, von Kreuzern und eiligen Torpedoböten durchschnitt die Wellen oder hat sich, wie unsere vier großen Panzer Brandenburg, Kurfürst, Wörth und Weißenburg, unter den Mauern der Stadt vor Anker gelegt. Zwischen ihnen hindurch, an Düsternbrook und der breiten, von der Kanalausbaggerung zum Teil verschütteten Wiker Bucht vorüber, die später vielleicht zum erweiterten Handelshafen von Kiel werden wird, wenn der Kanalverkehr solchen nötig macht, gings nun noch einmal nach Holtenau zurück.

Hier lag die nächste Umgebung der Schleusen und Häfen, die fast ganz aus aufgeschüttetem Terrain besteht, noch sehr im Argen. Von den breiten Ladeplätzen, welche sich an die Hafenbassins schließen, war nur der südliche einigermaßen geebnet und befestigt, während der nördliche Platz zwischen den Schleusen und Holtenau noch zur Hälfte im Sumpf stak. Man wird sich hier wohl begnügen müssen, die Gegend zwischen der Anlegestelle, die vermutlich außerhalb der Schleusen Platz findet, und der Denkmalshalle bis zur Einweihung einigermaßen festlich zu gestalten. Hier sind auch die kolossalen Tribünenbauten untergebracht, während auf der gegenüberliegenden Seite, vor den Maschinenhäusern, das in Schiffsform ausgeführte Zelt für die Festgesellschaft aufgeführt ist. Die Maschinen sind natürlich, soweit sie für den Schleusendienst erforderlich sind, längst fertig und im Betriebe. In einer großen Halle dicht neben dem Schleusenbassin lagerten sowohl die mächtigen Wasserpumpen, welche das Oeffnen und Schließen der Schleusenthore besorgen, als auch die Luftpumpen, durch welche in den zahlreichen im Schleusenmauerwerk enthaltenen Maschinenkammern, Gängen und Galerien die Luft beständig erneuert wird. Unfertig fand ich dagegen die elektrische Maschinenanlage für die Beleuchtung des Kanals, an deren Vollendung bis zur festgesetzten Zeit indessen nicht zu zweifeln ist. Ein Gang um die Häfen und über die Schleusen, welche man, so lange die Thore geöffnet waren, mittels kleiner Boote passieren konnte, endlich ein Besuch der Gedächtnißhalle, in der noch die Maurer ihres Amtes walteten, — und meine Reise längs des Nord-Ostsee-Kanals hatte ihr Ende erreicht. Ein einstündiger Spaziergang führte mich durch Wik und das herrliche Villenquartier im Norden von Kiel nach der Stadt, und bald fand ich in den lieblichen Bergen der holsteinschen Schweiz, in Plön und Eutin und am stillen Uklei-See die Ruhe, nach der sich zwischen den hastenden, lärmenden Bildern am Kanal Auge und Gedanken sehnten.





Formosa.



Von

Oberst-Lieutenant z. D. **Rogalla von Bieberstein.**

Ob Japan und die übrige Welt in der Proklamierung Formosas zur Republik einen völlig selbständigen Akt seiner Bewohner oder einen neuen Schachzug chinesischer Politik zu erkennen haben, worauf die Wahl des bisherigen chinesischen Gouverneurs der Insel, Tang-tschin-Sung, zum Präsidenten der Republik im Verein mit der vom Pekinger Hofe befohlenen Abberufung sämtlicher chinesischer Beamten und die Unterstützung der Formosaner durch die chinesischen Generale Tscheng und Ku-hung mit Waffen, Geld und Soldaten hinzudeuten scheint, oder ob der antidynastische Süden Chinas allein oder eine andere Macht bei jenem Vorgange die Hand im Spiele hat, muß die Zukunft lehren; jedenfalls findet der mit vielem Ceremoniell nach dem bedeutendsten Objekt der japanischen Siege abgesandte neuernannte japanische Gouverneur, Admiral Kabayama, eine ungemein schwierige, durch die Anwesenheit der Schwarzflaggen unter ihrem alten Führer Phuo-Ning und die Widerstandsbereitschaft der Bewohner, sowie das Fehlen aller Verwaltungsorgane noch kompliziertere Situation und Aufgabe vor. Allein es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sowohl der in dem jüngst beendeten Feldzuge glänzend bewährten, vortrefflich organisierten, in jeder Richtung geschulten japanischen Armee gelingen wird, den, nur wenn derselbe in Form eines Guerilla-Krieges auftritt, Bedeutung beanspruchenden Widerstand der Insulaner zu brechen, wie auch ihrem in Korea und der Provinz Feng-Sieng bewiesenen Organisationstalent, Formosa mit der Zeit einer geordneten Administration und erfolgreichen Kolonisations- und Kulturbestrebungen entgegen zu führen. Bereits das kleine japanische Expeditionscorps, welches im Jahre 1874 unter dem Befehl des Admirals Ito in Formosa eindrang, war so vortrefflich für seinen Feldzug ausgerüstet, daß dasselbe mit Leichtigkeit den Sieg über die wilden Stämme der Insel, welche es zu züchtigen kam, davontrug, und dasselbe kehrte mit nur sehr geringem Verlust an Toten, Verwundeten und erkrankten Mannschaften nach Japan zurück; der gleiche Enderfolg aber dürfte Japan, falls nicht besondere unvorherzusehende Komplikationen eintreten, auch bei seinen demnächstigen Operationen auf Formosa winken. Ein eingehender Blick auf die in letzter Zeit vielfach genannte Insel scheint, da dieselbe unter den eingetretenen Umständen die Aufmerksamkeit voraussichtlich geraume Zeit fesseln dürfte, vielleicht des Interesses nicht zu entbehren.

Das Gebiet von Formosa oder Taiwan bildete bisher einen Teil der benachbarten chinesischen Provinz Fon-Kien, deren Hauptstadt der Hafen Amoy ist. Ein von diesem



chinesischen Vicekönigtum abhängiger Vice-Gouverneur residierte bisher in der an der Südwestküste gelegenen Hauptstadt Formosas, Tai-wan-fu. Durch chinesische Händler Fon-kiens wurde Formosa erst im Jahre 1480 entdeckt, was von den Leistungen der chinesischen Seefahrer jener Zeit, da die Insel nur 22 Meilen vom Kontinent entfernt liegt, keinen hohen Begriff giebt. Von den Nationen des Westens erschienen die Portugiesen zuerst im Jahre 1634 auf der Insel und nannten dieselbe, überrascht von dem Anblick ihrer Berge und Vulkane, die ihren Schiffen bei Nacht als Leuchtfeuer dienten, Formosa oder die Schöne. Wie in ihren übrigen asiatischen Besitzungen vermochten sich die Portugiesen auch dort nicht zu halten, und die Spanier und Holländer ersetzten sie. Die ersteren mußten jedoch, nachdem sie ein mehr religiösen wie Handelszwecken dienendes Etablissement errichtet hatten, die Insel wieder aufgeben. Dies war ein Unglück für das prächtige Land; denn seitdem blieb dasselbe vornehmlich in den Händen verschiedener großer Piraten und alsdann in der Hand der Chinesen. Sobald deren Mandarine in Taiwa installiert waren, bemühten sie sich, die Eingeborenen auszurotten; es gelang ihnen zwar nicht, dieselben zu vernichten, allein sie wurden im Süden nach dem Osthange der Insel und nach den Bergen im Innern zurückgedrängt. Selbst die annähernde Schätzung der Bewohner Formosas auf 3½ Millionen Einwohner entbehrt jedes Anhalts. Dieselben bestehen im Norden aus eingewanderten Chinesen, aus unterworfenen Eingeborenen, den Pei-po-wans, sowie den Hakkas, den Abkömmlingen der ersten Chinesen, welche die Insel eroberten, und im Süden aus unabhängigen und nomadisierenden Stämmen. Die südlichen Stämme haben sich vielfach mit den Chinesen vermischt, haben jedoch die Gewohnheit, die Ohren zu durchbohren und ein geschnitztes Holzstück oder eine bunte Muschel in denselben zu tragen, beibehalten. Die Männer der wilden Stämme der Bontans, Conscons und Kowarts gehen beinahe nackt. Bei denjenigen, welche Beziehungen zu den Chinesen unterhalten, sind die Eingeborenen mit einer langen gestickten, am Körper eng anschließenden Jacke bekleidet, der untere Teil der Bekleidung besteht aus einem ebenfalls mit Stickereien verzierten Tuch, welches um die Hüfte geschlagen und bis zum halben Schenkel herabhängend getragen wird. Die Tracht der Frauen ist einfach und derart angeordnet, daß sie ihre schlanken und graziösen Formen zur Geltung kommen läßt. Mit reichem Haar ausgestattet, arrangieren sie dasselbe mit vieler Koketterie, und zwar nicht in chinesischer, sondern den europäischen Haartrachten sich nähernder Art. Sie kauen jedoch beständig Betel, was ihr Zahnfleisch bloßlegt und ihren Speichel rot färbt. Alle wilden Asiaten hängen wenig am Leben. Diejenigen Formosas exponieren dasselbe täglich in ihren Kämpfen mit dem zahlreichen Stamm der Hakkas, deren Habgier die chinesische Abstammung verrät. Die Hakkas besitzen Körperkräfte, die ihren Nebenbuhlern fehlen. Robust und gut entwickelt, ist das Ersteigen der steilsten Abhänge ein Spiel für sie. Ihre Frauen sind graziös und von vollendetem Ebenmaß der Formen.

An den Küsten Formosas giebt es weder Aerzte noch Arzneien, und die schwächlichen und kränklichen Kinder kommen daher nicht auf; diejenigen jedoch, die das reife Alter erreichen, sind prächtig und voller Lebendigkeit. Ohne die inneren Kämpfe, welche sie dezimieren, würden hundertjährige Personen sehr häufig vorkommen, und die Formosaner, welche das Glück haben, das Alter von 70 Jahren zu erreichen, kämpfen und jagen noch wie in den besten Tagen ihrer Jugend. Es ist begreiflich, daß jedermann, vom Feldarbeiter am Pfluge bis zum Schäfer, der eine Büffelherde hütet, in der Nachbarschaft dieser kriegerischen Stämme bewaffnet ist. Sobald ein einzelner Reisender den Wilden verdächtig erscheint, lauern sie ihm an einer Ecke seines Weges auf und durchbohren ihn mit einem von weitem abgeschossenen Pfeil. Außer ihren Pfeilen besitzen die Wilden Säbel mit langer und breiter Klinge, sowie alte Luntenschloßgewehre, deren sie sich nur im Hinterhalt und nie im Freien bedienen.

Eine von Norden nach Süden sich hinabziehende Bergkette teilt Formosa. Der höchste Punkt dieses vulkanischen Kammes ist der in der Mitte der Insel gelegene

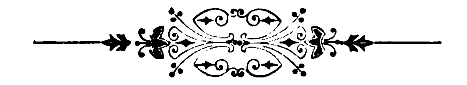
Mount Morrison, der sich 3600 Meter über dem Meeresspiegel erhebt. Die Insel bietet dem Urteil der wenigen Naturforscher zufolge, die sie besucht haben, den Eindruck der eben erfolgten Schöpfung. Einige Vulkane rauchen noch und erst in der Nähe des Meeres hat sich die Puzzolan-Erde in vegetabilische Erde umgeformt und verschwindet das Eruptivgestein. Zahlreiche Korallenriffe umgeben das Küstengebiet mit einem äußeren Schaumgürtel wie bei den Malediven. Bei Ebbe sind dieselben mit einer Menge kleiner roter Krabben bedeckt, von denen viele den Affen, die sich in Legionen vorfinden, als Nahrung dienen. Die Fauna Formosas enthält wie diejenige der japanischen Inseln und der Philippinen keine anderen dem Menschen gefährlichen Tiere wie den Kaiman und das Krokodil. Die Wasserläufe wimmeln derart von denselben, daß man sie zu Pferde und in leichten Fahrzeugen nicht passieren kann. Der wilde Büffel, der Rothirsch und der Axishirsch sind im Ueberfluß in den Bergen und in allen mit Baumwuchs bedeckten Teilen des Landes vorhanden. Dieser Mangel an wilden Tieren, der auch auf den Philippinen bemerkt wird, ist ein abermaliger Beweis, daß sich Formosa nicht infolge einer tellurischen Umgestaltung des asiatischen Kontinents, auf welchem die Tiger und andere wilde Tiere bekanntlich sehr zahlreich vorkommen, vom Festlande getrennt hat. Man findet auf Formosa einige kleine Pferde, allein sie sind erst in neuerer Zeit importiert und kommen von China und dienten nur zur Berittenmachung der Europäer und der schwerfälligen Mandarinen von Takon und Taiwan-Fou. Auf Formosa wie auf vielen anderen Inseln des großen Oceans ist es der Büffel, der geduldig, wie die Rinder Europas, zur Zeit der starken Regenfälle die Furchen der sumpfigen Reisfelder beackert. Wenn die Ernte geschnitten ist, ist er es, der unter den Strahlen einer glühenden Sonne, an einen schweren Karren gespannt, sie langsam, jedoch mit bewunderungswürdiger Ausdauer nach den fast stets von den Kulturflächen weit entfernten Gehöften über felsige oder sumpfige Pfade schafft. Das Bambusrohr ist auf Formosa wie auf dem westasiatischen Kontinent sehr häufig. Die Arekapalme und der Kokosnußbaum sind ebenfalls auf den Abhängen der Küste sehr verbreitet. Die Früchte, unter denen die Orange, die Banana und Gujavaäpfel hervorzuheben sind, sind köstlich. Für den Europäer, der das Brot zu entbehren und sich mit einem vorzüglichen Reis zu begnügen vermag und der mit dem Fleisch des Ochsen und des Schweins zufrieden ist, ist das Leben in Formosa leicht und von ungeahnter Billigkeit. Das wichtigste Produkt Formosas ist das Zuckerrohr; es findet sich besonders zahlreich im Norden, wo die Chinesen sich ausschließlich mit seiner Kultur beschäftigen. Es sind ferner sehr mangelhaft ausgebeutete Gold-, Silber- und Kupferminen vorhanden. Petroleum findet sich an der Oberfläche des Bodens, und eine Kohle, die vortreffliche Resultate liefert. Eins der bedeutendsten Produkte der Insel ist das Erdnußöl; man macht zahlreiche Düngerkuchen aus demselben, um das Land zu verbessern und zu tausenden von Pikuls wird dieses gute Dungmittel fabriziert und nach China gesandt. Ebenso exportieren die Dschunken Formosas nach Amoy Hirsch- und Büffelgehörne, Häute, wohlriechende Hölzer und in schwere Sandsteinkrüge gefülltes Kokosöl. Ganze Gebirge und Urwälder, in welche nie eine Axt eindrang, sehen noch ihrer Verwertung entgegen. Ungeachtet der Barbarei, von der die Einwohner Formosas zahlreiche Beispiele geliefert haben, wagten eine Mission spanischer Dominikaner, sowie Engländer, einige Amerikaner und Deutsche sich an verschiedenen Punkten der Insel zu etablieren, und in Taiwan, Takon und Tamsui, drei für den Handel wichtigen Orten des Küstengebiets, existieren ziemlich bedeutende Comptoire. Dieselben sind jedoch nur Filialen der europäischen Häuser von Fon-kien, deren Hauptgeschäfte sich in Amoy befinden. Sie importieren Baumwollartikel, schlechte Spielwaren und Gifte von Benares und Patna.

Es ist zur Zeit vielleicht nicht ohne Interesse, zu erwähnen, daß Italien im Jahre 1872 den allerdings sehr bald wieder aufgegebenen Plan faßte, auf Formosa eine Kolonie zu gründen. Ein Jahr vorher soll Deutschland China eine beträchtliche Summe für die Ueberlassung der ganzen Insel angeboten haben. Das Anerbieten soll jedoch

abgelehnt worden sein. Bei einer Küstenentwicklung von etwa 400 Kilometer finden Seeschiffe weder im Westen noch Osten Formosas einen Hafen zum Schutz während der Zeit der heftigen Südwest-Monsune, und selbst in der guten Jahreszeit bieten die beiden zugänglichen Reeden von Taiwan-Fou und Takon den Schiffen nur zweifelhafte Sicherheit. Sobald das Barometer sinkt, empfiehlt es sich für Segelschiffe wie selbst für Dampfer, sofort die hohe See zu gewinnen. Wenn man von China kommt und per Dampfer den westlichen Teil Formosas vom Kap Shanki bis zum Südkap hinabfährt, erblickt man, wenn dichte Nebel es nicht verhüllen, ein flaches mit Zuckerrohrfeldern und zahlreichen Bambusgehölzen bedecktes Land. Bei klarem Wetter erkennt man im Süden das Ossigebirge und gegenüber die azurblauen Berge von Soco und Ung-lo. Die Annäherung an den Ankerplatz von Taiwan-Fou wird den Reisenden lange vorher durch eine hohe Tamarinde angezeigt, die sich einsam und majestätisch inmitten eines Forts erhebt, welches augenscheinlich seinen früheren holländischen Namen Zelandia beibehalten hat. Wie alle chinesischen Städte ist Taiwan-Fou nur durch seine Unsauberkeit, seine engen Straßen und seine vielen Läden bemerkenswert; nur selten wird es von erfrischenden Brisen des Meeres berührt, und sie erreichen es nur, nachdem sie über eine nasse und unangebaute Ebene hinweggestrichen sind. Man kommt dort im Sommer vor Hitze um und Krankheiten sind häufig. Wenn man die traurige Reede verläßt, erreicht man nach wenigstündiger Fahrt die Bucht von Takon am Fuß des Affenberges, dessen Felsklippen von zahlreichen großen Affen bevölkert sind. Durch Anhöhen gegen die Nordwinde geschützt, ist die Bucht auch gegen die hohe See zu durch die Halbinsel Savacan gegen die Südostmonsune gedeckt; ihr Hafen vermag übrigens nur 5 bis 6 Schiffe von geringem Tonnengehalt aufzunehmen. Die Stadt erhebt sich auf einer zwischen einem großen See und dem Meere gelegenen Landzunge. Die Luft ist dort mild, vielleicht zu weich für kräftige Naturen. Im Frühsommer regnet es höchst selten, vom Juli bis September treten dagegen fast allabendlich bis auf drei Meilen im Innern Gewitter und heftige Regengüsse ein. Der erfrischende Seewind und die Heiterkeit eines im übrigen wolkenlosen Himmels machen sich angenehm bemerkbar. Der letzte Ankerplatz im Westen, bevor man das Südkap passiert, ist der von Cheshon oder Loong-Kiang. Unterhalb der Bai von Loong-Kiang erhebt sich eine kleine, zum Teil mauerumgebene und noch heute von den Abkömmlingen der ersten Einwanderer von Fon-kien bewohnte Stadt, mit der die unterworfenen Einwohner der Ebene Handel treiben. Man findet hier ausländische und chinesische Waren, Säbel, Luntenschloßflinten, gestickte Gewänder und Börsen, sowie reiche Gürtel mit Silberfiligran-Arbeit. Wenn das Auge in den Umgebungen der Stadt die Spuren des Anbaues der Maisfelder und der Kartoffel entdeckt, so verschwinden diese Anzeichen des regelmäßigen Feldbaues sofort in dem Maße, in dem man sich dem von den unabhängigen Stämmen bewohnten Gebiete nähert. Noch einige Bambushütten wie Nester im dichten Bananenblätterwerk oder in Hibiscusmalven mit scharlachraten Blumen versteckt, dann sieht man sich die hohen und dichten Prairien entfalten, die wie ein smaragdenes Meer vom Seewinde bewegt werden. Bewaldete wildreiche Höhen umgeben diese grünen Einöden, sie bilden den Lieblingsaufenthalt des Damwildes und Rothirsches, des Ebers und der Gegner dieser Tierarten. Ueber diese Berge mit ihren alten Waldungen verbreitete die tropische Natur ihren ganzen Reiz. Die Plantane, die dunkle Pinie, das Bambusrohr mit seinen schmalen Blättern streiten sich hier mit der Arekapalme um die Herrschaft der höchsten Gipfel. Der Horizont ist ein prächtiger. Rechts die Straße von Formosa, belebt durch das unaufhörliche Erscheinen und Verschwinden der Schiffe, die nach den Häfen am asiatischen Kontinent gehen oder von ihnen kommen, und links der stille Ocean in seiner Ruhe oder seinem Toben, das ganze überwölbt von einem bald im hellsten Lichte strahlenden Himmel, bald mit den schnellen Zügen der Wolken bedeckt, aus denen die schrecklichsten Stürme, die man kennt, hervorbrechen.

Die Anzahl der unabhängigen Stämme, zu deren Bekämpfung die Japaner im

Jahre 1874 erschienen, betrug 18, und sie vermochten 2500 Kombattanten zu stellen. Diejenigen unter ihnen, welche als grausame Barbaren und Wilde galten, vermochten nur 600 Krieger aufzubringen, eine so geringe Anzahl, daß nur eine so schwache Regierung wie die chinesische im stande war, nach zweihundertjähriger Herrschaft eine solche Handvoll Wilde ununterworfen zu lassen. Die Boutans sind zu allen Zeiten unter diesen Stämmen wegen ihres Mutes und ihrer Grausamkeit berüchtigt gewesen. Die Seeleute aller Nationen, die durch einen Typhon an die Küste dieses Stromes geworfen wurden, sind von ihnen seit undenklicher Zeit ausnahmslos umgebracht. Gegen sie, die Boutans, richteten die Japaner ihren ersten Angriff. Die Boutans waren es, die die Bemannung des amerikanischen Schiffes Rover vollständig massakrierten. Der General Legendre, amerikanischer Konsul für Formosa und Amoy, der sich zur Zeit des Unterganges des Rover in letzterer Stadt befand, begab sich unerschrocken nach der Bucht von Loong-Kiang, sobald er von dem schrecklichen Drama, welches sich dort abgespielt hatte, Kenntnis erhielt. Durch List und Beharrlichkeit gelangte er zu einer Unterredung mit einem der Häuptlinge der 18 Stämme, namens Tok-ek-Tok. Nach häufigen Zusammenkünften kam man gegen Erlegung einer gewissen Summe überein, daß Schiffbrüchigen in Zukunft Hülfe geleistet werden solle, wenn sie auf den gefährlichsten Teil der Küste zwischen dem Tui-la-Sak-Flusse und der Bucht von Loong-Kiao inkl. des Südkaps geworfen würden. Diese Uebereinkunft wurde in einem Falle zwar gehalten, allein in der Folge nicht mehr beobachtet und allein in dem Jahre, welches der ersten japanischen Expedition nach Formosa vorausging, wurden 52 gescheiterte japanische Fischer der Lao-Chon-Inseln auf Formosa umgebracht. Das civilisierte Japan hat somit alle Veranlassung, den wilden Bewohnern Formosas die Segnungen seiner Kultur zu bringen und das von Natur vielfach so begünstigte Land für den Ackerbau, Handel und Industrie zu erschließen, und es dürfte ihm zu gönnen sein, wenn dasselbe einer Republik wie Formosa ein baldiges Ende bereitet.





Zuschriften.

Noch einmal die Schulaufsicht.

Herr Dr. R. hat im vorletzten Hefte der „Konservativen Monatsschrift“ auf meine Entgegnung in der Aprilnummer eine Antwort gegeben, die mich nötigt, noch einmal zur Feder zu greifen. Nur ungern entschließe ich mich dazu, da der leidenschaftlich erregte und unfreundliche Ton, den mein Herr Gegner anschlägt, jede Hoffnung, auf Grund sachlicher Auseinandersetzung eine Verständigung oder wenigstens eine Annäherung herbeizuführen, von vornherein ausschließt. Ob ein solcher Ton, der lebhaft an die berüchtigte rabies theologica erinnert, meinen, wie ich glaube, durchaus sachlichen und ruhigen Ausführungen gegenüber am Platze war, überlasse ich getrost dem Urteile der Leser. Nur das eine sei hier bemerkt, daß eine Kraftsprache, wie sie Herr Dr. R. beliebt, noch nicht Kraft der Gedanken ist, und daß sie gar leicht den Anschein erweckt, als solle der Leser damit über gewisse Schwächen der Argumentation hinweggetäuscht werden.

Herr Dr. R. behauptet, ich habe den Geistlichen Dummheit und Unfähigkeit vorgeworfen. Ich weise diese Unterstellung, für die sich aus meiner Entgegnung auch nicht der Schatten eines Beweises beibringen läßt, mit Entrüstung zurück. Ausdrücklich habe ich erklärt, daß die Frage, ob der Geistliche die zur Ausübung der Schulaufsicht nötige pädagogische Befähigung besitze oder nicht, ganz *nebensächlicher* Natur sei. Das Erniedrigende in der jetzigen Einrichtung der Schulaufsicht liegt für uns Lehrer darin, daß wir einem anderen Stande unterstellt sind, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß wir unter uns genügend Leute haben, die zur Bekleidung der Schulaufsichtsposten vollauf befähigt sind. Doch dafür scheint Herrn Dr. R. das Sensorium zu fehlen. Wenn ich gesagt habe, daß die geistliche Schulinspektion vor 50 bis 100 Jahren ganz am Platze gewesen sei, jetzt aber, wo die Vorbildung zum Lehrerberuf eine ungleich höhere ist als früher, keine Berechtigung mehr habe, und daß ein sach- und fachkundiger Rektor oder Hauptlehrer zur Leitung der Schule besser geeignet sei, als ein geistlicher Lokalschulinspektor, so begreife ich nicht, wie man aus diesem Satze herauslesen kann, „unverblümter hätte ich den Geistlichen ihre angebliche Dummheit und Unfähigkeit nicht vorwerfen können“. Also, wenn z. B. Herr Dr. R. behaupten wollte, die Geistlichen seien in theologischen Fragen im allgemeinen kompetenter als die Juristen, und es sei daher verkehrt und für den Stand der Geistlichen kränkend, etwa einen Rechtsanwalt oder einen Landrat zum Superintendenten zu machen, so würden die Juristen nach meines Herrn Gegners Meinung in vollem Rechte sein, wenn sie ihn beschuldigten, er habe ihnen Dummheit und Unfähigkeit vorgeworfen. Jeder Stand hat ein Gebiet, auf

dem ihm willig von anderen die Meisterschaft zuerkannt wird; einzig und allein der Stand der Volksschullehrer macht eine Ausnahme. Er allein muß im eigenen Hause, auf dem Arbeitsfelde, auf das sein Beruf ihn stellt, von anderen sich meistern lassen. Nicht bloß Geistliche, die ja durch ihr Amt der Volksschularbeit immerhin noch näher stehen, sondern auch Lehrer von höheren Schulen — vielfach solche, die sonst nicht zu gebrauchen sind —, und in den Jahren des Kulturkampfes selbst Gutsbesitzer, Bürgermeister, Aerzte, Notare, Kaufleute, Gastwirte u. s. w. hat man ihm zu technischen Aufsehern bestellt*). Während sonst jeder, der ein Amt bekleiden will, sich dazu vorbereiten und seine Befähigung in einer Prüfung nachweisen muß, wird der Geistliche Schulrevisor und Schulinspektor, ohne sich um das Volksschulwesen gekümmert zu haben. Volksschullehrer dagegen, die Jahre lang mit Erfolg unterrichtet und ihre pädagogische Befähigung womöglich in vier Prüfungen (der ersten und zweiten Lehrerprüfung, dem Mittelschul- und Rektorexamen) dargethan haben, erklärt man gleichwohl für unfähig zur Beaufsichtigung des Volksschulwesens. Es liegt darin eine Mißachtung der Volksschularbeit und der pädagogischen Wissenschaft, wie sie größer kaum gedacht werden kann. Nun sagt Herr Dr. R.: „Wir Geistliche rechnen uns zum *Lehrstande*.“ Kein Mensch wird ihnen die Berechtigung dazu abstreiten. Aber mit welchem Rechte folgert Herr Dr. R. daraus, daß der Geistliche nun der *Vorgesetzte* des Lehrers sein müsse? Ohne Zweifel wird er sich auf die höhere *allgemeine* Bildung des Pastors berufen, aber darum handelt es sich hier nicht, sondern allein um die *Berufsbildung*, und daß diese beim Geistlichen und Lehrer doch wesentlich verschieden ist und verschieden sein muß, obwohl man sie unter den gemeinsamen Begriff der Lehrthätigkeit zusammenfassen kann, wird wohl schwerlich jemand im Ernste bestreiten. Die Folgerung, die mein Herr Gegner aus der Zugehörigkeit der Geistlichen zum Lehrstande zieht, ist also hinfällig. Es fehlt auch nicht an Geistlichen, die offen eingestehen, daß es ein Irrtum sei, wenn man glaube, daß mit der Absolvierung der theologischen Studien auch die Befähigung zur Beaufsichtigung der Volksschularbeit erworben sei. Schon 1862 äußerte der Prediger *Flashar* auf dem Brandenburger Kirchentage, und zwar unter der unbedingten und vollsten Zustimmung des Propstes Nitzsch aus Berlin: „Man hielt sich an das *geistige Uebergewicht* des Pfarrers, an die Ueberlegenheit seiner umfassenderen und tieferen Bildung, und meinte, daß diese ihn befähigen werde, den Lehrer in seinem Wirken zu leiten; aber man übersah, daß es sich hier um eine Technik handle, die nun einmal erlernt und durch mühevolle Uebung erworben werden will. Freilich konnte diese umfassendere Bildung den Geistlichen über manche Klippe hinwegführen, aber sie konnte die specielle Einsicht in jenes technische Gebiet nicht ersetzen. Und zur Leitung gehört mehr als ein gelegentliches Teilnehmen; eine *Aufsicht* führen kann nur derjenige, der auf dem betreffenden Gebiete die *gründlichere Erfahrung*, die *höhere Tüchtigkeit* für sich hat. Geht ihm diese ab, so geht seiner Leitung die innere Energie, seinem Wirken die Wahrheit ab, und statt der Ehrfurcht, mit der sich der Schwächere gern unter den Stärkeren beugt, wenn er nur eben seine Stärke erfahren hat, fällt ein Odium auf ihn, welches zuletzt auch das Auge für seine sonstigen Vorzüge blendet. Durch diese einzige unglückliche Maßregel, daß dem Lehrer in der Person des Geistlichen ein Schulinspektor an die Seite gesetzt wurde, der seiner ganzen Vorbildung nach für diese Aufsicht nicht genügend vorbereitet war, wurden die Geistlichen ebensowohl als die Lehrer herabgesetzt; *jene*, weil sie der rechten Wirksamkeit

---

*) „Ein Theologe“, erzählt Dörpfeld in seiner Leidensgeschichte der Volksschule, „war von seiner Fachwissenschaft zur Politik übergegangen und hatte es schließlich bis zum Subredakteur einer gouvernementalen Zeitung gebracht. Nach Zeit und Weile fand es sich, daß er an dieser Stelle entbehrt werden konnte. Leider war ein anderer passender Posten augenblicklich nicht disponibel. Da erinnerte man sich, daß der zu versorgende Mann glücklicherweise ehemals Theologie studiert hatte; und so wurde denn der exmittierte Zeitungsredakteur, der wahrscheinlich seit seiner Jugendzeit keine Schulstube mehr betreten hatte, für seine politischen Dienste mit — einem Kreisschulinspektorate chenkt.“

entbehrten, diese, weil sie die rechte Hülfe nicht fanden. Pfarrer und Schullehrer wurden schon durch ihre Stellung zu einander gezwungen, einer den Wert des anderen zu verkennen." (Angeführt bei Richter, Die Emancipation der Schule von der Kirche, S. 47.) Pfarrer Potz schreibt in seinem trefflichen Büchlein „Kirche und Schule, Pfarrhaus und Schulhaus"; Hilchenbach 1888, S. 48: „Wer in das jetzige Schulwesen nicht nur oberflächlich hineingeschaut, sondern gründlich sich hineingearbeitet hat, wer die Aufgaben und Anforderungen, die der stete Fortschritt oder wenigstens die stete Wandlung von Methode und Technik mit sich bringt, etwas zu übersehen vermag, wer von der ins Unendliche anwachsenden pädagogischen Litteratur mit ihren zahllosen, über alle Gebiete des Schulwesens sich verzweigenden Fachschriften ein wenig Kenntnis nimmt, der wird billig zugestehen, daß zu einer methodisch-technischen Schulinspektion mehr gehört als allgemeine Bildung und gesunder Menschenverstand, daß eine fachmännische Schulleitung und Aufsicht eben nur von einem Fachmanne ausgeführt werden kann. Wenn also die heutige Schulverfassung den Vertretern des geistlichen Standes eine derartige Stellung einräumt, so überträgt sie ihnen zu viel." Aehnlich äußern sich Zillessen, Kohlrausch, Dr. Strack, Dr. Harnisch u. a. Ueber die pädogogischen Kenntnisse, die die Theologen nachweisen müssen, und den sechswöchentlichen Seminarkursus, dieses „spaßhafte Faktum", wie Dörpfeld ihn nennt, heißt es bei Pfarrer Kohlrausch (Der evangelische Geistliche und der evangelische Volksschullehrer. Magdeburg, 1890; S. 10): „Oder will jemand im Ernst die Prüfung in ‚Pädagogik', wie sie im ersten und zweiten theologischen Examen gehalten wird, für ausreichend ansehen, ‚zumal ja doch auch noch sechs Wochen am Seminar hospitiert werden muß'. O si tacuisses! Wir wissen, was in den berühmten sechs Wochen zusammengearbeitet wird — die Seminarzöglinge wissen es auch —, und es ist das Lachen der Auguren, wenn die alten Erinnerungen an die Seminarzeit im Kreise der Brüder aufleben."

Mit Absicht habe ich hier einige Geistliche zu Wort kommen lassen. Herr Dr. R. wird also schwerlich umhin können, auch diesen seinen Amtsbrüdern die liebenswürdige Bemerkung zu machen, daß sie „unverblümt", ja sogar noch viel „unverblümter" als ich, ihrem eigenen Stande „Unfähigkeit und Dummheit" vorgeworfen hätten.

Herr Dr. R. kann nun allerdings noch entgegnen: Inspiciendo discimus! Und ich gebe ohne weiteres zu, daß nicht wenige Geistliche durch ihre Inspektionsthätigkeit und durch nebenhergehendes Studium sich tüchtig in die Pädagogik eingearbeitet haben. Aber in den meisten Fällen nimmt das Hauptamt doch die Kräfte des Geistlichen vollauf in Anspruch, so daß er auch bei dem besten Willen sich nur wenig um die Schule und ihre Arbeit bekümmern kann, vielfach fehlt ja auch die Neigung und der Wille dazu, abgesehen davon, daß doch auch die Schule nicht dazu da ist, Experimentieranstalt für unerfahrene Schulinspektoren zu sein.

Herr Dr. R. ereifert sich sehr darüber, daß ich von Vorrechten der Kirche gesprochen habe, die dem Lehrer seine Standes- und Berufsehre rauben, und führt dann des weiteren aus, daß durch die jetzige Form der Ortsinspektion das Interesse der Kirche nicht genügend gewahrt und die Stellung der in der Schulinspektion thätigen Pastoren keineswegs beneidenswert sei. Genau dasselbe habe ich in meiner Entgegnung auch gesagt und darum eine gesetzliche Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule verlangt, durch die einerseits der kirchliche Einfluß auf das Schulwesen der Willkür der Staatsgewalt entzogen und andererseits dem Schulamte die ihm gebührende Anerkennung zu teil werde. Ein Vorrecht bleibt die geistliche Schulinspektion, wie sie jetzt besteht, darum doch, weil sie ausgeübt wird, ohne daß ihre Inhaber nötig haben, ihre Befähigung dazu nachzuweisen.

Herr Dr. R. macht der Regierung den Vorwurf, daß sie nichts gegen die auf den großen Lehrerversammlungen sich immer wiederholenden Angriffe auf die geistlichen

Schulinspektoren thue und meint, wenn einmal auf Gymnasiallehrer-Versammlungen fortgesetzt über die Unfähigkeit der Direktoren zur Leitung der Gymnasien raisonniert würde, so würde es an Mitteln und Wegen nicht fehlen, den Schreiern den Mund zu stopfen. Hier übersieht Herr Dr. R. wieder, daß er zwei ganz verschiedene Dinge in einen Topf wirft. Die Direktoren der Gymnasien sind doch, ehe sie in ihre leitende Stellung kamen, selbst Gymnasiallehrer gewesen; würde man diesen einmal Juristen oder Mediziner zu Oberen setzen, ich zweifle nicht, es würde unter ihnen bald dieselbe Unzufriedenheit herrschen wie unter den Volksschullehrern. Uebrigens bin ich weit entfernt, die mitunter maßlosen Angriffe auf die Geistlichen, wie sie auf den Lehrertagen zuweilen vorkommen, zu billigen; aber bei der schroffen ablehnenden Haltung, die gar viele Vertreter der Kirche den berechtigten Forderungen des Lehrerstandes gegenüber einnehmen, sind sie immerhin begreiflich. Ob nicht auch viele Geistliche durch ihr persönliches Verhalten zu den Lehrern mit dazu beigetragen haben, die Gegensätze zu verschärfen, soll hier, da ich ja zum Frieden, nicht zum Streit rede, unerörtert bleiben. Nur ein paar Worte aus den „Erinnerungen“ des allverehrten General-Superintendenten D. Büchsel seien hier angeführt. Er berichtet aus der Zeit, da er noch Landpastor war, unter anderem folgendes: „Im wesentlichen wurde der Kampf gegen den vermeintlichen oder wirklichen Hochmut der jüngeren Küster (d. i. Lehrer) gekämpft, und wer von ihnen nicht hochmütig war, bei dem wurde es doch vorausgesetzt und er danach behandelt. Man liebte es, ihnen gegenüber mit seinen Forderungen bis an die äußerste Grenze zu gehen und so den Widerspruch zu provozieren. Die Küster thaten sich zusammen und stärkten sich in der Opposition, die Pastoren klagten bei den Behörden und suchten verordnungsmäßige Bestimmungen nach, um durch Zwang zu erreichen, was nicht freiwillig geleistet wurde. Auf einer Synode, auf der von geistlichen Dingen wenig die Rede war, wurde dieser Gegenstand sehr weitläufig besprochen und die wunderlichsten Klagen erhoben, aber auch gar seltsame Ratschläge gegeben, um diese Herren Küster ‚zahm‘ zu machen. Am schärfsten und strengsten waren die Pastoren, deren eigene Demut mir doch auch ein wenig fraglich war, wie denn jeder des anderen Splitter da am ehesten sieht, wo sein eigener Balken seinen Sitz hat. Es kann doch nicht ohne Veranlassung sein, daß vom ‚Priesterstolz‘ soviel geredet wird.“ — Uebrigens sind auf den Versammlungen der evangelischen Lehrervereine, die doch auch mit aller Entschiedenheit die Beseitigung der geistlichen Schulinspektion erstreben, verletzende Angriffe auf die Geistlichen, die auch nur entfernt denen des Herrn Dr. R. auf den Lehrerstand gleichkämen, nie vorgekommen.

Herr Dr. R. kommt weiter auf die Stellung des Geistlichen im Schulvorstande zu sprechen und meint, nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht sei der Pastor als etwaiges Mitglied der Schuldeputation oder des Schulvorstandes schwerlich mehr als das fünfte Rad am Wagen. Dem gegenüber sei bemerkt, daß der Einfluß, den der Pfarrer im Schulvorstande ausübt, doch immer von seiner Persönlichkeit und von dem Geschick, mit dem er seine Ansichten geltend zu machen versteht, abhängt, auch wird ihm ja wegen seiner höheren Bildung in der Regel der Vorsitz übertragen werden. Wird doch z. B. von radikal gerichteten Lehrern, die eben von jedem kirchlichen Einflusse frei sein wollen, die Dörpfeldsche Schulverfassung auch um deswillen so scharf bekämpft, weil sie fürchten, daß die Mitwirkung, die Dörpfeld der Kirche im Schulwesen einräumt, zu einer dominierenden werden möchte. „Bei Durchführung dieser Vorschläge“ — schreibt der Berliner Rektor Rißmann in einer Kritik des ‚Fundamentstücks‘ von Dörpfeld — „möchte namentlich in kleineren Gemeinden, wo man die Suprematie des Geistlichen anerkennen wird, nichts anderes zu Tage kommen als die reine Kirchenschule. Dem Kirchenpfaffen, den Dörpfeld gern aus der Schule weisen möchte, bereitet gerade seine Schulverfassung den besten Boden .... Ich halte die ganze Verfassung für eine solche, die unter dem trügerischen Scheine einer Gewissensfreiheit gerade zum Gegenteil derselben, zur Unterwerfung der Schule unter die Kirche führt.“ (Blätter für die Schul-

praxis. Beilage der Preuß. Lehrerzeitung. 1893, Nr. 12, S. 93). Wenn Herr Dr. R. erwähnt, daß schon jetzt, wo der Pfarrer Ortsschulinspektor und Vorsitzender des Schulvorstandes ist, es vorkomme, daß der Gemeindevorsteher unter Zustimmung der Regierung ohne Rücksicht auf den Vorsitzenden die Schulkasse verwalte und weder hierbei, noch in den auf den Schulhausbau bezüglichen Angelegenheiten mit dem Vorsitzenden sich zu beraten brauche, so hat er eben eine Organisation des Schulvorstandes im Auge, wie sie nicht sein soll. Bei einer Zusammensetzung, wie sie Dörpfeld vorschlägt, wären solche Dinge einfach unmöglich. Mit Recht hebt Herr Pastor Zillessen, der nach Aufhebung der geistlichen Lokalschulinspektion dem Pastor den Vorsitz im Schulvorstande gesetzlich gesichert wissen möchte, womit sicherlich die meisten Lehrer sich einverstanden erklären, gegen Herrn Dr. R. hervor: „Alles bleibt beim Alten, mit alleiniger Ausnahme dessen, daß dem Pfarrer 1. die Ueberordnung über den Lehrer in methodisch-technischer Hinsicht und 2. der Charakter eines staatlichen Schulaufsichtsbeamten genommen wird, während ihm als Ersatz dafür qua Pfarrer die Mitgliedschaft und der Vorsitz im Schulvorstande übertragen wird. Es bedeutet dies sachlich — hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Schule — eine wesentliche Aenderung; was aber die laufende Verwaltung und den Gang der Geschäfte angeht, so ist die Abänderung ziemlich unwesentlicher Art. Hierzu kommt, daß die von uns unter dem Namen der „Schulpflege" in Vorschlag gebrachte Ortsaufsicht in der Hauptsache gar nichts Neues, sondern eine altbewährte historische Einrichtung ist. Sie hat bis zum Jahre 1872 am Rhein bestanden und ist dort erst durch das Falksche Regime beseitigt worden." (Monatl. Mitteilungen 1895, Nr. 3, S. 40.)

Herr Dr. R. schreibt weiter: „Wie im vorigen Jahre auf einer Lehrerkonferenz erörtert wurde, giebt es trotz aller Agitation noch eine nicht geringe Zahl von Lehrern, welche sich nicht an dem Sturm gegen die geistliche Schulinspektion beteiligen." Die Wahrheit dieser Mitteilung soll nicht bestritten werden, aber die Zahl der Lehrer, die mit der geistlichen Schulinspektion zufrieden sind, ist ohne Zweifel viel geringer, als Herr Dr. R. anzunehmen scheint. Wenn viele Lehrer sich in die bestehende Ordnung schweigend fügen, so folgt daraus noch nicht, daß sie auch damit einverstanden sind. Wo, wie das vielfach der Fall ist, zwischen Pastor und Lehrer ein herzliches persönliches Verhältnis besteht, da ist es natürlich, daß der letztere es möglichst zu vermeiden sucht, eine Frage zu berühren, die möglicherweise das Verhältnis trüben könnte. Andere wieder scheuen es bei der gedrückten Stellung, in der sie sich befinden, ihren Vorgesetzten gegenüber unnötig mit ihrer wahren Meinung herauszurücken, weil sie ihre Lage nicht noch verschlimmern wollen. Herr Pastor Zillessen, der wackere und bewährte Vorkämpfer der evangelischen Volksschule und aufrichtige Freund der Lehrer, schreibt in der scharfen, aber wohlverdienten Abfertigung, die er Herrn Dr. R. in Nr. 3 der „Monatl. Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangel. Volksschule" zu teil werden läßt, über diesen Punkt: „Es giebt viele Theologen, die sich über die Gesinnung der Lehrerwelt in diesem Stück gewaltig täuschen und auch gern täuschen lassen. Dafür haben wir die handgreiflichsten Beweise. Zwei Generalsuperintendenten versicherten uns einst, in ihrer Provinz seien die Lehrer mit der geistlichen Lokalschulinspektion nicht bloß allgemein zufrieden, sondern sie wünschten auch durchaus deren Beibehaltung. (In beiden Provinzen sind die Provinzial-Lehrervereine, denen bei weitem die meisten Lehrer angehören, die heftigsten Gegner der Lokalschulinspektion, sogar heftigere Gegner, als in den meisten anderen Provinzen.) Einer derselben meinte schließlich: „Ja, ich will nicht sagen, unter den jüngeren Lehrern, die noch so recht in der Sturm- und Drangperiode stehen, da mag es wohl etliche Heißsporne geben, die gegen die geistliche Lokalschulinspektion sind. Aber schon das Mittelalter ist viel zu vernünftig dazu. Und erst recht die alten, erfahrenen, würdigen Lehrer wollen von dergleichen Jugendthorheiten nichts wissen." Wir antworten mit der Frage: „Kennen Sie vielleicht den Kantor em. N. in N.?" Antwort: „Ja gewiß! Einer der vortreff-

lichsten, treuesten Lehrer, die wir haben. Eine wahre Säule unserer evangelischen Kirche!" „Und wozu rechnen Sie ihn? Doch jedenfalls nicht mehr zum Mittelalter und erst recht nicht mehr zur jugendlichen Sturm- und Drangperiode." „Wie sollte ich? Er ist ja nahezu 80 Jahre alt." „Allerdings! Und trotz seiner 80 Jahre schrieb er uns erst in den letzten Tagen: Besteht die Kirche hartnäckig auf der Lokalschulinspektion der Geistlichen, so werden auch solche Männer, wie ich es bin, schließlich in die Gegnerschaft gegen die Kirche hineingetrieben!" Die einzige Antwort, die hierauf erfolgte, lautete: „Unmöglich!" Dies „Unmöglich!" aber besagt genug. Man ist in der evangelischen Kirche vielfach nicht so orientiert, wie man es um der Wichtigkeit der Sache willen sein sollte und sein müßte. Und will man es uns zum Vorwurf machen, daß wir in dieser Hinsicht besser unterrichtet sind, als manche andere? Sollen wir absichtlich unsere Augen vor der Wirklichkeit verschließen? Oder mutet man uns zu, daß wir nicht nach unserer Kenntnis der Sachlage uns richten sollen, sondern nach der Meinung derer, die auf unsere Gegenbeweise schließlich mit einem „Unmöglich!" antworten müssen?"

Uebrigens wird durch die Thatsache, daß manche Lehrer nichts gegen die geistliche Schulinspektion einzuwenden haben, diese doch nicht gerechtfertigt. Seit länger als einem Jahrzehnt wird von zahlreichen evangelischen Männern mit Recht die Forderung erhoben, daß der evangelischen Kirche eine größere Unabhängigkeit vom Staate und ein Einfluß auf die Besetzung der theologischen Professuren gewährt werde. Nun giebt es aber nicht wenige Geistliche, die mit dem gegenwärtigen Zustande ganz zufrieden sind. Ergo, würde man mit Herrn Dr. R. schließen müssen, fehlt jener Bewegung jede Berechtigung.

Herr Dr. R. schreibt weiter: „Ich vermesse mich nicht, wie Herr Lehrer Fick unter die Propheten zu gehen und zu weissagen, daß die Kirche jeden Einfluß verlieren und es zu einer religionslosen Schule kommen werde, wenn die Wünsche auf die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht nicht in Erfüllung gehen." Nun, ich meine, um eine derartige Entwicklung der Dinge vorauszusehen, bedarf es keines prophetischen Geistes; einen solchen habe ich mir auch nicht angemaßt. Die Geschichte weist es hundertfältig auf, daß Vorrechte oder veraltete Rechte stets zum Nachtheile derer umgeschlagen sind, die nicht davon lassen wollten, und nur Kurzsichtigkeit kann die Gefahren verkennen, die hier der Kirche und damit auch der Schule und unserem ganzen Volke drohen. Wenn manche das nicht sehen können oder nicht sehen wollen, so werden andere darum nicht blind, und sie werden sich auch — „mag das Herrn Dr. R. angenehm sein oder nicht" — das Recht nicht nehmen lassen, es vielmehr als ihre heilige Pflicht betrachten, auf die Gefahren aufmerksam zu machen. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat denen recht gegeben, die schon früher, obwohl vergeblich, ihre mahnende und warnende Stimme erhoben haben. „Seit langen Jahren — schreibt Pastor Zillessen gegen Herrn Dr. R. — haben wir es den evangelischen Geistlichen bezeugt: Täuschet Euch nicht! Die gegenwärtige Art der Lokalschulaufsicht ist aus inneren Gründen nicht haltbar. Ihr werdet nicht immer staatliche Lokalschulinspektoren bleiben. Helft uns also das Band zwischen Schule und Kirche auf andere und bessere Weise knüpfen! Helft uns, daß die Diener der Kirche als solche, nicht erst als staatliche Lokalschulinspektoren, in den Organismus der Schule eingegliedert werden! Man hat auf unsere Stimme nicht gehört. Man hat unserer Bitte nicht entsprochen. Jetzt fängt das, was wir vorausgesetzt haben, an, sich zu verwirklichen — wenn auch zunächst nur für eine Anzahl von Pfarrern. Sollte man da nicht denken, daß diejenigen, die alle die Zeit hindurch unseren Versicherungen keinen Glauben schenken wollten, jetzt in sich gehen und es den Thatsachen gegenüber bekennen würden: Wir haben uns geirrt, andere sehen weiter als wir? Allein nein! Keine Selbsterkenntis irgend welcher Art! Nur bitterer Unwille! Und dieser Unwille, wie gesagt, richtet sich hauptsächlich gegen uns. Weil wir weiter sehen als andere, und weil wir das, was kommen würde, vorausgesagt, darum sind wir und müssen wir an allem

Unheil schuld sein! Ist das gerecht? Ist das verständig? Sollte man eine solche Handlungsweise von konservativen oder gar von christlichen Männern erwarten?"

Nun zum Schluß noch einige persönliche Bemerkungen. Ich weiß mich frei von jeder Abneigung gegen die Kirche und ihre Vertreter. Ich habe mit den Geistlichen, die meine Vorgesetzten gewesen sind, stets in den denkbar besten Beziehungen, zum Teil in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, obwohl ich meine Anschauungen stets frei ausgesprochen habe. Ich bin gegenwärtig in einer Stellung, die mich nach jeder Richtung hin befriedigt und in der mir persönlich alle schulpolitischen Fragen, insbesondere auch die der geistlichen Schulinspektion, höchst gleichgültig sein könnten, da ich weder nach der einen noch nach der anderen Seite davon berührt werde. Was mich trotzdem veranlaßt hat, Herrn Dr. R. in der „Konservativen Monatsschrift" entgegenzutreten, das ist einmal das Pflichtgefühl, für die Interessen und die Ehre meines Standes einzutreten, und zum anderen die Sorge um den christlichen Charakter unserer Schulen, der mir durch das Festhalten an einer veralteten Einrichtung ernstlich gefährdet erscheint. Die berechtigten Wünsche und Forderungen des Lehrerstandes werden über kurz oder lang erfüllt werden, daran zweifle ich keinen Augenblick; aber es kann mir und allen positiv-christlich und konservativ gesinnten Lehrern nicht gleichgültig sein, ob dies unter Mitwirkung der Kirche und der konservativen Partei oder gegen deren Willen geschieht.

Der geehrten Redaktion der „Konservativen Monatsschrift" aber werden es die konservativen Lehrer aufrichtig Dank wissen, daß sie in der Frage der geistlichen Schulinspektion nicht einseitig für Herrn Dr. R. Partei ergriffen, sondern auch andere Stimmen hat zu Wort kommen lassen. Möchte sie diesen Standpunkt des „Audiatur et altera pars" auch fernerhin vertreten!

Elberfeld, 15. Mai 1895. W. Fick.



18. Juni 1895.

Hochgeehrte Redaktion

gestattet mir wohl geneigtest eine Bemerkung im Anschluß an die Berichtigung auf S. 656 im Juniheft.

Die im Märzhefte S. 316 erzählte Uebertragung der Ortsschulinspektion an einen Rektor habe ich auf einer Pfarrervereinskonferenz im vorigen Herbste zu Magdeburg aus dem Munde des betreffenden Geistlichen aus Schönebeck gehört. Wie aber die Berichtigung auf S. 521 ergiebt, muß ich mich in einer mir unerklärlichen Weise verhört haben. Hätte ich an der Richtigkeit meiner Mitteilung irgend einen Zweifel haben können, so würde ich anstatt des Falles in Schönebeck a. E. folgende Mitteilung des Herrn Pastor Harnisch zu Berkau im Pfarrvereinsblatt Nr. 3, S. 41 wiederholt haben: „Bekanntlich ist seitens der Königlichen Regierung in Merseburg dem Oberpfarrer Graß in Hettstedt die Ortsschulinspektion genommen, ohne daß derselbe vorher irgendwie darüber verständigt wäre, ohne daß mit der kirchlichen Behörde oder dem Magistrate in Hettstedt irgend welche Verhandlungen vorausgegangen wären." Derartige Enthebungen sind mehrfach vorgekommen, weshalb das Konsistorium im vorigen Jahre die Superintendenten und Pfarrer aufforderte, über derartige Fälle sofort zu berichten. Trifft das S. 316 angeführte Beispiel nicht zu, so tritt dafür das eben erwähnte ein. Die weiteren Ausführungen des Artikels erleiden daher durch jenen Irrtum keinen Abbruch.

Dr. R.



Sehr geehrte Redaktion!

Da die — übrigens ruhige und leidenschaftslose -- Antwort des Herrn Pfarrers und Ortsschulinspektors F. Schulze auf meine Zuschrift im Maiheft d. J. einige nicht unwesentliche Unrichtigkeiten enthält, so verübeln Sie es nicht, wenn ich noch einmal im Interesse der Wahrheit zu einigen knappen Berichtigungen bezw. Bemerkungen ums Wort bitte. Die Ausführungen des Herrn Pfr. Sch. sind mir zum Teil ein Beweis, wie wenig das lesende und gebildete Publikum über die Volksschulverhältnisse orientiert ist: eine Schuld der Presse, die sich mit derartigen „kleinen Fragen" nicht befassen zu dürfen glaubt. Aber wenn nicht alles täuscht, so haben die reformerisch angehauchten Blätter ihre Aufgabe bereits erblickt. Und darauf gründen wir unsere Hoffnung. — Nun zur Sache!

1. Herr Pfr. Sch. sagt, er ziehe meine Behauptung, daß es noch Schulstellen mit einem Jahreseinkommen von 600 Mark gebe, in Zweifel. Nun klingt ja meine Behauptung allerdings unglaublich; nichtsdestoweniger ist sie wahr. Allein was wird Herr Pfr. Sch. sagen, wenn ich ihm hiermit verrate, daß ich noch nicht einmal die niedrigsten Gehaltssätze angenommen hatte, und wenn ich diesmal nicht bloß behaupte, sondern auch beweise, daß es noch viel geringer dotierte Schulstellen im preußischen Staate giebt. Am 30. März d. J. sagte der Kultusminister Dr. Bosse in der Erwiderung auf die Rede des Freiherrn von Maltzahn nach einem mir vorliegenden stenographischen Berichte Folgendes: „Wir haben noch eine Reihe Stellen im Lande, die in der That nach meiner Ueberzeugung dem Lehrer nicht das gewähren, was er haben muß, **wenn er ein ordentlicher Mann bleiben will.** Wir haben noch 400 bis 500 Stellen im Lande, freilich für junge, für zweite Lehrer, die nicht höher dotiert sind, als ein- für allemal mit 540 Mark jährlich. Meine Herren, mit 540 Mark ist es für einen jungen und unverheirateten Lehrer außerordentlich schwierig, einen Etat zu machen, mit dem er auskommt. Ich habe es versucht und versuchen lassen und kann nur sagen, es ist außerordentlich schwer, wenn nicht ganz unmöglich."*) Wollten sich die Ortsschulinspektoren, unsere berufenen Vertreter, dieser Mißstände in der Oeffentlichkeit (nicht bloß in der eigenen Gemeinde) ein wenig annehmen, so würden wir Schulmeister nicht immer als anspruchsvoll und unbescheiden verschrieen werden. Dagegen mahnt uns Herr Pfr. Sch., in Lehrerkreisen doch nie zu vergessen, wie viel schon zur Aufbesserung der Lehrergehälter geschehen sei. Na, so undankbar sind die Lehrer denn doch nicht. Unser Kultusminister dürfte ja wohl hierüber orientiert sein. Er sagte in jener Sitzung vom 30. März: „Ich muß sagen und ausdrücklich hervorheben, daß mir aus Lehrerkreisen zahllose Zuschriften zugegangen sind voll der wärmsten Anerkennung und der wärmsten Dankbarkeit für das, was für sie geschehen ist; die Gerechtigkeit erfordert es, daß ich das hier ausspreche; und ich habe die Zuversicht zu unseren Lehrern, daß sie diese Dankbarkeit auch festhalten werden."

2. Den Abschnitt über die Fachaufsicht beginnt Herr Pfr. Sch. mit den beiden Sätzen: „Herr Kl. ist selbst Hauptlehrer und als solcher vermutlich auch Schulinspektor, und zwar fachmännischer. In seinem Bezirk scheint also dieses Ideal bereits erreicht zu sein, und er und seine Kollegen dürften daher die geistliche Schulaufsicht aus eigener Erfahrung wenig kennen, sondern in der Hauptsache nur aus den Darstellungen mehr oder weniger radikaler Lehrerzeitungen." (Auf den logischen Zusammenhang zwischen der Annahme, daß ich Schulinspektor sei, und dem dritten Satze: „Sonst könnte er die Hauptthätigkeit der geistlichen Schulinspektoren wohl kaum in das ‚Schulmeistern' setzen," gehe ich, da es mir lediglich um die Sache zu thun ist, nicht weiter ein.) — In den beiden angeführten Sätzen sind nicht weniger als vier unrichtige Annahmen bezw. Behauptungen enthalten. Erstens bin ich nicht Schulinspektor, sondern simpler Schulmeister

*) Nach der Statistik der Staatsregierung von 1891 hatten 9 Lehrer nur bis zu 300 Mark, 78 Lehrer nur bis zu 450 Mark. (Siehe „Deutsche Lehrerzeitung" Nr. 13, 93.)

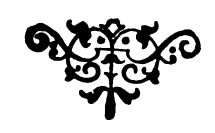
ganz gewöhnlichen (nämlich seminarischen) Ursprungs und Schlages und habe einen Lokalschulinspektor über mir. Zweitens ist jenes Ideal also in meinem Bezirk noch nicht erreicht. Drittens kenne ich die geistliche Schulaufsicht, da ich stets einem geistlichen Schulaufseher untergeordnet war, sehr genau aus eigener Erfahrung. Viertens nimmt es mich doch wirklich Wunder, daß Herr Pfr. Sch. einen Leser der „Konservat. Monatsschr." für einen Abonnenten mehr oder weniger „radikaler" Lehrerzeitungen halten kann. Sodann bemerke ich noch, daß ich, um zu einem möglichst gerechten und objektiven Urteil in der Schulverfassungs- und speciell in der Schulaufsichtsfrage zu gelangen, überhaupt keine Zeitschriften lese, sondern jahrelang meine freie Zeit mit allem Eifer auf das Studium der einschlägigen Specialwerke verwandt habe. Und ich gestatte mir, auf das beste Werk dieser Art, auf „Das Fundamentstück" von Dörpfeld, Verlag von Wiegand, Hilchenbach (Westf.), hiermit empfehlend hinzuweisen.

3. Herr Pfr. Sch. führt für die Beibehaltung der geistl. Schulaufsicht zunächst zwei Gründe an: a) der Ortsschulinspektor schützt den Lehrer gegen die Gemeinde; b) er schützt die Gemeinde gegen den Lehrer und stützt seine Behauptungen durch Erzählungen aus seinem Leben. Solche einzelnen Erlebnisse beweisen aber doch recht wenig. Gegenüber der Erzählung z. B., daß der Ortsschulinspektor den strengen Lehrer gegen die „erbosten Eltern" schützen mußte, kann ich die Thatsache berichten, daß einmal eine Gemeinde en masse im Bunde mit dem Kreisschulinspektor den Lehrer in Schutz nehmen mußte gegen den „erbosten" Ortsschulinspektor. — Wie sich das Verhältnis heutzutage in Wirklichkeit gestaltet, das hängt eben von den Personen ab. Wir haben es aber nicht mit der Beurteilung von Personen, sondern mit der Beurteilung einer Einrichtung zu thun. Und da muß man von höheren Gesichtspunkten ausgehen. Einen höheren Gesichtspunkt stellt freilich auch Herr Pfr. Sch. auf. Er sagt: „Die thatsächliche Aufhebung der geistl. Schulaufsicht würde — das ist meine feste Ueberzeugung und die wird von unzähligen Männern in allen Ständen geteilt — unaufhaltsam zur konfessionslosen und schließlich zur religionslosen Schule führen, womit ja dann allerdings das letzte Ideal der radikalen Geister auch unter den Lehrern erreicht wäre." Ja, das ist die „Ueberzeugung" des Herrn Pfr. Sch. Andere Leute haben eben eine andere Ueberzeugung. Den „unzähligen", „einsichtigen" Männern, die seine Ueberzeugung haben sollen, stelle ich eine zwar zählbare, aber doch immerhin außerordentlich große Anzahl von Männern aus „allen Ständen" entgegen, denen Herr Pfr. Sch. jene Einsicht gewiß nicht absprechen wird. Da steht zunächst die gesamte christlich-sociale Partei. In ihrem jüngsten Programm heißt es unter I, 4: „Gesetzliche Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule. **Fachliche Schulaufsicht**." — Sollten die Verfasser dieses Programms so kurzsichtig sein, daß sie die von Herrn Pfr. Sch. befürchteten Folgen nicht sähen? — Weiter nenne ich die evangel. Lehrervereine Deutschlands und ihr Hauptorgan, die „Deutsche Lehrerzeitung". Sind sie radikal oder fehlt es ihnen an Einsicht oder an Interesse für die Kirche? Ich selbst gehöre einem evangel. Lehrerverein an und verwende viele, viele Stunden mit Freuden darauf, meinen mir befreundeten Pastor (man wolle mir diese persönliche Bemerkung gestatten, damit man nicht glaubt, ich müsse wohl ein verbissener Mensch sein und vom Lokalschulinspektor recht viel Bitteres erfahren haben) in der Pflege des kirchlichen Gemeindelebens zu unterstützen. Trotzdem oder gerade deswegen tadle ich die bestehende Einrichtung. — Aber wie verträgt sich das? Heißt das nicht die Schule allmählich religionslos machen? Ich sehe es wirklich nicht ein. Die Verbindung zwischen Kirche und Schule, wie sie heute in der Lokalschulinspektion besteht, ist doch bei Licht besehen sehr äußerlich. Ich frage z. B., „was geht es die Kirche an, nach welcher Methode der Lehrer rechnen, lesen und schreiben läßt?" Das sind doch rein technische Fragen, die nicht der Theologe, sondern der Pädagoge zu beurteilen hat. Was aber der Kirche zukommt, ist etwas viel wichtigeres. Es ist das, was man unter dem Ausdruck „Schulpflege" zusammenfaßt. Ich würde die Geduld der Redaktion gewiß zu sehr in Anspruch nehmen, wollte ich hierauf näher eingehen.

Ich muß mich begnügen, auf Dörpfelds Fundamentstück und Zillessens Schulaufsichtsfrage hinzuweisen. Nur sei mir gestattet, noch zu bemerken, daß man den Lehrern sehr unrecht thut, wenn man sie hinsichtlich der Schulaufsichtsfrage samt und sonders in einen Topf wirft. Nur die Radikalen unter ihnen (ihre Zahl dürfte gewöhnlich überschätzt werden) wollen eine Trennung von Kirche und Schule. Wir dagegen wissen, daß die Kirche einfach ein Recht an die Schule hat und streben daher eine viel innigere, natürlichere und gerechtere Verbindung beider Anstalten an, als wie sie gegenwärtig besteht. Der Pfarrer legt zwar die Lokalschulinspektion nieder, er bleibt dagegen als Vorsitzender im Schulvorstande. Damit ist sein Einfluß auf das Schulleben gewahrt. Nur die technische Seite der Schularbeit untersteht einem Fachmann. Außer dem Pfarrer sollten aber auch die Presbyter als Vertreter der Kirche für die Schule interessiert werden, indem sie in die Schulrepräsentation einbegriffen würden. Und andererseits: warum werden die Lehrer nicht ausdrücklich von der Kirche in Pflicht genommen? Sie dienen doch nicht bloß dem Staate, sondern ebenso der Kirche (wie auch der Familie und der bürgerlichen Gemeinde). Und warum gehört der Lehrer nicht von Amts wegen in die Kirchenrepräsentation? — Es liegt auf der Hand, daß die hier angedeutete Verbindung von Kirche und Schule friedlich und gesund ist. Diesen Satz hier im einzelnen zu beweisen, muß ich mir leider versagen. Man lese darüber Dörpfelds Fundamentstück.

Schließlich möge sich Herr Pfr. Sch. versichert halten, daß ich seine Ausführungen ohne irgend welche Erregung gelesen und beantwortet habe.

Klafeld (Kreis Siegen), 18. Mai 1895. Klempt, Hauptlehrer.





Monatsschau.

Politik.

Große Politik hat es im inneren Deutschland in den letzten Wochen wenig gegeben. Der Reichstag hatte Ferien und auch sonst ist es still gewesen. Was Leben und Bewegung gebracht hat, war nur die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals. Insoweit aber dies Ereignis eine politische Bedeutung beanspruchen darf, liegt sie fast ausschließlich auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen.

Alle Kulturstaaten der Welt waren vom deutschen Kaiser nach Kiel bez. Hamburg geladen worden, um sich von der Fertigstellung des großartigen Bauwerks zu überzeugen, welches die beiden Nordmeere verbindet. Die meisten sind gern gekommen und haben nicht nur mit freundlicher Miene, sondern auch in freundlicher Gesinnung die deutsche Gastfreundschaft, die ihnen geboten wurde, entgegengenommen. Nur zwei Mächte haben es für gut und nützlich gehalten, zwar zu kommen, aber doch gleichzeitig gegen uns zu demonstrieren: Rußland und Frankreich.

Von Frankreich hatte wohl kaum jemand etwas anderes erwartet, als daß es auch bei dieser, wie bei jeder Gelegenheit, seinem Groll gegen Deutschland in mehr oder minder taktloser Weise Ausdruck geben werde. Die Demonstrationen Rußlands dagegen mußten insofern etwas überraschen, als wir noch soeben dem östlichen Nachbar in China die uneigennützigsten Freundschaftsdienste geleistet hatten. Sie sind eigentümlich vergolten worden. Wenn Rußland sich darauf beschränkt hätte, dem Präsidenten Faure ein Großkreuz auf die Brust zu heften, so würde niemand etwas dagegen erinnert haben. Daß man uns nicht liebt, wissen wir. Und wenn zum Ueberfluß der Welt klar gemacht werden sollte, daß die Fahrt nach Kiel durchaus keine Liebenswürdigkeit, geschweige denn eine Verbrüderung, sondern lediglich eine kalte Höflichkeit sein sollte, so gab das zur Kritik keinen Anlaß. Weit stärker wurde aber schon die deutsche Höflichkeit auf die Probe gestellt dadurch, daß die russische und französische Flotte a tempo in die Kieler Föhrde einfuhren und damit die Absicht bekundeten, in das geplante Fest des Friedens einen Mißton hineinzutragen. Gelungen ist das gleichwohl nicht. Die Tage von Kiel und Hamburg sind ohne wesentliche Disharmonie verlaufen, und selbst die widerwilligen Gäste haben nachträglich zugestehen müssen, daß die Veranstaltung eine über Erwarten großartige gewesen. Man hat die kleinen Theaterscherze unserer ostasiatischen Verbündeten einfach ignoriert und sie mit Recht als das genommen, was sie sind, als politische Kindereien. Vor des deutschen Kaisers wirklich groß gedachten und treffend formulierten Reden nehmen sich ohnehin die gegnerischen Kundgebungen klein und kümmerlich aus. Und das Gezänke der Pariser

und Petersburger chauvinistischen Zeitungen hat außerhalb der bekannten und beteiligten Kreise kaum irgendwo in der Welt ein Echo gefunden.

Im übrigen verdient erwähnt zu werden, daß in der Pariser Presse und in der öffentlichen Meinung Frankreichs die Stimmen sich mehren, welche für die vermeintliche Demütigung der Fahrt nach Kiel — als eine Art politisches „Canossa“ faßt man es auf — nicht so sehr uns Deutsche, als vielmehr die Russen verantwortlich machen. Rußland wird angeklagt, daß es Frankreich politisch und besonders finanziell ausnutze, aber nicht einmal zu einem in aller Form abzuschließenden Bündnis sich herbeilasse. Hat doch eben erst wieder das offizielle Rußland den französischen Minister des Auswärtigen verleugnet, als er das Wort „Bündnis“ zur Bezeichnung des „Flirt“ in den Mund nahm. Die Empfindung dieser Gegner Rußlands ist offenbar eine sehr richtige. Es wird aber darauf ankommen, welche Stärke sie in Frankreich gewinnt, ehe man sie als politischen Faktor in Rechnung stellen kann. Einstweilen und bisher hatte die blinde Leidenschaft in Paris die Oberhand. So lange das aber der Fall ist, würde Rußland thöricht sein, hohe Preise zu bezahlen für eine Sache, die es umsonst haben kann. Uns Deutschen kann, so lange in Rußland verständige und friedliebende Monarchen herrschen, die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes nur lieb sein. Denn ein wirksameres Mittel, die Franzosen von Thorheiten abzuhalten, dürfte es kaum geben, als den Einfluß der russischen Regierung.

Weit ernsthafter als alles, was mit Kiel zusammenhängt, ist freilich die Art und Weise, wie uns Rußland in Ostasien behandelt hat. Wir haben von Anfang her an dieser Stelle unsere Zweifel ausgesprochen, ob es richtig sei, die bewährte japanische Freundschaft aufs Spiel zu setzen, um Rußland gefällig zu sein, dessen Freundschaft wir doch niemals erlangen würden. Wir hatten aber damals sogar die „Hamburger Nachrichten“ gegen uns, welche ausdrücklich und ausnahmsweise die Politik der Regierung billigten. Und doch hat sich nun zur Evidenz herausgestellt, daß wir sehr viel besser gethan hätten, die neue Tripelallianz nicht zu schließen, und daß vollends die Rechnung auf eine auch nur andeutungsweise Erkenntlichkeit Rußlands eine durchaus illusorische gewesen ist. Verloren haben wir die Sympathie der Japaner; gewonnen haben wir gar nichts.

Gewiß lassen sich aus außeramtlicher Ferne die Verhältnisse im Augenblick schwer übersehen. Und wenn es den Anschein gewinnt, als würden wir doch noch mit einem blauen Auge davonkommen, ja als würden vielleicht schließlich unsere perfiden Gegner und nicht wir die Düpierten sein, so hat es jedenfalls nicht am guten oder auch bösen Willen der Russen gefehlt, uns erst für ihre Sonderzwecke auszunutzen und dann von den mutmaßlichen oder doch möglichen Vorteilen der neuen Lage auszuschließen.

Eine andere Frage ist ja freilich die, ob die Beteiligung an der großen chinesischen Anleihe, um welche die Mächte sich jetzt reißen, wirklich ein so erstrebenswertes Ziel ist, und nicht vielmehr nur eine Art politischer Ehrensache. Wer wird dabei gewinnen? wer verlieren? Gewinnen werden bestenfalls einige Banken, die ohnehin Gewinnst genug haben. Verlieren muß das ganze Publikum, welches thöricht genug sein wird, seine sicheren, aber schwach verzinsten europäischen Papiere gegen die neuen 6 prozentigen umzutauschen. Wir würden es volkswirtschaftlich angesehen für viel glücklicher halten, wenn Deutschland gegen Verzicht auf Beteiligung sich einen Hafen und ein paar Kohlenbergwerke in China garantieren ließe, um doch etwas Reelles in die Hand zu bekommen als den Wettbewerb um einen Anleihezipfel. Denn auch die so weit verbreiteten Hoffnungen auf einen überwältigenden Aufschwung aller Geschäfte durch Aufschließung Chinas für europäische Industrie vermögen wir nur mit großem Vorbehalt zu teilen. Entscheidend fällt dabei doch immer der Umstand ins Gewicht, daß China eine sehr viel größere und eine sehr viel genügsamere Arbeiterbevölkerung hat als alle Industriestaaten Europas zusammen, und daß es daher, sobald erst einige Fabrikmittel dort installiert sein werden, weit eher uns vernichtende Konkurrenz machen wird, als daß es Aussicht

böte, zahlungsfähiger Abnehmer unserer Exportindustrie zu werden. Tritt aber erst ein industrielles China, obendrein als Silberwährungsland, in die Schranken, so wird mutmaßlich der Zinsfuß noch weiter sinken und endlich die kapitalistische Menschheit, vielleicht in 100 Jahren, nicht am Mangel sterben, sondern im Ueberfluß von Gold und Waren ersticken.

Im übrigen ist nach den neuesten Nachrichten die große chinesische Anleihe immer noch nicht fest abgeschlossen, und es ist wohl möglich, daß sie gar nicht geschlossen wird. Die Chinesen sind treffliche Rechenmeister und daher auch völlig klar darüber, daß man ihnen das Fell über die Ohren ziehen will. Nun machen sie es, wie die Türkei es seit Menschengedanken macht, daß sie nämlich ihre Pläne auf die Uneinigkeit der Mächte bauen. Sie bemühen sich, ihre Seezölle zu behalten, weil sie sehen, daß kein europäischer Staat sie dem anderen gönnt. Und wer kann sagen, daß der Erfolg ihnen fehlen wird?

In England und Oesterreich sind Ministerkrisen von erheblicher Bedeutung ausgebrochen. Doch ist in beiden Ländern die Neugestaltung der Dinge so wenig abgeschlossen, daß zur Zeit nichts darüber geschrieben werden kann, was nicht schon nach wenigen Stunden durch neue Ereignisse überholt werden könnte. Zeigen doch auch beide Staaten dasselbe Bild wie Deutschland in parteipolitischer Hinsicht: es fehlt jede Kombination, welche der Regierung eine dauernde sichere Mehrheit und damit ein festes Vorgehen in bestimmter Richtung möglich machte. Jede neue Frage schafft neue Mehrheitskombinationen. Und wenn diese dem Programm der Regierung widersprechen, so sind Krisen unausbleiblich. Kommen diese vereinzelt vor, so kann das politische Leben immerhin erträglich bleiben. Wiederholen sie sich zu oft, so ist Stillstand und Unfruchtbarkeit der Gesetzgebung die notwendige Folge, wie wir das in Deutschland ja am eigenen Leibe schon mehrfach erfahren haben und wohl noch häufig erfahren werden.

Kolonialpolitik.

Kurz vor Thoresschluß hat der Reichstag an den Tagen vom 20. bis 24. Mai dem Gesetzentwurf über die Bestrafung des Sklavenraubes seine Zustimmung erteilt. Die Bestimmungen des im Vorjahre nicht verabschiedeten und jetzt etwas verschärften Gesetzes bedeuten insofern einen Fortschritt, als für die Bestrafung der sich mit Sklavenhandel und Sklavenraub beschäftigenden Personen eine feste gesetzliche Grundlage gegeben ist; die Strafen, unter denen auch die Todesstrafe trotz des Widerspruches der Socialdemokraten beibehalten ist, sind ziemlich hoch bemessen, neben Freiheitsstrafen kann auch auf Geldstrafen erkannt werden. Die Socialdemokraten suchten das Gesetz durch den Einwurf zu Fall zu bringen, daß das Hauptvergehen, das Halten und der Besitz von Sklaven, gar nicht getroffen würde, und daß die Handelshäuser, welche den Transport von Sklaven an der Westküste Afrikas besorgen, ruhig ihr verwerfliches Treiben fortsetzen könnten. Der Reichstag stellte sich, indem er das Gesetz annahm, auf den Standpunkt, daß man unmöglich mit einem Schlage die Sklaverei aus der Welt schaffen könne, und daß diese in die Besitzverhältnisse tief eingreifende Frage nur schrittweise zu lösen sei. Die Annahme des Gesetzes ist gut; andererseits aber glauben wir, daß dem Gebahren der an der westafrikanischen Küste arbeitenden Firmen scharf auf die Finger gepaßt werden muß, mag es sich um die Sklaven-Ausfuhr oder die Branntwein-Einfuhr handeln. Der Zweck unserer Kolonien kann nicht allein der sein, daß Reeder und Schiffahrtsgesellschaften Geld verdienen; hoch über diesen Erwerbszwecken steht die Einführung des Christentums und der Gesittung, die Abschaffung der Sklaverei. In einer

Resolution hat der Reichstag noch die Regierung ersucht, einen Gesetzentwurf einzubringen, welcher die in den Schutzgebieten bestehende Haussklaverei und Schuldknechtschaft einer ihre Beseitigung vorbereitenden Regelung unterwirft; die Resolution ist auch schon von dem am 10. Juni zusammengetretenen Kolonialrat, auf dessen Verhandlungen wir weiter unten zurückkommen, einer Beratung unterzogen, die Fortführung der Angelegenheit damit angebahnt. Der Reichstag bewilligte noch 50000 Mark zur Linderung des Notstandes in Ostafrika, 20000 Mark für die Grenzregulierung in Kamerun und 50000 Mark für die Vorarbeiten der Kolonial-Abteilung zur Teilnahme an der Gewerbe-Ausstellung 1896 in Berlin; schließlich wurde die Uebertragung der Bestimmungen für die ostafrikanische Schutztruppe auf die Truppen in Südwestafrika und Kamerun genehmigt.

Der Schluß der Tagung war vor der Thür, die Verhandlungen wurden teilweise im Galopp geführt, aber die Durchpeitschung der Vorlagen konnte nicht verhindern, daß die Duellangelegenheit zwischen dem Landrat von Bennigsen und dem Oberrichter Eschke, beide Mitglieder des Gouvernements in Dar-es-Salaam, zur Sprache gebracht wurde. Der Ministerialdirektor Kayser erklärte, der Grund des Streites beider Beamten sei nicht in dienstlichen Angelegenheiten zu suchen, wie einzelne Zeitungen behauptet hätten. Uns ist die Veranlassung des Duells ziemlich gleichgültig, wohl aber sehen wir es als bedauerlich an, daß die beiden Herren innerhalb der Kolonie, gewissermaßen vor Augen der Araber, Inder und Eingeborenen ein Duell ausgefochten haben. Dieser Zweikampf ist wieder ein Beweis, daß ein Teil der Beamten, mögen sie sonst so tüchtig sein wie möglich, sich der Stellung als Christ, als Träger der höheren Kultur nur in geringem Maße bewußt ist. Tritt hierin keine durchgreifende Besserung ein, so ist die Arbeit unserer Offiziere und Beamten in den Kolonien nicht viel mehr wert, wie die der Conquistadoren in Süd-Amerika. Gerade weil wir in dem gewaltigen Kampfe zwischen dem Kreuz und dem Islam in Afrika im Vordertreffen stehen, muß immer wieder der Finger auf die schmerzende Wunde gelegt und gefordert werden, daß die Deutschen in amtlicher Stellung durch ihr Auftreten zeigen, wie hoch das Christentum über den anderen Religionen steht. Geschehen ist das letztere leider in den vergangenen Jahren nicht immer. —

Gegenüber den Redeturnieren und zeitraubenden Wortkämpfen des Reichstages im letzten Winter berührt die Art der Erledigung der Geschäfte durch den **Kolonialrat** sehr wohlthuend. Sachliche, den Kernpunkt treffende Besprechungen, Anträge, die Hand und Fuß haben, nüchterne, klare Beurteilung zeichnen die Verhandlungen dieser Körperschaft aus. Wie bekannt, ist der Kolonialrat ein von der Regierung berufener Beirat, durch welchen diese sich über die Ansichten und Stimmungen der beteiligten Kreise unterrichtet. Die Sitzungsperiode dauert 3 Jahre, die Zahl der Mitglieder beträgt zur Zeit 25, zum großen Teil Herren, die mit kolonialen Angelegenheiten vertraut sind. Unter ihnen finden sich die Vorsitzenden der großen Gesellschaften, wie Assessor Lucas von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Herr von Hansemann von der Neuguinea-Compagnie u. s. w., dann für die Missionen der Geh. Rat Jacobi und Domherr Hespers, Kolonialpolitiker wie Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg, Herr Staudinger, der Reeder A. Woermann, der Gouverneur von Wißmann u. s. w. — also eine Versammlung, in der die verschiedenartigsten Ansichten und Wünsche zum Ausdruck kommen. Aus den zwei Tage dauernden Verhandlungen können wir hier nur einige Punkte von Wichtigkeit erwähnen. Man beschloß, die Reichsregierung zu ersuchen, möglichst bald ein Auswanderungsgesetz vorzulegen und in diesem zu berücksichtigen, daß die Uebersiedlung von Reichsangehörigen in die Schutzgebiete nicht als Auswanderung anzusehen sei und möglichst erleichtert werden möge, daß namentlich auch die Ableistung der allgemeinen Wehrpflicht dort zulässig sei. Der Kolonialrat erklärte sich principiell gegen die Zulassung eines mohammedanischen Religionslehrers an der bis dahin konfessionslosen Schule in Dar-es-Salaam, nachdem die Vertreter der Missionen geltend gemacht

hatten, man könne doch unmöglich mohammedanischen Religionsunterricht erlauben, nachdem christlicher Unterricht, um das Mißtrauen der Araber u. s. w. nicht zu erwecken, ausgeschlossen sei. Bei den Besprechungen über Ostafrika wurde erwähnt, daß die Finanzen der von Tanga ausgehenden Usambara-Eisenbahn in schlechtem Zustande seien, und eine Beihülfe von Reichswegen wurde für wünschenswert angesehen. Ueber Südwest-Afrika berichtete Direktor Kayser die geradezu erstaunliche Thatsache (!), daß für die Vorarbeiten zur Einrichtung eines Hafens an der Swakopmündung noch kein geeigneter Techniker gefunden sei, im übrigen sei die Landungsstelle schon jetzt recht gut, die Kapitäne der Woermanndampfer legten dort lieber an, wie in Walfischbai. Wichtiger wie der Hafenbau selbst sei die Herstellung besserer Verbindungen auf dem Lande, für diese müßten Geldmittel gegeben werden. Ehe sich der Kolonialrat am 11. Juni bis zum Herbst vertagte, setzte er verschiedene Ausschüsse ein: zum Entwurf von Bestimmungen für die Ausübung körperlicher Strafen, auch der Todesstrafe in den Kolonien; im Anschluß an eine oben erwähnte Resolution des Reichstages zur Vorberatung vorbereitender Maßnahmen zur Aufhebung der Haussklaverei und Schuldknechtschaft in Afrika; endlich zur Vorberatung der Regelung der Landfrage. Außerdem wurde ein aus fünf Mitgliedern bestehender ständiger Ausschuß gewählt. Daß der Reichskanzler die Mitglieder des Kolonialrates zu einem Mittagessen um sich versammelte, ist auch ein Zeichen der Zeit, denn während der Caprivischen Regierung standen den Herren die Thüren des Reichskanzlerpalais für solche Vergnügungen nicht offen. —

Auch die Verhandlungen der am 5. und 6. Juni in Cassel versammelten Deutschen Kolonialgesellschaft standen unter dem Einfluß der zu Gunsten der kolonialen Bewegung geänderten Haltung der Regierung und waren von hoffnungsfreudigem Geist beseelt. In der am 5. Juni abgehaltenen Vorstandssitzung wurde der Vorstand beauftragt, seinen Einfluß bei der Reichsregierung dahin aufzubieten, „die Macht und das Ansehen des Reiches mehr als bisher zu einem wirksamen Schutze der Ansiedler deutscher Reichsangehörigkeit und deutscher Herkunft in denjenigen südamerikanischen Staatsgebieten geltend zu machen, in denen bereits deutsche Ansiedler in größerer Zahl ansässig geworden und die geeignet sind, in Zukunft einen erheblichen Teil der deutschen Auswanderung aufzunehmen". Dieser Beschluß kann wohl im Lande auf Zustimmung rechnen, denn die Ansicht ist nicht ohne Grund vielfach verbreitet, daß unsere Konsuln u. s. w. nicht immer mit genügender Kraft in den genannten Gebieten aufgetreten und unsere Kreuzer zu gering an Zahl sind, um rechtzeitig da zu erscheinen, wo sie gebraucht werden.

An diesem Tage wurden abends in öffentlicher Versammlung von Dr. Dove über Südwestafrika und von Dr. Volkens über die Besiedlungsfähigkeit des Kilimandscharo Vorträge gehalten. Beide Gebiete eignen sich nach Ansicht der vortragenden Herren zur Besiedlung mit Deutschen, vorläufig allerdings muß die Zahl der Einwanderer noch beschränkt sein; bei beiden Gebieten fehlt es zur Zeit noch sehr an guten Verbindungen zur Meeresküste, besonders in Ostafrika. Hier müsse die Regierung helfend eingreifen. Auch wir halten es für unzweifelhaft, daß Südwestafrika schon jetzt eine kleine Zahl Deutscher aufnehmen und ernähren kann, und wünschen deshalb, daß es der rekonstruierten Siedlungsgesellschaft gelingt, das erforderliche Betriebskapital von 300000 Mark zusammenzubringen, um eine planmäßig geleitete Einwanderung beginnen zu können. In Betreff des Kilimandscharo-Gebiets können wir nur raten, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Die 600 Quadratkilometer, welche Volkens als zur Ansiedlung geeignet bezeichnet, liegen etwa 260 Kilometer von der Küste entfernt, die Wege sind äußerst mangelhaft, das Gebiet selbst ist noch keineswegs ausreichend erforscht. Wir meinen, man solle zunächst das zwischenliegende Usambara der Plantagenkultur ernstlich erschließen und dann, auf Grund der hier und am Kilimandscharo gemachten Erfahrungen, letzteres Bergland eventuell als Auswandererziel in Betracht ziehen. Dr. Peters, der die für die Ansiedlung durch Europäer ins Auge zu fassende Landschaft etwas größer als

Dr. Volkens bezeichnete, meinte, man müsse bald einen Anfang machen; wir sagen dagegen: zuerst genaues Studium des Klimas, der Bodenverhältnisse, der Eingeborenen u. s. w. und bessere Verbindungen nach der Küste — dann Ansiedlung!

Wie gering die Zahl unserer Kolonialpolitiker noch immer ist, zeigte sich wieder recht bei der Vorstandswahl der Deutschen Kolonialgesellschaft am 6. Juni: ein großer Teil der Herren, welche diesen Vorstand bilden, sitzt auch im Kolonialrat, und naturgemäß ist die Musik, die in beiden Versammlungen gemacht wird, manchmal dieselbe. So wurde auch in der sich an die Vorstandswahl anschließenden Hauptversammlung ein Beschluß gefaßt, den Reichskanzler zu ersuchen, dem nächsten Reichstage ein Auswanderungsgesetz vorzulegen. Der Antrag des Grafen Frankenberg wurde angenommen, nach welchem das Präsidium der Kolonialgesellschaft ersucht wird, dem Reichskanzler volle Zustimmung zu allen Maßnahmen auszusprechen, welche geeignet sind, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Volke von Transvaal und die Stärkung seiner Selbständigkeit zu fördern. Auf die Stärkung unserer Macht nach außen zielte eine Resolution, durch welche das Präsidium beauftragt wird, bei der Reichsregierung zu geeigneter Zeit auf die Errichtung von deutschen Flottenstationen in fremden Gewässern Bedacht zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit sprach sich der den Lesern der „Kreuzzeitung" bekannte Marine-Schriftsteller Graf Dürckheim warm für den Ausbau unserer Flotte aus. Alle diese Anträge politischer Natur sind gut gemeint, eine praktische Bedeutung wird ihnen jedoch nur in geringem Maße zugesprochen werden können. Uns scheint, daß die Kolonialgesellschaft bei ihren Verhandlungen zum Teil über die ihr gesteckten Grenzen hinausgegangen ist, und wir finden es im Interesse der Sache liegend und ihr förderlich, daß ein Antrag abgelehnt wurde, welcher bezweckte, die Reichsregierung zum Einschreiten gegen England in der Nigerfrage zu veranlassen. Berechtigt ist der von der Hauptversammlung ausgesprochene Wunsch auf Einführung besonderer deutscher Kolonialbriefmarken. Manchem Leser wird dieser Wunsch etwas sonderbar vorkommen, aber er verdient doch als Finanzmaßregel Beachtung. Die Briefmarken dienen ja keineswegs allein als Postwertzeichen, sondern sie werden in ganz bedeutendem Umfange von Briefmarkensammlern aller Herren Länder gekauft und werfen dadurch ganz hübsche Einnahmen ab. Ein Festessen beschloß am Abend die anregend verlaufene Tagung, und während desselben, beim Kaisertoast, hob der Präsident, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, hervor, die Deutsche Kolonialgesellschaft habe jetzt für ihre Fahrt gute Strömung, und guter Wind wehe auch von oben. Nicht ohne Bedeutung war die Dankrede des Gouverneurs von Wißmann für den vom Minister a. D. Hofmann auf ihn ausgebrachten Trinkspruch. Er wolle, so führte er etwa aus, die gute Verwaltung und die tüchtige Schutztruppe in Ostafrika erhalten, aber er werde vor allem die intensivere Inangriffnahme der wirtschaftlichen Entwicklung dort im Auge behalten. Er sei gewillt, jedem wirtschaftlichen Unternehmen, jedem Kapital Thür und Thor dort offen zu halten. —

Hält man den Verlauf der diesjährigen Reichstagsdebatten, der Sitzung des Kolonialrats und der Tagung der Kolonialgesellschaft zusammen, so leuchtet ein, daß seit einer ganzen Reihe von Jahren die koloniale Sache nicht so gute Aussichten geboten hat wie jetzt. Zwischen der Regierung und den kolonialen Kreisen herrscht Einmütigkeit, die Kenntnis unseres überseeischen Besitzes und die Klarheit über das, was dort erreicht werden kann, sind gewachsen, die Verwirklichung mancher Pläne ist näher gerückt. Hierfür sind wir dem Kaiser und dem Reichskanzler Fürst Hohenlohe Dank schuldig, die Besserung ist seit dem vorigen Jahre unverkennbar. Andererseits fehlt aber noch sehr viel, um den ruhigen, nüchtern denkenden Beobachter zu befriedigen. Man hat ja in Cassel über mancherlei verhandelt, zu vielen, zum Teil wichtigen Angelegenheiten Stellung genommen, aber von den sittlichen Aufgaben und den Pflichten, die uns der Kolonialbesitz auferlegt, ist dort verzweifelt wenig die Rede gewesen. Mit der Behandlung der Eingeborenen und zwar derjenigen Südwestafrikas befaßte sich einer der vortragenden

Herren, Dr. Dove, aber er ging hierbei hauptsächlich von dem Standpunkte aus, wie können uns die Urbewohner helfen oder schaden, wie können wir ihre Kraft ausnutzen. Dr. Peters schloß eine Rede über Ostafrika mit den Worten, wenn Deutschland Ostafrika mit seinem Kapital und seinen Menschen wirtschaftlich in Besitz nehmen wolle, dann werde diese Kolonie zur Steigerung der wirtschaftlichen Kraft unseres Volkes dienen, dann werde sie ein Bollwerk werden für europäische Gesittung und christliche Kultur, zum Segen der Menschheit und zur Ehre des deutschen Volkes! Es ist sehr schön, daß auch Dr. Peters aus Ostafrika ein Bollwerk christlicher Kultur machen will, bisher hat sein eigenes Verhalten in Ostafrika mehr den Eindruck hervorgerufen, daß er mit jedem Mittel, auch mit solchen, die mit dem Christentum nichts gemein haben, dort Macht gewinnen und erhalten wollte. Christliche Kultur können nur Leute nach Afrika bringen, die christlich denken und handeln. Wir wollen hoffen, daß auch die Deutsche Kolonialgesellschaft in Zukunft diesem Gesichtspunkt mehr wie bisher Rechnung trage und den Schutz und die Heranbildung der Eingeborenen zu Christen sowie die Förderung der Missionen in ihr Programm aufnehmen wird. Auch in politischer Beziehung stehen wir noch vor zahlreichen ungelösten kolonialen Fragen und es bleibt noch sehr viel zu thun; in wirtschaftlicher Hinsicht ist überhaupt alles noch in den ersten Anfängen, im Entstehen — aber die letzte Zeit hat doch viele Ermutigungen gebracht, und wir sehen deshalb mit Vertrauen in die Zukunft. —

Nachrichten von Bedeutung liegen aus der letzten Zeit hauptsächlich von der Westküste Afrikas vor. In Kamerun hat Rittmeister von Stetten mit der Schutztruppe die am Sannaga wohnenden Bakoko gezüchtigt, ein weit verzweigter Stamm, der mit Erfolg den Handel der Europäer mit dem Innern hinderte. Im Bakokogebiet haben sich, wie bekannt, katholische Missionare, die Pallotiner, angesiedelt. Die Expedition Herrn von Stettens ist bis zur Jaunde-Station gelangt, hat Dörfer gestürmt und verbrannt, Geiseln mitgenommen u. s. w. Jaunde soll in eine dauernd besetzte Militärstation umgewandelt werden, gewiß die einzige Möglichkeit, solchen Strafzügen nachhaltige Wirksamkeit zu verleihen. Ob nun diese Maßnahmen genügen werden, dem Handel die Thore zu öffnen, muß die Zeit lehren. Eine ähnliche Expedition im Dezember 1894 nach Buea am Kamerungebirge scheint guten Erfolg gehabt zu haben; dort herrscht Ruhe, und es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß die dem Meere nahe liegenden und äußerst fruchtbaren Abhänge des Kamerungebirges, welche an Buea grenzen, sehr bald der Plantagenkultur erschlossen werden. Der in der Kolonialgeschichte der letzten zehn Jahre oft genannnte Hauptmann Morgen soll beabsichtigen, dort mit größerem Kapital sich an der Anlage von Pflanzungen zu beteiligen.

Von der Togoexpedition sind ergänzende Nachrichten eingetroffen. Dr. Gruner hat nicht nur Verträge im Hinterlande von Togo bis zum Niger seit seinem Abmarsch von Misahöhe am 6. November 1894 abgeschlossen, sondern diesen Strom überschritten und den Sultan Omaru von Gando, 130 Kilometer jenseits des Flusses, zum Abschluß eines Schutzvertrages bewogen. Der Sultan ist ein Vasall des Herrschers von Sokoto, es ist daher abzuwarten, welche rechtliche Kraft der Vertrag besitzt. Die Thätigkeit der im Bogen des Niger sich kreuzenden deutschen, englischen und französischen Expeditionen entbehrt nicht einer gewissen Komik. Während die Franzosen behaupten, bei dem Wettrennen nach den Residenzen der sogenannten Könige und Sultane zuerst angekommen zu sein, schreibt Herr von Carnap, einer der Offiziere der Grunerschen Expedition: „Ich mußte ein zwölftägiges und nächtliches Rennen gegen den Kommandanten Decoeur unternehmen, 5 Tage Urwald — und siegte!“ Wer an europäische Zustände gewöhnt ist, wird sich schwer klar machen können, daß das Schicksal ganzer Volksstämme davon abhängen soll, ob eine Expedition etwas früher bei einem Sultan ankommt, der alles unterschreibt, was gewünscht wird, wenn er nur die nötigen Geschenke bekommt. Das Verdienst, die Thatkraft und die Geschicklichkeit Dr. Gruners und seiner Leute sind über jeden Zweifel erhaben — aber die Entscheidung über derartige Streitfragen kann nur

in Europa erfolgen. Immerhin bieten die Verträge der jetzt an die Küste zurückgekehrten Togo-Expedition eine wertvolle Grundlage für die spätere diplomatische Aktion; sie geben uns nicht ohne weiteres bei Seite zu schiebende Ansprüche auf Salaga, auf das eigentliche Hinterland von Togo bis zum Niger und auf ein Stück Landes am linken Ufer des Stromes. In Togo hat sich infolge der von der Regierung geleiteten Besserung der Verkehrswege der Handel und Wandel merklich gehoben, denn während die Zolleinnahmen u. s. w. im Jahre 1893/94 sich auf 225000 Mark beliefen, haben sie während der ersten zehn Monate des Jahres 1894/95 schon die Höhe von 300000 Mark erreicht. Die Befürchtungen, die man an die seit 1. Mai 1894 eingetretene Erhöhung einiger Zölle geknüpft hatte, haben sich also als grundlos erwiesen.

Dem Vernehmen nach wird Herr von Wißmann Anfang Juli nach Ostafrika abreisen. Wie schon erwähnt, hat er sich während der letzten Wochen an den Beratungen des Kolonialrats und der Kolonialgesellschaft beteiligt; noch am 22. Juni hat er der Sitzung des Komitees für die ostafrikanische Centralbahn beigewohnt. Man hofft, den Bau der ersten Teilstrecke dieser Bahn schon im Jahre 1896 beginnen zu können, ob von Bagamoyo oder Dar-es-Salaam aus, steht noch dahin. Fast gleichzeitig mit uns scheint auch die englische Regierung, die Rechtsnachfolgerin der früheren englischen ostafrikanischen Gesellschaft, den Bau einer Bahn von Mombas nach dem Viktoria-Njanza zu planen, wir glauben aber, daß die lokalen Bedingungen auf unserem Gebiet günstiger liegen. Aber wo findet man Kohlen in Ostafrika, um eine Bahn von 1000 Kilometer Länge betreiben zu können? — Im englischen Ostafrika ist ein Araberaufstand ausgebrochen, und man kann nur dringend wünschen, daß er bald niedergeworfen wird und sich nicht auf unsere Kolonie ausdehnt. Es wäre bedauerlich, wenn Herr von Wißmann wiederum kriegerische Unternehmungen führen müßte, statt sich der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes widmen zu können. Daß seine Ernennung zum Gouverneur auf die Araber Eindruck gemacht hat, zeigt ein an ihn gerichteter Brief des jetzt in Sansibar wohnenden Tippu Tib. Er schreibt „an seinen teuren Freund", die Araber im Innern seien mit den bisherigen Gouverneuren gar nicht zufrieden gewesen und hätten kein Vertrauen zu ihnen gehabt; er freue sich auf sein Kommen und werde ihm mündlich alles sagen. Herr von Wißmann kennt den alten verschlagenen, aber noch immer einflußreichen Gesellen genau und wird wissen, wie er ihn zu behandeln hat. Wir wünschen dem neuen Gouverneur Glück zur Reise, Erfolg für sein Wirken.

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Selbst die fortschrittlichsten Leute werden, wenn sie Kunstfreunde oder gar Künstler sind, leicht zu laudatores temporis acti. Aus dem grauesten Altertum und dem Mittelalter beweisen sie uns, daß wir Barbaren sind, weil wir eines so rauschartigen Kunstenthusiasmus nicht mehr fähig seien, wie die Zeitgenossen des Orpheus, des Cellini oder des Bertrand de Born.

Ach, man könnte schon zufrieden sein, wenn wenigstens eine kühle Achtung vor der Kunst zum guten Tone gehörte!

Nicht hundertmal, — tausendmal habe ich in Berlin Leute aus der guten Gesellschaft über sehr beachtenswerte Gemälde, selbst über Meisterwerke ersten Ranges mit

lauter Stimme Urteile abgeben und Witze reißen hören, die mehr als injuriös waren. Ein Maler, der sich nur eine halbe Stunde lang neben sein Bild in der Berliner Ausstellung stellen wollte, würde als Menschenverächter den Saal verlassen.

Gestern hatte ich aber eine kleine Genugthuung. Eine auffallend hübsche junge Dame in Begleitung ihres „Anbeters" gaukelte von Saal zu Saal und bewies durch ihre halblauten Bemerkungen, daß sie neuere Kunstgeschichte bei einem guten Einpauker gelernt hatte, aber für alles Ungewohnte und Neue in der Kunst nicht das geringste Verständnis besaß. Je mehr ihr Begleiter über ihre Witzeleien lachte, desto produktiver wurde ihre Satire, und schließlich kamen beide aus dem Lachen gar nicht mehr heraus.

Solche Menschen interessieren mich gewiß nicht. Diesmal aber folgte ich dem Paare durch einige Säle — aus Schadenfreude. Gnädiges Fräulein mußte mit ihrem höchst eleganten Kleide an einem Nagel hängen geblieben sein, der Saum hatte sich losgerissen und schleppte zwei Fuß lang nach. Da sie ohnedies die Aufmerksamkeit erregte, weil sie schön war, und also jedermann ihr nachblickte, so wurde auch von allen Anwesenden dieser Defekt bemerkt, und überall gab es hinter ihr und neben ihr lachende Gesichter. Diese allgemeine Heiterkeit mag sie zu immer schärferen Witzen angespornt haben, denn natürlich glaubte sie, auch die anderen Besucher betrieben dieselbe Art von Kunstkritik. Sie wird aber bald dahinter gekommen sein, daß man nur über ihr Kleid gelacht hat, und das gönne ich ihr von Herzen.

Niemand kann seinen Mitmenschen eine größere Freude machen, als wenn er ihnen Ursache giebt, an seinem Anzuge etwas tadelnswert zu finden. Dagegen gehalten ist die Freude gering, die Böcklin uns durch einen Zeichenfehler auf einer seiner unvergleichlichen Farbensymphonien bereitet.

* * *

Warum hat das Wort „Hofmaler" und „Hofdichter" einen so häßlichen Klang? Man sieht es jetzt häufig als Schimpfwort verwendet, während die Bezeichnungen wirklicher Hofämter doch als Ehrentitel gelten.

Neulich wurde Adolf Menzel zu einem Kostümfest nach Sanssouci geladen. Das Fest sollte gewiß hauptsächlich zur Unterhaltung und Zerstreuung der Hofgesellschaft dienen, gewann aber seinen eigentlichen Reiz erst durch die Einladung Menzels, des nun fast achtzigjährigen künstlerischen Herolds der Fridericianischen Epoche. Sein „Flötenkonzert" und seine „Tafelrunde des großen Königs" wurden als lebende Bilder aufgeführt. Jedermann freute sich der sinnigen Ehrung unseres größten preußischen Malers, der in seiner schlichten dritten Etage der stillen Sigismundstraße noch so rüstig und unermüdlich schafft, wie er es von seinem sechzehnten Jahre an gewöhnt ist. Diesen kleinen Mann mit dem mächtigen, eckigen Kopfe, der so gar nichts von einem Hofmanne an sich hat, obgleich er jahrzehntelang am Hofe Wilhelms I. regelmäßig verkehrt hat, den dachte man sich in der heiteren, jugendlichen Hofgesellschaft von heute, zu der er kaum noch persönliche Beziehungen hat, und man empfand die ihm dargebrachte Huldigung, mochte sie auch einen etwas dekadenten Beigeschmack haben, als schöne und sinnige Illustration zu dem Worte, daß der Künstler mit dem Könige gehen soll.

Den alten Menzel, obwohl er unzählige Male preußische Könige und ihren Hof gemalt hat, auch mehr als ein anderer Künstler bei Hofe verkehrt, hat noch niemand einen „Hofmaler" genannt. So wenig, wie man Goethe, der es manchmal wohl verdient hätte, einen Hofpoeten genannt hat.

Mit diesem Spottnamen bezeichnet man vielmehr solche Künstler, die beim Schaffen den Arbeitskittel ausziehen und die Hoflivree anlegen. Ihren Werken haftet etwas Serviles an, und das verträgt sich nun einmal nicht mit der freien Kunst. Die Kunst

ist in ihrem Gebiete selbst souverän und autonom. Wo sie übergreift auf andere autonome Gebiete und sich über die Gesetze der Ethik oder die Wahrheit der Geschichte erheben will, da schändet sie sich ebenso, als wo sie sich menschlicher Schwäche dienstbar macht. Die Kunst darf und soll wahrer Größe freiwillig huldigen, aber sich nicht um äußere Ehre und des Vorteils halber tributpflichtig machen, auch nicht der größesten Größe.

Man ist heute gegen diese Entwürdigung der Kunst empfindlicher als vor hundert Jahren. Das sogenannte gesellschaftliche Ansehen eines Künstlers steigt wohl mit der Bedeutung, die er bei Hofe genießt. Aber dies gesellschaftliche Ansehen ist doch weniger als ein Schatten, es ist eine Lüge. Das Urteil der wirklichen Kunstfreunde und Kunstverständigen läßt sich nicht dadurch blenden. Es weiß sehr wohl zu unterscheiden, wo das Verdienst eines Künstlers aufhört und die Rücksicht auf den Verdienst an Geld, Orden oder Titeln maßgebend wurde.

Nichts ist für einen Fürsten heute schwieriger, als ein echter Mäcen zu sein. Zuviel Hofgunst ist der Kunst nicht förderlich und dem Künstler hinderlich.

Das letztere scheint paradox, ist aber eine Erfahrungsthatsache.

Die höchste Tugend eines Bedienten ist die Unabänderlichkeit seiner einmal erlernten und vom Herrn gebilligten Handgriffe. Der Bediente darf nicht experimentieren. Auch der Künstler, der nach den Augen eines Herrn sieht, darf nicht auf Fortschritte ausgehen, er muß sich selbst stereotypieren. Er müßte denn einen Herrn haben, der ihm nicht wegen früherer Leistungen, sondern wegen der Hoffnungen, die sie erweckten, seine Gunst zugewandt hat. Aber solche Herren sind unter den heutigen Fürsten selten. Gewohnt zu bestimmen: „So soll es sein!" interessiert sie auch in der Kunst nur das Fertige, Abgeschlossene. Die Freude am Werden geht ihnen selten auf, außer etwa in ihrer privaten Bauthätigkeit. Menschen-Material steht ihnen so unendlich viel zur Verfügung, daß ihnen das Heranwachsen einer künstlerischen Persönlichkeit kaum Interesse erweckt. Früchte, die wir auf dem Markte massenhaft kaufen können, sind uns einzeln gleichgültig. Nur der Apfel, den wir von der Blüte bis zur Reife täglich haben wachsen und gedeihen sehen, hat für uns eine individuelle Bedeutung.

Die Kunstpflege ist kein Sport, der neben anderen betrieben werden kann. Durch dilettantische Kunstübung kann nichts verdorben werden, wohl aber durch dilettantische Kunstpflege. Man lege sie darum in jedem Staate in die Hand eines ganz unabhängigen, universell und nicht bureaukratisch gebildeten Mannes — wenn überhaupt der Staat als solcher Kunstpflege treiben soll, was ich nicht unbedingt empfehlen möchte.

* * *

Es ist ein beliebtes Thema für sittenrichtende Heißsporne, über die Nuditäten in den Kunstausstellungen herzufallen. Dies heikle Thema erfordert aber zu seiner richtigen Behandlung mehr sittlichen Takt als manches andere.

Jeder Arbeiter in der inneren Mission, der zum Kampf gegen die Unsittlichkeit, insbesondere die Prostitution, thätig gewesen ist, hat sehr böse Erfahrungen gemacht mit der Neugierde frommer Seelen, die zum Dank für ihre „Mitarbeit" (so nennt sich der Vereinsgroschen gerne) recht genaue, sehr genaue Schilderungen der schrecklichen Verderbnis zu hören wünschen. Man kann sich dabei so schön entrüsten und an der eigenen Ehrbarkeit freuen. Gegenüber dem furchtbaren Ernst des Kampfes gegen die Sünde der Verführer und Verführten wirkt diese kitzliche Neugierde erschreckend.

Ganz ähnlich steht es um die wortreiche, selbstgefällige und behaglich im Sumpf plätschernde „kritische Studie", in der ein pseudonymer „Sebastian Brant" die Nuditäten auf der diesjährigen Kunstausstellung an den Pranger stellen möchte.

Wie die Dame mit dem abgerissenen Kleidersaume geht er durch die Säle, spähend, wo er einen vernichtenden Witz anbringen könne; nur daß er nicht nach koloristischen Unverständlichkeiten fahndet, sondern nach unbekleideten Menschenkörpern. Zum Schluß sagt er dann sehr pathetisch, die Polizei müsse solche Bilder fernhalten, ja in der Entstehung unterdrücken. Das Publikum müsse — ich weiß nicht wie und wo — laut protestieren gegen alle „Kunstprostitution". Das klingt ganz schön. Wäre nur nicht die erschöpfende, detaillierte Schilderung aller Nuditäten der Ausstellung vorhergegangen!

Es giebt Menschen, die auf die Bilderjagd gehen, um eine geschlechtliche Sensation zu haben. Ihnen ist es ganz gleichgültig, ob ein Bild keusch ist wie ein Engel (siehe Mephisto). Sie saugen ihr Gift auch aus der reinsten, edelsten Blume der Kunst. Soll man auf sie Rücksicht nehmen bei der Auswahl der zur Schau zu bringenden Bilder? Dann müßte man jede Menschendarstellung verpönen — und man würde sie doch nicht bessern.

Ich will gewiß nicht den Künstlern das Wort reden, die auf die Lüsternheit der ersehnten Käufer spekulieren. Ihrer sind aber in Deutschland nur wenige und ihr Ansehen bei den Kunstgenossen ist, wie ich genau weiß, sehr gering. Dieser „unlautere Wettbewerb" ist in Künstlerkreisen viel anrüchiger als in den Kreisen der Litteraten. Auf der diesjährigen Ausstellung sind es meist Franzosen der alten Schule, die sich mit lüsternen Bildern an die Käufer „heranschmeißen".

An und für sich ist die Darstellung des Nackten, auch ohne äußerliche Motivierung, in der Kunst unentbehrlich. Christliche Maler, die ihr aus dem Wege gingen, wie die Nazarener und die frühmittelalterlichen Heiligenmaler, waren technisch der Aufgabe, einen unbekleideten menschlichen Körper zu malen, nicht gewachsen; ihre Feindschaft gegen das Nackte kann also nicht gar zu ernst genommen werden. Nach meinen Erfahrungen giebt es auch mehr Leute, die an einer keuschen Darstellung unbekleideter Menschen nicht den geringsten Anstoß nehmen, als solche, die eine Versuchung zur Sünde darin finden. Wer auch nur einiges Interesse an der Kunst hat, der wird an solchen Bildern eine rein ästhetische Freude haben. Denn es bleibt doch wahr, daß in dem Bau des menschlichen Körpers alles und jedes, auch die Form, zur höchsten Bewunderung von der unendlichen Weisheit und Größe des Schöpfers zwingt. Will man dem Künstler überhaupt gestatten, dem Vorbilde des Schöpfers nachzuschaffen, so darf man ihm auch nicht verwehren, die rhythmisch vollendetste und im Kolorit mannigfaltigste und edelste Schöpfung, den Menschen, darzustellen.

Ueberall in der Natur ist Anreiz zu Begehrlichkeit und Sünde; ebenso in der Kunst. Ich für meine Person muß gestehen, daß mich eine schöne Schilderung von Wald und See in gewissen Augenblicken viel intensiver zu ausschweifenden Wünschen verführen kann als jedes andere Bild. Ich werde dann leicht unzufrieden mit meiner Unfreiheit, meiner beruflichen Fessel, die mir nur einmal im Jahre und in ganz bescheidenen Grenzen die Freude an schönen Landschaften erlaubt. Neid, Habsucht und andere böse Regungen erwachen dann in mir. Meist aber ersetzt mir das Bild alles, was ich in dieser Beziehung entbehre; es giebt mir eine reinere, idealere, also verhältnismäßig sündlosere Freude an der Natur, als das Schwelgen in dem Genuß der wirklichen Naturschönheiten. Ganz ähnlich verhält es sich mit den echten Kunstwerken, die schöne Menschen darstellen. Das braucht wohl keines Nachweises. Ich mache mich aber nicht anheischig, bei allen solchen Bildern festzustellen, ob sie absolut „rein" sind, d. h. ob die Begehrlichkeit, die sie erwecken können, von dem Maler beabsichtigt war oder nicht. Jedenfalls aber steht mir soviel fest, daß auch nicht ganz einwandfreie Bilder an einem öffentlichen, von vielen Menschen beiderlei Geschlechts besuchten Orte von ihrer Gefährlichkeit unendlich viel verlieren. Wer darüber reiflich nachdenkt, wird zugeben, daß der Eifer wohlmeinender Menschenfreunde gegen die öffentliche Darstellung des Nackten oft recht blind ist. Wer solche Bilder verpönt, weil sie verführerisch wirken

können, der muß auch schön gewachsene, verführerisch aussehende, wenn auch sonst ganz harmlose Menschen in ihr Zimmer verbannen. Um einer schönen Frau willen hat schon mancher Leben und Seligkeit hingegeben. Ein Bild allein hat noch niemanden ruiniert.

* * *

Das Berliner Lutherdenkmal von Otto und Toberentz habe ich bisher nur bei Mittagsbeleuchtung gesehen, und die ist nicht die günstigste. Nach der Straße zu präsentiert es sich groß und echt monumental; nach dem Platze zu sollte man ihm aber möglichst bald eine hohe Baumgruppe als Hintergrund und Deckung geben, denn da wirken die geraden, senkrechten Flächen des Unterbaues und die parallele Fältelung — fast hätte ich gesagt Kannelierung — des Talares, den Luther trägt, unbeschreiblich monoton.

Man kann Luther selbst nicht wohl anders darstellen, als mit der Bibel in der Linken und mit der Rechten auf der Bibel. Otto hat diese Pose denn auch beibehalten und sie mit echtem Leben erfüllt. Die wohl durchdachte Gruppierung und die sehr interessante Bewegung der anderen, auf den Stufen des Postamentes angebrachten Reformatoren lenken aber eben wegen jener Selbstverständlichkeit der Hauptfigur Blick und Interesse gar zu sehr auf sich, zumal sie auch dem Auge näher sind. In der Gestalt des eifrig redenden Spalatin hat Viktor Toberentz sein größtes Meisterwerk geschaffen. Soviel individuelles Leben bei aller Monumentalität hat keine der anderen Gestalten.

Wenn erst die Bronze sich patiniert hat und dann mit ihrem Grün sich in schönem Kontrast von dem roten Granit des Sockelbaues abhebt, dann wird dies Monument das schönste in Berlin sein. Leider wird in der mit schwefelsauren Dünsten erfüllten Luft unserer Städte die Bronze schwarz statt grün. Warum man gerade bei diesem Standbilde die sonst ganz gut bewährte künstliche Patinierung nicht angewandt hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Kirche.

Viele kirchliche Konferenzen sind in den letzten Wochen gehalten worden. Aber die kirchlichen Kreise stehen noch immer hauptsächlich unter dem Eindruck der landeskirchlichen Versammlung und ihrer Veranlassung, wovon im letzten Bericht die Rede war. Sie hat naturgemäß manches Nachspiel gehabt. In den westlichen Provinzen haben bereits Besprechungen stattgefunden, um die praktischen Vorschläge der in Berlin gefaßten Beschlüsse zu verwirklichen. Großer Unwille herrscht in den Kreisen derjenigen akademischen Docenten, welche den Notschrei jener landeskirchlichen Versammlung hauptsächlich veranlaßt haben. Man liest sogar in der Zeitung dunkle Nachrichten darüber, daß aus der Berliner Fakultät an den Kultusminister eine Beschwerde oder Klage oder ein Hülferuf ergangen sei. Wir schenken der Nachricht in dieser Form vorläufig keinen Glauben; denn es wäre doch zu naiv, sich auf den Standpunkt der freiesten Forschung zu stellen, dann den Glauben der Kirche zu zerstören, und wenn dann die Kirche dagegen protestiert, sich beim Staatsminister über diesen Protest zu beschweren. — Auch in der Nationalzeitung hatte sich ein ungenannt gebliebener Professor scharf gegen diejenigen Kollegen gewendet, welche sich an diesem kirchlichen Protest

gegen die „Wissenschaft" beteiligt hätten. Insonderheit war Schlatter auf das Widerspruchsvolle hingewiesen, das darin läge, daß er einerseits selbst für kritische Arbeit an der hl. Schrift einträte und sich andererseits mit denjenigen Leuten verbände, die sich gegen „die Freiheit der wissenschaftlichen Theologie" richteten und alle Kritik verhöhnten. — Schlatter hat darauf in der „Deutschen evangelischen Kirchenzeitung" in einem Artikel geantwortet, der die Ueberschrift trägt: „Warum ich an der landeskirchlichen Versammlung teilnahm" — ein Artikel, der als ein kirchliches Ereignis von Bedeutung auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben darf. Er sagt u. a.: „Unsere Gegner täuschen sich absichtlich über die Art des Gegensatzes, der uns trennt. Sie reden sich und der Oeffentlichkeit ein, wir protestieren gegen die Wissenschaft. Da wäre es für Leute, die in der wissenschaftlichen Arbeit schlecht und recht ihren Lebensberuf haben, freilich eine Thorheit, an diesem Proteste sich zu beteiligen. Allein das sind Winkelzüge. Der Gegensatz zwischen uns ist ein religiöser. Ich habe mich ganz einfach deshalb an der Versammlung beteiligt, weil ich der Meinung bin, daß Glaube und Unglaube gegen einander stehen, und zwar in der bestimmten Fassung, daß es sich um den Glauben an den Herrn Christus handelt. Damit ist unsern Gegnern nicht im mindesten totale Ungläubigkeit beigelegt, nicht einmal gänzliche Abwendung von Christus. Es giebt mancherlei Stufen der religiösen Wertung Jesu, ehe es zum Glauben an ihn kommt, ehe er uns der Herr wird, auf den wir blicken und von dessen Gnade wir leben. Es kann auch Glaube im innerlichsten, ernsten Sinne vorliegen, der in gewissem Maße in ihm seinen Grund hat, und dennoch von ihm wegblickt, und über ihn hinaus in die Höhe führt, und den kleinen Nazarener unter sich zurückläßt als eine große Gestalt der Religonsgeschichte, aber eben als eine Größe der Vergangenheit. Der Gegensatz läßt sich in folgende Formel fassen: was soll aus der Kirche werden, eine Vereinigung derer, die religiösen Heroenkult mit Jesus treiben, oder die Gemeinde derer, die an ihn glauben, die sich frei und dankbar, aber mit runder Untergebung unter ihn stellen, als ihren alleinigen Weg zum Vater, in seinem Blut die Deckung ihrer Schuld haben und aus seiner Hand ihr ewiges Leben empfangen wollen? Dort steht beispielsweise das „Evangelium" Wellhausens, hier das Evangelium des Römerbriefs; zwischen beiden besteht religiöser Gegensatz."

Ich hoffe, daß der litterarische Kampf, der, wie oft genug an dieser Stelle hervorgehoben ist, in der Gegenwart nur neue Formen und neue Lebhaftigkeit gewonnen hat, dazu beiträgt, in der ganzen Kirche den von Schlatter bezeichneten Gegensatz zum klaren Bewußtsein zu bringen. Gerade um jener Verwechslung willen, daß man einen tiefen religiösen Gegensatz kleidet in die oft ziemlich mikrologischen Differenzen historisch-kritischer Art, wirkt der wissenschaftliche Betrieb in unserer Zeit auf manche junge Theologen so schädlich. Die Grundbedingung für den Diener der Kirche ist der Sinn für Wahrheit; der ist es, zu dem Jesus in seinem Umgang mit den Jüngern diese zu erziehen unternahm; sie sollten das Unwichtige vom Wichtigen, den Schein vom Wesen, das göttliche Wort von den Satzungen der Menschen unterscheiden lernen, sie sollten einen für die ewigen Realitäten geübten Sinn bekommen. Wie ist das aber für einen jungen Theologen möglich, wenn er den Eindruck bekommt, der Wert der Bibel hinge davon ab, ob die jährlich wechselnden Vermutungen über den Ursprung der heiligen Bücher „wahr" seien oder nicht. Und nun sind diese sich gegenseitig auffressenden Hypothesen zumeist geboren aus der Abneigung gegen den Glauben an den Inhalt der betreffenden Schriften. Dieser tiefe religiöse Gegensatz wird demnach verhüllt, und er wird den jungen Leuten zum Bewußtsein gebracht in Form von Fragen, welche mit dem Verstande, der gelehrten Untersuchung, dem logischen Beweis entschieden werden. Dadurch wird der eigentliche Kampfplatz verrückt und die Empfänglichkeit für die wesentlichen Wahrheiten muß leiden.

Die noch jetzt versammelte Gesamtsynode für Hessen, welche eine Reihe wichtiger innerer kirchlicher Fragen und Einrichtungen in Beratung genommen hat, hat sich

auch mit der Vorbereitung der künftigen Pastoren für ihr geistliches Amt beschäftigt und besondere Wünsche betreffs der Seelsorge an den Studenten ausgesprochen. Wir führen es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit auf, daß in den Synoden der evangelischen Kirche Organe gegeben sind, welche sich um den Nachwuchs für das geistliche Amt bekümmern. Der Wert eines Kirchenregiments besteht zum guten Teil in der Fürsorge, welche es dieser wichtigen Frage zuwendet. An dieser Vernachlässigung ist einst das päpstliche Kirchenregiment zu Grunde gegangen, und die Landesfürsten der Reformationszeit haben thatsächlich das Kirchenregiment damit übernommen, daß sie für gute Hirten der verwaisten Gemeinden sorgten. So beweisen auch die synodalen Körperschaften ein gesundes Bewußtsein ihrer regimentlichen Aufgaben an der evangelischen Kirche, wenn sie sich um die Theologie und die Theologen bekümmern. Und diejenigen, welche ihnen das verderben oder wehren, verleugnen das protestantische Princip und treten für die absolute Hierarchie der Priester der Wissenschaft ein. —

In der Pfingstwoche tagte in Erfurt der sechste Evangelisch-sociale Kongreß. Warum ich mich an demselbigen nicht beteiligt habe, habe ich im vorigen Heft dieser Zeitschrift erklärt. Der Verlauf desselben hat die damals ausgesprochenen Befürchtungen bestätigt. Ich habe bereits in einem Artikel im „Reichsboten“ den Kongreß als Sitz der Schwarmgeisterei bezeichnet. Die Kennzeichen der kirchengeschichtlichen Erscheinungen, welche diesen Namen verdienen, haben stets darin bestanden, daß sie die christlichen Ziele in das Diesseits verlegten und damit den überweltlichen Charakter des Christentums gefährdeten; ferner trat an die Stelle des heiligen Geistes in der Autorität des göttlichen Wortes „der Herren eigener Geist“, sei es mehr in der Form der Mantik und Mystik, sei es in der des Rationalismus, wie es heutzutage der Fall ist, wo die Schwarmgeister die „Theologie“ der Apostel Johannes und Paulus meistern. Wie gefährlich dieser Standpunkt werden muß, wenn von ihm aus die gesellschaftlichen Verhältnisse in Angriff genommen werden, sehen wir gleichfalls aus der Geschichte.

Was nun die Leistungen in Erfurt betrifft, so fragen wir: was ist für die evangelische Kirche mit einem solchen Kongreß gewonnen? Derselbe soll anregen zu socialer Thätigkeit im Sinne des Evangeliums von Christus und soll von diesem Standpunkte aus alle in die heutige sociale Bewegung einschlagenden Fragen beleuchten. Das dem Herrn von Massow gestellte Thema: „Die socialen Aufgaben des Staates als Arbeitgeber“ fand eine fruchtbare Behandlung und gehörte alles, was dazu im Vortrag und der Diskussion gesagt ist, durchaus auf einen evangelisch-socialen Kongreß. Nicht minder gehört dahin die Frauenfrage. Es ist über dieselbe sowohl von Frau Gnauck-Kühne als vom Hofprediger Stöcker sehr viel Gutes und Treffendes gesagt. Aber man hat das in Erfurt nicht nur anerkannt, sondern hat in der Art der Behandlung den Grund gesehen, diese Verhandlung als ein epochemachendes Ereignis für die evangelische Kirche zu bezeichnen. Professor Harnack sprach aus: es sei derartiges, nämlich daß eine Frau geredet, noch nicht geschehen, seitdem es eine evangelische Kirche giebt. Ich verstehe nicht, wie das behauptet werden kann angesichts der bedeutenden Rednerinnen unter den Quäkern und anderen Damen, die in Amerika seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts auf großen Kongressen über Frauenrechte und allerlei christliche Fragen geredet haben, — angesichts ferner der Heilsarmee, die über weibliche Redekräfte gebietet, denen man weder Geist noch Erfolg absprechen kann. Nun ist in Erfurt selbst und nachher in mehreren Berichten von früheren Gegnern des öffentlichen Redens der Frauen die Erklärung abgegeben, sie seien durch die Redeleistung der Frau Gnauck von ihren Ansichten bekehrt. Diese Erklärungen sind aber nur Stimmungsbilder. Frau Gnauck hat bewiesen, daß Frauen reden können, daß sie sogar viel und gut reden können — bedurfte es aber dafür noch der Beweise? Und ist damit die Frage auch nur einen Schritt ihrer Beantwortung näher gekommen, ob es richtig ist, die Frauen in die öffentlichen Kämpfe immer mehr hineinzuziehen, ob es das Richtige ist für unsere Familien, für die Frauen selbst, und ob das die Aufgabe der evangelischen Kirche ist?

Der Vortrag, den Frau Gnauck in Erfurt gehalten hat, liegt uns noch nicht vollständig vor, aber er muß vortrefflich gewesen sein; nur ist mir in den bisherigen Berichten noch nicht eine einzige Wahrheit entgegengetreten, die nicht schon vorher auch von Männern gesagt worden ist. Was ist nun also mit dieser Rede bewiesen? oder worin liegt das epochemachende Ereignis? — Es ist ferner hier zu erwähnen, daß wir von Frau Gnauck früher manches gelesen haben, was nicht vortrefflich war, sondern äußerst oberflächlich und verkehrt. Es fragt sich aber, ob, wenn das Reden der Frauen allgemein wird und nicht mehr in jedem einzelnen Falle so sorgfältig vorbereitet wird wie in diesem Falle, wo die Referate in gemeinsam mit Hofprediger Stöcker gestellte Thesen ausliefen, die Vortrefflichkeit sich gleich bleiben würde. In den Thesen selbst werden zumeist alle die Forderungen aufgestellt, die auch von uns stets erhoben sind; nur kann ich dem Ausdruck: „die Frauenfrage ist wesentlich Bildungsfrage" nicht zustimmen, weil ich darin einen Sinn finden könnte, der das direkte Gegenteil enthält von dem, was wir zu erstreben haben.

Ziehen wir also das Resultat, so müssen wir sagen: Neben der Förderung, welche die Behandlung der socialen Lage der Frauen durch den Evangelisch-socialen Kongreß erfahren hat, steht ein „Fortschritt" der bedenklichsten Art, nämlich das Hereinziehen des weiblichen Geschlechts in das öffentliche Leben, wie es weder dem Geiste des Evangeliums noch der Art und Natur der Frauen entspricht. — Viel trauriger aber noch wird das Bild des Kongresses, wenn wir auf die Verhandlungen über den principiellen Hauptvortrag blicken, der einem Führer der schweizerischen Reformer übertragen war, dem Professor und Pfarrer Furrer aus Zürich. Bekannt ist, daß die Socialdemokratie ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ansichten und Forderungen mit der philosophischen Weltanschauung, die man die naturalistische nennt, völlig verquickt hat, und es wäre nun die Aufgabe des Referenten gewesen, in seinem Vortrage „über die moderne Naturwissenschaft und die sociale Bewegung der Gegenwart" die **christliche** Weltanschauung vorzuführen und zu zeigen, wie viel lichtvoller und hoffnungsvoller von ihr aus auch die socialen Bewegungen sich gestalten. Das aber war nun dem Vortragenden nicht möglich, da er auf dem Standpunkt der christlichen Welt- und Naturanschauung gar nicht steht. Es war doch sehr bezeichnend, daß Stöcker nachher darauf hinweisen mußte, daß der Schöpfer in Furrers Weltanschauung gar nicht vorgekommen war. Furrer ist Gegner des materialistischen Atheismus und wir nehmen mit Freuden teil an den Kämpfen edler Idealisten gegen jene tierische Weltanschauung; ich habe in diesem Sinne erst kürzlich noch in diesen Blättern Moriz Carriere besprochen. Allein **wir** haben doch etwas ganz anderes zu bieten als diesen Idealismus, der über die Natur in seiner Weltanschauung nicht hinauskommt. Indem sich der Evangelisch-sociale Kongreß in bezug auf die wichtigste Frage der Tagesordnung, in bezug auf das Fundament, das die Kirche im Kampfe gegen die Socialdemokratie unter den Füßen hat, den Standpunkt durch den Schweizer Reformer zeichnen ließ, ist er vom Boden des positiv evangelischen Christentums überhaupt abgekommen. Zwar haben Kaftan, Weber, Stöcker, Wagner nachher an Furrers Vortrag allerlei ausgesetzt, aber das Entscheidende war doch, daß er überhaupt zum Referenten bestellt war und daß sein Vortrag mit stürmischem Beifall begrüßt wurde, — ein erneutes Zeichen für die Urteilslosigkeit des Kongreß-Publikums in christlichen Dingen. Ich sehe nicht, was ein solcher socialer Kongreß für das Evangelium für einen Segen bringt. Wenn meine Freunde aus den Kongreßkreisen noch jetzt betonen, daß sie gerade deshalb bei demselben auszuharren für Pflicht hielten, um ihn **nicht** der negativen (naturalistisch-idealistischen) Theologie zu überlassen, so muß ich doch fragen: was denn nun nach Furrers Vortrag am Kongreß noch schlimmer werden soll und ob sie nicht in die evangelischen Gemeinden Verwirrung hineintragen, wenn sie solche zerstörenden Einflüsse mit ihren Namen ferner decken. —

Endlich verdient der viel behandelte **Prozeß der Alexianerbrüder** auch in einem kirchlichen Bericht eine Erwähnung. Die römische Kirche kann die Verantwortung

für die dort zu Tage getretenen Greuel in keiner Weise von sich abschütteln, wie das auf jener Seite allgemein versucht wird. Wir wollen nicht bestreiten, daß auch in evangelischen Anstalten Mißgriffe vorkommen können und daß sich in die Organe derselben Elemente einschleichen können, die nicht hineingehören. Aber daß eine so große Anstalt wie Mariaberg nur durch solche Organe geleitet wird, die nicht in christliche Anstalten gehören, das wäre in der evangelischen inneren Mission unmöglich. Die Schuld trägt das ganze römische Wesen, das die christliche Charitas so veräußerlicht, daß sie auch noch durch rohe und wüste Gesellen ausgeübt werden kann. Die Schuld tragen die römischen Bischöfe, zu deren kirchlichen Principien das System der Vertuschelung und der Unwahrhaftigkeit gehört. Ein zweiter Punkt, der als charakteristisch hierbei hervorgehoben zu werden verdient, ist die sträfliche Nachlässigkeit der staatlichen Organe. Auch diese ist den evangelischen Instituten gegenüber undenkbar. Die staatlichen Organe haben oft und vielfach der römischen Kirche gegenüber eine Feigheit gezeigt, die die natürliche Reaktion ist gegen das unbesonnene Vorgehen zur Zeit des unseligen Kulturkampfes. Wenn auch die römische Kirche durch jene Entlarvung der Alexianer und ihrer Genossen nicht anders werden wird durch diesen Prozeß, so dürfen wir vielleicht einige Hoffnung hegen, daß die Staatsbehörden etwas davon lernen werden.

Greifswald, den 24. Juni 1895. M. v. Nathusius.



Kirchliche Litteratur.

Wir haben vor einiger Zeit von Martensens christlicher Ethik den ersten, allgemeinen Teil angezeigt. Jetzt liegt der specielle Teil, und zwar in zwei Bänden die Individual- und Social-Ethik behandelnd, in 5. deutscher Auflage vor. Sie ist in Berlin bei Reuther & Reichard (1894) in 10 Lieferungen à 1 M. erschienen. Die Vorzüge der Martensenschen Ethik sind bekannt. Sie liest sich in ihrer etwas breiten inhaltreichen Art wie eine gute Unterhaltungsschrift; die Gelehrsamkeit macht sich nie unnütz breit und ebenso wenig die formelle Systematik. Besonders beliebt ist das Buch wegen der eingehenden Behandlung der Social-Ethik. Und es ist wahr: die hier einschlagenden Fragen sind sonst in der theologischen Ethik nirgends so eingehend und verständnisvoll behandelt. Aber auch die Individual-Ethik ist vortrefflich, die Schilderung des Lebens unter Sünde und Gesetz, die verschiedenen Arten der außerchristlichen Gerechtigkeit, die Tugend des Mittelwegs, der Skepticismus, die ästhetische Erziehung u. s. w. bieten sehr gute Charakterisierungen. Was dem Recensenten an der Martensenschen Ethik fehlt, ist zweierlei: Erstlich ist mir die Verbindung zwischen dem rechtfertigenden Glauben und dem Leben in der Gnade nicht konkret genug beschrieben; das Eigentümliche der ganzen christlichen Sittlichkeit, das Luther in die Worte setzt: „im rechten Glauben geheiligt", tritt nicht plastisch genug heraus. Und zweitens ist M. in der Social-Ethik über das bisherige falsche Niveau der theologischen Ethik nicht hinausgekommen; auch er behandelt die sittlichen Gemeinschaften: Familie, Staat, Kirche wesentlich als Entfaltungsgebiet der christlichen Tugend. Mit dem Begriff Social-Ethik kann aber nur dann Ernst gemacht werden, wenn man die christliche Gesellschaft als Subjekt hinstellt und ihre Lebensbedingungen in den göttlichen Ordnungen ausführt, wie ich das in meiner christlichen Gesellschaftslehre im zweiten Bande der „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage" versucht habe. Es würden bei einer

genaueren Untersuchung der göttlichen Lebensbedingungen für das Leben der Menschen manche Unklarheiten und Fehler vermieden sein, so weiß man z. B. nicht, wenn M. von der Ehe spricht („im Begriff der Ehe liegt es, daß sie monogamisch ist"), wovon er eigentlich redet; er sagt es nicht, daß er hier von einer der gesamten Thatsächlichkeit des Ehebestandes in der natürlichen Menschheit widersprechenden Gottesordnung reden will. Ferner würde wohl auch die Behandlung der socialen Aufgaben unter dem Abschnitt vom Staat vermieden sein. — Ich wiederhole nach diesem Tadel, daß die Martensensche Ethik — bei dem gegenwärtigen veralteten Zustande dieser theologischen Disciplin überhaupt — immer noch die beste ist. M. v. N.

* * *

Die christliche Sittenlehre. Skizzen und Lehrgänge für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Schulen sowie zum Selbstgebrauch. Nebst einem geschichtlichen Anhange: Obrigkeit und Unterthanen im lutherischen Kirchengebiet. Von Pfarrer Dr. Franz Schnedermann, vormal. Rel.-Lehrer an den Gymnasien zu Chemnitz und Leipzig. (Leipzig, 1892. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1,50 M.)

Durch ein bedauerliches Versehen ist diese treffliche Schrift bisher in der Allgem. kons. Monatsschrift noch nicht besprochen worden. Ich freue mich, sie wenigstens nachträglich den Lesern noch empfehlen zu können. Sie bietet keine systematische Darstellung der christlichen Sittenlehre, wenn auch für den aufmerksamen Leser der innere Gedankenzusammenhang zwischen den einzelnen Paragraphen deutlich hervortritt. Entsprechend dem Entstehen dieser Schrift aus dem Gymnasialunterricht wird fleißig Bezug genommen auf die ethischen Principien und Anschauungen sowohl der antiken, als der modernen Klassiker. Reichliche Anmerkungen unter dem Text geben Nachweisungen zu weiterer Orientierung. Außer dem im Titel genannten Anhang bietet die Schrift 29 Paragraphen, von denen sich §§ 13 — 26 an die zweite Tafel der 10 Gebote anschließen, z. B.: § 13 das vierte Gebot, § 14 die sittliche Bedeutung des Gehorsams, § 15 Unterordnung in Schule, Dienst- und Lehrverhältnis, Staat; ferner § 20 die Lehre von der Erlangung und Behauptung eines Besitzes, § 21 die Verschiedenheit des Besitzes und die daraus erwachsenden Verpflichtungen, § 22 die socialen Kämpfe und Aufgaben der heutigen Zeit u. s. w. Ich denke, daß schon aus diesen Ueberschriften die gesunden Anschauungen des Verfassers zu entnehmen sind. Die Ausführung ist dem Zwecke des Buches entsprechend überall nur skizzenhaft und anregend. Es ist zu wünschen, daß sowohl in den Gymnasien der Unterricht in der Moral besonders betont wird, als auch daß in den Kreisen der christlichen Laien die ethischen Probleme der Gegenwart gründlich studiert werden. Zu beiden Zwecken ist das Buch von Schnedermann wohl geeignet. M. v. N.

* * *

Die Sittenlehre der evangelisch-lutherischen Kirche nach deren Bekenntnisschriften. Zusammenhängend dargestellt von C. Bartels, Pastor in Jesterburg. (Hannover-Linden, 1893. Manz & Lange.) 131 S.

Wenn ich obiges Thema zu behandeln hätte, würde ich entweder historisch-genetisch verfahren, d. h. aus den damaligen Bewegungen heraus die Antwort der Bekenntnisse auf die einzelnen Fragen der Ethik verständlich machen, oder ich würde die heutigen ethischen Probleme darstellen und nachweisen, wie man sich auf Grund der Bekenntnisse dazu zu stellen hat. Pastor Bartels schlägt einen dritten Weg ein, indem er die Kategorien der gegenwärtigen theologischen Ethik beibehält (1. das Wesen der Heiligung; 2. das Werden der Heiligung: die sittliche Ohnmacht, die Erneuerung durch den Glauben, die Selbstzucht, die göttliche Zucht; 3. das Wirken der Heiligung: in Beruf,

Familie, Staat, Kirche) und unter dieselben den Stoff aus den Bekenntnissen verteilt. Auf diese Weise ist ein recht fleißiges und inhaltreiches Werk entstanden, das in anerkennenswerter Weise die schönen und zum Teil recht erbaulichen Abhandlungen unserer Konfessionsschriften in Erinnerung bringt. Aber zum theologischen Verständnis würde der Verfasser mehr beigetragen haben, wenn er einen anderen Weg gewählt hätte.

M. v. N.

* * *

Einleitung in den Talmud von D. Hermann L. Strack, außerordentl. Professor der Theologie in Berlin. (Leipzig, 1894. J. C. Hinrichssche Buchhandlung.) 2,50 Mark.

Es liegt hiermit die zweite, zum Teil neu bearbeitete Auflage eines Separatdruckes des betreffenden Artikels aus der Herzogschen Realencyklopädie vor. Ich bemerke gleich am Anfang, um keine falschen Erwartungen zu wecken, daß es sich nicht um eine allgemein verständliche populäre Arbeit handelt, sondern um eine gelehrte Einleitung in gelehrte Studien. Daß Strack für diesen Zweck der allerbefähigtste Mann ist, da er wohl ohne Zweifel der gründlichste Talmudkenner ist, bedarf keines Nachweises; er ist von Freund und Feind als solcher anerkannt. Er giebt hier die Anordnung und Einteilung des Talmud, den Inhalt seiner einzelnen Traktate, die Geschichte, die Charakterisierung und die Litteratur des Talmud. Auf eine Einzelbesprechung oder gar Kritik dieses Inhalts einzugehen, ist weder möglich noch in einer Zeitschrift, wie die unserige ist, angethan. Ich beschränke mich darum auf einige Bemerkungen über die Bedeutung der Strackschen Arbeit. Dieselbe kann zunächst zeigen, daß der Talmud keineswegs ein Geheimbuch ist, und weist jedem, der sich mit ihm beschäftigen will oder sich auch nur über einzelne Fragen orientieren will, die betreffende Litteratur nach. Zweitens erklärt sie uns durch eine Einführung in den maßlos kleinlichen und albernen Charakter des jüdischen Buches den Charakter dieses Volkes, wie er sich infolge einer durch Jahrtausende fortgesetzten Beschäftigung mit diesem Verstandes-Unsinn bilden mußte. Drittens bietet die Stracksche Schrift eine Hülfsarbeit für die Judenmission. Denn der Jude, der sich wissenschaftlich mit dem Talmud zu beschäftigen beginnt, namentlich mit einer Kritik der Tradition, muß aus einem Zweifel in den anderen geraten bezüglich der Wahrheit und Autorität dieser Schriften.

M. v. N.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Thronfolge im Fürstentum Lippe. Unter Benutzung archivalischer Materialien. Von Conrad Bornhak. (Berlin, F. Fontane & Co.) 64 S. 1 M.

Eine musterhaft klare juristische Erörterung der Lippeschen Erbfolge. Das Ergebnis ist: bei dem demnächstigen Erlöschen der Hauptlinie gehen die gräflichen (erbherrlichen) Linien der fürstlich Schaumburgischen Linie vor. Der ganze Streit dreht sich um das Vorhandensein unebenbürtiger Ehen in den erbherrlichen Linien. Da das Lippesche Gesamthaus keine hausgesetzlichen Bestimmungen über die Ebenbürtigkeit kennt, so muß die Hausobservanz entscheiden. Unebenbürtig sind die Ehen mit Frauen aus dem Bürger- und Bauernstande. Nach der Observanz des Lippeschen Hauses sind Ehen mit Frauen aus gräflichen und freiherrlichen Häusern ebenbürtig, mit Frauen aus Familien von gewöhnlichem Adel zum mindesten zweifelhaft. Hoher Adel wurde nicht erfordert. Die Stifter der erbherrlichen Linien Biesterfeld und Weißenfeld haben durch Vergleich von 1749 ausdrücklich ausgesprochen, daß zur Ebenbürtigkeit mindestens Frauen aus gräflichen und freiherrlichen Häusern erforderlich sind. Das fürstlich Lippesche Haus hat es 1853 darum abgelehnt, diesem Vergleich beizutreten, weil „es viele Adelsgeschlechter giebt, welche, was Alter und Familienglanz betrifft, den gräflichen und freiherrlichen Familien, wenngleich sie keine entsprechenden Titel führen, doch keineswegs nachstehen". Die zur Zeit lebenden Grafen Lippe der Biesterfelder Linie stammen mittelbar aus der 1803 geschlossenen Ehe des Grafen Wilhelm Ernst mit Modeste v. Unruh; diese war nicht freiherrlichen Standes. Da eine Urenkelin der Modeste v. Unruh mit dem Prinzen Friedrich von Sachsen-Meiningen vermählt ist, so ist die Frage der Ebenbürtigkeit für das Haus Sachsen darum von Wichtigkeit, weil der Erbprinz keinen Sohn hat und weil sein zweiter Bruder morganatisch vermählt ist. Sollte wider Erwarten die Biesterfelder Linie nicht erbfolgeberechtigt sein, dann würden immer noch drei Grafen der zweifellos successionsfähigen Weißenfelder Linie dem fürstlich Schaumburgischen Hause vorgehen. — Die Lippesche Verfassungsurkunde von 1836 übrigens hat das Vorhandensein von successionsberechtigten Gliedern der erbherrlichen Linien anerkannt. — Nach Art. 76 der Reichsverfassung ist der Bundesrat befugt, entstandene Verfassungsstreitigkeiten zu entscheiden. Dazu gehören ohne Zweifel Streitigkeiten über das Thronfolgerecht. Das Lippesche Regentschaftsgesetz von 1890 ist beim Landtag daran gescheitert, daß er Garantien gegen Ernennung eines schaumburgischen Regenten forderte. Die damalige auf bloßer Verordnung (erst nach dem Tode des letztverstorbenen Fürsten veröffentlichter Verordnung!) beruhende Regentschaft ist rechtlich ungültig. Berechtigt zur Regentschaft ist allein der nächste thronfolgeberechtigte Agnat — sei es der biesterfeldischen, sei es der weißenfeldischen Linie. Eine genealogische Tabelle der erbherrlichen Linien ist der trefflichen Schrift beigegeben. O. K.

— Die Geburts-Aristokratie im Dienst der Gesellschaft. Von Oldwig von Uechtritz. Heft 146 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". (Stuttgart, Belser.) 30 S. 0,60 M.

Jede Romantik berührt den konservativen Leser angenehm, ganz besonders, wenn sie mit so edler, nobler Gesinnung gepaart ist, wie es bei Oldwig von Uechtritz der Fall. Aber von der Sympathie zur Zustimmung ist noch ein weiter Schritt, und wir bedauern, nicht im stande zu sein, ihn hier zu vollziehen. Freilich ist es uns auch nicht möglich, uns in den wenigen Zeilen einer Recension mit dem Verfasser auseinanderzusetzen. Nur das möchten wir als unsere Ansicht aussprechen, daß, wenn man in Deutschland eine Geburts-Aristokratie als Stand organisieren wollte, die Bedingungen der Zugehörigkeit erst gefunden und jedenfalls ganz andere sein müßten, als sie es jetzt durch das Prädikat „von" sind. Es giebt heutzutage „bürgerliche" Familien, die unbedingt

der Geburtsaristokratie zugehören, und „adlige", die materiell im Proletariat rangieren. Im übrigen halten wir einstweilen die Erörterung der Frage für nicht sonderlich opportun. Die Zeichen der Zeit deuten unseres Erachtens mehr darauf, das Moment der Brüderlichkeit im Volksleben zu betonen. Der Verfasser ist doch auch von Ueberschätzung seiner Ideen nicht frei, wenn er von einer „in der deutschen Adelsgenossenschaft gipfelnden Reformbewegung" spricht, während diese Genossenschaft bisher im öffentlichen Leben eine Bedeutung nochnicht erlangt hat. Und noch bedenklicher ist die Aeußerung auf S. 16: „Kirche und Adel sind, so weit auch ihre äußeren Berufswege auseinander führen, doch Söhne aus einem Haus." Die Kirche Jesu Christi, die ewige Verheißungen hat, in solcher Weise mit einer rein menschlichen Kategorie in Parallele zu setzen, erscheint schlechterdings unzulässig. Ebenso wenig vermögen wir dem zuzustimmen, was Verfasser S. 20 vom konfessionellen Frieden sagt. Unnützer „Hader" hat gewiß keinen Zweck. Aber Rom gegenüber heißt es en vedette bleiben, so lange dieses alle Friedensmahnung mit dem Verlangen der Unterwerfung beantwortet. — Immerhin haben wir trotz mancher abweichenden Ansicht die kleine Schrift mit Interesse gelesen. Der Verfasser macht keine Redensarten, sondern er ist markig und originell.

— Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für Schule und Haus herausgegeben von Dr. O. Lyon. (Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.) 1895.

Auf dem Titelblatt des Buches steht: Für Schule und Haus, im Vorwort nennt es der Verf. eine Schulausgabe und meint, nur weil bisher eine solche noch nicht vorhanden gewesen sei, „habe der größte deutsche Redner, der erste und hervorragendste Klassiker unserer rednerischen Prosa noch keine feste Stätte in unserer Schullektüre gefunden." Mit Recht findet der Verf. die Bedeutung der Reden Bismarcks nicht nur in dem bedeutsamen Inhalt, sondern auch in der Kraft, Eigenart und Frische der Sprache; in einem besonderen Abschnitt behandelt er den Geist dieser Sprache in ihren charakterischen Merkmalen. Die 12 Reden, die dem Werke Horst Kohls entnommen sind, geben natürlich nur einen Teil der Bismarckschen Politik; aber sie sind für den Zweck geschickt ausgewählt und berühren ihrem Hauptinhalt nach keine der Streitfragen, welche während der letzten 50 Jahre Deutschland im Innern erregt haben, namentlich sind die sich auf die Annexionen von 1866 und den Kulturkampf beziehenden Reden fortgeblieben. Die die Einleitung bildende Lebensgeschichte ist knapp und zutreffend geschrieben; allerdings geht der Verf. über die Mängel, die Bismarcks innerer Politik anhafteten, schonend hinweg. Ob Bismarcks Reden sich zur Schullektüre eignen, lassen wir dahin gestellt sein, es ist das eine Frage, die von Schulmännern geprüft und entschieden werden muß. Zweifellos ist aber, daß sich gegen die allgemeine und obligatorische Einführung eines solchen Buches als Schulbuch zahllose Stimmen in Deutschland und auch in Preußen erheben würden; die Abstimmung vom 23. März wird auch den Verfasser hierüber aufgeklärt haben. In vielen Gegenden Deutschlands mag das Buch dagegen als „Hausbuch" und als Hülfsmittel für den Unterricht in den höheren Klassen mit Vorteil benutzt werden können. v. H.

— Umsturzvorlage und Revolution. Von einem Volksfreund. (Berlin W., Verlag von Ulrich Kracht.) Erstes bis drittes Tausend. 20 Pf.

„Endlich zur rechten Zeit der rechte Mann! Offenbar über den Parteien stehend, giebt der Verfasser zunächst mit geradezu bewundernswerter Kürze und Klarheit ein Bild der religiösen, politischen und wirtschaftlichen Lage unseres Volkes und ruft dann mit phänomenaler, hinreißender Beredsamkeit alle schlummernden Kräfte der Volksseele zum Kampfe gegen die Umsturzvorlage auf, deren Annahme unvermeidlich zur Revolution führen müßte. Verstand und Gemüt zeigen sich hier in seltener Vereinigung."

Wir glauben nicht, daß der also vom Verleger eingeführte anonyme Volksfreund mit seinen „phänomenalen" Deklamationen der Umsturzvorlage hätte gefährlich werden können. So wenig wir ihr Scheitern beklagen, so deplaciert scheinen uns die Uebertreibungen derartiger Agitationsschriften. Wi.

— Politische und unpolitische Gedanken eines Deutschen. (Oldesloe, Meyer.) 1895. 45 S. 0,60 M.

Der Verfasser sagt auf S. 26: „Unzählige Bücher werden jetzt geschrieben, von denen die meisten besser ungeschrieben geblieben wären; jeden drängt es, in einer Zeit, wo das Papier so geduldig ist und so leicht sich anbietet, seine Weisheit anderen mitzuteilen." Wir bedauern recht sehr, daß auch die Lektüre der kleinen Broschüre uns Anlaß giebt, das citierte Wort des Verfassers zu bestätigen. Sie enthält eine politische Plauderei mit allerlei Gedanken über dies und das, auch manchen sehr richtigen. Aber eine Lücke in der deutschen Litteratur würde doch nicht entstanden sein, wenn sie ungedruckt und ungeschrieben geblieben wäre.

2. Kirche.

— Socialdemokratie und Christentum. Vortrag von Pastor S. Keller. (Düsseldorf, Schaffnit.) 14 S. 15 Pf.

Missionsfestpredigt über Matth. 24, 14. Gehalten zu Halle a. S. am 18. Februar 1895 von Pastor S. Keller. (Ebenda.) 8 S. 10 Pf.

Pastor S. Keller, der in weiten Kreisen durch seinen Konflikt mit gewissen Großindustriellen bekannt geworden ist, legt in dem ersten Schriftchen seine Anschauungen über die sociale Frage vor, die ihn gänzlich reinigen von dem Vorwurfe —

wenn es einer ist —, „christlich-social" zu sein. Von eschatologischen Gesichtspunkten aus verwirft er die christlich-sociale Bewegung. Sein Dringen auf christliche Persönlichkeit und Charakter bleibt beherzigenswert, auch wenn man seine pessimistische Betrachtung der weltlichen Dinge und der nationalen Aufgaben nicht teilt. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir seine Darstellung der Socialdemokratie nicht für genügend halten können, denn es ist der einseitig eschatologischen Anschauungsweise eigen, trotz ehrlichen Strebens nach Objektivität die wirklichen Dinge nicht sehen zu können, wie sie sind. Er erkennt zwar „einige echt große Gedanken" in der Socialdemokratie, aber er vermag davon nur die „Solidarität" aufzuzeigen oder zu würdigen, und das ist denn doch eine allzu dürftige Ausbeute.

Dasselbe eschatologische Motiv beherrscht auch die Missionspredigt desselben Verfassers, so daß die Mission mehr unter den Gesichtspunkt des Drängens zur Entscheidung („Krisis") zu stehen kommt, als unter den eines Liebeswerks. Wieder beanstanden wir nicht das Recht dieser Betrachtung überhaupt, aber wir würden ihr Recht wesentlich einschränken, — und daß sie ein der Gemeinde verständliches und wirksames Motiv zur Missionsarbeit werden könnte, bezweifeln wir sehr. Was dienlich ist, den Gang Gottes zu verstehen, ist nicht ohne weiteres auch dienlich, zur Mitarbeit am Werke Gottes zu bewegen. Wenn nun gar das Paradoxon gewagt wird, „die sociale Frage kann nur durch die Mission (sc. Heidenmission!) gelöst werden", so giebt das zwar in dem Gedankenzusammenhang des Verfassers einen erträglichen Sinn, ist aber in Wirklichkeit nur wieder der Ausdruck jener gründlichen Verzweiflung, mit welcher gewisse fromme Kreise die Welt und damit ihr Volk und ihr Vaterland beurteilen. Man muß sich nur wundern über die Gemütsruhe, mit der sie das alles preisgeben. Wi.

— Predigten über die Episteln des Kirchenjahres von Otto Heinzelmann. (Potsdam, Stein.) VIII u. 400 S. 4,50 M.

Andachten über Luthers kleinen Katechismus von Otto Heinzelmann. 248 S. Preis 2 M.

Der 1818 zu Havelberg geborene Otto Heinzelmann war zuerst Prediger in der Gegend von Landsberg a. W. und wurde hier ums Jahr 1850 durch Knak und Görke für das Werk der Mission begeistert. Die Missionsfeste in der Neumark waren wie christliche Volksfeste und tiefgreifende, heiligende Wirkungen gingen von ihnen auf weite Volkskreise aus. Einer der begehrtesten Prediger wurde bald Heinzelmann, ja in manchen Jahren mußte er von Pfingsten an fast in jeder Woche einmal auf ein Missionsfest reisen, und wenn er dann das Schlußwort sprach, so bedauerten seine Hörer, wenn sie auch durch viele Predigten etwas ermüdet waren, doch wohl, daß er nur so kurz sprach. Seine Predigten gingen aus Glauben zum Glauben, daher erschien es ihm auch als höchstes Lob, daß einer seiner bösesten Gegner, den die Neugier in die Kirche getrieben hatte, im Hinausgehen zu seiner Frau sagte: „Ich glaube, der Pastor glaubt wirklich, was er sagt." Im Jahre 1865 folgte er aus seiner bisherigen gesegneten Thätigkeit einem Rufe an die Gemeinde Boitzenburg i. U., wo er doch wesentlich andere Verhältnisse vorfand. Es war „ein kaltgründiger Boden", wie er selbst sagte, auf den er versetzt war, und so liebliches Gedeihen wie zuvor in der Neumark hat er hier nicht wieder gesehen, wenngleich sein Verhältnis zu der gräflich Arnimschen Familie ein gesegnetes war. Dazu begann seine Körperkraft zu wanken und bereits 1883 mußte er sein Amt niederlegen. Gestorben ist er 1888 im Hause seines Schwiegersohnes, des Herausgebers dieser Bücher, zu Coswig in Anhalt. Seine Predigten sind einfache, aber entschiedene Zeugnisse von Christus, keine Normalpredigten, auch keine geistreichen Zeitpredigten, keine Predigten über die sociale Frage, sondern wirkliche Glaubenspredigten. Als Hauspostille würden sie trefflich dienen können. Hinsichtlich der „Andachten über den Katechismus" ist dem Herausgeber zuzustimmen, wenn er sagt: „Katechismus-Auslegungen bringt fast jedes Jahr neue; auch Katechismus-Predigten besitzen wir zum Teil in trefflicher Form: Andachten über den Katechismus, die uns lehrten, denselben mit betendem Herzen zu betrachten, giebt es wenige. Selten ist aber auch die Gabe, die dem seligen Verfasser in eigentümlicher Weise verliehen war, in ausdrucksvoller Kürze jedesmal die Hauptsachen aus dem reichen Stoff hervorzuheben und sie, lehrhaft und erbaulich zugleich, dem Herzen und Gewissen einzuprägen." Es wird nicht ohne Segen bleiben, wenn dies Büchlein zur Hausandacht benutzt wird. J. P.

— Aus dem Verlage von Jaeger & Kober in Basel liegen mehrere kleine Schriften religiösen Inhalts vor, nämlich:

1. Die Kraft des Blutes Christi von David Hollaz. Im vorigen Jahre brachten wir ein anderes Schriftchen von Hollaz zur Anzeige: „Evangelische Gnadenordnung". Hollaz ist der Sohn des berühmten Dogmatikers, er war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Pastor zu Günthersberg in Pommern und schrieb eine Reihe guter Erbauungsschriften, welche 1773 in einer Gesamtausgabe erschienen sind. Die vorliegende behandelt zunächst in drei Kapiteln: 1. „daß wir an dem Blute Christi den Grund, die Ursache und den Anfang des wahren Gnadenlebens, aller Seligkeit und der ganzen Heiligung haben"; 2. „daß wir an dem Blute Christi auch die Erhaltung des neuen Lebens und alle nötige Stärkung, Vermehrung und Wachstum des Glaubens und der Heiligung haben"; 3. „daß wir an dem Blute Christi endlich auch haben die Bewahrung vor allem Argen und Uebel und die Vollendung des erlangten Gnadenlebens bis zur völligen Seligkeit". In einem zweiten Hauptabschnitte wird von der „gläubigen Zueignung des Blutes Christi" gehandelt.

2. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote von Karl Stockmeyer; ein trefflicher Hinweis auf diesen schlichten Zeugen Christi in dürrer Zeit.

3. Die zeitgeschichtliche Verwertung der biblischen Weissagung auf der Kanzel von Ernst Mühe. Es ist das die Bearbeitung eines vom Konsistorium der Provinz Sachsen gestellten Themas und behandelt mit jedesmal vorangestellter These in drei kurzen Abschnitten: „1. die biblische Weissagung, 2. die zeitgeschichtliche Verwertung und zwar 3. auf der Kanzel."

4. Delia. Eine wahre Geschichte von E. M. Whittemore. Aus dem Französischen. Das Büchlein erzählt uns die Geschichte eines tief gefallenen, aber durch Gottes Gnade völlig erretteten Mädchens, dessen kurze Arbeit für den HErrn wunderbar gesegnet war. Die Dirne aus den slums von Newyork wird zu einer Zeugin vor dem Heilande, der sie erlöset hat. J. P.

— Mohammedanismus und Christentum im Kampfe um die Negerländer Afrikas. Von A. Merensky, Missions-Superintendent. (Berlin N. 43. Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft. Friedenstraße 9.) 20 Pf.

Herr Merensky ist einer der besten Kenner Afrikas und lange dort handelnd thätig gewesen; seine Worte und Ansichten haben doppelten Wert. In der kurzen, aber inhaltreichen Schrift werden hauptsächlich zwei Gedanken auf Grund des Christentums und der geschichtlichen Thatsachen entwickelt. Zuerst: der Islam ist der Feind jeder höheren Gesittung, die Wurzel zahlloser Uebel in Afrika, ihm muß das Christentum „als geistige Macht" entgegentreten. Zweitens: innerhalb der Christenheit ist die evangelische Kirche und ihre Mission am meisten befähigt, diesen Kampf da durchzuführen, wo der Islam schon Anhänger unter den Eingeborenen hat. Die römische Kirche steht machtlos vor der Burg des Mohammedanismus, ihr Bilderdienst erscheint dem Mohammedaner als Fetischismus, ist ihm das Sündhafteste und Hassenswerteste. Merensky glaubt nicht an den Sieg des Islam in Afrika. „In 100 Jahren", sagt er, „werden die Negervölker christlich sein, wenn anders die Christenheit die ihr zugewiesene Pflicht erfüllt." Deutschlands Stellung sieht er in diesem Kampfe sehr hoch an. „Weshalb Deutschland in Ostafrika eingreifen mußte, erkennt man erst im Lichte der Frage, ob der Islam oder das Kreuz triumphieren soll in Afrika." Wir empfehlen die Broschüre zum Lesen und zur Weiterverbreitung so warm wie möglich. v. H.

— Die Erwählung Israels nach der Heilsverkündigung des Apostels Paulus. Von Lic. Dalmer, Privatdocent in Greifswald. (Gütersloh, 1894. C. Bertelsmann.) 147 S.

Eine sehr fleißige und besonders umsichtige, zuweilen sogar etwas umständliche Untersuchung über den Gedankengehalt und Gang von Römer 9—11, mit Vergleichung der übrigen einschlagenden Stellen aus den paulinischen Briefen. Der Verfasser läßt auch die Gegner ausgiebig zu Worte kommen; desto wohlthuender berührt neben ihnen seine nüchterne Art. Gegenüber der modernen Gepflogenheit der Exegeten, alles, was sie nicht verstehen, einer anderen Quelle zuzuweisen, haben wir hier ein schönes Specimen gründlicher Versenkung in die Gedanken des Apostels, und man sieht, wie lohnend eine solche Arbeit ist. Das universale Heil Gottes und seine besonderen Gedanken über den geschichtlichen Beruf Israels treten deutlich hervor. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Studie vielen Bibelforschern heilsame Anregung und Vertiefung bringen wird. M. v. N.

— Die eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien. Von Dr. Erich Haupt. (Berlin, 1893. Reuther & Reichard.) 167 Seiten.

Der Verfasser schließt: „Wir brauchen den Herrn Christus wegen seiner Eschatologie nicht zu entschuldigen, weil auch er in die Schranken seiner Zeit gebannt gewesen sei: er hat auch auf diesem Gebiet über seiner Zeit gestanden, und was er Eschatologisches gesagt hat, nimmt vollauf teil an der autoritativen Bedeutung seiner Worte, weil seiner Person überhaupt." — Und auf S. 53 heißt es: „Jesus bewegt sich zwar in den Formen des A. T. und ebenso vielfach in denen des späteren Judentums, aber er giebt diesen Formen durchweg einen anderen Inhalt; es ist unrichtig, aus der Entlehnung der Form auf Kongruenz des Inhalts zu schließen. Mit diesem Satze trete ich nun freilich in scharfen Gegensatz gegen die heute beliebte Methode, die Gedankenwelt Jesu von der des zeitgenössischen Judentums aus zu erklären. Wer sich des weigert, kommt in den Verdacht, keinen historischen Sinn zu haben. Aber gerade im Interesse historischer und psychologischer Genauigkeit" u. s. w. — Diese Sätze genügen, um Geist und Resultate der Arbeit zu kennzeichnen. Dazu sei noch die Bedeutung hervorgehoben, welche Haupt den eschatologischen Aussagen Jesu sehr richtig für das Verständnis seiner ganzen Person und seines Wortes beimißt. Durch diese Anschauung und durch jene scharfe Wendung gegen den heutigen Rationalismus gewinnt diese gelehrte Untersuchung einen eigentümlichen Wert. Es wird Opposition gemacht gegen manche hergebrachte Ansicht, die aus jener Willkür entsprungen ist, mit der man sich heutzutage vielfach das Leben Jesu und seine menschliche Entwicklung geschichtlich konstruiert. Ich erwähne nur die Hervorhebung der ursprünglichen Gewißheit Jesu bei Haupt, daß sein Tod notwendig sei und darum eine irdische Entwicklungszeit des Reiches Gottes seinem Wiederkommen vorhergehen werde. — Trotzdem muß hervorgehoben werden, daß die ganze Behandlung des göttlichen Wortes und der Person Jesu eine solche ist, die den, der von Jesus Christus lebt und sich unter sein Wort stellt, fremd anmutet. Es muß — und dies ist unser Hauptbedenken gegen das wissenschaftliche Verfahren, dessen Ver-

treter in Haupt zu uns redet — besonders in den jüngeren Theologen die Vorstellung erweckt werden, als hinge die Gewinnung derjenigen Ansichten, welche in der Kirche verkündigt werden, von der richtigen wissenschaftlichen Methode ab. — Haupt giebt eine rein biblisch-theologische Abhandlung; da aber doch zuweilen auf Frühere hingewiesen wird, so hätte bei dem Begriff des Kommens Jesu (S. 115 ff.) wohl erwähnt werden können, daß dieser Begriff in den Streitigkeiten Speners und seiner pessimistisch gerichteten orthodoxen Gegner eine eigene Litteratur hervorgerufen hat. M. v. N.

— Quousque tandem?! Ein Wort an die evangelischen Geistlichen. Von *** (Eisenach, Wilckens.) 1895. 32 S.

Ein kleiner, durchaus beherzigenswerter Appell an die Geistlichen, sich der Mäßigkeitsfrage zuzuwenden und Vereine zu gründen. Wir möchten freilich die Vereine auf diesem Gebiet für entbehrlich halten — es giebt deren schon zu viele. Jede christliche Gemeinde sollte doch ein großer Mäßigkeitsverein sein. Gewiß ist es aber richtig, daß überflüssiges Trinken und Kneipensitzen ein specielles Laster unserer Zeit ist, und daß das Zeugnis dagegen von der Kanzel und in der Seelsorge nicht oft genug erschallen kann.

3. Pädagogik.

— D. Martin Luthers kleiner Katechismus. Wort- und Sacherklärung mit Sprüchen, biblischen Beispielen und Liederversen für Volks- und höhere Schulen, sowie für Konfirmanden von Dr. Albert Jacob, Pastor zu Tettenborn am Harz. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 0,60 M.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Katechismusarbeit nicht still steht. Und daß es immer wieder der kleine Luther ist, an den dieselbe anknüpft, ist ein Beweis für die ihm einwohnende Lebensmacht. Diese Lebensmacht verdankt er einmal dem lebendigen Worte Gottes, auf welches er sich gründet, sodann der wunderbar einfältigen Volkstümlichkeit, in die er die ewige Wahrheit zur Seligkeit zu fassen verstanden hat. Diese Bearbeitung ist auf pommerschem Boden erwachsen. Das Spruchbuch, welches sie dargiebt, ist nach der Zusammenstellung der 90 Sprüche vom seligen Generalsuperintendenten D. Jaspis; außerdem aber sind noch 150 Sprüche ausgedruckt und 350 Sprüche mit den Anfangsworten angegeben. Die Liederverse sind aus dem kleinen Gesangbuch von Zahn. Die Ordnung des Buches ist diese. Voran der kleine Katechismus D. Martin Luthers nach dem Eisenacher Text mit einzelnen Worterklärungen in Form von Anmerkungen. Dann die Erklärung. Ich bin nicht überall einverstanden. Wenn z. B. zaubern nichts sein soll als „thun, man könne durch geheimnisvolle Zeichen allerlei Wunderdinge verrichten", so ist damit dem Zaubern jeder reale Hintergrund abgestritten: würde es dann aber eine so dämonische Macht im Volksleben sein können? Das Pfingstfest des Alten Testaments wird als Fest der Gesetzgebung und der zweiten Ernte bezeichnet; beides dürfte unhaltbar sein; als Fest der Gesetzgebung kommt Pfingsten bei den Juden erst in der nachchristlichen Zeit vor, und Erntefest ist es als Fest der Weihebrode. Aber das sind mehr untergeordnete Punkte. Auch gegen die Behandlung des 9. und 10. Gebotes würde ich Bedenken haben. Indessen ist die Erklärung im ganzen lehrreich und gemeinfaßlich, so daß man die Einführung derselben in die Schulen wohl verstehen kann. Der Anhang enthält außer dem Verzeichnis der Bücher heiliger Schrift und der obenerwähnten 90 Sprüche eine Zusammenstellung der Irrtümer der katholischen — warum nicht römischen oder doch römisch-katholischen? — Kirche, welche die evangelische Kirche auf Grund der heiligen Schrift verwirft, dann das christliche Kirchenjahr und endlich die Ordnung des Hauptgottesdienstes nach der neuen Agende. So gestaltet sich das Buch für den praktischen Gebrauch sehr annehmbar. D.

— Die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der Lehre von den psychopathischen Minderwertigkeiten für die Pädagogik. Vortrag gehalten auf der 31. Allg. deutschen Lehrerversammlung zu Stuttgart 1894 von Dr. A. Spitzner. (Leipzig, Verlag von E. Ungleich.) 90 Pf.

Verf. bekämpft den Lehrsatz der jetzigen Psychiatrie, daß die Geisteskrankheiten Gehirnkrankheiten sind, und vertritt die der christlichen Anschauung entsprechende Ansicht, daß im Menschen ein selbständiges geistiges Princip, die unsterbliche Seele existiert. Er meint, bei Kindern könne man von „psychopathischen Minderwertigkeiten" nicht sprechen, höchstens von „pädagogischen Fehlerhaftigkeiten", weil das Kind, im Gegensatz zum Erwachsenen, noch in voller Entwicklung begriffen sei, und er will somit der pädagogischen Psychologie der ärztlichen Psychiatrie gegenüber ihre Selbständigkeit wahren. Verf. wünscht fortlaufende und periodische Untersuchungen der schulpflichtigen Kinder, namentlich derjenigen der Volksschule, auf ihren Geisteszustand (also wieder eine neue Statistik zu den vielen schon vorhandenen!), Ausbildung der Lehrer auf den Lehrerseminaren in der pädagogischen Pathologie, Berücksichtigung der pädagogisch minderwertigen Kinder u. s. w. Ob diese Vorschläge durchführbar sind, lassen wir dahingestellt; Versuche ernsterer Art sind, soweit uns bekannt, noch nicht gemacht. Auffallend ist uns, daß der Verf. von der Mitwirkung der Eltern gar nicht spricht, obwohl diese bei der geplanten Untersuchung der Kinder auf ihren Geisteszustand doch auch gehört werden müssen. Wir halten es mit dem Verf. für erwünscht, daß die Kinder nicht schematisch, sondern ihren Anlagen und ihrer Eigenart gemäß unterrichtet werden, glauben aber, daß die Ueberfüllung der meisten Schulen vielfach der Erfüllung dieses Wunsches Hindernisse bereiten wird. Die Broschüre will eine Anregung sein und verdient als solche von Pädagogen gelesen zu werden. v. H.

— Fliehe die Lüste der Jugend! Ein Führer auf dunklem Pfade für unsere Jünglinge von einem Freunde der Jugend. Mit einem Vorwort von Pastor S. Keller. (Düsseldorf, E. Schaffnit.) 15 S. 10 Pf.; 25 Exempl. 2,20 M., 100 Exempl. 8 M.

Die dringende, aber pädagogisch so überaus schwierige Aufgabe einer taktvollen und zweckmäßigen Warnung vor der Unkeuschheit in ihrer der Jugend gefährlichsten Form findet hier eine beachtenswerte Lösung. Die naheliegende Gefahr der Uebertreibung in Bezug auf die leiblichen Folgen, wodurch die Hoffnung auf Errettung so leicht vernichtet wird, ist meines Erachtens vermieden. Auch jene andere Uebertreibung in Bezug auf die Ausdehnung des Uebels findet sich nicht. Dagegen hätte auf körperliche Gegenwirkung durch Sport und Arbeit noch mehr Gewicht gelegt werden sollen. Das ist nicht nur „von Wichtigkeit" (S. 11), sondern ohne das ist schlechterdings gar nichts zu erreichen. Es steht geradezu in erster Reihe und ist für die religiöse Einwirkung conditio sine qua non. Wi.

4. Geschichte.

— Bilder aus unserer Könige Häusern. Für die erwachsene weibliche Jugend. Von A. Wendland. Mit 7 Abbildungen. (Hannover, Verlag von C. Meyer [G. Prior].) 1895. 1,80 M.

Die Verfasserin erzählt vom Palais Kaiser Wilhelms I., von Sanssouci, vom Schloß in Berlin und seinem Erbauer Andreas Schlüter, von Bornstedt und dem Neuen Palais, vom Schloß in Coblenz und von Charlottenburg. Die Skizzen sind warmherzig und aus königstreuem Herzen geschrieben; für junge Mädchen bestimmt, steht in ihnen das den einzelnen Stätten anhaftende Poetische und Liebliche voran, das Traurige und Grausige, was in ihnen auch nicht gefehlt hat, berührt die Verf. mit schonender Hand. Die beigegebenen Bilder der Schlösser sind gut ausgewählt. Das kleine Buch, das im Prachtband allerdings 3,50 Mark kostet, kann als Geschenk empfohlen werden. v. H.

— Geschichte der Grafen von Winzenburg. Nach den Quellen bearbeitet von Edmund Freiherr von Uslar-Gleichen. 4°. XIV und 343 S. (Hannover, Verlag von Karl Meyer.) 1895. 8 M.

Der Verf. des vorliegenden Werkes ist uns schon durch seine „Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen", die 1888 in Hannover erschienen, rühmlichst bekannt. Dieselbe Anerkennung, die diese Arbeit im „Deutschen Herold", 19. Jahrgang, gefunden hat, können wir dem Verf. mit vollem Recht auch für seine „Grafen von Winzenburg" aussprechen. v. Uslar-Gleichen hat mit großem Fleiß die zahlreichen Quellen zur Geschichte unserer Grafen durchforscht, er hat kritisch sichtend das Wesentliche von dem Nebensächlichen und Zufälligen zu trennen vermocht und hat so, was gegenüber den bisherigen Specialarbeiten auf diesem Gebiete besonders anzuerkennen ist, trotz des sehr zerstreut vorkommenden und spröden Stoffes ein möglichst wahres und abgerundetes Bild von dem Wirken und von den Geschicken dieses alten Grafengeschlechtes zu schaffen gewußt.

Das erste Kapitel giebt eine Geschichte der Grafen von Reinhausen im 9. bis 12. Jahrhundert bis auf Mathilde von Reinhausen, die einen Grafen Hermann v. Formbach in Bayern heiratete; das zweite Kapitel behandelt in einem kurzen Ueberblick die Vorgeschichte der Grafen von Formbach; das dritte und längste Kapitel enthält die Biographien der Grafen von Winzenburg in Sachsen, deren Stammvater, Hermann I., ein Sohn jener Mathilde von Reinhausen und des Hermann von Formbach und zugleich Erbe der Reinhausenschen Güter war. Das Geschlecht der Grafen von Winzenburg erlosch in der dritten Generation in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts. Die letzten vier Kapitel behandeln die angebliche Verwandtschaft der Grafen von Assel mit den Grafen von Winzenburg, die Frage, ob die Grafen von Winzenburg zeitweise das Landgrafenamt in Thüringen und die Markgrafschaft in Meißen inne hatten, das Siegel der Grafen und ihre Burg Winzenburg.

Ein Personen- und Ortsregister und zwei Stamm- und Verwandtschaftstafeln vervollständigen die verdienstvolle Arbeit. Sie wird allen Geschichtsfreunden eine willkommene Gabe sein.

5. Philosophie.

— Grundriß der Philosophie von Joh. Eitle. (Freiburg i. B., 1892, J. C. B. Mohr.) Preis 5 M.

Der Verf. hat sein Buch in erster Linie zum Gebrauch für Studierende und beim Unterricht in der philosophischen Propädeutik bestimmt, und wirklich scheint es uns sehr geeignet, den Laien in die Philosophie einzuführen. Schaden wird, dafür glauben wir bürgen zu können, durch die Lektüre des Werkes niemand nehmen. Wer zum Philosophieren nicht berufen ist, wird durch dies Werk nicht verführt werden, fernerhin auf dieses Studium noch seine Kraft zu verschwenden, und der philosophisch Angeregte wird keine dauernde Befriedigung in diesem Systeme finden, sondern weiter arbeiten und denken. Die Meister, denen Eitle folgt, sind Dilthey, Lotze, Sigwart, Wundt, denn er teilt mit unserer ganzen Zeit den „Hunger nach Wirklichkeit, nach Erfahrung" — welche Begriffe sich in der neueren sogen. Philosophie decken. Wenn die Philosophie gleichsam das Kompendium der übrigen (empirischen) Wissenschaften sein soll, so sinkt sie damit auf die Rangstufe dieser empirischen Wissenschaften hinab. Das Wesen der empirischen Wissenschaften aber ist, einen Teil der Natur durch einen anderen auszudrücken, d. h. eine unbekannte Größe durch andere unbekannte Größen. Die Gleichung $x = y + z$ erlaubt mir

nun zwar, jeden ihrer Teile vermittelst der anderen auszudrücken, aber dadurch gewinnt meine Erkenntnis auch nicht das geringste. So kann unsere Zeit denn noch lange nach Wirklichkeit hungern, wenn sie dieselbe da zu suchen fortfährt, wo eigentliche Wirklichkeit gerade aufhört. Dieser Thomaszweifel ist auch ein Zeichen von Schwäche. Die weltbewegenden Gedanken sind noch nie von solchen Denkern ausgegangen, bei denen Vorsicht der bessere Teil ihrer Tapferkeit war. Wann wird man sich wieder ernstlich die Frage vorlegen, ob wir nicht irgendwo einen Anknüpfungspunkt in der transcendenten Welt finden, mit anderen Worten (man geniert sich fast, sich heutzutage noch mit einer solchen Einfältigkeit zu blamieren) nach der Berechtigung einer wirklichen Metaphysik? Ist also seiner Stellung nach dies Buch nicht besser, als alle seine Brüder, so hat es doch vor vielen große formale Vorzüge. Es liest sich gut und entwickelt — man vergleiche nur das vortreffliche Register — in wohlthuendem Gegensatz zu der so häufigen lästigen Breite philosophischer Schriften auf 259 Seiten eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit des Stoffes, so daß kaum irgend ein wichtigerer Punkt der Philosophie unberührt bleibt. Der religiöse und socialpolitische Standpunkt des Verf. tritt zwar nicht scharf pointiert hervor, kann aber als ein im ganzen konservativer bezeichnet werden. Sollen wir noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß in einer ev. neuen Auflage in § 46 der Kantische Standpunkt etwas ausführlicher mit seiner Begründung dargelegt werde. Im allgemeinen also halten wir das Buch für den anfangs angegebenen Zweck für sehr brauchbar, und man wird ihm, legt man diesen relativen Maßstab an, seine Anerkennung nicht versagen können.

G. A. W.

6. Litteraturwissenschaft.

— **Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/71** von Dr. E. Koschwitz, Professor in Greifswald. (Berlin, 1893. W. Gronau.) Preis 4,50 M.

Den Lesern der Monatsschrift ist die interessante Schreibart dieses auf dem Gebiete der französischen Litteratur in hohem Maße sachkundigen Gelehrten hinlänglich bekannt. Wer vor einigen Jahren seine interessanten Aufsätze aus diesem Gebiet hier gelesen hat, wird gern nach dieser Sammlung greifen, in der erstens Novellen und zweitens Romane behandelt werden; die ersteren sind wieder eingeteilt in Helden- und Racheerzählungen, satirische Schilderungen französischer Verhältnisse, Spotterzählungen auf Deutsche und Wiedervergeltungsphantasien und tendenzlose Kriegsbilder und Stillleben. Das Buch bietet nicht nur eine wirklich fesselnde Unterhaltung, sondern auch sehr erwünschtes Material zum Studium der Völkerpsychologie. Der Charakter eines Volkes tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als in den Produkten der Unterhaltungslitteratur, die doch darauf berechnet ist zu fesseln, also auf den Geschmack des Publikums Rücksicht nimmt. Nun ergiebt sich ja freilich aus der vorliegenden Sammlung kein einheitlicher Charakter des französischen Volksgeistes, die verschiedenen Züge desselben treten schroff neben einander auf; neben dem lächerlichen ohnmächtigen Größenwahn findet sich auch gesundes Urteil, Satire über eigene Fehler u. dgl. Doch ein für die Zukunft des Volkes einigermaßen verheißungsvoller Ton ernster Besinnung findet sich nicht. Das französische Volk kann nicht unbefangen in eine große Geschichte zurückgreifen und sich an deren Betrachtung erheben. Welch ein Vorzug, der darin dem deutschen Volke gewährt ist!

M. v. N.

— **Das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur** mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland von Dekan **Kapff**. (Stuttgart, Belser.) 80 Pf. (Heft 132 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens.)

Von der Beobachtung aus, daß die moderne klassische Litteratur der Deutschen nicht im Christentum steht, werden allgemeine Betrachtungen über unsere Epoche, und dann specielle Erwägungen der Stellung der im Titel genannten Dichter zum christlichen Glauben und christlichen Ideen gegeben. So unparteiisch der Verf. im ganzen die großen Gaben unserer Dichterheroen würdigt, so verlangt er andererseits mit Entschiedenheit die Anlegung des christlichen Maßstabes und beklagt mit Recht, daß die Fortsetzung des trefflichen Vilmarschen Litteraturwerkes durch Ad. Stern so wenig in des großen Vorgängers Geist gehalten ist.

M. v. N.

— **Lenz in Briefen.** Von Dr. F. **Waldmann**. (Zürich 1894. Sterns litterar. Bulletin der Schweiz.) 114 S.

Eine speciell für Litteraturfreunde und Kenner unternommene verdienstliche Arbeit. Von den Briefen des aus Goethes Leben bekannten baltischen Dichters Lenz, der durch seine Geistesumnachtung unsere Teilnahme erweckt, wird eine vollständige Chronologie gegeben; bezüglich der schon gedruckten wird auf die Quellen verwiesen und nur das Charakteristische mitgeteilt. Neu veröffentlicht wird eine stattliche Anzahl Lenzischer Briefe aus dem Stadtarchiv in Riga und dem Lavater-Archiv in Zürich. Interessant sind diese fleißigen Zusammenstellungen nicht nur für die Kunde des Lebens und Charakters von Lenz selbst (der übrigens einer der Freunde und Geliebter der berühmten Goetheschen Friederike von Sesenheim war), sondern es fallen auch eine Reihe bemerkenswerter Lichter auf Salzmann, Lavater, Goethe, Wieland und andere Größen jener Zeit.

M. v. N.

— **Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama** (H. Sudermann, G. Hauptmann) **vom Standpunkt der inneren Mission.** Von D. **Willibald Beyschlag**. (Halle, E. Strien.) 32 S. 0,50 M.

Auf dem Gebiet der ästhetischen Kritik stimmen wir vielfach zu. Aber der Dissensus beginnt, sobald Beyschlag das politische oder das kirchliche Gebiet betritt. Sogar die Umsturzvorlage muß herhalten: „Zwar ich sehne den Tag herbei, an dem man in Deutschland das Theater wieder aus einem Erwerbsinstitut in ein Kunstinstitut, aus einer zweideutigen Volksergötzungs- und -verführungsanstalt in eine Volksbildungs- und -erziehungsanstalt erheben wird. An diesem Tage würde es nicht mehr einem Polizeipräsidium oder Ministerium des Innern oder Oberverwaltungsgericht überlassen bleiben, in gewissen Fällen nach subjektivem Urteil oder Gefühl ein anstößiges Stück zu verbieten, sondern eine Jury auserlesener Sachkundigen und anerkannter Autoritäten würde alles zu prüfen haben, was auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zuzulassen oder auszuschließen wäre. Aber wenn die innere Mission auch Stücke wie Hauptmanns ›Weber‹ und ›Vor Sonnenaufgang‹ oder Sudermanns ›Sodoms Ende‹ samt dem ohne Zweifel noch viel schlimmeren französischen Schund vom Theater auszuschließen vermöchte, was hätte sie anders erreicht, als einige Symptome der naturalistischen Zeitkrankheit zu unterdrücken, während die Heilung dieser Krankheit selbst die ungelöste Hauptaufgabe bliebe? Nein, die Mission des Christentums in der deutschen Gegenwart ist eine viel innerlichere" u. s. w. — Warum soll „eine Jury auserlesener Sachkundiger" sachkundiger sein, als die Räte der Ministerien nnd Gerichte? Und wie kurzsichtig ist es, die staatliche und polizeiliche Hülfe von kirchlicher Seite abzulehnen mit Hinweis auf die „innerliche" Aufgabe der Kirche! Gewiß ist es nur die Aufgabe der Kirche, das Evangelium zu verkünden, aber auch die evangelische Kirche soll dem Staate dankbar sein, wenn er den Sonntag schützt, die Herde der Unsittlichkeit zerstört und auch die öffentliche Aufführung schändlicher Stücke hindert. Mit katholischem Glaubenszwang hat das gar nichts zu schaffen. Desgleichen verstehen wir nicht, was die am Schluß der Broschüre ausgesprochene Klage bedeuten soll, daß das Evangelium „immerfort in den althergebrachten Formeln, auf die das Geschlecht dieser Tage nicht mehr hört", verkündet werde. Oder soll in der blassen Kritik der Mittelparteiler und Ritschlianer die neue Formel gefunden sein, die „das Geschlecht dieser Tage" in die Kirche zurückführt? D. v. O.

— Den tiefsten Stand in unserer heutigen deutschen Litteratur nimmt offenbar die dramatische Poesie ein. Wie soll es aber auch anders gehen, wenn die Theater, auf welche dieser Zweig der Dichtung doch nun einmal angewiesen bleibt, zu bloßen Erwerbsquellen von Unternehmern werden, welche nach nichts weniger fragen, als nach einem idealen Zweck, nach Volkswohlfahrt und dergleichen. Es ist deshalb ein hoffnungsvolles Zeichen für unsere geistige Entwicklung, daß verschiedene Vereine zur Hebung der deutschen Bühne sich gebildet haben. Die „Mitteilungen" des einen derselben, der Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft, liegen uns vor. Sie haben den Titel: „Deutsche Nationalbühne", und werden in zwanglosen Heften unter Mitwirkung von H. Hart, D. K. Lamprecht und A. Graf v. Westarp herausgegeben von Dr. Hermann Schreyer, Professor in Pforta. (Leipzig, 1893. G. Kreysing.) Das uns vorliegende zweite Heft enthält den Aufruf zum Beitritt zum Verein sowie dessen Programm, ferner einen längeren Artikel von Marttersteig, in dem dasselbe weiter ausgeführt wird, einen Artikel des Herausgebers über Idealismus und Realismus in der Kunst und verschiedene Mitteilungen. Wir können dem Unternehmen nur unsere Zustimmung geben und müssen wünschen, daß sich christliche Volksfreunde an diesen Bestrebungen zur Hebung eines so wichtigen Organs des Volkslebens, wie die Bühne ist, beteiligen. In den Artikeln der deutschen Nationalbühne tritt ein edler Idealismus zu Tage und ein gesunder Blick für die Schäden, an denen unser Theaterwesen krankt. M. v. N.

7. Sprachwissenschaft.

— Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. (Leipzig, B. G. Teubner.) IX und 252 Seiten. Geb. 2,40 M.

Die Mißhandlung der deutschen Sprache durch unwissende Bücher- und Zeitungsschreiber nimmt fortwährend zu. Zur Bekämpfung dieses Uebels erscheinen darum fortwährend neue Bücher. Das vorliegende preisgekrönte Buch verdankt seine Entstehung einem Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins, der sich bekanntlich große Verdienste erwirbt durch Bekämpfung aller undeutschen Behandluug unserer Muttersprache. Zuerst giebt der Verf. in 32 Abschnitten einen Ueberblick über „das Werden der deutschen Sprache", dann erörtert er ihr Wesen in 148 Abschnitten. Die Eigentümlichkeit unserer Sprache gründet sich auf die Volksart, auf die Stammesart (Ober- und Niederdeutschland), auf die Standesunterschiede (Mundart und Schriftsprache) und auf die Gesittung unseres Volkes. Und die Eigentümlichkeit des Deutschen zeigt sich im äußeren Leben der Wörter (Lautwandel, Wortbiegung, Wortbildung, Wortschatz), und im inneren Leben (Geschlecht, Wortbedeutung, Satzlehre). Von den nachteiligen Einflüssen auf die Sprache der Gegenwart sagt der Verf.: „Die wissenschaftliche Richtung leistete der Liebe zu Fremdwörtern Vorschub; denn niemand wirft mehr damit um sich als die Gelehrten; und sodann vernachlässigte man über der Fürsorge für den Stoff und für die Ergebnisse der Untersuchungen den Stil. Aber auch die Romanschriftsteller und Zeitungsschreiber wurden gleichgültig gegen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache und thaten ihr Möglichstes, sich gegenseitig im Gebrauch von fremden Brocken zu überbieten und prickelnde Begebenheiten in gespreizter, unnatürlicher Sprache darzustellen." Bei dem handwerksmäßigen Stilisten ist weder von einem Sprachbewußtsein noch einem Sprach-

gewissen die Rede. Sie erkennen keine Autorität an, auch nicht die Autorität der Sprachgesetze. Der Verf. bestrebt sich durch seine ebenso ruhig-friedliche als sachlich-klare, nicht selten durch den Gebrauch eines Bildes bereicherte Darstellung (z. B. S. 73 in der Gegenüberstellung von „Mundart und Schriftsprache") die Gegner und Feinde eines guten Deutsch zu bekämpfen. Nur selten findet man bei ihm den Ton gelinder Erregung, wie beispielsweise die Erwähnung des Papierstils in dem Satze: „In unserem tintenkleckſenden Jahrhundert gilt der Laut gar nichts, der Buchstabe alles. Das lebendige Wort ist ohnmächtig, die Zeitungen sind eine Großmacht ersten Ranges." Andere Sprachkenner, wie z. B. Wustmann, pflegen in solchem Falle des heillosen Einflusses jüdischer Mauschelei zu gedenken. — Ich widerstehe nur schwer der Versuchung, aus dem inhalt- und gehaltreichen, von großer Belesenheit und tiefem Eindringen in Stollen und Schacht unserer Sprache zeugenden Buche eine Reihe interessanter Einzelheiten mitzuteilen; da ich aber die Erfahrung gemacht habe, daß die Gleichgültigen am ersten zur Teilnahme an dem Wohlergehen ihrer Muttersprache durch geschichtliche Einzelheiten, die immer Zeugnisse für das Leben der Sprache sind, aufgerüttelt werden können, so möchte ich Weises Buch gerade in dieser Richtung nachdrücklich empfehlen. O. K.

8. Biographie.

— Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse von Dr. W. Tangermann. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 1895. 264 S. 4 M.

Die altkatholische Bewegung hat uns einige ergreifende Biographien geschenkt, wie die des Domherrn von Richthofen und der Amalie von Lasaulx. Auch Dr. Tangermann ist Altkatholik und lange Zeit hindurch Pfarrer der Kölner Gemeinde gewesen. Und hier wie überall weckt der Konflikt, in den alle ehrlichen Katholiken durch das Unfehlbarkeitsdogma gebracht wurden, aufrichtige Teilnahme. Etwas beeinträchtigt wird freilich hier die Teilnahme dadurch, daß das Christentum des Verfassers doch ein sehr blasses, dem Logenstandpunkt sich näherndes ist. „Wir verstehen unter Christentum nicht ein observanzmäßiges starres Festhalten an überlieferten Satzungen und Anstaltseinrichtungen, sondern die auf sittliche Durchbildung und wahre, Geist und Herz veredelnde Humanität gerichtete Religion der Liebe, der Lehre und dem Vorbilde Christi gemäß." Aehnlich verschwommene Thesen finden sich viele, und sie werden stets mit großem Wortreichtum vorgetragen. Nicht ohne Interesse ist die folgende kleine Episode, welche zur Zeit der Absetzung des Verfassers als Pfarrers von Unkel sich zutrug: „Der Oberregierungsrat Illing begab sich im Auftrage des Oberpräsidenten von Pommer-Esche zweimal nach Unkel und suchte mich zu bewegen, mit dem Erzbischof Melchers mich zu verständigen, d. h. mich zu unterwerfen. Bei seinem zweiten Besuche konnte ich nicht umhin, demselben mein Erstaunen darüber auszusprechen, daß er als Protestant und hoher Staatsbeamter ein so unqualifizierbares Ansinnen an mich zu stellen sich veranlaßt finde. Obwohl die Regierung das landesherrliche Patronat über die Pfarre Unkel seither beansprucht und früher thatsächlich ausgeübt hatte, fand ich keinen Schutz und wurde der Vergewaltigung des Erzbischofs überantwortet, weshalb ich nach vielen gehässigen Vexationen und Kränkungen am 9. März 1871 das Unkeler Pfarrhaus verließ und mich nach Bonn zurückzog. ›So war es denn gelungen,‹ sagt der Geheime Justizrat von Schulte in seiner Geschichte ›Der Altkatholizismus‹, den ›ersten praktischen Geistlichen, welchen man aus der Zahl der Hunderte Gleichgesinnter herausgewählt hatte, in seiner Existenz zu vernichten, mit Hülfe der Staatsbehörden. Der Schrecken, welchen dies unter dem Klerus verursachte, war vernichtend. Das Hungerdogma — so bezeichnete man es allgemein — besiegte den Glauben.‹"

— Briefe Anna Schlatters an ihre älteste Tochter. (Berlin, 1894. Verlag des Deutschen Vorstände-Verbandes, Invalidenstr. 154. Kommission der Buchhandlung der „Deutschen Lehrerzeitung", Schönhauser Allee 141.) 1 M.

Frau Anna Schlatter, die Mutter von Kleophea Zahn, gab 1822 ihre Tochter Babette aus dem Hause als zweite Gattin des Kölner Kaufmanns Röhrig. Vom 4. Juni 1822 bis 2. Dezember 1825 haben wir von ihr 67 Briefe, die hier gedruckt vorliegen. Wenn man die damaligen Postverhältnisse bedenkt, so wird man diese Zahl zu würdigen wissen. Danach kann man sich aber auch denken, in wie hohem Maße der enge Verkehr zwischen Mutter und Tochter fortgesetzt wurde. Und dadurch haben die Briefe ein solches Interesse. Die Sammlung derselben ist nun zu einem Handbuch für junge Frauen geworden, aus dem sie christliche Lebensweisheit lernen können, mit besonders zahlreichen Erziehungsregeln, zu denen die Mutter von zwölf eigenen Kindern reichliche Erfahrungen hatte sammeln können. Ein kurzer Absatz möge zur Charakteristik der ganzen Korrespondenz dienen: „Hinter mir liegt nun beinah das große ernste Werk der Erziehung, und ich habe für nichts mehr um Verzeihung zu bitten, als für meine Muttersünden, und über nichts mehr geweint und tiefer mich bekümmert, als eben über diese. Ihr steht nun am Anfang dieses Werkes und Gott hat Euch in Minchen und Hannchen Probestückchen darin aufgegeben. Ich dürfte es nie wagen, meine Erziehungsart jemandem als Muster anzurühmen, denn ich fühle zu schmerzlich, wie fehlerhaft ich erzog, und lernte nur durch Fehlen und Fallen die Steine am Wege kennen, vor denen ich Euch, Ihr Lieben, warnen möchte. Aber zum Preise Gottes, meines Heilandes, muß ich laut rühmen, daß Er das Gebet und Flehen der Elenden gehört und auch meine Thränen gezählt und mit seiner Kraft und Liebe gut gemacht hat so manches, das ich verdarb, daher ich Euch vo[illegible]

allem bitten möchte: stehet Tag und Nacht im Gebet für Eure Kinder, so thut Gott an ihnen, was Ihr nicht vermöget, und Ihr habt wenigstens Eure Seelen gerettet.“ Neben solchen ernsten Mahnungen finden sich aber auch Ratschläge über das Aufnehmen und Tragen der schreienden Kinder bei Nacht und dergleichen. Uebrigens ist das Buch nicht nur Familien- und Erziehungsbild, sondern giebt auch ein Bild jener Zeit, in der die Christen noch ziemlich vereinzelt wohnten und darum treu zu einander hielten.

M. v. N.

9. Naturwissenschaft.

— **Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben** von Dr. E. **Dennert**. Mit 96 Orig.-Abbildungen. (G. J. Göschensche Verlagshandlung in Stuttgart.) 0,80 M.

Der Verf. will, ohne irgend welche Vorkenntnisse vorauszusetzen, in das Gebiet der allgemeinen Botanik einführen. Er geht dabei vom innern Bau der Pflanze als der Grundlage alles andern aus (32 Seiten); der größte Raum (74 Seiten) ist der Besprechung der äußeren Organe gewidmet, weil dies Gebiet eine Untersuchung durch den Leser ohne besondere Hülfsmittel gestattet. Daran schließt sich (30 Seiten) die Lehre vom Leben der Pflanze. Trotz der durch den Raum gebotenen kursorischen Behandlung tritt doch das Bestreben des Verfassers hervor, den Leser zum Selbstforschen anzuregen; dahin gehört die Eigenart, mit der er die Morphologie behandelt: überall weist er auf die Beziehungen der Organe zum Leben hin und durchgeistigt das etwas trockene Gebiet der Gestaltlehre durch biologische Erörterungen. Oft weist er den Leser auf Gebiete hin, die ihm zum selbstthätigen Weiterforschen dienen könnten und giebt auch hin und wieder Winke zur Anstellung von Versuchen. Dem Text ist eine Anzahl vom Verf. selbst nach der Natur gezeichneter Abbildungen zur Belebung und Erläuterung eingefügt.

10. Kunst.

— **Geschichte der christlichen Malerei.** Von Dr. **Erich Frantz**, Professor an der Universität Breslau. II. Teil: **Von Giotto bis zur Höhe des neueren Stils.** Nebst Bilder-Atlas, enthaltend 109 einfache und 7 Doppel-Tafeln in Holzschnitt. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.) 1894. 950 Seiten. 8°. 21,50 M.

Dies sehr umfangreiche Werk des katholischen Gelehrten ist in seinen biographischen und ikonographischen Untersuchungen von einer Gründlichkeit, daß man kaum irgend eine Thatsache, über die man Aufklärung sucht, unerwähnt findet. Insofern ist das Werk ein unentbehrliches Handbuch für jeden Freund der Kunst und der Kunstgeschichte. Aber auch die christliche Gesinnung des Verfassers, die ihn zum Verständnis der christlichen Malerei des Mittelalters erst recht eigentlich befähigt, ist ein großer Vorzug dieses Werkes, zumal sie dessen wissenschaftlichen Wert nirgends beeinträchtigt durch fromme Phrasen. Der evangelische Leser wird nur einmal ein wenig irre an der Unbefangenheit der Frantzschen Kritik, nämlich an der Stelle, die **Dürers** Verhältnis zur evangelischen Kirche behandelt. Da werden die bekannten Worte Pirkheimers nach Dürers Tode so gedeutet, als habe auch dieser sich in den letzten Jahren von der Reformation abgewendet. Solche kleinen Gewaltsamkeiten ist man aber bei katholischen Autoren gewöhnt. Auf Rechnung der deutschen Gelehrsamkeit dagegen kommt der oft sehr trockene Ton und der fahrlässige Stil, der erkennen läßt, daß dem Verfasser die Registrierung der Thatsachen wichtiger war als ihre geistige Verarbeitung. Unter dieser Nachlässigkeit leidet auch nicht selten die Klarheit des ästhetischen Urteiles. Dieses ist der schwächste und anfechtbarste Teil des Buches. Aber man wird sich bei ihm auch wohl nicht über den Kunstwert der einzelnen Bilder Rats erholen, zumal die Schätzung dieses Wertes auch bei den Gemälden des Mittelalters und der Renaissance jetzt immer schwankender wird. Frantz giebt seinen Lesern vor allen Dingen *historische* Aufklärungen, und diese so erschöpfend, daß für Maler wie für Kunstfreunde das Buch unentbehrlich genannt werden kann.

11. Poesie.

— **Hermann der Cheruskerfürst.** Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Wilhelm Oesterhaus**. (Detmold, Druck und Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei [Quentin].)

Die Erhebung der westdeutschen Stämme unter Armin, die Niederlage des Varus und der Sturz des Cheruskerfürsten bilden den Inhalt des Trauerspiels. Der Dichter nimmt es als gewiß an, daß Armin ein großes deutsches Reich, ähnlich wie Marbod in Böhmen, gründen wollte, und läßt ihn als das Opfer des Neides der anderen Herzöge fallen. Römisches und deutsches Wesen ist in den charakteristisch gezeichneten Figuren der römischen Heerführer und der germanischen Fürsten gegenübergestellt, nicht gerade zu Gunsten des ersteren, denn ein so schlaffer, unklarer Mann als der Varus des Trauerspiels ist an der Spitze römischer Legionen kaum denkbar. Wohl gelungen sind die Gestalten der Mutter Armins und seiner Gemahlin Thusnelda, weniger diejenige Armins; für diese Mischung von Heldenmut, Vaterlandsliebe und Verlogenheit wird sich niemand begeistern können. Mit Geschick verwendet der Dichter die Erscheinungen der Nornen und Walküren, wirkungsvoll ist auch die Verschwörungsscene im ersten Akt, mögen erstere auch an ähnliche Gestalten im Macbeth oder Wagners Nibelungen, letztere an die Rütliscene im Tell erinnern. Die Sprache ist im ganzen wohlklingend und angemessen, wenn auch nicht alles gleich gut gelungen ist. Der Befehl des Varus an einen Centurio im Gefecht:

„Nimm du die Halde von der sanften Seite“ klingt nicht sehr kriegerisch; der Ausspruch des Ubierfürsten Winalf:

„Germanien? Sag doch an, was ist Germanien?
Mir nur Gesamtbegriff verschiedener Länder u. s. w.“

ist nichts weniger wie poetisch. Lebendige Handlung, vaterländischer Inhalt und kraftvolle Sprache sind Vorzüge des Trauerspiels, die ihm auch außerhalb der Heimat des Dichters Anerkennung sichern werden. v. H.

— Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen herausgegeben von Heinrich Johannsen. (Zürich, 1894. Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz.) 227 S.

Für Balten natürlich besonders interessant. Aber auch jeder Liebhaber deutschen Lebens und Gemütslebens wird Erquickung finden an dieser wunderhübschen Sammlung. Was für ein reiches litterarisches Leben und Streben unter unseren dortigen Stammesgenossen sich findet, geht daraus hervor, daß von 36 verschiedenen Dichtern und Dichterinnen Gedichte mitgeteilt werden, und zwar ausschließlich solche, die von Personen und Ortschaften der Heimat oder vom Heimweh handeln. Am häufigsten vertreten ist M. R. von Stern, der diesen Vorzug auch durchaus verdient. Ich setze als Probe seiner Lieder und als charakteristisch für die ganze Sammlung folgendes hierher:

Nur einmal noch laßt mich die Stätte schauen,
Wo ich als Kind so sorglos mich gefreut,
Nur einmal noch der lieben Heimat Auen,
Das Vaterhaus, den Wald im Blütenkleid.

Nur einmal noch im freundlichen Gemache,
In das die Sonne lächelt. möcht' ich stehn,
Nur einmal noch vom heimatlichen Dache
Den Rauch des Herdes aufwärts wallen sehn.

Nur einmal noch möcht' ich zum Hügel eilen
Auf fernem Friedhof, tief im Laub versteckt;
Nur einmal noch schmerzlich erinnernd weilen
Einsam am Grabe, das den Vater deckt.

Nur einmal noch möcht' ich den Schwalben lauschen,
Die sich am Vaterhaus die Nester bau'n,
Nur einmal hören Heimatwaldes Rauschen,
Nur einmal, einmal noch die Heimat schaun.

Keine Alpen sind es, keine blauen Berge oder großen Ströme, deren Höhen stolze Burgen krönen, keine blendende Romantik, die das Heimatlied des Balten besingt — es sind die dunklen Tannenwälder mit den lichten Birken, die roten Heidemore, das Flachsfeld, in dem im Morgengrauen das Elentier steht, das Häuschen mit dem Strohdach und dem bewachsenen Fenster, womit sich diese seine Wehlieder beschäftigen. Aber eine unendliche Poesie kann sich darin entfalten.

M. v. N.

12. Unterhaltungslitteratur.

— Erreichte Wünsche. Roman von A. von Gersdorff. Zwei Teile in einem Bande. 163 und 212 S. (Berlin, O. Janke.) 5 M.

Der Roman beginnt mit einem Maskenball, auf dem ein leichtfertiger Ton herrscht. Glücklicherweise wird dieser Ton nicht in das nüchterne Leben übertragen, das in den übrigen Kapiteln gut dargestellt wird. Der Leser kommt in vornehme Gesellschaft: Grafen und Gräfinnen, Barone und Baroninnen, auch reiche Juden, die feudale Anwandlungen haben und mit dem Adel in Verkehr, wenn auch in keinen intimen, kommen. Das erste Kapitel des zweiten Bandes macht es dem Leser sonnenklar, in wie vornehmer Gesellschaft er sich befindet. Ein Kronleuchter paßt in kalter, aber vornehmster Weise zu dem Grau der Wände. Es ist unendlich viel vornehmer, getrennte Schlafräume zu bewohnen. Längere Schatten wachsen in das kalte vornehme Grau des grauen Zimmers. Ein Premierlieutenant — eine Erscheinung von feiner, ungezwungener Vornehmheit — läßt seine schöne Singstimme in die stillen silbergrauen Schatten vornehmer Gelassenheit wogen. Auch kühle Vornehmheit war dem Premierlieutenant eigen. Wer sich bei solcher Lektüre nicht social gehoben fühlt, dem ist nicht zu helfen.

Der Inhalt des Romans ist bald mitgeteilt. Auf dem erwähnten Maskenball lernt der Kavallerieoffizier von Rabe die elternlose, reichbeanlagte, wunderschöne Esther von der Teck kennen. Leider ist sie schon 35 Jahre alt, während er fünf Jahre jünger ist. Zur Begleiterin hat sie die 20jährige Rosa von Dornbusch, die von dem schönen Rabe entzückt ist. Dieser verliebt sich nun in Esther und verlobt sich mit ihr trotz ihren mündlichen und schriftlichen Bedenken. Die junge Rosa würde sich viel besser für ihn eignen als sie selbst, an der das Glück der Liebe bereits vorübergegangen ist. Auch ein Onkel Rabes rät von der Verbindung mit Esther ab. Nach zweijähriger Ehe kommt die unglückliche Frau zu der Ueberzeugung, daß die Ehe durch gütliches, freundliches Uebereinkommen geschieden werden muß — auf Grund der Lüge „unüberwindlicher Abneigung“. Rabe will erst von der Scheidung nichts wissen, doch giebt er dem Drängen Esthers nach und heiratet als gerichtlich geschiedener Ehemann die junge, schöne Rosa. Damit hat das angebliche christliche Martyrium der beiden sein Ende erreicht. Das irdische Paradies, zu dem das Opfer Esthers die Pforten geöffnet hat, liegt vor den entzückten Augen des jugendlichen Paares. Aber auch Rosa erfährt der Liebe Leid. Thörichter Weise wird sie eifersüchtig auf Sarah Kallweit, geb. Baruch, die Tochter eines reichen Juden und die Frau eines armen Klavierspielers derselben Nationalität. Sarah war eine „kaiserlich römische Schönheit“, ein „dämonisch schönes Weib mit der glühenden Lava der orientalischen Augen“. Kallweit, ein entsetzlicher Mensch, ein Jude gemeinster Gesinnung, war vorher mit einer „Hausdame“ Esthers, mit der fast 50jährigen Aurelie Knöpke verlobt, die

von so fabelhafter Leidenschaft für den widerwärtigen Juden erfüllt war, daß sie ihrer Herrin einen kostbaren Schmuck stahl, um den Finanzen des heißgeliebten Leonardo aufzuhelfen. — Die Liebesverhältnisse des Lieutenants hat der Verf. in recht glaubhafter Weise geschildert, die Liebe des Gracioso und der Duenna hat er dagegen nicht glaubhaft gemacht.

Ohne Zweifel hat der Verf. ein schönes Erzählertalent und eine nüchterne Beobachtung des Lebens. Schade, daß in formaler Hinsicht manches zu wünschen übrig bleibt. — Die Verwendung des Modewortes eigenartig, der reichliche Verbrauch von französischen Brocken, die Vorliebe für das Präsens im Aktiv. (II, 76: „ab und zu stehen bleibend, ein paar Worte murmelnd und regelmäßig aus dem achtlos rasch gefüllten Glase einige Schluck(e) nehmend."), das niederdeutsche Pluralis s (sogar: die Dreiecks, die Eheunglücks!) und ähnliches will ich dem Verf. nicht hoch anrechnen, denn hierbei handelt es sich um epidemische Uebel, aber im gemeinen deutschen Stil läßt er sich manchen Fehler zu schulden kommen. „Und er citierte einen Heineschen Vers, den sie sehr frivol fand und deshalb unwillig von ihm fortrückte." Hat sie den Vers fortgerückt? „Daß Sie keiner dieser Gottbegnadeten sind, fühlt sich." I, 51 ist die Rede von einem Verband, den ihm der schon gegangene Roßarzt nicht zu Dank gemacht zu haben scheint — ist das richtig, so kann man auch sagen: er suchte die schon den Cotillon getanzte Dame —; sie fühlte ein Schluchzen ihre Kehle zusammenpressen; „diese Residenztheater-Eheunglücks hast Du doch sonst eine sehr standesgemäße Unterhaltung gefunden"; „er hatte fast sicher gehalten, daß diese Frage einen bedeutsamen Sinn habe", alle diese Sätze enthalten schlechtes Deutsch. — Flurhalle, Schwammpilze, nach vorn hinausliegende Zimmer sind pleonastische Ausdrücke. — Die Belebung der Natur in gewissen Grenzen ist eine Forderung der Poesie, aber daß regennasses Moos unter dem Fuß eines Wanderers schluchzt, daß eine Weinende „die wild hervorbrechenden Thränen aus den Augen schleudert", daß die Sonnenlichter rieseln, all dies scheint mir wider die Natur zu sein. Es ist üblich, von dem Stile zu sprechen, in dem ein Schloß gebaut ist, und von der Rasse, der ein Pferd angehört. So wenig man aber von dem Stil eines Pferdes reden darf, ebensowenig darf man von der Rasse eines Gebäudes sprechen. — „Bis zur Wurzel gekürzte Klaviernägel" werden kaum vorkommen; „kurzgeschnittene" hätten genügt. „Die Begehr" hat das deutsche Wörterbuch nicht. „Die Antwort, die schon ihrer Lippe aufschwebt", ist undeutsch. I, 104 ist von wehem Rufen und Gestöhne in einem Park die Rede, ohne daß dem mehr oder weniger ängstlichen oder wißbegierigen Leser angedeutet wird, wer ruft und stöhnt. Wenn von einer Höhe die Rede ist, spricht man von Fuß oder Meter, nicht aber von Füßen und Metern.

O. K.

— Herr und Diener. Erzählung aus dem russischen Volksleben von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von Dr. Hermann Roskoschny. (Berlin, Neufeld & Henius.) 102 S.

Die ganze Novelle behandelt eine einzige Schlittenfahrt und spielt sich in einer einzigen Nacht ab, in der dann freilich „Herr und Diener" viele und böse Abenteuer erleben; sie werden vom Schneesturm überrascht, verlieren den Weg, finden sich einmal in ein Dorf zurück, wagen dann aber die Ausfahrt zum zweitenmal, um nun nicht wieder zurückzufinden. Der Herr erfriert völlig, der Diener beinahe, doch wird dieser schließlich gerettet. Die kleine Geschichte ist mit Meisterschaft erzählt, voll psychologischer Feinheiten, und bietet auch in den kleinen äußerlichen Dingen eine bewundernswerte Detailmalerei. Unwahrscheinlich ist nur, daß kräftige Männer, die noch heißen Thee und reichlichen Imbiß zum Abendessen genossen, schon nach wenigen Stunden dem Tode des Erfrierens verfallen oder doch nahe kommen. So leicht erschöpft sich doch eine Manneskraft nicht. Indessen läßt Verfasser ja auch insofern eine naturwissenschaftlich begründete poetische Gerechtigkeit walten, als der Herr, der auch Schnaps getrunken hat, dem Tode verfällt, während der Diener, der nur Thee getrunken hat, dem Leben erhalten bleibt. Aber abgesehen von dieser den Eindruck leise beeinträchtigenden Unwahrscheinlichkeit ist es eine Freude, das kleine Buch zu lesen.

— Unser Doktor. Roman von L. Glaß. Drei Bände. (Berlin 1895, Verlag von O. Janke.) 10 M.

Die Heldin des dreibändigen Romans ist eine Gouvernante, klug, schön wie ein Engel, bescheiden, liebenswürdig, fast ohne Fehler, aber arm wie eine Kirchenmaus. Sie heiratet einen etwas älteren Mann, Witwer, Arzt in einer kleinen Stadt, der sie zwar liebt, aber doch zuerst seinen Beruf und sein Gelehrtendasein fortsetzt, ohne die junge Frau an seinem inneren Leben, an seinen Gedanken teilnehmen zu lassen. Ehe er zur Erkenntnis ihrer Vorzüge gelangt, natürlich erst am Ende des dritten Bandes, spielen sich im Roman eine Reihe Zwischenfälle ab; ein Abenteurer bringt die junge Frau durch seine Courmacherei in Verlegenheit, wandernde Schauspieler erregen die kleine Stadt, in der „unser Doktor" wohnt, Klatsch und Eifersucht trüben den Himmel des Ehepaares. Der Verfasserin haben augenscheinlich die bekannten Romane von George Eliot, namentlich Middlemarch, vor Augen gestanden. Ebenso wie diese wollte sie wohl Mitgefühl mit den Irrungen und Verwirrungen des Alltagslebens erwecken, das Leben der Provinz, der Kleinstadt schildern und zeigen, daß auch in den Herzen der Leute des soliden Mittelstandes und in den Mauern der kleinen Städte Liebe und Haß, Intrigue und Neid ihr Spiel treiben. An das berühmte Muster reicht nun dieser Roman freilich nicht entfernt heran; die schriftstellerische Begabung zieht der Verfasserin engere Grenzen Ihr Humor ist oberflächlicher, ihre Schilderungen sind nicht annähernd so lebenswahr, so plastisch gestaltet wie die der englischen Schriftstellerin.

Gemeinsam ist dem Roman mit dem von George Eliot, daß auch hier zwar Seelenkämpfe berührt, aber die tiefere Lösung aller Konflikte, die Gewinnung des wahren Friedens auf Erden nicht einmal angedeutet wird. Bei der Eliot sind doch wenigstens manche der Romanfiguren Christen, in dem vorliegenden Buche können aber ebenso gut Atheisten gemeint sein — von Gott und seiner gewaltigen Hand ist überhaupt nicht die Rede. Der Anlauf, den die Verfasserin nimmt, ein Bild des Lebens und Denkens der Bewohner der Provinz zu geben, führt nicht zum Ziel, ihre Darstellung gleicht einem Fluß, der im Sande verläuft, statt dem großen Meere des wirklichen Lebens zuzuströmen. In der Sommerfrische, im Eisenbahnwagen u. s. w. mag der Roman anspruchslosen Leserinnen genügen; höhere Bedeutung kann ihm nicht zuerkannt werden. v. H.

— Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern von Wilhelm von Polenz. (Berlin, Fontane.) 427 S. 6 M.

Der „Bund der Landwirte" hat jetzt auch seinen Roman, und zwar einen in mancher Hinsicht ganz vortrefflichen. Nicht durch abstraktes Raisonnement, sondern in einer naturwahren Darstellung sehen wir das Geschick eines deutschen, speciell eines schlesischen Bauern vor unseren Augen sich vollziehen. Der Büttnerbauer beginnt in leidlichem Wohlstand und endet, durch herzlose Kapitalisten von Haus und Hof vertrieben, im Selbstmord. Dieses Thema der Hypothekensklaverei und successiven Auswucherung ländlicher Grundbesitzer durch Juden ist ja freilich schon oft behandelt worden. Aber von allen Trivialitäten ist dieser Roman gleichwohl frei. Der Verfasser weiß ein neues, durchaus modernes Zeitbild zu zeichnen. Besonders ergreifend ist das Schicksal der Kinder des vertriebenen Bauern geschildert. Ein geistig zurückgebliebener, nur körperlich entwickelter Sohn verkommt auf dem Lande; eine Tochter geht in die Stadt und geht im Laster unter; der tüchtige zweite Sohn aber, gewesener Unteroffizier, fällt allmählich, trotz inneren Widerstrebens, der Socialdemokratie anheim.

In einer jüngst erschienenen Recension wurde das Buch mit Gustav Freytags „Soll und Haben" verglichen. Wir sagen nicht, daß es poetisch und technisch unter demselben stünde. Unseres Erachtens erinnert aber Polenz weit mehr an einen anderen Schilderer bäuerlicher Verhältnisse und Anschauungen, nämlich an Jeremias Gotthelf. Wie dieser kennt Polenz die Denkweise der ländlichen Bevölkerung aus dem Grunde, jene eigentümliche Mischung von Schlauheit im kleinen und Beschränktheit im großen, von Ehrenhaftigkeit, Frömmigkeit und festem Halten an der Sitte einerseits und roh-materialistischem Eigennutz andererseits. Und er kennt sie nicht nur, sondern er weiß sie zu schildern und Typen vor uns auftreten zu lassen, die nicht im Studierzimmer erfunden, sondern im freien Felde studiert sind und daher Fleisch und Blut haben, als wären sie lebendig. Im Hintergrunde stehen aber die großen wirtschaftlichen und socialen Probleme der Gegenwart: die Hypothekensklaverei des Kleinbesitzers, in dessen Hand der Wechsel ein unheilvolles Instrument ist, oder auch seine Aufsaugung durch den Großgrundbesitz, die Entvölkerung des platten Landes, das Eindringen socialdemokratischer Anschauungen in die ländliche Bevölkerung, die Sachsengängerei, der Zug nach dem Westen u. s. w. Der Verfasser leitartikelt wenig oder gar nicht. Aber er zeigt an Personen und Zuständen, daß die Dinge so kommen müssen, wie sie kommen. Auch die Streiflichter, die gelegentlich auf das Leben und Treiben der besitzenden Klassen fallen, sind teilweise meisterlich. Zum Beispiel ist die rein objektive Schilderung einer aristokratischen Tennis-Partie im gräflichen Park, der das Landvolk zuschaut, eine so beißende Satire auf das Treiben vornehmer Nichtsthuerei, daß sie uns den Autor in allen Sätteln heimisch zeigt.

Zu bedauern ist, daß der Realismus des Verfassers an einigen Stellen in unzulässigen Naturalismus ausartet, d. h. in schlüpfrige Detailmalerei. Es würde dem Buch zum Vorteil gereichen, wenn die wenigen Stellen dieser Art eliminiert würden.

— Der neue Don Quixote. Roman von Arthur Zapp. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 284 S. 4 M.

Das sociale Leben in seiner Umgestaltung nach den Grundsätzen der Socialdemokraten ist der Inhalt dieses Berliner Romans. Da die Umgestaltung von einem modernen Don Quixote in die Hand genommen wird, so macht sie kläglich Fiasko. Was von den Socialdemokraten in Wahrheit und verlogener Uebertreibung verkündigt wird, läßt der Verf. ohne Einschränkung zu Wort kommen, und zwar in dem Maße, daß der Leser, wenn das Buch einen anderen, nicht mit dem Scheuerthor winkenden Titel hätte, lange Zeit sich der Meinung hingeben könnte, der Roman verfechte die Sache der Socialdemokraten. — In richtigem Berliner Deutsch läßt Zapp mit Recht seine Leute reden, aber sein eigenes Deutsch hätte er vom Judendeutsch der Zeitungen rein halten sollen. Man sagt anknüpfen mit einem und nicht zu einem, man starrt und blickt auch nach einem, nicht zu einem. Statt mit der Zeit vorwärtsgehen sagt der Verf. „mit der Zeit mitgehen", freilich sagt er auch „zusammenaddieren". Falsch sind ferner der Hehl statt das Hehl, Fabrikationsräume statt Fabrikräume, die Nase krausen statt die Nase rümpfen. Wie kann man schreiben: „mit einem Satz war er auf seine Füße!" Jüdischer kann man sich nicht wohl ausdrücken. Einen ermüdenden Mißbrauch hat der Verf. endlich mit dem Particip Präsens getrieben: auf einer Seite habe ich acht Stück gezählt. „Na warte!" sagte er, drohend den Finger erhebend und auf sie zuschreitend. Das ist kein Deutsch. O. K.

— Die Ricklinger. Erzählung aus dem XIV. Jahrhundert von A. v. d. Elbe. (Verlag von O. Janke in Berlin.) 2 M.

Steinhausens Irmela hat, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, ein neues Genre im Roman

geschaffen. Die Ricklinger wandern in den Spuren der Irmela. Im ganzen mit gutem Geschick und Glück. Freilich, immer ist der alte Dominikaner-Chronist nicht getroffen, weder im Geist noch in der Sprache. Das ist auch schwerer als man denkt, der moderne Mensch bricht doch immer wieder aus der Verkleidung heraus. Dazu ist es noch eine ganz besondere Aufgabe für einen Protestanten oder eine Protestantin, sich in den mittelalterlich römischen Katholizismus zu versetzen, selbst wenn man sich wie A. v. d. Elbe einige Ketzereien, d. h. Ideen aus der Reformation vor der Reformation erlaubt Das wüste, wilde Leben der Raubritterburg ist mit ziemlich grellen Farben geschildert, aber die Schilderung mag längst noch nicht die Wirklichkeit erreichen, man muß jene Lebensgestalt von dem Schimmer der Romantik, mit der wir sie meist verschönen, gänzlich entfreien, und was dann übrig bleibt, das ist allerdings eng und dürftig und roh genug; die Fürstenhöfe, die Bischofssitze, die großen Städte waren es, welche eine verfeinerte und gehobene Lebenshaltung besaßen. Der Roman läßt das Geschlecht und die Burg untergehen. Das entspricht dem Gange der Geschichte im großen. Das Raubrittertum mochte subjektiv glauben, in seinem guten Recht zu sein, die fortschreitende Entwicklung hatte es längst ins Unrecht gesetzt; den neuen Mächten, welche die Führung des Volkslebens übernahmen und welche sich die neuen Erfindungen dienstbar machten, mußte es erliegen, und zwar erliegen im gerechten Gericht. Die Erzählung „Die Ricklinger" liest sich anmutend, sie gehört zu den besseren Werken der Verfasserin. D.

— Die Katze, unter diesem etwas absonderlichen Titel führt Wilhelm Jensen seinen neuesten Roman ein. (Dresden und Leipzig, Verlag von K. Reißner; 1895; 6 M.).

Man könnte an eine Persönlichkeit denken, welche etwa die Artung einer Katze in ihrem Charakter erzeigt, aber nein, es ist eine wirkliche Katze, und zwar eine verwilderte und wildernde, die vor den Augen des Freiherrn von Rotenhan einen Buchfink raubt, eine rotgelbe Katze, die den Anstoß zur Entwicklung giebt. Also führt der Roman seinen Namen mit Recht. Er gehört wesentlich in die psychologische Kategorie. Doch sind religiöse und sociale Fragen hereingezogen. Der Raum ist eng: das Ehepaar von Rotenhan, ein Hauslehrer und eine Verwandte des Freiherrn, diese vier sind die Hauptpersonen; etwas weiter ab stehen ein Pastor, natürlich ein widerlicher Mensch, ein Arzt, ein Förster, zwei böse Buben von Junkern. Der Hauslehrer verführt die Freiherrin, die nebenbei dem Morphium verfallen ist, oder wird von ihr verführt und verläßt mit ihr den Schauplatz. Der Freiherr möchte seine Verwandte heiraten, glaubt auch, daß sie ihn liebt, täuscht sich aber; als er ihr seinen Antrag stellt, hat sie sich gerade mit dem Doktor verlobt. Die Katze, ja, sie mußte leben, darum holte sie sich den Buchfink, sie folgte einem inneren Naturzwange, warum sollten die Menschen das nicht auch thun. Der arme Freiherr, der überhaupt ein etwas miserabler Charakter ist, hatte sich getäuscht, als er seine Frau heiratete; sie hatte ohnehin vorher schon einen anderen geliebt, den sie aber nicht kriegen konnte: nun zeigt ihr der Hauslehrer eine Aehnlichkeit mit dem Verlorenen und diesem Zuge erliegt sie; sie erkennen gegenseitig ihren Irrtum, warum sollten sie nicht wieder auseinander? Der Hauslehrer Gervas Wellsand unterjocht den Freiherrn mit seinen gottlosen und socialistischen Gedanken, er ist geistig der eigentliche Held des Romans, es kitzelt ihn der Größenwahn, daß er, der Bauersohn, sich zu einem Freiherrn im Sinne der neuen Zeit, zu einem Millionär soll emporschwingen können. Herr Jensen hat vor kurzem einen schwülstigen Protest gegen die Umsturzvorlage in die Welt gesetzt. Er hätte also Ursache sie zu fürchten, denn solche Bücher sind eine Vergiftung; daran ändert auch die Schlußbetrachtung über die Orobanchen, jene seltsamen Schmarotzergewächse, die man auch Würger nennt, nichts. Gewiß siedeln sich solche in mannigfacher Weise im Menschen an; aber das thut's nicht allein, daß sie die richtigen Träger finden, sie taugen an sich nichts. Tröstlich ist nur, daß das Buch furchtbar langweilig ist; ich hoffe, daß nicht leicht wer es durchliest, und das nimmt seiner Gefährlichkeit etwas. Sein Stil ist so elendig, daß über einen Primaner, der eine solche Schreibweise seinem Professor vorführen wollte, gewiß ein Wehe hereinbrechen würde in der Gestalt einer V oder VI unter seinem Aufsatz. Aber der Name deckt das Buch wie die Flagge das Gut. D.

— Niobe. Roman von Jonas Lie. (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt.) 1895.

Ein antiker Titel, ein brechendes Mutterherz, dem der Neid der Götter die Kinder tötet. Der nordische Schriftsteller beschreibt auch solch eine Mutter, die an ihren Kindern zu Grunde geht. In ihren Kindern repräsentiert sich die neue Zeit, sündhaft, krankhaft, excentrisch bis hin zum hypnotischen Mysticismus; sie selbst gehört wie auch ihr Mann in die alte Zeit hinein. Da giebt es Konflikte. In diesen Konflikten erliegt zuerst der Mann. Um den Lieblingssohn zu retten, ist er Brandstifter geworden, nun kann er keine Ruhe mehr finden, er vergiftet sich, nachdem er noch der Frau den Rat gegeben, zu kämpfen, zu tragen, solange noch ein Funke von Hoffnung vorhanden ist. Aber wenn man nun gar nichts mehr hat, wofür man kämpfen kann, soll man dann die hoffnungslose Last weiter tragen? Und dahin kommt es mit dieser armen Mutter. Der eine Sohn steht vor dem Zuchthaus, die Tochter will als Medium mit einem Hypnotiseur in die Welt hinaus, ein anderer Sohn ist zukunftslos und phantasiert von Dynamitpatronen, da nimmt sie die Axt und schlägt in den Kasten mit Dynamitpatronen hinein — eine entsetzliche Explosion erfolgt, unter den Trümmerhaufen lagen vier Leichen, Frau Beate Baarvig und ihre drei erwachsenen Kinder. Der Konflikt, den ein Mutterherz durchzumachen hat, wenn die Kinder einer neuen Zeit folgen, welche sie in sittliche Verkommenheit und in den Untergang ihres irdischen Lebensglückes

hinwegreißt, wird bei uns kaum so schroff erfolgen, als vielleicht im Nordlande; schwer genug kann er auch bei uns werden, wenn etwa ein Sohn sich der gottlosen Socialdemokratie verschreibt und eine Tochter zur feilen Dirne hinabsinkt, aber muß die Mutter darum eine Niobe werden? und muß der Konflikt eine so gewaltsame Lösung finden wie hier? Doch das erklärt sich. Es fehlt den Menschen in dem Buch des norwegischen Schriftstellers ganz an Religion, an Christentum. So wird seine Dichtung ungewollt ein Zeugnis für das alte Gotteswort: Die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod. Ja, hier thut sie das in zwiefachem Sinne, geistlich und leiblich. D.

— Ein zweiter Roman desselben Verfassers: Hof Gilje, eine Familiengeschichte, zeigt die Vorzüge desselben in glänzendem Licht. Er versteht es meisterhaft, die Menschen zu zeichnen, jeder Charakter leibt und lebt in seiner eigenen Art. Der nationale und landschaftliche Hintergrund ist mehr nur angedeutet als ausgeführt, aber die wenigen Striche genügen, um den Boden unter den Füßen für die Menschen zu schaffen. Auch hier ist eine leidsame Mutter, neben ihr steht ein schwieriger Mann, den sie aber trefflich zu nehmen weiß; auch hier sind Kinder, die eigene Wege gehen, und auch hier ist der tragische Zug, von dem das Volkslied singt: den man liebt, den kriegt man nicht, und 'nen andern mag ich nicht. Sie scheint eine starke Neigung zum Pessimismus zu haben! Aber auch hier fehlt die Versöhnung, welche das Evangelium schafft und allein schaffen kann. Als ein negatives Lob darf man es vielleicht bezeichnen, daß wenigstens Angriffe auf das Christentum, auf die Kirche nicht vorkommen. D.

— Am Hofe Friedrichs I. von Preußen. Vaterländische Erzählung von Bruno Garlepp. Zwei Teile in einem Bande. (Berlin 1895, Verlag von O. Janke.) 7 M.

Die Zeit Friedrichs, des ersten Königs von Preußen, ist kein besonders anziehender Teil der preußischen Geschichte; ihr fehlt der große Zug, welcher die Politik des großen Kurfürsten charakterisiert, und das Zielbewußte der Regierung Friedrich Wilhelms I. Kleinlichkeit, Egoismus und Günstlingswesen machten sich unter ihm am Hofe breit, und der an sich gute Wille des Königs war nicht stark genug, um sich freie Bahn zu machen. Der Verf. erzählt allerlei Episoden aus der Regierungszeit Friedrichs I. und versucht die böse Wirtschaft Wartenbergs und seiner Genossen zu schildern und zu erklären; einige Liebesgeschichten von Herren und Damen der damaligen Hofgesellschaft sind eingestreut, um das Zeitbild auch für Leserinnen schmackhaft zu machen. Von vornehmen Leuten, vom Hofleben, von Kabalen und Intriguen zu lesen ist auch heute noch trotz Ibsen für viele Menschen, namentlich wenn sie dem schönen Geschlecht angehören, ein hoher Genuß und eine angenehme Unterhaltung. Diesem Bedürfnis kommt das Garleppsche Buch entgegen und wird deshalb seinen Leserkreis in den Abonnenten der Leihbibliotheken finden. v. H.

— Im Horste des Roten Adlers. Ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit von ?. (Halle a. S., Verlag von W. Kutschbach.) 1895. Preis 3 M.

Eine Verarbeitung der politischen Ereignisse der letzten Jahre. Bismarcks Aussöhnung mit dem Kaiser, sein Besuch im „Horste des Roten Adlers", die anonymen Briefe der Berliner Hofgesellschaft, die Duellangelegenheit Kiderlen-Polstorff, etwas „Aera Caprivi" u. s. w. sind mit einer nichtssagenden Liebesgeschichte nebst einem kleinen Treubruch zu einem Ragout zerhackt, an dem zweifellos die Leser der Monatsschrift keinen Gefallen finden werden. Die Urheberschaft der anonymen Briefe wird einer französischen Spionin zugeschrieben, in die sich der einigermaßen überspannte Held, obwohl er verlobt ist, vergafft; im übrigen ist er patriotisch gesinnt, Bismarckschwärmer, capriviseindlich, so eine Art von Maximilian Harden, wenn auch kein Jude. Zum Schluß wird er im Zweikampf schwer verwundet und stirbt in den Armen seiner Geliebten, d. h. der rechtmäßigen Braut, die Französin hat es vorgezogen, wieder auf Reisen zu gehen. Bücher dieser Art haben weder dichterischen Wert, noch sind sie gesunde Unterhaltungsschriften; sie sind vielmehr vollständig überflüssig und verdienen möglichst bald eingestampft zu werden. v. H.

— Schneeballen. Erste Reihe. Von Heinrich Hansjacob. Zweite Auflage. (Heidelberg, Weiß.) 1895.

Hansjacob ist eine unabhängige, originelle Persönlichkeit, die hin und wieder den Schrecken der Ultramontanen in Baden ausmacht. So noch kürzlich, als er mit Gründen des gesunden Menschenverstandes dem Centrum vorhielt, daß es sehr viel richtiger gethan haben würde, sich unter Wahrung seiner Ansichten an einem Glückwunsch für den achtzigjährigen Bismarck zu beteiligen. Auch in dem vorliegenden Buch — es handelt sich um die 2. Auflage einer 1891 zuerst erschienenen Sammlung — finden sich frisch und lebendig gezeichnete Bilder aus dem Volksleben, die an Alban Stolz oder Jeremias Gotthelf erinnern. Hier und da freilich verliert sich des Verfassers Heimatliebe derart in das bäuerliche Detail, daß schon etwas badischer Lokalpatriotismus dazu gehört, um ihm im Lesen mit dem gleichen Behagen zu folgen, mit dem offenbar das Buch geschrieben ist. Auch merkt man an einzelnen Stellen etwas zu wenig, daß Verfasser ein Pfarrer ist. Indessen wird sicherlich dies Buch so gut, wie die vielen früheren Hansjacobs, einen großen und dankbaren Leserkreis besonders im badischen Lande finden.

13. Verschiedenes.

— Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundunarten. Von A. Brunner. (Wien u. Leipzig, J. Eisenstein & Co.) 207 S. Geb. 1,70 M.

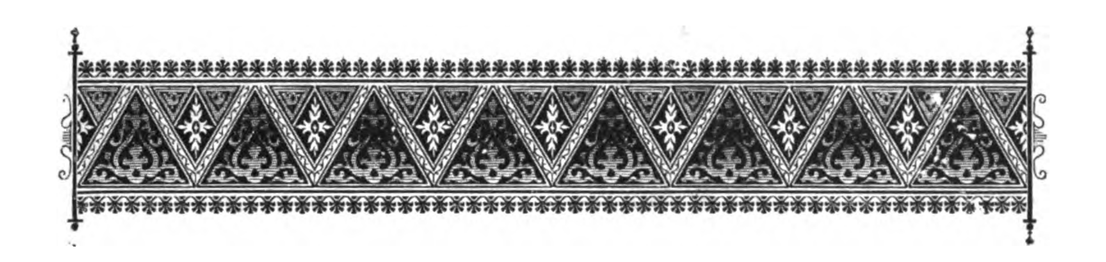
Prof. A. Heintze hat ein Buch geschrieben, das unter dem Titel „Gut Deutsch“ das schlechte Deutsch bekämpft. Der Wiener Journalist Brunner kämpft den gleichen Kampf mit dem Buche „Schlecht Deutsch“. Ist Wustmann mit berechtigtem Zorn über die Stilverderber hergefallen, so macht sich Brunner lustig über die Lohnsudler, indem er ihre neuhochdeutschen Mundunarten bespricht. Im ganzen tritt der Verf. auf die Seite Wustmanns. Er ist in der glücklichen Lage, sich der Reimereien eines Schuhflickers und Abschreibers bedienen zu können, wenn er die Thorheiten, Albernheiten und Dummheiten der unwissenden Schriftsteller in dem einen oder anderen Abschnitt zusammenfaßt. An ergötzlichen Beispielen aus Zeitungen und Romanen ist kein Mangel. In dem Abschnitt „Können, dürfen, mögen, sollen“ wird erzählt: „Ein Statistiker, der Sterbenszahlen brauchte, schrieb dem Bürgermeister (richtig: Burgemeister) einer kleinen Landgemeinde, wieviel Leute im Orte wohl durchschnittlich im Jahre sterben mögen. Der Bürgermeister antwortete: Sterben mag hier niemand. — Wieviel Leute beiläufig jährlich sterben könnten. Antwort: Das ließe sich nicht sagen; wer halt schwer krank wird. — Wieviel Leute aber wohl so im Laufe eines Jahres sterben dürften. Antwort: Auch das ließe sich nicht beantworten; der gefertigte Ortsvorsteher kann es niemandem verbieten.“ — Wie oft beginnen bei Diskussionen die Sprecher mit den Worten: „Ich möchte mir nun noch zu bemerken erlauben“ u. dgl. — Wie schwer es ist, richtiges Deutsch zu schreiben, ist den Wissenden bekannt. Auch der Verf. hat gegen die von ihm verteidigten Regeln gefehlt, denn in der ersten Zeile S. 27 läßt er das Hülfszeitwort hat weg und S. 174 konstruiert er vergessen mit an. — Die Antwort: „Ich bin zu leiden geboren“ hat nicht der Herr Christus, sondern der König David gegeben (Psalm 38, 18). — Den dem Verf. unbekannten Autor der Definition des Witzes kennt auch Kuno Fischer nicht, S. 14 seiner Schrift „über den Witz“ spricht er, ähnlich wie der Verf., von der herkömmlichen und alten Erklärung. Das kann dem liebenswürdig-aufrichtigen Verf. zum Troste dienen. — Zu S. 130 ist zu bemerken, daß Ehren bezeugen zwar kräftiger klingt, aber dem allein richtigen Ehren bezeigen gegenüber falsch, weil sinnlos genannt werden muß. — S. 151 läßt sich das Fremdwort „Norm“ völlig ausreichend durch „Grundsatz“ ersetzen. — Das Wort „Putzgeschäft“ ist nicht zweideutig. Jedermann denkt dabei an die Putzmacherin, denn Geschäfte, in denen nur Stoffe zum Reinigen, Putzen verkauft werden, giebt es nicht. O. K.

— Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich, 1894. Sterns litter. Bulletin der Schweiz.) 55 S.

Es ist den Lesern vor kurzem ein Vortrag über Stern empfohlen, der ihn als socialdemokratischen Dichter behandelt. Nach den von ihm hier vorliegenden Gedankenspänen ist diese Bezeichnung zu korrigieren. Er ist Socialist und auch eifriger Verfechter der sog. Emancipation des vierten Standes. Aber seine Absagen an den Naturalismus, Materialismus und Doktrinarismus der Socialdemokratie sind nicht minder scharf, als seine Vorwürfe gegen die Beschränktheit und den Egoismus der Führer. Man sieht an Stern, daß ein wirklicher Dichter, ein über andere Menschen hervorragendes Genie in dieser philisterhaft demokratischen Partei keinen Platz hat. Die Gedanken, die er hier ausspricht, sind zum Teil sehr treffend, geistvoll, auch witzig und nicht ohne Tiefe. Meistens sind es ziemlich kurze Sätze, doch finden sich auch einige sehr bemerkenswerte seitenlange Betrachtungen über Nietzsche, unsere heutige Litteratur u. s. w. Stern hat schon eine reiche innere Entwicklung durchgemacht und ist dem Lichte näher gekommen; nach seiner Bemerkung auf S. 10 ist er jetzt von der menschlichen Vorbildlichkeit Christi dahin gekommen, in ihm „ein mystisches Weltgeheimnis“ zu ahnen. Wir folgen seinen Wegen mit lebhafter und inniger Teilnahme und hoffen, daß Gott es ihm giebt, seinen letzten Götzen mit kräftiger Axt zu fällen, der heißt: Maurice Reinhold von Stern. M. v. N.



Fd. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Hilda.

Roman

von

Hugo Lubenow.

VII.

Das Christentum war den Dänen keineswegs etwas völlig Neues. Man kann davon absehen, daß bereits drei Jahre vor dem Erscheinen Ansgars der Erzbischof Ebbo von Rheims als Gesandter einige Monate in Schleswig geweilt hatte und nebenher als Verkündiger des Evangeliums thätig gewesen war. Aber der rege Verkehr, welcher Abendländer an die Gestade der Ostsee und Normannen über Kiew und Konstantinopel hinausführte, hatte längst den heidnischen Völkern Europas eine wenn auch nur oberflächliche Kenntnis der christlichen Lehren und Sitten vermittelt. Die Städte Dänemarks und Schwedens zählten sogar hie und da vereinzelte Christen zu ihren Bürgern. Handel treibend oder Kriegsdienst thuend, durch Wißbegier oder Abenteuersucht getrieben, hatten sie sich vorübergehend in fernen Ländern aufgehalten und Anlaß gefunden, sich über das Christentum zu unterrichten und sich taufen zu lassen. Doch wurden sie durch ihre heidnische Umgebung genötigt, ihren Glauben zu verbergen. Die gleiche Vorsicht mußten diejenigen üben, welche, in christlichen Gegenden geboren und erzogen, später geraubt worden waren und nun als Sklaven in der Fremde lebten. Doch begrüßten alle diese natürlicherweise jede Nachricht von der Annäherung christlicher Sendboten mit Freude.

So fand also Ansgar für seine Bestrebungen einen bis zu einem gewissen Grade bereiteten Boden vor. Die Arbeit, die er in Angriff nahm, war durchaus nicht aussichtslos. Doch brachte die Ungeschicklichkeit Haralds das Werk seines Schutzbefohlenen schon im Anfang fast zum Scheitern. Der König war von unzuverlässiger Sinnesart, unklar in seinen Empfindungen und schwankend in seinen Entschlüssen. Einen weitaussehenden Plan mit Klugheit und Beharrlichkeit zu verfolgen, ging über seine Kraft. Nach dem nächsten Zweck, der ihm gerade wichtig war oder wichtig gemacht wurde, traf er seine Maßnahmen. Daher lag in seinen Handlungen etwas Abgerissenes und Widerspruchsvolles. Seiner Zeit waren ihm die Schwierigkeiten, welche sich dem Wirken Ansgars entgegenstellten, so groß erschienen, daß er ihm von seinem Vorhaben abreden zu sollen meinte. Nachher fiel ihm ein, daß für ihn alles darauf ankam, sich die Wohlgeneigtheit und Hülfsbereitschaft seines christlichen Verbündeten zu erhalten. Hinter dieser Notwendigkeit mußten alle Bedenken weit zurücktreten. Ansgars sanfte und vorsichtige Art bedurfte einer Ergänzung. Vielleicht auch war es möglich, in

raschem Ansturm die alten Götter und ihre Anhängerschaft aus ihren Befestigungen zu werfen. Er gab also Befehl, die Tempel zu schließen, und ließ durchblicken, daß er gesonnen sei, sie über kurz oder lang dem Erdboden gleichzumachen.

Die beiden fränkischen Priester waren in der Stadt nicht anwesend, als dies Geheiß erging. Sie waren auf einer Wanderung durch die Gehöfte und Dörfer der Landschaft begriffen, teils um sich einen Einblick in die Verhältnisse zu verschaffen, teils um Anknüpfungspunkte für ihr Bekehrungswerk zu suchen.

Die Nachricht von dem Vorgehen und den Absichten des Herrschers durchlief mit großer Schnelligkeit die Stadt und erzeugte in der Bevölkerung eine tiefgehende Gärung. Namentlich war es die zahlreiche Klasse der Gemeinfreien, welche sich des bedrohten Heiligtums annahm. Ihnen schlossen sich die Freigelassenen und Halbfreien an. Die Edlen, durch ihre Stellung zu größerer Zurückhaltung genötigt, blieben mehr im Hintergrund. Doch schürten sie in der Stille das Feuer und ließen ihren Hörigen, denen der entstehende Auflauf willkommene Aussichten eröffnete, freien Willen. Einige von ihnen, wie der grimmige Bernewulf und sein Neffe Egbert, scheuten sich auch nicht, öffentlich eine herausfordernde Sprache zu führen. Nicht lange dauerte es, so flossen die Gruppen eifrig redender Menschen zu lärmenden Haufen zusammen. Ein einziger Trieb schien die Masse zu beleben. Sie wälzte sich langsam der Stelle zu, an der viele Hände beschäftigt waren, die Kapelle aufzurichten. Die Handwerker hatten keinen Grund, sich für eine ihnen gleichgültige oder gar widerwärtige Sache zu opfern. Sie überließen den Bauplatz dem Gegner, der sich bemühte, alle Spuren menschlichen Fleißes eilig zu tilgen, und schließlich den Holzvorrat in Brand steckte.

Als der König von diesen Vorfällen Kunde erhielt, geriet er in heftigen Zorn. Er sandte sogleich, ohne auf die Bitten der Königin und einiger Freunde zu hören, einen Teil der ansehnlichen Söldnerschar, die seine ständige Begleitung bildete, zur Niederwerfung des Aufruhrs ab. Es kam zu einem Handgemenge, in welchem auf beiden Seiten viele verwundet und einige getötet wurden. Schließlich behauptete die gut bewaffnete und von fränkischen Hauptleuten geführte Leibwache Haralds das Feld. Der Schwarm der Empörer löste sich in Flüchtige auf, und diese bargen sich in den Häusern. Mit Genugthuung vernahm der König den Ausgang des Kampfes; er hielt die Sache für abgethan.

Da wurde ihm gemeldet, daß der Graf von Schleswig da sei und ein Anliegen habe. Er ward sogleich eingelassen. Mehr als sonst noch drückten sich in den Zügen seines Antlitzes Entschiedenheit und Strenge aus. War überhaupt sein Wesen mehr furchterweckend als anziehend, so sah er heute geradezu finster aus. Die Künste des Schmeichlers waren ihm fremd, und seine Unterwürfigkeit war nicht so groß, daß sie ausgereicht hätte, um alle Zeichen der Entrüstung aus seinem Aeußeren zu verbannen.

„Ich komme," begann er, „um dich zu bitten, mir die Bürde meines Amtes abzunehmen."

„Warum?" fragte Harald betreten. Auf der einen Seite hatte er einige Scheu vor dem Grafen; er fühlte sich durch ihn etwas in Schatten gestellt. Andererseits wußte er, daß er nicht viele Ratgeber von der Ergebenheit und Brauchbarkeit Ethelrichs besaß.

„Das Alter fängt an, mich zu drücken," versetzte der Graf. „Ich bin nicht mehr frisch und gewandt genug, um mich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Es wird besser sein, wenn ich einem jüngeren den Platz räume."

„Was wollen diese Reden besagen?" rief der König, indem er seine Stellung wechselte und sich mit gestreckten Fingern über den Backenbart fuhr. „Neue Verhältnisse? Wo sind welche? Oder deutest du auf die Ereignisse hin, die sich soeben vor dem Thor meines Hauses abgespielt haben?"

Die Ausdrucksweise, deren der König sich bediente, war absichtlich so gewählt, daß sie eine Anklage gegen den eigenmächtigen ehrfurchtslosen Sinn der Aufständischen ent-

hielt. Der Graf aber entgegnete mit gleicher Offenheit und Schärfe: „Diese Ereignisse würden allerdings mit zu den neuen Verhältnissen gehören, denn gewöhnlich ist es nicht, daß ein Fürst sich durch Fremde bewegen läßt, einen Bürgerkrieg in seinem Land hervorzurufen.“

Harald fuhr empor. „Was höre ich da! Wohlan, wir wollen dem Baum an die Wurzel gehen. Meinst du denn, daß deine Gesinnung mir verborgen sei? Ich kenne dich, Ethelrich. Du bist der ärgste Gegner meines fränkischen Bündnisses. Du mißbilligst dies Bündnis, ohne mir zu sagen, mit welchen Mitteln sonst ich mich meines Vetters erwehren soll. Du mißbilligst es, daß ich Christ geworden bin und die beiden Mönche mitgebracht habe. Ich will aber mein Volk von seinem Irrtum, der ein Dienst böser Geister ist, frei machen.“ Er bekreuzte sich. „So ist es, so und nicht anders. Der Christengott ist mächtiger als unsere Götter. Schritt für Schritt dringt er vor und richtet sich dort ein, wo bisher das Blut der Opfertiere floß. Schritt für Schritt weichen unsere Götter zurück und räumen ihm das Feld. Kannst du es leugnen, Ethelrich? Kurz: ich habe gethan, was der Augenblick gebot, und das ist der Grund deines Aergers. Du hast vielleicht gar durch zweideutiges Verhalten die Meinung erweckt, als ständest du auf seiten der Empörer. Der Vorwurf, den du mir machst, soll dazu dienen, dich zu entschuldigen. Ich erkenne an, daß du mir viele gute Dienste geleistet hast. Ich zweifle auch nicht daran, daß du es gut mit mir meinst. Es lebt aber in deinem Busen ein unbändiger Trotz, und dieser ist es, den ich schelte.“

Der König hatte schnell und laut gesprochen. Die Pause, die er machte, benutzte der Graf, um zu erwidern: „Ich muß mir deine Anklagen, mein König und Herr, schon gefallen lassen, obwohl ich so viel Tadel nicht verdiene.“ Harald beachtete diese Worte nicht, sondern fuhr mit Heftigkeit fort: „Oder nennst du das etwa Treue, daß man die Waffe in die Scheide stößt und sich abkehrt, sobald einem etwas an der Handlungsweise des Herrn mißfällt! So machen es die Kinder auch. Wenn es nicht nach ihrem Kopfe geht, weigern sie sich, mitzuspielen.“ Der letzte Vergleich rief durch eine naheliegende Verknüpfung das Bild des Würfelspiels in ihm wach, und er fügte hinzu: „Wer steht denn hier in Gefahr? Wer wagt am meisten und hat am meisten zu verlieren? Dein Einsatz, denke ich, ist viel geringer als der meinige.“

Der Vorwurf, der in des Königs Worten lag, war nicht ganz unverdient. Ethelrich fühlte das. Vielleicht war er zu aufgebracht, zu rasch gewesen. Er entgegnete in versöhnlichem Ton: „Gerade weil dein Einsatz so groß ist, König Harald, wünschte ich, alles verhindern zu können, was dem Volke Anstoß giebt. Denn noch mehr als die Franken hast du deine eigenen Unterthanen nötig. Wenn du dir diese entfremdest, wird dir auch die Freundschaft eines Ausländers nicht viel Gewinn bringen. Es giebt in deinem Reich und namentlich auch hier in Schleswig Unzufriedene, welche für deinen Gegner arbeiten und werben. Ihnen kann nichts lieber sein, als wenn du dein Volk in einen recht schroffen Gegensatz gegen dich hineintreibst. Sie würden in diesem Fall nicht säumen, von der Gunst der Umstände ausgiebigen Gebrauch zu machen.“

Der König wurde nachdenklich. Ethelrich nahm mit einiger Verwunderung den tiefen Eindruck wahr, den seine Worte auf den König gemacht hatten. Er mußte einen Zusammenhang berührt haben, der dem König bisher entgangen, dessen Bedeutsamkeit ihm aber sofort klar geworden war.

„Daß mein Vetter von der Verfolgung seiner Pläne abstehen wird, glaube ich nicht,“ versetzte Harald, bei dem plötzlich der Zorn in Kleinmut umgeschlagen zu sein schien. „Er ist nicht der Mann, der auf Mahnungen hört und vor Warnungen zurückschreckt. Er wird den Faden seiner Ränke fortspinnen. Etwas anderes aber ist es, ob du vielleicht für deinen Verdacht Anhaltspunkte hast. Unterhält hier jemand verräterischen Verkehr mit dem Hof in Lethra?“

Der Gefragte erwiderte nach kurzem Besinnen: „Gerüchte werden mancherlei herumgetragen. Es ist aber schwer, sie auf ihre Wahrheit hin zu prüfen. Wozu soll

ich Namen nennen, wenn mir die Beweise fehlen! Doch beschuldigt man namentlich einen gewissen Aggo, ein eifriger Anhänger aller Bestrebungen zu sein, die auf Dänemarks Einheit hinausgehen."

„Aggo? Wer ist das? Ich kenne ihn nicht."

„Es ist ein Fremder, der vor etwa zwanzig Jahren aus dem Morgen zuzog. Nachdem er jahrelang das Schutzgeld entrichtet hat, ist er seit einiger Zeit im Besitze des Bürgerrechts."

„Ihr hättet es ihm nicht geben sollen."

„Es lag kein Grund vor, es ihm zu verweigern. Auch sind Leute, auf welche das allgemeine Mißtrauen sein wachsames Auge gerichtet hält, weniger gefährlich als geheime Kundschafter. Und schließlich erreichen sie alle nichts, wenn die Anhänglichkeit des Volkes an dich stark ist. Dein Angriff auf die Tempel hat viele schwankend und unsicher gemacht. Sie haben ihn nicht erwartet und fühlen sich gekränkt. Sie sehen, wenn du nicht andere Wege einschlägst, in König Erich den Hort der alten Sitten, und leicht fallen ihm die Herzen zu."

„Was soll ich aber nur thun?" rief Harald ärgerlich und niedergeschlagen zugleich aus. „Was soll ich thun? Hier drängt mich König Ludwig und dort mein eigenes Volk. Beiden zugleich kann ich es doch nicht recht machen. Es ist ja wahr: ich brauche meine Unterthanen und muß auf sie Rücksicht nehmen. Das Band mit ihnen darf nicht gelockert werden. Andererseits aber ist es ebenso wahr: ohne fremde Unterstützung kann ich mein Recht nicht durchsetzen."

Ethelrich empfand Mitleid mit seinem Herrn. „Ich stimme dir in allem bei," sagte er, „kann aber deine Lage nicht für so schlimm ansehen. Es ist dir wohl möglich, beide Teile zu befriedigen. Du bist Christ geworden und erlaubst dem Mönch, hier zu predigen. Das genügt. Ein Mehreres kann der Frankenkönig nicht erwarten. Laß Ansgar sehen, was er ausrichtet. Wer oder was kann dich zwingen, ihm Bahn zu brechen? Du hast gethan, was du konntest, indem du ihm Raum gabst, um seine Kräfte zu erproben. Wenn ich also einen Rat geben soll, so ist es dieser: laß die Beteiligten ihren Wettkampf selbst ausfechten, du aber bleib gleichgültig und zuwartend beiseite stehen."

Der König wiegte den Kopf hin und her und dachte nach. Sollte er auf den Rat des Grafen eingehen? Wenn er ihm Folge gab, so mußte sein erstes sein, daß er die Tempel wieder öffnete. Ein solches Beispiel der Unsicherheit konnte aber sein Ansehen schädigen. Würden unruhige Geister nicht daraus die Lehre ziehen, daß es ein Leichtes sei, ihn, den König, durch Hartnäckigkeit zum Rückzug zu nötigen? Ethelrich ahnte etwas von dem, was in dem Herrscher vorging. Er äußerte daher: „Einen begangenen Fehler einzugestehen und wieder gutzumachen, kann an sich nicht als unrichtig angesehen werden. Die Klugheit erfordert es sogar oft. In deinem Falle wäre es umsoweniger bedenklich, als du ja den Widerstand niedergeschlagen hast. Wer im Besitz der Macht ist, darf manches thun, was man einem andern als Schwäche auslegen würde.

Haralds Zweifel waren überwunden. Er versprach, den Götterdienst wieder freizugeben, aber nicht sogleich, sondern erst nach Verlauf einiger Tage, damit es nicht den Anschein gewönne, als habe er unter dem Eindruck des stattgehabten Kampfes gehandelt. Ethelrich verließ befriedigt das Haus.

Als am nächsten Tage die beiden Priester von ihrer Reise zurückkehrten und von dem Vorgefallenen Kenntnis erhielten, waren sie auf das äußerste bestürzt. „Autbert! Bruder!" rief Ansgar einmal über das andere, „an unserer Sache klebt Blut. Wir tragen das Kainszeichen an der Stirn, und unsere Hände sind unrein. Wehe dem, der sich auf Menschen verläßt! Leicht ist es für den Starken, den Schwächeren mit Waffengewalt zu unterdrücken. Schwer aber ist es, vergossenes Blut zu sühnen. Könnte nicht der Herr, wenn er sein Reich durch Zwang vermehren wollte, seine Heerscharen senden, mit gezückten Flammen gerüstet? — Wir haben viel eingebüßt, Autbert. Es wird

Mühe kosten, den erlittenen Nachteil wieder einzubringen.“ Er begab sich unverweilt zum Könige und bestimmte ihn, den beabsichtigten Gegenbefehl sofort zu erlassen. Auch empfing er das Versprechen, daß die Nachforschungen nach den Rädelsführern eingestellt werden sollten. Der Bau der Kapelle wurde ohne Verzug wieder in Angriff genommen und nun mit verdoppeltem Eifer betrieben, so daß dieselbe, ein einfaches hölzernes Gebäude mit Rohrdach, nach Verlauf von drei Wochen zum Gebrauch fertig dastand.

Als die erste Messe in ihr gelesen wurde, war der König bereits abgereist. Die beiden Mönche bedauerten das nicht, denn seine Anwesenheit in Schleswig war ihnen mehr ein Hindernis als eine Förderung gewesen. Mit wirklichem Schmerz dagegen sah ein anderes Paar den Tag seines Aufbruchs herankommen, Hilda und Edwin. Am Abend vorher saßen sie wieder in dem uns schon bekannten Gemach beisammen. Das Wetter war inzwischen umgeschlagen. Ein heftiger Wind, der hin und wieder Regenschauer vom dunklen Himmel losriß, lag mit den klappernden Fensterläden in Fehde und sandte trotz der dicken Vorhänge einen eisigen Hauch ins Zimmer. Auf dem Herd brannte ein knisternder Holzhaufen, der die Umgebung mit Licht und Wärme versorgte. Hilda saß neben dem Herde, so daß nur die rechte Seite ihrer Gestalt beleuchtet war. Dagegen wurde der Jüngling, der ihr gegenüber Platz genommen hatte, voll von dem Schein des Feuers getroffen. Es geschah wohl absichtlich, daß die Jungfrau ihr Gesicht noch weiter aus dem Bereich der Glut entfernte, während sie sagte: „Du mußt nicht so traurig aussehen, Edwin. Wir haben doch wirklich wenig Ursache, uns zu grämen. Du mußt dich gewöhnen, Edwin, jedes Ding von seiner freundlichen Seite her zu betrachten. Davon hängt nämlich sehr viel ab. Du denkst nur an den Abschied, und daher bist du betrübt. Ich denke daran, daß es nur wenige Tagereisen sind, die uns in den nächsten Monden trennen werden. Wir bleiben uns doch nahe genug, wenn wir uns auch nicht die Hand reichen können.“

„Das ist wohl wahr,“ entgegnete Edwin. „Dennoch nützt mir dieser Trost nicht viel, weil er draußen bleibt. Suche einen Kranken davon zu überzeugen, daß es ihm gut geht, er wird es dir doch nicht glauben. Ich habe nicht soviel Kraft, daß ich die Bekümmernis verscheuchen könnte. Du bist mir darin voraus.“

„Was ich kann, mein bester Edwin, das bringst du mit einigem guten Willen auch zu stande. Und recht habe ich ohne Zweifel. Denke dir zwei Herzöge, deren Haufen sich gegenüberstehen. Der eine ist mutlos. Hat er damit nicht schon den Sieg halb aus der Hand gegeben? Ist er nicht in Gefahr, den Kopf zu verlieren und allzu früh zu fliehen? Der andere ist kühn und selbstgewiß, und schon das gewährt ihm einen Vorteil. Es ist also von großer Bedeutung, mit was für Augen man eine Sache betrachtet. Man soll immer die Lichtseiten heraussuchen und die Schattenseiten übersehen. Das bewahrt vor unnötiger Verzagtheit und Unruhe.“

„Mit unserer Fahrt nach dem Rhein läßt sich allerdings diese Reise nicht vergleichen.“

„Gewiß nicht. Wir werden oft von einander hören. Zwischen dem König und meinem Vater werden oft genug Boten hin- und hergehen. Es wird keiner ohne einen Gruß für dich die Stadt verlassen.“

Edwin nahm ihre Hand in die seine und küßte sie.

„Wie denkst du denn über die beiden Geschorenen, Edwin?“ fragte sie in der Absicht, ihre eigene Ergriffenheit zu verbergen und die Gedanken des Geliebten abzulenken. „Mein Vater ist sehr erbittert darüber, daß sie hier bleiben.“

Edwin sammelte sich und entgegnete nach einigem Nachdenken: „Ich habe im Frankenreich manchem Fest beigewohnt. Sie feiern dort häufiger als bei uns, und ihre Tempel gefielen mir wohl. Auch bei der Taufe des Königs ging es prächtig zu. Im übrigen ist das aber eine Sache, die den König näher angeht als mich, über die ich mir also auch keine Sorgen mache.“

„Wie denkt denn dein Vater darüber?“

„Mein Vater ist ein alter Mann. Er scheint den Christen eher geneigt zu sein.“

„Hast du dort auch eine Hochzeit erlebt oder gesehen?“

„Nein. Aber ich wünschte, ich könnte bald meine eigene feiern. Es wäre mir dann gleich, ob ich mit dem Zeichen der Christen oder mit Thors Hammer gesegnet würde. Ach, daß ich dich bald heimführen könnte! Aber die Zeit vergeht nur langsam. Wie langsam vergeht sie!“

Er rief es unmutig. Hilda sah still auf ihre gefalteten Hände nieder und sagte dann: „Und wenn wir erst beisammen sind, wird sie uns zu schnell verrinnen.“

Wieder trat eine kurze Pause ein, ehe Edwin erwiderte: „Die Alten behaupten es wenigstens.“

„Aber nicht alle,“ versetzte die Jungfrau, indem sie sich bemühte, ihrer Stimme einen Anflug von Heiterkeit zu verleihen; „manchem ist wohl die Ehe so kurzweilig wie dem Hund die Kette.“

Ein rechtes fröhliches Geplauder wollte nicht in Gang kommen. Träge und schwermütig floß die Rede dahin, der gedrückten Stimmung der beiden entsprechend. Endlich kam die Zeit der Trennung und sie nahmen Abschied. Edwin trat in die vom Sturm durchtobte Finsternis hinaus. Er hatte aber erst wenige Schritte gethan, als er sich von zwei sanften Armen umschlungen fühlte. Eine leise Stimme schlug an sein Ohr. „Ich kann dich so nicht gehen lassen, mein einzig Geliebter. Ich muß dir noch ein Andenken mitgeben. Es soll das Geständnis sein, daß ich dich unaussprechlich liebe. Ich verspreche dir, alle Morgen bei Sonnenaufgang und alle Abend zur Zeit des Sonnenunterganges laut zu sagen: ‚Mein einziger Edwin.‘ Versprich mir, daß du es hören willst.“

„Ich will es hören, meine göttliche Hilda, ich will es hören und den Ruf erwidern.“

Er preßte sie stürmisch an seine Brust. Sie riß sich gewaltsam los und war im Augenblick verschwunden.

VIII.

An einem kalten, regnichten Tage saß Autbert allein zu Hause und las. Obwohl die Sonne kaum die Mittagshöhe überschritten haben konnte, herrschte doch im Gemach Dämmerung. Das war nicht nur die Folge des Wolkendunkels, welches draußen den Himmel umzog. Auch das Fenster aus dünngeschliffenem Horn, das die Mönche vorsorglich aus ihrer Heimat mitgebracht und kürzlich dem Wandausschnitt eingefügt hatten, trug dazu bei, das Tageslicht zu dämpfen. Dennoch war es in der Nähe des Fensters hell genug, um dabei lesen zu können. Autbert hatte sich sorgfältig in Decken gehüllt und ließ seine Augen langsam über die großen Schriftzüge des Pergaments gleiten. Da that sich die Thüre auf und Ansgar trat ein. Sie begrüßten sich und letzterer teilte dem Gefährten mit, daß er auf dem Markt niemanden angetroffen habe.

„Keinen Neugierigen? Keinen Widersacher?“ versetzte dieser kopfschüttelnd. „Es ist schon das zweite Mal. Du wirst niedergeschlagen sein.“

„Nein,“ entgegnete Ansgar, „nur gedemütigt. Und wenn Gott uns demütigt, so erhöht er uns. Sobald das Ungestüm des Wetters sich legt, werden auch die Hörer zurückkehren. Doch war mein Gang nicht unnütz. Weißt du, woran hier viele Menschen Aergernis nehmen?“

„Nun?“ fragte Autbert gespannt.

„Als ich wartend stand,“ fuhr Ansgar fort, „ging ein Mann an mir vorüber und spottete meiner, indem er sagte, der reiche Herr des Himmels sollte sich schämen, daß er keine anderen Boten zu senden hat als solche armseligen Bettler.“

„Und was erwidertest du ihm?“

„Daß dieser selbe reiche Herr mir befohlen hätte, mit den Gütern, die er mir schenkt, anderen wohlzuthun. Das wäre die Ursache unserer Armut. Er stutzte einen Augenblick und antwortete dann, Geschenke zu machen würde mir gar nichts helfen, denn von seinen Genossen hier hätte kein einziger Lust, solch hungernder und siecher Tropf zu werden, wie du und ich es seien. Darauf wandte er sich und ging davon. Ich aber dankte Gott im stillen. Denn wenn man falsche Meinungen hinwegräumen will, muß man zuvor von ihnen wissen."

Beide schwiegen eine Weile, dann nahm Autbert das Wort und sagte: „Auch mir ist heute etwas aufgestoßen, worüber ich mich verwunderte. Du mußt kürzlich, Bruder Ansgar, zu den Knaben von dem Gesetz gesprochen haben, das Gott durch die Hand seines Knechtes Mose der Welt gab. Ist es nicht so?"

„So ist es. Ich legte ihnen das zweite Gebot aus, daß wir uns kein Bildnis machen sollen, es anzubeten. Dabei erzählte ich dann auch, welche Barmherzigkeit Gott an seinem Volke gethan, indem er es dem Stande der Knechtschaft enthob und in das heilige Land brachte."

„Nun ja. Heute also sagte Theamar zu mir, es sei doch seltsam, daß Gott das Volk vierzig Jahre in der Wüste erhalten habe, ohne daß es nötig hatte, zu essen oder zu trinken oder seine Kleidung zu erneuern. Ich belehrte ihn eines Besseren; sie mußten, sagte ich ihm, für ihre Bedürfnisse ebensogut Fürsorge treffen wie wir. Er aber stritt dagegen, indem er sich auf dich berief. Wie leicht doch Unkundige uns falsch verstehen! Kaum kann man auf alle Irrtümer, die möglich sind, im voraus Bedacht nehmen."

Ansgar wurde nachdenklich und erwiderte dann: „Dieser Vorfall, Bruder, bestärkt mich in einer Absicht, mit der ich mich schon seit einigen Tagen trage. Es geht nicht, daß wir uns in unseren Diensten ablösen, wie es das Ungefähr mit sich bringt. Wir müssen uns die Arbeit teilen. Vorläufig mag die fortlaufende Unterweisung der Jünglinge dir zufallen, während ich die anderen Obliegenheiten auf mich nehme. Ist dir das recht?"

„Wir hatten beide einen Gedanken, Bruder Ansgar. Ich bin durchaus einverstanden."

„Das ist mir lieb. Wir wollen auch die neue Ordnung von diesem Augenblick an als bestehend ansehen. Ich bin nämlich willens, morgen wieder einen Gang durch die Umgegend zu unternehmen."

„Aber Bruder," fiel Autbert erschreckt ein, „bei dieser Ungunst des Wetters!"

„Ich mag ihn nicht länger aufschieben. Mein Herz drängt mich, und da muß ich gehorchen. Wer weiß, wie bald Schneefall eintritt, und dann sind mir weitere Wanderungen gänzlich abgeschnitten. Ich gedenke, zwei bis drei Tage fortzubleiben. Sei nicht besorgt um mich, aber bete für mich." —

Am nächsten Morgen trat Ansgar seine Reise an und kehrte am dritten Tage danach zurück. Seine Absicht aber, noch bei guter Zeit wieder in der Stadt zu sein, konnte er nicht ausführen. Er verspätete sich. Es dämmerte bereits stark, und noch deutete kein Zeichen auf die Nähe der Stadt hin. Die Umgebung war ihm fremd. Aber schon konnte er nur noch wenig von ihr wahrnehmen. Der leichte Dampf, der den Luftkreis erfüllte, verlor mehr und mehr seine Durchsichtigkeit. Dunkle Schatten schoben sich in ihm hin und her, vereinigten sich und zogen sich immer enger um den Schreitenden zusammen. Da schlug Hundegebell an sein Ohr. Er ging dem Klang einige Schritte weit nach und bemerkte ein Gehöft, das einen Axtwurf weit vom Wege entfernt lag. Durchnäßt, müde und hungrig, wie er war, beschloß er, sich durch eine kurze Rast zur Weiterreise zu stärken. Seine Bitte um Aufnahme wurde ihm gewährt. Das Gehöft war Eigentum des Grafen Ethelrich und stand unter der Aufsicht seines Schäfers Godwin. Letzterer empfing den Gast, führte ihn in das Innere der Hütte und wies ihm den Sitz in der Nähe der Feuerstelle an, den er bisher innegehabt hatte. Dann ging er, um Erquickung zu holen. Er brachte Brot, Fleisch und Honig und



goß Bier in einen Becher. Ansgar langte frisch zu, nachdem er ein stilles Gebet verrichtet. Er nahm es damit sehr streng und genoß nichts, was er nicht vorher durch Gebet geweiht hatte. Die Kost mundete ihm, obwohl er um sich herum manches wahrnahm, was einen anderen vielleicht gestört hätte. Ueber der Bettstatt lag das Fell eines unlängst geschlachteten Widders gebreitet, und an einer Stange hingen zwei Kälbermagen, wie man sie zur Käsebereitung braucht. Ferner stieß das Auge vielfach auf Spuren von Asche. Entweder war diese durch den Luftzug vom Herde hinweggefegt worden, oder, was wahrscheinlicher war, ein Mensch hatte die Entfernung derselben in so ungeschickter Weise besorgt, daß der Staub sich durch den ganzen Raum verbreitet hatte. Alle diese Zeichen deuteten darauf hin, daß hier der rasche Blick und die sorgsame Hand des Weibes fehlten. Außer dem Wirt war noch ein Knabe anwesend, der auf einer Bank saß und an einem Stück Holz herumschnitt.

Das Mahl verlief still. Godwin ging hin und her, legte Torf und getrockneten Dung an das Feuer, sicherte die Fenster und versah seine Knechte mit Anweisungen. Er war ein mittelgroßer Mann mit völlig weißem Bart- und Haupthaar. Eine besondere Eigentümlichkeit an ihm war die große Ruhe, die er besaß, und die bisweilen an diejenige eines hoffnungslos Leidenden gemahnte. Sie trat ebenso in seinem Blick wie in seinen Bewegungen zu Tage. Nachdem er die Reste des Mahles wieder in der Lade geborgen, setzte er sich Ansgar gegenüber, nahm Nadel und Garn zur Hand und schickte sich an, einen Mantel aus grobem Fries, der einen Riß bekommen hatte, zu flicken. Ansgar sah ihm zu, und unwillkürlich bemächtigte sich seiner ein Gefühl des Mitleids, für das er doch keinen Grund angeben konnte. „Ist es noch weit bis zur Stadt?" fragte er.

Der andere verneinte. Dann hob er den Kopf und warf einen prüfenden Blick auf den Gast. „Du bist gewiß der Franke, der sich seit kurzem in Schleswig aufhält."

„Allerdings. Wenigstens bin ich einer von ihnen, denn wir sind unser zwei."

„Ich dachte mir, daß du einer von ihnen wärest."

„Gesehen hast du uns also noch nicht?"

„Nein. Ich komme selten in die Stadt."

Der Gast wies auf den Knaben und fragte: „Ist das dein Sohn?"

„Nein, es ist mein Enkel. — Ivo, schneide dich nicht. — Es ist mein Enkel. Er hält sich aber meistens bei mir auf, denn er will auch ein Schäfer werden wie sein Großvater. Nicht, Ivo?" Er sagte es mit einem gewissen Stolz.

„Ja, Großvater," erwiderte Ivo. „Dann bekomme ich auch einen Gürtel mit einer Kette daran, nicht?"

„Gewiß, mein Söhnchen; ohne den kann kein Schäfer sein. Was machst du denn aber da?"

„Ich will mir eine Blase machen," antwortete Ivo und vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

„Eine Blase? Du meinst eine Pfeife."

„Man bläst darauf, also ist es eine Blase," entgegnete Ivo sehr bestimmt.

„Man pfeift darauf, also ist es eine Pfeife," versetzte Godwin, seine Redeweise nachahmend. „Du mußt Weidenholz nehmen. Weidenholz ist besser als Haselholz. Sage es doch den Knechten, die machen dir gleich eine Pfeife."

„Ich will sie mir aber selbst machen."

„Das verstehst du nicht. Du bist noch zu klein dazu."

„Laß ihn, Freund," mischte sich Ansgar ins Gespräch. „Die Kinder glauben es doch niemals, wenn man ihnen sagt, daß sie etwas nicht verstehen oder zu klein seien. Sie müssen es erst durch Proben inne werden. Auch übt ein Kind bei solcher Beschäftigung seine Kraft und Geschicklichkeit."

Der Angeredete nickte mehrmals mit dem Kopfe, indem er den Faden zog. „Das sind gute Worte und wahre Worte!"

Ansgar hatte eine weitere Frage, welche den Knaben betraf, auf der Zunge. Um aber nicht neugierig zu erscheinen, unterdrückte er sie und sagte: „Der Kleine wird dir eine rechte Freude sein! Welche klugen und welche ergötzlichen Reden führen die Kinder nicht oft! Was wollen sie alles wissen und was kann man ihnen alles zeigen! Ja, oft beschämen sie uns Erwachsene und werden unsere Lehrer. Ohne Ivo würde dir dein Haus gewiß oft recht leer und stumm vorkommen."

„Das könnte sein," versetzte Godwin bedächtig. „Fremde Menschen bekomme ich nicht viel zu sehen. Die Stadt ist mir gleichgültig. Ich habe dort niemanden, als meines Sohnes Frau, Ivos Mutter, und mit ihr stehe ich in keinem rechten Verträgnis. Vielleicht liegt aber auch die Schuld etwas an mir. Alten Leuten recht gethan, ist eine Kunst, die niemand kann. Doch bin ich auch gerne allein. Wenn ich im Sommer hinter meinen Schafen hergehe und das grüne Feld ansehe und die Wolken, dann ist für mich gute Zeit. Dies hier ist nämlich nur mein Winterhaus. Den Sommer über ziehe ich mit meiner Herde durch die ganze Landschaft herum. Ich habe dann ein Zelt bei mir, in dem ich mit den Knechten schlafe. Ich möchte nicht mit vielen Menschen zuhauf leben. Meine Schafe verstehen mich ebenso gut, wie die Menschen, wenn sie auch nicht Antwort geben. Ich glaube, ich würde nicht mehr leben, wenn ich sie nicht gehabt hätte — damals, als das Unglück auf mich fiel."

„Oh, oh!" sagte Ansgar im Ton des Bedauerns.

„Ich hatte vier Söhne," fuhr Godwin nach einer Pause fort. „Sie sind alle tot. Der Ivo ist alles, was mir von ihnen übrig geblieben ist." Er sagte es in einem so ruhigen Ton, als spräche er von einem Fremden. „Bist du verheiratet?" fügte er rasch hinzu. — „Nein." — „Wirst du dich jemals verheiraten?" Ansgar schüttelte den Kopf.

„Du thust klug daran. Du ersparst dir viel Herzeleid. — Als der letzte von meinen Söhnen starb, war ich nahe daran, den Tempel anzuzünden, weil ich mein Unglück auf den Haß der Götter schob. Heute habe ich andere Gedanken darüber."

„Welche sind das?" Seine großen Augen ruhten gespannt auf dem weißbärtigen Antlitz seines Wirtes.

„Sie sind vielen Widerwärtigkeiten aus dem Wege gegangen. Wer jung stirbt, verliert nicht viel. Es fällt ja auch wohl manche Freude ab, aber das meiste geht uns doch gegen den Strich."

„Sehr wahr, sehr wahr." Ansgar war bewegt. Eine Sprache, wie sie dieser Mann führte, hatte er noch nicht oft aus fremdem Munde vernommen. Er dankte Gott im stillen für das Ungemach, das ihn an diesen Ort geführt, und sann darüber nach, wie er das Gespräch auf die rechte Fährte leiten könnte. „Du meinst also," sagte er, „das Meiste im Leben ginge uns wider den Strich. Wer trägt die Schuld daran? Die Götter, nicht so, mein Freund? Du ließest mich vermuten, daß das dein Glaube sei. Die Götter leiten unseren Lebenslauf. Kannst du dir nun denken, daß sie dabei eine gute Absicht verfolgen?"

„Eine gute Absicht?" fragte Godwin halb unwillig.

„Ja, eine gute Absicht," wiederholte Ansgar mit Nachdruck.

„Gut vielleicht für sie — wer will es wissen? Aber auch für uns? —" Er brach ab und schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Gut für uns," sagte der Gast noch einmal. „Gott — denn es giebt nur einen Gott — meint es gut mit uns, indem er uns zuwider ist."

Der Wirt ließ die Nadel ruhen, bedachte sich und entgegnete dann: „Wir hatten uns recht lieb, mein Weib und ich. Mein Weib ist schon sieben Jahre tot. Mein letzter Sohn starb im Winter, und als der erste Schwarm Graugänse in die junge Saat fiel, holte er seine Mutter nach. Nun gut. Jedesmal, wenn ein Kind bei uns jung wurde, banden wir ihm einen Mistelzweig ein, weil wir gehört hatten, daß das ein kräftiges glückliches Kraut sei. Ich habe es selbst mit einiger Gefahr von der

Weißpappel draußen herabgeholt. Wir wollten gern, daß die Nornen ihm ein gutes Los zuwenden sollten. Später, als das Unglück im Gang war, sagten mir Leute, das sei nicht wohlgethan von uns gewesen. Mit diesem Kraut sei einst ein guter Held von seinem Feind erschlagen worden. Diese Rede hat mir viel Angst und Reue bereitet. Was meinst du, Fremdling, ob mein Unglück wohl daher rührt?"

„Nein," versetzte Ansgar ernst. „Ich weiß bestimmt, daß es nicht daher rührt. Zwar hast du gefehlt, als du dein Vertrauen auf ein vergängliches Gemächt setztest. Aber du fehltest in guter Meinung. Und solchen Irrtum sucht der gute Gott so hart nicht heim. Darum fürchte dich nicht."

Godwin atmete erleichtert auf. Der ängstlich fragende Blick seiner Augen verschwand. Aufmerksam lauschte er den weiteren Worten seines Freundes. Dieser erinnerte ihn daran, daß sein Gram noch viel größer gewesen wäre, wenn er es hätte erleben müssen, daß seine Kinder in große Schande oder unheilbare Trübsal verfielen. Auch gewinnt der Mensch nur dadurch ein friedsames Gemüt, daß er gelassen und demütig wird. Das sind darum auch die größten Tugenden. Der gute Gott weiß nun aber, daß der Mensch sie nicht von selbst sucht, sondern sie verachtet. Daher schlägt er ihn mit Ruten, bis er still wird und in seinen Willen eingeht. „Da war einst," fuhr er fort, „ein großer König im Morgenlande, dem Gott Sieg verlieh über alle Feinde und Herrschaft über viele Länder. Da wähnte er, er wolle drei Werke thun, die noch nie ein Mensch vor ihm gethan. Zuerst wollte er die höchsten Sterne mit der Hand herabnehmen. Zweitens wollte er mit Wagen übers Meer gehen. Endlich wollte er die höchsten Berge auf einer Wage wiegen, um zu wissen, wieviel Mark und Pfunde sie wiegen. Da er diese drei Werke nun aber nicht vollbringen konnte, ward er sehr unruhig und geriet in Schwermut. Er starb in jungen Jahren und fuhr um seines Stolzes willen zur Hölle. Denn der Stolz wächst im Glück wie die Made im Apfel. Es hat aber nur der Friede und findet den Weg ins Himmelreich, der niedrig und geduldig ist."

Dies und ähnliches setzte der Priester ihm auseinander. Godwin streute hin und wieder Bemerkungen ein, welche zeigten, daß er ihn verstand. Das Gespräch zog sich so sehr in die Länge, daß Ansgar das Gehen ganz vergaß. Mit einem kleinen Schreck erinnerte er sich plötzlich daran, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Der Schäfer machte das Maß seiner Gastfreundlichkeit voll, indem er sich erbot, ihn zu begleiten. Ansgar freute sich darüber. Bei der herrschenden Finsternis und bei seiner Unbekanntschaft mit der Gegend war er in Gefahr, sich zu verirren. Sie verließen das Haus und traten ihre Wanderung an. Unterwegs setzten sie die begonnene Unterhaltung, so gut der Wind und der Regen es erlaubten, fort. Beim Abschied reichte Godwin dem Priester die Hand und sagte: „Du hast mir heute viel Neues und Gutes erzählt. Es hat noch niemand so zu mir gesprochen wie du. Ich will mir deine Worte überlegen. Wir sehen uns bald wieder."

IX.

Während Ansgar nicht ohne Erfolg bemüht war, sich Freunde zu gewinnen, waren auch seine Gegner nicht unthätig. Sie arbeiteten ihm auf jede Weise entgegen und scheuten kein Mittel, um sein Ansehen beim Volk zu untergraben. Sie drängten sich namentlich auch an den Grafen heran und suchten ihn zu bestimmen, dem Wirken der Mönche Hindernisse zu bereiten. Dem geraden Sinne Ethelrichs widerstrebte es aber, sich zur Erreichung seiner Zwecke kleinlicher oder unlauterer Mittel zu bedienen. So widerwärtig ihm die Nähe der beiden war, so wenig war er gewillt, den ausdrücklichen Befehl seines königlichen Herrn offen oder versteckt zu übertreten. Er rechnete außerdem darauf, daß die Anhänglichkeit der Bevölkerung an die Vergangenheit stark genug sein werde, um eine Abweisung aller Bekehrungsversuche zur Folge zu haben.



Dies war es, worüber Ethelrich eines Tages mit dem Edlen Bernewulf, dem größten Feinde Ansgars, verhandelte. Auch Osbern, Edwins Vater, wohnte dem Gespräch bei. Nachdem sie das Haus des Grafen verlassen, blieben sie auf dem Marktplatz stehen, und Bernewulf fragte seinen Gefährten: „Nun, Osbern, wie denkst du über das Gehörte?"

„Ich denke," entgegnete Osbern langsam, „daß der Graf es noch nicht gelernt hat, sich in die neue Lage zu finden. Ansgar ist da: was ist dagegen zu thun? Er ist da, ob wir wollen oder nicht. Nun gut, so müssen wir seine Anwesenheit als unabänderlich hinnehmen und uns gefallen lassen. Ethelrich thut das aber nicht. Er ist viel weniger gefaßt als ich. Mich haben die Jahre kühler, ja vertrauensvoller gemacht. Seit Haralds Rückkehr peinigt ihn Unruhe."

Die Antwort war nicht nach Bernewulfs Wunsch. Doch bezwang er sich und sagte: „Ganz recht. Es ist die Unruhe des gefangenen und hungernden Wolfes, der die Beute zwar sieht, sie aber nicht erreichen kann. Sie ist die Strafe für seine Zaghaftigkeit. Es fehlt ihm an Mut."

„Mögen Nachreden, so grundlos wie diese, sich niemals an dich heranwagen," versetzte Osbern unwirsch.

„Aber Osbern, hast du ihn nicht soeben selbst gehört?" Die Geberden und Aeußerungen Ethelrichs in spöttischer Weise nachahmend, fuhr er fort: „Du hast ja recht. Eure Meinung ist auch die meinige. — Aber . . . der König könnte ungehalten sein. Wir müssen Vorsicht üben. — Ist das die Art eines tapferen Mannes? Wer unter einer solchen Last von Bedenklichkeiten einherkeucht, der soll es wohl lassen, Sprünge zu machen."

„Deute nicht, Bernewulf, was Gewissenhaftigkeit ist, als Zaghaftigkeit. Der Graf darf um des Königs willen auf dein Ansinnen nicht eingehen."

„Gut, dann willigen wir eben darein, der jüngste Fang des fränkischen Neuntöters zu werden. Wir versenken unsere Waffen in die See, legen uns einen hanfenen Halsschmuck um und wandern in langem Zuge als Flehende gen Mittag."

Osbern schüttelte unmutig das Haupt. „Wozu diese Uebertreibung, Bernewulf! Giebt es denn zwischen Raserei und Feigheit keinen Mittelweg? Können nicht Veränderungen eintreten, welche uns dazu behülflich sind, daß wir der Mönche ledig werden, ja welche uns ohne unser Zuthun von ihnen befreien?"

Eine kleine Pause trat ein, dann antwortete Bernewulf: „Ich glaube wohl, daß dem König die Taufe schon jetzt leid ist, denn sie hat ihm viele Freunde gekostet. Inzwischen aber pflanzt der Kahlkopf seine Nesseln und Quecken in unseren Garten hinein, und das eben ist es, was mich in Wut bringt. Ich wünschte," rief er mit bezeichnender Handbewegung aus, „ich hätte ihn zwischen zwei Mühlsteinen und könnte ihn zu Staub zerreiben! Und ich werde es thun. Auf dänischem Grund soll er liegen und die Zähne gegen die Sonne halten, so wahr ich ihn hasse!"

In dem heiseren Ton seiner Stimme und in dem Glutblick seiner Augen brach seine ganze ungebändigte Natur hervor. Osbern wandte sich halb zur Seite, indem er sagte: „Solchen Sturm errege in dir, wenn der Schlachtgesang ertönt. Aber ein anderes ist es, in friedlichen Zeiten dem Volk zu gebieten. Mit blindem Ungestüm wird dabei nichts ausgerichtet."

„Ich höre die Stimme der Vorsicht," bemerkte der Zürnende verächtlich.

„Nicht der Vorsicht, sondern der Erfahrung," erwiderte Osbern. „Verwische nicht die Grenze zwischen Pflicht und Frevel. Wer sie verwischt, schädigt sich und seine Sache. Dem Fremdling nach dem Leben zu trachten, kann nicht von dir als Pflicht angesehen werden, da der König das Gegenteil befohlen hat."

„Von Pflicht und Frevel ist hier nicht die Rede. Es handelt sich nur darum, ob wir stark oder schwach sind. Sind wir schwach und lau, so hat der Franke

gewonnenes Spiel. Sind wir stark und entschieden, so werden wir ihm den Rang ablaufen. Und ich denke, die Götter werden uns den Sieg zubeugen."

„Unsere Kinder werden den Ausgang ja erleben."

„Ich hoffe, noch wir selbst."

Bernewulfs Zorn über Ethelrichs Schwäche, wie er es nannte, war ebenso aufrichtig wie sein Haß gegen Ansgar. Dennoch mischte sich bei ihm auch ein gewisses Gefühl von Genugthuung hinein. Die alten Götter sollten gestürzt, Dänemark sollte den Fremden ausgeliefert werden. Erheischte die Größe der Gefahr nicht schleunige und thatkräftige Gegenwehr? Der einzige lichte Punkt in dieser Verwirrung und Bedrängnis war Lethra. Von dort aus konnte Hülfe kommen, Erich mußte an Haralds Stelle treten. Wenn bei diesem Wechsel auch für ihn, für Bernewulf, ein Vorteil abfiel, so konnte ihm das nur lieb sein. Sein eigenes Wohl ging dann mit dem Wohl des Landes Hand in Hand. —

Am Abend desselben Tages saßen in Bernewulfs Hause drei Männer beisammen und verhandelten im Flüsterton: Bernewulf, Iwar und Egbert. Letzterer, ein junger Edler, Bernewulfs Neffe und Freund, hatte sich an Iwars Seite niedergelassen, während Bernewulf seinen Gästen gegenüber saß. Irdene Krüge, mit Bier gefüllt, standen vor ihnen auf dem Tisch.

„Aber Vorsicht, Iwar, Vorsicht," sagte Bernewulf. „Die Stadt ist voll neugieriger Ohren und geschwätziger Zungen. Reden sollst du, aber auf keinen Fall sollst du so reden, daß jemand auf einen wohlüberlegten Plan mutmaßen könnte. Diese Wände sind taub, und ihr beide seid verschwiegen, wie ich hoffe."

„Deine Sache ist auch die meinige," versicherte Egbert.

„Hieltest du mich für unzuverlässig, so würdest du mir nicht dein Vertrauen schenken," entgegnete Iwar. „Ich überlasse mich dir zur Verfügung und Verwendung, mich, mein Schwert, und wenn es sein muß, mein Blut."

„Auf diese Bereitwilligkeit rechnete ich, und ich werde von ihr Gebrauch machen."

„Und zwar nicht allein zu unserem Vorteil, sondern auch zu deinem," fügte der Neffe hinzu.

Der Oheim bestätigte diese Bemerkung. „In erster Linie gilt es das Wohl des Landes, und in zweiter das unserige, und zwar zu gleichen Teilen, Iwar, zu gleichen Teilen. Wir wollen miteinander handeln als gute Genossen, die gemeinsam etwas unternehmen. Gleiches Wagnis und gleicher Gewinn!"

„Schon gut. Ich gehöre euch."

„Laßt mich," sagte Bernewulf, indem er seinen Neffen durch einen Wink aufforderte, die Krüge zu füllen, „laßt mich aussprechen, was alle einsehen: es muß anders werden im Lande, es kann so nicht fortgehen."

Die beiden anderen gaben ihm recht.

„Warum aber wird nicht Hand angelegt zur Besserung? Haben wir doch Sprüche und Tränke, um die Leiber zu heilen. Giebt es denn kein Mittel, um das Land zu heilen? Aber woran liegt es? Es kann nicht zweifelhaft sein: der Graf wird alt."

„Er ist alt," behauptete Iwar.

„Er ist alt," behauptete auch Egbert.

„Es fehlt ihm an Entschlossenheit. Ich will nichts Uebles von ihm reden, denn er ist mein Freund. Aber warum soll man sich verhehlen, was wahr ist? Wir werden ja alle einmal zu Jahren kommen und untauglich werden."

„Gewiß," fiel Iwar ein, „dem Angriff der Natur kann niemand Widerstand leisten."

„Wie leicht wäre es, den Fremdling bei Gelegenheit verschwinden zu lassen, wenn ich so sagen soll. Kann er nicht bei einer seiner Wanderungen in das wilde Moor geraten und verunglücken? Das Moor ist zäh und giebt nicht leicht wieder heraus, was es einmal verschluckt hat. Konnte nicht sein Boot umschlagen und er im Wasser

ersaufen? Wer will bezeugen, daß jemand nachgeholfen hat? Konnte er nicht mindestens zu seiner eigenen Sicherheit gezwungen werden, die vier Wände seines Zimmers anzusehen?"

„Und giebt es nicht," fügte Iwar eilfertig hinzu, „Pflanzen von merkwürdigen Kräften? Wer ihn ansieht, zählt ihm überhaupt nicht mehr viele Tage zu. Niemand hätte gezweifelt, daß er einer Krankheit erlegen."

„So ist es," antwortete Bernewulf. „Die Umstände sind so günstig wie möglich, aber der Graf benutzt sie nicht. Ja, es ist mit ihm darüber gar nicht zu reden. Und wenn ein anderer für ihn zugreifen wollte, meint ihr, daß er es ohne Gefahr könnte? Nein! sage ich."

Die beide anderen nickten.

„Der Graf wäre im stande, ihn wegen Verrats und Treubruchs büßen zu lassen. Und bedenkt, was das heißt. Solcher ist nicht wert, daß ehrbare Hände ihn berühren und der Staub seiner Schuhe auf die Fußstapfen freier Männer fällt. Sie binden ihn an ein Pferd und schleifen ihn unter der Schwelle seines Hauses hindurch zum Richtbaum. Zwischen zwei Hunden wird er aufgehängt, dem Volk und dem Sonnenlicht ein Abscheu. Und das alles, weil er einem Fuchs das Genick gebrochen." Ein zorniges Lachen kam aus seinem Mund. „Oder meint ihr, daß der Graf ihn nicht straffällig machen würde?"

„Er würde es thun," murmelte Iwar durch die Zähne.

„Wer aber wird sich in solche Gefahr begeben? Es bleibt uns also nichts übrig, als uns zu gemeinem Handeln zu verbinden."

„Und was soll nun geschehen?" fragte Iwar.

„Das wirst du sogleich hören," lautete Bernewulfs Entgegnung. „Vorher noch dies. Der Hauptschuldige ist Ethelrich nicht. Wenn wir ihn finden wollen, müssen wir höher hinaufsehen."

Iwar und Egbert sahen sich verständnisvoll an. Bernewulf dämpfte seine Stimme noch mehr und fuhr fort: „Ihr wißt, auf wen ich ziele. Er sollte in ehrlichem Kampf seines Heiles warten; das Schwert konnte entscheiden. Statt dessen hat er unseren Erbfeind angegangen und ihn zwischen sich und König gestellt. Versteht ihr? Unseren Erbfeind. Sage einmal, Iwar, ist solches Bündnis vom Verrat viel verschieden?"

„Es ist Verrat, ich habe es längst erkannt," rief Iwar grimmig, indem er seinen Krug geräuschvoll auf den Tisch stellte.

„Sehr viele sehen es dafür an, wenn sie es auch nicht sagen," äußerte Egbert.

„Was wir zu thun haben," fuhr der Herr des Hauses fort, „ist also vererst dies, daß wir diese Gedanken in unauffälliger Weise unter dem Volk verbreiten. Wir müssen es mit Mißtrauen gegen Ethelrich und den König erfüllen. Wir müssen es daran gewöhnen, vom König Erich Rettung zu erwarten."

„Vom König Erich und von dir," ergänzte Egbert die Rede seines Oheims.

„Nun ja, meinetwegen," antwortete Bernewulf. „Das Grafenlehn darf nicht zu einem erblichen werden. Schon aus diesem Grund ist nötig, daß nicht wieder einer aus Ethelrichs Sippe ihm im Amt folgt."

„Wenn er einen Sohn hätte von Hildas Art," meinte Iwar, der von den sehr weitaussehenden Plänen Bernewulfs und Egberts nichts ahnte, „dann wäre der Gau gut beraten. Aber einen Sohn hat er ja nicht."

„Darum," entgegnete Egbert, „muß anderes Blut ihm folgen."

Iwar wandte sich an Bernewulf. „Ich verstehe dich, Bernewulf. Die Aufgabe ist einfach und leicht auszuführen."

Dieser stimmte ihm bei. „Und wir können sie ausführen, ohne uns dabei bloßzustellen. Niemand kann uns etwas vorwerfen. Später freilich wird es wahrscheinlich auch noch anderes zu thun geben."

Nachdem die Angelegenheit noch des weiteren besprochen worden war, verließ Iwar das Haus. Als er gegangen, sagte Bernewulf zu dem Jüngling: „Den Namen

Aggos habe ich mit Absicht nicht genannt. Er braucht noch nicht zu wissen, daß wir mit Lethra bereits in Unterhandlung stehen. Erst wenn der Tag zur Entscheidung reif ist, soll er das Nötige erfahren. Du mußt niemals alles sagen, was du weißt, Egbert. Es könnte dich später gereuen." —

In dem Gespräch, welches Bernewulf mit Ethelrich gehabt hatte, war jener nicht mit solcher Vorsicht aufgetreten, daß nicht in dem Grafen einiger Argwohn wach geworden, oder der schon vorhandene verstärkt worden wäre. In Folge davon fragte Ethelrich am nächsten Tage seine Tochter: „Kennst du hier eine Jungfrau, welche Slawina heißt?"

„Ich habe von ihr gehört. Sie ist die Tochter Aggos."

„Ganz recht. Du kennst sie also nicht?"

„Nein. Warum?"

„Das will ich dir sagen. Ich habe Aggo in Verdacht, daß er zu dem Hof in Lethra in sehr naher Beziehung steht und die Pläne schmieden hilft, welche sich gegen König Harald richten. Doch weiß ich darüber nichts Gewisses. Stutzig macht mich namentlich auch die Abgeschlossenheit und Zurückhaltung, in welcher er und seine Angehörigen leben. Kein Laut dringt aus ihrem Hause. Es ist ein Sohn vorhanden, der sich aber schon seit Jahren nicht mehr gezeigt hat. Aggo selbst kehrt von Zeit zu Zeit einmal hierher zurück. Könntest du mir nicht behülflich sein, einen Einblick in ihr Haus und Leben zu gewinnen. Wie wäre es, wenn du dich der Jungfrau nähertest?"

Hilda sah ihren Vater etwas befremdet an. „Es ist aber doch wohl nicht deine Absicht, mich als Kundschafter zu gebrauchen."

Ethelrich strich ihr die Wange und versetzte: „Nein. Ich erwartete diese Frage. Aber versteh mich recht. Was ich gegen Aggo habe, kümmert dich nicht. Nur über die Zustände in seinem Hause wünsche ich etwas zu erfahren. Auch werde ich von dem, was du mir etwa mitteilst, keinen Gebrauch machen, das verspreche ich dir. Es soll davon niemandem irgend ein Nachteil erwachsen. Nicht als Diener des Königs oder als Hüter der Ordnung sende ich dich, sondern als Vater. So sieh meine Bitte an."

Und wenn Slawina mir nun gefällt und wir Freundschaft schließen?" fragte Hilda.

„Dann ist es gut, und ich habe nichts einzuwenden. Mädchen sind weniger als jeder andere in der Wahl der Gespielinnen an Regeln gebunden. Du kannst ganz deinem Herzen folgen. Auch ist Aggo reich. Ferner kann deine Freundschaft ihnen später vielleicht von Nutzen sein. Wer weiß, was eintritt."

„Und wenn sie mir nun mißfällt?" fragte die Jungfrau weiter, indem sie lächelte.

„Dann ist nichts verloren," entgegnete ihr Vater, gleichfalls lächelnd.

„Als ihr böses Schicksal werde ich also nicht in ihr Haus treten?"

„Um ein böses Schicksal zu sein, müßtest du anders aussehen." Er fuhr langsamer fort: „Es ist mir öfter begegnet, daß mir Menschen aus der Ferne sehr groß erschienen. Wenn ich ihnen aber näher trat, wurden sie sehr klein. Jedoch kommt auch das Umgekehrte vor. Genauere Bekanntschaft zerstört falsche Meinungen."

Unwillkürlich mußte Hilda bei den letzten Worten an Ansgar denken. Konnte ihres Vaters Abneigung gegen ihn nicht auch einer falschen Meinung entsprungen sein? Aber nein. Die Ueberlieferungen der Vorzeit, die Liebe zur Heimat, die Ehrfurcht vor den Göttern geboten ihr, den Eindringling zu hassen. In der Aufwallung des Augenblicks hatte sie damals für die alte Weise Zeugnis abgelegt und sich zum Mund des Volkes gemacht; sie konnte und wollte sich nicht selbst untreu werden. —

Eine zweite Maßregel, welche Ethelrich ergriff, richtete sich unmittelbar gegen Aggo. Sie war darauf berechnet, seinen Umtrieben auf die Spur zu kommen. Sie verfolgte aber auch den allgemeineren Zweck, über die Zustände des Inselreichs und die Absichten seines Herrschers Erkundigungen einzuziehen. Der Plan, den der Graf entworfen, war die Frucht sorgfältiger Erwägung. Er berief einen seiner Sklaven, Miezko, zu sich und redete den vor ihm Stehenden also an: „Seit fünf Jahren, Miezko, weilst

du nun in meinem Hause und hast dich allezeit ohne Tadel geführt. Du hast dich immer als einen umsichtigen, willigen und friedfertigen Diener bewiesen. Was ich selbst beobachtete, stimmt durchaus mit dem überein, was andere über dich aussagen. Ich will dir deshalb mein Vertrauen schenken und dich zu einer ebenso wichtigen wie gefahrvollen Sendung gebrauchen. Sage mir aber erst, ob es dir lieb wäre, zu einem Dienst berufen zu werden, der mit den Diensten, welche sonst Leute deiner Art verrichten, ganz und gar keine Aehnlichkeit hat?"

Der leicht erregbare Miezko fiel vor seinem Herrn auf die Kniee nieder und küßte seine Hand.

„Versprich mir auch, unter allen Umständen Treue zu halten, deine Zunge zu hüten und hierher zurückzukehren."

Miezko sprang auf, riß sich einen Büschel Haare aus und warf ihn ins Herdfeuer. „Laß mich meinen Haaren folgen, wenn ich dich verrate."

„Gut, so setze dich und höre zu."

Miezko verneigte sich und blieb stehen. Der Graf fuhr fort: „Ein Zwiefaches will ich wissen: erstens, was Aggo treibt, und zweitens, wie man im Hoflager zu Lethra gesonnen ist. Verstehst du?"

Miezko nickte.

„Es ist mir darum zu thun, möglichst zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Richte also aus, was in deiner Macht steht. Auf welchen Wegen du zum Ziel kommst und welche Mittel du gebrauchst, ist mir gleichgültig."

„Das ist mir wichtig," erwiderte Miezko bedächtig. Während er für gewöhnlich harmlos und einfältig dreinschaute, trat jetzt auf seine Züge ein überraschender Ausdruck von Verschlagenheit. „Um sicher zu sein, daß ich deine Meinung nicht verfehle, nehme ich also an, ich ginge als einer, der an einem Beutezuge teilnehmen will."

„Das darfst du."

„Oder ich nehme an, ich ginge als Miezko, der aus Furcht vor Schlägen seinem verfluchten Herrn entlaufen ist."

„Es ist mir auch recht."

Oder ich nehme an," fuhr er noch langsamer fort, „ich ginge als ein Ueberläufer, der wichtige Geheimnisse gegen gutes Gold abzugeben sucht."

Der Graf sann einen Augenblick nach. „Ich habe nichts dawider," sagte er endlich, „aber vergiß nicht, daß dein Weib und dein Kind zurückbleiben und mir als Unterpfand deiner Treue dienen." Miezko machte eine abwehrende Handbewegung. Der Graf versah ihn noch in eingehender Weise mit Vorschriften und Ratschlägen und beantwortete eine Anzahl von Fragen, die jener stellte. Dann trennten sie sich. Einige Tage später verließ Miezko die Stadt. Er war einem Hof zugeteilt worden, der sich in königlichem Eigentum befand und eine halbe Tagereise nordwärts lag. —

„Gitta, kennst du Aggos Tochter?" fragte Hilda ihre Dienerin. „Sie heißt Slawina. Was ist es für ein Mädchen?"

„Sie ist eine Gans wie die andern auf ihres Vaters Gehöft, nur etwas magerer," lautete die rasche Antwort.

Hilda, an die Art ihrer Dienerin gewöhnt, versetzte: „Ich möchte sie kennen lernen."

„Es wird sich kaum der Mühe verlohnen."

Hilda überging diese Ansicht mit Stillschweigen und fragte weiter: „Wie fangen wir das an?"

„Das ist einfach, Herrin. Wir machen einen Gang in der Richtung ihres Hauses, lassen uns vom Regen überfallen und suchen dort einen Unterschlupf."

„So wollen wir aufbrechen."

Gitta war celtischer Abkunft. Von Wikingern geraubt, war sie als etwa zehnjähriges Mädchen durch Schenkung in Ethelrichs Haus gekommen. Dieser betraute sie nach dem frühen Tode seines Weibes mit der Wartung seiner Tochter und überzeugte

sich bald, daß er eine gute Wahl getroffen. Er bot ihr später die Freilassung an, aber diese sowie auch eine Gelegenheit zur Verheiratung schlug sie aus. Ihre Stellung im Haus brachte es mit sich, daß man ihr manches nachsah.

Der Wind hatte sich gelegt und der Regen sich verzogen, auch war die Luft milder geworden. Doch hatte das tagelang wütende Unwetter die Spuren des Sommers fast gänzlich getilgt. Ein grauer Schleier, der die Farben abstumpfte und die Umrisse der Dinge verwischte, lag über der Natur. Gleichgültig und verdrossen schaute der von einförmigem Grau umzogene Himmel herab. Grau war der Dunst, der den Kreis verengerte, in welchem sonst das Auge zu schweifen gewohnt war. Grau schimmerten auch die zahllosen Wasserpfützen, Grabstätten welken Grases und welker Blätter.

Während Herrin und Dienerin langsam dahinschritten, fragte jene: „Du sagtest vorher, du hättest Osbern und den Mönch im Gespräch miteinander gesehen. Was mögen sie verhandelt haben?"

„Teilweise habe ich es gehört. Da es mich wunder nahm, daß sie so freundschaftlich thaten, blieb ich stehen und sah einigen Knaben zu, die sich im Speerwerfen übten."

„Nun, und?"

„Ich kam gerade zu rechter Zeit, um einer langen Rede zu lauschen, die Osbern zu seinem eigenen Lobe anstimmte. Einundachtzig Jahre ist er nun alt und hat viel erlebt und noch mehr vollbracht. Die Kämpfe, an denen er teilgenommen, sind kaum zu zählen. Einmal ist er als Herzog nach Niederland gefahren. In der Schlacht am Peenesunde führte er einen gotischen Heerhaufen. Viele Wundenmale und manch köstliches Beutestück sind Zeugen der Gefahren, die er bestanden, falls jemandem sein Geschwätz allzu prahlerisch erscheinen sollte. Dies letzte sagte er aber nicht, sondern das füge ich nur hinzu. — Weiter: auch sonst hat er vom Schicksal mehr Gunst als Ungunst erfahren, und seine Kinder und Kindeskinder haben seine Tugenden geerbt. Außerdem ist er der Rede und des Gesanges Meister, und im ganzen Nordland wird sein Name mit Ehren genannt. Er erzählte noch mehr, wie es alte Leute zu thun pflegen, wenn ihre Erinnerungen ins Laufen kommen, ich habe es aber vergessen. — Hier, Herrin. Dort drüben ist es zu naß."

Hilda hatte mit einiger Ungeduld zugehört. Jetzt entgegnete sie: „Er muß recht weitläuftig gewesen sein. Ich wundere mich, daß du nicht müde geworden bist, ihm zuzuhören. Ich wurde es fast bei deinem Bericht."

„Er war sehr weitläuftig."

„Nun weiter."

„Endlich endete er seine Rede und sagte, viel Gewinn habe ihm sein Leben nicht eingetragen. Nur dies habe er erkannt, daß nichts in dieser Welt von Dauer ist." Sie übersprang einen der kleinen Wasserläufe, deren sich viele auf dem Wege gebildet hatten, und fügte dann hinzu: „Nichts ist von Dauer: eine recht überflüssige Lehre."

Hilda, an Osberns Aeußerung anknüpfend, erwiderte: „Ist dieser kärgliche Gewinn mit so viel Mühen nicht zu teuer erkauft? Denke dir einen König, Gitta, der ein langes Leben darauf verwendet, seine Schatzkammer zu füllen. Als er endlich den Entschluß faßt, den Lohn seiner Arbeit und Entsagung zu genießen, da entdeckt er, daß ein neidischer Nachtelf seine Reichtümer in Asche verwandelt hat. Geht es uns nicht ähnlich? Wozu schaffen und sorgen wir, wenn wir schließlich nichts anderes in der Hand behalten, als eine taube Nuß?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete Gitta gleichgültig, „aber er sagte so. Sein ganzer Gewinn ist, daß er weiß: nichts ist von Dauer. Das sind seine eigenen Worte."

„Nichts ist von Dauer," wiederholte Hilda nachdenklich. „‚Eine überflüssige Lehre' meinst du; ‚eine betrübende Wahrheit' ist wohl richtiger. Es ist nur zu wahr: wo ein Anfang ist, da ist auch das Ende nicht weit."

„Es ist nun aber einmal so, und wir müssen uns darein schicken. Ich hörte einst jemanden sagen, es gäbe in diesem Erdgarten nur eine einzige Gefahr, nämlich

die, daß irgend etwas sich zum Schlimmeren verändert. Und aus dieser Gefahr gäbe es leider keinen Weg, zu entrinnen."

Hildas Gedanken waren noch ganz bei dem Ausspruch Osberns. „Nichts ist von Dauer," rief sie aus. „Ach, Gitta, auch nicht einmal die Liebe hat Bestand. Keine Glut ist so stark, daß nicht die Jahre wie wandelnde Riesen sie ohne Anstrengung austreten. Die vergangene Zeit nimmt wie eine große Grube die Küsse und Versprechungen in sich auf, und wenn nachher die Hände sich voneinander lösen, so geschieht es vielleicht ohne große Schmerzen. Das Auge ist ja stumpf geworden und der Sinn leer. Für uns ist der Baum nicht, der auf Asgards Fluren steht und mit seinen Früchten die Götter jung erhält. Die Kinder thun wohl an uns, wenn sie uns durch einen raschen Tod der drohenden Gebrechlichkeit des Alters entrücken. Wir sind ja schon Tote, ehe wir sterben, und unser Leben ist wie eine verglimmende Kohle."

„Darum eben," nahm die Dienerin das Wort, „ist es überflüssig, sich bei dieser dürren Weisheit länger aufzuhalten. Was man nicht vermeiden kann, das braucht man weder zu rufen, noch zu erwarten. Es findet sich an seinem Ort von selbst ein. Oder sollen wir uns etwa ohne Aufhören davor fürchten, daß in unseren Zustand ein Wechsel fallen kann? Wenn der Sommer da ist, freuen wir uns und denken nicht daran, daß der harte Winter schon auf der Lauer steht. Wir werden doch den Sonnenschein nicht darum grämlich ansehen, weil ihn vielleicht morgen der Wolkenmantel vor uns verbirgt!"

„Was entgegnete denn nun Ansgar?" fragte Hilda ihre Begleiterin. Diese war stehen geblieben und rief, indem sie die Hand ausstreckte: „Ein Schiff, sieh da!" Aus dem Nebel, der über der Bucht lagerte, tauchte ein Segel auf.

„Was sagte Ansgar darauf?" fragte Hilda noch einmal. Gitta wandte sich und folgte ihrer Gebieterin. „Ansgar? Das weiß ich nicht. Ich mag ihn nicht, darum ging ich ab. Was er gesagt hat, wird auch des Hörens nicht wert gewesen sein."

Sie legten eine Strecke schweigend zurück und näherten sich dem Hause Aggos.

„Was sagen wir nun, Gitta, um unser Kommen zu erklären?" fragte Hilda.

„Was uns gerade einfällt, denke ich."

„Wenn uns nun aber nichts einfällt, oder wenn wir geradezu nach unserer Absicht gefragt werden? Weißt du was, Gitta? Ich werde offen heraussagen, daß ich Slawina besuchen will."

„Wenn du das willst, Herrin, dann sparst du uns die Mühe, über eine Ausrede nachzudenken."

Der Thorweg stand offen. Ein Knecht lehnte unthätig an dem einen Pfosten und sah das Paar an. „Ist Geva daheim?" fragte Gitta laut. Er nickte wortlos. „Dann gehe hin und melde ihr, daß die Tochter des Grafen Ethelrich hier ist." Er richtete sich auf, ging langsam dem Hause zu und verschwand. Gleich darauf hörten die Wartenden die rauhe Stimme eines Weibes rufen: „Wer ist da? Die Tochter des Grafen? Du fauler Stecken, du Unflat, was hast du wieder im Traum gesehen? Sage ich nicht, daß du schläfst, anstatt dich zu rühren! — Das ist für den Verdruß, den du mir immer machst!"

Die beiden lauschten. „Ein Werwolf!" rief Gitta. „Ich muß ihn sehen." Sie eilte in das Haus und Hilda folgte zögernd. Der Knecht kam ihnen entgegen; er rieb sich den linken Arm, auf dessen nackter Haut ein roter Streifen sichtbar war. „Ist Slawina auch zu Hause?" fragte Hilda ihn. „Sieh selbst zu," entgegnete er und ging vorbei.

Als Hilda das Gemach betrat, sah sie die Hausfrau vor dem Webstuhl sitzen, an welchem sie soeben thätig gewesen war. Gitta stand neben ihr und hatte ihr begütigend die Hand auf die Schulter gelegt. „Sie hatte alle Ursache, ungehalten zu sein," rief sie ihrer Herrin entgegen; „er hat ihr den Becher umgeworfen, und das soll sie nicht ärgern!"

Geva schaute die Sprecherin prüfend an, als wüßte sie nicht, ob diese im Ernst geredet oder sich einen unziemlichen Scherz erlaubt hatte. Sie konnte darüber nicht gleich zur Klarheit kommen und begnügte sich daher, mißmutig zu erwidern: „Das hat er nicht gethan. Aber er vernachlässigt seinen Dienst und hat längst Strafe verdient."

„So ist es leider oft," versetzte Gitta ernsthaft. „Die Herren müssen es sich sauer werden lassen und die Knechte feiern. Das Weben ist auch keine leichte Arbeit. Kannst du sie nicht einer Jüngeren übertragen?"

„Meine Tochter hilft mir wohl, aber sie erträgt es nicht lange. Wenigstens behauptet sie es. Sie ist vor kurzem aufgestanden, um sich etwas zu erfrischen. Ob mir eine Arbeit zu schwer oder zu lang wird, danach fragt freilich niemand."

„Wir wollen uns setzen, Herrin," sagte Gitta und ließ sich auf der Bank nieder. „Thut das," erwiderte Geva. Hilda aber blieb stehen und bemerkte: „Also geradezu krank ist deine Tochter nicht, wenigstens nicht so krank, daß sie niemanden sehen mag."

„Krank ist sie nicht," antwortete die Hausfrau. „Vielleicht macht sie sich in Hof oder Garten zu thun." Sie rief laut den Namen des Mädchens. Alsbald öffnete sich die Thüre und Slawina trat ein. Sie hatte von der Anwesenheit der Gäste wohl schon Kunde und begrüßte sie mit einer gewissen Scheu. „Wenn es dir lieb ist, Slawina, dann gehen wir hinaus," sagte Hilda.

„Lege erst etwas Torf in den Ofen," befahl die Alte, „es ist kalt."

Die Tochter gehorchte und die beiden verließen darauf das Zimmer. Draußen angekommen, wandte sich Hilda an ihre Begleiterin und sagte im Ton des Bedauerns: „Du führst Klage über dein Ergehen, höre ich von deiner Mutter. Doch fügte sie hinzu, daß du nicht eigentlich leidest. Ich brauche also nicht zu fürchten, daß Fremde dir lästig sind."

Slawina hatte sie aufmerksam angesehen und erwiderte eifrig: „Mir ist niemand lästig. Nur das Weben schadet mir auf die Länge der Zeit, und die Glieder thun mir weh, als seien sie zerschlagen. Daher fliehe ich den Webstuhl und übe lieber draußen meine Kraft. Meine Mutter freilich sieht das nicht gern," fügte sie mit einem matten Lächeln hinzu. „Sie nennt mich träge."

„Aber," entgegnete Hilda befremdet, „sie muß doch sehen, daß du dünn und blaß bist."

„Allerdings bin ich das. In Wahrheit bin ich es auch von Kind auf gewesen. Trotzdem schiebt meine Mutter die Schuld davon auf eine Unvorsichtigkeit, die ich jüngst begangen haben soll."

„Unvorsichtigkeit? Was hast du gethan?"

„Daß die Kröten giftig sind, weißt du. Sitzt nun eine Kröte am Zaun oder sonstwo, dann kommt etwa eine Katze und beleckt sie. Sie beleckt sie oft so stark, daß die Kröte blutet. Davon bleibt ihr etwas Krötengift im Maul zurück, und wenn sie dann an den Brunnen oder an die Milch geht, fällt vielleicht ein Tropfen hinein und verdirbt es. Trinkt ein Mensch davon, so wird er siech, ja er findet vielleicht einen jähen Tod. Meine Mutter fürchtet, daß meine Ungesundheit daher rühre. Ich glaube es aber nicht. Ich habe auf unsere Katze immer ein achtsames Auge und leide keinen giftigen Wurm in der Nähe des Hauses. Wenn ich auf einen treffe, so verbrenne ich ihn und verstreue die Asche."

„Mir ist dies unbekannt," versetzte Hilda. „Diese Gefahr habe ich bisher nicht vermutet."

„Darüber bin ich erstaunt. Gerade du kommst doch oft mit Männern zusammen, die viel gesehen und gehört haben. Auch über Sitten und Lehren anderer Völker können sie Bescheid geben und sind in Künsten erfahren. Um diese Freunde beneide ich dich wohl. Wieviel kannst du von ihnen lernen! Ich bin darin dir gegenüber recht im Nachteil. Nur wenige Fremde überschreiten diese Schwelle häufiger."

„Es ist so, wie du sagst," entgegnete Hilda nach einer Pause. „Wer nicht das Ruder regieren und die Axt schwingen kann, muß sich mit den Erzählungen anderer begnügen. Und wenn man aus anderer Erzählungen Freude schöpfen und vieler Dinge kundig werden kann, dann habe ich gewiß Gelegenheit dazu. Doch muß ich bekennen: ich habe bisher nicht daran gedacht, daß viele andere diese Kurzweil entbehren müssen und vermissen. Was uns auf flacher Hand und reichlich entgegengebracht wird, das achten wir meist nicht hoch. Nur was uns Mühe oder Geld kostet, halten wir wert."

„Wer so wie du," warf Slawina ein, „über die Menschen hervorragt und ihnen ein Vorbild ist, hat auch nicht not, viel nach ihnen zu fragen oder ihnen zu danken."

„Aber du siehst, Slawina," antwortete Hilda lächelnd, „daß ich doch not habe, es zu thun. Ich habe nicht gewußt, daß die Katze unserem Leben so gefährlich werden kann. Sie steht doch unter dem Schutz der huldreichen Göttin Freia und wird gut gehalten. Wer sie beleidigt, dem verdirbt sie den Hochzeitstag. Und nun erfahre ich das von ihr! Woher hast du die Nachricht?"

„Von meiner Mutter. Woher sie es aber weiß, kann ich nicht angeben."

„Ob wohl schon ein Mensch dadurch ins Leid gekommen ist?"

„Das ist wahrscheinlich. Wie können wir die Ungunst der Dinge erkennen, wenn nicht durch schlimme Proben!"

„So ist es. Ach, Slawina, von wieviel Schädlichkeiten sind wir doch umgeben! Wer immer daran dächte, würde niemals seines Lebens froh werden. Heimliche Geister umgeben uns, die wir leicht unwissentlich kränken und zur Rache reizen. Von den Gestirnen fällt böse Strahlung herab und schlägt uns mit Seuche. Die Tiere und Pflanzen sind uns feind und bedrohen uns mit Anschlägen, wo wir es am wenigsten vermuten. Ob es einen Ort unter dem Himmel giebt, an welchem man vor diesen Hinterhalten gesichert ist? Wenn es einen gäbe . . . ."

Sie hielt inne und Slawina vollendete den Satz: „Dann möchtest du dort sein, ist es so? Oder doch nicht?"

„Wenn ich allein dort leben sollte: nein. Könnte ich aber alle Menschen, die ich lieb habe, mitnehmen, dann ja."

„Somit," versetzte Slawina, „ist dies der Schluß: wir bleiben wo wir sind und beten zu den Himmlischen um Notdurft und Gesundheit."

„Und haben sie dir nicht auch dein Teil gegeben?" fragte Hilda, indem sie sich umsah. „Euer Gehöft sieht so lockend aus, daß man den Wunsch haben kann, hier zu wohnen. Der Garten ist doch gewiß allein dein Werk. Es muß dir große Freude machen, ihn zu pflegen und im stande zu halten. Die Männer achten solche Arbeit nicht groß, uns aber erhält sie zufrieden."

„Es ist so, wie du sagst," versetzte Slawina. „In das Haus und die Wirtschaft teile ich mich mit meiner Mutter, aber der Garten ist mein Reich allein."

Wollen wir nicht einmal alles in Augenschein nehmen?" fragte Hilda. „Mich dünkt, ich kann von dir lernen."

Slawina wies dies Lob ab. Sie besichtigten den Hof und begaben sich dann in den Garten. „Sieh da," rief Hilda aus, „ein Rosenstock, die jüngste Gabe wärmerer Länder an unsere rauhere Gegend." Sie betrachtete ihn. „Er hat hier aber keinen günstigen Ort. Auf der einen Seite beschattet ihn der hohe Zaun, auf der anderen das Strauchwerk." Sie sah ihre Begleiterin an. Diese errötete und sagte stotternd: „Mag sein. Ich glaube es selbst. Zwar steht er gegen Mittag zu frei, es läßt sich ja aber ändern." Hilda brach ab. Es mußten sich für ihre Gefährtin an den Stock selbst oder an den Ort, auf welchem er stand, Erinnerungen besonderer Art knüpfen.

Beim Abschied sprach Hilda den Wunsch aus, Slawina möchte ihren Besuch bald erwidern. Diese gab keine bestimmte Antwort.

„Was mögen sie eigentlich gewollt haben?" fragte Geva, als sie wieder mit ihrer Tochter allein war.

„Ich weiß es nicht," versetzte diese.

Nachdenklich ruhte der Mutter Auge auf der Jungfrau, die beschäftigt war, den Ofen in Glut zu bringen. Der Verwunderung, die in dem Blick lag, war ein Anflug von Achtung beigesellt. Sollte das jämmerliche Ding das Wohlgefallen der Grafentochter erregt haben? Sie konnte es fast nicht glauben. „Nun," sagte sie, „mag dem sein, wie ihm will: die Bekanntschaft Hochstehender ist immer nutzbringend." —

„Wie findest du die beiden?" fragte Hilda auf dem Heimweg.

„Die Alte ist schlimm."

„Woraus schließt du das?"

„Erstens liebt sie das Würfelspiel, und das ist kein gutes Zeichen. Sie wunderte sich darüber, daß ich es nicht kenne. Sie begreift nach ihren eigenen Worten sehr gut, wie jemand dabei seine Habe, ja seine Freiheit verlieren kann."

„Seltsam, daß ein Weib das sagt."

„Sodann äußerte sie gelegentlich, sie könnte ihrem Mann viel schaden, wenn sie wollte. Denke dir, Herrin, eine Ehe, in welcher es keine Gemeinschaft der Freuden und Lasten, keine Liebe giebt, sondern in der der eine Teil es sich zum Ruhme anrechnet, daß er den anderen Teil schont."

„Das ist noch schlimmer als die Würfel," rief Hilda aus. „Die Tochter thut mir leid."

X.

Verschiedene Ursachen bewirkten, daß jährlich im Herbst auf der nördlichen Spitze der Insel Rügen ein außerordentlicher Zusammenfluß von Menschen stattfand. Die eine war, daß um diese Zeit hier das Fest des Swantewit gefeiert wurde. Swantewit, der siegreiche Spender des Lichtes, war die Hauptgottheit jener Völker slavischer Zunge, welche damals in Holstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg saßen. Doch ward Swantewit nicht nur von diesen verehrt. Auch Normannen brachten ihm bei Gelegenheit Huldigungen und Geschenke dar. Unter dem Namen der Normannen, Wikinger oder Dänen befaßte man nämlich im christlichen Europa die Bewohner Jütlands und Skandinaviens. Man war in Bezug auf die Religion weitherzig. Die Gottheiten hatten meist nur örtliche Bedeutung. Nichts stand also im Wege, im Heiligtum eines fremden Stammes oder Gaues anzubeten. Auch galten die Bilder nicht nur für sichtbare Darstellungen der Götter, vielmehr schrieb man ihnen ein gewisses Leben zu. Man glaubte, daß sie essen, trinken, reiten und sich nötigenfalls auch aus ihrem brennenden Tempel retten konnten.

Aber schon wochenlang vor dem Fest sammelten sich auf der Halbinsel Wittow Scharen schiffahrtskundiger Männer. Ihre Erwartung galt dem vielangefochtenen Wanderer des Meeres, dem Häring, der um diese Zeit in dichtgepreßten Massen den Küsten Rügens zustrebte. Und nicht nur die Anwohner der See fanden sich ein. Auch die Ortschaften des Binnenlandes, sofern sie an schiffbaren Wasserläufen lagen, sandten ihre Böte, um aus dem Segen der Tiefe zu schöpfen.

Als Folge dieses Verkehrs entwickelte sich fortlaufend ein reger Güteraustausch, der sich auf alle möglichen einheimischen und fremdländischen Erzeugnisse erstreckte. Er führte nicht nur Verfertiger begehrter Waren und Händler herbei, sondern zog auch Hochstehende an, die hier einen Markt zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse fanden.

Den Mittelpunkt des ganzen Treibens und den eigentlichen Ort aller Feierlichkeiten bildete die Burg Arkona. Sie lag auf dem gleichnamigen Vorgebirge und galt als die stärkste Feste des ganzen Nordens. Nach dem Meer zu fiel sie in steilen Felswänden ab. Nach der Seite zu, in welcher sie mit der Halbinsel Wittow zusammenhängt, war sie durch einen Graben und eine aus mächtigen Steinen aufgetürmte Mauer

geschützt. In der Mitte des Platzes erhob sich der Tempel des Gottes. Wie Diener ihren Herrn, umgaben ihn in weitem Umkreis zahlreiche andere Gebäude: Wohnungshäuser, Stallungen, Speicher und Herbergen.

In stolzer Freude hob sich Jarimars Brust, während er abseits vom Gedränge auf der Höhe des Klippenhanges stand und in das bunte Gewühl hineinschaute. Dann wandte er sich und ließ mit Bewunderung sein Auge über die unermeßliche Bahn vor sich fliegen. Auf der dunklen ernstblickenden Fläche tanzten die Schaumkronen der Wellen. Sie griffen sich in fröhlichem Spiel und sandten ein gleichmäßiges Rauschen empor. Ein Gürtel weißglänzender Wolken umzog den Himmel. Er schloß ein Feld von lichterfülltem Blau ein, das sich wie ein weites Zeltdach über der Erde wölbte.

„Der Wind geht wieder herum,“ bemerkte der Wende zu dem neben ihm stehenden Edmund.

„Das ist auch recht zu wünschen,“ erwiderte dieser. „Die von Bardewiek haben sich verspätet und sind erst gestern eingetroffen. Dreht sich der Wind nicht, dann sind sie zu spät gekommen.“

„Ein häßliches Wort, das Wort: zu spät,“ versetzte Jarimar.

Sie wandten ihre Blicke wieder ihrer näheren Umgebung zu, und nach einer Weile sagte Jarimar: „Da du zum erstenmal hier weilst und irgend ein besonderes Gewerbe deinen Sinn nicht in Anspruch nimmt, möchte ich dich fragen, was hier am meisten deine Augen auf sich zieht.“

„Die Unterschiede der Menschen, Jarimar. Jedes Volk hat seine eigenen Trachten, Gebräuche und Waffen. Es wird kaum einen anderen Ort geben, wo man so viel sehen kann.“

„Das ist wahr,“ antwortete Jarimar. Er dachte daran, welche Lust es ihm gewähren würde, seine Geliebte hier herumzuführen und sie auf das mannigfaltige Neue, das sich dem Blick darbot, aufmerksam zu machen. Slawina war bisher aus ihrer Vaterstadt nicht herausgekommen, ja kaum aus Erzählungen anderer kannte sie die Fremde. Die einförmigen Arbeiten in Haus und Hof füllten ihr Leben aus. Wie mußte das Treiben, das sich hier entfaltete, sie ergötzen! Wie mußte es ihn ergötzen, ihre Fragen zu beantworten, ihr Staunen zu beobachten und ihre Augen im Glanz der Freude erstrahlen zu sehen! Vielleicht fand sich im nächsten Jahre Gelegenheit, in ihrer Begleitung dieselbe Fahrt zu unternehmen.

Als die Sonne untergegangen war, lichteten sich die Haufen, welche bis dahin die Feste bevölkert hatten, schnell. Diejenigen, welche im Inneren derselben Unterkunft gefunden, zogen sich zurück, um zu essen und alsdann den Rest des Abends beim Gelage zu verbringen. Doch wurde nur Gästen von Ansehen und hoher Stellung der Vorzug zu teil, in den Räumen der Burg wohnen zu dürfen. Die Mehrzahl der Besucher strömte in die Ebene hinab, gleichfalls in der Absicht, nach genommenem Imbiß den Tag im Kreise von Bekannten mit einem Trunk zu beschließen. Jarimar schloß sich als einer der letzten dem Zuge an. Er wäre schon früher aufgebrochen, wenn nicht eine Verabredung, die er mit Edmund getroffen, ihn auf der Höhe zurückgehalten hätte. Da der Erwartete aber nicht kam, nahm Jarimar an, daß ein unvorhergesehener Zwischenfall ihn an der Erfüllung seines Versprechens hinderte.

Es war kühl geworden. Er zog das Rauchwerk, welches er unter dem leinenen Ueberwurf trug, fester um sich und wanderte langsam dem Tempel zu, an dem er vorübermußte, um das Thor zu erreichen. Auf dem Platz vor dem Heiligtum brannten bereits Pechfackeln. Zitternde Lichter liefen über die Vorderseite des Gebäudes, das aus aufeinandergelegten dicken Holzstämmen errichtet und mit farbigen Bildern geschmückt war. Jarimar ersah aus den Anstalten, welche getroffen wurden, daß der Gott um den Ausgang irgend eines Unternehmens befragt werden sollte. Sechs Speere waren in schräger Richtung so in den Boden gesteckt, daß je zwei sich kreuzten. Die Entfernungen der Paare voneinander waren gleich. Zur Seite dieser Vorrichtung standen

die Ratsuchenden, die hin und wieder in leiser Sprache Bemerkungen austauschten. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein hochgewachsener Mann, dessen Anblick dem Wenden einen geheimen und unerklärlichen Widerwillen einflößte. Besonders auffällig an ihm war sein breites, grobes Gesicht, das von einem blonden Vollbart eingerahmt wurde. Der Vorderkopf war von Haaren entblößt und ragte mit ziemlicher Wölbung hervor. Eine stark entwickelte Nase trennte die Augen, deren obere Lider im Schatten der Augenhöhlen fast verschwanden. Die rechte Augenbraue war drohend in die Höhe gezogen und ließ auf einen Sinn schließen, der ständig Angriffe erwartet und ständig bereit ist, selbst anzugreifen. Jarimar erinnerte sich, ihn am Tage vorher mit Edmund im Gespräch gesehen zu haben. Doch hatte er ihn nicht weiter beachtet.

Nur wenige Neugierige waren anwesend und hielten sich, wie die Ordnung es verlangte, in gemessener Entfernung. Bei einer Befragung der geschilderten Art handelte es sich meistens um wichtige öffentliche Angelegenheiten, und naheliegende Rücksichten geboten, der großen Masse den Zutritt zu wehren.

Ein stattlicher Schimmel, das heilige Roß Swantewits, betrat, von einem Priester geführt, die Bahn. Die Zuschauer, soweit sie Hüte trugen, entblößten ihre Häupter und harrten in lautloser Spannung. „Swantewit, gieße dein Licht aus über die Wandelnden! Enthülle deinen Söhnen das Verborgene, mächtiger Gott!" rief der Priester und zog den Zügel an. Das Pferd folgte. Ueber das erste Lanzenpaar schritt es zuerst mit dem rechten, über das folgende mit dem linken, über das dritte wieder mit dem rechten Fuß hinweg. Zwischen den Beteiligten fand eine kurze Beratung statt. „Noch zweimal!" rief der Oberste mit tiefer, dröhnender Stimme. Wieder ward das Pferd vorübergeführt. Die zweite Probe verlief entschieden ungünstig, denn das Tier nahm alle drei Hindernisse mit dem linken Fuß. Beim dritten Gange setzte es dagegen alle drei Male den rechten Fuß vor. Dann ward es in den Stall zurückgeführt und die Speere wurden entfernt. Der Oberpriester, ein Greis mit gescheiteltem, in langen Strähnen herabfallendem Haar und ebensolchem Bart, der vom Eingang des Tempels her dem Verlauf der Sache zugeschaut hatte, näherte sich den Auftraggebern. Er lud sie ein, ihm in sein Haus zu folgen, damit er ihnen die Zeichen deute.

Sie kamen langsam, indem sie im Eifer der Unterhaltung bisweilen stehen blieben, über den Platz. Dem Wenden fiel ein, daß er ja auch in Bezug auf seine und seiner Geliebten Zukunft eine Weissagung einholen könnte. Doch gab er den Gedanken sogleich wieder auf. Eins wußte er sicher: von Slawina zu lassen war ihm unmöglich. Fiel also das Los glücklich, so war nichts Belangreiches gewonnen. Fiel es unglücklich, so war wahrscheinlich, daß Furcht und Unruhe sich seines Gemütes bemächtigten. Demgemäß schickte er sich an, dem Ausgange zuzueilen, als sich plötzlich etwas Unerwartetes begab. Der Oberpriester schritt mit seiner Begleitung an ihm vorüber und es schlug ein Name an sein Ohr, den er bisher noch aus keinem fremden Mund vernommen, der Name Arnstede.

Es war dem Sohne des ermordeten Gothen mit der ihm vom Vater hinterlassenen Aufgabe seltsam ergangen. Anfangs hatte er dieselbe mit Eifer ergriffen und mit Beharrlichkeit verfolgt. Als aber gar keine Spur von Erfolg sich zeigte, trat sie ganz allmählich vor den nächstliegenden Anforderungen des Tages in den Hintergrund. Auch ein leidenschaftlicher Mensch wird es schließlich müde, eine Bemühung fortzusetzen, die sich als unnütz und überflüssig herausgestellt hat. Wenn daher Jarimars Vertrauter ihm seine Aufgabe niemals angemerkt hatte, so war das nicht nur eine Folge von Jarimars Besonnenheit gewesen, sondern auch ein Zeichen der eingetretenen Gleichgültigkeit. Sein Herz war nur noch wenig bei der Sache. Seine Nachforschungen gingen seiner sonstigen Thätigkeit als etwas Zufälliges zur Seite. Er widmete ihnen kaum mehr Zeit, als etwa ein Fliehender den Blumen am Wege. Was sich unmerklich entwickelt hatte, war durch seine Liebe zu Slawina zum Abschluß gebracht worden. Er erwartete nicht mehr, dem Feind seines Hauses noch je zu begegnen. Ja, er wünschte

es nicht einmal. Und völlig fern lag es ihm, über Mittel und Wege dazu nachzudenken. Die Frage war erblaßt. Der Name Slawina beherrschte sein inneres Leben völlig. Sein Trachten war einzig darauf gerichtet, die Geliebte zu besitzen, sie sobald als möglich neben sich als sein Weib walten zu sehen.

Und nun? Ein aufschreckender Feuerruf war in das leise Saitenspiel seines Herzens gefallen. Sollte der unheilvolle Name sich wieder störend in sein Leben drängen, wie es schon einmal am Anfang seiner Tage geschehen war!

Aber konnte er sich nicht verhört haben? Konnte nicht jemand, der ihn gar nichts anging, so heißen? Er war nahe daran, eine dieser Möglichkeiten gelten zu lassen und sich zufrieden zu geben, als der Gedanke an seine Mutter, deren Glück einst ein Arnstede zerstört hatte, ihn umstimmte. Er hätte sich zum Mitschuldigen desselben gemacht, wenn er die Spur, auf die er gestoßen, ohne Untersuchung verlassen hätte. Er mußte der Sache auf den Gruud gehen, er mußte sich Klarheit schaffen. Aber wie? Er erinnerte sich gehört zu haben, daß während der Festzeit die Priester abwechselnd im Heiligtum Tag und Nacht Wache hielten. Wenn es ihm gelang, mit einem solchen Bekanntschaft anzuknüpfen, so war es ihm vielleicht möglich, über den Fremden sogleich Erkundigungen einzuziehen. Dieser Weg war einfach und bot sich wie von selbst dar. Führte er nicht zum Ziele, so war nichts verloren. Jarimar zögerte nicht, ihn einzuschlagen; doch that er es ohne Freudigkeit. Nicht der Wunsch, etwas zu entdecken, sondern die Furcht davor lebte in ihm. Mit schwerem Herzen und zerrissenem Gemüt trat er in den Tempel. Zwei Fackeln erhellten den Raum und warfen ihr Licht auf die rote Decke und die in dunklen Farben gehaltenen Vorhänge, mit denen die Wände verkleidet waren. Ernst schaute das vierköpfige Bild des Gottes vom Altar herab. Schwermütige Ahnungen wehten den Wenden aus seiner Umgebung an und erschütterten seine Seele. Es kam ihm vor, als stände er seinem Verhängnis gegenüber, als rücke dasselbe wie ein Berg auf ihn an, um sich über ihn zu stürzen und ihn zu begraben. Eine innere Stimme mahnte ihn zu fliehen, solange es Zeit sei. Aber das strenge, unerbittliche Gesicht des Gottes hielt ihn fest, wie der Blick der Otter den zitternden Vogel. Niemand vermag ja seinem Schicksal zu entgehen.

Am Fuß einer der Säulen lag in Decken gehüllt ein Mann, der sich alsbald erhob und den Ankommenden begrüßte. Jarimar teilte ihm mit, daß er sich verspätet hätte und daß es ihm lieb wäre, wenn er hier oben essen könnte, ehe er den Rückweg anträte.

Auch ohne die Münze, welche er als Opfer für den Gott in des Priesters Hand legte, hätte dieser die Bitte nicht ablehnen können. Die Pflicht der Gastlichkeit gebot ihm, sich des Fremden anzunehmen. Er versicherte ihn seines Schutzes und bat ihn, ihm solange Gesellschaft zu leisten, bis er abgelöst würde. Jarimar fügte sich. Sehr langsam verging ihm die Zeit. Tausend Gedanken und Entwürfe kreuzten sich in seinem Hirn. Mit Gewalt mußte er sich hin und wieder von ihnen losreißen, um dem anderen auf seine Bemerkungen Rede und Antwort zu stehen.

Endlich wurde er befreit. Der Priester führte ihn in seine Wohnung und sie aßen. Was Jarimar gewünscht hatte, geschah. Nach Beendigung der Mahlzeit lud jener ihn ein, am Gelage teilzunehmen. Sie überschritten einen Hof und betraten alsbald eine mächtige Halle, aus der ihnen schon von weitem Stimmengewirr entgegentönte. Der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm und trug drei flammende Holzstöße. Ringsherum zog sich eine doppelte Reihe von Bänken, die größtenteils bereits von Zechenden besetzt waren. Die Ankömmlinge, von einigen mit lautem Zuruf empfangen, ließen sich an der einen Giebelwand nieder und ergriffen die ihnen von Sklaven gereichten Krüge. Jarimar musterte die Anwesenden. In der Nähe des mittleren Feuers saßen die Gesuchten, unter ihnen der Oberpriester und der Fremde mit dem großen Kopf. Der Spähende bemerkte, daß die Mehrzahl der Gäste sich infolge des genossenen Bieres und Metes bereits im Zustand ausgelassener Fröhlichkeit befand.

Die Augen glühten, die Unterhaltung war überlaut und das Gelächter schallend. Auch sein Führer schien das, was er etwa versäumt hatte, durch um so schnelleres und reichlicheres Trinken nachholen zu wollen. Er vergaß dabei nicht, dem Wenden zuzutrinken und ihn zu nötigen. Unmäßigkeit gehörte mit zu den Ehrenerweisungen, die man der Gottheit schuldig war. Jarimar beschloß, sich nüchtern zu halten, um nichts von dem, was um ihn herum vorging und ihm als Fingerzeig für sein Handeln dienen konnte, zu verlieren. Er spannte Auge und Ohr und richtete beides, so gut es ohne Aufsehen zu erregen möglich war, auf die verdächtige Bank.

Nach einiger Zeit reichte ein Diener dem Oberpriester ein Trinkhorn, das bestimmt war, in seiner Nachbarschaft zu kreisen. Es war Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die angesehenen Teilnehmer einen Gebetswunsch über dem Gefäß sprachen. Die zunächst Sitzenden lauschten oder dämpften wenigstens ihre Stimmen. Der Oberpriester hob das Horn und rief: „Das Leben ist ein Heerzug. Mögt ihr alle reiche Beute davontragen und die seufzende Not euch fernbleiben."

„Heil!" rief die Umgebung.

Es folgte ein jüngerer Mann. „Nicht als Genosse derer, die im eklen Schweiß des Siechbettes enden, will ich einst zu Odin fahren, sondern als Held, ausgezeichnet vor vielen."

Jetzt kam die Reihe an den Obmann der Gesandtschaft. Ein Blitz schoß unter der emporgezogenen Augenbraue hervor, als er das Horn in die Hände nahm. „Jeder Segen mir, jeder Fluch meinen Feinden!" rief er und trank.

Der vierte sprach: „Gemeine Arbeit macht auch den Sinn gemein. Hohen Mut besitzt nur, wer Herr ist." —

„Wer ist jener stattliche Edle dort, der soeben getrunken hat?" fragte Jarimar seinen Bekannten.

„Das ist der Vorsteher des Tempels," gab dieser zurück.

„Ihn kenne ich. Ich meine den anderen mit der hohen Stirn und dem kurzen Vollbart."

„Ah so. Er heißt Arnstede und ist aus Dänemark."

„Ein stattlicher Herr, fürwahr," entgegnete Jarimar mit klopfendem Herzen. „Weißt du mehr von ihm? Ich sah ihn vorher vor dem Tempel stehen."

„Viel kann ich dir nicht über ihn sagen. Bei dem Tempelvorsteher könntest du mehr erfahren, wenn du ihm die Zunge zu lockern wüßtest. Er ist sehr schweigsam und vorsichtig."

„Daran thut er recht. Schweigsamkeit und Vorsicht sind zwei große Tugenden. Auch legt ihm sein Amt noch besondere Pflichten auf."

Der Priester nickte. „Arnstede ist es, der gestern die zwölf Kühe opferte."

„Er muß reich sein."

Der Priester bestätigte es. „Er steht, wenn meine Nachrichten nicht falsch sind, im Dienst des Königs Erich. Uebrigens ist er zum erstenmal hier und nur zu dem Zweck, um den Gott zu befragen. Ich habe nämlich meine Lust daran, allerlei von den Menschen zu wissen und womöglich in ihre Geheimnisse einzudringen. Weiß ich auch nicht so viel wie der Vorsteher, so weiß ich doch weniger," — er lachte — „ich wollte sagen: einiges. Was ich zufällig höre, merke ich mir. Außerdem stelle ich meine Beobachtungen an und ziehe Erkundigungen ein."

„Ich kann es mir denken," versetzte der Wende. „Du wirst viele Menschen kennen und vieles erfahren, was vorgeht."

„So ist es. Ich kenne eine große Menge Menschen, und zwar nicht nur ihrem Namen nach, sondern auch, was ihnen widerfahren ist, welche Eigenschaften sie haben und wie ihnen das Los des Lebens fiel. Ich kenne viele sehr genau, ohne daß sie mich kennen. Und das gerade ist es, woran ich mein geheimes Behagen finde."

Er lachte in sich hinein und trank. Jarimar hätte gern weitere Fragen gethan. Doch dünkte es ihn gut, davon vorläufig abzustehen. Der Mann an seiner Seite war nicht so harmlos, wie er aussah. Auch hoffte er, daß dieser von selbst wieder auf den Gegenstand zurückkommen würde. Er schien ihm nicht zu denen zu gehören, die viel für sich zu behalten lieben. Und das Bier, dem er mit Eifer zusprach, und dessen Wirkung sich in dem Ausdruck seiner Augen deutlich zu zeigen anfing, konnte seine Mitteilsamkeit nur erhöhen.

Mit einem ungeschickten Lächeln, das schalkhaft sein sollte, nahm der Priester die Unterhaltung wieder auf. „Da ich dich jetzt genauer ansehe, fällt mir ein, daß ich dich auch kenne."

Jarimar ließ sich den Verdruß, den er spürte, nicht merken, sondern erwiderte: „Das ist auch nicht verwunderlich, da ich fast in jedem Jahre hier bin. Wie heiße ich denn?"

„Das kann ich dir nun allerdings nicht sagen, aber ich weiß, daß du mit Salz aus den Kolberger Werken gekommen bist und dafür schwedische Erze eingetauscht hast."

„Das ist richtig," versetzte Jarimar, indem er sich erstaunt stellte. Der andere fühlte sich geschmeichelt und fuhr fort: „Wovon sprachen wir doch vorher? Ich wollte doch noch etwas sagen ...."

„Wir sprachen von Arnstede, wenn du das meinst."

„So ist es. Von Arnstede. Ich kann dir etwas von ihm erzählen, wenn du versprichst, es nicht auszubreiten." Er sandte einen unsicheren Blick hinüber. „Es ist nicht gut, ihn zu reizen."

Da er zauderte, kam Jarimar ihm zu Hülfe, indem er gleichgültig sagte: „Wenn es sich um Geheimnisse handelt, dann laß sie unangerührt. Sie haben keinen Wert für mich, da ich ihn gar nicht kenne."

Diese halbe Ablehnung war das richtige Mittel, um die Zunge des Priesters zu lösen. „Geheimnisse sind es nicht," gab er zur Antwort. „Es sind nur Gerüchte, und ich weiß nicht, wieviel Wahres an ihnen ist. Siehst du die beiden, die neben ihm sitzen?"

Der Gefragte bejahte.

„Der eine ist sein Sohn, der ihn meistens begleitet. Der andere ist sein Bruder, der auf Gothland wohnt. Arnstede selbst soll früher auch auf Gothland ansässig gewesen sein. Einige behaupten, er sei dort ausgestoßen und zu Landflüchtigkeit und Verlust der Güter verurteilt worden. Das kann aber kaum sein, da er immer noch ein wohlgestellter und angesehener Mann ist. Vielleicht hat er mächtigen Feinden weichen müssen. Andere sagen, daß er jetzt noch in Gothland wohne. Er soll überhaupt an mehreren Orten heimisch sein. Hoffentlich erkunde ich später noch Genaueres."

Er sah sich suchend um, ergriff sein Gefäß und schlug einem Knaben, der sich fröstelnd in die Nähe des Feuers gedrängt hatte, auf die Schulter, daß er klagend auffuhr. Aber der Trunkene schrie noch lauter: „Nimm deinen Dienst in acht, träger Bube." Der Gezüchtigte enteilte, um den Krug aus der Kufe von neuem zu füllen. Der Priester aber wandte sich langsam zu seinem Nachbar und sagte leise mit listigem Augenblinzeln: „Ich glaube, daß er manche Kerbe auf seinem Stock hat. Hast du seinen Spruch gehört? Fluch meinen Feinden! Diesen Fluch vollzieht er selbst, die Götter bemüht er damit nicht. Aber allzu stolz ist nicht gut. In die hohen Bäume fährt der Blitz leichter, als in das Zwergholz. Wer sich klein macht, lebt sicherer." Er nickte mehrmals in Gedanken versunken mit dem Kopf.

Wußte er noch mehr, oder hatte er sich nur in allgemeinen Reden ergangen? Eine Gewißheit darüber zu erlangen, war schwierig. Doch fand Jarimar es schließlich wahrscheinlich, daß sein Freund, dessen Geist mehr und mehr unter den Einfluß des berauschenden Getränkes kam, nichts mehr zu sagen hatte. Bei Gelegenheit erhob er sich daher und ging hinaus.

Gedankenvoll schritt er seiner Herberge zu.

Er hatte den lange gesuchten Gegner entdeckt. Es war ihm unzweifelhaft, daß er ihm heute ins Auge geschaut. Alle Zeichen trafen zu. Nur in einem Punkte hatte er sich getäuscht. Er hatte einen vom Gewicht seiner Schuld gebeugten Flüchtling vermutet, und er fand einen Frevler, den noch nie etwas gereut hatte, und der gewohnt war, dem Schicksal und der Gerechtigkeit die Stirn zu bieten. Ein Versuch zu gütlicher Beilegung des Streites war bei ihm aussichtslos. Jarimar zog nämlich auch dies in Erwägung. Die Genugthuung konnte durch ein Gericht festgesetzt werden, das aus den Erwählten beider Teile bestand. Aber wie hätte Arnstedes hochfahrender Sinn je in solche Erniedrigung gewilligt! Die Sühne mußte also mit der Waffe genommen werden.

Dann stellte sich dem Sinnenden auch wieder Slawinas liebliches Bild vor Augen. Er fragte sich, ob es nicht am besten sei, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen und der Vergessenheit zu übergeben. Der Staub von zwei bis drei Jahrzehnten hatte sich über der Schandthat aufgehäuft. Welchen Zweck hatte es, an diesem Staub zu rühren? War es notwendig oder klug, es zu thun? Auch gefährdete die Rache, die er zu nehmen gesonnen war, sein eigenes Leben. Und der Arm, der ihn tödlich traf, zerschmetterte zugleich das Lebensglück derjenigen, die ihm über alles lieb war. Dieser Gedanke war der einzige, der ihn bedenklich machte, der ihm hart zusetzte. Im übrigen war die Erregung, welche ihn einige Stunden zuvor beim Betreten des Tempels durchzittert hatte, verschwunden. Er war ruhig und kühl, während er mit sich zu Rate ging. Er verwunderte sich selbst darüber und schrieb es seiner Ermüdung zu. Nachdem er sein Lager aufgesucht, fiel er alsbald in einen tiefen Schlummer.

Als er am nächsten Morgen erwachte, war er ein anderer als am Tage zuvor. Was am vergangenen Tag vor den Eindrücken der letzten Zeit nicht hatte in die Höhe kommen können, war mit einem Male zum vollen Leben erwachsen. Er war zehn Jahre jünger geworden. Die Erinnerung an die erlittene Unbill stand in voller Frische vor ihm. Alle Zweifel waren gewichen. Er war zur Klarheit und Entschlossenheit durchgedrungen und fühlte sich durchaus als einer, dem die Kindespflicht gebietet, des Vaters Rächer zu sein. Erbitterung erfaßte ihn, wenn er daran dachte, was Arnstede ihm zugefügt, wenn er sich seine Züge vor Augen stellte. Eine tiefe Verachtung der Menschen sprach aus ihnen. Nichts in seinen Mienen verriet, daß er Götter oder Menschen scheute. Wozu er die Macht hatte, das that er. Befriedigt gedachte er gewiß noch jetzt des gelungenen Meuchelmordes. Es war ihm ein Genuß in müßigen Stunden, sich das Elend zu vergegenwärtigen, in das er Unschuldige gestoßen. So mochte er denn erfahren, daß auch dem Uebermut seine Grenzen gesteckt sind. Wie das Wasser dort am stärksten braust, wo es auf Widerstand stößt, so reckte sich Jarimars Grimm an dem kalten Trotz dieses Mannes in die Höhe. In Arkona freilich konnte er nicht an ihn heran. Die Gäste standen unter dem Schutz des Tempelfriedens. Wer hier die Waffe zückte, verfiel unrettbar dem Blutbann. Aber was jenseits der Brandung lag, war herrenloses Gebiet. Es widerstrebte ihm, einen Ahnungslosen hinterrücks zu überfallen. Er beschloß also, die Zeit seiner Abreise zu erkunden und ihm dann mit seinem Schiff zu folgen. Auf offener See sollte die Aussprache, sollte der Kampf stattfinden. Da es wahrscheinlich war, daß es zu einem Handgemenge kam, wollte er eine Anzahl Einheimischer anwerben, die ihn in einem zweiten gedungenen Schiff begleiten sollten.

Nachdem er sich den Plan zurechtgelegt und alle Einzelheiten desselben sorgfältig erwogen, begab er sich auf die Burg, um den Priester aufzusuchen und ihn über die vermutliche Dauer des Aufenthalts Arnstedes auszuhorchen. Es gelang ihm aber nicht, ihn ausfindig zu machen, und auch Arnstede selbst bekam er nicht zu Gesicht. Daher ging er nach Beendigung des Mittagsmahles an den Strand, wo sein Fahrzeug unter Bertholds Aufsicht lag, und trug diesem auf, in vorsichtiger Weise Nachricht darüber

einzuziehen, wann ein dänischer Edler namens Arnstede die Insel zu verlassen gedenke. Sein treuer Diener sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an und entgegnete langsam: „Ein dänischer Edler namens Arnstede war allerdings hier. Er ist aber seit heute früh nicht mehr hier. Uebrigens ist das Gut geborgen und wir können aufbrechen, sobald es dir gefällt."

Jarimar war bestürzt. Er schwankte einen Augenblick, ob er den Freigelassenen ins Einverständnis ziehen sollte. Es schien ihm aber besser, erst mit sich allein über die nunmehr zu ergreifenden Maßregeln zu Rate zu gehen. An eine Ausführung seiner ursprünglichen Absicht war ja nicht mehr zu denken.

Nachdem er noch einiges, was sein Geschäft anging, geordnet, wanderte er gegen Abend wieder auf die Burg, in der ungewissen Hoffnung, dort auf irgend einen Umstand zu stoßen, der geeignet war, seinen schweifenden Gedanken Halt und Ziel zu geben. Mit geteiltem Sinn, halb der äußeren Welt zugewandt und halb den Zuflüsterungen seines Gemüts lauschend, ging er dahin. Der Anblick des Tempels versetzte ihn wieder in die gedrückte Stimmung des gestrigen Abends. Plötzlich fiel sein Auge auf Edmund. Er eilte auf ihn zu. Auch Edmund hatte ihn bemerkt und kam ihm entgegen. „Du wirst mich gestern vergeblich erwartet haben," sagte er. „Der Grund meines Ausbleibens war, daß ich die Entfernung zu gering oder meine Kraft zu hoch geschätzt hatte. Als ich zurückkehrte, war es bereits sehr spät. Hoffentlich zürnst du mir nicht."

„Es ist nicht der Rede wert," beruhigte der Wende ihn. „Aber etwas anderes wollte ich dich fragen. Du wechseltest gestern Mittag . . . — nein vorgestern Mittag hier auf diesem Platz einige Worte mit einem Mann, dessen Namen ich wohl wissen möchte." Er beschrieb ihm Arnstedes Gesicht und Kleidung so genau als möglich.

„Das kann nur Aggo gewesen sein," versetzte Edmund mit verständnisvollem Nicken.

„Welcher Aggo?" fragte der andere rasch.

„Aggo aus Schleswig, früher Schutzgenosse, jetzt Vollbürger der Stadt."

Edmund gehörte zu denjenigen Menschen, die sich um die Angelegenheiten anderer nicht mehr kümmern, als sie müssen. Wenn er es je gewußt, so hatte er es doch längst wieder vergessen, daß Jarimar einst im Hause Aggos als Gast geweilt hatte.

Mit aller Anstrengung gelang es Jarimar, seine Zunge von einer Lähmung, die sich über sie zu legen anfing, soweit freizumachen, daß er sagen konnte: „Ich hörte, er hieße Arnstede und sei Unterthan des Königs Erich."

„Das ist möglich. Er hält sich viel in Lethra auf. Ob er dort einen anderen Namen führt als bei uns, ist mir nicht bekannt. Ich kenne ihn nur unter dem Namen Aggo. Nach deiner Beschreibung ist er es ohne Zweifel gewesen."

Dies war das letzte, was Jarimar vernahm. Weiter sah und hörte er nichts, Er vermochte sich auch später nicht darauf zu besinnen, ob er mit seinem Freunde noch mehr Worte gewechselt, und ob sie sich mit oder ohne Abschied getrennt hatten. Er vermochte auch nicht anzugeben, was er in der folgenden Zeit gethan und wo er sich aufgehalten hatte. Langsam löste sich der flimmernde Nebel vor seinen Augen, langsam verklang das Brausen in seinen Ohren. Wie wenn ein Hinterhalt über eine Schar Ahnungsloser herfällt, so hatte der plötzliche Anprall des Geblüts den Zug seiner Gedanken zersprengt. Ganz allmählich nur sammelte er sich und kehrte zur alten Ordnung zurück. Jarimar fand sich auf dem äußersten Vorsprung des Felsens sitzen. Tiefe Stille, nur durch das Rauschen des Wassers belebt, umgab ihn. Der Mond war nicht zu sehen. Sein Licht aber ruhte in den hellen Wolkenstreifen, die über der Erde standen, und fiel von dort als gleichmäßiger Dämmerschein herab.

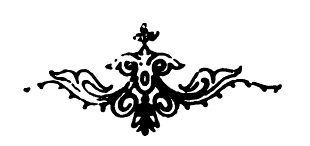
Er wandte sich zum Gehen. Nur wenige Menschen begegneten ihm. Als er aus dem Thor heraustrat, schrie hinter ihm auf dem Gemäuer eine Eule. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel unterbrach der schrille Ton plötzlich den Schlummer der Natur.

Jarimar fuhr zusammen. Er glaubte den Schrei eines Sterbenden zu vernehmen. Dieser nächtliche Vogel, das einzige unter allen Geschöpfen, flüchtet nicht, wenn der Geist eines Erschlagenen, aus dem strömenden Blut aufflatternd, in seine Nähe kommt. Jarimar sah den Leichnam seines Vaters im tauigen Grase liegen. Er hörte das leise Klagen der heimatlos gewordenen Seele. Unstät streicht sie von Baum zu Baum, bis der Leib bestattet ist. Oder wandert sie vielleicht, bis die Unthat gesühnt wurde? Sandte sie ihm einen Boten, der ihn mahnte, endlich ans Werk zu gehen? —

Berthold saß am Ufer auf einem Stein unfern von seinem Schiff, als er einen Fremden, der ihn augenscheinlich nicht bemerkte, auf dasselbe zugehen sah. Er erhob sich, um ihn abzufangen, und war nicht wenig erstaunt, als er in dem Stillstehenden seinen Herrn erkannte. „Herr!" rief er erschreckt, „bester Herr, wie siehst du aus? Kaum in nächster Nähe erkennt man dich. Was fehlt dir? Hast du die Todesfrau gesehen, daß du so verändert bist?"

Jarimar sandte gedankenlos einen raschen Blick zu dem milchweiß glänzenden Himmel empor und warf einen zweiten auf die dunkle See. Dann antwortete er mit einer unnatürlichen Ruhe: „Kannst du dir denken, Berthold, daß es einen Menschen giebt, der da wünscht, die Wölfe möchten ihn von seiner Mutter Brust gerissen und verschlungen haben? Ich bin dieser Mensch. Wecke die Knechte. Wir fahren sofort ab."

(Fortsetzung folgt.)





Rußland unter Kaiser Nikolaus II.

Seit jenem November-Tage des Jahres 1894, an welchem Kaiser Alexander III. in Livadia nach schweren körperlichen und seelischen Kämpfen die Augen schloß, ist nunmehr ein Zeitraum vergangen, welcher zwar noch nicht genügt, um ein in allen Beziehungen abgeschlossenes Bild von der Richtung zu geben, welche der jugendliche Nachfolger auf dem Zaren-Throne der inneren und äußeren Politik seines weiten Reiches anzuweisen gedenkt, welcher aber immerhin bereits einen reichen Stoff zu Betrachtungen und zum Ausblick in die Zukunft gewährt. —

Da tritt zunächst in greller Weise der Unterschied in die Erscheinung zwischen der Lage Rußlands bei der Thronbesteigung Alexanders III. und derjenigen Nikolaus II.

1881 der Thron des von seinem Volke als „Zar-Befreier" gefeierten, dennoch schmählich gemordeten Herrschers, von Mörderblut befleckt, einem Nachfolger übergeben, welcher, in keiner Weise für seine hohe Stellung vorbereitet, unter dem Eindrucke des schrecklichen Endes seines Vaters stehend, sich in fast ängstlicher Weise von der Oeffentlichkeit fernhielt.

1894 ein junger, sorgfältig für den Thron vorbereiteter Herrscher, welcher mit Frische und Energie die Zügel der Regierung ergreift und hinein in das Volk tritt, welches sich in den 13 Jahren der Herrscherzeit Alexanders III. nur selten des Anblickes seines Fürsten erfreuen durfte.

Und die Erbschaft, welche der heute als „Friedens-Schaffer" (mirotworez) und „Friedens-Erhalter" (mirodershez) vom Volke bezeichnete Alexander III. übernahm, war wahrlich keine erfreuliche. — Die vom edelsten Wollen ins Leben gerufenen großartigen inneren Reformen, in erster Linie die Befreiung der Bauern, die Einführung der Selbstverwaltung, hatten, weil sie nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen gerechnet, weil sie weder bei den herrschenden, noch bei den niederen Klassen des Volkes Verständnis fanden, die traurigste Verwirrung zur Folge gehabt, welche, u. a. auch den Nihilismus erzeugend, dem edlen Herrscher den Tod bringen sollte. —

In der äußeren Politik war der Kaiser unglücklich gewesen. Seine wohlberechtigte, auf dem verdienten Danke für frühere Dienste beruhende Freundschaft für Preußen-Deutschland hatte ihm die Feindschaft weiter Kreise seines in die Hände wüster Agitatoren geratenen Volkes zugezogen. Und als diese ihn in den Krieg gegen die Türkei hineindrängten, erlitt Rußland Enttäuschungen, welche einer Niederlage fast gleichkamen. —

Denn das Heer und die Flotte, deren Schäden der Krimkrieg offen dargelegt und an deren Hebung Alexander II. sogleich die Hand gelegt hatte, waren in ihren Reformen noch lange nicht am Ziele. Wenig hätte gefehlt, so hätte die so gering geschätzte Türkei dem russischen Heere eine schmähliche Niederlage bereitet. — Nur das stetige Vordringen in Asien gegen Indien hin bildete einen Lichtpunkt in der Herrscher-Thätigkeit dieses edlen, aber im Charakter nicht gefesteten Fürsten.

Wie ganz anders war die Erbschaft, welche Nikolaus II. antrat?

Alexander III., im Gegensatze zu seinem Vater frei von jenen liebenswürdigen, idealen Regungen, mißtrauisch, abgeschlossen nach außen, ängstlich vor der Berührung mit bedeutenden Persönlichkeiten, hinterläßt dennoch nach außen hin Rußland stärker denn seit langen Zeiten. —

Unter allen seinen Schöpfungen nimmt mit Recht die Stärkung der Wehrkraft, zu Lande und zu Wasser, die erste Stelle ein. Rußland hat eine so große Armee, eine so starke Flotte noch nie besessen, wie am Tage der Thronbesteigung des jungen Kaisers. Und während früher die „weiten Räume“ ein Moment der Schwäche für den rechtzeitigen Gebrauch der Streitmittel waren, finden wir heute, fast einer Kriegsdrohung gleich, nicht allein das Reich nach allen Richtungen hin von einem noch vor 13 Jahren nicht geahnten Netz von Schienenwegen überspannt, sondern den größten Teil des Heeres, teilweise marschbereit, an der Westgrenze versammelt, welche durch eine jetzt völlig militärisch organisierte „Grenzwache“ fast hermetisch gesperrt ist.

So stehen in den uns benachbarten Militärbezirken Warschau und Wilna allein zwei Armeen von nicht weniger als 412 Bataillonen, 330 Eskadrons, 120 fahrenden Batterien, 21 reitenden Batterien, 2 Mörser-Regimentern, 30 Festungs-Artillerie-Batterien u. s. w. uns gegenüber, während die Armee in den Oesterreich-Ungarn benachbarten Militärbezirken Kijew und Odessa 247 Bataillone, 146 Eskadrons, 82 fahrende und 22 reitende Batterien u. s. w. zählt.

Aber nicht hiermit genug, sehen wir an unserer Grenze an der Weichsel, am Narew und am Niemen einen Festungsgürtel entstanden, welcher wohl geeignet ist, den russischen Armeen einen festen Stützpunkt zu gewähren, den angreifenden Heeren einen schwer zu überwindenden Widerstand entgegenzusetzen.

Das weite und zum Teil reiche Kolonialland, welches Rußland in seinen asiatischen Gebieten besitzt, ist nicht nur erweitert, sondern vor allem durch die bereits im Bau begriffene sibirische, durch die bis in das Herz Asiens weitergeführte transkaspische Bahn und durch die Entwicklung der „freiwilligen Flotte“ in nähere Verbindung zum Mutterlande gebracht. Dort „im fernen Osten“, am Amur und Ussuri, bildet sich ein Kolonialgebiet von einer vielversprechenden Zukunft. Auf die herrlichen, natürlichen Häfen jener Küste gestützt, hat Rußland bereits eine Seemacht versammelt, welche, wie wir noch unten sehen werden, wohl geeignet scheint, dem alten Rivalen in Asien auch in den Gewässern des japanischen Meeres ein Halt zuzurufen.

In der äußeren Politik hatte Rußland, jede Rücksicht gegen Deutschland beiseite setzend, dessen Liebeswerben unter dem jetzt vergangenen „neuen Kurse“ zuweilen die Grenzen des nationalen Selbstbewußtseins zu überschreiten drohte, sich Frankreich in einer Weise genähert, welche dem stolzen „Selbstherrscher“ kaum leicht geworden sein kann. Aber nirgends hat es Enttäuschungen erlitten. Seine Zollpolitik Deutschland gegenüber hat den doppelten Erfolg zu verzeichnen, ihm geholfen und uns geschadet zu haben. In Asien steht es mächtiger da denn je.

Nur in der inneren Politik kann der junge Kaiser nicht mit Befriedigung auf die ihm hinterlassene Erbschaft sehen.

Weite Kreise seines Volkes sind durch die brutale, kurzsichtige Politik der Panslavisten, denen Alexander III. in der äußeren Politik Widerstand zu leisten vermochte, denen er aber im Inneren freie Hand ließ, in ihrem tiefsten Empfinden verletzt, teilweise

materiell geschädigt. Aber noch mehr: Rußland steht im Begriff, mit der rohen Unterdrückung der Deutschen, mit der Russifizierung der Ostseeprovinzen und der Verfolgung der evangelischen Geistlichkeit sich eines Kultur-Elementes zu berauben, ohne das es niemals die heutige wirtschaftliche und Kultur-Stellung erreicht hätte.

In der Verwaltung, welche ebenso wie das Offizier-Corps der rechtliche, sittlich ernste Sinn des Kaisers Alexander in neue Bahnen leiten wollte, welche den alten Schlendrian und die alte Gewissenslosigkeit beseitigen sollten, ist noch vieles zu thun. Die unglaublichen Unterschleife bei Gelegenheit des Notstandes der vergangenen Jahre, das völlige Versagen der dem Volke künstlich aufgepfropften Selbstverwaltung, die Mißstände im Eisenbahnwesen sind sprechende Beweise hierfür. Freilich liegen hier die Ursachen so tief im Charakter des zu ernsthafter, nachhaltiger Arbeit wenig beanlagten Volkes begründet, daß es zweifelhaft erscheint, ob auf diesen Gebieten eine Abhülfe möglich ist.

Vor allem aber findet Nikolaus II. traurige Zustände in den Schichten seines Volkes vor, auf denen die Kraft des Staates beruht, im Groß- und Klein-Grundbesitz. Der Edelmann ist verarmt, der Bauer arbeitet nicht oder behauptet, nicht genug Land zur Ernährung seiner Familie zu haben. So wunderbar es dem nicht Eingeweihten klingen mag, so haben die Jahre des Notstandes die Wahrheit des letzten Satzes doch bewiesen. Aus einem Lande, in welchem weite Flächen unbebaut liegen, wanderten viele Tausende aus, um in Asien oder im Kaukasus sich Land zu verschaffen. Das sind die Folgen der übereilt durchgeführten Aufhebung der Leibeigenschaft, auf die schon lange Kenner des Landes, wie der bekannte National-Oekonom Leroy-Beaulieu in der „Revue de deux mondes", hingewiesen hatten. Wenn auch die Regierung dem Grundbesitz den vorteilhaften Absatz, auch des minderwertigen Getreides, über die deutsche Grenze ermöglicht hat, dem Grundbesitz durch eine Reihe sofort ergriffener Maßregeln, wie wir sie in Deutschland noch immer erhoffen, zu helfen sucht, so wurzelt doch der zu bekämpfende Notstand zu fest in den Sünden der Verwaltung und des Volks-Charakters, als daß man sich sanguinischen Hoffnungen nach dieser Richtung hingeben könnte.

So ist die Lage, in welcher der junge Zar die Zügel der Regierung übernahm. Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte sich bereits eingehend aus Anlaß seiner Verbindung mit der Prinzessin von Hessen mit ihm beschäftigt.

Bald war es seine Feindschaft gegen alles deutsche Wesen, bald diejenige gegen die Ehe überhaupt, welche die Vebindung verhindern sollte. Als wenn nicht die Geschichte des russischen Kaiserhauses und der deutschen Prinzessinnen in demselben — Gott sei es vom Standpunkt unseres deutschen und unseres evangelischen Bewußtseins aus geklagt — reich an Beispielen wäre, in denen deutsche Fürstentöchter ihre Nationalität und ihre Religion nicht allein verleugnet, sondern zu den eifrigsten Vertreterinnen des fanatischsten russischen Orthodoxismus geworden sind. Besteht doch die Mission der deutschen nach Rußland gesandten Fürstentöchter wesentlich nur in der Versorgung dieses Landes mit Großfürsten.

Alles dies Zeitungsgeschwätz verstummte denn auch mit der Reise der heutigen Kaiserin nach Livadia und mit ihrer späteren Trauung in der Hauptstadt.

Die erste öffentliche That des Kaisers Nikolaus II. war das Thronbesteigungsmanifest. In demselben feierte er zunächst das Andenken seines Vaters als der Verkörperung der unerschütterlichen Wahrhaftigkeit und des Friedens, der niemals unter seiner Regierung gestört wäre, und gelobt, von diesem Vermächtnis durchdrungen, „heilig vor dem Angesicht des Allerhöchsten, als einziges Ziel zu haben das friedliche Wohlergehen und den Ruhm unseres teuren Rußlands". Im weiteren betont der Kaiser, daß er die autokratische Gewalt ungeschwächt bewahren und zum Ausgangspunkt aller Regierungshandlungen machen werde.



In dieser Beziehung heißt es u. a. in dem Manifest: „Man wird nicht vergessen, daß die Macht und Stärke des heiligen Rußlands auf seiner Identität mit uns und auf seiner grenzenlosen Ergebenheit gegen uns beruht."

Ungeachtet dieser nicht mißzuverstehenden Sprache des jungen Kaisers glaubten gewisse Kreise die Zeit gekommen, für die Vertretungs-Körper der Selbst-Verwaltung größere Rechte und einen weiteren Wirkungs-Bereich erbitten zu können.

So schrieb der liberale „Wjestnik Jewropy" in seinem Dezemberheft in einem die Regierung Alexanders III. in ihren Ergebnissen für das innere Leben des Volkes verurteilenden Artikel u. a.: „Es müsse für die ‚Landschaftsversammlungen' eine Form gemeinsamer Arbeit gefunden werden. Parallel mit dem Bedürfnisse nach Reformen wächst das Bedürfnis nach Garantien für den Einzelnen wie für Körperschaften. Diese Garantie aber bietet das Vertrauen auf den kommenden Tag, die das öffentliche Leben nicht weniger braucht als das private. Es ist die Bürgschaft einer regelrechten, unbehinderten Entwicklung, die Sicherheit, daß die Gesellschaft nicht wie Sisyphus immer dieselbe Arbeit thun und wie Tantalus — nie die Früchte genießen darf." — Schon diese Kundgebung rief sofort heftige Entgegnungen in der der Regierung nahestehenden Presse hervor. Dennoch verstummten dieselben in der Folge nicht. Und so schrieb z. B. im Beginn dieses Jahres, anscheinend von der Censur nicht gehindert, die „Rußkaja Shisnj" u. a., daß in dem größten Teile Rußlands Zustände herrschten, die einen großen Teil der Bevölkerung des Reiches in Elend, Unglück, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit versetzt hätten. — Ein anderes Blatt macht darauf aufmerksam, daß wahre Abhülfe nur durch die Freigebung der Presse und des religiösen Bedürfnisses zu schaffen sei. — Die in selten rücksichtsloser Weise erfolgte Unterdrückung der „Rußkaja Shisnj" scheint die Antwort auf diese Aeußerungen gewesen zu sein.

Persönlich sprach der Zar seine Anschauungen aus bei dem Ende Januar stattgefundenen Empfang von 182 Abordnungen der Semstwós, der Städte und des Adels, welche ihm mit Glückwünschen zu seiner Vermählung die landesüblichen Geschenke darbrachten. Er äußerte hierbei u. a., daß es ihm zu Ohren gekommen sei, in einigen Semstwós würde der „absurde Traum" gehegt, diese Versammlungen würden künftighin eine Erweiterung ihrer Wirksamkeit bis auf das Gebiet der Staatsangelegenheiten erhalten. Jedermann möge daher wissen, daß er alle seine Kräfte der Wohlfahrt Rußlands weihe, daß er aber auch ebenso fest und beständig wie sein Vater die Autokratie aufrecht erhalten werde.

Die an den Universitäten St. Petersburg und Moskau vorgekommenen Studenten-Unruhen, welche wohl in erster Linie durch Mißstände nicht politischer Natur veranlaßt wurden, erfuhren die schärfste Ahndung. Mehr als je scheint die Stellung der Vertreter des autokratischen Panslavismus gesichert, zu welchem die Herren Pobedonoszew, Deljanow, Durnowo gehören. —

Die unter dem verstorbenen Zaren so hart behandelten fremden Nationalitäten suchen sich dem neuen Herrscher zu nähern. Bei den Polen hat der Rücktritt des durch sein schroffes Auftreten überall verhaßten Generals Gurko von dem Posten eines General-Gouverneurs des Weichsel-Gouvernements und Oberkommandierenden des Militärbezirks Warschau und seine Ersetzung durch den feingebildeten, humanen bisherigen Botschafter am Berliner Hofe, Grafen Schuwalow, erklärliche Freude erregt. Nach freilich über Galizien kommenden Nachrichten soll eine Abordnung aus dem Zartum Polen, welche eine Spende von 30000 Rubel zur Errichtung einer besonderen Abteilung unter dem Namen der Kaiserin Alexandra Feodorowna bei dem Warschauer Kinderhospital überbrachte, sehr freundlich empfangen worden sein.

In der allgemeinen Lage scheint aber weder den Polen noch den Deutschen in den Ostseeprovinzen gegenüber etwas geändert zu sein. Im Gegenteil weiß man z. B. von strengen Verboten der Erwerbung von Grundbesitz durch russische Unterthanen deutscher Nationalität und Polen im Gouvernement Wolhynien zu berichten.



Einer Nationalität aber, welche der deutsche liberale Philister überall hätschelt, möge sie unserem Volke auch die herbsten Wunden schlagen, hat Nikolaus II. klar gezeigt, daß er sich nicht wie so oft die Fürsten von ihrem schlau berechneten Schweifwedeln täuschen läßt, nämlich den Juden. Neuerdings hat der Kultusminister Deljanow den jüdischen Lehrern untersagt, den Talmud zu lehren, da derselbe Lehren enthalte, welche geeignet sind, Staat und Kirche zu gefährden. Der Kriegsminister erinnert an die strenge Aufrechterhaltung des Aufenthalts-Verbotes für die Juden im Don-, Kuban- und Terek-Gebiet. Endlich sind nicht weniger als hundert jüdische Familien in der kurzen Regierungszeit des Kaisers aus Jalta und Grodno vertrieben worden.

Sehr anzuerkennen ist die energische Sorge, mit welcher der Zar der Not der Landwirtschaft abzuhelfen sucht. Während bei uns aus den verschiedensten Gründen wirklich entscheidende Maßregeln von der Regierung zurückgehalten werden, ist Rußland bereits mit solchen vorangegangen. Der „Regierungsbote“ veröffentlichte am 14. Januar die Genehmigung zu staatlichen Getreide-Einkäufen. Nach der betreffenden Verordnung auf Grund der Vorschläge eines Ausschusses, zu welchem u. a. der Kriegsminister, der Minister des Innern, der Finanz- und der Ackerbau-Minister gehörten, wurde angeordnet, daß der Einkauf von Roggen und Weizen, als der für die russische Landwirtschaft wichtigsten Getreidearten, in einer nach Maßgabe des Verlaufes der Operation und unter Berücksichtigung der Umstände festzusetzenden Menge vorgenommen werden solle zur Belebung und zur Hebung der Unthätigkeit und der Flauheit des Marktes. Roggen und Weizen im Korn werden ausschließlich bei den Erzeugern, privaten Grundbesitzern und Bauern, gekauft werden. Das einzukaufende Getreide ist sowohl zur Deckung des Verpflegungsbedürfnisses der Bevölkerung als auch zur Heeresverpflegung bestimmt. —

Wie bei jedem Thronwechsel in Rußland sind eine große Zahl von Auszeichnungen verliehen, Begnadigungen erlassen sowie andere Gnadenbeweise erteilt worden. Es erscheint aber voreilig, aus einzelnen derselben, wie z. B. aus der Begnadigung einer größeren Anzahl deutscher evangelischer Geistlicher in den Ostsee-Provinzen, aus der Errichtung eines Alters-Versorgungshauses für invalide Schriftsteller, einen Schluß auf die Veränderung der Regierungs-Grundsätze zu ziehen. Denn gleichzeitig wird gerade den als besonders deutschfeindlich bekannten Beamten in Riga der besondere Dank des Kaisers für seine Russifizierungsmaßregeln ausgesprochen und die Bitte der Vertreter der Presse um Erleichterung der Censur zurückgewiesen.

Wenn aber ein führendes deutsches liberales Blatt sich dazu versteigt, zu verkündigen, die Tage von Pobedonoszew seien gezählt, so ist dies ein Grund-Irrtum. Wenigstens deutet es nicht darauf hin, wenn derselbe in einer vor dem Zaren und der ganzen kaiserlichen Familie in einer Sitzung der „Russischen historischen Gesellschaft“ gehaltenen Rede in schonungslosester Weise von Alexander I. sagen durfte, er hätte sein Volk nicht gekannt, weil er sich zur Kultur des Westens bekannt hätte. Alexander III. dagegen hätte Rußlands Interessen stets zu verteidigen gewußt und dieselben weder in den polnischen, noch in anderen nicht national-orthodoxen Grenzgebieten auch nur um eines Haares Breite preisgegeben. Freiheit und Sprachen-Verwirrung könne nie Rußland zum Heile gereichen, nur starre Autokratie es regieren.

Sehr angenehm hat das persönliche Hineintreten des Kaisers in die Oeffentlichkeit, welche Alexander III. fast ängstlich mied, berührt. Schon auf der Reise von Livadia nach Petersburg und bei der Leichenfeier des verstorbenen Kaisers fehlten die militärischen und polizeilichen Schutzmaßregeln zum Teil, ohne welche früher keine Regierungshandlung des Kaisers zu denken war. Ebenso war es ein Ereignis für das Land, daß Nikolaus II. seit 14 Jahren zum erstenmal wieder in St. Petersburg auf dem am Sommergarten liegenden Marsfelde eine Maiparade über die Gardetruppen abgehalten hat. Alexander III. hatte 1881 seine erste und letzte derartige Parade

abgehalten. Was Wunder, daß die jugendliche Erscheinung des Kriegsherrn, welcher ein vorzüglicher Reiter ist, auf seinem mächtigen Schimmel enthusiastisch von Volk und Truppen begrüßt wurde.

Dem größeren Eintreten des jungen Zaren mit seiner Person in die Geschäfte entspricht auch die mit Bezug auf die Erledigung der an die Allerhöchste Person gerichteten Bittschriften getroffenen Veränderungen. Ohne Vermittlung eines Ministers werden künftighin in einem persönlichen Kabinett solche Eingaben bearbeitet.

Im Heerwesen hat sich die Thätigkeit des jungen Herrschers zunächst in sehr wichtigen Veränderungen in den höchsten Kommandostellen fühlbar gemacht, wobei eine Anzahl an Jahren alter und körperlich hinfälliger Generale durch jüngere, zum Teil hervorragend tüchtige Persönlichkeiten ersetzt sind.

Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind diese Maßregeln insofern von Wichtigkeit, als sie Generale betreffen, welche in ihren Stellungen an der Grenze im Falle eines Krieges zu ganz besonders wichtigen Kommandos, sei es einer Armee, sei es von Corps, in erster Linie bestimmt sind. Der Neubesetzung des Militärbezirks Warschau, des truppenreichsten in Rußland, ist bereits gedacht. Das dritte Armeecorps in Riga hat der anscheinend zu Unrecht vor zwei Jahren pensionierte tapfere General Dmitrowski erhalten; die sehr wichtige Stellung des „Gehülfen" des Generals Schuwalow in Warschau erhielt für den verabschiedeten General Pawtow der bisherige kommandierende General des XIV. Armeecorps Krshiwoblozki. Wenn wir nun hinzufügen, daß fünf andere Armeecorps neu besetzt sind, beispielsweise in dem unserer Grenze benachbarten Militär-Bezirk Wilna alle höheren Stellen gewechselt haben, so ergiebt sich hieraus, von welcher Bedeutung für die Schlagfertigkeit der Armee die Einwirkung des jungen Kaisers gewesen ist.

Großes und berechtigtes Aufsehen hat die Anstellung der drei bulgarischen Offiziere, welche eine schmähliche Rolle bei der Entsetzung des Fürsten Alexander gespielt haben, gemacht. Unter der Regierung Alexanders III. hatte man mit der Aufnahme dieser mehr als zweifelhaften Persönlichkeiten in die russische Armee gezögert. Auch die Ernennung des Prinzen Louis Napoleon, welcher bisher militärisch wenig thätig gewesen war, zum Obersten für „Auszeichnung im Dienst" hat Aufmerksamkeit erregt.

Infolge der Entwicklung der Dinge in Ostasien hat der Kaiser die möglichst schleunige Verstärkung der Flotte befohlen. Nach dem „Kronstadtskij Wjestnik" beenden in St. Petersburg fünf vom Stapel gelaufene Panzerschiffe ihre Armierung; ein Kanonenboot, zwei Panzerschiffe und ein Kreuzer sind im Bau, und der Bau eines Kreuzers, eines Schulschiffes und eines Panzerschiffes wird vorbereitet; ferner werden gegenwärtig 15 Torpedoboote in St. Petersburg gebaut. Ebenso sind in Nikolajeff, Finnland und England Kriegs- und Transportschiffe im Bau. Die Großartigkeit dieser Maßregeln tritt noch mehr in die Erscheinung, wenn wir sie vergleichen mit der kleinlichen Haltung unseres Reichstages den so bescheidenen Forderungen des Marine-Ministeriums gegenüber.

Hand in Hand mit dieser Verstärkung der Seestreitkräfte geht die Vermehrung der im japanischen Meere versammelten Flotte, welche bereits 32 auf Wladiwostok basierte Kriegsschiffe zählen soll.

Auch an der Vollendung des Kriegshafens bei Libau (Treuliebshof), dem der Kaiser den Namen: „Hafen Alexanders III." gegeben hat, wird von Tausenden von Arbeitern Tag und Nacht gearbeitet. Die Bedeutung dieses unmittelbar an unseren Gewässern liegenden, einem Ausfallsthor gleichenden Hafens wird dadurch gekennzeichnet, daß er eine Größe erhält, welche gestattet, in ihm die gesamte Flotte Rußlands zu versammeln.

Durch seine Reisen in Asien und seine Stellung als Vorsitzender des Komitees für die Erbauung der sibirischen Bahn hat Nikolaus II. ein volles Verständnis für die

Wichtigkeit dieser und der centralasiatischen Bahn für die militärische und kommerzielle Stellung Rußlands in diesem Weltteile gewonnen. Eine besondere Kommission wurde beauftragt, den Bau der Bahn im östlichen Sibirien zu fördern; eine Verbindung der sibirischen Bahn mit der centralasiatischen über Taschkent soll geplant sein.

Auch die auswärtige Politik Rußlands unter Nikolaus II. kennzeichnet sich zunächst durch einen sehr umfangreichen Personenwechsel.

Der langjährige Vertreter der Auswärtigen Angelegenheiten, Minister Baron Giers, der als treuer Diener dreier Kaiser seit 1882 als Nachfolger des Fürsten Gortschakoff diesen wichtigen Posten bekleidete, hatte bisher allen panslavistischen Treibereien zum Trotz Rußlands Politik in friedlichen Bahnen erhalten. Männer von der Einsicht und Charakterfestigkeit wie er sind in der russischen Beamtenhierarchie selten. Die Wahl seines Nachfolgers war daher von entscheidender Wichtigkeit.

Die Wahl des jungen Kaisers ist auf den langjährigen Botschafter in Wien, den erst vor wenigen Monaten zum Nachfolger des Grafen Schuwalow in Berlin ernannten Fürsten Lobanow, gefallen. Anscheinend ist diese Ernennung im Sinne der Aufrechterhaltung des Friedens als günstig zu betrachten. Fürst Lobanow hat überall den Eindruck eines geschickten und taktvollen Diplomaten hinterlassen. Er war Botschafter in Konstantinopel, wo er die Aufgabe hatte, die unangenehmen Verwicklungen, welche sein wenig geschickter und taktloser Vorgänger Ignatieff herbeigeführt hatte, zu ebnen. Dann hat er die wichtigen Posten in London und Wien bekleidet und der Tod von Giers rief ihn von Berlin ab. Schule hat er also für sich gemacht. Botschafter in Berlin wurde der bisher in München beglaubigte Graf Osten-Sacken. Hierdurch wurden umfangreiche Veränderungen in den wichtigsten Stellen der Diplomatie notwendig.

Das Liebeswerben Frankreichs um den jungen Kaiser trug ganz den Stempel früherer Zeit. Der Tod Alexanders III. wurde zur Veranlassung einer Art von „offizieller" Landestrauer. Die üblichen Adressen, Telegramme u. s. w. nicht nur der Vertreter des Staates, sondern auch der Armee, Städte, Private fanden kein Ende. Russischerseits wurden dieselben in der herzlichsten Weise erwidert, auch die nach St. Petersburg gesandten Deputationen Gegenstand der Beweise großartiger Sympathie. Bemerkt wurde auch der herzliche Austausch von Telegrammen zwischen dem Kaiser und dem Präsidenten der Republik, während nur das überaus herzlich gehaltene Beileids-Telegramm unseres Kaisers, aber nicht die Antwort des Zaren bekannt geworden ist.

Auch in der Person des deutschen Botschafters am St. Petersburger Hofe ging eine Veränderung vor. Anscheinend für ihn und für sonst orientierte Kreise ganz überraschend wurde General von Werder abberufen und durch Fürst Radolin ersetzt. Wir verzichten auf Wiedergabe aller der über die Gründe zur Abberufung Werders umlaufenden Gerüchte. Daß Werder eine den russischen Kreisen angenehme, ihnen nach allen Richtungen in bereitwilligster Weise entgegenkommende Persönlichkeit war, geht aus dem Bedauern der St. Petersburger Kreise hervor.

Im Vordergrunde des Interesses stand und steht naturgemäß die ostasiatische Frage. Rußland hat hier in energischer Weise England ein Halt zugerufen, als es Japan in der für die Beherrschung des chinesischen Handels und der Entwicklung der chinesischen Seemacht so wichtigen Besitznahme der Halbinsel Ljao-Tong unterstützte. Frankreich bot selbstverständlich seine Dienste zur Unterstützung. Welche Rolle Deutschland hierbei spielt, ist offiziell nicht klargelegt. Wir würden es im Interesse der Beziehungen Deutschlands zu Japan bedauern, wenn es eine andere Rolle wäre als die des „ehrlichen Maklers", vor allem nicht die einer Unterstützung Rußlands um jeden Preis. Daß der deutsche Handel gegen das egoistische England wie gegen den gefährlichen Konkurrenten Japan geschützt werden muß, versteht sich von selbst. Rußlands Interessen sind klar vorgezeichnet. Sie wandten sich bisher ganz gegen China. Noch neuerdings werden sie in den hochinteressanten, bereits in zweiter Auflage in St. Peters-

burg erschienenen, dem Großfürsten Alexander Michailowitsch gewidmeten ‚Politischen Studien‘: „Unsere Aufgaben im Stillen Ocean“ dahin festgestellt, daß China Rußland die freie Schiffahrt auf dem Sungari, dieser Lebensader der Mandschurei, in Erfüllung früherer Verträge gestatte, daß die Uebergriffe der chinesischen Beamten und Einwanderer im Ussuri-Gebiet aufhören und daß Korea unabhängig bleibe.

In der sogenannten „Pamir-Frage“ hat Rußland in entschiedener Weise die Auslegung der russisch-englischen Abmachungen vom Jahre 1872/73 zurückgewiesen, durch welche England hoffte, das Ziel seiner asiatischen Politik — zwischen sich und seinem östlichen Nachbar stets einen Pufferstaat zu schieben, um die unmittelbare Berührung zu verhindern — zu erreichen.

Nach Persien hat Rußland eine Gesandtschaft geschickt, welche jedenfalls höhere Ziele hat, als gewöhnliche Angelegenheiten des internationalen Verkehrs zu regeln. Ob die Furcht Englands richtig ist, welche Rußland ernstere Absichten auf dies Etappenland nach Indien zuschreibt, muß die Zukunft lehren.

Wollen wir am Schlusse dieses Ueberblicks über die ersten Monate der Regierung des jungen Selbstherrschers unser Urteil über die Eindrücke derselben zusammenfassen, so können wir nur wiederholen, daß wir auf allen Gebieten die russische Regierung mit fester, sicherer Hand geleitet sehen. Wenn Nikolaus II. sich gegen die Reformen im Innern, soweit sie die Erweiterung der Vertretungskörper der Selbstverwaltung betreffen, einstweilen ablehnend verhält, wer will es ihm verdenken? Das Volk zeigt sich nach allen Richtungen hin unreif und unfähig hierzu. Eine selbständige, sittlich feste Aristokratie fehlt dem Lande ebenso, wie ein zuverlässiger, intelligenter Beamtenstand.

Aber wie soll hier geholfen werden? Werden die Kräfte des jungen Kaisers ausreichen, um ohne diese Stützen sein Reich besseren Tagen zuzuführen, wird er die Horde des blinden Panslavistentums nach außen hin zügeln können?





Unsere Nationalhymne.

Sage und Geschichte.

Von

G. Schröder, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Schumachers Schrift von 1801 ist in der That, wie Heinrich Pröhle sie bezeichnet: „sonderbar". Da sie zur Zeit ziemlich selten geworden sein dürfte und doch einige interessante Beiträge zu unserem Thema liefert, widmen wir ihr einige Aufmerksamkeit.

Der Titel, unter dem die kleine Schrift in den Katalogen der königlichen Bibliothek aufgeführt ist, lautet: „Ritual eines Preußischen Volks-Festes". Darüber steht auf dem Titelblatt „God save the King!" und darunter die Ergänzung: „nach den Anordnungen der english ancient musical Society in London auf teutschen Boden verpflanzt von Sr., Dr. d. R." Die Widmung: „Den (p. t.) Herren Mitgliedern der Königl. Artillerie-Ressource zu Berlin" ist mit vollem Namen unterzeichnet: „B. (Balthasar) G. (Gerhard) Schumacher, Dr. d. R. (der Rechte), Senior der Vikarien im hochw. Hochstifte der freien Reichsstadt Lübeck." Sie ist vom 6. Mai 1801 datiert. S. bedankt sich für die gastfreundliche Aufnahme, die er als Fremder in der bezeichneten Gesellschaft und in dem „reizenden" Berlin gefunden habe. Den Ertrag der kleinen Schrift will er „zum Behuf eines wohlthätigen Instituts in diesem Lande" anwenden; da er in drei Wochen wieder nach England gehe und es ihm deshalb unmöglich sei, den Debit der Schrift in den preußischen Staaten selbst zu übernehmen, überreiche er beifolgend der pp. Ressource 500 Exemplare u. s. w. Die Schrift selbst schildert dann den Verlauf der seiner Angabe nach zur Zeit in England üblichen „Volksfeste", die, kurz ausgedrückt, Subskriptions-Mittagsessen waren, an denen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, jeder respektable Mann und Familienvater (denn Frauen und Töchter speisten, tranken und sangen mit) sich beteiligen konnte, der das Geld dazu hatte. Die Gesellschaft hatte ihren Leitenden (warden of the Society), der in gleichem Sinne präsidierte, wie die Präsiden bei Kommersen, denen der Verlauf in seinem Wechsel von Ernst und Fidelitas überhaupt sehr ähnlich gewesen sein muß. An Toasten fehlte es nicht mit der an das Salamander-Reiben erinnernden Gepflogenheit, das ausgetrunkene Glas mehrmals auf den Tisch zu stoßen, was eben „give a Toast" genannt wurde (nur die Männer führten es aus).

Seinem Vorhaben gemäß, englische Sitte auf teutschen Boden zu verpflanzen, bringt Schumacher eine wunderliche Mischung zu stande. Z. B. wenn er den „Vorsteher"

nach einleitendem Gebet und darauf folgendem ersten Speisungs- und Tränkungs-Akte sagen läßt: „Stewards der Versammlung! Ich übergebe Ihnen die Direktion der Musik! Wir singen den Volksgesang der Preußen."

Es werden zunächst nur die ersten beiden Strophen gesungen und zwar von einem Solo-Quartett; der zweite Teil der Strophe wird „unter Pauken- und Trompeten-Begleitung" im Tutti wiederholt.

So wechseln Reden, Essen und Trinken und Singen. Die oben mitgeteilten 7 Strophen werden demgemäß in 4 Abschnitten (abgesehen von noch anderweitigen musikalischen Einschaltungen) zum Vortrage gebracht; zunächst je 2 und die 7. allein zum Schluß.

Dieser Schluß ist aber nur der des ersten Ganges. Dann folgen andere Lieder u. s. w.

Die ganze Tischordnung gleicht den maurerischen Festessen, wie sie auch der Nicht-Maurer kennen zu lernen Gelegenheit hat, einschließlich des mannhaften, Lebensfreude nicht störenden Andenkens an „Bruder Mors", bei welchem Stadium der Festschilderung Schumacher nicht verfehlt, seinen Text mit einem sehr naturalistisch gehaltenen Konterfei des Sensenmannes zu illustrieren — was unsere Meinung, S. möge ein sonderbarer Kauz gewesen sein, nicht abschwächt. Den Schluß macht Geld-Einsammlung für die Armen durch die Stewards (während bei den deutschen Maurer-Festen ein junger Bruder und eine junge Schwester kollektieren).

Zur Sache, d. h. für unser eigentliches Thema überhaupt und zur Entscheidung über Schumachers Verdienst insbesondere, erscheint die folgende Stelle aus der in Rede stehenden kleinen Schrift von Wichtigkeit. Die ersten Worte gelten noch der englischen Festordnung:

„Die Stewards bringen das Sänger-Chor zusammen" (nach den anderweitigen Angaben ist es nur ein Solo-Quartett, aber vielleicht in mehrfacher Besetzung der vier Stimmen), „welches hinter dem Sitze des Vorstehers ins erhöhte Orchester tritt. Die Musik beginnt mit Variationen des God save the King, von einem der besten englischen Musiker gesetzt und voll heroischer Ideen; die jedesmaligen neuen Abänderungen des Volksgesanges werden durch die Stewards gedruckt umgetheilt."

Es folgt die bereits mitgeteilte Beschreibung der Ausführung des Gesanges in Solo und Tutti. Dann heißt es:

„Als ich vor sieben Jahren zuerst aus London nach Berlin kam, wagte ich einen Versuch in einer freien Uebersetzung dieses Volksliedes, das noch jetzt in den 5 Versen: Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands u. s. w. in Berlin geschätzt wird. In der gegenwärtigen Umarbeitung habe ich mich bemüht, die Lieblingsgedanken des gütigen Publikums beizubehalten, und nur an einigen Orten dem Reime wiederum seine erste richtigere Form zu geben. Dieser Volksgesang ist also durchaus keine wörtliche Uebersetzung des englischen God save the King*); er hat auch nicht einen tiefdurchdachten Gedanken, keinen Schwung der Poesie; Dinge, die schlechterdings nicht in einen

*) Diese Darstellung und das völlige Ignorieren des Flensburger Vorgängers erwecken den Verdacht, daß Schumacher hat täuschen wollen. Die Harriesschen Gedichte waren noch nicht erschienen; er mag sich sicher geglaubt haben vor Aufdeckung seines Plagiats.

„Versuch einer freien Uebersetzung"; weiterhin: „durchaus keine wörtliche Uebersetzung". Aber immerhin Uebersetzung! Schumacher gesteht mehr zu, als nötig und richtig! Es ist, als ob er durch das Einräumen der Anlehnung an das englische Vorbild (das nicht im geringsten tadelnswert gewesen wäre) sein wahres Verhalten, die unehrliche Aneignung einer fremden Anlehnung dieser Art, der Schöpfung seines deutschen Landsmannes, habe verstecken wollen! Frege konnte natürlich keinen Verdacht schöpfen, da er von Harries nichts wußte; aber unwillkürlich stellt er die Sache richtiger dar, als Schumacher selbst es thut, wenn er urteilt, dessen Opus erinnere „in seiner Anordnung an das englische Volkslied God save the King, welchem es in ganz ungezwungener Weise nachgebildet ist, wie denn eine Vergleichung beider auf den ersten Blick zeigt, daß unser Lied keineswegs als eine Uebersetzung des englischen betrachtet werden kann, wie dies von dem österreichischen, mit eigener Melodie versehenen Volksgesang bekannt ist". Frege zielt natürlich auf: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz", zu dem Joseph Haydn die Melodie geschaffen hat.



Volksgesang gehören, und scheint im ganzen zu gefallen, da er in der von dem Königl. Kammer-Sänger Herrn Hurka übernommenen Umarbeitung der nicht sehr harmonischen Londoner Musik heute die 5. Ausgabe erlebt." „Die Melodie wird in England, in Hamburg und an mehreren Orten dem unsterblichen Händel zugeschrieben."

„Der englische Text ist von dem Verf. des Grandison, dem Rever. Mr. Richardson, und ward zuerst 1755 in London bekannt." Das konnte wahr sein, aber nur halb oder genauer zu zwei Vierteln wahr, denn das God s. th. K., das zu Schumachers Zeit gesungen wurde, ist wahrscheinlich gleichlautend mit dem von Frege mitgeteilten Text (im englischen Original und einer guten Verdeutschung). Dieser Text hat vier Strophen. Die ersten beiden sind — mit unbedeutenden Veränderungen zum Vorteil des Wohlklanges — die ursprünglichen Careyschen; die anderen zwei Strophen sind neu. Sie haben durchaus Gebets-Charakter. „God" ist der Vokativ! 3. Strophe: „Der auserlesensten Gaben in Menge möge es Dir gefallen auszuschütten auf Georg; lange mög' er herrschen! Er schirme unsere Rechte und allzeit geb' er uns Grund, mit Herz und Mund zu singen: Gott erhalte den König!" 4. Strophe: „Verleihe ihm, lange wachsen zu sehen Freundschaft und gutes Vernehmen. Mög' er seinen Herrscherstab schwingen; alle treuen Seelen gehorchen; vereinigt Herz und Stimme: Hussah! Gott erhalte den König."*)

Wenn es ein Irrtum war, den ganzen Text, also auch die ersten beiden Strophen, Richardson zuzuschreiben und damit diese 12 Jahre jünger zu machen als sie waren, so hat es auch an einem Verälterungs-Anachronismus nicht gefehlt. Frege schreibt: „Das englische Volkslied soll Ben Johnson zum Verfasser, und die am 5. November 1605 entdeckte Pulververschwörung zur Veranlassung haben; auch wird es Mr. Richardson zugeschrieben." Ben Johnson lebte 1574 bis 1637, war vorzugsweise dramatischer Dichter und mit Shakespeare befreundet. Unter Jakob I. wurde er (1619) Hofdichter, und bezog noch unter Karl I. eine Subvention von 100 Pfund jährlich. Die Textdichtung durch Ben Johnson ist ohne Zweifel die Ergänzung der jakobitischen Fabel der Komposition durch John Bull**).

Wir lesen weiter in Schumachers Schrift von 1801: „Das God s. t. K. ist in England überall Aufmunterung zu brittischen, heroischen Handlungen. Man zieht mit ihm, als Marsch gespielt, in die Schlachten; man tanzt im tempo di menuetto nach seiner Weise ein Menuett***).

*) Da manchem der Originaltext unbekannt, denselben kennen zu lernen ihm aber interessant sein dürfte, mögen die 3. und 4. Strophe hier Platz finden (die von Carey stammenden siehe S. 623 dieser Zeitschrift):

3. The choicest gifts in store On George be pleased to pour: Long may he reign! May he defend our laws And ever give us cause With heart and voice to sing: God save the King.	4. O grant him long, to see Friendship and amity Always increase! May he his scepter sway, All loyal souls obey, Join heart and voice, Huzza! God save the King.

**) In Nr. 266 vom Jahre 1834 der Blätter für litterarische Unterhaltung wird von einer Schrift (Verf. Georg Farren) berichtet, die „bei Gelegenheit des jüngst in London gehaltenen großen Musikfestes" herausgekommen sei. Diese Schrift scheint die Quelle der Legende zu sein: Ben Johnson der Dichter, John Bull der Komponist. Erste Aufführung durch die königl. Kapelle in Merchant-taylor's-Hall (wahrscheinlich ein großer Saal in dem Gesellschaftshause der kaufmännisch organisierten Groß-Schneider, der zu öffentlichen Musik-Aufführungen benutzt worden ist, wie in Leipzig das Gewandhaus), bald nach der Pulververschwörung.

***) Menuett tanzen kann man nach der unveränderten Melodie nicht. Der Tanz verlangt auch im ersten Teile acht Takte, während die Melodie deren nur sechs hat. Diese Verschiedenheit der Periodenlänge der beiden Teile der Melodie, die dreimal zwei Takte des ersten Teils, im zweiten durch die wie im Ueberschwange des Gefühls eingeschaltete dritte Reimzeile genötigt, zu viermal zwei Takten erweitert — in diesem Aufbau beruht die Hauptschönheit und Originalität der

Niemals zieht das Leibregiment des Prinzen von Wales in London auf die Wache, ohne daß seine Janitscharen, unter denen die Hälfte Mohren sind, auf ihren Tambourins und Zinken das kleine Heer mit diesem Liede anführen; kurz, das Mädchen, der Jüngling, der Mann und der Greis — Alles singt, Alles lullt seinen God save the King."

Noch ein Satz mag Platz finden: „Die Bekanntmachung dieser Blätter hat neben dem Wunsche, zu einem wohlthätigen Institut nach meinen Kräften beizutragen, die ganz unschuldige Absicht, dem liebenswürdigen Könige dieses Landes, den Europa ebenso sehr schätzt als bewundert, der so ganz das Glück Seiner Völker ist, wie er es zu sein verdient, ehrfurchtsvoll und offen zu zeigen, daß auch bei wenig eigenem Verdienste in dem Herzen eines Holsteiners wahrer Patriotismus, ungeheuchelte Ehrerbietung und innige Liebe für Preußens verehrungswürdigen dritten Friedrich Wilhelm schlagen kann!"

Vom preußisch-patriotischen Standpunkte können wir hiernach mit dem Holsteiner Schumacher nur durchaus zufrieden sein; nicht so vom litterarisch-kritischen. Denn daß der Holsteiner von seines Schleswiger Nachbarn und dänischen Mit-Unterthans Christians-Hymnus nichts gewußt haben sollte, ist doch schlechthin undenkbar*).

Freilich sind Harries Gedichte erst 1804 erschienen, während Schumacher sein „Heil Dir im Siegerkranz" 11 Jahre zuvor in der Spenerschen Zeitung veröffentlicht hatte. Daß er damals, von London aus zum erstenmal nach Preußen gekommen, seine quasi „freie Uebersetzung" des englischen Volksliedes erst unternommen hat, bezeugt Schumacher selbst. Hat also Harries sein Lied vor 1793 gedichtet, so ist unumstößlich bewiesen, daß Schumacher an ihm litterarischen Diebstahl begangen hat.

Heinrich Harries ist den 9. September 1762 in Flensburg von deutschen Eltern geboren. Einige Generationen zuvor (vielleicht bald nachdem der Kurfürst Georg König Georg I. geworden war, 1714) mag ein Vorfahr väterlicherseits (etwa der Großvater) von England nach Hannover übergesiedelt sein. Der Vater ist von Hannover aus in Flensburg zugewandert; er war simpler Arbeiter in einer Zucker-Raffinerie. Fleiß und Geschick haben ihn emporgebracht, so daß er eine eigene Zuckersiederei hat gründen können. Dann hat er sich verheiratet mit einer einheimischen Deutschen. Der Sohn aus dieser Ehe, nicht gerade kränklich, aber doch von zarter Körperbeschaffenheit, wurde deshalb von den Eltern für ein derbes Handwerk ungeeignet befunden und zum Studium bestimmt. Er studierte Theologie in Kiel und Göttingen. Sein bester Jugendfreund, Studien- und Berufsgenosse war der etwas jüngere Gerhard Holst (aus dem Namen zu schließen ein uralt-echter Deutscher).

Komposition in rhythmischer Beziehung. Dem Tanz zuliebe auch den ersten Teil achttaktig zu machen, heißt die Komposition verhunzen.

Nicht viel besser steht es um die Verwendung der Melodie als Marsch. Möglich ist sie ja: die Musikanten müssen nur so langsam blasen und die Beine so geschwind sich strecken, daß auf jede Viertelnote zwei Schritt kommen; dann ist der dreiteilige Takt der Melodie für die Zweiteiligkeit, die der moderne Marsch bedingt, aptiert; aber .... doch, da wir einen preußischen Armeemarsch besitzen, in dem dieses Kunststück zur Ausführung gebracht ist, enthalten wir uns lieber der Kritik.

*) Dr. Ochmann hat es allerdings sehr merkwürdig gefunden, „daß ein und dasselbe Geisteserzeugnis zwei Entstehungen statt einer haben soll"; aber für ganz unmöglich muß er dieses Wunder doch wohl nicht gehalten haben. Oder ist es Ironie? wenn er weiterhin schreibt: „Das Geheimnis, woher diese Gleichheit rühre, scheint mir mit Schumacher begraben worden zu sein, und mein Scharfsinn reicht nicht soweit, zu erraten, wie es geoffenbart werden könnte, es sei denn, daß es Einem gelänge, nachzuweisen, beide nachgewiesene Verfasser hätten einen und denselben dritten und zwar einen Deutschen abgeschrieben ..."

Wenn das auch nur hypothetisch und als unwahrscheinlich hingestellt ist — immerhin ist es doch der Gedanke an litterarischen Diebstahl. Und das sollte O. nicht eingefallen sein, daß Schumacher allein der Dieb und Harries der Bestohlene ist? Freilich liegt kein Anzeichen dafür vor, daß Schumacher das Flensburgsche Wochenblatt gekannt hat; aber ebensowenig dafür, daß er es nicht gekannt hat. Seine Bekanntschaft zu verraten hat er sich natürlich gehütet. Natürlich spricht er nur vom englischen Vorbilde und streut damit der Welt Sand in die Augen!

Harries zeigte früh Neigung zur Poesie; 17 Jahre alt wagte er sich an eine metrische Uebersetzung von Phädrus' Fabeln.*) Er hat dann sein Leben lang fleißig Verse gemacht. Sie sind ganz leidlich; natürlich im Tone der Zeit, und nicht der großen, sondern der Durchschnitts-Talente, annähernd an die Schreibweise des Wandsbecker Boten erinnernd.

Als Harries seine Studien beendet hatte (1784), starb sein Vater; er kehrte nach Flensburg in das elterliche Haus zurück und bestand die erforderliche Prüfung, um das Kandidaten-Diplom zu erlangen. Als er (1786) das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, machte er in Schleswig das „Oberkonsistorialexamen", das ihm die beste Censur: „vollkommen würdig des Predigtamtes" einbrachte. Gleichwohl kam er erst nach vier Jahren zu einem solchen, und zwar einem überaus schlecht dotierten, in öder Heidegegend, bei armen, rohen Torfbauern. Dort hat er fünf Jahre aushalten und dabei (da er sich alsbald verheiratet hatte und der Pfarrer-Kindersegen nicht ausblieb), nach Angabe seines Freundes und Biographen Holst, geradezu materiell in solchem Maße Not leiden müssen, daß seine Gesundheit dauernd geschädigt worden ist. 1795 hat er eine bessere Pfarrstelle in Brügge, Amt Bordisholm, zwei Meilen von Kiel, erhalten. In den letzten Jahren ist er körperlich sehr herabgekommen, auch fast erblindet; am 28. September 1802, drei Wochen nachdem er 40 Jahre alt geworden, ist er gestorben.

Wir erfahren durch Holst, daß Harries im Jahre 1787 eine Reise in Norddeutschland gemacht und sich in Hamburg, Leipzig, Dresden, Berlin und Potsdam aufgehalten hat. Im folgenden Jahre ist er in England gewesen, um dortige Verwandte aufzusuchen. In Holland hat es ihm zur Zeit nicht gefallen. Es war die Zeit, wo die preußischen Truppen die „Patrioten", die antioranische Partei, zur Raison gebracht und damit für Friedrich Wilhelm II. den ersten „Siegerkranz" erworben hatten.

Harries war mit dem Englischen vollkommen vertraut. Er war begeistert für Thomsons „Jahreszeiten" und übersetzte dieses Lehrgedicht in deutsche Jamben. Ein zweiter Jugendfreund, der Buchhändler Hammerich in Altona, verlegte die Uebersetzung. Die kalte Aufnahme, die dieses litterarische Debüt erfuhr, schüchterte Harries ein, so daß er zögerte, seinem zweiten Plane, der Herausgabe der eigenen Gedichte, näher zu treten. Nach seinem frühen Tode nahmen die Freunde Holst und Hammerich den Plan auf und haben ihn ausgeführt. Die Herausgabe erfolgte, wie damals üblich, auf Subskription; das vorgedruckte Subskribenten-Verzeichnis enthält etwa 300 Namen; ein leidlicher Erfolg für den, wie Holst einräumt, „in der großen litterarischen Welt weniger bekannten Dichter."

Seinem Vorworte hat Holst als Motto ein Wort Lessings vorangestellt: „Einige Leute sind berühmt und andere sollten es sein." Natürlich hat er zu letzteren seinen Harries gerechnet; dabei hat aber mehr sein Herz als sein Verstand, mehr die Freundschaft als die Kritik das Wort geführt: daß der Name Harries heut noch genannt wird, verdankt sein Träger einzig und allein seinem Plagiator Schumacher.

Der völlig ausreichende Beweis dafür, daß Schumacher sich mit fremden Federn geschmückt hat, daß Harries die Priorität der Urheberschaft des deutschen Textes zur Melodie des God save the King gebührt, liegt in Holsts Anmerkung zu dem Wiederabdruck des fraglichen Gedichtes in Form einer Fußnote: „Dieses Gedicht ist nach Preußen gekommen und dort mit einigen Abänderungen auch öffentlich gesungen worden." In diesen Worten „dementiert" Holst, der holsteinische Pfarrer, ein durchaus vertrauenswerter Mann und genauer Kenner der einschlägigen Verhältnisse, seinen deutsch-dänischen Landsmann Schumacher, obwohl nur indirekt, ohne ihn namhaft zu machen und sein Verfahren zu tadeln.

*) Er war auch musikalisch. Einige seiner Lieder hat er komponiert; Holst hat auch Kompositionen in die Gedichtsammlung aufgenommen. Demnach ist Harries ein ähnliches Doppeltalent gewesen wie Carey. Herrscht doch auch in den Namen (beide hatten denselben Vornamen) eine gewisse Klang-Verwandtschaft!

Um welchen Zeitraum älter als Schumachers rechtswidrige Aneignung eines fremden Geistesproduktes dessen Erzeugung war — ist für das Urteil wider Schumacher eigentlich gleichgültig. Gelegentlich ist er gleichwohl bezeichnet: zu nahezu vier Jahren! Die Richtigkeit dieser Angabe bleibt noch zu begründen.

Wenn es auch, vom Standpunkte des Richters betrachtet, so zu sagen Luxus wäre, so würde es sich doch gut ausnehmen, gleichsam künstlerisch-harmonisch oder symmetrisch wirken, wenn man neben das Original-Exemplar der Spenerschen Zeitung vom 17. Dezember 1793 ein solches des Flensburgischen Wochenblattes vom 27. Januar 1790 legen könnte (in welcher Nummer des Blattes Christian VII. zu seinem 41. Geburtstage [29. Januar] von Harries angesungen worden ist).

Diese Gegenüberstellung hätte der Verfasser dieses Aufsatzes — weniger aus kritischen als aus ästhetischen Gründen — gern veranstaltet; aber das ist ihm nicht gelungen, d. h. nicht gelungen, das Flensburger Dokument mit eigenen Augen zu sehen.

Es lag auf der Hand, in Flensburg Umfrage zu halten. Es erscheinen heut dort fünf Zeitungen, aber keine ist älter als 30 Jahre, keine ist ein Abkömmling des Gerhard Christoph Jägerschen „Wochenblattes", gegründet 1788. Der Bibliothekar am Gymnasium, Herr Professor Dr. Wiegand, hat sich mit der liebenswürdigsten Willfährigkeit und mit sachgemäßer Umsicht und Gründlichkeit auf die Suche begeben, aber weder in der Gymnasial-, noch auch in der Rats-Bibliothek hat sich aus den ersten elf Jahrgängen des Wochenblattes überhaupt ein Ueberbleibsel vorgefunden.

Ein Dokument ist dabei ausgegraben worden, das — wenn es auch zur Sache nicht mehr Zeugnis ablegt, als durch die Holstsche Fußnote über die Verpflanzung nach Preußen bezeugt wird — doch davon Beweis liefert, daß Harries als Poet im eigenen Lande Geltung gehabt. Dieses Fundstück von Professor Wiegand war: „Sammlung von patriotischen und gesellschaftlichen Gesängen. Zunächst bestimmt für die Friederichs- und Christians-Garden zu Flensburg. Daselbst gedruckt und verlegt bei Gerh. Christ. Jäger, Königl. privileg. Buchdrukker 1802". Das kleine Buch ist „Sr. Königl. Hoheit, dem durchlauchtigsten Kronprinzen Friederich von Dänemark und Norwegen pp." vom „Herausgeber" (der nicht namhaft gemacht ist) gewidmet.

Eröffnet wird diese Liedersammlung mit

I.

Hymne zur Ehre des Königs.

Dann folgt der bekannte Text in seinen 8 Strophen (wie oben angegeben). Dann am Schlusse, an der Stelle, wo der Verfasser-Name zu stehen pflegt: „Harries"!

Professor Wiegand hat auch noch einen Zeitungs-Ausschnitt (Flensb., 6. August 1884) aufgestöbert, der den Schumacher-Harries-Diebstahls-Prozeß behandelt und mit der treffenden Bemerkung schließt: „Selten in der That mag wohl ein Lied von seiner ursprünglichen Bestimmung so weit abgeirrt sein, als der Gesang des Flensburger Dichters Heinrich Harries für seinen, den dänischen König."

Der Artikel bringt außerdem die Angabe: „vor einigen Jahren" habe ein Dr. Ochmann eine Schrift über das in Rede stehende Thema veröffentlicht, in welcher derselbe erkläre, mit großer Mühe sei es ihm gelungen, eines Exemplares des Flensburger Wochenblattes vom 27. Januar 1790 habhaft zu werden.

Selbstredend hat der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes diesen Fingerzeig sogleich benutzt.

Die Schrift fand sich, wie zu erwarten war, in der königlichen Bibliothek vor (Yd 4112). Dr. Ochmann spricht von endlosen und erfolglosen Schreibereien, die noch vor 1864 stattgefunden haben müssen, denn aus diesem Jahre citiert er einen Brief, der ihm alle Hoffnung genommen hat, daß in Flensburg ein Exemplar der gesuchten Wochenblatt-Nummer sich erhalten haben könnte. Und dennoch ist es der

Fall gewesen; was aber erst auf eigenartigen Umwegen an den Tag gekommen ist, die wir jedoch nicht mit- oder nachmachen wollen. Das Endergebnis war: Im Jahre 1868 bereiste König Wilhelm die Herzogtümer. Am 16. September war er in Flensburg. Ein Buchbindermeister N. H. Eggert (der wohl ein wichtiges städtisches Amt bekleidet haben muß) hielt eine Ansprache, in der er, anknüpfend an das eben gesungene „Heil Dir im Siegerkranz“, bemerkte, daß dieses herrliche Lied, das in den alten Provinzen Preußens schon längst eingebürgert und heimisch sei, „seinem Urtexte nach einem Dichter Flensburgs entstamme.“

Sofort . . . oder doch nein! genau nach 3 Jahren*) wandte sich nun Dr. Ochmann an jenen Herrn Eggert und erhielt das kostbare Dokument (natürlich nur zur Einsichtnahme unter Bitte um Rückgabe): „bestehend in einem halben Bogen Achtelformat, und zwar die Seiten 225 bis 232, von denen ich die ersten drei (225, 26, 27) so treu wie möglich typographisch nachbilden ließ“. Die Druckerei hat Dr. O. gut bedient, Das Faksimile ist in jeder Beziehung glaubwürdig ausgefallen. Außer der Ueberschrift (von einem Buchdruckerstock eingerahmt): „Flensburgsches Wochenblat für Jederman. Zweyter Jahrgang 29tes Blat. Den 27ten Januar 1790“ ist nur das oben (nach der Holstschen Gedichtsammlung) mitgeteilte Gedicht nachgebildet, das drei Seiten einnimmt. Unterzeichnet *ς.

Nun ist es doch wohl so gut, als hätten wir das Original gesehen, und alle Wünsche schweigen!

Immerhin verlassen wir uns dabei auf Ochmann. Wäre dieser ebenso vertrauensvoll gegenüber Hofmann von Fallersleben gewesen, so hätte er sich mit dessen Erklärung in der zweiten Auflage (1859) von „Unsere volkstümlichen Lieder“ begnügen können, daß er (Hoffmann) der Güte eines Herrn Dörr in Hamburg die Bekanntschaft mit einem Original-Exemplar der in Rede stehenden Nummer des Flensburgschen Wochenblattes verdanke.

So sind die Quellenforscher! Was Hoffmann 1859 bereits festgestellt hatte, hat Ochmann 1878 nochmals feststellen müssen. Und 1894 haben wir das wiederholt, nämlich der Verfasser dieses Aufsatzes und Prof. Wiegand in Flensburg. Herr Eggert von 1868 lebt nicht mehr; sein Sohn hat in seinen ererbten Papieren nichts finden können. Buchhändler Hollesen behauptet, ein Exemplar zu besitzen, hat es aber nicht finden können, glaubt es verborgt zu haben, weiß aber nicht an wen. Geben wir uns damit zufrieden!

Schumacher ist ein psychologisches Rätsel. Er war unverkennbar ein gebildeter Mann; er schriftstellerte, er konnte auch leidlich Verse machen; seine zwei Ergänzungsstrophen von 1801 sind nicht schlechter als die von ihm unbenutzt gelassenen zwei Harriesschen. Warum hat er nicht — mit oder ohne Anlehnung an God s. th. K. — noch etliche Strophen selbst gemacht, statt fremde Verse zu stehlen und für die seinigen auszugeben? Das Gefühl des eigenen Unvermögens kann ihn schwerlich bestimmt haben, litterarischen Diebstahl zu begehen — ist es Bequemlichkeit gewesen? Hat er das in einem Provinzialblättchen deponierte Geistesprodukt für herrenloses Gut angesehen, das man finden, behalten, in seinem Nutzen verwenden dürfe?

Wir sind mit unserer litterar-historisch-kritischen Untersuchung zu Ende, und haben unwiderleglich die Wahrheit festgestellt. Aber es ist einer der Fälle, wo es dem Forscher leid thut, daß die ehrliche Forschung zu diesem Ausgange, zu dieser Wahrheit geführt hat.

*) O. hatte inzwischen noch andere vergebliche Versuche — bei dem einen Enkel von Goethe — gemacht, über deren Mißlingen er sich unverständlich geheimnisvoll ausspricht.

Schade um Schumacher! Sein Unternehmen, das schöne, das zum volkstümlichen Festgesange unübertrefflich gut geeignete Lied von englischem Boden auf deutschen, zunächst nach Preußen, zu verpflanzen; insbesondere seine wohlgemeinte Schrift von 1801 müssen dem holsteiner Deutschen unsere volle Sympathie erwerben. Wir dürfen nicht einmal, wenn wir, uns vor partikularistischer Befangenheit hütend, als unparteiische Historiker urteilen, dem Holsteiner es als Uebertreibung oder Liebedienerei auslegen, wenn er im Jahre 1793 Friedrich Wilhelm II. den „Siegerkranz" zuerkennt. Daß die tüchtigen preußischen Truppen und ihre Führer, also in letzter Instanz ihr Kriegsherr, 1787 in dem kurzen, glücklichen Feldzuge wider die holländischen Patrioten einen Siegerkranz verdient haben, ist unzweifelhaft.

Von dem Feldzuge von 1792 ist freilich nichts Rühmliches zu melden. Es war ein schlimmer Irrtum, daß man sich einbildete, der Herzog von Braunschweig werde mit 50000 Mann ebenso leicht und flott von Lothringen aus nach Paris spazieren, wie er 5 Jahre zuvor nach Amsterdam spaziert war; aber der Irrtum war ein politischer Fehler, und der militärische Mißerfolg die unausbleibliche Folge davon. Der Feldzug von 1793 zwischen Rhein und Saar zeigte dann, daß die Preußen noch ebenso gut marschieren, manövrieren und schlagen konnten, wie sie es von Friedrich dem Großen gelernt hatten. Wenn auch dieser Feldzug nicht soviel eingebracht hat, als zu wünschen gewesen und sehr wohl möglich gewesen wäre, so haben das nicht die Preußen verschuldet, sondern der alte, eigensinnige und ausgesprochen preußenfeindliche Wurmser, der immer gerade das that, was der Herzog von Braunschweig (im Namen und unter Zustimmung des mit den beiden Prinzen beim Heer anwesenden Königs) abriet, und nicht that, was von der preußischen Oberleitung gewünscht und empfohlen wurde.

Der preußischen Mitwirkung war es zu danken, daß Wurmser am 13. Oktober die Weißenburger Linien nahm.

Die Preußen (mit einem mäßigen Zuschuß von Hessen) haben am 2. Dezember 1792 die Franzosen aus Frankfurt geworfen, haben am 22. Juli 1793 Mainz zurückerobert, das Custine am 21. Oktober eingenommen hatte, haben am 14. September bei Pirmasens gesiegt, am 28., 29. und 30. November bei Kaiserslautern die furieusen Angriffe der Franzosen unter Hoche zurückgeschlagen.

In derselben Nummer, in der die Spenersche Zeitung den „Berliner Volksgesang" in der ersten Schumacherschen Fassung darbot, befindet sich ein aus dem nahen Dürkheim vom 2. Dezember datierter „den Siegern bei Kaiserslautern" abgestatteter Dank.

Die Geschichte urteilt bekanntlich nicht günstig über die Teilungen Polens; aber für den Augenblick hatte Friedrich Wilhelm II. im Osten seines Reiches einen brillanten Erfolg, der den sehr mäßigen im Westen weit übertraf. In demselben Jahre (1793) rückten preußische Truppen unter Möllendorf in Großpolen ein und besetzten einen Landstrich, der, 1100 Quadratmeilen groß und mit Einschluß von Danzig und Thorn 1200000 Einwohner haltend, zu einem „Südpreußen" im Anschluß an Westpreußen gemacht wurde. Der König verließ am 29. September seine Truppen am Rhein, um sich zu den die neue Provinz im Osten besetzt haltenden zu begeben.

Nach alledem durfte Schumacher wohl die Variante schreiben: „Heil dir im Siegerkranz" zu Harries' „Heil Dir dem liebenden Herrscher des Vaterlands!*)

Und wem hatte Harries den Hymnus gesungen: „Heil Dir dem Liebenden ...?" Christian dem Siebenten!

Beiläufig bemerkt, es nimmt Wunder, daß Harries diesen Reim (liebenden — Siebenten) sich hat entgehen lassen! Es ist freilich ein unreiner Reim; aber für den-

*) Diese Variante ist nebenbei in formell-sprachlicher Beziehung eine ganz erhebliche Verbesserung der schlechten Harriesschen Verse: „Liebenden" ein Daktylus, wo die Melodie unweigerlich einen Amphimacer verlangt! Das Eigenschaftswort von seinem Hauptwort durch die von der Melodie bedingte Censur getrennt; die beiden ersten Zeilen reimlos! Drei grobe metrisch-prosodische Fehler. Schumachers Variante ist das Beste, was er überhaupt geleistet hat.



jenigen war er gut genug, der es fertig gebracht hat, mit dem Daktylus „Reisige" den Amphimacer „steile Höh" zu koppeln, was nicht nur ein unreiner Reim, sondern auch ein unstatthafter prosodischer Fehler ist.

Aber dergleichen formelle Mängel eines mittelmäßigen Verseschmiedes verschwinden gegenüber dem — geradezu gesagt — moralischen Ekel, den man empfinden muß, wenn man erwägt, daß Harries seine Huldigung einem Fürsten darbringt, der seit seinem Regierungsantritte vor mehr als 20 Jahren sich als unfähig zur Führung der Staatsgeschäfte erwiesen hatte. Frühe Ausschweifungen hatten Christians Geist geschwächt; die Minister führten das Regiment. Erst Bernstorff, der langjährige Berater und Vertraute des vorigen Königs, dann Struensee (von 1770 an), der sich vom Reise-Begleitarzt zur ersten Person im Staate aufschwang, bis den von den besten Absichten erfüllten, aber unvorsichtigen, unzeitgemäß überstürzenden Reformator nach nur zwei Jahren sein Schicksal erreichte und er seinen Feinden zum Opfer fiel, was der völlig energielose und unselbständige König sich gefallen ließ. Struensee und sein Freund Brandt, der unbedingt gänzlich schuldlos war, mußten ihr Haupt auf den Block legen. Die Königin Karoline Mathilde wurde — höchst wahrscheinlich ungerechtfertigter Weise — verdächtigt, schmachvoll behandelt, gefangen gehalten und schließlich verbannt! Und mit der Verbannung begnügte sich die siegreiche Partei auch nur aus Respekt vor der englischen Verwandtschaft; Christian, „der liebende Herrscher des Vaterlands", hätte sie nicht vor dem Henkerbeil bewahrt! Dann regierte des Königs Stiefmutter und deren Sohn. Seit 1784 trat Christians eigener Sohn (später Friedrich VI.) als Mitregent an die Spitze der Regierung, denn der König war jetzt völlig geisteskrank, blödsinnig! Und dieser Schattenkönig begeisterte den deutschen Schleswiger zu dem „Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen!"

Wer nun einigermaßen Bescheid weiß in der Geschichte der deutschen Herzogtümer und der jahrhundertelang von Kopenhagen ausgegangenen Unterdrückungsversuche, den muß es unsympathisch berühren, in Harries einem Schleswiger zu begegnen, der so wenig sein Deutschtum betont, so ganz und gar dänischer Patriot ist. Letzteres bezeugt nicht nur der Christians-Hymnus, mit dem wir es eigentlich nur zu thun haben, sondern auch andere Gedichte der Holstischen Sammlung. So ein „Dänen-Lied 1797", ein „Kriegslied der Dänen 1801" mit dem Refrain: „Der Britte zahm, die Meere frei!"*) u. s. w.

Ein kurzes Epigramm von Harries mag hier noch in Betracht gezogen werden — hauptsächlich weil es eine Beziehung auf Preußen enthält.

Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalls (und es wirkt unbehaglich auf unser Gefühl), daß es diesem dänischen Patrioten beschieden gewesen ist — freilich durchaus ahnungs- und absichtslos —, als eigentlicher Urheber unseres Volks- und Festgesanges anerkannt zu werden. So steht er nun aber in den bestredigierten, auf den neuesten historischen Forschungen beruhenden volkstümlichen Liedersammlungen! So z. B. neuerdings in dem „Lieder-Schatz für das deutsche Heer von Friedr. Ritter von Ströbel, kgl. bayer. Oberstltnt. a. D.": „Gedicht von H. Harries. In Berlin 1793 eingeführt. Comp. von Henry Carey (1743)." Alles ganz korrekt!**) Nur muß diese Zusammenstellung den naiven Leser stutzig machen, wenn er die Jahreszahlen vergleicht und demnach findet, daß ein 1793 in Berlin eingeführtes, also von dem nur einfach namhaft gemachten nicht näher bezeichneten H. Harries doch wohl noch vor 1793 oder höchstens in diesem Jahre verfaßtes Gedicht mit dem Komponisten H. Carey und der Jahreszahl 1743 zusammengeschmolzen ist. Die Komposition also 50 Jahre älter als der Text! Der wenn auch naive, d. h. in der verwickelten von bewußten und



*) Die Beschießung von Kopenhagen 1807 hat auf diesen Refrain und auf die 7. Strophe des Christians-Hymnus Antwort gegeben!

**) Abgesehen von der Lully-Hypothese.



unbewußten Unwahrheiten, Irrtümern und Lügen durchwobenen Geschichte dieses Wort- und Tongebildes unbewanderte, aber doch aufmerksame und verständige Leser wird freilich wohl von selbst auf die Vermutung kommen, daß es sich um einen einer älteren Melodie untergelegten späteren Text handeln müsse, er kann aber jedenfalls nicht anders als H. Harries die Ehre geben, „Heil Dir im Siegerkranz“ gedichtet zu haben. Das ist ja nun wahr und doch auch wieder nicht wahr.

Ganz unberücksichtigt bleiben darf Schumachers Eingreifen nicht. Nur durch ihn — so wenig er dazu gethan — ist das Gedicht preußisch-patriotisch geworden. Daß Harries ein dänischer Patriot gewesen ist, verschlüge noch nicht so viel, aber er war preußenfeindlich, und das darf füglich nicht unvermerkt bleiben.

Zum Beweise seiner unfreundlichen Gesinnung dient das erwähnte Epigramm. Dasselbe hat die Ueberschrift:

„Christian und Friedrich“ (F. ist Chr.'s Sohn und Mitregent) „oder die Orthodoxie in Dänemark. Ein Gespräch zwischen einem Preußen und einem Dänen.“

Dasselbe lautet:

Preuße: Wie steht's um reine Lehr', Erlösung, Gnadentriebe
und Trinität — an Eures Fürsten Thron?

Däne: Hier geht (mehr weiß ich nicht davon)
der Geist der Weisheit und der Liebe
noch immer aus von Vater und von Sohn!

Das ist Loyalität, die — namentlich im Munde eines Theologen — an Blasphemie grenzt, denn unverkennbar liegt in „Geist“, „Vater und Sohn“ der letzten Zeilen eine (wahrscheinlich bewußte und gewollte) Gegensätzlichkeit zur „Trinität“ in der zweiten Zeile!

Freilich — das Wöllnersche Religions-Edikt rechnet die Geschichte heut nicht zu dem „Siegerkranz“ für Friedrich Wilhelm II.; aber Christian VII. als „Vater“ und Teilhaber am „Geist der Weisheit“ — das ist doch zu viel Loyalität! Und dabei ist es absprechende Kritik gegenüber dem Preußen unter Friedrich Wilhelm II.!

Am Schlusse unserer Untersuchung werden wir bekennen müssen: Wir sind in einem Dilemma, wenn wir gefragt werden: Wer ist der Verfasser von Heil Dir im Siegerkranz? Schumacher können wir doch eigentlich nicht nennen (manche haben es gethan), denn dieser hat sich mit fremden Federn geschmückt; er hat im wesentlichen nichts gethan, als auf den König von Preußen bezogen, was dem Könige von Dänemark gewidmet war! Und Harries können wir auch nicht wohl nennen, jedenfalls nicht ohne nähere Erklärung, denn er hat unser Lied nicht gemacht; er ist uns notwendig sogar unsympathisch mit seinem frenetischen Dänentume!

Es ist nur leider etwas weitläufig; aber korrekt wäre es, auf die Frage nach dem Dichter von Heil Dir im Siegerkranz zu antworten: „Schumacher 1793 unter (starker) Benutzung eines Gedichtes von Harries von 1790.“

Es giebt aber ein besseres Auskunftsmittel: einen neuen Text! Deren sind mehrere vorhanden. Sie waren aber meistens auf besondere Gelegenheiten berechnet und haben überhaupt nicht, oder doch nur in beschränktem Maße Wurzel geschlagen.

Fink hat in sein umfangreiches Sammelwerk „Musikalischer Hausschatz der Deutschen. Eine Sammlung von 1000 Liedern und Gesängen mit Singweisen mit Klavier-Begleitung. Leipzig, Mayer & Wigand; 1843, und später (zuletzt 1892)“ vier

Texte aufgenommen. Dieselben sind durchaus selbständig, ohne jede Anlehnung an Harries. Sie sind patriotisch; aber nicht in gleichem Maße wie das Vorbild Fürsten-Huldigungen; sie betonen mehr Volkstum- und Volkstugend. Nr. 416, von Mahlmann, verherrlicht Sachsen. Nr. 417, „Bundeslied“ überschrieben, ist von K. Follen, und demgemäß etwas burschenschaftlich oder demagogisch. Nr. 418 und 419, ohne Angabe der Verfasser, sind gleichfalls vorzugsweise für die patriotisch gestimmte Jugend geschrieben.*)

Wenden wir uns von Fink zu Frege, so lenken wir wieder mehr in das Geleis des Vorbildes Harries bezw. Careys.

Frege teilt zwei Texte aus der Zeit Friedrich Wilhelm IV. mit**). Mit einem derselben wurde der König, von der Huldigungsfeier in Königsberg (1840) heimkehrend, in Schwedt a. O. begrüßt, wo er zuerst den Boden der Kern-Provinz des preußischen Staates, die Mark Brandenburg, betrat.

Frege schreibt: Zur Zeit des Regierungswechsels „erfreute sich unser Vaterland des Segens einer Friedensdauer, wie eine solche seit Jahrhunderten nicht stattgefunden hatte, und es war hinlänglich Veranlassung vorhanden, den hochgeliebten Sohn des hochverehrten Königs als König des Friedens zu begrüßen. Deshalb erfuhr auch unser Volkslied manche Veränderungen, welche diesen Friedens-Charakter hervorzuheben bemüht waren.“

Es mag genügen, die erste Strophe der Schwedter Begrüßung zu geben; sie lautet:

Heil Dir im Friedenskranz,
Strahlend in Segensglanz!
Heil, König, Dir!
Dir ward auch ohne Krieg
Jetzt schon der schönste Sieg —
Dein ist des Volkes Herz,
Heil, König, Dir.

Die zweite Probe stammt aus dem Jahre 1848. Frege leitet sie ein:

„Der Geburtstag des Königs rückte unter unerquicklichen Zuständen immer näher, die Feier desselben, wenn auch nur im engeren Freundeskreise, gehörte für jeden wahren Vaterlandsfreund zum Ausdruck seiner Lebens-Entwicklung; in diesem Jahre forderte sie, schon dem Auslande gegenüber, einen gemeinsamen Ausdruck, und dieser wurde erstrebt und erreicht.“

Das Fest fand am 18. Oktober (1848) statt; über 800 Personen nahmen daran teil; „— — — so entstand ein Festhalten des Gedankens, daß vorzugsweise bei diesem Feste das alte Preußenlied gesungen werden müßte, die nach den Original-Redaktionen desselben ausgeführte Bearbeitung, welche eine solche Teilnahme fand, daß sie seit jener Zeit bei den meisten Feierlichkeiten nach dem Trinkspruch auf das Wohl des Königs gesungen worden ist.“

So wird es sich ohne Zweifel, da Frege es sagt, 1850 verhalten haben. Seitdem gilt aber doch wohl ziemlich allgemein der auf die 5 Strophen von 1793 beschränkte Text für den eigentlich offiziellen.

*) In der 10. Auflage (1892) steht S. 270 (vierstimmig in B-dur) unter Nr. 436 das Lied mit dem Mahlmannschen Texte und der Ueberschrift „Königs- und Vaterlandslied für Sachsen“ voran. Dann folgt als Nr. 437 „Nach der vorigen Weise“ unser preußischer Text.

**) Außerdem eine sehr geschickt gemachte, sehr wohlklingende lateinische Uebersetzung („Carmen Borussorum populare Heil Dir im Siegerkranz Latine redditum“ in der Vossischen Zeitung vom 3. August 1839 von Professor E. C. Ilgen, und eine griechische: „Χαῖρε νικηφόρε“ von Professor Dr. Mullach (Zeit nicht angegeben, aber wahrscheinlich um 1850, da Frege bemerkt, er verdanke sie seinem Freunde).

Die Redaktion von 1848 ist immerhin interessant und verdient die Gegenüberstellung und den Vergleich mit derjenigen von 1801.

Strophe 1 beginnt mit den neuen 3 Zeilen:

Heil Dir auf Preußens Thron,
Gott sei Dein Schild und Lohn,
Heil, König, Dir!*)

Zeile 3 wie in Strophe 1 von 1801. Zeile 4 und 5 sind die gleichen Zeilen aus Strophe 2 von 1801, dann:

Preis't Deiner Treuen Heer —
Heil, Segen Dir!

Strophe 2 ist die 3. von 1801. Die Zeilen 4 und 5 sind verwechselt; in Zeile 6 „Sichern" statt „Gründen".

Strophe 3 die 4. von 1801 unverändert.

Strophe 4 die 5. von 1801. Zeile 2: „Heb' in verjüngter Kraft" statt „Hebe mit Mut und Kraft". Der zweite Teil der Strophe lautet:

Krieger- und Heldenthat,
Des Bürgers Segenssaat
Ruf' Deine Gunst, Dein Schutz
Kräftig hervor!

Strophe 5 beginnt wie die 6. von 1801. Von der 5. Zeile an heißt es:

Förd're der Eintracht Gunst,
So bau'n am Wohl des Volks
Treu wir mit Dir.

Strophe 7 ist neu:

Freudiger Hoffnung voll
Bringen auf Preußens Wohl
Wir dieses Hoch!
Segen für's Vaterland!
Segen für jeden Stand!
Und, Friedrich Wilhelm, Dir
Ein jubelnd Hoch!

Der oben erwähnte Ströbelsche „Lieder-Schatz für das deutsche Heer" giebt außer dem gebräuchlichsten fünfstrophigen Harries-Schumacherschen Texte deren noch drei.

Einer davon möchte von der Konkurrenz zurückzuweisen sein. Der Verfasser desselben ist nicht genannt; nur „Volkshymne" steht unter der Ueberschrift: „Heil unserm König, Heil!"**) Dieser Text hat zwei Fehler: die musikalische Komposition schreibt

*) Wir haben Frege als Geschichtschreiber unseres Liedes nicht unbeanstandet lassen können. Um so erfreulicher sind uns jene Auslassungen in seiner Schrift, denen wir unbedingt zustimmen können.

Im Anschlusse an eine Mitteilung, die allerdings wieder zu seinen Unzuverlässigkeiten gehört, nämlich: das Lied (das englische Original) solle „zuerst im Jahre 1755" (zehn Jahre später als Chrysander die erste öffentliche Aufführung von Careys Doppel-Schöpfung im Drurylane-Theater aktenmäßig nachgewiesen hat; freilich 13 Jahre nach dem Erscheinen der Fregeschen Schrift), „als König Georg II. mit Friedrich dem Großen gegen Frankreich sich verbündete, bekannt geworden und in London mit allgemeinem Jubel aufgenommen worden sein" — macht Frege die treffende Bemerkung: „Da das Lied durch die in jedem Verse sich wiederholende Anrufung Gottes: ›God save the King‹, einen vollständig religiösen Charakter hat, so dürfte eine Veränderung unseres Liedes „Heil Dir im Siegerkranz" wohl als gerechtfertigt erscheinen, wenn sie, etwa wie die bei den letzten Geburtsfesten und bei dem Ministerfeste im November 1819 gesungene:" (siehe oben die im Texte mitgeteilte Anfangsstrophe der Redaktion von 1848) . . „den religiösen Charakter ebenfalls an die Spitze stellt und so dem eigentlichen Zwecke dieses Volksliedes als eines Volksgebets für den König näher kommt."

**) Daraus, daß ein Bayer die vier Texte zusammengestellt hat, möchte man folgern, daß die die Beziehung auf Preußen vermeidende Hymne speciell für Bayern bestimmt ist.



dem Dichter 3 Zeilen für den ersten und 4 Zeilen für den zweiten Teil vor. Der in Rede stehende Text giebt auch für den zweiten Teil nur drei Zeilen und will die letzte Zeile wiederholt haben. Diese letzte (also in der ganzen Strophe die 6. Zeile) hat aber gleich der dritten nur 4 Silben; sie ist das, was in der Lehre von den Versfüßen „dritter Epitrit“ heißt: ⏊ — ◡ ⏊, wie „Heil, König, Dir“! Bei dem in Rede stehenden Text müßten die Worte der 6. Zeile auch als 5. Zeile dienen, für diese aber verlangt die Melodie unweigerlich *sechs* Silben, also zwei mehr als der Text bietet. Dem Sänger bleibt demzufolge nichts übrig, als die letzte *eine* Silbe auf *drei* Noten auszuzerren. Das wirkt geradezu komisch, als *stottere* der Sänger; man versuche es: Man müßte z. B. singen: „Gott geb' ihm Glü—ü—ück“! in einer anderen Strophe: „Heil sei ihm Hei—ei—eil“.

Der zweite Fehler besteht in dem mehrfach auftretenden Widerspruch zwischen der *musikalischen* und der *metrischen* Betonung. Der Dreivierteltakt verlangt durchaus *starke* Betonung (Arsis) auf dem ersten Viertel. Beide Teile der Strophe schließen, wie schon hervorgehoben, mit einem dritten Epitrit „Hěil, Kȫnĭg, Dĭr.“ Der in Rede stehende Text hat an dieser Stelle: „Erhalt' ihn Gott“, also zwei *Jamben*, ◡⏊◡⏊; in einer vierten Zeile heißt es: „Gerecht und fromm und mild!“ „Gerecht“ muß gesungen werden, als hieße es „geh' recht“ u. s. w.

Ein ungleich besserer Text (überschrieben „Heil dir Preußenland“) ist von Dr. Julius *Altmann*. Hier ist Eins zu loben: die vierte, fünfte und sechste Zeile haben *denselben* Reim. Das *verlangt* der Gang der *Melodie* unweigerlich. Wir finden bei Altmann z. B. „4. Mit in den Kampf und Strauß 5. ziehet Dein König *aus*, 6. nimmt ohne Furcht und *Graus* 7. das Schwert zur Hand.“ Es sind leider nicht alle Strophen so glücklich geraten; namentlich die fünfte nicht, wo neben „entbrannt“ und „Vaterland“ „*entflammt*“ als drittes Reimwort passieren muß!

Der Altmannsche Text hat gleichfalls den Fehler, daß die Strophen nur sechs statt sieben Zeilen haben. Hier soll jedoch die *erste* Zeile als zweite *wiederholt* werden. Da stimmen wenigstens Silbenzahl und Notenzahl überein, aber die Wiederholung hat doch etwas Lahmes, Armseliges; man fragt sich: hat denn die Phantasie und Sprachgewandtheit des Dichters nicht noch eine Zeile mehr zu produzieren vermocht?

Das Beste zuletzt! Auch dieses hat seine schwache Seite. Sie betrifft nicht die Form, sondern den Gehalt: das Gedicht war auf einen *Sonderfall* berechnet; es galt dem Einzuge der heimkehrenden Bayern in München und Würzburg!

Ein auf der Höhe der Zeit stehender Sprachbeherrscher wie Felix *Dahn* schreibt ein anderes Deutsch als Harries und Schumacher; er macht auch ganz andere Verse! Dahn zuerst hat das durchaus wichtige Gesetz des Reimwechsels streng und durchweg beobachtet, das Carey, der Schöpfer von Wort und Ton — wahrscheinlich ganz instinktiv, seinem poetisch-musikalischen Doppel-Talent gemäß — befolgt hat: Die Harmonie zwischen Wort und Ton, die Uebereinstimmung des *sprachlichen* und des musikalischen Satzbaues fordert unbedingt den Reimwechsel *a a b c c c b*, d. h. die ersten beiden Zeilen müssen reimen. In der dritten tritt ein zweites Reimwort auf. In der vierten Zeile ein drittes. Auf dieses reimen die fünfte und sechste Zeile. Endlich tritt in der siebenten Zeile der vom Ohr verlangte Reim zur dritten Zeile auf.

Unverkennbar hat Carey — instinktiv wahrscheinlich — dieses durch die Melodie und den *musikalischen* Periodenbau der *Wortfügung* vorgeschriebene Wohllautsgesetz empfunden. Er hat aber freilich dürftig genug danach gehandelt. Sein Nachfolger Harries aber noch viel unvollkommener; vergleichen wir die verschiedenen Zeilen-Endworte darauf hin!

Zeile	Gebotene Reimstellung	Carey		Harries				
		Strophe 1	2	1	2	3	4	5
1	a	King	arise	kranz	Reisige	glüh'	Wissenschaft	hier
2	a	King	enemics	Vaterlands	steile Höh'	nie	Kraft	Zier
3	b	King	fall	Dir	steh'n	Vaterland	empor	Stolz
4	c	victorious	politicks	Glanz	Vaterlands	dann	Heldenthat	Glanz
5	c	glorious	tricks	ganz	Mann's	Mann	Lorbeerblatt	ganz
6	c	over us	fix'd	sein	Thron	gern	dort	sein
7	b	King	all	Dir	Meer	Reich!	Thron	Dir

Carey: Strophe 1. Vier Zeilen enden mit King! Das ist allerdings sehr bequem; aber wie öde für das Ohr! Zeile 4, 5, 6 reimen wie sie müssen; aber freilich auf den schlechtesten Vokal, den die unmusikalische englische Sprache besitzt, auf das stumpfe u, das wie ein schlechtes ö klingt.

Strophe 2, Z. 1 und 2 hat den Vokal i; aber das ist nur ein Augenreim, denn das erste i lautet ei! Z. 3 und 7 reimen richtig; Z. 4, 5, 6 hat Carey zu reimen gedacht, fix'd (fixed) ist ein sehr unreiner Reim. Das haben selbst englische Ohren empfunden; die Zeile ist geändert worden in:

On him our hope we fix
An ihn unser Hoffen wir heften.

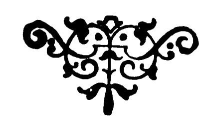
Harries. Es würde zu weit führen, alle Schwächen dieses kümmerlichen Reimschmiedes aufzuzählen. Durchaus steht die 6. Zeile unangenehm leer in ihrer Reimlosigkeit da. Auch 7 reimt nirgends auf 3. Selbst wo Reime gefunden sind, sind es überwiegend unreine, wie „nie“ und „glüh'“, „that“ und „Blatt“. Das Schrecklichste ist „Reisige“ und „steile Höh'.“!

Auf den Nachweis der metrischen Schwächen wollen wir uns nicht einlassen, das würde zu weit führen; jedes feine Ohr wird sie herausfühlen.

Harries und Schumacher! Sind wir ihnen denn so großen Dank schuldig? Gebietet die Pietät ihnen gegenüber, daß wir unseren guten Geschmack, unser verfeinertes Sprachgefühl zum Opfer bringen und ferner ihre höchst mittelmäßigen Verse singen?

Nein! Die Bahn ist frei! Auf denn, deutsche Poeten, einen Text für unsere Nationalhymne, der inhaltreich, formschön, wohllautvoll ist, kurz — ebenbürtig der so glücklich gefundenen, wirkungsvollen Melodie! Aber in keinem Sinne des Wortes partikularistisch darf er sein: deutsch; für Alle, die im Reiche wohnen; Kaiser und Reich muß er feiern!

(Schluß folgt.)





Briefe aus Java.



(Fortsetzung.)

Soerabaya, 28. März 1893.

Es ist schon lange her, seit ich das letzte Mal schrieb, ebenso lange hörte ich aber auch nichts mehr von Euch. Die Zeit ist unterdessen gleichmäßig vergangen und brachte weder Gutes noch Schlimmes. Das Wetter ist hier eben möglichst günstig; nächtlicher Regen bringt angenehme Abkühlung, so daß man die Hitze nur wenig fühlt. Mit Juni beginnt die trockene Zeit, vier bis fünf Monate ohne Regen; da fürchte ich mich etwas vor, zumal dann die Fieberzeit ist. Hoffentlich bleibe ich davon verschont und so gesund wie bisher.

In seinem letzten Brief teilte mir C. mit, daß er vergangenen Sonntag in Soekaboeni gewesen, um den armen N. zu besuchen. Es ginge demselben schon viel besser, er könne bereits 50 Schritte an Krücken gehen! Indessen sei er noch so schwach, daß der Arzt noch gar nicht bestimmen könne, wann er Soekaboeni verlassen dürfe. So furchtbar hat ihn die Krankheit mitgenommen. Wahrscheinlich darf er gar nicht hier drüben bleiben; jedenfalls wird der arme Mensch einen Schauder haben vor diesem Land, wo er gleich so schwer erkranken mußte, nachdem er es kaum mit den schönsten Hoffnungen betreten.

Unser Geschäft geht zum Glück auch ohne den Prokuristen in Batavia sehr gut, namentlich hier am Platz der Häutehandel. Wir kaufen Ziegen- und Büffelhäute und Leguanenfelle. Die Leguanen sind eigentlich kleine Krokodile, wenigstens gehören sie in die Klasse dieser unheimlichen Kantonisten. Sie werden aber nie einen Menschen anfallen, dazu sind sie auch zu klein. Die jungen Tiere sind kaum größer als eine Eidechse, die alten dagegen, besonders die 10—12jährigen, erreichen die Größe einer Ziege. Sie haben ein dünnes Schuppenfell und auch die Haut ist dünn und fein. Die größte Kraft haben die Leguanen im Schwanz, mit dem die alten Tiere einen Menschen wie nichts zu Boden schlagen. Die Javanen erlegen sie mit Lanzen, mit denen sie den Schwanz zuerst an die Erde spießen, um sie wehrlos zu machen, und dann zertrümmern sie den Kopf. Ihr habt übrigens sicher auch schon Sachen aus Leguanenhaut gesehen, in Holland sind diese Ledersachen wenigstens sehr Mode.

Die Konkurrenz in diesen kostbaren Fellen ist natürlich bedeutend. Diesen Monat haben wir wohl 10000 Stück davon abgeschifft; wir haben die größten inländischen Lieferanten an der Hand. Ziegenfelle sind weniger wert. Oft bringen Mandauresen auch Felle von wilden Katzen, Moschustieren, fliegenden Eichhörnern und von der hiesigen Gemse, die aber auch nur geringeren Wert in Europa haben, ebenso wie die Schlangen-

häute, die dort früher sehr beliebt waren. Neulich bekamen wir auch ein sehr schönes Tigerfell, das Ed. aber leider einem Herrn gegeben, der es mit nach Europa nehmen wollte. Wenn wir mal wieder eins haben, schicke ich es Euch. In unserem Packhaus liegen immer viele hundert Häute, die vergiftet und dann zum nächsten Schiff verpackt werden. Bis jetzt beschäftigen wir uns nur mit Exportgeschäften, später, wenn der Chef hier ist, werden wir auch Import betreiben, den ich dann hauptsächlich übernehmen soll. Es ist dies ein besonders interessanter Geschäftszweig, weil man bei demselben ausschließlich mit Chinesen und Arabern zu thun hat. Wenn ich dann mehr mit diesen Menschen zusammenkomme, werde ich auch ihre Sitten und Gebräuche besser studieren und Euch dann anschaulicher darüber berichten können als bis jetzt, wo ich doch nur die ersten Eindrücke schildern kann.

Für den letzten Brief innigen Dank! Wie lange habe ich auf denselben gewartet und gehofft. Da wurde er mir endlich vorgestern aufs Kantoor gebracht und in welchem Zustand! Geöffnet und mit Zwirn wieder zusammengebunden, Batavia ausgestrichen, Adressat nicht am Platz angemerkt und als Adresse Ngavie angegeben. Da ist er denn auch hingewandert, tief ins Binnenland hinein und dort von einem Herrn v. B. geöffnet worden. Dieser muß dort auf einem Kaffee- oder Zuckerland sein. Von ihm war denn auf der Rückseite holländisch bemerkt, daß er den Brief fälschlich geöffnet habe. Ein Glück nur, daß ich denselben überhaupt schließlich noch erhielt. Wer wohl der Namensvetter sein mag und wodurch er wohl nach Indien verschlagen wurde? Wäre es nicht so weit, so würde ich ihn einmal aufsuchen.

Zwei recht interessante Bekanntschaften machte ich neulich. Die erste ist ein Herr v. d. B. Er ist durch Trunksucht ziemlich heruntergekommen, nachdem er früher Buchhalter und Korrespondent mit einem monatlichen Gehalt von 1000 Mark war. Jetzt läuft er seit ein paar Monaten stellenlos umher. Obgleich Holländer von Geburt, ist er doch in W. erzogen und war ganz orientiert über unsere Familie. Er spricht fließend deutsch, freilich in unserem heimischen Dialekt, und war furchtbar erfreut, in mir einen halben Landsmann zu finden. Die zweite Bekanntschaft ist ein Deutscher, Herr S., früher Garde-Pionier-Lieutenant, seit 18 Jahren hier drüben. Zwölf Jahre ist er Soldat gewesen, hat es aber nur bis zum Adjunkt-Offizier gebracht (mit Feldwebel zu vergleichen). Dann war er fünf Jahre auf einer Zuckerplantage und seit einem Jahr ist er hier mit guter Stelle im Handel. Herr S. ist ein äußerst netter, liebenswürdiger Mensch, noch jetzt unverkennbar der Offizier. Mich schloß er beinahe in seine Arme und es wurde mir ganz komisch zu Mute dem gewesenen Kameraden gegenüber.

Das sind indische Existenzen: zwei gleiche und doch wie himmelweit verschieden. Der Eine ist durch redliche Arbeit und Energie wieder hoch gekommen, und der Andere sinkt immer mehr und mehr.

Wie dankbar kann ich sein, daß ich gleich in geregelte Verhältnisse kam und nicht den Kampf ums Dasein aufzunehmen brauche.

Hier war in der letzten Zeit unter den Deutschen große Unruhe, da der alte Konsul, Herr R., durch Herrn H. ersetzt werden sollte. Letzterer ist noch ein junger Mann und hier auf Soerabaya fast gar nicht bekannt, da er bisher immer in Batavia war. Herr R. ist dagegen außerordentlich beliebt. Deshalb wurde ein Schreiben an Caprivi eingereicht, um R. als Konsul zu behalten. Sämtliche Deutsche in Soerabaya haben dies Gesuch unterzeichnet; auch mein Name prangt darauf. —

Soerabaya, 29. April 1893.

Auch heute kann ich Euch von mir nur Gutes berichten; ich bin gottlob gesund, und das genügt ja. Wir haben jetzt aber schon recht heiße Tage; in der Mittagszeit von 2—4 Uhr ist es oft kaum zum Aushalten. Man braucht sich kaum zu rühren,

und doch ist man in Schweiß gebadet. Nachts kühlt es auch nur sehr wenig ab und ist das Schlafen unter den Umständen gar nicht lieblich.

Die Geschäfte sind momentan etwas flau, und da wir dadurch nicht immer soviel zu thun haben wie früher, ist es zuweilen langweilig, was mich unzufrieden und heimwehig macht. Dazu kommt noch, daß ich letzte Woche die Schönheiten und die herrliche Luft von Lawang und Umgebung mit Ed. zusammen genossen habe, und danach kommt es mir in der Hitze hier unten recht ungemütlich vor.

Wir hatten uns zu dieser kleinen Erholungsreise kurz entschlossen, da gerade javanisch Neujahr und dadurch während 3—4 Tagen doch nichts zu thun war. Die Javanen dehnen dies Fest von eigentlich nur zwei Tagen gern auf vier aus und kommen ihren Pflichten und Geschäften während dieser Zeit keineswegs nach. Mandurs und Oppasser lassen sich auf dem Kantoor nicht sehen und kann man dadurch nicht viel anfangen. Das hatten wir uns überlegt und schlossen für vier Tage das Haus V. & Co.

Meine Sehnsucht nach Lawang, von dem ich hier schon viel gehört und von dem Ihr ja auch in dem Buch von Haff gelesen habt, wurde so schneller erfüllt, als ich mir träumen ließ. Samstag Mittag fuhren wir ab, unsere Velocipeden mit uns führend. Bis Bangil ist die Fahrt wenig interessant, Reisfelder und Zuckerpflanzungen wechseln in harmonischem Einerlei ab. Hier kommt dann mal ein Stückchen Wald, ein Kampong, ein schmutzig-brauner Kalie mit nackten braunen Gesellen als Beigabe oder etwas Weideland mit träg dreinblickenden Kühen und Büffeln. Die Reisegefährten gehen ab und zu, wenn der Zug hält, und das ist leider allzuoft der Fall. Leider, denn der kühle Luftzug, den man bei dem Fahren wenigstens hat, macht an den Haltestellen der schwülen drückenden Atmosphäre wieder Platz.

Von Bangil aus steigt es allmählich an. Der Zug geht noch ein wenig „weniger schnell" als bisher. Ueberhaupt geht ein indischer Zug langsam, aber sicher, mit Ausnahme der Kurierzüge, die obige Eigenschaften in geringerem Maß besitzen, aber auch nur je einmal am Tag gehen. Wer daher solchen Kurierzug am Freitag versäumt hat, der muß, ist er auf einen Schnellzug versessen, unter allen Umständen seine Abreise auf Samstag verschieben, und da fährt er vielleicht auch schneller und sicherer, als am Freitag.

Doch genug der schlechten Witze über die uitsteekende Oost Indische Spoor Maatschappy, die es mir doch möglich macht, für 3 fl. zweiter Klasse in 4½ Stunden nach den Bergen zu kommen. — Bangil liegt schon einige hundert Fuß unter uns, der Wald tritt an Stelle von Reis- und Zuckerpflanzungen. Eine Kiefernart macht sich hier bemerkbar, die dort unten nicht einheimisch wird. Die Luft ist reiner, berg- und waldesfrisch, man hat die Empfindung, als ob man bisher einen beinah luftdichten Schleier vorgehabt hätte und der würde plötzlich fortgenommen. Die Lokomotive pustet und keucht immer mehr, sie denkt wahrscheinlich auch, „wenn ich nur erst oben wäre!" Für Augenblicke wird die Aussicht durch hohe Raine zu beiden Seiten verhindert. Jetzt eine längere Biegung, und vor uns liegen die Berge, über alle der Smero hervorragend, die Spitze in Wolken gehüllt. Er ist immer thätig, wie die Rauchsäulen zeigen, die seinem Innern entströmen. Jetzt fahren wir über eine wilde Schlucht hin, tief unten tost der Waldbach, Steine und Geröll mit sich führend. Noch über zwei kleinere Schluchten hin und die Landschaft wird wieder einförmiger. Einige Reisfelder wechseln mit Wiesenland ab, die Gegend ist wieder flach und das beschleunigte Tempo des Zuges zeigt an, daß die letzte Steigung überstanden ist. Lawang ist ganz nah. Die Lokomotive pfeift, und da tauchen auch schon die weißen Häuser aus dem Grün hervor. Ein paar Dessa-Hütten folgen, und nach wenigen Minuten fahren wir im Bahnhof von Lawang ein. Da stehen viele Europäer, die sich bereits aus der heißen Ebene hier hinauf geflüchtet haben. Jetzt heißt es aber schnell sein, um in dem einzigen Hotel

noch Platz zu bekommen. Es glückte uns denn auch, zwei hübsche Zimmer zu erlangen. Ein leckeres Bad und vortrefflicher Thee spülen Staub und Schmutz der Fahrt ab und erfrischen den trockenen Gaumen. Darüber ist es nun bereits Nacht geworden, Dämmerung giebt es ja hier leider nicht. Trotzdem machen wir noch einen kleinen Spaziergang durch Lawang. So viel kann ich schon jetzt sehen, es ist hier ziemlich europäisch. Zu beiden Seiten des Weges hat man Villen und Häuschen gebaut, und fortwährend wird noch angebaut. Dadurch sind die Bauplätze recht teuer geworden und steigen noch immer im Preis. Die Abendluft ist jetzt förmlich kühl, man kann recht gut Rock und Weste vertragen. Um 8 Uhr gehen wir zu Tisch, die Gesellschaft ist gewählt. Frau S. mit ihren beiden sehr hübschen Töchtern, Herr Dales, Chef der Chartered-Bank, sind bekannte Soerabaya-Gesichter. Da ist dann ferner noch ein Major mit Frau und Kind, ein Beamter der Weeskamer, ein höherer Bahnbeamter u. s. w. Das Essen ist einfach und gut, dauert nur leider lange. Nach beendeter Tafel sahen wir noch einmal unsere Fahrzeuge gehörig nach, gaben ihnen zu trinken, d. h. ölten sie ein, damit sie den nächsten Tag marschfähig seien. Um 10 Uhr gingen wir dann schlafen, denn um 6 Uhr früh wollten wir aufbrechen. Nachdem wir bei Licht gebadet und gefrühstückt, nahmen unsere Räder Punkt 6 Uhr die Richtung nach Toempang. Die herrliche Morgenluft ließ uns schnell vom Platz kommen. Neben uns, zur Rechten, stieß der Smero seine Rauchwolke aus dem Krater, die sich immer vergrößerte, bis sie plötzlich abbrach und als Wolke am Himmel stand. Herrlich ist das Tenger-Gebirge zu sehen am Morgen im tiefblauen Dunst. Einige Tausend Meter von Lawang entfernt senkt sich die Straße wieder, mit der Zeit immer steiler abfallend. Lawang ist nämlich hier der höchste Punkt am Fuße des Tenger-Gebirges. Zu treten brauchten wir so nicht mehr, die Safeties gingen von selbst in sausender Fahrt thalabwärts. So hatten wir nur Gleichgewicht zu halten und acht zu geben, daß wir keinen braunen Bruder oder Schwester überfuhren. Deren gab es auf der Straße nämlich recht viele, und für sie schien es ein unerhörtes Ereignis, zwei Europäer auf Stahlrossen wie der Wind bergab sausen zu sehen, ohne mehr zu thun, als zu sitzen. Mund und Nase sperrten sie auf und blieben wie angewurzelt stehen. Eine Frau meinte denn auch, da sitze ein Teufel drin, wie Ed. sie im Vorbeigehen sagen hörte. Es ging in der That so rasend schnell hinab, daß man alle Anstrengung und Vorsicht nötig hatte, um nicht zu verunglücken. Für die Gegend konnte man so das erste Stündchen nicht viel Aufmerksamkeit übrig haben. Unterhalb Blimbing wurde der Weg weniger steil, und konnte man wieder freie Umschau halten. Rechts hatten wir schon seit geraumer Zeit Wald mit Dessas. Links Reisfelder, über die hin man den Blick auf den unheimlichen feuerspeienden Bromo und den Ardjoeno hatte. Dort liegen schon viele Menschenleben unter Schutt und Asche begraben. Nach 1 ½ Stunden hatten wir Mendit erreicht, den herrlichen, altberühmten Badeplatz. Zwischen Palmen und Bananen geht man rechts von der Hauptstraße ab, und senkt sich der Weg sehr bald. Eine Biegung und etwa 30 Fuß unter uns liegt das Bad. Rechts und links vom Wege begrüßen uns unsere Darwinschen Stammeltern, die hier in braungrauer Couleur zahlreich vertreten sind und keine Scheu vor den Menschen kennen. Selbst ganz unten vor dem Eingang zum Bad sitzen sie und schneiden reizende Fratzen. Wir waren zu heiß, um zu baden, und wollten auch bald in Toempang sein, um der großen Hitze zu entgehen. Das steinerne Bassin ist etwa 30 Meter lang und 15 Meter breit, mit krystallklarem Wasser, das von Tausenden kleiner Fischchen belebt ist, die sofort nach dem Menschen hinschwimmen, um etwas aufzuschnappen. Eine kleine steinerne Halle dient zum Auskleiden. Auf der Mauer saßen auch mehrere Affen, darunter Aeffinnen mit dem Jungen unter dem Arm. Etwas Kuchen unter sie verteilt, ließ die Tiere sich bald in den Haaren liegen, und eine wilde Jagd mit heiserem Schreien begann. Der eigentliche See von Mendit wird von den Javanen zum Baden benutzt, das Bad hingegen muß mit 25 Cent bezahlt werden. Der See war von mehreren Kanoes, aus Baumstämmen geschnitzt,

bedeckt. In der Ferne waren noch einige Trümmer früherer Herrlichkeit sichtbar. Durch den Anblick des herrlichen Wassers schon genugsam erquickt, machten wir uns wieder auf den Weg, da Mendit sonst ja gar nichts Sehenswertes bietet und nur aus armseligen Bambus-Hütten besteht. Eine kurze Strecke ging es noch bergab, dann aber stieg der Weg wieder merklich an, bis er an einigen Stellen für das Rad große Schwierigkeiten bot. Nach kurzer Zeit mußten wir daher wieder Halt machen, um Luft zu schnappen. Die Stelle war aber auch einzig schön, eine malerische Schlucht mit Wiesenabhängen und durchtost von einem silberhellen Gebirgswasser, das weiterhin einen herrlichen Wasserfall bildet. In der Ferne dann die schöne Bergkette und zu allem die gesunde, frische Luft. Man atmet wirklich auf, nachdem man in Soerabaya alles das entbehren mußte. Nach zweistündiger Fahrt, von Mendit aus, langten wir in Toempang an. Kurz vor dem Ort fällt die Straße wieder sehr steil ab, daher kam es, daß ich noch etliche hundert Meter über Toempang hinausfuhr, da ich nicht bremsen konnte. R.s Chef hat hier eine kleine einfache Villa, wo seine Frau oft den Sommer zubringt. Wir hatten von Herrn C. die liebenswürdige Erlaubnis erhalten, dort wohnen zu dürfen. Vorerst ließen wir uns aber bei einem Chinesen nieder, der hier Opium-Pachter ist und sehr schön wohnt. Ed. kennt ihn ziemlich gut, und schien der orang Tjina recht erfreut zu sein, uns bewirten zu können. Wenigstens that er so, sowie auch sein Schwager und Schwiegervater. Eine Schwiegermutter war glücklicherweise nicht vorhanden, wie man ja bei den Chinesen nie die weiblichen Wesen zu sehen bekommt. Nachdem wir uns erfrischt hatten, machten wir einen kleinen Rundgang durch Toempang, sahen uns C.s Besitzung an und suchten nach der alten Köchin, die aber ausgeflogen war. So mußten wir wohl oder übel bei dem Chinesen zu Mittag essen, worum er bereits sehr gebeten hatte. Diese Leute sind, mögen sie sonst noch so schlechte Eigenschaften haben, überaus gastfreundlich. Nachdem wir uns noch den großen Markt angesehen mit seinen mannigfaltigen Verkäufern und Verkäuferinnen und den verschiedensten Artikeln von der gemeinen Granate und dem Pisang bis zu den feinsten gewebten Tüchern, kehrten wir wieder beim Chinesen ein. Es waren noch zwei gute Freunde zu Tisch gekommen, darunter ein interessanter Heiliger, der keinen Bissen Fleisch aß und nur Wasser trank. Seine ganze Mahlzeit besteht aus Reis mit etwas Scharfem. Das Mahl war reichhaltig, schmierig, aber lecker. Das wilde Schwein wurde von jedermann einfach mit den Fingern gegessen, Messer gab es nicht. Nachdem das überwunden war, saßen wir noch etwas beim Kaffee zusammen. Dann legten wir uns ein Stündchen hin. Das Bett war aber so schmierig, daß ich die Ruhe, obgleich sehr ermüdet, nicht fand. Den Nachmittag fuhren wir nach Siroean, einem nahegelegenen kleinen Bade-Etablissement. Mit dem Wagen des Chinesen fuhren wir, so weit es ging. Die letzte Strecke ist so steil, daß das Fahren dort unmöglich wird. Das kleine Bassin liegt reizend in einem Bergkessel. Das Wasser sprudelt aus des Berges Tiefen in dasselbe und ist so herrlich kühl. Neu gestärkt traten wir den Rückweg an. Zum Abendessen mußten wir auch noch bei unserem Gastfreund bleiben. Als wir noch dabei waren, gab es einen solch furchtbaren Gewitterregen, wie ich nie vorher erlebt habe. In Europa hätte man das Wolkenbruch genannt. Wie wir noch so sitzen, kommt eine triefende Gestalt mit einem Zettelchen für Vetter Ed. Der las es und teilte mir dann mit, daß sein Bruder R. mit einem Freund, einem jungen Engländer, in C.s Villa angelangt seien. Wir machten uns trotz des furchtbaren Wetters nun gleich dorthin auf. Manchmal dachte ich aber wirklich zu ertrinken, so hoch und reißend war das Wasser. Es ging bis über die Kniee und an manchen Stellen bis zu den Hüften. Wie wir oben anlangten, läßt sich denken. Doch nach einer Viertelstunde saßen wir wieder munter und heiter im Salon zusammen. Etwas Cognac erwärmte uns schnell. Den nächsten Morgen ging ich mit R. auf die Schweinejagd, wir bekamen aber leider keine Sau zu sehen. Dafür sahen wir die verschiedensten Affensorten, schwarze und braune, große und kleine. Alle schrieen entsetzlich. Auch

herrliche Vögel und buntschimmernde Schmetterlinge sahen wir die Menge. Den nächsten Tag bekamen wir leider ein Telegramm in geschäftlicher Angelegenheit, das unsere Rückkehr, früher als wir beabsichtigt, nötig machte. Wir fuhren also des Morgens per Rad nach Lawang zurück, badeten noch in Mendit und fuhren von Blimbing aus mit der Bahn. In Lawang blieben wir noch den Rest des Tages und dampften dann Donnerstag früh nach Soerabaya zurück.

Verzeiht, daß ich gegen Schluß so kurz geworden bin, aber es ist über dem Schreiben schon der 1. Mai geworden, und morgen ist Mailtag.

Soerabaya, 25. Mai 1893.

Herzlichen Dank für die immer ersehnten Nachrichten! Was sonst in der deutschen Heimat geschieht, ersehe ich aus dem „Echo", das sind „Heimatsglocken" für mich; freilich hört man alles erst einen Monat später, aber man bleibt doch auf der Höhe von allem, was passiert. Was sich hier auf Java ereignet, kümmert mich nicht viel, es ist ja auch kaum nennenswert. Ihr seht, mit meiner Naturalisierung hat es vorerst noch gute Wege. Es heißt noch bei mir: „ans Vaterland, ans treue schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!" Mein stetes Denken an die deutsche Heimat hat die Folge, daß ich hier nach keinen Vergnügungen oder Zerstreuungen verlange und am zufriedensten bin, wenn ich nach den Comptoirstunden ruhig zu Hause sitzen kann. Doch auch wenn mein Sinn danach stünde, so müßte ich mich mit sehr wenig begnügen. Einrichtungen, wie Restaurants und Cafés und Vergnügungslokale, wie sie in Europa sind, kennt man hier zu Lande nicht. Nur ein nennenswertes Lokal ist hier am Platz, das ist das Theatergebäude. Eine ständige Truppe fehlt aber gänzlich, und ist das schaulustige Publikum ganz vom Zufall abhängig, der einmal solch fliegendes Schauspieler-Völkchen an Soerabayas Küste wirft. Weil unter den ungewissen Umständen das Theater oder Comediegebouw, hoe de Hollander zeggt, den größten Teil des Jahres unbenützt bleiben würde, so finden auch Konzerte und Aufführungen von Dilettanten dort statt, oder, wenn es das Glück will, produziert sich dort eine Truppe auf musikalischem oder verwandtem Gebiet. Zweimal hat mich das Theater in den vier Monaten gesehen, und was ich dort geschaut habe, das entzog sich selbst meiner wohlwollenden Kritik, denn es war eben unter aller Kritik.

Von Restaurants oder Cafés hat man auch nur ein bemerkenswertes, die anderen sind für Europäer zu indisch. Dieses eine ist „Etablissement Grimm", so genannt nach den Besitzern, den Gebrüdern Grimm. Wie fern oder nah aber die Verwandtschaftsgrade dieser Erfrischer des Körpers mit denen des Geistes, insbesondere der Phantasie sind, habe ich noch nicht ermitteln können. Bei Grimm sitzt nun die Crême de la crême mit etwas Hefe untermischt, wie das überall auf Erden der Fall, am sogen. holländischen „Voravond" (Notabene die Stunden von 6 bis 9 Uhr) auf der Terrasse und trinkt Bier, Whisky oder Brandy-Soda oder auch nur Soda-Wasser und ißt Eis oder eine ähnliche kompakte süße Masse. Jung und alt, schön und häßlich, hoch und gering sitzt da zusammen, wenn nur das Wesen, dem eins dieser Attribute zukommt, die mäßigen Preise zahlen kann. Beispielsweise 1 fl. für eine Flasche Bier, allerdings echtes Pschorr-Bräu, denn es ist importiert. Wie gut wären solche Preise für die beleibten Bierbayern und auch für die deutschen Musensöhne mit dem ewigen „Prost Blume" im Mund. Wenn ich da im ganzen 8mal ein Stündchen gewesen bin, ist es auch viel. Eine Vorstellung im Cirkus „Claire und Abell", der sich drei Wochen hier aufhielt, trotzdem er so sehr minimal war, ist die letzte Nummer auf dem großen Vergnügungsrepertoir.



29. Mai. Drei Tage hat mein Brief geruht. In der Woche kam ich nicht zum Schreiben und gestern, Sonntag, war es wirklich einmal das Vergnügen, was mich abhielt. Ganz in der Frühe, um 6 Uhr, fuhren wir, d. h. Vetter R. und ein junger holländischer Offizier H. van B. mit unserem kleinen Boot auf dem Kalie, ein herrliches Vergnügen in der Morgenfrische. R. und ich haben es zusammen von einem Kapitän gekauft. Wir haben es erst wieder in Stand gesetzt, mit dem bedeutungsvollen Namen „Nirwana" getauft und in unserer Nähe auf dem Kalie postiert. Gestern machten wir nun die erste Fahrt damit, die sehr günstig ausfiel. Um 1/29 Uhr zurückgekommen, frühstückten wir tüchtig und bestiegen dann unsere Velocipede, d. h. der Lieutenant und ich. So gaben wir auch unseren Beinen etwas zu thun, nachdem die Arme gehörig ermüdet waren. Bei van B. stieg ich nach langer Fahrt dann ab, um etwas auszuruhen. Er wohnt mit dem Sohn unseres Verwandten, des verstorbenen Kapitäns, zusammen unten in der Stadt in der Nähe ihrer Kaserne. Den Nachmittag schlief ich vorzüglich nach all den Strapazen vom Morgen. Ich habe mich nun doch der Sitte des Sonntag-Mittagsschläfchens fügen müssen, wovon ich anfangs nichts wissen wollte. Es ist aber die einzige Art, der furchtbaren Hitze zu entgehen. Um 6 Uhr gingen wir dann zum Konzert in den Stadtgarten. Nach dem Essen bei herrlichem Mondenschein ließen wir uns von „Nirwana" auf dem silberglänzenden Kalie herumschaukeln. Schräg gegenüber dem Palast des Residenten ankerten wir und Ed. und R. bliesen auf Okarinas zweistimmig alle möglichen Weisen. Es klang eigenartig schön auf dem Wasser durch die schweigende Mondnacht dahin. Gar nicht lange, so erschienen der Resident und seine Familie auf der Veranda und lauschten den holden Klängen, die jenseits aus einer kleinen Bucht kamen, die durch Palmen und Buschwerk ganz versteckt lag. Könntet Ihr alle nur manchmal von dieser Schönheit der indischen Natur mitgenießen, wie oft wünsche ich das.

Gestern erhielt ich einen Brief von C., der Pfingsten in Soekaboeni gewesen. Er hat den armen N. wieder furchtbar elend gefunden, nachdem er sich vor 14 Tagen fast ganz erholt hatte und wieder nach Batavia kommen sollte. Jetzt hat er so entsetzlich rheumatische Schmerzen, daß seine Stubennachbarn des Nachts durch sein Schreien gar nicht schlafen können. In demselben Krankenhaus liegt auch sein Nachfolger im Geschäft, ein junger Holländer, der lebensgefährlich fieberkrank ist. Er hatte in den beiden Nächten, die C. dort zubrachte, 41° Fieber. C. schreibt natürlich sehr traurig über das Schicksal seiner beiden Gehülfen; es ist auch wirklich zu betrübt. Unter den Umständen kann er natürlich noch immer nicht daran denken, hierher überzusiedeln.

Doch nun lebt wohl für heute.

Soerabaya, 12. Juni 1893.

Noch immer habe ich das Heimweh nicht völlig überwunden. Als bestes Mittel, um meinen sehnsuchtsvollen Gedanken zu entfliehen, habe ich jetzt erprobt, den Häusern Soerabayas den Rücken zu kehren und vermöge meines Stahlrosses in der schönen Natur Ruhe zu finden. Hier ist es ja auch herrlich schön, so still und weltentrückt. Gestern, am Sonntag Nachmittag, habe ich das Mittel wieder versucht und mit Erfolg. Ich fuhr einen mir ganz unbekannten Weg jenseits des Kalies entlang, kam durch einen freundlichen Kampong und bald darauf in ein wundervolles Palmenwäldchen. Da war es so herrlich still, nur einen kleinen Sänger hörte man in der Höhe zwitschern und Grillen am Wege zirpen, man konnte wähnen, der einzige Mensch auf Erden zu sein. Die Palmen standen so dicht, mit kleinem Buschwerk vermischt, daß kaum ein Lichtstrahl hindurch drang. Ich wollte gerade die Laterne anzünden, denn ich konnte gar nicht mehr den Weg vor mir sehen, da war ich schon an einer Biegung desselben angelangt

und dadurch der Mühe des Lichtanmachens enthoben. Kurz vor mir hatte der dunkle Wald ein Ende und unermeßliche Reisfelder traten an seine Stelle. Das Bild, das sich mir darbot, war blendend schön. Greifbar nahe schien mir der immense Ardjoeno in tief dunkelblauer Färbung. Sein Haupt schien in Flammen zu stehen, die Reisfelder vor mir wie in Blut getränkt, und auch ich hatte solch unheimliches Kleid an, wie ein Blick mir zeigte. Es war der herrlichste Sonnenuntergang, den ich erlebt, leider nur zu kurz, wie alles Schöne auf Erden. Das Blut verlief sich, wurde bleicher und bleicher bis zum blassen Gelb. Das intensive dunkelblaue Kolorit des Ardjoeno verblaßte auch in dem Maße, wie die Feuergluten auf seinem Haupt zusammensanken. Nur einige Feuersäulen noch wie Aehrengarben, dann verschwanden auch die und ein gleichmäßiges Grau, mit zart Rosa gesprenkelt, zeigte die Stelle, wo vorher die Feuer des Ardjoeno geglänzt hatten. Um das Bild eines verheerenden Brandes ganz täuschend zu machen, lagerte sich kurz nachher eine grauweiße Wolke über Ardjoenos Haupt, wie Rauch und Dampf anzusehen. Aus den Feldern stieg zugleich Dunst auf, der von Minute zu Minute dichter wurde und sich als weißer Nebel gegen den Palmenwald ballte. Der Himmel umzog sich fast ganz für die Nacht in Graublau. Hier geht das leider ganz plötzlich, fast ohne Uebergang, Dämmerung giebt es kaum; nach hellem Tag wird es dunkle Nacht. Ich wartete die schöne bleiche Göttin aber noch ab und fuhr dann durch den jetzt grabesfinsteren Palmenhain nach den Ansiedelungen der Menschen zurück. Ohne eine Ahnung davon zu haben, war ich drei Stunden unterwegs gewesen. Die Lust, nach dem Stadtgarten zum Konzert zu gehen, war mir nach dem herrlichen stimmungsvollen Sonnenuntergang, den ich mit erlebt, vergangen. Ihr müßt nicht lachen, wenn ich noch hinzufüge, daß das erhabene Naturschauspiel solchen Eindruck auf mich gemacht hatte, daß ich, noch ganz voll davon, zum erstenmal gestern Abend Chopins Musik verstand; wohl nicht wie ein Kunstkenner, aber für mich vollkommen. Mehrere Mazurkas, die ich bisher zu meinem Schmerz nicht anders wie verstümmelt und unharmonisch fertig brachte, spielte ich gestern Abend richtig, so daß ich ganz entzückt war über die herrlichen Melodien, wo ich vorher keine herausfinden konnte. Ja, der Dichter hat recht: „Der beste Trost am Busen der Natur.“ Für die Natur schwärmen heißt ja zum Glück noch nicht überhaupt ein Schwärmer werden. Dafür ist auch Indien wirklich nicht der geeignete Boden. Für die Natur und für mein teures deutsches Vaterland mit allen meinen Lieben, dafür darf ich und will ich aber stets schwärmen.

Soerabaya, 24. Juli 1893.

Vorigen Sonntag war ich mit dem Veloziped in Sidhoardjo, vier Stationen von hier, als Eisenbahnknotenpunkt wichtig und auch durch seine Pferderennen bekannt. Der Weg dahin ist nicht besonders schön und in wenig gutem Zustand, namentlich jetzt, wo durch die Büffelkarren mit Riedzucker die Strecke weithin verfahren ist. Auf dem Wege nach Sidhoardjo kommt man an nicht weniger als drei großen Zuckerfabriken vorbei, und ist daher der Karrenverkehr auf der Straße ein ganz kolossaler. An einer Fabrik zählte ich nicht weniger als 60 dieser Karren aufgefahren, die teils schon abgeladen, teils noch voll Riedzucker waren. Außerdem waren immer wieder neue unterwegs. Seit einem Monat ist auf den Fabriken sogenannte Mahlzeit, die zwei bis drei Monate dauert, je nach Größe und Einrichtung der Fabrik.

Zwischendurch werden die Felder schon wieder neu angepflanzt, was mit großer Mühe und unendlicher Arbeit verbunden ist. Der Boden schenkt auch hier seinen Reichtum nicht ohne größte Arbeit und Schweiß, ja giebt es sogar, wie bei uns, nicht zu, daß er mehrere Jahre hinter einander dasselbe Produkt hervorbringen soll. So muß ein Zuckerfeld zur Abwechslung einmal mit Reis bepflanzt werden, sonst bringt

es nur verkümmerte Zuckerpflanzen zum Vorschein. — Der Weg wäre bei gutem Zustande bequem in einer Stunde zu machen, so gebrauchte ich immerhin 1½ Stunden. Ein gewöhnlicher Zug fährt übrigens auch eine Stunde etwa bis Sidhoardjo mit dreimaligem Halten. Der Ort selbst bietet wenig Bemerkenswertes; er hat nur einen Assistent-Residenten, der dort beneidenswert schön wohnt, und noch einige Unterbeamten. Ein Regent ist natürlich auch vorhanden. Im ganzen hat man also nur 6 bis 8 europäsche Wohnungen dort. Am Wettrennplatz, der ziemlich groß ist, steht ein Hotel (das Rau-Hotel) und das Klubgebäude mit sehr schönen, aber gänzlich vernachlässigten Anlagen. Eine „Societät" oder Klub fehlt nirgends, wo es nur 2—3 Europäer giebt; ohne Klub kann ein echter Holländer nicht bestehen, denn für ihn giebt es nichts Gemütlicheres, als den Abend dort zuzubringen und den Sonntag Vormittag erst recht. Dann wird Billard gespielt oder Karten, ein Brandy-Soda oder Whisky getrunken und über Zucker, Kaffee oder Tabak gesprochen, zur Not auch noch über Pferde und Frauen. Andere Gespräche sind, nach dem was mir erzählt wurde, im Binnenlande eine große Seltenheit.

An der dritten Seite des Rennplatzes sieht man endlich ein düsteres Gebäude mit großem dunklen Thor, das Gefängnis. Dasselbe ist fast ohne Ausnahme nur von Inländern besetzt, die hier meist wegen Diebstählen, seltener wegen Mord, eine Strafe abbüßen. In der Mitte des Platzes steht ein Musiktempel und ebenso zur Seite noch einer, sowie eine langgestreckte feste Tribüne, die überdacht ist. Finden Rennen statt, so werden noch hölzerne Tribünen errichtet. Eingefaßt von prachtvollen Tamarindenbäumen bietet der Platz einen ganz freundlichen Anblick. Im Rau-Hotel nahm ich ein kleines Frühstück, nachdem ich vorher noch überall herumgefahren, was freilich wenig Zeit in Anspruch nahm, denn der Ort ist klein und hat nichts besonders Bemerkenswertes aufzuweisen. Um 9 Uhr fuhr ich dann wieder heimwärts und langte um ½11 Uhr glücklich wieder an; aber doch recht heiß und durstig. Das sind so meine Sonntagsvergnügungen, morgens eine größere oder kleinere Tour, dann etwas Musik, dann Reistafel. Hierauf halten die Vettern sogleich ihr Sonntagsschläfchen, was ich ja jetzt gewöhnlich auch thue, aber nicht sofort. Die 4 letzten Sonntage verschmähte ich aber die Siesta, weil ich doch etwas von meinem Sonntag haben will. Um 4 oder ½5 nehmen wir unseren Thee, plaudern noch ein Weilchen gemütlich, und dann geht einer nach dem anderen baden, um sich darauf für den Stadtgarten anzuziehen, wo um 6 die Musik beginnt. Ein echtes Soerabayer Kind kann ohne den „Stadtshuin" am Sonntag kaum existieren. In letzter Zeit gehe ich aber selten dahin, da mir das Gedränge und die zahllosen Kinderscharen dort unangenehm sind. Die Musik ist auch meistens nicht sehr berühmt, fast nur leichte Tanzmusik, woraus ich mir nicht viel mache. Gewöhnlich lese ich oder spiele Klavier währenddem und fühle mich entschieden wohler und gemütlicher

Von gestern kann ich Euch übrigens noch von einem Jagdausflug berichten, den ich unternommen habe. Um 5 Uhr stand ich auf, draußen war noch der herrlichste Mondenschein, und bei mir brannte noch die Lampe, bei deren Schein ich Kaffee und 2 Eier zu mir nahm, die mir der kleine braune Diener während des Anziehens bereitet hatte. Mein Velociped hatte ich Samstag Abend schon fertig gemacht, die Tasche mit frischem Unterzeug, Taschentuch, einer dünnen Jacke, Cigarren und Patronen angeschnallt und außerdem mein Jagdgewehr. Es war ein ganz gefährlicher Anblick, die beiden Läufe so drohend nach vorne gerichtet. So fuhr ich um ½6 in der Dunkelheit, denn der Mond war inzwischen untergegangen, zum Thor hinaus nach Kentjeran zu, etwa 2½ Stunde zu gehen. Dort war ich neulich Abend noch gewesen und hatte von einem Inländer gehört, daß die Vogeljagd dort recht gut sei. Um ½7 langte ich an und traf den Javanen, der sich erbot, mich zu begleiten. Mein Velociped stellte ich bei dem Kapalan (Bürgermeister) des Kampongs unter und zog mit Gewehr und Patronen bewaffnet mit dem Führer und noch 6 halbwüchsigen braunen Bengeln, die aber auf

gemessener Entfernung folgten, zur Jagd. Die Gegend ist sozusagen ein Wasser, größere und kleinere Tümpel, oft seeartig. Dazwischen greifen dünne Landstrecken, breit genug für 2 Personen, wie Arme ein. Es ist das festgetretener Lehmboden, und sind diese Wege eine Art von Damm. Oft hört solcher Arm auch plötzlich auf, und muß man entweder umkehren oder durch das Wasser waten. Kleinere Tümpel sind bisweilen ausgetrocknet, und kommen da niedrige Palmen, meistens Fächerpalmen, in üppiger Wucherung vor. Diese Gegend ist nun wirklich so recht geschaffen für Wasservögel, und fanden wir denn auch Vertreter aller Sorten: Enten, Hühner, Reiher und die kleinen Seeadler. Die kleineren Vögel, wie Wassertauben und sonstiges gefiedertes Volk, konnte man gar nicht zählen. Auf diese schoß ich denn auch gar nicht, sondern suchte mich an die Reiher heranzupürschen, die, durch ihr weißes Gefieder weit sichtbar, sich an einem der größeren Teiche zusammenhielten, der weiter draußen lag. Da passierte es uns denn unterwegs öfter, daß der Weg aufhörte und wir nur Wasser vor uns hatten. Dann stieg ich auf den Rücken des Javanen und ritt so durch das Wasser. Nachdem das dreimal ganz gut gegangen war, blieb mir das Pferd beim viertenmal im Schlamm stecken, wenigstens mit einem Bein. Die Lage war sehr komisch und der arme Braune zappelte furchtbar, um loszukommen. Hatte ich erst herzlich lachen müssen, so wurde ich doch bald ernster, als der arme Kerl immer tiefer einsank. Kurz entschlossen sprang ich, so schnell das ging, nach dem Damm hinüber, indem ich dabei nur mit dem einen Bein etwas ins Wasser kam. Der Braune, nun leichter geworden, arbeitete sich jetzt mit meiner Hülfe auch aus dem Morast heraus. Wie er aussah, könnt Ihr Euch wohl denken! Der Gefahr wollte ich uns nun doch nicht noch einmal aussetzen und zog deshalb Schuhe und Strümpfe aus und watete in der Folge selbst durch die Tümpel. So kamen wir dem Reihervolk bis auf 200 Meter nahe, als sie uns leider bemerkten. Der ganze Schwarm erhob sich gleichzeitig und suchte das Weite. Zwei Schüsse, die ich schnell nachfeuerte, hatten keinen Erfolg. Nach zweistündiger mühsamer Wasser- und Landpartie war ich froh, ein paar Enten und kleine Seetauben erlegt zu haben. Nächsten Sonntag will ich nun wieder dahin, dann aber mit einem kleinen Boot, aus einem Baumstamm gemacht, die Wasser abpürschen. Jedenfalls habe ich mich bei dieser Tagespartie ausgezeichnet unterhalten und war auch nicht wenig stolz auf mein Unternehmen, als ich, nach 10 Uhr zurückkehrend, meine Hausgenossen noch im tiefsten Schlaf fand. Sie sind zu bequem zu solchen Ausflügen, das machen die zehn Jahre in Indien.

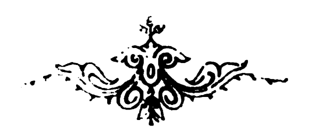
Erinnert Ihr Euch, daß ich einmal von einem Herrn v. B. schrieb, der einen für mich bestimmten Brief geöffnet hatte? Vor ein paar Tagen fragte mich Herr J., der frühere Gardepionier, der eben den erkrankten Konsul vertritt, um Familie und etwaige Verwandtschaft meinerseits mit besagtem Herrn v. B. Es handelte sich darum, daß ein Herr v. M., ebenfalls Deutscher und Besitzer eines Gasthofes, sowie Chef einer Firma auf Malang, an das Konsulat geschrieben hatte, Herr v. B. habe in seinem Gasthof logiert und ihn um 250 fl. beschwindelt. Mit dieser Summe sei er spurlos verschwunden. Diesem offiziellen war ein Privatschreiben an B.s Mutter beigeschlossen, mit dem Ersuchen, dieses an seine Adresse weiterzusenden. J. hatte darauf geantwortet, sich lieber erst, wenn möglich, an einen männlichen Verwandten des B. wenden zu wollen, und so der armen Mutter den großen Kummer, wenn irgend thunlich, zu ersparen. Herr v. M. hatte darauf sofort zugestimmt, indem er meinte, daß die arme Mutter bei der traurigen Vergangenheit des Sohnes allerdings schon genug Schweres durchgemacht habe. Seine letzte Stellung auf einem Kaffeeland habe B. auch Geldgeschichten halber verlassen müssen, wie er nachträglich erfahren habe. Wie Ihr Euch denken könnt, interessiert mich der Fall sehr, wenn ich auch keinen Verwandten dieses dunklen Namensvetters angeben konnte und mich natürlich gegen die Verwandtschaft mit ihm verwahrte, die ja auch thatsächlich nicht besteht. Von Herrn J. fand ich es aber sehr nett, daß er die zarte Rücksicht für die arme Mutter nahm, und bat ihn noch,

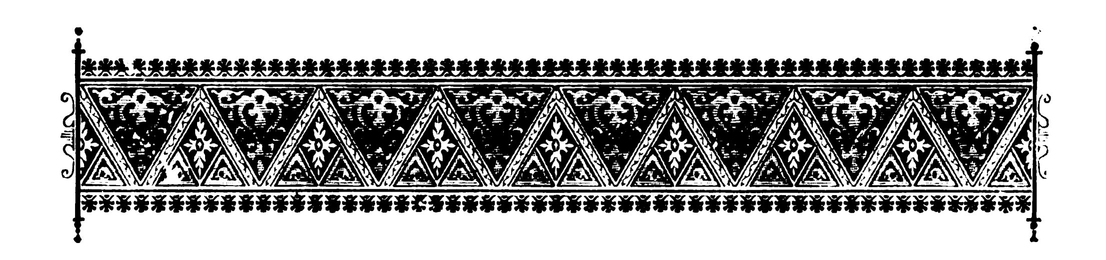
wenn M. nicht auf weiterer Verfolgung der Sache bestehe, diese ganz ruhen zu lassen. J. glaubt übrigens, in dem V. einen alten Bekannten aus seiner Militärzeit in Indien wieder zu erkennen. In Samarang, wo J. die letzten 3 Jahre als Sergeant-Unteroffizier mit V. zusammenstand, wurde letzterer wegen Veruntreuung von Geldern als Fourier zu fünfjährigem Gefängnis verurteilt, von welcher Strafzeit er 3 Jahre auch wirklich abgesessen hat. J. ist aber später nie mehr mit ihm in Berührung gekommen.

Es ist das wieder einmal das Bild von einem Deutschen aus guter Familie, der hier immer tiefer herunterkommt, wie das leider sehr häufig hier zu Lande der Fall ist. Glücklicherweise hat man aber auch Ausnahmen, oder bilden vielmehr erstere Fälle die Ausnahmen. Im Handel findet man sogar sehr viele tüchtige Deutsche, die rechne ich aber nicht in die Kategorie der obigen jungen Leute, die meist durch Schulden und Leichtsinn gezwungen wurden, Europa zu verlassen und nun hier ihr früheres Leben weiter zu führen versuchen.

Sobald ich wieder etwas Stoff habe, schreibe ich wieder. Wenn ich erst einmal etwas länger hier bin und Sprache, Menschen und Verhältnisse genauer kennen gelernt habe, kann ich natürlich interessanter über Sitten und Gebräuche schreiben, als jetzt, wo ich doch nur meine ersten Eindrücke zu schildern vermag.

(Schluß folgt.)





Der Pullman-Strike.

Von

Heinrich Wilhelmi.

Unsere Kenntnis der socialen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist bisher recht lückenhaft, wenigstens außerhalb des Kreises der Fachgelehrten. Ueber die englischen Arbeiterverhältnisse hat gleich im Anfang des Umschwungs zum Besseren V. A. Huber uns Kunde gegeben. Die betreffenden Schriften von Carlyle, Kingsley, Holyoake u. a. sind übersetzt worden. Schließlich haben Brentano und v. Schulze-Gävernitz umfassende, leicht verständliche Darstellungen geboten. Freilich haben die jüngsten Debatten im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause gezeigt, daß alle diese Arbeit erst in kleineren Kreisen ihre Wirkung gethan hat und an den Wortführern der liberalen und freikonservativen Partei spurlos vorübergegangen ist. An ähnlichen allgemein zugänglichen Arbeiten über die amerikanischen Verhältnisse fehlt es dagegen bisher ganz. Wir lesen Zeitungsberichte über Lohnkämpfe von kolossalen Dimensionen, ohne ihren Ursprung, die Kampfesweise und den Ausgang zu verstehen. Aus Bellamys Zukunftsroman ersehen wir, daß der Verfasser in der Gegenwart Zustände auf socialem Gebiet vor Augen hat, deren Schilderung uns als phantastische Uebertreibung erscheint, während er von positiven Reformen, sei es im staatssocialistischen, sei es im kooperativen oder gewerkschaftlichen Sinne, schlechterdings gar nichts zu wissen scheint. Allein was man auch von Bellamys prophetischen Fähigkeiten denken mag — was jetzt ist, muß er genau gesehen und gewissenhaft geschildert haben. Sein berühmtes Gleichnis vom „Wagen" entspricht durchaus der Schilderung der amerikanischen socialen Zustände, die wir dem bekannten englischen Journalisten und Socialreformer W. T. Stead verdanken, und die jetzt in einer vortrefflichen Uebersetzung vorliegt.*) Mag Stead in der Wahl seiner Stoffe wie in seiner Darstellungsweise etwas vom Sensationsschriftsteller haben, sein Buch ist so reich mit Dokumenten und Quellenauszügen versehen, daß man in der Hauptsache an der Zuverlässigkeit des Berichts nicht füglich zweifeln kann. Daß er mit deutlichem angelsächsischen Stolze schreibt, ist begreiflich und verzeihlich, wenn man bedenkt, daß das heutige Nordamerika genau das Bild darbietet wie das England der 40er Jahre zur Zeit des Chartismus, und daß er sich sagen darf, seine Nation habe aus gleichen Zerrüttungen sich kraftvoll erhoben. Für uns Deutsche aber ist das Studium dieser Verhältnisse gerade in diesem Augenblick um so lehrreicher,

*) W. T. Stead, Der Krieg zwischen Arbeit und Kapital in den Vereinigten Staaten. Mit besonderer Beziehung auf Chicago. Deutsche autorisierte Ausgabe von Max Pannwitz. (Stuttgart, R. Lutz.) 1894. 214 S.

je lauter und einflußreicher bei uns die Stimmen werden, welche von Reformen auf socialem Gebiet abmahnen und nur von Repressivmaßregeln wissen wollen, ohne zu bedenken, daß dadurch naturgemäß auch in der Arbeiterschaft die Neigung zu gewaltsamer Austragung der Differenzen verstärkt werden muß. Es kann für beide Teile keine eindringlichere Warnung vor dem Vertrauen auf bloße Gewalt geben, als der klägliche Ausgang des riesenhaften Pullman-Strikes, kläglich für die Arbeiter und kläglich für den Kapitalismus.

Die Vorzüge der amerikanischen Civilisation sind oft hervorgehoben und sollen unbestritten bleiben. Aber auf dem socialen Gebiet liegen sie nicht. Darüber kann auch die staunenswerte Entwicklung des mannigfaltigsten Kirchentums nicht täuschen. Jedenfalls hat das dortige freie Kirchentum nicht mehr in socialen Dingen geleistet, als das Staatskirchentum der alten Welt. Letzteres hat sich vielmehr im Bunde mit den Resten älterer Wirtschaftsformen und mit einem gewissen moralischen Gemeingeist in vieler Hinsicht als kräftiger Damm erwiesen gegen die äußersten Konsequenzen des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes. Die freie Konkurrenz hat in der alten Welt nur in beschränkten Gebieten sich so ungehemmt in ihrer ganzen Macht und — Pracht entfalten können, wie drüben, wo sie keine Schranke fand an historischen Mächten im Staat und in der Sitte.

Hat die freie Konkurrenz ihr relatives sittliches Recht an der Selbstverantwortlichkeit des Individuums, so hat sie ihre schwere Gefahr an der Selbsucht. Wird der Selbsterhaltungstrieb, der an seinem Ort sein Recht hat, zum ausschließlichen Motiv des wirtschaftlichen Lebens gemacht, handle ich lediglich aus Eigennutz und setze auch bei jedem anderen nichts als Eigennutz voraus, so haben wir die reine Form des Konkurrenzsystems und zugleich die bare Barbarei, die kein Firnis der technischen Civilisation auf die Dauer verhüllen wird. „Jeder für sich, mag der Teufel den Letzten holen." Bei uns kann das gleichzeitige Bestehen der verschiedenen Wirtschaftsformen und die Fortwirkung des evangelischen Sauerteigs im Bewußtsein weiter Kreise über diese letzten Folgerungen noch täuschen und täuscht ja so viele. Aber wir leben vom Kapital. Wenn es aufgezehrt sein wird, was dann? — Ein Blick auf die Vereinigten Staaten lehrt es. „Im Geschäftsleben giebt es dort keinen Gott, keinen Glauben an Menschen . . . In jeder Richtung, wohin wir uns wenden, tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen. Anstatt vertrauensvollen Zusammenwirkens treffen wir allenthalben den rücksichtslosesten Wettbewerb einer halsabschneidenden Konkurrenz, die alles Vertrauen aus den Menschenherzen treibt." Unausrottbares Mißtrauen ist der „Krebsschaden der amerikanischen Civilisation".

Das ist das moralische Deficit. Aber der Zusammenbruch eines wirtschaftlichen Systems offenbart sich sofort auch in einem wirtschaftlichen Deficit. Es bleibt nicht bei einem rechnungsmäßigen exorbitanten Mißverhältnis des Besitzes: von den 60 Milliarden Dollar des amerikanischen Nationalvermögens besitzen 9 Prozent aller Familien 71 Prozent, so daß nur 29 Prozent derselben für die 91 Prozent der Familien übrig bleiben; 4074 Millionärsfamilien besitzen fast ebensoviel als die übrigen 11½ Millionen Familien zusammen genommen. Das Deficit kommt zur Erscheinung in der Arbeitslosigkeit: es gab im letzten Winter in der amerikanischen Republik 3—4 Millionen unbeschäftigter Arbeiter. Abgesehen von privater Wohlthätigkeit geschieht gegen diesen Notstand rein gar nichts. Eine Riesenstadt wie Chicago berücksichtigt in der Anordnung ihrer Arbeiten diese Verhältnisse in keiner Weise, geschweige daß sie davon Anlaß nähme, besondere Notstandsarbeiten vornehmen zu lassen, obwohl dazu Gelegenheit die Hülle und Fülle wäre bei dem traurigen Zustande der Straßen und Wege, dem Fehlen der Kanalisation für einen Stadtteil von 100000 Einwohnern u. s. w. Ebensowenig geschieht sonst etwas zum Schutz der erbarmungslos ausgebeuteten Arbeiter. Die Verfassung von Illinois z. B. enthält Paragraphen, welche die Annahme eines Lohngesetzes gegen den Truck, eines Bergwerks- oder Fabrikgesetzes einfach unmöglich machen!

Hat die Volksvertretung ein Gesetz dieser Art angenommen, so erklärt es der höchste Gerichtshof für verfassungswidrig, weil es ein Eingriff sei in die Kontraktfreiheit. „Der Kapitalismus steht in Amerika auf demselben Standpunkt, auf dem er in England stand, als selbst so fortgeschrittene Männer wie Bright und Cobden die Fabrikgesetzgebung für einen ungeheuerlichen Eingriff in die Freiheit des Einzelnen erklärten.“ Auch in einer anderen wichtigen Beziehung steht das heutige Amerika auf dem Standpunkt Englands zur Zeit des Chartismus: „Man sieht dort noch mit demselben Argwohn, derselben Abneigung auf das Gewerkvereinswesen, wie es in England vor dem Widerruf der Verschwörungsgesetze geschah (und Notabene wie es heute in Deutschland geschieht!). Die Arbeiter ihrerseits verlassen sich mehr auf gewaltthätiges Vorgehen als auf Organisation, und kommt es zum Ausstand, so ist Blutvergießen scheinbar ein ganz gewöhnliches und unvermeidliches Vorkommnis.“ Wenn das von den deutschen Arbeitern im ganzen nicht gesagt werden kann, so ist es wahrlich nicht das Verdienst des Kapitalismus, sondern die Wirkung jener oben erwähnten konservativen Mächte, die den Kapitalismus nicht zur vollen Ausgestaltung haben kommen lassen — bis jetzt! Amerika ist eben das Paradigma der regelmäßigen Deklination des Kapitalismus, während er in Deutschland teils unfertig, teils durch die sociale Gesetzgebung überholt ist.

Bei der Ausdehnung des Uebels, der Arbeitslosigkeit, ist es nicht verwunderlich, daß es in kolossalen Demonstrationen wie den „gestiefelten Petitionen“ des Coxeyismus zum Ausdruck kommt (über ähnliche Erscheinungen in Rußland S. 27, in England S. 28, 55). Wenn auch die Zahl der wandernden Coxeyiten nie 10000 überstiegen haben mag, so ist ihr Unternehmen, aus den entlegensten Gegenden der Union nach Washington zu pilgern und ihre Bitte um Arbeit dem Kongreß vorzutragen, ein gewaltiges Zeichen der Zeit und verdient nichts weniger als den gedankenlosen Spott unserer kapitalistisch verseuchten Presse. Haben doch die Arbeitslosen aus Californien eine Wegstrecke zurückgelegt, weiter als von Paris nach Moskau, etwa wie von London nach Chartum, und zwar auf ungebahnten Wegen, über verschneite Gebirge, unter allen erdenklichen Entbehrungen. Ihre Forderungen, z. B. daß die Arbeitslosen beim Straßenbau beschäftigt werden sollten, waren zum guten Teil gerecht und vernünftig. Jedenfalls haben diese Züge offenbar gemacht, „daß auch in einer freien Republik die Regierung nur dann in Ruhe fortgeführt werden kann, wenn die Regierten ihren Hunger stillen können.“ —

Der Coxeyismus war ein Fanal, der Pullman- und Eisenbahnarbeiter-Strike war die Feuersbrunst. Für diesmal ist es gelungen, sie in Strömen von Wasser zu ersäufen, aber das Feuer glimmt unter der Asche und jeder Luftzug kann es wieder zu ungeheuren Flammen anfachen, die sich nicht begnügen dürften, bloß das Abbild der Civilisation — die „weiße Stadt“ des Ausstellungsparks in Asche gelegt zu haben, sondern ihr selbst an den „alten Leib“ greifen könnten.

Ein Strike, der unter dem Zeichen einer ausgedehnten Arbeitslosigkeit begonnen wird, läßt von vornherein nicht viel Gutes ahnen, weder für die Art der wirtschaftlichen Kriegführung noch für einen Ausgang, wie ihn der unparteiische Beobachter den Arbeitern wünschen möchte. Ein Lohnkampf bei steigender Konjunktur ist ein Kampf auf Hoffnung, zumal wenn er von wohlorganisierten, kameradschaftlich denkenden Arbeitern unter den Augen einer mit den Armen und Elenden sympathisierenden öffentlichen Meinung geführt wird. Ein Lohnkampf während einer ökonomischen Krise ist ein Verzweiflungskampf, und zwar ein gänzlich aussichtsloser, wenn er von unvollständig organisierten, unter sich zerfallenen Massen und gegen eine kapitalistisch gesonnene öffentliche Meinung unternommen wird. Da ergeben sich von selbst „Methoden, die nur zu sehr an Bürgerkrieg erinnern.“ Die Arbeitgeber leiden unter dem Druck einer selbstmörderischen Konkurrenz; eine zahllose „Reservearmee“ schreit nach Arbeit; dazu leuchtet es auch den rabiatesten Schutzzöllnern ein, daß sich billige polnische und ungarische Arbeiter zollfrei einführen lassen (wenn es nun einmal keine Chinesen sein sollen!). — Was liegt

näher, als daß die Arbeitgeber die Löhne immer mehr herunterdrücken? Die Arbeiter aber haben es nicht nur mit den Großindustriellen, sondern zugleich mit der unterbietenden Reservearmee zu thun, den Strikebrechern (scabs, black legs). Gegen sie giebt es kein anderes Mittel als die Gewalt, also werden bewaffnete Einschüchterungsheere aufgestellt, denen die Arbeitgeber „Pinkertons" gegenüberstellen, private Konstabler, nach dem amerikanischen Grundsatz, daß der Schutz des Privatbesitzes Privatsache ist. Nun giebt es Befestigungen und Belagerungen, Kanonen, Büchsen, Revolver und Dynamit, Gefechte und regelrechten Austausch von Kriegsgefangenen! Das ist die Weise, „wie amerikanische Arbeitgeber und Arbeiter im Jahre des Heils 1894 ihre Differenzen ausgleichen" bei den Strikes im April und Mai vor dem Pullmanstrike. Dabei „völlige Ohnmacht und Lähmung der öffentlichen und der moralischen Autorität. An ein Schiedsgericht scheint man auf keiner Seite gedacht zu haben. Das Publikum schaute lediglich mit größter Neugierde den verzweifelten Anstrengungen der beiden Kämpfer zu, die sich wie wilde Tiere auf der Arena des Kolosseums gegenseitig zu zerfleischen suchten. Soviel aus den amerikanischen Blättern zu ersehen ist, machte auch die christliche Kirche keinen Versuch zur Beilegung des traurigen Streites. Wo es keine moralische Autorität giebt, halten viele die Gatlingkanonen und das Dynamit für die einzigen Hülfs- und Heilmittel. Der große Uebelstand in Amerika ist der Mangel jeglichen Vertrauens, der unausrottbare Zweifel an der Ehrlichkeit und dem guten Glauben des Nächsten. Mag es begründet sein oder nicht, jedenfalls sind die amerikanischen Arbeiter überzeugt, wie ich es auch immer wieder aus dem Munde ihrer besten Führer gehört habe, daß kein Schiedsspruch, kein Uebereinkommen von ihren Arbeitgebern*) länger gehalten werde, als es ihrem Vorteil entspreche. So haben wir Treulosigkeit auf der einen, Mord und Gewaltthat auf der anderen Seite, und die Kirche, die das Gewissen des Volkes sein sollte, ist wie ein dürrer unfruchtbarer Ast und zeigt die größte Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten dieser Welt." — „Gehörten sie noch zu christlichen Gemeinden, ständen ihnen noch eine einflußreiche Kirche zur Seite, träten die Zeitungen unentwegt für sie ein, fänden sie Gerechtigkeit und sähen ihre eigenen Vertreter auf der Richterbank und im Kongreß, so hätten sie (die Arbeiter) sich schon lange aus dem Zustande eines mehr oder minder offenen Banditentums erhoben. Da sie keine Kirche haben, die ihnen Beistand gewährte, greifen sie zum Revolver, und da sie an keine Gerechtigkeit seitens der Richter glauben, ist der Sandsack oder der Knüttel in ihrer Hand immer zur Selbsthülfe bereit. Damit liefern sie aber den Kapitalisten immer neue Waffen und Entschuldigungsgründe für die Verwendung von gemieteten Konstablern und Gatlingkanonen, und die besten Arbeiterfreunde sehen sich wider ihren Willen zur Verstärkung der gegnerischen Reihen gezwungen." Das sind Erwägungen, die durch den Pullman-Strike in drastischer Weise illustriert werden und sich so bei dem nachdenklichen Beschauer zu Ueberzeugungen verdichten.

Der Schauplatz des Riesenstrikes, Chicago, ist anläßlich der columbischen Weltausstellung bis zum Ueberdruß geschildert worden, und doch vermag es Stead, ein brennendes Interesse für sein Bild von der merkwürdigen Stadt zu erregen, weil er das Licht von einem einzelnen Punkte aus auf sie fallen läßt; er beschreibt sie unter dem Gesichtspunkt der socialen Frage. Man versteht, warum gerade hier das Geschwür aufbrechen mußte, denn nach seinen Mitteilungen übersteigt in Chicago die Ausbeutung des Publikums durch räuberische Aktiengesellschaften und die Korruption der Verwaltung alle europäischen Begriffe. „Die Gastwirte und die gewerbsmäßigen Spieler regieren die Stadt. Von den 68 Stadträten, die im Stadthause thronen, kann man höchstens 18 bei sehr barmherziger Schätzung für ehrliche Leute erklären. Manche von ihnen haben selbst Wirtschaften, andere eigene Spielhöllen oder stehen doch mit deren Besitzern im engsten Bunde. 50 sind anerkanntermaßen bereit, dem höchsten Bieter ihre Stimme

*) Hier (S. 71) und S. 159 finden sich sinnentstellende Druckfehler.

zu geben und das Eigentum der Stadt zu verschachern. Und doch ward das Haupt des Rings der bestechlichen Stadträte, der Erzschächer, letzten Monat in seinem Stadtviertel mit einer 2/3 Mehrheit wieder in den Stadtrat gewählt. Alle Vernunftgründe der Reformer wiegen keinen Heller gegenüber der stadträtlichen Verteilung von Weihnachtsbraten und dem überzeugenden Klange des Dollars."

Von diesem dunklen Hintergrunde hebt sich nun für ein harmloses Auge die lichte Gestalt G. **Pullmans**, des Kaufmanns und Menschenfreundes, des Vaters seiner 14000 Arbeiter, überaus wirkungsvoll ab. Er hat sich nicht begnügt, dem Publikum die luxuriösen Pullman-Wagen zur Verfügung zu stellen und dabei einer der reichsten Männer der Welt zu werden, er hat auch für das Wohl seiner Arbeiter gesorgt und ihnen in der Pullman-Stadt Wohnungen mit allen Bequemlichkeiten dargeboten. Diese Stadt, deren Straßenlänge 8 (engl.) Meilen beträgt und die 12000 Einwohner zählt, ist freilich sein ausschließliches (oder seiner Aktiengesellschaft) Privateigentum und wird „väterlich" von ihm beherrscht, d. h. autokratisch. Es ist ein ausgesuchtes Beispiel davon, was aus dem Patriarchalismus wird, wenn er — worin auch bei uns so viele das Heil sehen! — auf den modernen Lohnarbeiter angewendet wird ohne die Garantien einer festen Sitte und einer gewachsenen, ererbten Gesinnung. Ein solcher Patriarchalismus ist nichts als ein furchtbar wirksames Mittel und zugleich eine heuchlerische Hülle der dreistesten Ausbeutung. Zum Beweise genügt der Hinweis auf zwei Thatsachen: einmal die ziffernmäßig vorliegende Niedrigkeit der Löhne in den Pullmanwerkstätten im Vergleich mit Chicago und Umgegend — die von Mietsschulden gedrückten Arbeiter sind unfähig, sich gegen Lohnherabsetzung zu wehren. Sodann folgendes: die Pullmangesellschaft berechnet den Mietern für 1000 Kubikfuß Gas, die sie für 1/3 Dollar herstellt, 2 1/4 Dollar, und giebt 1000 Gallonen Wasser, die ihr die Stadt Chicago für 4 Cent überläßt, nur für 11 Cent ab, so daß sie allein infolge des Gewinnes bei der Wasserlieferung den ganzen großen Wasserbedarf für ihre Werke kostenlos deckt! Das Gefühl der Abhängigkeit wurde schließlich erdrückend: „Pullman bildete nach jeder Richtung unseren Horizont."

Einer der großen Arbeiterverbände, die von Debs gegründete **American Railway Union**, welcher die Pullman-Arbeiter sich angeschlossen hatten, hatte im Mai 1894 einen ziemlich bedeutenden Ausstand siegreich beendet: auf der Great Northern Railway mußten 75 v. H. der seit 3/4 Jahren gemachten Lohnreduktionen zurückgenommen werden. Das mag in den Pullman-Arbeitern die Hoffnung erregt haben, auch sie könnten auf dem gleichen Wege den früheren Lohnsatz wieder erlangen. Den Anlaß gab, wie so häufig bei Lohnkämpfen größten Stils, eine an sich geringfügige Differenz einiger Anstreicher mit ihren Vorarbeitern über angebliche willkürliche Lohnkürzung. Als sie sich beschwerten, verweigerte ihnen der erste Direktor das Gehör, je zwei Beschwerdeführer wurden entlassen — nun forderten sie den vorjährigen Lohnsatz, wie er vor der fünfmaligen Herabsetzung (zuletzt um 30 v. H.) gewesen war, und von der ursprünglichen Differenz war nicht mehr die Rede. „Das Prairiegras hatte Feuer gefangen."

Die A. R. U. war zum Kampfe nicht aufgelegt und warnte vor Uebereilungen, allein die Pullman-Arbeiter hatten sich einmal aufgerafft und wollten eine Entscheidung, und die Pullman-Gesellschaft zeigte nicht das geringste Entgegenkommen: sie habe (wie die Arbeitgeber merkwürdigerweise gewöhnlich thun!) nur im Interesse der Arbeiter die Produktion bisher nicht eingestellt, da sie mit Schaden arbeite; die Leute schuldeten 70000 Dollars für Miete und würden in keiner Weise gedrängt (aber die Mieten waren in Pullman-Stadt nicht heruntergegangen wie in ganz Chicago, teilweise um 50 v. H!); die Beschwerden der Arbeiter seien gegenstandslos. Einen Augenblick schien trotzdem der Ausstand vermieden werden zu können, da Pullman persönlich nochmalige Untersuchung der vermehrten Beschwerden und die Erlaubnis zusagte, die Bücher betreffs der mit Verlust ausgeführten Kontrakte einzusehen. Aber letzteres Versprechen wurde

nicht gehalten und so wurde am 11. Mai der Ausstand beschlossen, der zunächst ruhig verlief. Nachdem die Pullman-Gesellschaft bereits den sechsten Vorschlag eines Schiedsgerichts zurückgewiesen und auch jenes alte gehässige Mittel der Arbeitgeber angewandt hatte, den Gewerkverein in den Verhandlungen nicht als Vertreter ihrer Arbeiter anzuerkennen*), machte dieser am 15. Juni die Sache der Pullman-Arbeiter zu der seinigen; er beschloß nämlich, die Pullman-Wagen (von welchen 2000 im Betriebe waren), zu boykottieren, d. h. bei der Beförderung derselben keinerlei Dienste zu leisten, falls der Vorschlag eines Schiedsgerichts noch einmal abgelehnt würde.

Den Gewerkverein der Eisenbahnarbeiter aus seiner bisherigen Zurückhaltung zu einem so folgenschweren Beschluß zu treiben, dazu trug viel eine Frau bei, welche dem Ausstandscomité angehörte, Jenny Curtis. Am Pullman-Strike hatten sich schlechtweg alle Arbeitnehmer beteiligt, selbst die Wäscherinnen, welche die Wäsche der Schlafwagen reinigten. Als nun J. Curtis in der Konvention der A. R. U. erklärte, wenn die Männerlöhne um 30 v. H. gefallen seien, seien die der Arbeiterinnen um 50—60 v. H. heruntergegangen, entstand eine ungeheure Aufregung und viele waren für sofortige Boykottierung der Pullman-Wagen. Das ist eine sehr beachtenswerte Thatsache. Eine sociale Bewegung wird erst dann wirklich volkstümlich sein, wenn sie die Frauen erfaßt hat; dann aber wird sie eine elementare Kraft beweisen, die ihresgleichen nicht hat.

„Ich bin dafür", sagte Debs, „daß die A. R. U. ihren letzten Dollar opfert und ihren letzten Mann in einer so gerechten Sache ins Feuer schickt. . . . Wollen sie die Differenz nicht beilegen und kein Schiedsgericht anerkennen, so werden wir keinen Pullman-Wagen mehr auch nur einen Zoll bewegen. . . . . Pullman ist ein modernes Ungeheuer. Ich kann noch Achtung empfinden für einen Mann, der sich kühn der Knechtung der Arbeiter rühmt und sich offen als Bedrücker bekennt. Aber P. gab sich 20 Jahre lang das Ansehen eines Arbeiterfreundes. . . . . Er muß seinen Leuten einen Lohn geben, der zum Leben genügt. Wir verlangen nichts, als anständig leben zu können. P. hat sich im letzten Jahre vom Raube bereichert, begangen an Männern, Frauen und Kindern, die für ihn arbeiten. Er ist ein Pirat auf dem Meere der Arbeit, aber unser Bund hat einen langen Arm, er wird seine schwarze Seeräuberflagge herunterreißen und ihn völlig zerschmettern. Das ist unsere Pflicht.

Wir bestürmen das Monopol in seiner stärksten Feste, und wir wissen alle, was das Resultat sein muß. Wir wollen P. samt seinen Wagen auf tote Geleise fahren. Wir wollen nicht schwatzen, sondern handeln, und keiner, der nicht den Mut fühlt, bis zum bittersten Ende auszuhalten, hat das Recht, in die Reihen zu treten. Ihr wißt, was dieser Mann in den Wochen seit dem Beginn des Ausstandes gethan hat. Wie eine Hyäne in ihrer Höhle saß er da und wartete, bis seine Leute von Not und Hunger entkräftet vor ihm lagen. Wir stehen gegen das größte und wichtigste Monopol unserer Zeit — den hundertarmigen, alles verschlingenden Polypen." —

Wie zu erwarten, hatte auch der letzte Vermittlungsversuch keinen Erfolg. (26. Juni) „Es liegt nichts vor, was vor ein Schiedsgericht gehörte", sagte Herr Pullman; ebensowenig wollte er einem Ausschuß die Untersuchung der Frage vorgelegt wissen, ob genügender Grund zum Schiedsgericht vorliege oder nicht. „Kein Schiedsgericht, keine Vermittlung, keine Anerkennung von Gewerkvereinen; nun Herr Pullman kann für seine Person thun, was er will; weiter läßt sich da nichts sagen." So hatte der Pullman-Strike einen Kampf zwischen 120000 organisierten Eisenbahnarbeitern mit den übermächtigen Eisenbahngesellschaften zur Folge.

In der alten Welt mit ihren geringen Entfernungen und ihren soliden guten Fahrstraßen macht man sich nur schwer eine zutreffende Vorstellung von der Bedeutung, welche in Amerika die Eisenbahn hat — in welchem Maße sie die Grundlage der

*) Von dieser in Deutschland noch sehr beliebten Taktik haben die Berliner Brauereien eine seltene Ausnahme gemacht.

Civilisation und ein unentbehrliches Existenzmittel ist: sie ist da nicht ein — wenn auch das beste Verkehrsmittel, sondern geradezu das Verkehrsmittel, dessen Stillstand den Tod des gesammten Verkehrslebens, ja ganz buchstäblich den Tod für zahllose wirtschaftliche und leibliche Existenzen zur Folge haben müßte. „Ohne die Bahn würden menschenreiche Gemeinden einfach den Hungertod sterben, und nur der regelmäßige Bahnverkehr sichert Hunderttausenden von amerikanischen Bürgern die Möglichkeit des Lebens". Florence Kelley, Oberfabrikinspektor in Chicago, sagt im Socialpolitischen Centralblatt (1894, 29. Okt., S. 56): „Die Fahrstraßen sind meistenteils während einiger Monate des Jahres völlig unbrauchbar, und die große Masse der Güter läßt sich ohne Eisenbahn überhaupt nicht befördern. Wäre also der Ausstand der Eisenbahnangestellten ein allgemeiner, so hätte der Vorrat von Milch, Fleisch, Obst und Gemüse in Chicago in wenig Tagen ein Ende, weil der Transport dieser Waaren mittels Fuhrwerks auf Strecken, wie sie die Bahnzüge täglich durchlaufen, durchaus unmöglich wäre".

Die Bedeutung der Eisenbahnen spiegelt sich in der Machtstellung der Eisenbahngesellschaften, die dank der unbegrenzten Konkurrenz sich untereinander befehden, das Publikum aussaugen und mit ihren Arbeitern machen, was sie wollen. Verwaltung und Gesetzgebung sind ohnmächtig, auch nur die schreiendsten Uebelstände abzustellen, wenn sie nicht gar durch lautere oder unlautere persönliche Beziehungen ihnen einfach verknechtet sind; so z. B. werden die Straßen der Stadt Chicago ohne einen Deut Entschädigung von den Eisenbahnen benutzt und es kostet sie nichts als die obligaten Bestechungsgelder, kreuz und quer durch die Stadt zu fahren. Die Kreuzungen in den Straßen kosten täglich ein Menschenleben (1892: 394 Personen, 1893: 431). An den schlimmsten Stellen besoldet die Stadt ihrerseits Wärter oder baut Ueberbrückungen mit einem jährlichen Aufwand von zusammen 176 000 Dollar! Das ist die „Blutsteuer" „für das Vorrecht, die Durchschnittszahl der täglichen Opfer auf eins zu halten"! — Das Eigentum der Bahngesellschaften in Chicago hat einen Wert von 350 Mill. Doll., aber für Steuerzwecke ist es auf 19 Mill eingeschätzt! Hiernach versteht man ungefähr, daß die Sympathien der Bürger von Chicago zunächst auf Seite der Arbeiter standen.

Welch gewaltigem Gegner die Arbeiter den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, ergiebt sich schon aus dem Gesagten. Die Ueberlegenheit der Eisenbahngesellschaften an Geldmitteln und an straffer Organisation liegt auf der Hand; dazu kam die große Zahl unbeschäftigter, stellensuchender Eisenbahnbeamten; von 800 000 Angestellten gehörten zur A. R. U. nur 125 000, es gab aber etwa 160 000 arbeitsloser Bahnbediensteten, was um so schwerer ins Gewicht fiel, als es sich bei dem Konflikt nicht um den Lohn und die Arbeitszeit handelte, sondern um „Sympathie" mit den Pullman-Leuten, die schließlich nicht jeder zu teilen braucht. Ferner hatten die Gesellschaften das Recht, „zur Verhütung eines Angriffs auf Leben und Gut" den Schutz der Polizei und der Miliz zu fordern. Endlich sollte es sich ereignen, daß durch den Kampf der Postverkehr oder der Betrieb bankrotter, vom Staate verwalteter Linien gestört wurde, so war die Möglichkeit gegeben, die Bundesgewalt zur Hülfe zu rufen.

Dem stand auf Seiten der Arbeiter nur ein Mittel gegenüber und zwar ein sehr bedenkliches: die gewaltsame Unterbrechung des Verkehrs durch Schienenaufreißen, Umstürzen von Wagen und dergleichen. Die ungeheuer ausgedehnten Schienenwege ermangeln der zuverlässigen Verteidigung und Bewachung. Der Verkehr auf denselben ist daher sehr leicht zu unterbrechen; jeder Landstreicher kann ihn mit einem Hebebaum lahm legen; die Coxeyiten lagerten sich einfach auf den Schienen und die Züge mußten wohl oder übel halten. Es war vorauszusehen, daß auch die Eisenbahn-Arbeiter diesen Weg gehen würden, sobald sich zeigte, daß auf keinem anderen Wege etwas zu erreichen war. Der furchtbar gepanzerte Gegner gab sich keine andere Blöße als diese „Achillesferse". Ein günstiger Umstand für die Arbeiter war es noch, daß der Gouverneur von Illinois John P. Altgeld, jedenfalls ein Mann von „furchtloser Rechtlichkeit und energischer Entschlossenheit", zum Socialismus neigte, wenigstens ein

Gegner der Ausbeutung des Volks durch die räuberischen Bergwerks- und Eisenbahnbarone war, sowie daß als Bürgermeister von Chicago John Patrick Hopkins amtierte, ein mit Pullman zerfallener, ehemaliger Angestellter der Pullman-Werke, der den Kampf mit der Bestechlichkeit und dem Schlendrian in der Stadtverwaltung mit großem Nachdruck begonnen hatte. Die „allgemeine Reinigung des städtischen Augiasstalles" sollte freilich auch ihm nicht gelingen, obwohl er ein Rückgrat hatte „wie eine Telegraphenstange." —

Die Eisenbahngesellschaften hielten straff zusammen, ob sie Pullman-Wagen führten oder nicht. So ward der für den 26. Juni angesagte Boykott auf alle Linien erstreckt, und am 28. Juni waren ⅔ aller in Chicago mündenden Linien gesperrt; an einer Station, wo sonst täglich 152 Personenzüge ein- und auslaufen, kamen am 30. Juni nur 12 an und 10 wurden abgelassen; die Güterbeförderung hörte so gut wie ganz auf, ebenso der Verkehr zwischen Chicago und seinen Vorstädten. Die Gesellschaften ließen dagegen die Pullman-Wagen mit den anderen so verkuppeln und verketten, daß erfahrene Arbeiter mit Hammer und Meißel eine halbe Stunde an ihrer Loslösung zu arbeiten hatten, und fertigten keinen Zug ohne Pullman-Wagen ab. Zum Ersatz der Ausständigen wurden nichtorganisierte Arbeiter, an denen kein Mangel war, eingestellt.

Noch waren nicht 4 Tage vergangen, als die Ausständigen anfingen zur Gewalt zu greifen, um die Strikebrecher einzuschüchtern und den Verkehr zu unterbrechen. Züge wurden mit Steinen beworfen, Maschinen zertrümmert, Wagen umgestürzt, Weichen zerstört, Specialkonstabler übermannt und entwaffnet, Züge nach coxeyitischer Methode angehalten und zum Umkehren gezwungen. Die Abmahnungen der Führer verhallten wirkungslos. Gelegentlich wurde sogar eine Reisewagen geplündert: „Es war das eine den modernsten Einrichtungen angepaßte Spezies von Straßenraub, ausgeführt im Namen der unterdrückten Menschheit." Der Boykott nahm die Formen des Bürgerkrieges an.

Dazu kamen schwere wirtschaftliche Folgen: „Die Sperrung der Eisenbahnen drohte Chicago in denselben Notstand zu versetzen, in dem sich das belagerte Paris befand." Der Eispreis stieg von 12 Mk. auf 40 Mk. die Tonne, das Obst verfaulte in den Wagen, in einer Grafschaft von Illinois schätzte man den täglichen Verlust der Obst- und Gemüsebauer auf 120000 Mk. Rindfleisch, Kohlen, Wasser begannen zu mangeln. Aber das Uebermaß des Terrorismus beschleunigte das Eingreifen der Staats- und Bundesgewalt, und der Ausstand mußte zusammenbrechen.

Ueber die Zahl und den Grad der Ausschreitungen ist freilich schwer Klarheit zu erlangen. Der erwähnte Oberfabrikinspektor Kelley erklärt vieles für Uebertreibung der Presse, was Stead als Thatsache annimmt. Die Zurückhaltung des Gouverneurs und des Bürgermeisters wird von beiden auf sehr verschiedene Weise erklärt und beurteilt. Jedenfalls waren allmählich die Bundesinteressen so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß Präsident Cleveland Grund genug hatte, Bundestruppen aufzubieten. Sie konnten nicht verhindern, daß am 5. Juli die Gebäude der Weltausstellung von gesetzlosen Banden in Brand gesetzt und eingeäschert wurden. Andere Brandstiftungen folgten und verursachten in der Nacht des 6. Juli allein einen Schaden von 3 Millionen Dollar; im ganzen von 6 Mill. Dollar. Nun schlug General Miles den Ausstand nieder, 10000 Soldaten gegen mehr als 50000 bewaffnete Aufrührer, und zwar mit merkwürdig wenig Blutvergießen: es hat keine 20 Menschenleben gekostet. —

Die Niederlage war vollständig; die neu eingestellten Eisenbahnarbeiter behielten ihre Plätze; die Arbeiter Pullmans mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben und sogar die Bedingung der öffentlichen Vernichtung ihrer Mitgliedskarte der A. R. U. und die schriftliche Lossagung von dieser annehmen; die Löhne sind nicht erhöht und die Mieten nicht herabgesetzt worden. „Diese Unterwerfung vollzog sich, als die Pullman-Gesellschaft begann, die Arbeiter aus den ihnen von der Gesellschaft vermieteten Wohnungen zu vertreiben, und nachdem bereits die Bewohner Pullmans so sehr durch Ent-

behrung gelitten, daß Gouverneur Altgeld sich verpflichtet hielt, im Namen von 1600 verhungernden Familien Pullmans einen Aufruf an die Bevölkerung von Illinois zu erlassen.... Die Fabrikinspektoren stellen jetzt täglich Altersscheine für die 14jährigen Mädchen und Knaben der auf die schwarze Liste gesetzten Arbeiter aus, wodurch diesen Kindern, welche bis jetzt die Schule besuchten, gestattet wird, die Last des Unterhaltes ihrer Familie auf sich zu nehmen." (Kelley a. a. O. S. 55.) —

Der Sieg des Kapitalismus durch das Schwert beweist jedoch weder sein Recht, noch garantiert er die Dauer seiner Herrschaft. Diesem Siege steht gegenüber die schwere moralische Niederlage, daß die fressenden Schäden dieses Wirtschaftssystems weltkundig geworden sind. Pullman und die Bahngesellschaften triumphieren, aber es ist kein beneidenswerter Triumph.

Andererseits können auch die Arbeiter sich über ihre äußere Niederlage nicht durch das Bewußtsein eines moralischen Erfolges trösten. „In ihrem gegenwärtigen, unorganisierten, undisciplinierten und religionslosen Zustande wird es noch eine lange Zeit ihr Los sein, sich unter den ehernen Tritten des Kapitals zu winden. Sie mögen hin und wieder in krampfhaften Zuckungen dem Gegner mit Brandfackel und Dynamit häßliche Wunden beibringen, aber mehr vermögen sie nicht." —

Man kann sich keine schärferen Gegensätze denken als den Pullman- und den Londoner Dockarbeiter-Strike. Hier Kameradschaftlichkeit und Solidarität aller Arbeiter, unbedingtes Vertrauen in erprobte, gemäßigte Führer; musterhafte Ordnung, so daß von 150000 Strikenden in wochenlangem Ausstande keine nennenswerte Ausschreitung begangen wird; Sympathie der besitzenden Klassen, die sich in bedeutenden Geldspenden kräftig erweist; Vermittlung durch hochstehende Persönlichkeiten; glänzender Sieg der Strikenden und im Anschluß daran eine Aufwärtsbewegung auch der niedrigsten, bisher unorganisierten Schichten des Arbeiterstandes auf der ganzen Linie.

Dort Zerfahrenheit der Gewerkvereine, von welchen ein Teil dem Ausstande entgegenwirkt, weder Opferwilligkeit noch Gehorsam gegen die selbsterwählten Führer, Gewaltthaten, Brandstiftungen, anarchische Zustände, Lähmung der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Gewalten bis zum Augenblick der höchsten Not, hoffnungslose Niederlage und Vernichtung der beginnenden Organisation.

Der Gegensatz ist um so überraschender, als es sich in beiden Fällen um schnell emporgeschossene Organisationen handelt. Aber die Docker stehen auf einem wohlvorbereiteten Boden. Eine seit Jahren bearbeitete öffentliche Meinung, ein geschärftes sociales Gewissen der gesamten Nation stehen ihnen zur Seite; sie bedienen sich gemäßigter, oftmals bewährter Methoden des wirtschaftlichen Kampfes, wissen den geeigneten Zeitpunkt zu wählen, ihre Forderungen zu begrenzen, sich zu bescheiden und nachzugeben. Die amerikanischen Arbeiter waten im Sumpfe der eigenen und allgemeinen Gesinnungslosigkeit und versinken darin. Es ist kein Wunder, daß Debs schließlich den Verstand verloren hat, und auch kein Wunder, daß der Kapitalismus siegen konnte. Aber was ist dadurch gebessert? Der entsetzliche Abgrund der socialen Revolution hat sich aufgethan, aber er hat sich nicht geschlossen. Die Gewalt hat nur eine lose, trügerische Decke darüber gebreitet und über sie weg geht die wilde Jagd nach dem allmächtigen Dollar. Wie lange noch? —

Die Anwendung auf unsere deutschen Verhältnisse liegt nahe genug. Aber wir müssen einsehen lernen, daß „die Friedfertigen und Friedestifter nicht nur das Himmelreich erlangen". „Ohne den Geist des Friedens, ohne brüderliche Gesinnung und die Bereitwilligkeit, des Nächsten Bürde tragen zu helfen, scheint sich die Ernte alles Reichtums und Besitzes der Welt nur in dürre Frucht umzuwandeln."





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

Nachträge.

Ergänzungen zu den im Januar-, Februar- und Märzheft veröffentlichten Mitteilungen.

Vorwort.

Von verschiedenen Seiten sind mir Zuschriften zugegangen, die mir in wohlwollendster Weise ihr Interesse und ihre Teilnahme aussprechen, welche sie an den „Erinnerungen aus meinem Leben in der alten und neuen Welt", die in der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" erschienen sind, gütigst nehmen. Dieselben Stimmen sprechen aber auch den Wunsch aus, daß sie gerne eine eingehendere Beschreibung meines Lebens und Entwicklungsganges gefunden hätten, welche nicht in der knappen Darstellung in besagten Heften enthalten sei.

Ich habe, hierdurch ermutigt, mich entschlossen, meine Erinnerungen aus Kindheit, Knaben- und Jünglingsalter, deren ich in meinem vortrefflichen Gedächtnis noch in Menge aufgespeichert habe, zu Papier zu bringen und, soweit diese nicht schon in dem veröffentlichten Lebensbilde enthalten sind, zu ergänzen. Mögen diese Ergänzungen einer ebenso wohlwollenden Aufnahme begegnen, wie die früheren Schilderungen.

Der nunmehr 83jährige Heinrich von Struve.

Rothenberg bei Hirschhorn a. N., im April 1895.

I. Die Familie.

Unsere Familie war eine sehr zahlreiche, fünf Geschwisterpaare enthaltend. Die lieben Namen sind folgende: Anton, Amand, Georg, Gustav, Heinrich, Elise, Sophie, Kathinka, Friederike, Philippine.

Anton war schon sehr jung der diplomatischen Laufbahn zugewiesen, war erst Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft in Dresden; starb als Botschafts-Rat in Frankfurt a. M.

Amand begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der dortigen russischen Gesandtschaft, welcher der Vater vorstand. Starb als russischer General-Konsul in Livorno.

Georg wählte das Forstfach, studierte in Aschaffenburg und Göttingen, wurde dann bei der polnischen Schatzkommission in Warschau als Adjunkt angestellt und schloß

seine Laufbahn als Intendant der kaiserlichen Forsten, nachdem er alle Zwischenstufen durchlaufen.

Gustav trat als Legationssekretär bei der oldenburgischen Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt a. M. in die diplomatische Laufbahn, änderte dann sein Fach und wurde als Assessor bei dem Landgericht in Jever angestellt, auch dieses Verhältnis sagte ihm nicht zu. Er ging nach Baden, kaufte sich daselbst das Bürgerrecht und kam nach abgelegtem Examen als Prokurator an das Oberhofgericht in Mannheim. Seine politische Rolle, welche er in Baden spielte, ist bekannt.

Heinrich, der jüngste der zehn, hat sein Leben voller Wechsel in den Monatsheften beschrieben.

Elise, eine in höheren Sphären lebende Seele, starb in Karlsruhe.

Sophie heiratete den Major Manuel, der bei der Schweizer Garde in neapolitanischen Diensten stand und beim Sturm auf Messina fiel.

Kathinka starb unverheiratet in Karlsruhe.

Friederike heiratete den Freiherrn Joseph von Gemmingen und starb in Karlsruhe hochbetagt.

Philippine lebt noch in Zürich. Sie, die Gute, und ich sind die beiden jüngsten und allein zurückgebliebenen von den zehn Geschwistern; wir erreichten von allen das höchste Alter.

Die Erziehung und hohe Ausbildung einer so zahlreichen Familie war keine kleine Aufgabe der teuren Eltern, welche sie in segensreichster Weise erfüllten. Sie hatten aber auch die Freude, alle ihre Kinder wohl geraten und, wenn auch in verschiedener geistiger Richtung, edel und hoch gebildet ihren Lebenslauf beginnen zu sehen. Der Vater, ein leuchtendes Vorbild für die Söhne, die Mutter ein solches für die Töchter. Eine glücklichere Ehe, wie sie sich hier darstellt, wird wohl nur selten auf Erden gefunden werden.

Der Vater spielte wundervoll die Harfe, und besonders hat es sich meinem Gemüt eingeprägt, wenn er an den Geburtstagen der Mutter den zum Glückwünschen versammelten Kindern den herrlichen Choral mit dem Liede „Wie groß ist des Allmächtigen Güte" vortrug und uns im Chore mitsingen ließ.

II. Kinderjahre.

Bis zum Jahre 1817 lebten wir in Stuttgart, wo wir in dem großen alten Landhaus auf dem Bollwerk bei den Großeltern Wohnung bezogen hatten, in welchem ich auch geboren wurde. Der Schauplatz meiner Kindheit ist mir noch deutlich vor Augen. Es war wohl damals das größte Haus in Stuttgart, und sind mir alle Räume desselben trotz der wenigen daselbst verlebten Jahre noch sehr lebhaft in der Erinnerung, ebenso ist mir das Gesicht meiner französischen Bonne ganz deutlich im Sinne; auch an ein Lämmchen kann ich mich erinnern, das ich geschenkt erhalten hatte, und das zu bitterem Leide an Schuhwichse starb, welche es genascht hatte. Am Hause war ein großer Garten, in dessen Mitte ein Bassin mit Springbrunnen sich befand, in welchem ich beinahe ertrunken wäre. Auch die schöne Dirlitzenlaube, die in der einen Gartenecke stand, ist mir noch wohl bekannt, in welche mich die roten Früchtchen oft lockten. Dann kann ich mich noch auf unseren Umzug nach Karlsruhe, der in meinem fünften Jahre stattfand, gut besinnen. Nachdem die Eltern sich an dem neuen Wohnorte häuslich eingerichtet und der Vater seine offizielle Stellung beim Hofe und bei seinen Kollegen, den Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Bayern, hergestellt hatte, kam die Zeit, wo ein ernsteres Lernen beginnen sollte. Lesen und Schreiben hatte ich von der Bonne spielend in Stuttgart gelernt, nun aber übernahm mich der Vater zum Unterricht. Die beiden jüngsten Schwestern Friederike und Philippine



erhielten gleichzeitig für französische Stilübungen und schönes Vorlesen französischer Gedichte Stunden bei Vater, während ich, der ABC-Schütze, in deutschem Schönschreiben, Rechnen und den Anfängen der lateinischen Grammatik mich unter Vaters Aufsicht üben mußte. Zwei Jahre gingen auf diese Weise hin, während deren ich auch die Kinderkrankheiten, das Scharlachfieber, die Masern und Bräune, glücklich durchmachte. Unser Hausarzt war der Medizinalrat Teufel, und wenn es hieß, der Teufel kommt, waren wir immer im Schrecken, da wir fürchteten, mit unangenehmen Medizinen traktiert zu werden. Ich war nun sieben Jahre alt geworden und wurde nach dem gründlichen Unterricht, den mir Vater gegeben, für reif erklärt, in die Oktava des Lyceums einzutreten, und trat somit in das Knabenalter.

III. Das Knabenalter.

Diese Epoche war mit den verschiedensten Eindrücken freud- und leidvoller Art angefüllt. Die ersteren wurden durch die Bekanntschaft mit Altersgenossen, welche die Schulbank mit mir teilten und meine Spielgenossen und Jugendfreunde wurden, gewonnen, die letzteren erfüllten mich mit Sorgen, welche mir die vielen Aufgaben bereiteten, die den Lyceisten nach Hause mitgegeben wurden und in lateinischen Stilübungen, Memorieren von lateinischen Vokabeln bestanden, und für die Religionsstunden im Auswendiglernen von Gesangbuchsliedern und Sprüchen. Da ich schwer memorierte und überhaupt wenig Freude am Studieren hatte, aber doch gewissenhaft war, so lebte ich fortwährend in Angst, ob ich auch mein Pensum gut inne hätte. Mancher Samstag-Nachmittag und Sonntag wurde mir dadurch vergällt. Auch konnte ich es in der Klasse nie über die Mitte bringen, die oberen Regionen waren mir gänzlich verschlossen, aber was ich einmal in mein Gedächtnis aufgenommen hatte, blieb unverwüstlich fest darin. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß leicht auffassende und leicht auswendig lernende Köpfe auf die Dauer das leicht Erlernte festhalten, während es schwer Lernende dagegen für das ganze Leben sich einprägen. Mein außergewöhnlich gutes Gedächtnis dürfte einen Beweis hierfür liefern.

Im Lyceum stieg ich in den fünf Jahren meines Besuches dieser Anstalt alljährlich eine Klasse höher bis Tertia, in der ich dann von dieser gelehrten Schule Abschied nahm und zwar nicht mit Betrübnis, aber ich habe in derselben doch einen sehr festen Grund gelegt, der mir für das ganze Leben gut zu statten kam.

In den Ferien im Jahre 1825 lud Bruder Gustav, der dazumal in Frankfurt a. M. an der Oldenburgischen Gesandtschaft am Bundestag als Legationssekretär angestellt war, mich ein, ihn zu besuchen, wozu die Eltern die Erlaubnis gaben. Für mich war dies ein großes Vergnügen, denn es wurden viele Partien gemacht, woran die Kollegen der anderen Gesandtschaften teilnahmen, alle fröhlich waren und den Knaben sehr freundlich behandelten. Von da aus schickte mich Gustav nach Wiesbaden, um unseren Vetter Viktor von Grün zu besuchen, der daselbst als nassauischer Assessor und Bade-Kommissar sich befand. Viktor nahm mich sehr freundlich auf und führte mich überall herum. Eines Tages ging er auch mit mir zur Bank ins Kurhaus und sagte mir, ich solle für ihn das Glück versuchen, da er selbst als nassauischer Staatsdiener nicht an der Bank spielen dürfe. Er gab mir vier Kronenthaler, trat mit mir an die Roulette und sagte mir, ich sollte nur setzen. Die ersten zwei Thaler wurden in einem Nu eingezogen, dann wandte sich das Glück zu mir. Kein Satz ging verloren; ich ließ auf ein Zeichen Viktors, der hinter mir stand, stehen und immer wieder stehen. Der ganze Haufen Thaler wurde dann von Rot auf Schwarz geschoben und gewann zweimal wieder, worauf wir die Menge Geld in unsere Hüte füllten, die fast ganz voll wurden. Hierauf gingen wir voll Jubel in Viktors Wohnung, wo wir mit dem Gelde fast eine ganze Schublade anfüllten. Gezählt haben wir nicht, aber es mußten über 1000 Thaler sein.

Nun versprach er mir auch eine Rheinreise und schickte mich zu Bett, da er noch Besuch erwarte. Der Besuch kam — und natürlich, es wurde gespielt. Viktor verlor den ganzen Gewinn, den ich ihm gemacht hatte, so daß er mir am folgenden Morgen nicht einmal das Reisegeld nach Frankfurt geben konnte. Doch die Lehre war gut.

Da ich, wie Vater meinte, nicht rasch genug vorwärts schritt, wurde ich in eine sehr gerühmte Schule nach Blaubeuren gesandt. Hier fühlte ich mich sehr unglücklich. Die Disciplin war übermäßig streng und das Studieren durfte kaum zwei Stunden am Tage ausgesetzt werden. Von 6 Uhr früh bis 8 Uhr abends waren die Pensionäre geplagt. Sobald die Klassen abgethan waren, mußte repetiert, nachgeschrieben und gearbeitet werden, um für den folgenden Tag gut vorbereitet zu sein. Dabei war die Verpflegung nichts weniger als gut; wohl gab es genug, aber sehr schlecht zubereitet, so daß wir uns keineswegs auf die Mahlzeiten freuten. Es war daher sehr natürlich, daß ich Heimweh bekam und beschloß durchzubrennen, was ich denn auch glänzend ausführte. Ich marschierte tapfer auf Stuttgart zu, blieb bei einem freundlichen Bauern um Billiges über Nacht und langte am zweiten Tag gegen Abend in Stuttgart an, wo ich mich in das befreundete Haus des Staatsrats von Kaufmann begab und um Quartier bat. Die gute Großmutter war das Jahr vorher gestorben, ich konnte daher ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen. Die freundliche Familie Kaufmann nahm mich gütig auf, und der gute Herr Staatsrat, dem ich meine Not geklagt, versprach meine Begnadigung bei Vater und Mutter zu bewirken.

Nach Verlauf einiger angenehmen Tage expedierte mich mein Beschützer nach Karlsruhe per Retourkutsche, bezahlte die Reisegelegenheit und rüstete mich mit etwas Taschengeld aus, denn mein bischen Taschengeld, das ich von Blaubeuren aus mitgenommen, langte knapp bis Stuttgart. So langte ich also glücklich wieder in Karlsruhe an. Vater, Mutter, Elise und die beiden jüngsten Schwestern waren im Bade in Rippoldsau, und Sophie war allein zu Hause. Sie nahm mich freundlich auf, da sie von Herrn von Kaufmann von dem Ausreißen ihres jüngsten Bruders in Kenntnis gesetzt war und der einen um Pardon bittenden Brief an Vater Sophiens Brief beigelegt hatte.

Bis die Eltern aus dem Bade zurückkehrten, konnte ich frei über meine Zeit bestimmen und benutzte sie, um meine alten Kameraden Freidorf, Otterstedt, Beck, Kageneck, Roeder und Rothberg aufzusuchen und mit ihnen die alte Freundschaft wieder aufzufrischen.

Nach Rückkunft der Eltern und Schwestern wurde ich nach gründlichem Verweis begnadigt und wiederum auf ein halbes Jahr zum Lyceum verwiesen, wo ich in Tertia meinen Sitz einnahm und fleißig meine Pflichten erfüllte, ohne daß es mir gelungen wäre, hoch hinauf zu kommen, es blieb daher die Mitte; dann kam ich in die mathematische Klasse des neu gegründeten Polytechnikums. Inzwischen erhielt ich einen Genossen, indem mein lieber Vetter Louis von Hochstetter, der Sohn des geliebten Onkel Konrads aus Bern, in unser Haus gebracht wurde, um ebenfalls ins Lyceum einzutreten. Hier spielte er unter den Mitschülern gern eine Rolle. Er putzte sich gern und spielte den Stutzer, seine Kameraden nannten ihn daher „Figürle", und als er in Nankingkleidern erschien, wurde ihm der Name „Kanarien-Vögele" gegeben. Beide Namen blieben ihm getreu, solange er in Karlsruhe war. Daß wir trotz unserer Vetterschaft viel zankten und balgten, versteht sich von selbst, denn Buben können nicht immer Frieden halten. Er war indes ein Jahr älter als ich und auch stärker. Eines Tages zankten wir wieder, er lobte die Berner Dragoner, ich bestritt dies, obgleich ich sie nicht gesehen hatte, und hob die Badischen Dragoner in den Himmel. Darüber wurden wir beide sehr heftig, so daß mir Louis zum Schluß der Debatte eine Ohrfeige gab und dann ausriß. Empört verklagte ich ihn bei Papa, der mich ernsthaft fragte, auf welche Backe ich den Streich erhalten. Ich wies auf die linke, worauf er mir eine andere tüchtige Ohrfeige auf die rechte applizierte. Knaben sollen Frieden halten, aber sich nie verklagen. — Dies war für alle Zukunft eine Lehre für mich, die ich nie vergaß.

Die Frau Marschallin Rapp, deren Mutter, Frau von Rothberg, in Karlsruhe lebte, kam ebenfalls dahin, nachdem sie Witwe geworden, mit ihren Kindern, zwei allerliebsten Mädchen, Adele und Alice, und einem Knaben, der sich stolz als Pair de France vorstellte, obgleich erst 7 Jahre alt. Da wir mit Frau von Rothberg sehr befreundet waren, lernten wir die Damen kennen, und da die ältere Tochter Alice in gleichem Alter mit Schwester Philippine war, wurde bald Bekanntschaft gemacht und nun entwickelte sich ein reger Verkehr zwischen den beiden Familien. Die Rappschen Kinder waren fast täglich bei uns, und als bei uns die Tanzstunden begannen, bat die Marschallin, daß ihre Kinder daran teilnehmen dürften, was natürlich gerne gestattet wurde. Da ich nun ebenfalls tanzen lernen sollte, kam ich mit den Mädchen zusammen. Nach der Stunde wollten diese nun spielen, wobei die sehr lebhafte allerliebste Adele es besonders auf mich abgesehen hatte, mit dem sie immer tanzen wollte. Ich wollte aber nichts mit dem Mädchen zu thun haben und war sehr grob und flegelhaft, was sie aber nicht hinderte, mich immer von neuem zum Tanzen zu ziehen. Als ich nach einer dieser Stunden wieder lebhaft von Adele zum Spielen verlangt wurde, lief ich in mein Zimmer und legte mich zu Bett, aber auch dadurch ließ sich das Mädchen nicht abschrecken, sie kam an mein Bett und bat flehentlich, ich sollte doch kommen, „mais viens donc Henri“ hörte sie nicht auf zu bitten. Anstatt mich rühren zu lassen, rief ich auf deutsch im schwäbischen Dialekte: „gang weg, dumms Mädle, dumms“. Die flegelhafte und eines Bären würdige Manier und Antwort auf so liebliches Bitten schreckte sie endlich ab und so ging sie weinend zu den Schwestern zurück. Daß ich wohlverdienter Maßen gründlich gescholten und fortan der Bär von den Mädchen genannt wurde, läßt sich denken. Indes die Flegeljahre und deren Unliebenswürdigkeiten gingen zu Ende und aus dem Bären wurde ein ganz artiger und galanter junger Herr, der sich bald auf Bällen zu benehmen wußte.

IV. Das Leben im Elternhaus.

Die liebe Mutter war die Seele des Hauses, und so einfach und sparsam sie den Haushalt zu führen verstand, so war ihm das Gepräge der Vornehmheit nicht abzusprechen, wie sich auch dem Hause eines so hochgestellten Beamten ziemte. Die Häuslichkeit war in ganz Karlsruhe bekannt bis auf die Küche, welcher Kathrina die Köchin als wahre Künstlerin vorstand, so daß die kleinen Diners, welche Vater zuweilen dem Gesandten und anderen Personen geben mußte, berühmt waren, obgleich nicht mit Delikatessen und zahllosen Gängen überladen, sondern einfach. Aber alles, was aufgetragen wurde, war vollkommen, daß besonders der französische Gesandte, Graf Monlessun, ein Feinschmecker ersten Ranges, erklärte: die russischen Diners (wie er die unserigen nannte) wären die feinsten und heilsamsten, die er je gekostet hätte. Wie die Mutter das Materielle in der befriedigendsten Weise zu gestalten verstand, so auch das Geistige in den kleinen Zirkeln, welche häufig abends die näheren Freunde des Hauses vereinigten. Diese Freunde waren der würdige alte General von Stockhorm, Prälat Hebel, Baron von Gemmingen, der, wenn er von seiner Herrschaft Steinegg nach Karlsruhe kam, stets uns die Freude machte, unsere Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, sowie mehrere andere Herren, deren Namen mir entfallen. An diesen Abenden wurde Mutter gebeten, ihre Erlebnisse in der bewegten Zeit zu erzählen, und sind mir ihre Erzählungen noch sehr wohl im Gedächtnis.

Die Erzählungen der lieben Mutter wurden von ihr in so lebhafter und geistvoller Weise vorgetragen, daß die Zuhörer, groß und klein, mit größter Spannung folgten. — Ich gebe sie wieder, wie sie sich noch deutlich in meinem Gedächtnis eingeprägt vorfinden.

Als Napoleon das alte deutsche Reich aufgelöst und den Rheinbund gestiftet hatte, wodurch fast alle deutsche Fürsten ihm gänzlich unterthan und in vollständigste Abhängigkeit gebracht worden, auch der Kriegszustand zwischen Rußland und Frankreich eingetreten war, befahl er allen ihm unterthanen Höfen, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden sämtliche russische Gesandtschaften auszuweisen und alle Verbindung mit Rußland abzubrechen. — Mein Vater, der bei der russischen Gesandtschaft zu München als Legationsrath angestellt war, wurde durch diesen Ukas gezwungen, sogleich abzureisen, was die größten Schwierigkeiten in sich schloß, denn alle Heerstraßen waren voll Soldaten und überall wurden die russischen Unterthanen auf das strengste behandelt und verfolgt. Vater gelang es indes, nach vielen Querzügen nach London zu gelangen, von wo er zu Schiff nach Petersburg ging und sich dem auswärtigen Ministerium zur Verfügung stellte, das ihn zu den verschiedensten Missionen verwendete. — Meine auf diese Art ganz verlassene Mutter hatte keine andere Zuflucht, als das treue Elternhaus in Stuttgart; aber wie durch alle von Truppen versperrten Straßen hindurchkommen? Zum Glück nahm sich ein Münchener Bürger, der für meinen Vater wegen geleisteter wichtiger Dienste große Anhänglichkeit im Herzen trug, der Verlassenen mit ihren drei Kindern an. Er hatte ein gutes Fuhrwerk und beschloß, sie selbst nach Stuttgart zu kutschieren, verschaffte die erforderlichen Pässe und so konnte die Reise beginnen. Aber welche Schwierigkeiten stellten sich unterwegs ein. Alle Augenblicke angehalten, die Pässe visiert und aufgehalten durch begegnende Truppen konnten die Armen nur langsam weiter kommen, und wie oft fanden sie keine Herberge, um über Nacht zu bleiben, mußten im Wagen viele Nächte zubringen und ihre kärglichen Mahlzeiten in demselben verzehren. Nach langer entsetzlich beschwerter Reise langten sie endlich im Elternhaus an und waren nun geborgen. — Der liebe Vater konnte nur selten auf seinen weitauseinandergehenden Reisen die liebe Mutter besuchen, bis nach Napoleons Sturz die diplomatischen Verbindungen zwischen Rußland und den früheren Rheinbundsfürsten wieder angeknüpft wurden, worauf dann mein Vater als Geschäftsträger am württembergischen Hofe beglaubigt wurde. Die Hochstettersche Familie und deren Verwandte hatten viel zu leiden unter dem damaligen s. g. dicken König. Mein Großvater, der den großartigen Titel eines königlich württembergischen Groß-Archivars führte, hatte auch das Kirchenvermögen der württembergischen Landeskirche zu verwalten. — Der König wollte nun gerne dieses ansehnliche Vermögen einziehen und befahl dem Großvater, dasselbe an den Fiskus auszuhändigen, was derselbe aber entschieden verweigerte, da er nur dem Kirchenregiment in diesen Vermögensangelegenheiten verantwortlich sei. — Da alle Befehle fruchtlos an der Gewissenhaftigkeit des Großarchivars abprallten, wurde er verhaftet und ein Hauptmann mit 60 Mann in sein Haus auf Exekution gelegt und von einem Fiskalbeamten das ganze Archiv, sowie alle auf das Kirchenvermögen vorhandenen Akten fortgeführt, worauf die Exekution zurückgezogen, Großvater seines Amtes entsetzt und dasselbe gänzlich aufgehoben wurde. Die Gewaltthätigkeiten, unter denen das arme Württemberg unter einer solchen Regierung zu leiden hatte, waren zahllos. Die alte gute Verfassung war beseitigt und unumschränkte Herrschaft eingeführt. Das waren die Früchte des neugeschaffenen Königtums! — Der nächste Verwandte der Hochstetters war der alte würdige, allgemein verehrte und geliebte General von Hügel, Gouverneur von Stuttgart. — Als Marschall Ney bei Ausbruch des Krieges mit Oesterreich auf Ulm marschierte, mußte er Stuttgart passieren. — Der König wollte dies nicht erlauben und befahl dem General, den Marschall anzuweisen, um die Stadt herum zu marschieren, worauf er nach Ludwigsburg abfuhr.

Der alte Hügel hatte nun diesen unmöglichen Auftrag auszuführen. Der Marschall war bereits mit seiner Armee bis zwei Stunden vor Stuttgart gerückt und sandte bereits seine Quartiermacher dahin, um sich für den folgenden Tag anzusagen. Infolge dessen ritt der alte Gouverneur alsbald ins Hauptquartier des Marschalls und bat ihn, dem Befehl des Königs gemäß nicht durch Stuttgart zu rücken, sondern um die Stadt herum

auf Nebenwegen weiter zu ziehen. Natürlich erklärte derselbe dies für unmöglich, da er dadurch drei Tage verlieren würde, und bedeutete ihm, daß Stuttgart als feindliche Stadt behandelt werden würde, sollte Widerstand entgegengesetzt werden. Diesen Bescheid sandte Hügel sofort mit seinem Adjutanten an den König nach Ludwigsburg und bat um Aenderung des Befehls, da ja eine Verhinderung des Durchzuges ganz unmöglich sei und das größte Unglück über die Hauptstadt kommen würde, wenn man Widerstand leistete. Keine Antwort erfolgte und der Adjutant wurde in Ludwigsburg zurückbehalten. Den folgenden Morgen stellte der unglückliche General seine zwei Bataillone und eine Schwadron Lanzenreiter rechts und links an der Straße auf, auf der die Franzosen kommen mußten. Diese waren bereits auf Kanonenschußweite von der Stadt angekommen. Nochmals ritt Hügel zu Ney und bat flehentlich, die Stadt nicht zu durchziehen, aber nur eine Stunde wurde Frist gestattet. Eine Deputation der Bürgerschaft flehte den guten alten General an, sie nicht zu Grunde zu richten und die Franzosen einziehen zu lassen. Was sollte er thun? Widerstand mit zwei Bataillonen und einer Schwadron war absolut unmöglich. Als die Stunde verflossen und immer noch kein Gegenbefehl vom König eingetroffen, mußte das Unvermeidliche erfolgen. Die Armee zog ein, hielt in größter Ordnung einen Tag Ruhetag und setzte ihren Marsch ruhig fort. Kaum war der letzte Franzose zum Thore hinaus, so kam der König von Ludwigsburg an; er ließ die Garnison auf dem Paradeplatz aufmarschieren und Carré bilden, in welches er den würdigen alten General beschied, und nachdem er ihn wegen Nichtbefolgens seiner Befehle auf das schmählichste heruntergemacht, wurden ihm durch den Profoß die Epauletten und Orden abgerissen und er sofort auf den Hohenasperg gebracht. Nach vier Tagen war der Greis tot; er starb an gebrochenem Herzen!! Ganz Stuttgart war entsetzt und beklagte den trefflichen alten Herrn, der sich für die Einwohner geopfert hatte.

Mein Onkel, der Bruder meiner lieben Mutter, war der Schwiegersohn des Opfers; er war selbstverständlich außer sich und dennoch mußte er dem Tyrannen als Stallmeister zu Diensten stehen! Einige Tage nach dem Trauerspiel kam der König in den Marstall, sah sich die Pferde an und bemerkte einen schönen Schimmel, der Privateigentum des Onkels war. Er befahl, ihn für sich zu satteln, da er das Pferd probieren wolle. Onkel bemerkte Sr. Majestät, daß das Tier noch nicht zugeritten wäre und sehr reizbar und schwierig sei und durchaus nicht für Se. Majestät passe. Alles half nichts und wurde mit Scheltworten beantwortet. Das Roß mußte also gesattelt werden und der König bestieg es. Nochmals bat der Stallmeister, er möchte wenigstens keine Sporen geben, worauf wieder geschimpft wurde. Mit Zittern ritt Onkel hinter ihm. Den Tag vorher hatte es stark geregnet und in den Wegen der Anlagen, in die der König geritten war, waren eine Menge Pfützen. Als der König an eine solche kam, gab er mit seinen kurzen Beinen dem Pferde einen heftigen Sporenstoß. Dieses machte einen wilden Satz und Majestät lag in der Pfütze! Die Folgen hiervon erkannte Onkel sofort, der Hohenasperg unfehlbar! Kurz entschlossen wandte er sein Pferd, sprengte vor das Haus, wo seine Frau wohnte, und rief, ohne erst abzusteigen, hinauf, er müsse über die Grenze. In gestrecktestem Lauf ging es auf diese zu, auch erreichte er sie glücklich; die ausgesandten Verfolger kamen wenige Minuten zu spät.

Onkel ging nun in die Schweiz, wo er in Bern eine Anstellung als Stallmeister der Stadt und Republik Bern erhielt und ihm das Gestütswesen des Staates und der Reitunterricht der Patriziersöhne übertragen wurde. Hier blieb er viele Jahre, bis er, der in hippologischen Kreisen als Autorität betrachtet wurde, als Direktor der königlichen Reitinstitute nach Berlin berufen wurde.

In Stuttgart habe ich noch die Säulen gesehen, auf deren Spitze der Namenszug FIR mit der Königskrone stand. Zu des Königs Lebzeiten stand eine Schildwache vor jeder derselben, welche jeden arretieren mußte, der den Hut nicht im Vorbeigehen

abzog. Selbst mein Vater wurde einmal auf die Hauptwache geführt, da er natürlich dies unterlassen hatte. —

Kehren wir nun zum Familienleben zurück. Ich glaube, es war im Jahre 1825, daß Dom Miguel von Braganza nach Karlsruhe zum Besuch des dortigen Hofes kam. Er war von seinem Vater, dem König von Portugal, auf Reisen gesandt, da er Intriguen gegen denselben spann und seinen Vater gern abgesetzt und einstweilen als Regent sich in den Besitz der Macht gesetzt hätte. Seine Pläne wurden vereitelt und er, um ihn fern zu halten, auf eine Rundreise an alle Höfe Europas geschickt. Da er während seines Aufenthaltes am badischen Hofe auch bei Vater Besuch gemacht hatte, wurde ihm zu Ehren von demselben ein Ball in unserem Hause gegeben. Der Großherzog veranstaltete Jagden, und verschiedene andere Feste wurden so gefeiert, wie er es eigentlich nicht verdient hätte. Auch andere Fürstlichkeiten beehrten unser Haus mit ihrem Besuch. So ist mir noch das Brüderpaar der braunschweigischen Herzöge so genau im Gedächtnis, welche sich eine Zeitlang in Karlsruhe mit ihrem Hofmeister aufhielten. Da sie im selben Alter mit Bruder Gustav und Georg waren, kamen sie zu uns und wir unterhielten uns gut mit ihnen. Es wurden kleine Tanzvergnügen veranstaltet, im Garten gewildert und sich gebalgt, wobei der Herzog Karl schlecht wegkam und von Gustav beim Ringkampf glänzend besiegt wurde, worüber er sehr ergrimmt war. Es war derselbe Herzog Karl von Braunschweig, der sein Land verlassen mußte und als der Diamant-Herzog in Genf starb. Von allen Festen, welche unsere Jugendjahre verschönten — denn deren gab es viele bei den zahlreichen Geburtstagen der Geschwister und besonders der Eltern —, war das Weihnachtsfest das vornehmste. Der Vater hatte in seinem Budget 600 Gulden zu diesem Feste der Mutter zur Verfügung gestellt, eine Summe, welche zur damaligen Zeit eine große war. Da wurde im großen Saale eine lange Tafel aufgestellt, auf welcher für die Eltern ein mächtiger, für jedes der Kinder ein kleiner Christbaum aufgestellt wurde; die Geschenke lagen unter den schön verzierten Bäumen und stellten einen wirklich prachtvollen Anblick dar. Es war ein Lichtmeer und strahlend glänzte der Hauptbaum unter den vielen kleineren. Selbst die Tische für die Dienerschaft waren illuminiert. Transparente in allen vier Ecken des Saales waren aufgestellt, welche die Brüder sehr gelungen fabriziert hatten. Die Eröffnung geschah mit dem herrlichen Choral „Heilige Nacht", welcher von dem vereinten Chor der Kinder und mit Begleitung auf dem Flügel gesungen wurde, nach dessen Beendigung die Flügelthüren weit aufgethan wurden und ein zauberischer Anblick den bewundernden Blicken sich zeigte. Noch heute erfüllt mich die Erinnerung an diese Feste mit tiefer Rührung. Der gute Markgraf Leopold, nachmaliger Großherzog, hatte von dem Struveschen Weihnachtsfeste gehört und bat sich von Papa die Erlaubnis aus, einem solchen anwohnen zu dürfen, wodurch die Eltern sich natürlich hochgeehrt fühlten. Der hohe, gute Herr beehrte uns auch wirklich und blieb beinahe den ganzen Abend bei uns.

Die Woche vor dem Feste hieß die Kuchenbackwoche. Da wurden Springerln, Lebkuchen, Hutzelbrot, alle Arten von Zeltchen und Quittenwürstchen in Masse fabriziert und am Feste verteilt. Alles dieses Fabrikat war köstlicher, als irgend ein Zuckerbäcker es hätte herstellen können; die teure Mutter war die Leiterin und Angeberin alles des Schönen, das uns zu teil wurde.

Nächst diesem Feste ergab sich noch ein weniger poetisches, das sogenannte Bügelfest. Halbjährig war große Wäsche und da gab es daher viel Bügeln. Zu dieser Arbeit wurde ebenfalls im großen Saale die große Tafel aufgestellt, welche schön mit Decken überzogen sehr appetitlich aussah. Mutter präsidierte, die Schwestern saßen rechts und links und die Büglerinnen reihten sich mit ihren Instrumenten zum Plätten, Tollen und Rollen ihnen an. Da wurde tapfer gearbeitet, aber auch fröhlich sich unterhalten und oft durch den Gesang hübscher Lieder die Arbeit verschönt, um 10 Uhr eine Pause gemacht und gemeinschaftlich ein reichliches Frühstück eingenommen. Nicht selten machten besuchende Herren gerade zu diesem Feste der Mutter ihre Aufwartung und

wurden dann mit den berühmten Nierenpastetchen und Nußliqueur traktiert; besonders stellte sich der alte, fröhliche französische Gesandte Graf Monlessun regelmäßig ein und erfreute sich an dem thätigen Leben, besonders aber an den herrlichen Pastetchen, die in Paris nicht so gut zu haben wären, und an dem Nußliqueur, den er tausendjährigen Tokaier nannte!

Wie haben sich die Zeiten geändert und die Sitten! Wo würde heute die Gemahlin eines Gesandten sich mit derartigen Arbeiten befassen?

Es wird nun wieder Zeit, von mir zu reden! Ich war nun 15 Jahre geworden, hatte die vorhergegangenen zwei Jahre im neu begründeten Polytechnikum meine Studien fortgesetzt und es mußte an meine Konfirmation gedacht werden. Der vortreffliche Pfarrer Hanhöfer war hochgeehrt bei Vater und Mutter und es war der Wunsch derselben, mich von ihm konfirmieren zu lassen. Da derselbe die Güte hatte, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen, so brachten mich die Eltern nach Graben, um ein halbes Jahr bei ihm den Religions- und anderen Unterricht zu erhalten und konfirmiert zu werden. Ich verlebte in dem lieben Pfarrhause eine sehr angenehme Zeit und trat nach erfolgter Konfirmation wieder in die mathematische Klasse, wo ich besonders Mathematik, Planzeichnen, Geographie, Ethnographie, Chemie und Physik trieb. Diese neue Anstalt wurde von dem Herrn Hofrat Professor Ladomus begründet, der ebenfalls ein näherer Freund unseres Hauses war. Der Hofrat war ein ganz kleines Männchen, man hätte ihn einen Zwerg nennen können, aber sehr wohlgestaltet. So klein seine Gestalt war, so hervorragend waren seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit. Dabei war er sehr liebenswürdig und unterhaltend, witzig und beredt. Ich durfte ihn öfters besuchen, wo er mir sein Aquarium zeigte, in dem sich kleine Schildkröten, Fischchen, Käfer und sonstiges Getier befanden. Das Aquarium nannte er seine stillen Freuden.

Louis war schon längst nach Bern zurückgekehrt und von da nach Württemberg gegangen, wo er in Militärdienste treten sollte. Auch ich war für mein Alter groß und stark geworden und konnte mich nunmehr für einen Jüngling halten, als welchen ich mich denn auch fühlte und danach auftrat. Bei den kleinen Tanzvergnügen, die wir bei dem Tanzmeister veranstalteten, war ich Matador und Haupttänzer.

V. Jünglingszeit.

Onkel Konrad besuchte uns im Frühling 1828 und redete meinen Eltern zu, mich zu ihm nach Bern zu geben, wo ich reiten lernen und die Akademie besuchen sollte. Die Eltern gaben ihre Einwilligung und so reiste ich mit dem guten Onkel in die schöne Schweiz, zu meiner großen Freude. Ich fand in dem lieben Hochstetterschen Hause eine zweite Heimat und war sehr glücklich. Die netten Cousinen Henriette, Charlotte, Minna und Albertine waren allerliebste Mädchen und bald waren wir gute Freunde. Vetter Gustav war in Pension bei einem Pfarrer auf dem Lande, wogegen ein Pfarrer-Sohn zu Hochstetters kam, ein in der Schweiz sehr oft befolgter Gebrauch. Vetter Karl war noch ein kleiner Bursche, der noch nicht zählte. Ich wurde bald in die Akademie eingetragen und die Reitstunden begannen alsbald. —

Onkel Konrad bewohnte ein geräumiges, hohes Haus ganz nahe auf dem ansteigenden Ufer der Aar, von dem aus man das gegenüberliegende, jenseits des Flusses sich ausbreitende Gelände gut übersehen konnte. Genau gegenüber lag ganz einsam ein stattliches altes Gebäude in einem von einer hohen Mauer eingeschlossenen Garten. Daß mich dieses schlößchenartige Haus lebhaft interessierte, läßt sich denken, umsomehr, als die Bewohner in geheimnisvolles Dunkel gehüllt waren und in keinerlei Berührung mit der Außenwelt standen. Diese Bewohner waren drei junge Damen und ein älterer Bedienter, der sie stets bei ihren Spaziergängen in dem großen, mit vielem Gesträuch und Bäumen bewachsenen Garten, oder dem Fluß entlang hinführenden Weg begleitete.

Die jungen Gestalten waren die eine rot, die zweite blau und die dritte weiß gekleidet und zwar in höchster Eleganz und weißen Atlasschuhen, wie meine Tante berichtete, welche ihnen einige Male begegnete, der alte Diener in seiner Livree hinter ihnen. Ich selbst konnte sie nur bei ihren Spaziergängen mit den Augen begleiten, was ich bequem von meinem hochgelegenen Zimmer aus thun konnte.

Meine Neugierde war groß, aber niemand konnte Auskunft geben, woher sie gekommen, welcher Nation sie angehörten und wie sie hießen. Man wußte nur, daß durch einen Bankier die Besitzung von dem Eigenthümer gemietet worden, der auch im voraus eine hohe Miete bezahlt hatte. Die Anfragen bei dem Bankier wurden kurz abgefertigt, indem er erklärte, er habe lediglich den Auftrag eines Geschäftsfreundes ausgeführt, ohne weiter sich zu erkundigen.

Außer diesen vier Personen habe ich nie irgend jemanden, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechtes, gesehen. Keinerlei Verkehr mit der nahegelegenen Stadt habe ich bemerken können. Nur zuweilen ging der alte Bediente aus und kam zurück, begleitet von einem Manne, der verschiedene Pakete ihm nachtrug, und der diese an der Eingangspforte ablegte und sich entfernte, worauf der Alte sie in das Haus brachte. Weibliche Bedienung mußte jedenfalls im Innern sein, welche sich aber nie, wenigstens bei Tage, sehen ließ.

Mehrere Monate vergingen, und ich fing an meine Beobachtungen langweilig zu finden und sie einzustellen. Da kam die Kunde von Aarberg, daß drei aneinander mit einer Schärpe zusammengebundene Mädchen ertrunken aufgefischt worden seien, gekleidet, wie oben beschrieben wurde. Gleichzeitig war auch der Bediente verschwunden und das Haus gänzlich verlassen und verödet.

Die Polizei stellte sich zwar alsbald ein. Die Pforte, welche verschlossen war, wurde aufgebrochen. Was sie gefunden und ob sie etwas entdeckt hat, blieb verschwiegen, und das tiefe Geheimnis, welches die Armen umschwebte, ist, soviel ich weiß, bis zum heutigen Tage nicht enträtselt.

Zwar wurde gemunkelt, sie wären Töchter Karls X. gewesen, von anderer Seite aber Töchter des bei Waterloo gebliebenen Herzogs von Braunschweig. Ob etwas Wahres an der einen oder anderen Leseart sein mag, wird wohl nie an den Tag kommen.

Nachdem ich nach einigen Wochen gut eingeritten war und die einem Reiter geziemenden Kenntnisse des Pferdefutterns, Striegelns und Putzens, über Sattelzeug und Zaumzeug und dessen regelrechtes Benutzen mir angeeignet hatte, mußte ich Onkel auf einem Ritt nach Freiburg, das 5 Stunden von Bern entfernt ist, begleiten. Ich bekam einen harttrabenden Mohrenkopf zu besteigen, der mir unter den vielen Pferden Onkels das unliebste von allen war. Aber Onkel hatte ihn ausdrücklich ausgesucht, um mir guten Schluß beizubringen. Sobald wir aus der Stadt waren, setzte man sich in scharfen Trab, der bis Freiburg mit wenig Unterbrechungen fortgesetzt wurde. Ich war schon ziemlich erschöpft, als wir ankamen. Nichtsdestoweniger mußte ich mir noch das prachtvolle Jesuiten-Kollegium mit der schönen Brücke ansehen. Nachdem Onkels Geschäfte erledigt und zu Mittag gespeist war, ging es wieder auf die Rückreise. Ich war schon auf dem Hinritt etwas wund an den Beinen geworden, auf dem Rückwege aber wurde ich an beiden Beinen von oben bis unter die Kniee gänzlich wund, so daß mir das Blut in die Stiefel floß. Aber ohne Erbarmen mußte ich weiter traben, bis wir nach Bern kamen, wo ich kaum mehr die Treppe hinauf kommen konnte und über eine Woche das Bett hüten mußte. So gut Onkel auch sonst immer war, beim Reiten kannte er keine Schonung. Diese Parforce-Tour hatte meine Beine so abgehärtet, daß ich nie wieder bei meinen vielen Reitreisen mich wundritt.

Einige Zeit später machten wir, Onkel, Maler Vollkmer und ich, eine schönere Reise. Wir ritten über Murten nach Visvis und von da dem wundervollen Genfer Seeufer entlang nach Lausanne und weiter nach Genf. Die Schönheit dieser Gegenden ist ja weltberühmt und tausendfältig beschrieben, es wäre daher verwegen, sie auch

schildern zu wollen. In Genf besuchte natürlich Onkel seinen Kollegen, den Stadt-Stallmeister von Genf. Die Pferde wurden vorgeführt. Ich wurde auf ein Schulpferd gesetzt und mußte meine Reitkunst produzieren, was zum großen Lob der gestrengen Herren sehr gut ausfiel. Die Rückreise nach Bern erfolgte auf anderem Wege über Neufchâtel und Biel, bis wir nach zweiwöchentlicher Abwesenheit wieder glücklich zu Hause anlangten.

Bei meiner Rückkunft traf mich die Trauerbotschaft vom Tode des geliebten Vaters. Er war ganz plötzlich, vom Schlag getroffen, verschieden. Noch am selben Morgen war er gesund im Museum, wo er die verschiedenen Zeitungen zu lesen pflegte. Auf dem Nachhausewege war er schwindlig geworden, was ein Offizier bemerkte, der ihm seinen Arm gab, um ihn nach Hause zu geleiten. In seinem Zimmer angelangt, fiel er auf das Sofa und war tot. Der Schreck und Jammer der armen Witwe war grenzenlos, auch die Schwestern waren ohne Fassung. Bruder Amand war glücklicherweise zur Stütze bei der Hand, der auch die geeigneten ferneren Schritte that. Auch Bruder Anton kam von Dresden, um zu trösten.

Der teure Vater hatte alle seine Angelegenheiten mit solcher Weisheit geordnet, daß die materielle Lage der Hinterlassenen vollkommen gesichert war. Der viermonatliche Gehalt, der postnumerando ausbezahlt wurde, lag bar für die kommenden vier Monate im Schreibtisch. Das Vermögen der Mutter war unberührt in guten Papieren in der Mappe, und Ausstände waren keine, da Vater stets alles bar bezahlte. Die musterhafte Ordnung, die in allen seinen Angelegenheiten waltete, verdient die höchste Bewunderung. Eine so zahlreiche Familie auf das beste zu erziehen und die Söhne bis ins Amt zu bringen, die Töchter auf das feinste auszubilden, dabei ein großes Haus zu führen, ist ein wahrhaftes Kunstwerk, umsomehr, als nur ein kleines Vermögen der Mutter vorhanden war.

Das Bedauern war allgemein. Der Großherzog und alle Markgrafen kamen persönlich, um der Mutter ihr Beileid zu bezeugen, und von allen Seiten kamen die tiefgefühltesten Teilnahmebezeugungen. Viele Arme, die im stillen von ihm unterstützt worden, verloren einen treuen Helfer in der Not. Es ist schön, einen solchen Vater gehabt zu haben, sein Andenken ist unvergänglich in den Herzen seiner Kinder eingeprägt.

Der schöne Vers:

> Wenn ich einst von jenem Schlummer,
> Welcher Tod heißt, aufersteh',
> Und befreit von jedem Kummer
> Jenen schönern Morgen seh',
> O, dann wach ich anders auf,
> Schon am Ziel ist dann mein Lauf.
> Träume sind des Pilgers Sorgen,
> Großer Tag! an deinem Morgen!

ist mir mein ganzes Leben lang im Herzen geblieben, welchen ich in einer Nacht vom teuren Vater habe sprechen hören. Die schönen Worte wurden mit einem Ausdruck geredet, daß sie mich vielfach in meinem bewegten Leben erquickten und trösteten. Mögen sie meinen lieben Kindern auch sich einprägen und ihnen im Leide Trost bringen.

(Fortsetzung folgt.)





Monatsschau.

Politik.

Deutschland ist das Land der Jubiläen — besonders der patriotischen; es werden deren fast schon zu viele gefeiert. Und doch steht eigentümlicher Weise in unserem Volke die Intensität des patriotischen und historischen Sinnes und einer daraus folgenden einheitlichen politischen Denkart durchaus in keinem Verhältnis zu der Zahl oder Unzahl der Gedenktage und Festfeiern. Franzosen, Russen, Spanier u. a. feiern weit weniger ihre geschichtliche Vergangenheit als wir, aber sie haben ein starkes einheitliches Nationalgefühl, das keiner Auffrischung bedarf. Bei uns Deutschen flackert das Nationalgefühl auch wohl gelegentlich zur hellen Flamme empor; aber die Gegenwirkungen eines ausgeprägten Stammesbewußtseins, der konfessionellen Leidenschaften und des erbitterten Parteihaders im allgemeinen sind überaus starke. Immer wieder begegnet man einem so bedeutenden Deficit auf diesem Gebiete, daß es dem mißgünstigen Auslande nicht zu verdenken ist, wenn es uns unverständlich oder auch lächerlich findet.

Anlaß zu dieser Erwägung giebt uns die 25jährige Wiederkehr der großen Gedenktage von 1870 — wie ein Franzose sie nennt: les noces d'argent de l'Allemagne avec la victoire — und der Umstand, daß sie von Ultramontanen, Socialdemokraten und Partikularisten mit den ausführlichsten und völlig ernst gemeinten „Beweisen" eingeläutet wird, nicht Napoleon und die Franzosen hätten den Krieg begonnen, sondern Fürst Bismarck habe durch eine „Depeschen-Fälschung" die Katastrophe herbeigeführt.

In den politischen Berichten dieser Zeitschrift ist niemals Menschenvergötterung und Heroenkultus getrieben worden, und auch dem Fürsten Bismarck gegenüber haben wir uns die Nüchternheit des Urteils bewahrt in Zeiten, wo sie Vielen abhanden gekommen war. Das allgemeine gleiche Wahlrecht ohne alle konservativen Gegengewichte, den Kulturkampf, die unzureichende Behandlung der socialen Frage — dies und vieles andere haben wir am ersten Kanzler des neuen Reiches nicht bewundern können und nicht bewundert. Und wenn seine diplomatische Praxis eine überaus geschickte war, ein immer neues Auffinden von Kombinationen, die von Fall zu Fall forthalfen, so konnte die Gewandtheit der Technik uns die Verachtung der Principien doch niemals vergessen machen.

Um so mehr halten wir es aber für patriotische Pflicht, nun auch unsererseits gegen die thörichte und haltlose Behauptung aller derer Einspruch zu erheben, welche jetzt, nach 25 Jahren, die Geschichte auf den Kopf stellen und die Welt glauben machen wollen, Fürst Bismarck habe den sehr wohl vermeidbaren Krieg gegen Frankreich durch Fälschung der bekannten Emser Depesche dennoch herbeigeführt. Wäre die Thatsache richtig, so würden wir es dem Auslande gegenüber für verkehrt halten, viel Wesens

daraus zu machen. Schon jetzt nutzt man die trübseligen Angriffe gegen den Fürsten Bismarck in Frankreich aus. Zum Beispiel richtet ein Professor Ernest Lavisse in der Revue de Paris einen offenen Brief an den deutschen Kaiser, der an die Friedensversicherungen von Kiel anknüpft und nur noch zugiebt, daß der Schein, den Krieg gewollt zu haben, auf Frankreich liegen bleibe, aber auch nur der Schein, während thatsächlich Bismarck den Bruch herbeigeführt habe. Diese Einbildung hat den Franzosen zu allen anderen Illusionen gerade noch gefehlt. Aber wer will es ihnen verdenken, wenn sie sie hegen, nachdem ihnen diese dem welschen Nationalgefühl so schmeichelhafte Darstellung von deutscher Seite mundgerecht gemacht und „suggeriert" wird? Und doch reicht schon die geringste Beschäftigung mit den historischen Vorgängen des Sommers 1870 hin, um den vollen Ungrund jener Beschuldigungen zu erweisen.

Es kann der Zweck dieser Zeilen nicht sein, geschichtliche Kritik zu treiben und einen vollständigen Abriß der Entstehungsgeschichte des Krieges zu geben. Nur soviel mag gesagt sein, daß die ganzen Ministerberatungen und Kammerverhandlungen in Paris, welche unzweifelhaft die festen Kriegsabsichten der maßgebenden Kreise bekundeten, der Emser Depesche nicht nachfolgten, sondern vorausgingen, und daß in der Bismarckschen Redaktion der Emser Depesche durchaus nichts steht, was nicht auch im Original gestanden hätte. Wenn Bismarck damals mit Absicht und Bewußtsein laut in die Trompete stieß, so war dies Vorgehen nicht nur ein berechtigtes, sondern ein schlechthin pflichtgemäßes, und jede auch nur vorsichtige und ausweichende Politik von seiner Seite würde den unvermeidbaren Krieg nicht verhindert, wohl aber die Position der Angegriffenen in ganz Europa verschlechtert, unsere Würde der Welt preisgegeben haben. Der unverdächtigste Zeuge, den man in dieser Sache anrufen kann, ist Graf Beust. Und gerade dieser hat Frankreich allein die Schuld zugeschoben, die er nicht mehr als gern auf den Fürsten Bismarck gewälzt hätte. „Wird der Krieg notwendig" — schrieb damals Beust — „so wird vor allem die von Frankreich seit dem ersten Moment angenommene Haltung daran schuld sein. Gleich seine ersten Kundgebungen tragen nicht den Charakter diplomatischen Vorgehens, sie sind vielmehr eine thatsächliche Kriegserklärung an Preußen, und zwar in Ausdrücken, die in ganz Europa Aufregung hervorgerufen haben und zu dem Glauben berechtigen, man habe mit Vorbedacht und um jeden Preis Krieg herbeiführen wollen." Es ist demnach so ungeheuerlich wie traurig, daß jetzt Deutsche die großen Thaten Gottes an unserem Volk so weit vergessen haben, daß sie ein zweites Olmütz den Siegen von Wörth und Sedan vorziehen. Wer Gottes Hand wie im eigenen Leben so in den Geschicken der Völker erkennt, der wird kaum umhin können, das Schwinden der deutschen Einigkeit und die wiedererwachte Lust, das Vaterland vor dem Ausland herabzusetzen, als eine Nemesis anzusehen, die uns für unsere Undankbarkeit und Untreue verdientermaßen ereilt hat.

Und wie die diplomatische Einleitung des Krieges eine deutscherseits völlig einwandfreie war, ebenso kann heute nach 25 Jahren die bisweilen aufgeworfene Frage: „war es richtig, daß wir nach beendetem Kriege Elsaß-Lothringen dem Reiche einverleibten?" nur dahin beantwortet werden, daß allem menschlichen Ermessen zufolge diese Maßregel eine sehr wohl begründete, ja ein notwendige war. Der Haß der Franzosen würde mit oder ohne die Annexion genau auf der gleichen Stufe stehen, wie heute, und ihre Angriffslust auf Grund der russischen Allianz würde nur noch lebhafter sein, wenn nicht sie, sondern wir es wären, die Metz und Straßburg von neuem erobern müßten. Oderint dum metuant war damals und ist heute das einzig richtige Princip, nach dem wir dem unruhigen Nachbar im Westen gegenüber verfahren können und dürfen.

Haben wir die Jubiläen des großen Krieges an dieser Stelle erwähnt, so können wir an einem anderen Ereignis des Jahres 1870 nicht wohl schweigend vorübergehen, wir meinen die folgenreiche Thatsache, daß damals der greise Papst Pio Nono sich durch das vatikanische Konzil für unfehlbar erklären ließ. Nichts ist merkwürdiger als

das erste Vierteljahrhundert Kirchengeschichte, welches der Proklamation jener dogmatischen Monstrosität gefolgt ist.

Bei der Betrachtung derselben gilt es, vom Schein sich nicht trügen zu lassen. Am Anfang war in der katholischen Christenheit, wenigstens Deutschlands, der Schreck über die Beschlüsse des vatikanischen Konzils ein allgemeiner, die Opposition gegen eine Lehre, welche niemand glaubte, unter Priestern und Laien eine gleich verbreitete. Es entstand die altkatholische Bewegung, welche zunächst eine außerordentlich starke war und, sich selbst überlassen, vielleicht eine Macht geworden wäre. Da wurde leider vom preußischen Staate unter der Führung des Fürsten Bismarck der unglückliche Kulturkampf begonnen und zur besseren Führung desselben ein verhängnisvoller Bund der Regierung mit politischem Liberalismus und kirchlichem Unglauben geschlossen. Der zersprengte Katholizismus „raillierte“ sich; der Mut kehrte wieder, der Corpsgeist gegen den Protestantismus erwachte und wurde von schlauen Führern in so geschickter Weise benutzt, daß bald die römische Phalanx zur Offensive übergehen konnte und Schritt für Schritt der evangelische Staat vor den päpstlichen Legionen weichen mußte. An die Stelle des plumpen Pius trat Leo XIII., ein kluger und geschickter Diplomat, der die dogmatischen Phantastereien seines Vorgängers vergessen machte und im Gegenteil den Schein z. B. auf socialem Gebiet zu erwecken wußte, als sei das, was er vertrete, nicht verlorenes Mittelalter, sondern moderner Fortschritt.

Und so ist denn jetzt nach 25 Jahren die Lage die, daß die furchtbarste Verirrung, welche seit Christi Tagen in der Kirche erlebt wurde, wenigstens dem Schein nach den Verirrten keinen Schaden gebracht hat, und daß die evangelische Christenheit das Jubiläum, wenn sie es beginge, nicht in gehobener, sondern weit eher in gedrückter Stimmung würde begehen müssen. Zum Glück kann es aber nur ein Schein sein, der hier täuscht. Der gebildete Katholizismus Deutschlands kann auf die Dauer mit den geschichtlichen Gewaltsamkeiten des Infallibilismus, des Syllabus, kann mit den dogmatischen Ausgeburten der unbefleckten Empfängnis und des Madonnenkultus nicht einverstanden bleiben. Die Zeit wird und muß zurückkehren, wo jene einst vorhanden gewesene und durch politisches Ungeschick zurückgedrängte altkatholische Gesinnung wieder weitere Kreise erfaßt, und dann wird es von Gott und den Fortschritten abhängen, welche die Evangelischen auf dem Gebiet ökumenischer Denkweise zu machen haben, ob nicht doch noch wieder an die Stelle der erweiterten Kluft, des gesteigerten Gegensatzes, eine neue Annäherung der getrennten Konfessionen stattfindet, die uns dem Ideal der Einen Kirche Christi auch sichtbar und äußerlich etwas näher bringt.

Aus dem Reich der Tagespolitik ist wenig zu berichten. Die socialdemokratische Partei will ein Neues pflügen. Sie hat für den Oktober einen Parteitag nach Breslau berufen. Und in der sehr richtigen Erkenntnis, daß sie nirgends in der Welt, wo der ländliche Kleinbesitz herrscht, mit einem kollektivistischen Programm bei Bauern und Kleinbesitzern Propaganda machen könnte, da es eben niemanden giebt, der sich gern sein Eigentum nehmen ließe, so hat sie nun den Bauern ihre Beschwerden abgelauscht, um Hülfe für alle Klagen, und zwar auf dem Boden der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, zu versprechen. Nach dem neuen Programm-Entwurf, der in Breslau beraten werden soll, bleibt der Privatbesitz am Grund und Boden ganz unangetastet. Aber alle Lasten, die jetzt vom Landmann unliebsam empfunden werden, soll in Zukunft der Staat tragen. Verstaatlichung aller Versicherungen, freies Jagdrecht, Erweiterung der Weiderechte, Staatskredit für Genossenschaften, Uebernahme aller Wegekosten auf den Staat, „Verstaatlichung der Hypotheken und Grundschulden unter Herabsetzung des Zinsfußes auf die Höhe der Selbstkosten“ — diese und andere Herrlichkeiten wird man in Zukunft den Bauern versprechen, während man gleichzeitig die Arbeiter gegen ihre Dienstherren aufhetzt und diesen gleichfalls alles das verspricht, was sie sich wünschen. Es bedarf keines Beweises, daß die Partei damit zwei Programme bekommt, ein kollektivistisches für die Arbeiter und ein kapitalistisches für die

Kleinbesitzer, die eben auch noch gewonnen werden müssen, wenn eine Mehrheit für den Umsturz sich finden soll, denn die Zahl der Arbeiter ist zu klein, als daß man mit ihr allein jemals zum Ziel gelangen könnte.

Die Partei wird entgegnen, daß sie solche Distinktion schon immer gemacht habe; ihr Programm sei von jeher in zwei Teile zerfallen, deren einer sich provisorisch mit der Gegenwart, der andere definitiv mit der Zukunft beschäftige. Und formell ist das richtig. Aber die Lüge liegt doch darin, daß das ganze neue Agrarprogramm nur ein Agitationsprogramm ist, an dessen Verwirklichung niemand ernstlich denkt. Es ist nur dazu bestimmt, Parteigänger zu gewinnen. Hat man erst einige Hunderttausend Urteilslose dafür gewonnen, so wird über ihre Köpfe hinweg bald genug der Versuch gemacht werden, das kommunistische Ideal zu verwirklichen, das man wirklich im Herzen trägt.

Ueber Erfolg oder Nicht-Erfolg dieser neuesten socialdemokratischen Kunstgriffe wird eine nahe Zukunft entscheiden. Daß die Vorschläge vom Parteitage ziemlich bedingungslos angenommen werden, darf man nach den Erfahrungen der Vergangenheit annehmen. Und ebenso wenig braucht man zu bezweifeln, daß dann auch geschickte Werber sich finden werden, welche die neue Weisheit ins Volk tragen.

Faßt man nun diese Zukunftsgefahr im Inneren mit den mannigfachen auswärtigen Sorgen zugleich ins Auge, so muß man auf eine Entwicklung gefaßt sein, die neben dem Wort, daß alles schon einmal dagewesen, doch auch die andere Wahrheit bestätigen könnte, daß nichts auf dieser Erde sich wiederholt. Was zu fürchten bleibt, ist ein Bund unserer inneren und äußeren Feinde, welch erstere ja aus Grundsatz nicht national, sondern international sein wollen.

Ueber die Gesinnungen der Welt für das deutsche Reich braucht man sich dabei keinen Täuschungen hinzugeben. Viel Liebe haben wir nicht.

Wenn heute in Deutschland dem Dank, daß es möglich war, durch volle 25 Jahre den Frieden zu erhalten, in vielen Fällen der Wunsch hinzugefügt wird, daß dem 25jährigen das 50jährige Friedensjubiläum folgen möchte, so läßt die Lage des Augenblicks diese Hoffnung als eine recht gewagte erscheinen. Wenn nicht die Siege des Jahres 1870, so verdanken wir doch die Möglichkeit, sie ungehindert auszunutzen, der Hülfe Rußlands. Diese Bundesgenossenschaft hat sich seitdem in ihr Gegenteil verkehrt. Rußland steht „voll und ganz“ auf der Seite Frankreichs. Allerdings ist es der Staatskunst des Fürsten Bismarck gelungen, einen Dreibund zu schaffen, dessen Kriegsmacht der Koalition unserer Gegner sehr wohl gewachsen ist. Ob aber nicht doch die fortwährenden internationalen Zettelungen und die immer regen Leidenschaften über kurz oder lang zum letzten und endgültigen deutsch-französischen Kriege führen werden, muß mit Sorgen dahingestellt bleiben. Bis zum vorigen Jahre regierte in Rußland ein Kaiser, der zwar Rüstung auf Rüstung gesetzt hat, doch aber allen kriegerischen Abenteuern geflissentlich auswich. Ob diese friedliche Stimmung auch jetzt noch in Petersburg herrscht, können nur wenige wissen, bezw. ob der regierende Zar die moralische Kraft behalten wird, sich den bedenklichen Einflüssen dauernd zu widersetzen, die auf ihn einstürmen.

Die Behandlung der chinesischen Frage eröffnet in dieser Hinsicht trübe Aussichten; sie hat auf russischer Seite ein hohes Maß von Mißachtung gegen Deutschland bekundet — die deutschen Diplomaten sind in ihrem Vertrauen auf loyale Gegenseitigkeit in der stärksten Weise getäuscht worden. Und ihr Einfluß hat nachträglich, trotz englischen Beistandes, nicht ausgereicht, die Chinesen von dem großen Anleihegeschäft zurück zu halten. Dann aber haben Rußland-Frankreich noch eine ganze Reihe anderer Fragen „aufgerollt“, die in friedlicher Weise überhaupt nicht zu erledigen sind, die bulgarische, die ägyptische, die abessynische.

Die bulgarische Frage ist insofern in ein neues Stadium eingetreten, als Wahrheit geworden, was man bisher für eine Unmöglichkeit hielt: eine bulgarische Deputation unter Führung des Metropoliten ist in St. Petersburg offiziell empfangen und in mannigfacher Weise geehrt worden. Darf man annehmen, daß französische Intrigue

dieser Deputation die Wege geebnet hat, so würde der Plan doch unausführbar geblieben sein, wenn nicht die Regierung in Sofia seit lange ihr Verhalten auf die Aussöhnung mit Rußland eingerichtet hätte.

Wie weit die Pläne des Fürsten Ferdinand bei seinem Streben in dieser Richtung gehen, wird schwer zu entscheiden sein. Gewisse Wiener Meldungen wollten glauben machen, daß man dort an eine völlige Schwenkung des Fürsten, von Oesterreich fort und zu Rußland hin, glaube. Dergleichen Stimmungsbilder, die nur den äußeren Anschein für sich haben, sind aber doch mit Vorsicht aufzunehmen. Der Fürst wurzelt verwandtschaftlich und politisch in Wien und in Oesterreich, und wenn ihm auch viel daran liegen muß, die russische Anerkennung zu bekommen, weil von dieser die europäische Anerkennung abhängt, und nur so das gegenwärtige unleidliche Provisorium aufhören kann, so ist doch kaum zu denken, daß er jemals eine antiösterreichische Politik im Orient fördern werde. Schwierig genug wird seine Lage freilich sein, da Rußland seine Gunst in dem Bewußtsein, wie sehr sie gewünscht wird, gewiß nicht billig aus der Hand geben, sondern einen Kaufpreis fordern wird, bei dem es sich für die bulgarische Autonomie um Sein oder Nicht-Sein handeln könnte.

Ganz besonders hat der unheilvolle Fanatiker Pobedonoszew den Bulgaren gegenüber mehr als die slavische die kirchliche Gemeinschaft betont und anscheinend als erste Vorbedingung der russischen Hofgunst den Uebertritt der neuen bulgarischen Dynastie zur griechischen Konfession gefordert.

In diese veränderte Lage ist dann noch ein widerwärtiger Zwischenfall hineingetreten, der, zweifellos bestimmt, die Lage des Fürsten zu erleichtern, sie doch nur erschweren kann: die Ermordung des vormaligen Ministers Stambulow, also des Mannes, der, wenn keine antirussische, doch eine Politik der bulgarischen Autonomie getrieben und verfolgt hat, der aber weichen mußte, sobald Fürst Ferdinand es für notwendig erkannt hatte, mit allen zulässigen Mitteln nach der russischen Anerkennung zu streben.

Es versteht sich, daß es kein Zufall sein kann, wenn das im Orient so oft benutzte Mittel des politischen Meuchelmordes gerade in dem Augenblick seine Anwendung findet, wo die Wendung der Lage die Beseitigung des unbequemen Parteiführers sehr nützlich erscheinen läßt. Und auf die Frage nach den Urhebern des Mordes wird keine andere Antwort zu geben sein, als die bekannte: is fecit cui prodest. Dabei wird man freilich nicht zu denken haben, daß die maßgebenden Personen in St. Petersburg persönlich dem Bravo den Yatagan in die Hand gedrückt hätten. Wohl aber werden, wie so oft schon, anrüchige Mittelspersonen zu politischer Minierarbeit gedungen sein, und die Gedungenen werden geglaubt haben, daß sie die Zufriedenheit ihrer „Arbeitgeber“ nicht besser erreichen könnten, als durch „ganze Arbeit“.

Handgreifliche Folgen hat in dem Augenblick, da wir schreiben, weder der bulgarische Besuch in Rußland gehabt, noch der russische Mord in Bulgarien. Aber ausbleiben können solche Früchte nicht, auch wenn sie langsam reifen.

Was die Russen damit beabsichtigen, wenn sie neben der bulgarischen auch die ägyptisch-abessynische Frage auf die Tagesordnung setzen, ist im einzelnen nicht ersichtlich. Nur im allgemeinen ist klar, daß Italien und England Schwierigkeiten gemacht werden sollen. Die Formen des russischen Vorgehens in Afrika sind ja zunächst milde. Es sind „Wohlthätigkeitsvereine“, welche sich mit der Sache befassen, und die Ränke spinnenden Gesandtschaften reisen als „wissenschaftliche“ Expeditionen. Aber hinter der Wissenschaft steht auch hier die angebliche Glaubenseinheit, die Aethiopien und das Zarenreich verbindet, und hinter Aegypten liegt der Sudan und mit ihm die französischen gegen England sich richtenden Ansprüche.

Gewiß folgt aus allen diesen Ränken und Wühlereien noch nicht, daß sie ihre Lösung nur durch einen Weltkrieg finden könnten. Aber wohl folgt daraus, daß der Weltfriede doch nur auf schwachen Füßen steht, und daß ein kleiner Funke genügen kann, um den Zündstoff zu entflammen.

Kolonialpolitik.

Die koloniale Bewegung in Deutschland wurde hauptsächlich durch wirtschaftliche und nationale Beweggründe hervorgerufen. Kamerun, Togo, Südwest-Afrika und Neu-Guinea sind zu Schutzgebieten erklärt, weil Kaufleute und Finanzmänner glaubten, ihre Unternehmungen besser unter dem Schutze des Reiches wie unter dem einer anderen Macht durchführen zu können. Deutsch-Ostafrika wurde in Besitz genommen, weil patriotisch gesinnte Männer wie Dr. Peters, Graf Pfeil u. a. den Besitz von Kolonien für die Machtentwicklung des Reiches als unumgänglich nötig ansahen. Erst später traten religiöse Ideen hinzu. Die Sklavenfrage tauchte auf. Man besann sich, daß die deutsche evangelische Kirche schon lange, auch in Südwest-Afrika, mit Erfolg unter den Heiden Mission treibe. Die Reichsregierung überzeugte sich, daß Kolonisation ohne Mission zur rücksichtslosen Ausbeutung der Eingeborenen führen müsse, und daß die Mission der beste Schutz der letzteren sei. So sind es jetzt, wie der Reichskanzler Fürst Hohenlohe am 11. Dezember 1894 sagte, wirtschaftliche, nationale und religiöse Beweggründe, welche unsere Kolonialpolitik beeinflussen. Ueber die Fortschritte in den ersten beiden Richtungen ist allmonatlich in unserer Zeitschrift berichtet, die religiöse Seite ist weniger berücksichtigt. Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir kurz über den augenblicklichen Stand der evangelischen Mission in unseren Schutzgebieten einen Ueberblick geben.

In Südwestafrika arbeitete die Rheinische Missionsgesellschaft (Barmen) schon fast 40 Jahre, als das Land deutsches Schutzgebiet wurde. Wie bekannt ist diese Missionsgesellschaft ein weitverzweigtes Unternehmen und entsendet ihre Missionare, abgesehen von Südwest-Afrika, nach der Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Nias, China und Neu-Guinea; sie rechnet fast 57000 Eingeborene zu ihren Gemeindegliedern, verfügt über 96 Missionare (davon 86 ordinierte Geistliche), 16 ordinierte und 260 nicht ordinierte Eingeborene als Lehrer u. s. w., hatte 1894 eine Einnahme von 490000 Mk., eine Ausgabe von 497000 Mark. In Südwestafrika sind 3 Arbeitsfelder zu unterscheiden: Namaland, das Gebiet der Herero und Ovamboland. Unter den Nama waren Anfang 1895 als Missionare, Lehrer u. s. w. thätig: 10 Deutsche, 9 besoldete und 28 unbesoldete Eingeborene; die Seelenzahl der Gemeinden belief sich auf 5414, sie verteilten sich auf 9 Stationen. Unter den Unruhen der letzten 14 Jahre hat natürlich auch die Missionsarbeit gelitten; eine besonders schmerzliche Erfahrung war die Entfremdung Hendrik Witboois und seines Sohnes vom christlichen Glauben. Der Häuptling selbst, 1830 geboren und bald nach 1868 vom Missionar Olpp in Gibeon getauft, war Kirchenältester und scheinbar ein so ganz bekehrter Mann, daß sein Lehrer nach 12jähriger Bekanntschaft sagen konnte, er habe ihn nur als edlen Menschen und wahren Christen kennen gelernt. In dem 1880 beginnenden Kriege zwischen Nama und Herero behauptete er, der Erwählte des Herrn und der Heiland seines Volkes zu sein; alle Bemühungen des Missionars Rust in Gibeon, ihn auf den rechten Weg zu bringen, halfen nichts, auch die Missionsstation Gibeon mußte aufgegeben werden. Gerade während des Krieges mit den Deutschen, seit 1893, hat sich Hendrik Witbooi als vollendete Bestie gezeigt; nach einem von ihm angerichteten Blutbade ging er pfeifend zwischen den Leichen umher und freute sich seiner Greuelthaten. Wird es jetzt, nach seiner Unterwerfung, möglich sein, ihn und seinen Sohn wieder zu Christen zu machen? Welche große Aufgabe liegt allein schon hierin vor der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Gelitten hat vom Kriege hauptsächlich der nördliche Teil des Namalandes, der südliche ist mehr verschont geblieben; die 5 südlichen Missionsstationen haben deshalb auch ziemlich ungestört weiter arbeiten können, während die nördlichen stark gehemmt wurden, zum Teil, wie Gibeon, ganz eingingen. Jetzt finden sich die Leute nach und nach wieder zusammen, oft in jämmerlichem Zustande; Gibeon ist, nachdem Hendrik

Witbooi wieder zurückgekehrt, von neuem mit einem Missionar besetzt, die Kirche mit Hülfe des Lieutenants von Burgsdorf hergestellt. Die große Not hat vielfach schlecht auf den Glaubensstand und die Sittlichkeit gewirkt. So hat es z. B. in Warmbad der Missionar Wandres für nötig gefunden, den Taufunterricht von 1 auf 2 Jahre auszudehnen. Auf dieser Station wurden aber doch im Jahre 1894 siebzehn Heiden getauft, auf anderen Stationen sogar funfzig. Fast überall finden sich jetzt kleine Abteilungen der Schutztruppe, eine Maßregel, die vortrefflich für die Aufrechterhaltung des Friedens dient, aber auch Gefahren für den sittlichen Zustand der Gemeinden mit sich bringt. Strenge Disciplin ist hier erforderlich, Major Leutwein ist auch immer bemüht gewesen, Beschwerden in dieser Hinsicht abzuhelfen. Die Aussichten für die Christianisierung der Namas lassen sich, wie ein Bericht des vor kurzem im Lande gewesenen Missions-Inspektors Schreiber sagt, dahin zusammenfassen, „daß das Land wohl in nicht allzuferner Zukunft ganz christianisiert sein wird, wie viele aber dann von seinen Bewohnern noch zu dem Namavolke gehören werden und wieviele zu den Bastards (Mischlinge von Europäern und Eingeborenen), das ist eine andere Frage, die schwer zu beantworten ist.

Auch bei dem Hirtenvolke der Herero, bei dem die rheinischen Missionare schon 50 Jahre arbeiten, ist der Friede jetzt eingekehrt. Die drei mächtigsten Häuptlinge Samuel Maharero, Manasse und Kambazembi haben sich den Deutschen unterworfen und den Besitz der Mission anerkannt; zugleich mußten die Herero einen Teil der von ihnen bis dahin geknechteten Bergdamara frei geben. Von den 80000 Herero sind etwa 3250 Christen — scheinbar keine so sehr große Zahl für die Arbeit eines halben Jahrhunderts, aber man muß bedenken, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten, namentlich während der letzten 14 Kriegsjahre, hier zu kämpfen war, und wie gering die Bildungsfähigkeit des Volkes ursprünglich erschien. Zur Zeit sind dort zehn deutsche Missionare, 18 besoldete und 27 unbesoldete Eingeborene in der Arbeit. Auch dieses Gebiet hat der Missions-Inspektor Schreiber 1894 besucht. Er fand die Arbeit in erfreulichem Fortschritte, überall ganz stattliche Scharen im Taufunterricht u. s. w. Freilich konnte auch ihm, wie der Bericht meldet, nicht verborgen bleiben, daß die Christen noch viel zu wünschen übrig lassen und ihren Missionaren manchmal Grund zum Seufzen geben. Aus Otjimbingue meldet der Missionar Meyer: „Gottes Wort ist eine Macht im Lande geworden“ und weiter: „Die beiden Schullehrer (Eingeborene) haben endlich ihre Pflicht gethan. Sonntagsschule und Bibellesestunden wurden unter Leitung meiner Frau gut besucht. Ganz besonders erfreulich ist es aber, daß die Beiträge der Gemeinde in diesem Jahre die stattliche Summe von 1348 Mark erreichten, wovon dem Inspektor Schreiber bei seinem Besuche 640 Mark als Dankopfer übergeben wurden“. Dunkle Punkte in dem in vieler Hinsicht aussichtsvollen Bilde der Zukunft des Hererolandes sind zahlreiche Rückfälle ins Heidentum, viele sittliche Vergehungen und die Sorge vor dem Eindringen katholischer Missionare. Auch die Lage der Mission, ihre Eigentumsrechte gegenüber der Regierung bedürfen noch vielfach der Klärung. Trotzdem aber geht die Missionsgesellschaft guten Muts auf ihrem Wege weiter.

In dem am nördlichsten gelegenen Ovambolande sind erst kleine Anfänge gemacht. Die dort wirkenden beiden Missionare haben die Sprache des Landes erlernt, einige wichtige Bücher sind in dieser gedruckt, die Gottesdienste werden besucht und eine kleine Gemeinde von einigen zwanzig Mitgliedern ist vorhanden. Fieber, andere Krankheiten und Einfälle portugiesischer Sklavenhändler haben hier störend eingewirkt. In der Nähe arbeiten finnische evangelische Missionare, mit denen die rheinische Mission im guten Einvernehmen lebt. Im Nordosten des Schutzgebietes wollen sich auch die katholischen Oblaten niederlassen, und es wäre schmerzlich, wenn ihre Nachbarschaft hinderlich und Zwiespalt erregend auf die junge Mission im Ovambolande einwirken würde. Die rheinische Missionsgesellschaft hat Großes in Südwestafrika unter dem Schutze des Herrn geleistet. Möge Sein Segen auch ferner auf allen ihren Unternehmungen ruhen, so auch in Südwestafrika und in Neuguinea, wo die ersten Samen-

körner in schwerer Arbeit in den letzten Jahren gelegt sind. In letzterem Gebiet arbeiten etwa sieben Missionare und zwei Missionarinnen; Gemeinden waren hier noch nicht gebildet. Neben ihnen sind Sendboten der lutherischen Neudettelsauer Missions-Gesellschaft (Bayern) in Neuguinea thätig, unter ihnen auch der oft genannte Missionar Flierl, der eine hoch gelegene und gesundere Station auf dem Sattelberge eingerichtet hat.

Noch vor 30 Jahren hatten in Kamerun Engländer den ganzen Handel in Händen, als Missionare wirkten hier englische Baptisten; ihr bedeutendster Vertreter war Alfred Saker, der als 31jähriger Mann im Juni 1845 eintraf, bis zum Jahre 1876 dort blieb und in völliger Verleugnung seiner selbst den Dualla das Kreuz predigte. Seine Hauptstationen waren Bethel, Bellstadt und Hickory; außerdem kaufte er an der Ambasbucht Land und gründete die Kolonie Viktoria, die er mit Protestanten besiedelte, welche von der Insel Fernando Po durch die Spanier vertrieben waren. Trotz aller Aufopferung war der Erfolg Sakers und seiner Genossen nach Zahlen berechnet nur gering, die Zahl der Gemeindeglieder war klein; der Wandel dieser Christen ließ zu wünschen. Aber nirgends ist der Anfang so schwer wie gerade in Afrika: Sakers Arbeit war eben Pionierarbeit. Als dann 1884 Kamerun deutsch wurde und im Dezember der Kampf unserer Marine mit den Dualla erfolgte, bei dem auch Gebäude der Baptisten-mission beschädigt wurden, verlor diese den Mut weiterzuarbeiten; sie hatte so wie so schon dieses Gebiet in letzter Zeit vernachlässigt. An die an der Goldküste schon lange thätige Baseler Mission trat die Frage heran, und zwar gewissermaßen offiziell auf der Missions-Konferenz in Bremen 1885, ob sie die Nachfolgerin der englischen Baptisten sein wolle. Nach längeren Verhandlungen gelangte man zum Abschluß mit den Baptisten; kurz vor Weihnachten 1886 landeten die ersten vier Baseler Missionare bei Bethel und begannen die Arbeit. Sie fanden Unordnung und Verfall der christlichen Gemeinden vor nach innen und außen, die Eingeborenen waren aufgehetzt und von Mißtrauen gegen die Deutschen erfüllt. Das Klima war mörderisch: in den ersten 4—5 Jahren starben neun Brüder und eine Schwester, die Hälfte der ausgesendeten Missionsgeschwister. So waren die ersten Jahre eine schwere Zeit, reich an Sorgen und Prüfungen, aber dann begann die Mission sich kräftig und siegreich zu entwickeln.

Der Ausgangspunkt Bethel, nahe bei den deutschen Faktoreien und dem Gouvernement am linken Ufer des Wuriflusses, eines Zuflusses des Kamerun, gelegen, ist auch jetzt noch Station Die Gemeinde ist in der unmittelbaren Nähe der Station nur klein, weil hier noch der Einfluß der Baptisten, welche sich nicht durchweg den Baslern angeschlossen haben, in selbständigen Gemeinden sich geltend macht. Aber in den benachbarten Dualladörfern sind zehn Außenplätze von Bethel aus besetzt; es sind zahlreiche Missions- (Volks-) Schulen da, die 1894 von mehr als 400 Schülern besucht wurden. Gegenüber, jenseits des Flusses, liegt Bonaheri (Hickory) mit einem von 50 Zöglingen besuchten Eingeborenen-Seminar und 20 Außenplätzen mit zahlreichen Kapellen. Zu diesem Bezirk gehören die weit aufwärts am Mungo liegenden Plätze Bakundu und Bombe. Im ganzen waren die Gemeinden des zu Bonaheri gerechneten Bezirks 1894 etwa 340 Seelen stark, die Zahl der Schüler belief sich auf mehr wie 500. Weit in das Innere vorgeschoben ist die Station Mangamba im Abolande mit 229 Christen und 184 Schülern; ganz im Süden, an der Mündung des Kwakwa in den Sanaga, findet sich die 1892 eingerichtete Station Lobethal mit 7 Außenplätzen, 68 Christen und 280 Schülern. Als fünfte Hauptniederlassung ist schließlich Viktoria an der Ambasbucht und am Fuße des von den wilden Bakwiri bewohnten Kamerunberges zu nennen mit 60 Christen und 109 Schülern. Viktoria bildet den Eingang zu den überaus fruchtbaren Abhängen des Kamerunberges, die jetzt nach der Besetzung des hochgelegenen Buea der Anlegung von Pflanzungen offen stehen. Eine Erholungsstation ist in letzterem Orte erbaut und es steht zu hoffen, daß auch von dieser aus die Arbeit unter den Bakwiri begonnen werden kann.

Es ist wirklich überraschend und hoch erfreulich, welchen Erfolg die Basler Mission hier in so kurzer Zeit gehabt hat. Das Wort Gottes wird jetzt an mehr als 50 Plätzen gepredigt, die Zahl der Christen ist höher wie 1000, eine weit größere Menge steht in Vorbereitung, die Schulen werden von über 1500 Schülern besucht. 1894 waren dort 13 ordinierte und 3 Handwerkerbrüder, daneben 44 eingeborene Helfer. Der größte Teil der Kamerunküste ist von ihnen besetzt; außerdem sind ja auch noch die evangelischen Baptisten und ganz im Süden Presbyterianer (Amerikaner) thätig. Daß auch hier die Katholiken eingesetzt haben, ist bekannt; ihre Mission, dem Orden der Pallotiner angehörend, hat sich am Sannaga niedergelassen, berührt sich also mit dem Bezirk Lobethal, läßt aber sonst das Gebiet der Basler frei. Eine katholische Niederlassung am Kamerunberge, Engelsberg, soll, wie die dem Reichstage übergebene Denkschrift ausdrücklich erklärt, nur zu Erholungszwecken dienen. Eine so mutig vorwärtsstrebende Mission wie die Basler will natürlich nicht an der Küste bleiben, sie dehnt sich nach dem Innern aus, und es ist manchmal wunderbar, wie hier der Weg ganz ohne Zuthun der Missionare von Gott gewiesen wird. So hatten z. B. Händler nach Mangamba im Abolande die Kunde vom Evangelium gebracht. Ein Häuptlingssohn, Koto, fing an, den Namen Gottes zu verkündigen. Man rief Missionare, die die freundlichste Aufnahme fanden; ein Verein „Die Männer Gottes" bildete sich, seine Mitglieder entsagten dem Götzendienst, nahmen den Glauben an einen Gott an und heiligten den Sonntag. Eine Kapelle wurde erbaut. Freilich brach 1893 offene Empörung der Heiden gegen die Christen aus, man drang in die Kapellen hier und an anderen Plätzen der Umgegend ein, mißhandelte die Christen und riß ihnen die Kleider vom Leibe. Aber diese ließen alles ruhig über sich ergehen, und gerade ihr Verhalten trug nun zur weiteren Ausbreitung des Christentums bei. Ist das nicht ein herrliches Zeugnis einer jungen Gemeinde, die uns lebhaft an die ersten Zeiten unserer Kirche gemahnt? Die Leute in und bei Mangamba haben sich ihre Kirchenglocke selbst erarbeitet und im Laufe eines Jahres 1000 Mark an Kirchensteuer und Sonntagsopfer gegeben. Die mutigen Männer der Basler Mission, ihr Leiter Bohner, die tapferen Missionarsfrauen, die eingeborenen Helfer verdienen die höchste Anerkennung! Daß ihre Leistungen auch auf geographischem Gebiet, so u. a. die Reisen des Bruders Autenrieth, sehr bedeutend sind, wird von allen Fachmännern anerkannt. So ist hier auf allen Wegen mutiges, frisches und thatkräftiges Vordringen, und man kann nur wünschen, daß von seiten der Europäer nicht wieder solche Hinderungen bereitet werden, wie sie der „Fall Leist" ans Tageslicht gebracht hat, und daß Mittel gefunden werden, die Schnapseinfuhr zu vermindern.

Dicht neben dem alten Gebiet der Basler Mission an der Goldküste, von dem die Kamerunmission abgezweigt ist, arbeitet die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft im Lande der Evheneger, zum Teil auf englischem, zum Teil auf deutschem Gebiet im Togolande. Man hatte hier lange Jahre sehr geringe Fortschritte zu verzeichnen, die Gemeinden wuchsen äußerst langsam; erst seit kurzem mehrt sich die Zahl der Christen merklich. Der neueste Bericht sagt: „Wir hatten 1894 eine schöne Ernte in Afrika." Das Evheland liegt landeinwärts nördlich der Stadt Keta, nordwestlich von Togo und Porto Seguro, östlich des Voltaflusses; innerhalb des Landes liegt die Regierungsstation Misahöhe, aber die Grenze zwischen deutschem und englischem Besitz geht mitten durch die Stationen der Bremer hindurch. Hauptplätze der Mission sind Ho und Amedschovhe auf deutschem, Keta auf englischem Gebiet, daneben giebt es 20 Außenstationen, 14 davon im deutschen Togolande. Beschäftigt sind dort 15 Missionare, denen eine Missionsfrau und fünf ledige Schwestern in der Arbeit helfen. Die Zahl der Gemeindemitglieder mag sich auf 1500 (davon 582 auf deutschem Boden), die der Schüler auf 616 (davon deutsch 176) belaufen; Taufen sind 1894 im ganzen 277 vollzogen, mehr wie im ersten Vierteljahrhundert der Arbeit im Evhelande zusammen. Vergleicht man die Zahlen, so ergiebt sich, daß die Hauptarbeit noch auf englischem Gebiet vor sich geht. Allerdings liegt die Mehrzahl der Arbeitsplätze im deutschen

Togolande, und es läßt sich annehmen, daß in einigen Jahren auch hier die größte Zahl der Christen sich finden wird, aber vorläufig liegt das Schwergewicht noch jenseits der Grenze. Das ist auch der Grund, warum in den oberen Klassen der Stationsschulen, in der Mittelschule und im Seminar zu Amedschovhe nicht Deutsch, sondern Englisch gelehrt wird, und ist durch die geschichtliche Entwicklung erklärt; aber es wirkt befremdend und ruft den Wunsch auf Abänderung dringend hervor. Die deutsche Regierung zahlt der Mission trotzdem 1000 Mark als Beihülfe zur Schule. Für die Entwicklung der Mission ist die Trennung durch die Grenze zweifellos ein Hindernis. Als eine weitere Erschwerung muß das Eindringen der katholischen Missionare, die zum Teil in denselben Orten arbeiten, angesehen werden, und es ist sehr zu bedauern, daß der „Gesellschaft des göttlichen Worts“ der Eingang in das kleine Gebiet freigegeben wurde, obwohl neben der Bremer Mission auch noch Wesleyaner hier thätig sind. Die bisherigen Erfolge der norddeutschen Mission im Togolande sind für uns aber ein sicheres Zeichen, daß ihre Arbeit von Gott gesegnet ist, und wir teilen mit ihr die Hoffnung, daß das von ihren Sendboten gepredigte reine und lautere Evangelium sich kräftiger erweisen wird wie die Lehre der Römisch-Katholischen.

Im Gegensatz zu Westafrika waren bis 1886 deutsche protestantische Missionen in der Kolonie Deutsch-Ostafrika nicht thätig gewesen. Dagegen wirkten hier, und zwar zum Teil mit großem Erfolge, seit langem eine ganze Reihe englischer Missionen (vgl. Oktoberheft 1892 dieser Zeitschrift), und man braucht nur die Herren Harmington und Mackay zu nennen, um den Geist, der sie beseelt, anzudeuten. Als nun Ostafrika deutsch wurde, machte sich natürlich der dringende Wunsch geltend, hier deutsche Missionen eintreten zu lassen, und dieser Aufforderung sind im Laufe der letzten 10 Jahre auch 4 Gesellschaften gefolgt.

Am Kilimandscharo waren die ersten Verkündiger unsers Glaubens im Dienste englischer Mission zwei Deutsche: Krapf und Rebmann; dann folgten englische Missionare der Kirchenmission, die indes nach unliebsamen Vorgängen und auf Wunsch unserer Regierung nach der Empörung des Sultans Meli von Moschi das Land verließen. Die Leipziger lutherische Missionsgesellschaft (1836 gegründet) entschloß sich, die Lücke auszufüllen, und entsendete im Juli 1893 5 Missionare, die nach der Niederwerfung Melis durch Oberst von Schele am 30. September in Moschi anlangten und vom Chef Johannes freundlich aufgenommen wurden. Seitdem sind 2 Stationen Madschame und Mamba unter dem Dschagga-Volk eingerichtet. Die Missionare haben zuerst ihre Häuser erbaut und sind dann an die Erlernung der Sprache des Landes gegangen. Die wirkliche Arbeit hat nun begonnen. Leider sind auch hier katholische Missionare angelangt, und es ist unter Beihülfe des tüchtigen Stations-Chefs Johannes eine Abmachung erfolgt, durch welche jeder der beiden Glaubensgemeinschaften bestimmte Landschaften zugewiesen sind.

Die fast 160 Jahre alte Brüdergemeinde-Mission hat sich fast gleichzeitig mit der Missionsgesellschaft Berlin I am Nordende des Nyassa-Sees im Kondelande niedergelassen. Hier hat die Brüdergemeinde 2 Stationen auf dem Hochlande gegründet und eine Versuchsstation angelegt; 7 Brüder, zum Teil verheirathet, sind an der Arbeit. Das reich begabte Volk zeigt schon jetzt eine gewisse Empfänglichkeit für die Lehren und die Sitten der Christen. Oestlich von den Niederlassungen der Brüdergemeinde liegen die 4 Stationen von Berlin I, darunter das 1891 durch Missions-Inspektor Merensky angelegte Wangemannshöh, dann das hochgelegene Manow, Muakareri und Ikombe am See selbst. Gerade von letzterer Station lauten die Nachrichten besonders erfreulich. Der Aberglaube beginnt zu weichen, Sonntags finden sich oft hundert Eingeborene zum Gottesdienst ein, auf vielen gut besuchten Predigtplätzen am See wird Gottes Wort zahlreichen Hörern verkündigt. Hier im Kondelande scheint wirklich schon jetzt nach wenigen Jahren der Erfolg sich zu zeigen. Zur Zeit sind 5 ordinierte und 3 nicht ordinierte Brüder am Nyassa thätig. Unter Merenskys Leitung ist dort Großes geleistet;

auch der frühere Gouverneur Oberst von Schele berichtete nach einem dorthin unternommenen Zuge: „Es kann nur im höchsten Maße anerkannt werden, was sie in der kurzen Zeit ihres Dortseins schon geleistet haben. Ueberall sind gesunde Steinhäuser gebaut, Kulturanlagen gemacht, und das Verhältnis zu den umwohnenden Einwohnern ist ein vorzügliches."

Näher an der Küste hat sich die erst 1886 entstandene Missionsgesellschaft Berlin III niedergelassen. Sie widmet sich neben der eigentlichen Missionsthätigkeit auch der Krankenpflege in größerem Umfange in ihren Krankenhäusern in Dar-es-Salaam und Tanga und hat die geistliche Versorgung der Deutschen in diesen Städten auf sich genommen. Im Innern hat sie westlich Dar-es-Salaam die Station Kisserawe (Hoffnungshöhe), wo der oft genannte Bruder Greiner schon eine kleine Christengemeinde gesammelt hat, und wo eine Sklavenfreistätte eingerichtet ist, deren Insassen freilich viel Not gemacht haben. Westlich Tanga in den schönen Waldbergen von Usambara liegen die Stationen Hohenfriedeberg bei Mlalo und Bethel bei Mtai. Auch in Hohenfriedeberg ist schon eine Christengemeinde. Hier meldeten sich 1894 auf einmal 9 junge Männer als Täuflinge, und fünf von ihnen konnten auch getauft werden, den vier anderen wurde der Widerstand der Verwandten zu stark, sie ließen von ihrem Vorhaben ab. In Bethel sind die Gottesdienste gut besucht, wenn auch nicht gleichmäßig, eine Gemeinde ist hier noch nicht gebildet. In dem aufstrebenden Hafenplatz Tanga selbst leitet Bruder Krämer die Arbeit, der gerade hier auf viel Widerstand stößt; er versucht auch durch sonntägliche Predigten, durch Marktpredigten, durch Gespräche u. s. w. die Leute aus ihrer „stumpfen Gleichgültigkeit" zu wecken — eine große und schwere Arbeit. Dabei liegt ihm und seiner Frau die Sorge über die kleine in der Nähe der Station angesiedelte Christengemeinde ob, die Leitung des Krankenhauses, für das er die zum Bau nötigen Geldmittel in Tanga unter den Deutschen selbst gesammelt hat, die Abhaltung der sonntäglichen Gottesdienste für die in Tanga wohnenden Deutschen. Eine sehr große Thätigkeit, die uns für einen Mann mit seiner Frau zu groß dünkt. Nicht immer erleichtern ihm unsere Landsleute die Arbeit. „Leider", so sagt der Bericht der Missionsgesellschaft, „gab der Wandel manches Europäers zur Klage Anlaß und gereicht selbst Heiden und Muhammedanern zum Anstoß." Am Schluß des Jahres 1894 standen von Berlin III in Ostafrika in Arbeit: 10 Missionare, davon 4 verheirathet, 5 Diakonen, 2 Schwestern und ein eingeborener Gehülfe. Getauft wurden 1894 20 Heiden, seit Beginn der Arbeit 45.

Die äußeren Erfolge der 4 in Ostafrika arbeitenden deutschen evangelischen Missionsgesellschaften sind, wie das bei der Kürze der Zeit auch gar nicht anders möglich ist, noch nicht bedeutend, aber überall ist ein fester Grund gelegt, die Bildung von Gemeinden hat begonnen. In Kolonialkreisen ist oft die katholische Mission, die ja gerade in Ostafrika seit langer Zeit vertreten ist, der evangelischen gegenüber gerühmt, namentlich die Bagamoyo-Mission (du St. Esprit et du Saint Coeur de Marie) erntete überschwängliche Lobsprüche. Dagegen muß kräftig betont werden, daß trotz der langjährigen Arbeit der schwarzen und weißen Väter von wirklichen Gemeinden unter den Eingeborenen gar keine Rede sein kann, und daß es schwerlich die Aufgabe der christlichen Mission ist, schöne Gärten und Versuchs-Plantagen anzulegen, wie das die Katholiken in Bagamoyo gethan haben. Vergleicht man gar die Leistungen der englischen Mission mit denen der Katholiken, so springt das Uebergewicht der ersteren sofort in die Augen. Wir brauchen uns also in keiner Weise durch die oft oberflächlichen Urteile einzelner Reisenden beunruhigen zu lassen, sondern können fest darauf vertrauen, daß die evangelischen Missionare in Deutsch-Ostafrika ebenso gut zur Ehre Gottes wirken werden, wie ihre Brüder am Kap, in Südwestafrika, in Kamerun und Togo. —

Die Mission unter den Heiden kann nur Fortschritte machen, wenn sie aus der Heimat durch Gebet, durch Aussendung von Helfern und durch Geld unterstützt wird. 1893 gab Deutschland seinen evangelischen Missionen 3 Millionen Mark, England

24 Millionen! Wir sandten etwa 500 Missionare, England über 1600 jährlich aus! Auch Amerika hat mehr wie wir geleistet. Also mehr Missionare, mehr Geld! Fast alle unsere Missionsgesellschaften arbeiten mit Fehlbeträgen. Wir glauben diese Mahnung um so mehr aussprechen zu müssen, weil es nicht unwahrscheinlich ist, daß die englische Universitätenmission ihre Sendboten aus Deutschostafrika zurückziehen wird, ob aus nationalen oder anderen Gründen, ist uns nicht bekannt. Geschieht es, so entsteht für unsere Missionsgesellschaften die unabweisbare Pflicht, die verlassenen Posten zu besetzen, die bisherigen Aufgaben erweitern sich, die Kosten steigen. Aber auch bei dem jetzigen Umfange unserer Missionen ist thatkräftige Unterstützung Christenpflicht. Jede, auch die kleinste Gabe wird willkommen sein. Ebenso sehr wie Geld fehlen auch Missionare. Möge doch jeder, der den Beruf in sich fühlt, dem Drange nachgeben und an dem großen Werke mitarbeiten, mitkämpfen als Streiter Christi in dem gewaltigen Kampf zwischen Christentum und Islam, der in Afrika jetzt geführt wird.

Zuschriften.

Die geistliche Schulaufsicht.

Meine Bemerkung im Märzhefte S. 317, daß Herr Pastor Zillessen und der verstorbene Rektor Dörpfeld für Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht thätig gewesen seien, und daß die von diesen geplante Neuordnung der Schulleitung sich nicht durchführen lasse, hat zwei Lehrer zu längeren Erörterungen in diesen Heften veranlaßt, welche unter persönlichen Angriffen für den Umsturz auf dem Gebiete der Schulleitung Propaganda zu machen suchen. Der Ruf: „Fort mit der geistlichen Schulaufsicht, denn die Geistlichen sind im Vergleich zu den Volksschullehrern zur Leitung unfähig," durchzieht jene Erörterungen wie ein roter Faden. „Die protestantischen Pastoren", sagt die Magdeburger „Volksstimme" Nr. 157 vom 9. Juli d. J., „leben in einem engen, beschränkten Gesichtskreis ohne Erfahrungen, in einem naiven Idealismus und ohne eine Vorstellung von der wirklichen Welt." Welch eine Freude muß den socialdemokratischen Führern die Behauptung der beiden Lehrer bereiten, daß sie trotz ihres kirchlichen Eifers und ihrer Freundschaft mit Pastoren diese zur Schulaufsicht für ungeeignet halten. Nicht minder wird sich der Lehrer an den Erörterungen ergötzen, welcher in seinem bei Ad. Thiele in Leipzig-Wurzen kürzlich erschienenen Pamphlete: „Die Volksschullehrer ꝛc." S. 110—113 an einigen der „Preußischen Lehrerzeitung" entnommenen Beispielen die Unfähigkeit der Geistlichen glaubt nachgewiesen zu haben. Nachdem vor nicht langer Zeit in einer bei Bertelsmann in Gütersloh gedruckten Schrift derartige Angriffe der Lehrer auf die Pastoren beleuchtet sind, erscheint es überflüssig, die Behauptungen der beiden Lehrer richtig zu stellen oder auf die geringen pädagogischen Kenntnisse und Leistungen nicht weniger Lehrer trotz ihres dreijährigen Seminarkursus zu verweisen. Die Theologen haben an den Hochschulen wie in ihrem Berufe zur Erwerbung pädagogischer Kenntnisse und Fähigkeiten reichlich Gelegenheit. Es ist auch im Märzhefte betont worden, daß zur methodisch-technischen Schulleitung gewisse Qualitäten im Interesse der Schule vorausgesetzt würden, welche ein gewissenhafter Schulinspektor sich eventuell im Amte nachträglich aneignen müsse, wenn ihm früher dazu die Gelegenheit gefehlt haben sollte. Wer das damals Gesagte noch lesen will, begreift schwerlich, wozu Aussprüche des Predigers Flashar, des Propstes Nitzsch, des Pfarrers Potz, Kohlrausch, Strack, Harnisch ꝛc. im letzten Hefte S. 742—743 dienen sollen. Multum peccatur intra et extra muros. Die Hauptsache wäre doch, daß Geistliche und Lehrer die Vertiefung pädagogischer Studien förderten und sich einander zur Weiterarbeit auf dem

Gebiete der Schule ermutigten, da die einen wie die anderen sowohl durch ihren Beruf wie auch meistens durch Neigung auf den Betrieb der Pädagogik angewiesen sind. Aber die beiden Lehrer, welche in diesen Heften für Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht plaidieren, wollen keinen Wettbewerb, sondern in der Schule, an der doch außer dem Staate auch die Kirche und das christliche Elternhaus ein Interesse haben, allein herrschen.

Dr. H. Gebhardt sagt in seinem Buche: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" S. 287: „Die Bedeutung, welche der Geistliche sonst für die Bauern hatte, hat er bis auf geringe Ueberreste verloren . . . Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist alles, was er noch von polizeilicher Gewalt hatte, auf den Schultheißen übergegangen . . . Die Verwaltung der Kirchen- und Pfarrlehnsrechte ist staatlichen Behörden übertragen, das Armenwesen ist ihm entzogen. In der Schule hat er nichts oder fast nichts mehr zu sagen. Das Civilstandsgesetz hat der weltlichen Macht der Geistlichen vollends den Garaus gemacht. Warum man den Pfarrern alle die früheren Geschäfte abgenommen hat, versteht das Landvolk natürlich nicht, wohl aber ist wenigstens durch einzelne unter den Aenderungen, soweit sie den Leuten schon zum klaren Bewußtsein gekommen sind, das Ansehen des geistlichen Standes im Volke gewaltig ins Sinken geraten. Wehe, wenn die Bauern erst ganz dahinter gekommen sind, was für eine Stellung der Pfarrer im liberalen Staate einnimmt, daß er nur der vom Staate angestellte Beamte ‚minderer Ordnung' ist, welcher die allenfallsigen religiösen Wünsche der Staatsbürger je nach Belieben des Einzelnen in seiner Art befriedigen soll."

Die beiden Lehrer werden mit der Verdrängung des geistlichen Standes von einer Position nach der anderen einverstanden sein, doch wollen sie ihm noch den Vorsitz in der sogenannten Schulpflege überlassen. Das Amt des Vorsitzenden würde hauptsächlich darin bestehen, für den Gehalt und die Wohnung der Lehrer, für Reinigung, Heizung und Instandhaltung der Schule ꝛc. zu sorgen, während er die eigentliche Schulleitung, die methodisch-technische Inspektion einem sogenannten Fachmanne, d. h. einem Lehrer überlassen soll. Für solche Bescherung wird jeder Pastor danken. Diese Aeußerlichkeiten wird er gern anderen überlassen, auch wenn versucht werden sollte, in langen Artikeln und Broschüren die große Bedeutung des Vorsitzes der Zukunfts-Schulpflege in allen Farben zu schildern.

„Was geht es die Kirche an", fragt ein Lehrer S. 749, „nach welcher Methode der Lehrer rechnen, lesen, schreiben läßt? Das sind doch rein technische Fragen, die nicht der Theologe, sondern der Pädagoge zu beurteilen hat." Solche Redensarten hat man in den 70er Jahren überall dort, wo Simultanschulen eingeführt werden sollten, bis zum Ueberdrusse anhören oder lesen müssen. Also das Rechnen, Lesen und Schreiben eines Volksschülers kann von einem Theologen nicht beurteilt werden, obwohl dieser zumeist auch eine Volksschule besucht, eine höhere Schule absolviert, an der Universität pädagogische Vorlesungen gehört und vielfach auch Unterricht gegeben hat?! Wie steht es denn mit dem Religionsunterrichte in der Volksschule? Nimmt er die erste Stelle ein? Ist das Rechnen, Lesen und Schreiben etwas so Schwieriges, daß der Theologe dafür kein Sensorium hat, dann muß auch die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts nur den Lehrern als sogenannten pädagogischen Fachleuten übertragen werden. Ist aber der Theologe nur zur Beaufsichtigung des Religionsunterrichts gut genug, dann muß der Religionsunterricht den Kindern als ein minderwertiger Gegenstand erscheinen. Mir scheint, daß derjenige, welcher den Religionsunterricht kennt, auch mit einiger Mühe die anderen Unterrichtsgegenstände beurteilen lernen kann, da jener der schwierigste ist und eine Reihe anderweitiger Kenntnisse voraussetzt.

S. 745 wird wieder einmal auf die große Abneigung der meisten Lehrer gegen die geistliche Schulinspektion hingewiesen. Diese Zahl soll viel größer sein, als ich anzunehmen scheine. Vor mir liegt „Die Schulpflege. Monatsblätter des Vereins der

Rektoren Berlins und der Provinz Brandenburg Nr. 2 vom 10. Juni 1895." Die Redaktion bemerkt dem Lehrer Böhm in Mittenwald, welcher sagt: „Die Mehrzahl der Lehrer ist der Meinung, die Lokal-Schulinspektion sei überflüssig und müsse daher ganz beseitigt werden," Folgendes: „Viele Lehrer sind der entgegengesetzten Meinung, daß nämlich die geistliche Lokalschulinspektion beibehalten werden müsse, freilich aus Gründen, die für die Geistlichen keine Ehrung einschließen. In einer Sitzung der freien Konferenz zu Spandau vom vorigen Jahre sprach ein Lehrer ohne Rückhalt seine Meinung dahin aus: ‚Wir brauchen die geistliche Lokal-Schulinspektion vorläufig noch als ein Bollwerk gegen die Rektoren.' Diese Meinung erfuhr in der stark besuchten Versammlung — es mögen 60 bis 70 Lehrer anwesend gewesen sein — keinen Widerspruch, dagegen stimmten mehrere Redner zu; einer derselben bezeichnete das gegenwärtige Rektorat als Paschawirtschaft." Und diese „Paschawirtschaft" kommt überall hin, wenn die von den beiden Lehrern geforderte Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht erreicht worden ist.

S. 744 wird die Regierung in Schutz genommen gegen den u. a. auch von Harnisch erhobenen Vorwurf, daß sie die Lehrer ungeahndet die geistlichen Schulinspektoren in Presse und Versammlungen beschimpfen lasse. Die Pastoren haben ja keine Examina gemacht, wie die Gymnasialdirektoren und Schullehrer, ihr Aufsichtsamt ist eine fortwährende Kränkung der Standesehre der Lehrer, folglich kann die Regierung den unzufriedenen Lehrern das Schimpfen nicht verbieten. Zur Abwechslung werden S. 744 auch Juristen und Mediziner herbeigeholt, um die Unzufriedenheit der Lehrer zu entschuldigen, obwohl der Jurist und Mediziner keinen Religionsunterricht giebt und an der Erziehung der Schuljugend nicht wie der Theologe beteiligt ist. Uebrigens besteht meines Wissens die Mehrzahl der Räte der Provinzialschulkollegien aus Juristen, die vom Schulwesen nach Meinung der beiden Lehrer nichts verstehen, da sie keine Lehrerprüfung gemacht haben. Das Uebergewicht der Juristen in der höheren Schulleitung ist so groß, daß die methodisch-technisch gebildeten Schulräte häufig in Schulverwaltungsfragen überstimmt werden. An der Spitze der evangelischen Landeskirche Preußens, an der Spitze der Konsistorien stehen Juristen. Das mag in manchen Fällen ein Uebelstand werden können, aber ich sehe nicht ein, warum unter Theologen oder Gymnasiallehrern „dieselbe Unzufriedenheit wie unter den Volksschullehrern herrschen" sollte, wenn ihnen ein Jurist als Oberer vorgesetzt wird. Im socialen Leben lassen sich die einzelnen Stände nicht wie indische Kasten von einander absperren. Manche Lehrer machen ja auch zuweilen Exkursionen ins theologische oder auch ins philosophische Gebiet, obwohl sie kein examen philosophicum bestanden haben.

Gegen die Behauptung auf S. 744, daß ich den Lehrerstand angegriffen hätte, protestiere ich und weise sie als eine Verleumdung zurück. Ich habe nicht bloß an einem Lehrer-Seminar eine Zeitlang unterrichtet, sondern auch später eine Anzahl junger Leute für den Lehrerberuf vorbereitet. Schon aus diesem Grunde lege ich gegen eine solch leichtfertige Behauptung Verwahrung ein.

Die Hetzerei gegen die geistliche Schulaufsicht hat eine zwiefache bedauerliche Folge, erstens daß vielen Geistlichen, denen für ihr „in sich unhaltbares" (wie wir S. 746 belehrt werden) und mit persönlichen und materiellen Opfern ohne irgend welche Remuneration verbundenes Nebenamt noch besondere „Prüfungen" zugemutet werden, jedes weitere pädagogische Wirken und Studium verekelt wird, und zweitens daß die Verrohung der Jugend zunehmen muß, wenn das geistliche Amt nach so vielen Einbußen auch seitens der Lehrer seines Einflusses beraubt und in die Sakristei verwiesen wird. Schließlich ist gar nicht abzusehen, was für ein konservatives Interesse dazu treiben könnte, Lehrer und Schüler gegen die geistliche Schulinspektion mit allerlei Vorurteilen zu erfüllen und den einen das Gehorchen und den anderen die Leitung zu erschweren.

Dr. R.

Zur Reform des Irrenrechts.

Im Verlage von Wiemann in Barmen erscheint demnächst ein wichtiges Buch:

Zur Reform des Irrenrechts. Elf Leitsätze zur Besserung der Irrenfürsorge und Beseitigung des Entmündigungsunfugs, im Auftrage einer am 21. November 1894 in Göttingen zusammengetretenen Vereinigung mit Begründung herausgegeben von Professor Dr. v. Kirchenheim-Heidelberg und Rechtsanwalt Dr. Reinartz-Düsseldorf. Preis 1 Mark.

In dem Vorwort des Buches, dessen erster Bogen uns vorliegt, heißt es:

„Die Bestrebungen zur Verbesserung der Irrengesetzgebung und der Irrenpflege sind seit dem verflossenen Jahrzehnt sowohl seitens der berufsmäßigen Psychiatrie, wie seitens der Verwaltungs- und Justizbehörden mit einem Gleichmut zurückgewiesen worden, der allgemach das Mißtrauen immer weiterer Kreise wachzurufen geeignet war. Der Grundsatz: „Quieta non movere“ erschien als der Leitstern der einer Verbesserung des Irrenwesens widerstrebenden Psychiatrie und Verwaltungsgepflogenheit, welche beide in dem gegen frühere Zeiten Errungenen bereits das zu erstrebende Ziel erreicht zu haben erklärten.

Da die mehr und mehr in die Oeffentlichkeit dringenden Fälle weitere Kreise beunruhigten, traten eine Reihe unabhängiger Männer am 21. November 1894 in Göttingen zu einer Konferenz zusammen, deren Ergebnis die folgenden Leitsätze waren. Die Unterzeichneten, mit der Begründung dieser Sätze betraut, haben diese (unter Neutralisierung einzelner persönlicher Ansichten) in einer Weise zu geben versucht, daß sowohl die geeigneten Grundsätze für eine Gesetzgebung geschaffen sind, als auch die Darstellung für weitere Kreise verständlich ist.

Wir verlangen einen größeren Schutz der persönlichen Freiheit. Nicht juristische und medizinische, sondern die praktischen Gesichtspunkte der erwiesenen Hülflosigkeit sollen bei der Entscheidung über jede Entmündigung wegen Geisteskrankheit und über jede Internierung in einer Irrenanstalt ausschlaggebend sein. Wenn es sich nicht um einen plötzlich in gefahrdrohender Weise hervortretenden Ausbruch von Geistesstörung handelt, soll die Entscheidung in die Hand einer Kommission unabhängiger Männer gelegt werden, die das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen und die ein frivoles Intriguenspiel interessierter Personen leichter erkennen werden, als dies den Aerzten und Juristen möglich zu sein scheint. In den erwähnten dringenden Notfällen der plötzlichen sofortigen Ueberführung in ein Irrenhaus wird eine nachträgliche Prüfung stattzufinden haben. Endlich halten wir eine schärfere Kontrolle der Irrenanstalten, insbesondere der privaten, für dringend geboten. Da gegen eine solche Reform eine starke Strömung vorhanden ist, so müssen wir auf die öffentliche Meinung zu wirken suchen, denn sie ist größtenteils noch blind gegen die Gefahren, vor denen bei irgend welchen Kollisionen doch niemand sicher ist. Alle politischen Parteidifferenzen haben bei dieser Sache zurückzutreten. Es handelt sich einfach um einen Schutz gegen die brutale Gewalt, es handelt sich darum, Zustände zu beseitigen, die man — nach Ausspruch eines Sachverständigen — in keinem Winkel von Europa für möglich gehalten hätte. Niemand hätte es vor wenigen Jahren geglaubt, wenn man ihm von den Peinigungen der Alexianer erzählt hätte, wenn man ihm berichtet hätte, wie da Hunderttausende von Mark unter den Augen einer preußischen Vormundschaftsbehörde verschwendet werden oder dort in einem „Musterstaate“ eine arme Entmündigte zwar in ihren Vermögensverfügungen nicht beschränkt wird, aber fünf Jahre hindurch ohne Fürsorge bleibt und nicht zu ihrem eigenen Bett gelangen kann. (Bad. Landpost 1895, Nr. 142.) Wer die über 80 Fälle, die wir anführen, in ihren Einzelheiten kennen gelernt hat, wird ebenso wie der, der nur flüchtig diese Tabelle durchsieht, einen traurigen Einblick in eine Fülle menschlicher Niederträchtigkeit bekommen, wie er sie nicht geahnt hat! Aber nicht das ist das Schlimme. Juristen, Mediziner und Theologen haben viel mit menschlichem Elend und menschlicher Sünde zu thun. Das Bedauerliche aber hier ist die Gewissenlosigkeit der Behörden, die Nachlässigkeit der unteren Behörden und die Hartnäckigkeit der oberen, wenn sie um Hülfe angegangen werden.

Darum ist es eine sittliche Pflicht, gegen die „Korruption“ dieser Art aufzutreten und wir fordern alle Ehrenmänner ohne Unterschied des Standes, der Konfession und der Partei auf, uns zu unterstützen, uns ihre Zustimmung auszusprechen, und Fälle mitzuteilen. Dann wird vielleicht schon, ehe die „Erwägungen“ der Regierung sich zu gesetzgeberischen Maßnahmen verdichten, etwas geholfen sein. Die Sätze unserer Verfassungen von der „Garantie der persönlichen Freiheit“ sind ohne Ausführung in Sondergesetzen hohle Phrasen. Hat man sie in strafprozessualer Hinsicht auszuführen versucht, so verlangen wir auch auf diesem Gebiete eine Habeas Corpus-Akte! Die Richter, die fortwährend in ihren Erkenntnissen den Wahnsinn damit begründen, daß sie den „Mangel der Krankheitseinsicht“ als Symptom hinstellen, müssen endlich von dem Mangel der Einsicht in ihre Wahnideen geheilt werden. Das Querulieren der Behörden muß aufhören, der Entmündigungsunfug als ein Unfug allergröbster Art bestraft werden, der Formalismus und Mechanismus muß insoweit verschwinden, als er nur dazu dient, Fehler zu verhüllen und Rechte zu verkürzen. Juristen, Aerzte und Aufsichtsbehörden müssen sich wieder zu praktischer Scharfsichtigkeit und zu einer höheren sittlichen Auffassung erheben. Das walte Gott.

Im Juli 1895. v. Kirchenheim. Reinartz.“





Neue Schriften.

1. Politik.

— **Der Maximalarbeitstag im Bäcker- und Konditorengewerbe.** Von Dr. Karl Oldenberg, Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Sonderausgabe aus Schmollers Jahrbuch, N. F., Bd. XVIII, Heft 3, Abt. 2. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1894. VII und 212 S.

Ein Buch von 200 und mehr Seiten lesen bloß über Backen und Bäcker — das ist wohl etwas viel verlangt! Dazu muß man selber Bäcker, Bäckergeselle oder Bäckergenosse sein oder sonst ein sonderbarer Heiliger! Als ich einmal einer kranken Dame die Novelle Psyche von Schmitthenner empfahl, deren Heldin freilich die Tochter einer Waschfrau ist, bekam ich hinterher auf meine Frage nach dem Eindruck der Lektüre die Antwort: „Ein recht nettes Buch — gewiß — aber es spielt in so niederen Kreisen." Das thut nun allerdings Oldenbergs Studie auch, denn es handelt nicht von den behäbigen Bäckermeistern (oder doch nur beiläufig und nicht immer zu ihren Gunsten!), sondern von den armen, überarbeiteten, abgestumpften, kranken und schmutzigen Bäckergesellen. Aber eben darum geht es uns alle an, denn wir essen jeden Tag, was diese Bäckergesellen uns in den Mund schieben. Hier liegt das allgemeine öffentliche und zugleich das persönlichste Interesse jedes Einzelnen an den Verhältnissen des Bäckergewerbes offen zu Tage, nicht nur für die Augen, sondern auch für die Geruchs- und Geschmacksnerven. Und das ist ein wahrer Segen! Denn bei der Mehrzahl der Gebildeten besteht keinerlei Interesse für die socialpolitisch ungeheuer wichtige Frage, ob und wie der Bundesrat von seiner Befugnis, für einzelne Gewerbe einen Maximalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter festzusetzen, ferneren Gebrauch macht. Dagegen, daß es im Bäckergewerbe geschieht, wird sich jedenfalls ein gewaltiger Sturm erheben, sobald deutlich werden sollte, daß diese Neuerung eine unliebsame Störung in alten Gewohnheiten des Publikums bedeutet. Was man dann zu Gunsten der Neuerung anführen wird, die Rücksicht auf das leibliche und geistige Wohl der Gesellen und Lehrlinge, das wird federleicht wiegen, denn wir sind in der socialpolitischen Erziehung leider viel weiter zurück als in der staatssocialistischen Gesetzgebung. Nur ein Argument kann durchschlagen: die Einsicht in den ursächlichen und notwendigen Zusammenhang zwischen Dauer der Arbeitszeit und Reinlichkeit des Backgeschäfts. Hier liegt daher für die Leser, die weder Fachleute noch auch sonst in hervorragendem Maße an der Socialpolitik interessiert sind, die große und entscheidende Bedeutung dieses verdienstvollen Werkes. Mit großer Ruhe und Umsicht, aber mit schneidender Schärfe in der Sache zeigt der Verfasser die Dinge, wie sie sind, und was man den Agitationsschriften Bebels und anderer nicht glaubt, nicht glauben wollte, indem man auf dem Wege zum Speisesaal geflissentlich nicht durch die offenstehende Küchenthüre sah, dieser wissenschaftlich begründeten Darstellung gegenüber muß sich jeder Leser sagen: es geschehen Dinge zwischen Mehlsack und Frühstückssemmel, die nach einem Maximalarbeitstag im Bäckergewerbe schreien.

Aber auch abgesehen davon, ist das Werk eine höchst anregende und lehrreiche Lektüre — auch für solche, die Bäcker weder sind noch werden wollen. Es gehört wie des Verfassers Studie „Der Kellnerberuf" zu den Schriften, die ganz vorzüglich geeignet sind, den Gebildeten in die deskriptive Nationalökonomie einzuführen und dem ziellosen Gerede von „Kathedersocialismus" ein Ziel zu setzen. Es gehört eben zu jenen wissenschaftlichen Arbeiten, die nicht allzu häufig sind, in denen die Ergebnisse umfänglicher Studien, ohne das Mindeste von dem geziemenden, vertrauenerweckenden Ernste nachzulassen, doch in einer lesbaren, zum Teil spannenden Darstellung vorgeführt werden. Wer in dieser Zeit mit Ernst beflissen ist, in der socialen Frage sich Klarheit zu schaffen, wird dem Verfasser dankbar und mit großem Gewinn folgen.

Der **Maximalarbeitstag** gehört zu denjenigen socialen Forderungen, die nicht nur in

mehreren Ländern (Oesterreich, Schweiz, Australien) gesetzliche Geltung erlangt haben, sondern die auch unter den Großindustriellen am wenigsten Widerspruch finden. Wir erhalten aus einer großen österreichischen Maschinenfabrik, aus einer russischen Papierfabrik, aus der Jalousiefabrik von Heinrich Freese in Berlin die günstigsten Berichte über die Einführung sogar des Achtstundentages. Physiologische Untersuchungen haben ergeben, „daß bei allzu langer Arbeitszeit die notwendige Ruhe im quadratischen Verhältnis wächst“. So ist es hier mehr als an anderen Punkten möglich, die einzelne Maßregel ganz unabhängig von socialen Theorien und Systemen auf ihre Nützlichkeit und Durchführbarkeit zu prüfen und jene „kritisch auswählende Methode“ zu üben, welche von den Systemknechten aller Observanzen als Kathedersocialismus verschrieen wird, und die doch im höchsten Sinne praktisch, das rechte Widerspiel der grauen Theorie ist. Mag man die sociale Frage durch ein sociales Königtum oder durch eine sociale Demokratie zu lösen vorhaben — „in der Verkürzung der Arbeitszeit hat man ein Glied einer großen Kulturentwicklung zu erblicken, welche an Stelle eines überflüssigen und schädlichen, vielfach nur gewohnheitsmäßig fortgeschleppten Druckes für breite Massen der Bevölkerung eine arbeitsfreie Zeit zum Genusse der Arbeitsfrüchte einführen will“ (J. Jastrow in Sociale Praxis, 1895, Nr. 31, Sp. 444).

Die wachsende Erkenntnis dieser Sachlage bedeutet eine wachsende Geneigtheit zu ruhiger Diskussion der Bedürfnis- und Zweckmäßigkeitsfrage ohne Rücksicht auf die etwas grobschlächtige Agitation für den Achtstundentag. Freilich vermindert sich damit die Bequemlichkeit, welche zu allen Zeiten die runde Annahme oder Ablehnung eines „Systems“ empfohlen hat. Man wird sich in die Einzelfrage vertiefen müssen, wenn man gewissenhaft Stellung nehmen will.

Der Bundesrat hat bisher von seiner Befugnis, für einzelne Gewerbe einen Maximalarbeitstag festzusetzen, nur für solche Betriebe Gebrauch gemacht, bei welchen Gefährdung durch Gifte bei übermäßiger Arbeitszeit zu besorgen ist (8. Juli 1893: Fabrikation von Phosphorzündhölzern, von Bleifarben und Bleizucker, von Cigarren). Es ist aber kein Unterschied zu erkennen, „ob jemand durch Phosphor, Blei oder Nikotin vergiftet, oder durch Einatmen von Mehlstaub und Entziehung der Nachtruhe um seine Gesundheit gebracht wird“. Oldenbergs Nachweise in dieser Beziehung sind in hohem Grade beherzigenswert und reichen in ihren Konsequenzen weit hinaus über das behandelte Gewerbe.

Auch die **Bedenken** gegen einen Maximalarbeitstag wird man auf diesem Standpunkt nicht leicht nehmen. Oldenberg selbst hat ihnen in der Socialen Praxis (1895, Nr. 31) kräftigen Ausdruck gegeben.

Aber mit Recht weist J. Jastrow ebenda auf den Zusammenhang dieser Bestrebungen mit der alttestamentlichen Sabbathsruhe hin: es ist allerdings die gleiche Linie kultureller Bestrebungen, auf welcher beides steht — der Sabbath und der Maximalarbeitstag. Und das wird für christliche Leser — auch wenn sie nichts weniger als „gesetzlich“ denken — immerhin etwas bedeuten.

Für den vorliegenden Fall des Bäckergewerbes werden die lautesten Einwände die **selbstsüchtigen** sein. Wie bekomme ich frische Semmeln, wenn mit dem Maximalarbeitstage nun gar Verbot der Nachtarbeit verbunden sein sollte? Oldenberg antwortet treffend: „Mir scheint die Annahme glaublicher, daß beim Publikum eine **geringe** Verletzung seiner Gewohnheiten Mißstimmung erzeugen wird, während ein entschiedener Eingriff mit so einleuchtender Rechtfertigung, wie es die Abschaffung der Nachtarbeit ist, vielmehr zur Stärkung des socialpolitischen Sinnes geeignet wäre. Zachte chirurgijns maken stinkende wonden. Auch der **socialdemokratischen Bevölkerung wäre es heilsam, wenn sie an ihrem Frühstücksbrot erführe, daß im deutschen Reiche ernstliche Socialpolitik getrieben wird.** Die Bäckermeister selbst würden bei der Reform nicht am schlechtesten fahren; sie gewännen ihre Nachtruhe und natürliche Tagesordnung zurück, und der gefürchtete Maximalarbeitstag könnte etwas weitere Grenzen haben, als wenn er in die Nachtstunden fällt. Das Publikum aber würde die Neuerung bald nicht mehr empfinden.“

Schließlich noch eine heitere Episode aus den Vernehmungen vor der Kommission für Arbeiterstatistik. Der **socialdemokratische** Meister Petzold aus Löbten bei Dresden erzählte von 100 befragten Gesellen, unter denen 67 kein Taschentuch besaßen, und fuhr zur größeren Ehre des **Militarismus** fort: „Die **einzige** Ausnahme in Dresden, wo es **reinlich** zugeht, ist die Militärbäckerei. Das ist die reinlichste Bäckerei in Dresden. Da kommt, ehe die Soldaten zur Arbeit antreten, der Backmeister oder der Sergeant und sagt: „erst muß jeder sein Taschentuch zeigen, ob es auch rein ist“.

Wi.

— **Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh.** Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit Bildnis. (Stuttgart, Verlags-Anstalt.) 1895. 380 S. Preis 8 M.

Ein interessantes Memoirenwerk, an dem diejenigen nicht vorbeigehen dürfen, welche die Geschichte von 1848—1879 kennen lernen, oder gar schreiben wollen, speciell die parlamentarische Geschichte. Hans Viktor von Unruh, geb. 1806, war der Sohn eines preußischen Generals, der in den Freiheitskriegen mitgekämpft hat. Er schlug die Bau-Carriere ein und wurde zunächst Baubeamter bei verschiedenen Regierungen; später trat er zur Privat-Industrie über und widmete sich lange Zeit dem Eisenbahnbau, bis er endlich noch in Berlin Direktor der großen (Pflugschen) Fabrik für Eisenbahnbedarf wurde. Trotz seiner Herkunft aus dem preußischen Militäradel schloß Unruh sich politisch nicht der konservativen Rechten, sondern zeitweise sogar der äußersten Linken an. Er wurde als Vertreter anfänglich der Demo-

kratie, später der Nationalliberalen ein hervorragender Parlamentarier, der sowohl gesetzgebenden Versammlungen, wie Parteien und Fraktionen mit großem Geschick präsidiert hat. Daß wir an zahllosen Stellen dieser Selbstbiographie unsere Fragezeichen gemacht haben und vieles ganz anders beurteilen, als Unruh, versteht sich von selbst. Gleichwohl müssen wir sagen, daß das Buch für den Verfasser einnimmt und uns oft an den bekannten französischen Spruch tout comprendre, c'est tout pardonner erinnert hat. Die Gegner Unruhs im konservativen und reaktionären Lager haben so viele und so schwere Fehler gemacht, daß die Vertreter der Linken ein sehr begründetes Anrecht auf Zubilligung mildernder Umstände geltend machen können. Republikaner ist Unruh übrigens nie gewesen, auch niemals Vertreter ungesetzlicher Maßregeln, sondern stets Royalist geblieben; ja man kann sagen, daß er an festem gesetzlichen Sinn weit höher steht, als manche seiner Gegner. Allerdings ist er bis in sein Alter befangen geblieben in einem einseitigen Liberalismus. Von einem christlichen oder kirchlichen Standpunkt des Verfassers ist weder positiv noch negativ die Rede. Nur daß einmal ironische Bemerkungen über den „frommen" Oberpräsidenten von Senfft-Pilsach fallen. — Auf Seite 145 findet sich die Angabe, daß Herr von Kleist-Retzow als Oberpräsident der Rheinprovinz vom Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm I.) entlassen worden sei, weil er den Prinzen auf seiner Reise polizeilich überwacht habe. Soviel wir wissen, war nicht das der Grund, sondern das schlechte Verhältnis Kleist-Retzows zur Gemahlin des Prinzen in Koblenz. — Sehr zutreffend ist, was der vormalige Demokrat Unruh über das ihm viel zu demokratische gleiche Wahlrecht sagt: „Es ist nach meiner Ansicht eine Eigentümlichkeit Bismarcks, daß er ein ganz gefährliches Mittel ergreift, wenn er dadurch sein nächstes Ziel zu erreichen hofft. Er fühlt in sich die Stärke, die Gefahr, die er heraufbeschwört, zu beherrschen. Ob dies auch seinem Nachfolger gelingen wird, scheint seinen Entschluß nicht zu alterieren. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß die Proklamation des allgemeinen gleichen Wahlrechts zunächst den großen Zwecken Bismarcks entschieden förderlich war. Es fragt sich nur, was in Zukunft daraus werden soll? Man denke sich, daß in Deutschland ein radikales Parlament gewählt wird, mit dem die Reichsregierung in Konflikt gerät; ferner, daß eine oder mehrere Auflösungen dasselbe Resultat ergeben. Was dann?" — Sehr häufig berührt Verfasser die Frage, ob Bismarck früher konservativ gewesen und später liberal geworden, oder ob er immer konservativ geblieben, und er entscheidet sich für letzteres. Unseres Erachtens ist Bismarck niemals grundsätzlich konservativ gewesen, liberal allerdings auch nicht, sondern ein kluger, aber grundsätzlicher Opportunist, der von Fall zu Fall operiert hat. — S 294 behandelt Verfasser die Kandidatur Hohenzollern für den spanischen Thron und Bismarcks Anteil daran. Soviel wir wissen, ohne es freilich beweisen zu können, ging die Kandidatur keineswegs von Bismarck, sondern im Gegenteil von Bismarcks Gegnerin, der Königin Augusta, aus, oder wurde doch von ihr gefördert. — Gegen den Schluß hin (S. 350 ff.) zeigt sich Verfasser, was bei seinem Beruf freilich kaum verwundern kann, als Manchestermann von größter Einseitigkeit. Der Minister Delbrück ist ihm infolgedessen auch der Inbegriff aller volkswirtschaftlichen Weisheit, eine „seltene Persönlichkeit". Die Anmerkungen des Herrn von Poschinger geben manchen dankenswerten Hinweis, freilich auch manchen überflüssigen. Sie bemühen sich z. B., überall, wo Unruh an dem Fürsten Bismarck eine oft sehr berechtigte Kritik übt, den Nachweis zu führen, daß Unruh klug, aber Bismarck doch noch klüger gewesen sei. Das Wunderbarste an Bemerkungen leistet Poschinger S. 361, wo er Bismarck gegen den Vorwurf verteidigen will, daß dieser die socialdemokratische Partei anfangs gegen die Liberalen begünstigt habe. Dabei wird der revolutionäre Jude Lassalle als „ein guter preußischer Royalist" bezeichnet. Eine größere Naivität ist wohl selten geschrieben worden. — Aber abgesehen von allen Ausstellungen im einzelnen: das Buch wird stets ein ebenso wichtiger als interessanter Beitrag zur Geschichte der Aera Bismarck bleiben.

D. v. O.

— **Die Bedeutung des Nord-Ostsee-Kanals.** Zur Erinnerung an die Eröffnung des Kanals von M. **Kriele**, Dr. rer. polit. Mit einer Karte. (Braunschweig 1895, A. Limbach.) 1,50 M.

Geschichte und Bauplan, Aufgaben in allgemeiner, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht, Stellung des Kanals unter den großen Kanälen der Erde sind auf 68 Seiten kurz, sachlich und zutreffend besprochen. Der Kanal hat am denkwürdigen 20. Juni seine Brauchbarkeit erwiesen, auch die technische Ausführung der großartigen Schleusen, Hochbrücken u. s. w. wird allgemein als vorzüglich bezeichnet. Wie stark er aber benutzt werden, ob er neue Dampferlinien hervorrufen, den Verkehr zwischen Nord- und Ostsee steigern, ob er sich rentieren wird u. s. w., ist noch ganz ungewiß, und erst nach Jahren wird voraussichtlich auf diese Fragen eine einigermaßen zutreffende Antwort gefunden sein. Das Krielesche Buch bespricht auch diese und andere Angelegenheiten wirtschaftlicher Art mit Sachkenntnis und auf Grund guter Quellen, so daß es zur Orientierung empfohlen werden kann.

v. H.

2. Kirche.

— **Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters** dargestellt von Dr. theol. Wilh. **Walther**, Pfarrer. Dritter (Schluß-) Teil. Mit 9 Kunstbeilagen. (Braunschweig, H. Wollermann.) 1892. Sp. 437—766. Preis 12 M.

Die beiden ersten Teile dieses gelehrten Werkes, dessen Verfasser nunmehr die Rostocker

Professur für Kirchengeschichte übernommen hat, sind früher (Jahrg. 1892, S. 887) angezeigt worden, und der Charakter des Ganzen dabei geschildert, es sei nun hier noch auf den Schlußteil aufmerksam gemacht. Derselbe enthält zunächst die ausführliche Beschreibung und Beurteilung hochdeutscher Handschriften einzelner Bibelteile und dann die niederdeutschen Arbeiten. Dann wird ein für den Nichtforscher besonders interessanter Abschnitt: Resultate, hinzugefügt. Wir erhalten hier eine zusammenfassende Darstellung der Einzelergebnisse in betreff Verbreitung der deutschen Bibel, Urheber, Leser u. s. w. Nach der Vorbemerkung des Verfassers, daß er dem Streben nach objektiver Sicherheit den Wunsch nach interessanter Darstellung opfern wolle, sind wir um so angenehmer überrascht, als wir hier einen hochinteressanten Einblick in die Arbeit des Historikers erhalten, der durch die peinlichste Beobachtung gering erscheinender Einzelheiten in völlig dunkle Gebiete einiges Licht zu werfen versucht. Wie der Verfasser darin recht hat, daß „auch ein Protestant dem Mittelalter warmes Interesse schenken muß, in welchem zuerst vereinzelt und dann in weiteren Kreisen so an Schaffung einer deutschen Bibel gearbeitet ist", so hat er das Verdienst, durch diese Frucht seiner mühevollen Studien solches Interesse geweckt und, so weit es zur Zeit möglich, befriedigt zu haben. Die Ausstattung, sowie die Ausschmückung durch Illustrationen sind auch bei diesem Bande mustergültig. Wt.

— Göttliche Stimmen aus Babylon. Die Weissagungen des Propheten Daniel ausgelegt in Vorträgen von Dr. J. A. Seiß. Frei nach dem Englischen. Mit einem einleitenden Vorworte von Ernst Mühe. (Berlin, Rehtwisch & Langewort.) 1895. 277 S. Pr. 3 M.

Professor Seiß ist, soviel wir wissen, Präsident der Pennsylvania-Synode, also des amerikanischen Kirchenkörpers, welcher als Glied des umfassenden General-Konzils in seiner ganzen Lehrhaltung unserer deutschen lutherischen Landeskirche am nächsten steht. Während vor etwas mehr als 100 Jahren Pennsylvanien ein fast ausschließlich von Deutschen bewohnter Staat war und während infolge dessen nach dem Unabhängigkeitskriege das Deutsche die offizielle Kirchensprache wurde, haben sich die Verhältnisse jetzt doch völlig geändert. Das Englische wiegt vor und daher müssen auch solche Theologen, wie Seiß, Späth, Mann u. A., die ihrer Herkunft und Bildung nach ganz deutsch sind, um ihrer Landsleute willen englisch schreiben. So merkt man auch in vorliegender Schrift allenthalben die Beeinflussung durch unsere deutsche gläubige Theologie, dennoch aber ist es englisch geschrieben und seine Bekanntschaft mußte uns erst durch eine recht geschickt gearbeitete Uebersetzung, die zum Besten des „Kapellen-Vereins" herausgegeben ist, vermittelt werden. An dem Propheten Daniel scheiden sich bis heute noch die Geister. Eine gewisse, sich mit Vorliebe „wissenschaftlich" nennende Theologie behauptet die Unechtheit des Buches Daniel als eins der feststehendsten Resultate ihrer Forschung, und sie hat doch keinen anderen Grund dafür, als den, daß wirkliche Wunder und wirkliche Weissagungen unmöglich seien. Daniel aber hat wirklich Dinge vorhergesagt, welche im Laufe der Geschichte eingetroffen sind, und das ist ein genügender Grund für alle, die keinen lebendigen und persönlichen Gott kennen, um zu behaupten, der Verfasser des Buches sei ein zur Zeit der Makkabäer lebender Jude gewesen, der aus der Erfüllung gut weissagen gehabt habe. Andere aber, denen dieser naturalistische Grund nicht im Wege steht, haben sich je länger je mehr in dies herrliche Buch vertieft und haben erkannt, daß es gewissermaßen den Rahmen bildet, in welchen hinein Jesus selbst und dann Johannes in der Offenbarung das prophetische Bild des letzten Endes zeichnen. Die großen Entwicklungsphasen der Weltmacht bis zum jüngsten Tage hin und daneben die Entwicklung des Reiches Gottes, die beiden gewaltigen Katastrophen, nämlich der alttestamentliche Gottesstaat unter der Drangsal des Antiochus Epiphanes und dann das Reich Jesu unter der Drangsal des Antichrist und beidemal die Errettung durch eine Machtthat Gottes, das sind die großen Themata dieses Buches. Dr. Seiß ist ein guter Führer durch die Schwierigkeiten des prophetischen Wortes und ich möchte gebildete Bibelleser lieber auf ihn hinweisen, als auf das bekannte und sonst auch empfehlenswerte Bibelwerk von Dächsel, welches leider bei der Auslegung der Propheten zu sehr in chiliastische Hirngespinste sich verstiegen hat. In manchen Stellen weiche ich allerdings erheblich auch von der vorliegenden Auslegung ab, aber es sind das meist solche Fragen, bei denen es sich nicht um wichtige Glaubenslehren handelt. Ein tausendjähriges Reich nach der Wiederkunft Christi und vor der letzten Vollendung findet auch Dr. Seiß nicht bei Daniel gelehrt, an die Vernichtung des Antichrists schließt sich auch ihm unmittelbar das Reich der Ewigkeit. Dagegen würde ich etwas anders als er über die Zukunft des nationalen Israel in der Endzeit urteilen. Wenn das A. T. von Israel, Jerusalem u. s. w. spricht, so meint es dies alles für die damalige Zeit in nationaler Beschränktheit, aber mit der Erscheinung Christi hat diese eben aufgehört und daher ist in den eschatologischen Weissagungen immer an das Israel zu denken, das „nach dem Geist erzeuget ward" und an das Jerusalem, in dem man im Geiste und in der Wahrheit anbetet. Je nachdem man diese Begriffe faßt, tritt die ganze Weissagung in ein verschiedenes Licht. Aber wenn ich auch so nicht alles unterschreibe, was unser Verf. aus dem Daniel herausgelesen hat, so will ich doch gerne das Urteil des Pastors Mühe über sein Buch unterschreiben: „Wissenschaftliche Tüchtigkeit, Klarheit der Schreibweise, anziehende Darstellung, herzgewinnende praktische Anwendung und andere Vorzüge sind hier beisammen. Jeder Vortrag ist einer lehrreichen guten Bibelstunde gleich."

J P.

— Das untrügliche Kennzeichen der rechten Religion und Lessings Nathan. Vortrag gehalten von P. Bard, Oberkirchenrat

zu Schwerin i. M. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 24 S. 50 Pf.

Der Verf. erhebt gegen Lessing den schweren, aber durchaus begründeten Vorwurf, daß die Repräsentanten des Christentums ausnahmslos Karikaturen sind und ihren Mangel an Menschenliebe darin wahrnehmen lassen, daß sie die anderen Religionen nicht als die rechten anerkennen. „Was wir jedem Philosophen zugestehen, daß er die dem seinen entgegenstehenden Systeme bekämpft, das will man dem Christen wehren und als Pflichtverletzung, als Mangel an Liebe anrechnen, das Einstehen für die Richtigkeit seiner religiösen Ueberzeugung und die Bestreitung der gegenteiligen."

Nur der rechte Ring (die wahre Religion) kann vor Gott und Menschen angenehm machen. Dies vermag weder die jüdische Religion, noch Mohammeds Lehre, sondern einzig und allein die Annahme der Botschaft von der Sündentilgung durch Christi Tod und Auferstehung. „Nicht eine wissenschaftliche Untersuchung, sondern eine persönliche Erprobung ist der Weg zur Vergewisserung über das Christentum als die rechte Religion." Wer auf christlichem Boden steht, kann der Beweisführung des Verf. nicht ausweichen. Die anderen werden ihren Willen nicht ändern, halten sie ihn doch selbst dem Worte Gottes gegenüber zu ihrem Verderben aufrecht. O. K.

— **Der Sabbath** wie er im Worte Gottes bekannt gemacht wird. Aus dem Englischen übersetzt. (Herrnhut, Winter.) 61 S.

Der Mensch wurde am sechsten Schöpfungstage erschaffen. Folgte nun der Ruhetag am siebenten, so ging also für den Erstgeschaffenen die Ruhe der Arbeit voran, woraus dann der Verfasser schließt, daß der Schöpfungssabbath als der der Arbeitswoche voraufgehende Tag gar nicht der Sonnabend, sondern der Sonntag gewesen sei und daß bis zur Sinaigesetzgebung der Sonntag von den Patriarchen gefeiert sei. Warum alsdann der Sonnabend an die Stelle des Sonntag getreten, sagt der Verf. uns nicht, wohl aber führt er eingehend uns das ganze jüdische Sabbathsgebot vor, und nachdem er dann gezeigt, wie seit der Auferstehung Christi der ursprüngliche Schöpfungssonntag wieder in sein Recht eingetreten sei, will er nun doch auch das ganze jüdische Sabbathgesetz den Christen auf den Hals packen. Ich glaube aber, daß mit dieser gesetzlich jüdischen Sabbath-Sonntagordnung und mit seiner englisch-theologischen Begründung unserem christlichen Volksleben wenig geholfen sein wird. J. P.

— **Volkstümliche Apologie** von **E. G. Steude**, Lic. theol. (Gütersloh, Bertelsmann.) 65 Seiten.

Vier in der Zeitschrift „Beweis des Glaubens" veröffentlichte Artikel erscheinen hier auf besonderen Wunsch des Verlegers als Broschüre, und daß sie solches verdienen, möchten wir bestimmt betonen. Angesichts der Thatsache, daß die angeblichen Resultate der modernen, christentumsfeindlichen Wissenschaft nicht in dem esoterischen Kreise der Gelehrten geblieben, sondern daß sie popularisiert und in unendlich viel Kanälen, namentlich durch Zeitungen und Journale, ins Volk hinabgesickert sind und so eins der mächtigsten Bollwerke Satans geworden sind, wodurch unzählig vielen der Zugang zum Glauben versperrt wird, bedarf es nun auch einer Popularisierung derjenigen Gegenargumente, mit welchen die christliche Wissenschaft noch immer allen feindlichen Angriffen gegenüber auf dem Plan ist, natürlich nicht als ob jemand durch solche apologetische Arbeit zum Glauben gebracht werden könnte, wohl aber um einerseits denen, welche wohl glauben möchten, Anstöße aus dem Wege zu räumen, und um andrerseits denen, welche sich mit ihrem Unglauben breit machen, ins Gewissen zu schieben, wie wenig stichhaltig doch eigentlich ihre Argumente sind. Der Verf. hat nun aber nicht eine populäre Verteidigung des Christentums geschrieben, welche man einfachen Leuten aus dem Volke in die Hand geben könnte, damit sie sich daran orientierten, er will vielmehr zeigen, in welcher Weise sowohl in Wort wie in Schrift solche Verteidigung geführt werden muß. Zunächst stellt er aus den gelesensten Schriften der populären antichristlichen Litteratur fest, wie weit die Positionen der Naturwissenschaft (Materialismus von Vogt und Büchner, durch die „Gartenlaube" popularisiert, und Darwinismus) und der historischen Kritik (Strauß, Renan, Wellhausen) ins Volk gedrungen und wie diese dann von der Sozialdemokratie für deren atheistische Weltanschauung gebraucht worden sind. Nachdem wir so darauf hingewiesen sind, was in unseren Kirchgemeinden gelesen wird und welche Anschauungen von oben allmählich nach unten gedrungen sind, weist der Verfasser auch darauf hin, wie solchen Anschauungen entgegenzutreten sei: nicht die wirklichen Ergebnisse der Naturbeobachtung und der Geschichtsforschung widersprechen dem Christentum, sondern nur die aus ihnen gezogenen unsicheren Folgerungen und unbewiesenen Hypothesen. Es kommt natürlich nicht darauf an, ob man Steude in all seinen apologetischen Gegenargumenten recht giebt (ich meinerseits halte z. B. seine Gegenposition bei der Evangelienfrage auch nur für eine unbewiesene Hypothese, mit der das „Volk" wohl besser unbehelligt bliebe), aber daß er uns an den Thatbestand erinnert hat, welcher eine „volkstümliche Apologie" fordert, und an die Methode, wie sie zu führen ist, erinnert hat, soll ihm gedankt sein. J. P.

3. Pädagogik.

— Unser Volksschulwesen in Preußen wartet noch auf manche Regelung. Aber die Entwicklung ist vorläufig zum Stillstand gekommen seit dem unerwarteten Ausgang des Zedlitzschen Gesetzentwurfes vor drei Jahren. Die damaligen Kämpfe und die ihnen vorangehenden Ereignisse, die Stellung der politischen Parteien zur Schulfrage und die der Regierung — muß man im

Gedächtnis behalten, wenn man als Sachkenner auf dem Gebiet des Schulwesens heute mitreden will, insofern es sich dabei nicht um technische, sondern um grundsätzliche Fragen handelt. Dem Zwecke solcher Sachkunde dient ein Heft aus der 5. Serie der Sammlung theologischer und socialistischer Reden und Abhandlungen (Leipzig, H. G. Wallmann): Für die Konfessionsschule. Ein Wort zum preußischen Schulkampfe von Lic. Weber, M.-Gladbach (1894, 1 M.). Und zwar erfüllt es seine Aufgabe in trefflicher Weise durch genaue Mitteilung der Verhandlungen in den Zeitungen, den Parlamenten und den kirchlichen und politischen Versammlungen. So haben wir hier zugleich ein wichtiges Stück Zeitgeschichte. — Im Grunde handelt es sich bei den Schulkämpfen doch immer um die Frage: soll der Unterricht und die unterrichtliche Erziehung eine christliche sein, im Glauben, Gebet und Gottes Wort. oder soll die Wahrheit des Christentums dahingestellt bleiben. Ein badischer Schulrat hat kürzlich einen betenden Lehrer eine „elende Figur in der Schulstube" genannt. Da offenbart sich einmal die eigentliche Gesinnung dieser liberalen Schulherren. Uns kommt alles darauf an, daß die Lehrer christliche Persönlichkeiten sind, dann wird Unterricht und Erziehung schon gut werden. In trefflichem Geiste gehalten ist die kleine Schrift eines Lehrers W. Latt: Die Bibel als Erzieherin. (Leipzig, 1892. Max Busch. 68 S.) Sie enthält, ohne Abschnitte, fortlaufende Betrachtungen über den pädagogischen Gehalt der hl. Schrift, vielfach in Worten angesehener und erfahrener christlicher Pädagogen. — Für den Geist der Unterweisung ist aber auch die Einrichtung der Schulandacht von Bedeutung. Zu den mancherlei für diesen Zweck existierenden Hülfsmitteln ist ein neues, recht brauchbares gekommen: Evangelische Schulandachten. Ein Jahrgang Ansprachen und Gebete, meist im Anschluß an die Sonntagsevangelien, für höhere Knaben- und Mädchenschulen, sowie für Lehrer- und Lehrerinnenseminare. Von Hugo Grosse, Lehrer an der städt. höheren Mädchenschule in Halle a. S. (Gotha, 1895. E. F. Thienemann. 2 M.) — Die Andachten sind für den Montag-Morgen gedacht; sie sind durchschnittlich zwei Seiten lang und bestehen aus Gesang, Lektion, Ansprache und Gebet. Die Ansprachen sind recht eingehend und für Kinder wohl verständlich, durch Beispiele, Bilder und Verse belebt. Der Ton macht zuweilen den Eindruck, daß er etwas zu sehr auf eine Töchterschule berechnet ist. Aber es kommt uns für den Gebrauch des Buches auf den Wortlaut nicht an. Der Geist ist jedenfalls ein trefflicher, und es ist zu wünschen, daß in allen unseren städtischen Schulen demgemäß Wochenandachten gehalten würden.

Ein eigentümliches Buch liegt vor in den Blicken in die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts; zugleich ein Beitrag zur Reform des Unterrichts in den Schullehrerseminarien von J. Hauff, Pfarrer in Allmersbach. (Eßlingen a. N., 1894. W. Langguth, 125 S.) „Das echt moderne Gefühl, daß es einem nicht wohl ist in seiner Haut, wurde durch die in den Seminarien erzogenen Lehrer dem Volke eingeimpft." Dies Wort des preußischen Oberschulrats Eilers führt Verf. als eins von vielen an, das die Notwendigkeit einer Reform des gesamten Präparanden- und Seminarwesens betont. Er selbst will nun die Reform wesentlich in den Unterricht legen, der aus dem unverstanden bleibenden Vielerlei zur inneren Einheit und Beschränkung gebracht werden soll. Die Empfindungen des Verfassers sind durchaus richtig, und auch seine Reformpläne sind gut. Sie treten aber aus der Schrift nicht deutlich genug hervor, welche zweierlei (wie auch der Titel schon sagt) mit einander vereinigt, es wird nämlich neben den Vorschlägen über Unterrichtsmethode gleichzeitig eine zusammenhängende Uebersicht der Weltgeschichte gegeben unter pädagogischem Gesichtspunkte. Die Pädagogik tritt hier auf als Geschichte der sich aus dem ganzen Kulturleben und der Religion der betr. Völker ergebenden Erziehungsziele oder Bildungsideale. Dieser kurze geschichtliche Ueberblick enthält sehr viel gute und lichtvolle Gedanken. Nicht ganz klar wird aber die Art, wie der Verfasser die übrigen Unterrichtszweige mit dieser pädagogischen Geschichte verbinden will. Es wäre zu raten gewesen, daß er den Stoff mehr gesondert und geordnet und die geschichtliche Betrachtung und die methodischen Ratschläge ganz getrennt von einander gegeben hätte. Immerhin ist die kleine Schrift auch in dieser Form eine beachtenswerte Erscheinung.

Für specielle Fragen des Religionsunterrichts sorgen einige Schriftchen, deren Titel für sich selbst sprechen, die ich deshalb nur nenne und hoffe, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes sie allen Beteiligten empfiehlt, wozu ich nicht nur die Lehrer, sondern auch die Geistlichen rechne: Die unterrichtliche Behandlung des 6. Gebotes in der Schule dargelegt in drei Bearbeitungen von P. Ziethen in Linow, Pfr. Dr. v. Rohden in Helsingfors und Bürgerschullehrer Heyden in Dresden. (Berlin, 1893. Verlag der deutschen Sittlichkeitsvereine. 0,75 M.) Die Arbeiten aller drei sind von dem genannten Verein mit Preisen gekrönt und werden jeder in seiner Art belebende Anregung für diese wichtige Frage geben. Denselben Gegenstand, das 6. Gebot in der Schule, behandelt Dr. K. Schneider, Wirkl. Geheimer Oberregierungsrat, in einem Vortrage. (Berlin, 1893. Wigand & Grieben. 0,40 M.) — Von ähnlichen Gesichtspunkten aus, wie die, welche den Unterricht über das 6. Gebot so wichtig erscheinen lassen, ist neuerdings die Frage der Schulbibel vielfach verhandelt. Mehrere sehr gut orientierende Schriften liegen uns vor. In den Zeitfragen des christlichen Volkslebens (Heft 126. Stuttgart, Chr. Belser. 0,80 M.) behandelt die Frage Gymnasiallehrer A. Bähnisch: Ist eine Schulbibel notwendig, und wie muß sie beschaffen sein? — Und Professor Evers in Barmen hat herausgegeben: Die Schulbibelfrage auf der 19. evang. Religionslehrerversammlung des Rheinlandes zu Düssel-

dorf, 24. Mai 1894. (Berlin, 1895. Reuther und Reichard. 74 S.) Beide Schriften bejahen die Notwendigkeit, und wir stimmen dieser Antwort zu, wie denn im Volksblatt f. St. u. L. von jeher dieser Standpunkt eingenommen ist, daß man nicht nur für die Schule, sondern auch für die Gemeinden überhaupt einen Bibelauszug zu geben habe. Ich stimme dem Gen.-Sup. Baur zu, der am 24. Mai in Düsseldorf die Besorgnisse wegen der sittlichen Verunreinigung durch gewisse Bibelstellen mit feiner Ironie und großem Ernste auf ihr richtiges Maß zurückführte. Aber wir haben uns überhaupt auf den Standpunkt zu stellen, daß manche Teile der hl. Schrift nicht für die Erbauung der Gemeinde, sondern nur für die kirchliche Wissenschaft ihre Bedeutung haben. Treffend bezieht sich gleich im Eingang Bähnisch auf hierhergehörige Lutherworte. In beiden Schriften werden die bereits vorhandenen Bibelauszüge oder Schulbibeln am Schluß aufgezählt und besprochen.

Wir kommen zu allgemeineren pädagogischen Fragen. Und ich nehme die Gelegenheit wahr, die Leser auf eine ältere Schrift hinzuweisen, die von einem pädagogischen Laien geschrieben ist, sich aber in den letzten 30 Jahren so bekannt gemacht hat, daß sie jetzt in 4. Auflage vorliegt. Ihr Titel heißt: Eins! Beiträge zur Erziehung im Hause. Für Eltern und Lehrer; mit Hinblicken auf öffentliche Schulen von L. Graf von Pfeil. (Halle, 1891. Eugen Strien. 135 S.) Zur 1. Auflage (1863) hat der Schulrat Bormann noch die Vorrede geschrieben. Das Buch ist durch und durch originell und birgt in seinen 69 kurzen Paragraphen eine Fülle glücklicher Vorschläge und Gedanken. Der Standpunkt ist ein sehr bestimmter, die Ausdrücke sind kräftig, der Widerspruch gegen Hergebrachtes oft sehr scharf. Aber auch bei innerem Widerspruch, zu dem sich der Leser zuerst gereizt fühlt, wird die Zustimmung zu der scheinbar barocken Ansicht häufig doch nicht ausbleiben. Die Tendenz liegt in dem Haupttitel angegeben; sie geht gegen alles Zersplittern in der Erziehung. Ich führe einzelne Aussagen an, die dem verständnisvollen Leser unzweifelhaft Lust machen werden, das Ganze zu lesen. S. 12: „Es wird häufig der Gehorsam unter die guten Eigenschaften eines Kindes gezählt. Diese Auffassung ist eine irrige. Gehorsam ist niemals die Eigenschaft des Gehorchenden, sondern die Gabe des Befehlenden. Wer befehlen kann, wird stets Gehorsam finden. Ja, es wäre ein Unglück, wenn Kinder jedem thörichten Befehle Gehorsam leisteten. Man findet einen so unbedingten Gehorsam gegen jeden Befehl nur bei schwachsinnigen Kindern." S. 19: „Ich glaube nicht an Trägheit der Kinder, wo nicht Krankheitsursachen vorhanden sind. Ich halte Trägheit des Schülers in der Regel für den naturgemäßen Widerstand gegen ein zweckwidriges Verfahren." — Von demselben Verfasser liegen noch einige kleinere Broschüren vor, deren Titel ich hier nenne: Wie lernt man eine Sprache am leichtesten und besten? Nebst einem Anhange: Karl Witte, eine Erziehungsgeschichte (Breslau, Josef Max & Co. 2. Auflage.) — und: Schülerselbstmorde als Menschenopfer für Geistesbildung (Leipzig, Siegismund und Volkening).

Das Buch des Grafen Pfeil hat uns auf die häusliche Erziehung verwiesen. In der That ist eine Verbesserung derselben in allen Ständen noch viel wichtiger als alle Schulreformen. Jedes Hülfsmittel, auf die Erziehungsfähigkeit und Willigkeit der Eltern zu wirken, sollte benutzt werden. Als eins derselben sei empfohlen der Vortrag von Pfarrer Bungeroth: Aus der Kinderstube. (Leipzig, 1894. H. G. Wallmann. 0,30 M.) — Demselben Zwecke dient, freilich in anderer Weise, ein sinniges kleines Buch, das „für junge Mütter" bestimmt ist und sich betitelt: „Stille Stunden", herausgegeben von J. Langwerth von Simmern, geb. v. Bülow. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 120 S., eleg. geb. 3 M.) — Es sind 36 an Bibelstellen angeknüpfte kurze Erwägungen, zum Teil anderen Schriftstellern entnommen, Tholuck, Zezschwitz, Dräseke, Blumhardt, — alle in die tiefsten Tiefen der Erziehungsaufgabe einführend und doch mit vielen feinen praktischen Winken und Beobachtungen. — Als ein Hülfsbuch für Erzieher bieten sich dar die Pädagogischen Erquickstunden; aus dem Schatz deutscher und ausländischer Poesie und Prosa für Eltern, Lehrer und Lehrerinnen zusammengestellt von Herm. Kahle, † Reg.- und Schulrat. (Breslau, 1893. C. Dülfer. 2. Aufl. 242 S., geb. 3,90 M.) — Um von der Art der Sammlung und ihrem Zweck eine Vorstellung zu geben, sei folgendes angeführt: Die drei Hauptteile heißen: zur Seelenlehre — zur häuslichen Erziehung — zur Schulerziehung. Im zweiten heißt ein Abschnitt: der Tageslauf des Kindes; darin finden sich Kindergebete, Volksreime (beim Schuhanziehen — wenn das Kind sich gestoßen hat u. s. w.), kleine Gedichte von Güll, Hey u. a., eine Betrachtung aus Goltz' Buch der Kindheit über Robinson, ein Abschnitt aus Pestalozzis „Lienhart und Gertrud" u. s. w. Und zwar sollen diese Mitteilungen entweder direkt angewandt, den Kindern beigebracht werden, oder auch nur zu Betrachtungen und pädagogischem Thun anregen. Ursprünglich ist die Sammlung unternommen, um den Seminarunterricht in der Pädagogik zu beleben; aber es ist richtig daß sie auch in der häuslichen Erziehung anregend, ratend und helfend wirken kann.

Zum Schluß habe ich auf ein neues wissenschaftliches Werk über Pädagogik hinzuweisen, das unzweifelhaft in theologischen Kreisen große Beachtung finden wird. Es ist der Grundriß der Pädagogik und ihrer Geschichte seit dem Zeitalter des Humanismus. Vom evang. Standpunkte dargestellt von D. Knoke, Professor der Theologie in Göttingen. (Berlin, 1894. Reuther und Reichard. 226 S. 7 M.) — Wir haben Hand- oder Lehrbücher der Pädagogik, von Theologen verfaßt, bisher nur wenige. Das einzig genügende ist bisher noch immer das von Palmer. Und doch ist es so sehr wichtig, daß die Wissenschaft der Erziehung nicht der sog. philosophischen Pädagogik überlassen werde. Ist doch für Theo-

logen der Grundsatz auszusprechen, daß sie sich gar nie genug mit Pädagogik beschäftigen können, und wenn die Katechetik auch manches vom pädagogischen Gebiete bringt, so kann sie doch weitaus nicht alles bringen. Schon an sich ist darum der Grundriß Knokes mit Freude zu begrüßen. Der Verfasser ist, wie das Vorwort zeigt, erfüllt von dem Bewußtsein der Wichtigkeit seines Gegenstandes gerade auch für die Theologen. Daß er für denselben auch besonders befähigt ist, durften wir nach seiner Vergangenheit annehmen; auch ist in seiner praktischen Theologie der didaktische Teil der Katechetik besonders ausgezeichnet. In der That ist denn auch, was Knoke im vorliegenden Grundriß bietet, lauter vorzüglich brauchbares Material, sowohl in der Einleitung über Erziehung, ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit, als auch in dem 1. Teil, der Geschichte der Pädagogik, und nicht minder im 2., der zuerst vom Unterricht und dann von der Erziehung handelt. Knoke will keine Bahnen brechen für neue Ideen. Wir haben dieselben auf unserem Gebiete auch nicht nötig; es handelt sich nur darum, den reichen Ertrag der pädagogischen Entwicklung unseres Jahrhunderts recht zu sichten und den Stoff übersichtlich und brauchbar zu gestalten. Daß das vom christlichen Standpunkte aus geschehen muß, versteht sich für uns wie für Knoke von selbst. Auch ihm ist der Zweck der Erziehung in den Worten des HErrn ausgesprochen: lasset die Kindlein zu mir kommen. Auch ihm ist die innere Selbstbestimmung des Zöglings (S. 207) damit gegeben, daß Christus in ihm Gestalt gewinnt Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser sich mit der sog. philosophischen Pädagogik geradezu auseinandergesetzt hätte, um den (auch in theologischen Handbüchern sich findenden) Irrtum direkt zu widerlegen, als ob neben der evangelischen oder christlichen eine philosophische Pädagogik überhaupt noch denkbar sei. Der Unterschied in der Behandlung je nach dem Glaubensstandpunkt tritt ja an allen Ecken und Enden hervor, und deshalb empfiehlt sich für den christlichen Pädagogen eine genaue Zeichnung seines Standpunktes und der damit gegebenen pädagogischen Voraussetzungen. — Was im einzelnen die Behandlung betrifft, so ist doch zu bedauern, daß K. die Geschichte der Pädagogik erst mit dem Humanismus beginnt; selbstverständlich wollen wir in einer solchen von den Chinesen, Persern ꝛc. verschont bleiben, aber die hellenische, israelitische, christliche, mittelalterliche Erziehung dürften auch in einem Grundriß der Geschichte nicht fehlen. Im „System“ kann ich mich weder mit der Anordnung des Stoffes, noch mit seiner Auswahl ganz zufrieden erklären. Die Voranstellung des Unterrichts vor der Erziehung ist nicht nur unpraktisch, wovon die Anfänge der §§ 16 und 21 deutlich Zeugnis geben, sondern ist geradezu falsch, weil Unterricht und Erziehung dadurch als zwei gleichberechtigte Faktoren nebeneinander treten, während doch der erste lediglich Dienste zu leisten hat. Es giebt einen Unterricht, der gar nicht erzieht; darum muß auch schon durch die Stellung des didaktischen Teils angezeigt werden, daß die eigentliche Erziehung das Beherrschende ist. So Richtiges K. gegen die Ueberschätzung der Didaktik sagt, so dürfte er selbst durch diese Anordnung und die Behandlung, welche damit gegeben ist, zu jener Ueberschätzung beitragen. Bei der Erziehung selbst würde die Aufgabe noch klarer werden, wenn den psychologischen Betrachtungen in einem besonderen Abschnitt über den Gegenstand der Erziehung mehr Raum gegeben würde. Eine deutliche Beschreibung des formalen Prozesses der Charakterbildung vermisse ich. — Doch diese Ausstellungen sollen nur dazu dienen, um dem Verfasser das Interesse zu zeigen, mit dem sein Grundriß aufgenommen wird, mit welchem er sich den Dank der Pädagogen und Theologen unzweifelhaft verdient hat. M. v. N.

— Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatsschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Pro Jahrgang 12 Nummern. Preis pro Vierteljahr 0,60 M. Pro Jahrgang in eleg. Einband 3 M.

Von G. Chr. Dieffenbachs trefflicher illustrierter Kinderzeitschrift „Für unsere Kleinen“ ist uns soeben das 9. u. 10. Heft des XI. Jahrgangs zugegangen, und wir verfehlen nicht, Eltern und Erzieher, namentlich die Mütter und Pflegerinnen unserer Kleinen von neuem empfehlend auf dieses periodenweise erscheinende Bilderbuch hinzuweisen. Nach Form und Inhalt ist die Monatsschrift mit ihren dem kindlichen Auffassungsvermögen trefflich angepaßten poetischen, prosaischen, didaktischen, bildlichen und musikalischen Darbietungen in vorzüglicher Weise geeignet, auf die geistige und seelische Entwicklung unserer Kleinen fördernd und veredelnd einzuwirken.

4. Biographie.

— Cotta. Von Albert Schäffle. (Berlin, Ernst Hofmann & Co.) 199 S. 2,40 M., geb. 3,20 M.

Diese den 18. Band der Sammlung „Geisteshelden“ ausmachende, mit dem Bilde des Buchhändler-Königs gezierte Biographie ist im wesentlichen zuerst in der „Allgemeinen Zeitung“ (1887) erschienen. Als die Arbeit eines ehemaligen Ministers macht das auf Akten und Briefe gestützte Werk einen nüchtern-sachlichen Eindruck. Der berühmte Verleger der gesammelten Werke Schillers und Goethes war von Haus aus Jurist. Als solcher wurde er in Tübingen Hofgerichtsadvokat. Am 1. Dezember 1787 übernahm er das väterliche Geschäft. Von 1793 an verband ihn die innigste Freundschaft mit Schiller, der nach und nach 33000 Gulden, darunter vieles vorschußweise und oft weit über das vereinbarte Honorar hinaus, erhalten hat. Im ganzen sind an Schiller und seine Erben 275000 Mark bezahlt worden, an Goethe 450000 Mark. Am 27. Oktbr. 1801 schrieb Cotta, daß bei einem Manne wie Schiller „das Honorar nie ein Aequivalent für die Arbeit sein könne, und daß mithin ein Akkord

nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt". — Ausführlich bespricht der Verf. die „Allg. Zeitung" und ihre Schicksale in der ersten Zeit, da sie von Stuttgart nach Ulm und von Ulm nach Augsburg wandern mußte; Herzog Friedrich von Württemberg, der nachmalige König, war Cottas persönlicher Feind. In den Verfassungskämpfen seines engeren Vaterlandes trat Cotta gegen die Autokratie des Königs, aber auch gegen die Reaktion der „das alte gute Recht" der Stände ohne Umgestaltung verteidigenden Oppositionellen auf. Die jetzige auf Vereinbarung beruhende Verfassung Württembergs ist mit dem umsichtigen, echt staatsmännischen Cotta zu verdanken. Einen noch größeren Anteil hatte er an dem Zustandekommen des ersten Zollvereins (S. 121—153). Als Mitbegründer der Bodensee-Dampfschiffahrt mußte Cotta, dem sonst so vieles geglückt ist, schwere finanzielle Verluste erleiden. Was er unter der Metternichschen Censur als Verleger der „Allg. Zeitung", des „Morgenblattes" und des „Auslandes" zu erdulden hatte, wird in einem besonderen Abschnitt besprochen. Von größtem Interesse ist ein ausführlicher Brief, den ein österreichischer „Büchercensor" namens J. B Rupprecht an ihn geschrieben hat (S. 175—181). Schäffle bemerkt zu diesem Briefe: „So erdreistet sich der Knecht Rupprecht, der Censor des „heiligen Dreibundes", im unmittelbaren Auftrage des Wiener Polizeiministers und wahrscheinlich mit Vorwissen des Fürsten Staatskanzlers — denn der Censor schreibt im Namen des kaiserlichen Hofes — den damaligen Fürsten des deutschen Buch-, Zeitungs- und Kunstverlags, den maßvollen Freund Schillers und Goethes, zu apostrophieren und zu bedrohen."

Als liberaler Politiker stand Cotta in freundschaftlicher Verbindung mit dem jungen Thiers. Dieser Abschnitt ist minder angenehm zu lesen.

Johann Friedrich Cotta, geboren in Stuttgart am 27. April 1764, gestorben am 29. Dezember 1832, war in erster Ehe mit Wilhelmine Haas, einer Pfarrerstochter aus Kilchberg bei Tübingen, in zweiter Ehe mit Elisabeth Freiin von Gemmingen-Guttenberg vermählt. Sein uralter Adel ist 1817 anerkannt und bestätigt, 1822 ist ihm vom König Max Joseph von Baiern die erbliche Freiherrnwürde verliehen worden.

Cotta war ein fester, unabhängiger Mann von weitem, vieles umfassendem Blick, der einem in beleidigendem Tone an ihn schreibenden Manne wie Goethe ebenso ungeschminkt die Wahrheit gesagt hat, wie seinem Landesherrn und den Vertretern der Opposition.

Es ist erfreulich, daß eine dem großen Publikum nur ganz oberflächlich bekannte Persönlichkeit wie Cotta in der Reihe der „Geisteshelden" den ihm gebührenden Platz eingenommen hat. O. K.

— **Junges Blut von Heros von Borcke.** (Berlin. Verlag von Paul Kittel) 1895. 5 M.

Der inzwischen verstorbene Verfasser dieser Selbstbiographie entstammt einem alten weitverzweigten pommerschen Geschlecht, welches vordem einen ausgedehnten Landstrich mit 4 Städten sein eigen nannte, den großen und den kleinen Borckenkreis. Die engere Heimat war Giesenbrügge im Kreise Soldin, ein schöngelegener, groß angelegter Herrensitz. Dort wuchs der Knabe, ein erstgeborener Sohn seiner Eltern, heran, groß gezogen in den alten Traditionen der ritterlichen Familie, zu schönen Erwartungen berechtigend; doch erfüllten sich die Hoffnungen auf Glanz und Ruhm, die sich an ihn knüpften, nicht in völligem Maße. Die Liebe zu seiner Mutter bildete neben der Verehrung des Allmächtigen den heiligsten Kultus des Knabenherzens, diese Liebe ist ihm das Leben entlang treu geblieben und ist ihm in Stunden der Versuchung oft ein schützender Talisman geblieben. Nach Hauslehrer-Freuden und Leiden kommt der Knabe in eine Pension in einem ländlichen Pastorat: da hat er es gut. Dann bringt ihn der Vater nach Berlin zu dem bekannten Direktor August aufs Köllnsche Gymnasium. Hier erlebt Heros von Borcke die Revolution von 1848. Die Beschreibung derselben erweckt ein lebhafteres allgemeines Interesse, zumal wenn man, wie ich, diese Zeit auch dort durchgemacht hat; der Kampfplatz der breiten Straße mit der Konditorei von d'Heureuse in seiner Verwüstung steht mir vom 19. März her noch deutlich vor Augen. Den Schluß der Schulzeit bildete das Pädagogium in Halle. Mit dem Eintritt in das vornehme Garde-Kürassier-Regiment beginnt dann ein wechselvolles Leben, teils als Soldat, teils als Landmann, auch als Jäger und als Reiter, in diesem Bande durchgeführt bis zu dem Augenblick, wo Heros von Borcke nach Amerika geht, um dort im Heer der Südstaaten den großen Bürger-Krieg der sechziger Jahre mitzumachen. Das Buch ist, wie man so sagt, flott geschrieben. Es streift viele Menschen, Edelhöfe, Verhältnisse, und wenn auch das Geschlecht von damals meist schon ins Grab gestiegen ist, wird doch noch ein gut Teil der uns vorgestellten Gestalten entweder noch selbst am Leben sein oder doch in der Erinnerung des nachkommenden Geschlechts eine lebendige Stelle haben, und das wird dem Buch, welches sehr anschaulich und sehr liebenswürdig zu schildern weiß, einen Kreis interessierter Leser schaffen, immerhin für das Schicksal desselben eine gute Empfehlung. Man kann dasselbe aber auch dahin empfehlen, wo man nicht zu jenem Kreise gehört. Es beschreibt preußisches Lieutenantsleben und Landleben vor 1866 und es hält sich dabei in den Schranken guter Sitte. Schade aber, daß es der tieferen und ernsteren Lebenszüge ganz entbehrt, es schöpft überall nur von der Oberfläche. Vielleicht, daß der Verfasser mit Absicht über seine innere Stellung zu den höchsten Lebensfragen schweigt, das thun ja viele Männer, zum Vorteil für sein Buch ist es nicht gewesen. Und war auch das Leben damals ein anderes, ein leichteres als zu diesen Zeiten, das Bild, welches uns aus diesem Buch entgegentritt, zeigt dasselbe doch nur von einer Seite, man hat es auch in jenen Jahren anders angesehen.

D.

— Nach vierzig Jahren. Religions-philosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in spätester Lebenszeit. (Leipzig, akadem. Buchhandlung, W. Faber.) VII und 232 S.

Friedrich Pilgram, gestorben am 30. Novbr. 1890, und Wilhelm Zehender hatten sich während ihrer Studienzeit in Halle innig aneinander angeschlossen. Jener hatte sich der Philosophie, dieser den Naturwissenschaften gewidmet. Nach 40 Jahren wurde der geistige Austausch in einem Briefwechsel fortgesetzt, der von 1883 bis 1888 zwischen Männern geführt wurde, die außergewöhnliche Persönlichkeiten waren. Pilgram wurde römisch-katholisch, aber mehr katholisch als römisch, jedenfalls nicht ultramontan, Zehender bemühte sich um die Erbauung einer katholischen Kirche in Rostock und verwirft den Wunderglauben. — Das Hauptthema des Briefwechsels ist der Unterschied und die Zusammengehörigkeit von Wirklichkeit und Wesen. Die meisten Leser werden sich auf Zehenders Seite stellen, wenn er S. 146 sagt: „Die Philosophie — verzeih mir diese Bemerkung — erscheint mir zuweilen nur wie ein Gefecht mit Worten. Der Philosoph legt Worten, die wir anderen Menschenkinder von Jugend an gebraucht haben, mitunter eine ganz andere Bedeutung bei, als die, in der wir diese Worte zu gebrauchen gewohnt sind; daher kommt es, daß die Herren Philosophen zuweilen entsetzlich schwer zu verstehen sind.“ Entsetzlich schwer zu verstehen und erstaunlich leicht mißzuverstehen sind Pilgrams Erörterungen über Wirklichkeit und Wesen. Ich verstehe genau das Gegenteil darunter, nämlich unter Wirklichkeit das Thatsächliche und unter Wesen das der Idee, der Wahrheit Entsprechende, wie man denn Wirklichkeit und Wahrheit gegenüberzustellen pflegt. Im Zusammenhang mit diesen philosophischen Dingen, die auch durch neue Wörter wie Ausentwicklung, Ausverwirklichung, Beeinwirken nicht an Klarheit gewinnen, werden die Gegensätze des Mittelalters Nominalismus und Realismus, die Freiheit, Magie und die Wunder erörtert. Auch die Universitäten, die nicht mehr Gelehrtenrepubliken, sondern Staatsschulen sind, werden nach Wesen und Wirklichkeit besprochen. Mit Recht wird der Untergang der akademischen Gerichtsbarkeit beklagt. Dem Leser wird es auf S. 124 nicht zweifelhaft sein, daß der seines Amtes entsetzte Professor Baumgarten in Rostock die ihm vom akademischen Gericht wegen verschiedener Beleidigungen zuerkannte vierzehntägige Freiheitsstrafe lieber als Carcerstrafe in einem unbenutzten Auditorium als im gemeinen Gerichtsgefängnis abgesessen hat. — Im Politischen ist Pilgram Optimist, Zehender ein nüchtern urteilender, von äußerlichen Erfolgen nicht geblendeter Mann.

Ganz vortrefflich setzt Pilgram dem auf die sogen. ewigen Naturgesetze sich stützenden Freunde gegenüber in klarer Weise auseinander, daß die Naturgesetze, wie sie faktisch in der gefallenen Welt sind, entstelltes Dasein haben und mit der Auferstehung wieder zu ihrer vollen Wahrheit gelangen: „Ich bin der Ansicht, daß das Wunder den ursprünglichen Naturgesetzen nicht widerspricht und nicht widersprechen kann, vielmehr ein Hervortreten derselben ist und bedeutet.“ Vilmar sagt (Kirche und Welt I, 183): „Ein Wunder ist — der Durchblick der höheren Ordnung der Dinge durch die niedere Ordnung derselben, die Herauskehrung der anderen, nach der Seligkeitswelt hin gewendeten Seite der Naturwelt.“

Die Briefe des Philosophen sind mit deutschen, die des Naturkundigen mit lateinischen Lettern gedruckt. Dadurch sind die beiden Freunde auch äußerlich trefflich unterschieden. Inhaltlich berührt es angenehm, daß man bald dem einen, bald dem anderen beifallen muß, dem Philosophen auf dem Gebiet des christlichen Glaubens, dem Naturkundigen auf dem Gebiete des gemeinen Sprachgebrauchs im Gegensatz zu der absonderlichen Sprache eines Philosophen. O. K.

— Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Von Anna Seuron. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Mit Porträt. (Berlin, Siegfried Cronbach.) 172 S. 2 M.

Wir können nicht sagen, daß das Buch einen sympathischen Eindruck macht. Die Verfasserin teilt den Lesern Indiskretionen mit, die sie in einer Vertrauensstellung im Tolstoischen Hause gesammelt hat. Vertrauensbruch nimmt aber niemals für den ein, der ihn begeht. Dabei ist ihre Kritik des Grafen eine keineswegs liebenswürdige. Im Gegenteil macht sie sich häufig über ihn weidlich lustig und deckt mit boshafter Ironie die zahllosen Widersprüche auf, in welche Lehre und Leben bei dem originellen Manne sich verwickeln. Graf Tolstoi gewinnt nicht durch das wenig schmeichelhafte Konterfei, welches von ihm und seinem Familienleben entworfen wird, und so bleiben im Grunde nicht allzu erfreuliche Eindrücke übrig. Indessen weiß die Erzählerin den Leser davon zu überzeugen, daß das, was sie mitteilt, Wahrheit ist, und darauf, daß diese Wahrheit recht interessant ist, beruht es dann wieder, daß man das Buch schnell und gern bis zu Ende durchliest. Wir lernen daraus, daß auch bei Tolstoi das Vollbringen dem Wollen nachhinkt, daß es z. B. mit der Askese des Grafen nicht allzuweit her, und daß er selber einer der Propheten ist, die meistens nur im ersten Aufschwung dichterischer Begeisterung das wirklich ausführen, was sie anderen zu thun vorschlagen. Tolstoi verficht, ein russischer Rousseau, die Rückkehr vom verfeinerten Kulturleben zur bäuerlichen Arbeit. Aber er selbst arbeitet körperlich nicht mehr, als gerade zur Verdauung wünschenswert ist. Tolstoi ist ein Prediger der Nächstenliebe in seinen Schriften. Aber er trennt sich ungern auch von dem geringsten Almosen, überläßt es vielmehr gelegentlich der Gouvernante, einen Bettler, in dem er Hoffnung auf Hülfe erweckt hat, aus ihren geringen Mitteln abzufertigen. Davon aber, daß er die eigentlichen Pflichten eines Großgrundbesitzers erfüllte, nämlich den Bauern mit gutem, großem Beispiel voranzugehen, und ihnen eine Wirtschaft zu zeigen, in welcher Intelligenz, Fleiß, Tüchtigkeit, Sparsamkeit zusammenwirken

— davon ist keine Rede. Sondern seine eigene Wirtschaft ist eine so echt russische Schlendrianswirtschaft, wie alle anderen auch, mit allen ihren bekannten Begleiterscheinungen von Stumpfsinn, Trägheit, Betrug und Gaunerei Seine vegetarischen Prinzipien dauern nur, so lange er satt ist. Wenn er Hunger hat, schleicht er nachts in das Eßzimmer und schneidet sich große Stücken kaltes Rostbeaf ab. Für seine litterarischen Werke nimmt er selbst zwar keine Honorare ein. Aber seine Frau, die aus jüdischer Familie stammt, weiß recht viel Geld aus den Büchern zu machen, in denen ihr Gatte das hohe Lied von der Uneigennützigkeit singt. Alles in allem: das Buch ist eine recht unterhaltende, aber nicht gerade erquickliche Lektüre.

5. Poesie.

— Dresdner Elegien. (Dresden, Druckerei Glöß.) 48 S. 1 M.

Kurzer Titel, Name des Verf. ungenannt, Titelblatt mit einem schwarz gewordenen Kleeblatt verziert, statt Ueberschriften Unterschriften. Sonderbare Originalitätssucht, die stark an die „40 Lieder von einem Deutschen" erinnert, die ohne Seitenzahlen, ohne Benutzung der Rückseite der Blätter, der Umschlag mit einem schwarz gewordenen Lorbeerblatt verziert, vor vier Jahren erschienen sind (vgl. Märzheft 1892). Man könnte daran denken, daß der Dichter der „Dresdner Elegien" mit dem Dichter der „40 Lieder", d. i. mit dem Verf. des Buches „Rembrandt als Erzieher" identisch wäre, wenn die Hexameter nicht so unerlaubt schlecht wären. Ich will nicht den Nachdruck legen auf das häufige Vorkommen des Hiatus, auf die zahllosen Trochäen, die die Stelle von Spondeen einnehmen, auf Daktylen nach dem Muster von „Holzklotzpflock"; auch die zahlreichen in zwei gleiche Hälften auseinanderfallenden Hexameter (S. 7, 11, 19, 20, 22, 32, 35, 38, 39 je zweimal, 42) sind noch nicht das Schlimmste. Wer aber Hexameter mit sieben Füßen (S. 15, 20), zur Abwechslung und Ausgleichung auch einen mit fünf Füßen, oder gar drei aufeinander folgende Pentameter drucken lassen kann, dem muß alles rhythmische Gehör abgesprochen werden. Und nun hat sich der Stümper im Versbau gar noch in der 19. Elegie zu einem „Lob des Hexameters" begeistert. Gegen den Vorwurf, daß „zum heimischen Stoff" „griechisches Maß" gewählt worden ist, macht der gelehrte Philologe geltend, daß kein Vers „im innersten Bau so germanisch" sei als der Hexameter, ja daß er „der deutscheste" Vers sei; außerdem seien die Griechen nichts anderes als Germanen. Mit diesen ungenierten Behauptungen tritt der Versifex seinen Kritikern (den „Hunden", den „Juden") entgegen. Es mag unerörtert bleiben, ob der Dichter mit diesen Ausdrücken nur das fremde Volk oder ob er unter den Hunden die „Germanen" gemeint hat, die den Hexameter als Versmaß für ursprünglich deutsche Dichtungen ablehnen, jedenfalls sind die Hexameter und Pentameter des Verf. so undeutsch als möglich. Schauderhaft schlecht ist z. B. der Vers „Wie am Hardanger Fjord der Skandinave skandiert". Der Skandinave! Welcher von den Millionen? — Und wie wird der Skandinave Thorwaldsen behandelt! Auf S. 37 das eine Mal ⏑ — — ⏑, das andere Mal — — — ⏑. „Das doppelschirrige Versmaß" der Distichen ist nicht so leicht zu handhaben, als der Verf. meint, der sich selbst gerichtet hat mit den Versen:

„Hüte sich Jeder darum, den herrlichen Vers zu beschimpfen,
Der teutonische Kraft in der Gewandtheit verbirgt!"

Und unmittelbar hierauf folgen die abgeschmacktantisemitischen, nicht gewandten Verse:

„Juden nennen ihn gern zu steif und zu schwer für den Ausdruck
Sie, die niemals die Kunst glänzender Waffen geübt,
Einst im dumpfen Schlampamptritt ‖ bußegurgelnder Psalmen
Mit dem ägyptischen Gold durch die Sahara (?) geschlumpt!"

Der Verf. sieht übrigens ein, daß er mehr zum Lobe des Hexameters gesagt, als er „durch Thaten" bewiesen habe:

„Aber das wollet nicht ihn, das laßt mich allein nur entgelten,
Denn ich bin kein Poet, der sich in Muße besinnt;
Vieles lastet auf mir; es flieht mich die Ruhe am Tage,
Und des Abends empfängt mich der vortrefflichste Schlaf!"

So erfreulich es ist, daß der Verf. des Nachts gut schläft und am Tage keine Zeit zu Nebendingen hat, so thöricht ist es, daß er, ohne sich viel zu besinnen, nebenher dem Dichterhandwerk fröhnt. Der Verf. hätte bei seinem Beruf bleiben und sich nicht zu der Geschmacklosigkeit verleiten lassen sollen, in der achten Elegie Dresden von dem slavischen Wort dräsa (Fähre) herzuleiten, mit den Myrmidonen das nordische Wort myre (Ameise) in Beziehung zu bringen und leikos mit leik = Anger zu verbinden. Das alles erinnert an Grammatik und Katheder, nicht aber an die Lyra Apolls.

An Dresden denkt der Verf. überall. Am Niederwald-Denkmal denkt er, Burgunder trinkend, an den jüngsten Sohn Meister Schillings und an des deutschen Reiches Mehrung bis zur Einverleibung Burgunds. — „Vor dem Schillerhäuschen" hält er dem deutschen Volk vor, daß es den Staren Häuschen baue, nicht aber den Dichtern. Beweis: Lessing, Hölderlin, Bürger, Kleist und Grabbe. — Nun, Lessing ist als Bibliothekar zu Wolfenbüttel in einem hübsch an der herzoglichen Bibliothek gelegenen recht wohnlich aussehenden Hause gestorben. Hölderlin wurde, 32 Jahre alt, irrsinnig. Bürger und Grabbe haben früh geerntet, was sie in einem unordentlichen Leben gesäet haben und Kleist hat sich

totgeschossen. Was hat das deutsche Volk an diesen Dichtern versäumt? Was hätten all diese Dichter von einem Haus oder einer Pension gehabt? Sie hätten doch alle so jämmerlich geendet, als sie geendet haben. —

In der 17. Elegie verteidigt der Verf. einen englischen Backfisch, dessen ungezogenes Schwatzen und Lachen während der Aufführung von Haydns Schöpfung und trotz wiederholtem Pst! und „Ruhe!“-Rufen doch gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden kann. Des Verf. Ansicht geht jedoch dahin:

„Aber die dumme Liebe zur Kunst versteht kein Lebend'ges,
Immer schlugen den Gott dogmische Ochsen noch tot!“

Kühn gesagt! Wie sollten es aber dogmatische Ochsen anfangen, wenn sie einen „Gott“ (Backfisch) totschlagen wollten? Dem neuen Worte „dogmisch“ sind an die Seite zu setzen „glocken“ für läuten (S. 32) und „frosten“ für erfrieren machen (S. 41). —

Wer sich ohne das Lesen schlechter Verse über die klaren, durchsichtigen, genialen Gedanken des Dichters der „Dresdner Elegien“ noch ein Urteil bilden will, lese das in Prosa abgefaßte, bis in die Welt der Planeten — deren man jetzt über 400 Stück entdeckt hat — sich aufschwingende, höchst phantastische „Intermezzo“ S. 43—46. —

In einem dem kleinen, gelben Hefte mitgegebenen Lobzettel werden die 22 Dresdner Elegien als „Auszug aus einem im Druck befindlichen Bande ›Gedichte‹“ bezeichnet und damit der Preis von „50 Pfge.“ erklärt. Funfzig Pfennige sind allerdings ein geringer Betrag — für zweiundzwanzig gute Gedichte, aber ein schwerwiegendes Kapital für schlechte. O. K.

— Die größte Sünde. Drama in 5 Akten von Otto Ernst. (Hamburg, Conrad Kloß.) 1895. 116 S.

Ein unverfälscht socialdemokratisches Drama. Der Held ist ein freigeistiger Lehrer. Da er seine Braut ohne die Zusage kirchlicher Trauung vom reichen Schwiegervater nicht bekommen kann, entführt er sie und beginnt eine „Civilehe“. Der Schwiegervater zieht nun mit Recht seine Hand von den jungen Eheleuten ab und versagt ihnen jede Unterstützung. Die Folge ist große finanzielle Not im neuen Hausstand. Zu der Not kommt Krankheit und Sterben hinzu — die jungen Eltern verlieren ihr einziges Kind. Hierdurch wird zuerst die Energie der Frau, dann die des Mannes gebrochen; sie fügen sich und gehen die Schwiegereltern um Hülfe an. Da ihnen aber jedes Gefühl dafür fehlt, daß Gott sie durch die Leiden, die er schickt, strafen und zu sich ziehen will, so empfinden sie nur das, was die h. Schrift die Traurigkeit der Welt nennt, und bedrückt von der vermeintlich unerträglichen Schande, ihren freisinnigen Prinzipien untreu geworden zu sein, erschießen sie sich. Wie das ja jetzt in zahllosen Novellen und Dramen Mode ist, obschon der Selbstmord nie die Lösung eines Konfliktes, sondern immer nur die Umgehung solcher Lösung darstellt. — Dem Verfasser ist ein gewisses Talent nicht abzusprechen. Aber einstweilen malt er nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Teerquast. Die Träger der kirchlichen und christlichen Weltanschauung sind nicht Typen, sondern Karikaturen, wie sie kaum jemals vorkommen: lieblose Protzen, Heuchler wie der Pastor, Klatschbasen wie Elise oder Narren wie das Mitglied des Jünglingsvereins. Leichter konnte sich's der Verfasser nicht machen, seine Gegner an den Pranger zu bringen. Ein atheistischer Schneider dagegen trieft von Tugend und riecht förmlich nach Edelmut. Auf gewissen Bühnen könnte das elende Stück übrigens wohl ziehen. Tiraden gegen Kirche und Christentum verfehlen selten des Beifalls. Traurig ist es, daß Verfasser den Spruch Math. 12, 31 von der Lästerung wider den Geist als Motto auf sein gottloses Stück geschrieben. „Den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er es beim Kragen hätte.“ D. v. O.

— Der toten Mutter. Ein Liederkranz von Paul Grotowsky. (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.) 44 S.

Zweiunddreißig Lieder voll inniger Liebe zur heimgegangenen Mutter in formvollendeter Fassung. Mehr weiß ich nicht zur Empfehlung dieses Liederkranzes zu sagen, die wenigen Worte werden aber genügen.

Wo Leichenverbrennung, beschönigend Feuerbestattung genannt, an die Stelle des Begräbnisses tritt, können solche Lieder nicht gesungen werden. O. K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Gewissensqualen. Zwei Novellen von Gerhard von Amyntor — Dagobert von Gerhardt. 10. bis 12. Tausend. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund.) 172 Seiten. 3 M., geb. 4 M.

Gerhard von Amyntor gehört zu den fruchtbarsten Roman- und Novellenschreibern. Derartige Schriftsteller pflegen sich auszuschreiben, sie geraten in Tüfteleien, die ihnen die poetischen Gedanken ersetzen müssen. Paul Heyse ist in dieser letzten Periode seiner Novellenschreiberei längst angekommen, die beiden Novellen „Eine Sturmnacht“ und „Der Laryngologe“ G. v. Amyntors liefern den Beweis, daß auch bei ihm die Höhe seines Schaffens überschritten, daß auch sein Stern im Sinken begriffen ist.

Nach dem Empfehlungsbrief des Verlegers handelt es sich in beiden Novellen um eine „scharf durchgeführte Seelen-Analyse“ und um Schilderung der Einwirkung des Gewissens auf den „empfindlich gestimmten Kulturmenschen“. Hochtönende Redensarten, hinter denen nichts steckt. Die erste Novelle ist darum völlig mißraten, weil von einer Gewissensqual nur insofern die Rede sein kann, als ein über sein Denken und Thun im entscheidenden Moment ganz unklarer, unzurechnungs-

fähiger Mensch sich auf dem Wege krankhafter Grübelei, exaltierter Phantasterei in die Rolle eines Meuchelmörders hineindenkt. Der Held der ersten Novelle schwelgt förmlich in Selbstanklagen, er gehört also, wie die weißen Raben, zu einer höchst selten vorkommenden Species. Der Handlungsgehülfe Jansen liebt Minnegard, die Tochter seines Prinzipals. Da diese aber zum Verlöbnis mit dem Prokuristen Wallsturz genötigt wird, erwacht in Jansen die Eifersucht so gewaltig, daß er in Gedanken dem verhaßten Nebenbuhler den Tod wünscht. Eines Abends befindet er sich mit der Geliebten und deren Bräutigam in einer Jolle, die von den hochgehenden Wellen hin- und hergeworfen wird. In die Nähe eines Rettung bringenden Bootes gekommen, umfaßt er die Geliebte und tritt so auf das Dollbort, daß die Jolle kentert. Alle drei fallen ins Wasser. Jansen rettet Minnegard; Wallsturz ertrinkt. Kein Mensch wird hierbei an einen Mordanschlag denken. Jansen dachte auch nicht daran, weder vor- noch nachher. Aber in der folgenden Nacht sagt ihm „eine innere Stimme", daß er absichtlich die Jolle zum Kentern gebracht habe. „Mörder! Mörder!" brauste es in seinen Ohren, „feiger elender Meuchelmörder." Und doch mußte er sich oder vielmehr eine innere Stimme Nr. 2 in ihm und aus ihm heraus sagen: nein, mit Absicht hast du die Jolle nicht umgestürzt. Nun kommt er, da sein Gewissen rein war, auf den Gedanken, daß die Stimme Nr. 1 eine Einflüsterung des Teufels gewesen sei, wie „die Pfaffen sagen", „im Grunde mögen sie wohl recht haben, wenn man unter dem Teufel das rätselhafte Etwas verstehen will, das jedem in der Tiefe seines Herzens wohnt". Ja, das muß in der That ein rätselhaftes Etwas im Menschen sein, das Sünden, Verbrechen einem Schuldlosen vorzuspiegeln weiß. Jansen bringt es unter den Qualen des Amyntorschen Teufels bis zu Thränen und Schluchzen. Er geht erst nach Nord- und dann nach Südamerika. Minnegards Vater stirbt mittlerweile, nichts steht der Verbindung der Liebenden im Wege. Schon kündigt die Geliebte ihre Ankunft in der neuen Welt an, da trifft ihn das entsetzliche Unglück, daß er, der im Laufe der Jahre Mechanikus geworden war und die Taucherei nach dem neuesten System erlernt hatte, in den Räumen eines gesunkenen Schiffes die Leiche seiner Minnegard auffinden muß. Dieser Teil der Novelle ist ebenso belehrend — wenn auch in oberflächlichster Weise — was das Gebiet der Technologie betrifft, als den Gesetzen des plumpsten Kolportage-Romans entsprechend. Nun ist Jansen, im Gegensatz zu seiner früheren Schuldlosigkeit, davon fest überzeugt, daß ihn die Strafe für seine teuflische Absichtlichkeit bei jenem Kentern getroffen hat und, um sein Verbrechen zu sühnen, wird er an der schleswigschen Westküste Vorsteher einer Rettungsstation. In der „Sturmnacht" kommt Jansen auf höchst romanhafte Weise ums Leben. Therese, eine „Freundin" seines ehemaligen Prinzipals, die ihn mit unreiner Begierde verfolgt und, zurückgewiesen, sein Vorwärtskommen in Nordamerika auf Schritt und Tritt vereitelt hat, leidet Schiffbruch und bei Rettung ihrer Reisegefährten verunglückt Jansen, als er seine Feindin dem Tode entreißt. Auch in Amerika war Therese mehrfach „Freundin" gewesen, das hindert aber den Verf. nicht, zu sagen: „Wohl war sie irre gegangen auf ihrem Lebenswege, aber das Ziel, nach dem sie gestrebt hatte, war doch die Liebe gewesen!" Ich hätte nicht gedacht, daß G. von Amyntor solche Proben von Gedankenschwäche geben könnte. —

Die andere, höchst wissenschaftlich von den Operationen der Kehlkopf-Aerzte handelnde Novelle ist schnell erzählt. In ihr handelt es sich um eine pia fraus, um eine Handlung im Sinne des heiligen Crispinus. Ein Arzt wird in der Sterbenacht eines vermögenslosen Generals gerufen, der sich als uralter Mann mit einem schönen, liebenswürdigen Mädchen verheiratet und drei Kinder erlebt hat. Es ist der 31. Oktober nachts zwischen 11 und 12 Uhr. Erlebt der General noch den 1. November, dann erhält die vermögenslose junge Witwe den Ruhegehalt für den November und den Gnadengehalt für den Dezember. Der gutmütige Arzt rückt die Hausuhr und seine Taschenuhr um eine halbe Stunde vor und gedenkt die Todesbescheinigung nach diesem Falsum auszustellen. Statt seiner stellt aber später ein anderer Arzt die Bescheinigung nach dem von der jungen Witwe richtig angegebenen Zeitpunkt des Todes aus. Nun hält der wohldenkende, einen Betrug beabsichtigende, aber nicht zur Ausführung bringende Arzt zwar fest an seiner sittlichen Unverletztheit; da er sich aber immer wieder im Sterbezimmer des Generals sah, „das sich wie ein Photogramm auf der lichtempfindlichen Platte seines Gedächtnisses eingeätzt hat" — es ist hier nicht etwa an eine Glatze zu denken —, so hält er sich für einen gemeinen Betrüger, der nicht würdig ist, die schöne Generalswitwe zu heiraten. Er ist der Unreine, der Gewissenlose, der Verbrecher. Davon, daß er in der Beichte und Absolution frei werden kann von der ihn seit länger als 10 Jahren drückenden Last, weiß der gewissenhafte, aber in religiösen und kirchlichen Dingen völlig unwissende Arzt nichts. Dagegen läßt er sich von dem beredten Mund der schönen Witwe absolvieren und wird ihr zweiter Mann. Der Leser fragt sich: warum hat dieser Mann, der die Todesbescheinigung ja gar nicht ausgestellt und seinem Berufsgenossen von seinen falschen Aufzeichnungen gar keine Mitteilung gemacht hat, niemals Erkundigungen über die thatsächlich ausgestellte Bescheinigung und über den Fortbezug des Ruhegehalts eingezogen? Warum hat er in der Unterstellung, daß die Staatskasse um einige hundert Mark betrogen worden sei, durch allzu hohe Steuerzahlungen seit 12 Jahren sich geschädigt in der Meinung, seinen nur in Gedanken verübten Betrug wenigstens finanziell wieder gut zu machen? Daß auch dieser Gewissensquäler zu den weißen Raben zu zählen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Werden sich die Mitglieder des Vereins der Bücherfreunde sehr gefreut haben über diese ausgeklügelten, ausgespitzten, ausgetüftelten Novellen? Ich glaube kaum. O. K.

— Aus zwei Welten von Marie Corelli. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Isabella Hummel. Dieser merkwürdige Roman, der in England schon die achte Auflage überschritt, bildet den vierten Band von Lutzs romantischer Bibliothek. Romantisch genug ist er. Die Verfasserin zieht den Schleier von einer oberen geheimnisvollen Welt weg, diese Welt ist diejenige der Elektrizität. Gott hat um sich einen elektrischen Ring geschaffen. Diesen Ring, der die Atmosphäre des Centralplaneten bildet, in welchem Gottes Wesen wohnt, ist von ungeheurer unausschöpflicher Kraft. Welten werden schöpferisch von ihm ins Dasein hinausgetrieben und wieder auch absorbiert. Von ihm aus erklären sich alle Wunder des Universums. Die Welt dort oben ist voll von Luftgeistern, die Planeten sind bevölkert von eigenartigen Geschöpfen. Gott ist umgeben von strahlend schönen unsterblichen Geistern, die alle seiner schöpferischen Herrlichkeit entsprangen. Nach diesen Bildern der Kinder des Lichts schuf Gott den Menschen aus animalischer, vegetabilischer und mineralischer Masse und gab ihm einen elektrischen Funken, eine Seele ein. Die Menschheit war in Gefahr, diesen Funken zu verlieren, da sendete Gott Christum. Zuerst kam einer der Strahlenengel aus Gottes Reich auf die Erde und nahm die Gestalt der Maria an; aus ihr wurde Christus geboren, ein Teil von Gott selbst; er lebte, er litt, er lebte als unser Vorbild und Mittler — das Opfer verwirft die Verfasserin mit den härtesten Ausdrücken —, er stand auf, um uns zu beweisen, daß es nach diesem Leben ein ander Leben gebe, und er stellte durch seine Himmelfahrt die Verbindung zwischen der elektrischen Centralsphäre und der Erde her; ein verkörperter elektrischer Geist lebte in ihm; elektrische Erscheinungen und Wunder begleiteten seine Laufbahn. Wir müssen zuerst an Christum glauben, dann aber lieben und durch Liebe die ewige Seligkeit verdienen; wir können aber auch rückwärts gehen, können durch bewußt bösen Willen den elektrischen Keim der Seele zwingen, bis zu den Formen von Tieren herabzusinken, die nur von materiellen Wünschen und Trieben beseelt sind; doch bleibt dann die Erinnerung, und die Erinnerung schließt die Hölle in sich. Unter den Kirchen giebt die Verfasserin der römischen den Vorzug, ohne sie übrigens zu nennen, weil in ihr die Elektrizität am kräftigsten ihr Wirken äußert, weil sie an eine thatsächliche elektrische Verbindung zwischen Christus und sich selbst glaubt und diese Verbindung täglich auf ihren Altären vollzieht, doch leidet auch sie an großen Irrtümern. Das etwa sind die Grundgedanken, auf denen der Roman sich aufbaut. Der Roman selbst ist kaum ein Roman zu nennen. Die Elektrizität ist alles in ihm. Könnte man das Wort gebrauchen, so würde ich sagen, es geschieht eine Elektrizitation Gottes und des Alls in ihm. Altphilosophische, platonische, besonders gnostische und christliche Gedankenreihen werden mit naturwissenschaftlichen Sätzen zu einer neuen Religion verschmolzen, und diese Religion wird für das wahre Christentum ausgegeben. Die Verfasserin behauptet, daß sie das, was ihr Roman bietet, nicht erdichtet, sondern erlebt habe. Sie selbst ist eine mit Elektrizität angefüllte Persönlichkeit, und darum im Stande, die Herrlichkeit der neuen Welt zu schauen. Ihr Buch hat in England große Sensation verursacht. Zweitausendfünfhundert persönliche Zuschriften sind ihr auf Grund desselben zu teil geworden. Sie wünscht, daß auch die Deutschen, dies ihr hochsympathische Volk, ihren Roman kennen lernen, sie hofft, daß sie von ihnen noch ungleich besser verstanden wird, als von ihren Landsleuten. Ob sie sich darin nicht täuscht? Sie nennt die Atmosphäre ihres Romans eine durchaus reine und gesunde, sie will uns durch denselben in eine ideale Welt einführen gegenüber dem krassen Materialismus, dem öden Realismus der Jetztzeit, aber gehört zuletzt nicht auch die Elektrizität dem Reich der Materie an, ist sie nicht auch etwas schlechthin Realistisches? Der Roman mag als Symptom gelten — wir leben ja im Zeitalter der Elektrizität, warum sollte diese wunderbare, wirkungsmächtige Gotteskraft nicht auch ihren Roman haben? Gesund ist er aber nicht, sondern recht krankhaft angefeucht.

D.

— Manneswert. Roman von Marie Stahl. 2 Teile in einem Bande. (Berlin, O. Janke.) 185 u. 196 S. 5 M.

Der Gutsbesitzer Velten, früher Offizier, muß sein verschuldetes Gut gegen ein vierstöckiges Mietshaus in Leipzig vertauschen. Als arbeitsscheuer, nachlässiger, nur in Standesvorurteilen lebender Mann macht er Bankerott und stirbt. Seine Frau ist ebenso wohlwollend und energielos als er. Es sind drei Kinder vorhanden. Hulda, die älteste, verlobt sich mit einem Vetter, dem vermögenslosen Lieutenant Egon von Lodenstein. Nach vielen Jahren ist er Hauptmann geworden und Huldas Mann. Traute, die jüngere, „kernig gesund, frisch wie ein Apfel, mollig und fidel“, lehnt aus Hochmut die Hand des rastlos thätigen Paul Lehmigke ab, des Nachfolgers auf dem Veltenschen Gute, und verlobt sich mit einem jungen Grafen Stauffen, den sein Vater in die „Strafverbannung“ nach Leipzig (!) geschickt hat, um das Gymnasium zu besuchen. Er ist erst Schulfreund und dann Corpsbruder des jungen Armin Velten, der sich für kurze Zeit mit einer jungen Engländerin verlobt, nie ein Examen macht und zuletzt froh ist, als Gutsverwalter sich mit einer leidenschaftlich liebenden Natta (Natalie) verloben zu können.

Der Tod des alten Velten würde die Familie dem Elend preisgegeben haben, wenn nicht der als „Spießer“ verachtete Paul Lehmigke sich der Witwe und ihrer Töchter angenommen hätte. Er beschäftigt sie auf einer Fabrik. Die Verlobung mit dem Grafen wird durch einen Abschiedsbrief aufgehoben, und da dies dem vornehmen jungen Mann nicht genügt, wird die Entlobung durch einen „endgültigen“ zweiten Abschiedsbrief herbeigeführt. — Lehmigke und Traute lieben sich insgeheim, obschon jener, nur um eine Frau auf sein Gut zu bringen, die rothaarige, blasse, üppige

Alma Jänisch aus Leipzig geheiratet hat. Diese Ehe ist für beide Teile ein Unglück. Zur rechten Zeit erfährt aber der Mann die Untreue seiner Frau. Diese hat die vor ihrer Ehe begonnene Liebschaft mit einem Herrn von Löschnitz in der Ehe fortgesetzt, was ihr um so leichter fällt, als Löschnitz die Landwirtschaft auf dem Lehmigkeschen Gute erlernt. Sobald der getäuschte Gutsherr sich beschimpft sieht, sucht er den Galan auf und schießt ihn nieder. Darauf folgt natürlich Verhaftung, Untersuchung und — — Freisprechung. Wie diese eintreten konnte, darüber hat sich die Verf. nicht die geringsten Gedanken gemacht. Der Leser muß sich mit der auffallenden Thatsache begnügen. Auf den Strafprozeß folgt der Civilprozeß. Die Ehe wird geschieden. Das letzte Kapitel beginnt mit der herkömmlichen Nachricht, daß „Jahre vergangen" sind. Der Hausherr hat einen dicken pausbackigen Buben auf dem Schoß, Traute hat ein ganz kleines Kind in den Armen und eins neben sich u. s. w.

Der Grundgedanke des Romans ist der von Freytags „Soll und Haben". Nicht zu müßigem Genuß, sondern zu glücklich machender Arbeit ist der Mensch berufen. Darin beruht der Wert des Mannes. Es hätte dem Ganzen zum Vorteil gereicht, wenn die Nebenliebschaften teilweise unterdrückt, teilweise spärlicher geschildert worden wären. Die Verlobung des englischen Geistlichen Hopkins mit der Miß Burton hätte ganz wegbleiben können, denn beide sind Nebenfiguren in der verwegensten Bedeutung. Auch wäre es besser gewesen, wenn das Thema: „Arbeit macht das Leben süß" nicht nach der Vorschrift „alle zwei Stunden ein Eßlöffel voll" dem verständigen Leser immer wieder vor die Augen gehalten worden wäre. Der Stil des Romans ist im ganzen gut. Ueberflüssige Fremdwörter sind: Kostüm, Wohnungscompartiments, Deshabillé, Visitencivil, Elogen, Konzertetablissement, Etat. Welche Rolle „Statuten" in einem Vertrag spielen sollen, ist mir ein Geheimnis geblieben. Ebenso was „eingelegte Thüren" sind. (Es werden wohl Thüren mit eingelegtem Holz gemeint sein.) „Fettige Butterbrode" — was soll damit gesagt sein? Daß von Wiesen ein warmer Lufthauch kommt, in dem der Wald schauert und leise seufzt wie in verhaltener Wonne, scheint mir ebenso unwahrscheinlich zu sein, als daß Strohhalme auf einem dahinflutenden Strome tanzen sollen. Unter einem „hohlen Luftzug" kann ich mir schlechterdings nichts vorstellen. II, 11 ist die Rede von der Heuernte und den in Blüten begrabenen Dörfern. Das stimmt nicht. Zur Zeit der Heuernte blühen nur noch die Edelkastanien und die Reben. Wilde Tauben (II, 84) pflegen nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen zu nisten, und wenn die Hühner abends auf der Stange sitzen, pflegen sie in aller Stille zu schlafen, nicht aber „traumhaft zu gackern". O. K.

— Heimwärts. Erzählungen von Ernst Evers. 2. Auflage. (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission.) 208 S.

Sechs Erzählungen in Art und Haltung, wie wir sie aus den christlichen Sonntagsblättern kennen. Der Verf. gehört ja zu unseren bekanntesten Volksschriftstellern, er muß wohl ziemlich viel schreiben, schon um Geld für seine mannigfachen Anstalten christlicher Liebesthätigkeit zu schaffen. Da läuft denn auch wohl einmal etwas Mittelgut mit unter, wie gleich Nr. 1: „In der Fremde", wo die das Haus des Prinzipals bekehrende Gouvernante zu sehr nach der Schablone gearbeitet ist, oder es werden die Farben zu stark aufgetragen, wie in Nr. 5, wo der verlorene Sohn im Hause der Mutter einen Einbruch versucht, um der Mutter Brautgeschmeide zu stehlen, und dann von der Mutter mit des Vaters Büchse auf den Tod verwundet wird, natürlich um sich schließlich zu bekehren. Am wenigsten gefallen hat mir Nr. 3, eine Geschichte von der Königin Louise, wegen ihrer etwas forcierten patriotischen Tendenz. Ein alter Berliner Kaufmann stirbt Weihnacht 1810 mit den Worten: „Ich sehe — ich sehe — im himmlischen Glanz — vor dem himmlischen Christbaum — meine Königin. Dank — Dank! sie hat mir den Himmel aufschließen dürfen — der Heiland hat ihr den Schlüssel gegeben. Dank — Dank! — ich sehe — sehe ich übers dunkle Gefilde der Erde? — Kann ich noch sehen? Einen frommen König — den Sohn unserer Louise dort — dort ihren zweiten Sohn — Frömmigkeit fügt er zum Glanz der Erde, — Demut zum Ruhm — Völker zu seinen Füßen, — das ferne Babel unter seiner Hand, — der Kaiser heißt er — der Siegreiche! u. s. w." Die den Himmel aufschließende Königin hat einen etwas katholischen Beigeschmack und das vaticinium ex eventu auf Wilhelm I. ist leicht gegeben, aber auch eine etwas abgebrauchte Sache! — Am meisten gefallen hat mir das einfache Geschichtchen Nr. 6: „Prinzessin Immergrün." J. P.

— Die Aktien des Glücks. Humoristisch-satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein. 5. Tausend. (Verein für freies Schrifttum, Berlin W.) 3 M., geb. 4. M.

Der Roman ist eine Satire auf den Zukunftsstaat der Socialdemokratie. Spekulanten haben irgendwo in Deutschland ein großes Gebiet gekauft und wollen es parzellieren; ihr Geld geht schnell zu Ende, aber es findet sich ein halbverrückter, fast unermeßlich reicher Deutsch-Amerikaner, der einen Garantiefonds von 20 Millionen Dollars stiftet. Man beschließt, einen socialen Musterstaat zu gründen; an die Spitze der Verwaltung wird ein ideal gesinnter Professor gestellt, ein Schwärmer für Gütergemeinschaft u. s. w. Unter ihm giebt es in der Kolonie keinen Reichtum und Mangel, jeder arbeitet für alle; Privatbesitz, Sparen u. s. w. ist unzulässig. Natürlich rühren sich bald Egoismus und Sünde, jeder Kolonist will verdienen und so leben, wie es ihm behagt. Beschleunigt wird der Zusammenbruch dadurch, daß einer der Direktoren, ein Bankier, in der unmittelbaren Nähe der Kolonie ein prächtiges Schloß erbaut, in dem er, seine Frau und ihre Freunde schwelgerische Feste feiern und die Kolonisten zum Lebensgenuß anreizen. Hier wird der Amerikaner

vollständig verrückt gemacht, er kauft schließlich die Kolonie, sein Vermögen ist vergeudet; die Höfe schenkt er den Kolonisten. Der Verf. will zeigen, wie über die guten Pläne eines Idealisten schnell Egoismus und die tierischen Triebe der Menschen triumphieren; der Pessimismus, der Zweifel an der Besserung unserer socialen Zustände kommt zum Ausdruck. Darin berührt sich der Verf. mit der Wirklichkeit, daß er die Macher des Unternehmens teils als betrügerische, geldsüchtige Spekulanten, teils als unklare Köpfe oder unpraktische Schwärmer hinstellt. Das Beste im Buch ist eine kleine, hübsch erdachte und poetisch geschilderte Liebesgeschichte. Der Humor ist größtenteils gezwungen und roh, die Sprache wie die Geschichte selbst oft verzerrt und hier und da grob naturalistisch. Eine Lösung der heute die Welt bewegenden socialen Fragen ist nicht einmal angedeutet; jeder Hinweis auf die heilende und bessernde Hand des Christentums fehlt. v. H.

— Absinth. Roman von M. Corelli. Aus dem Englischen von Adele Berger. Autorisierte Uebersetzung. (Berlin, Janke.) 248 S. 1,50 M.

Mit Widerstreben schon habe ich diesen Roman in die Hand genommen und mit Widerwillen habe ich ihn wieder beiseite gelegt. Wenn eine englische Dame — denn für eine Dame halte ich M. Corelli — sich veranlaßt fühlt, das wirre und gottlose Seelenleben eines Absinthsäufers aus der vornehmen Pariser Gesellschaft zu schildern, so hätte man den Engländern dies Buch lassen sollen und eine deutsche Dame hätte sich nach einem anderen und besseren englischen Roman — und es giebt ja zum Glück noch bessere — umsehen sollen, um ihn dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Das gewählte Problem mag für Irrenärzte wissenschaftlich interessant sein, ein rechter Dichter aber sollte in diese widerwärtigen Tiefen sich nicht begeben. Einem jungen, liebenswürdigen Mann wird die Braut untreu, in seiner verzweifelten Stimmung wird er zum Absinth verführt, und von nun an beherrscht ihn die „grüne Fee", so daß alles edlere Gefühl in ihm erlischt und er zu einem kaltherzigen Teufel in Menschengestalt wird. Ich glaube, ich brauche die Leser nicht weiter vor diesem Buche im gelben Umschlage mit roten Titelbuchstaben zu warnen. J. P.

7. Verschiedenes.

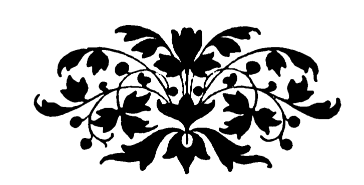
— A. F. C. Vilmar, Die heilige Elisabeth. Skizze aus dem christlichen Leben des 13. Jahrhunderts. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 56 Seiten.

Eine feine und tiefe Charakteristik der „lieben Elisabeth", die 1842 in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung anonym erschienen ist und nun in dankenswerter Weise allgemein zugänglich gemacht wird. Nach 50 Jahren stellt sich selbstverständlich das Urteil über manches Einzelne anders als damals. Allein der Versuch, die gleicherweise anziehende und fremdartig berührende Erscheinung der mittelalterlichen Normalheiligen dem evangelischen Beschauer verständlich und sympathisch zu machen, behält seinen Wert. Das würdig ausgestattete Büchlein sei bestens empfohlen, wenn es dessen bei einer Arbeit Vilmars überhaupt bedarf. Wi.

— Evangelisches Choralbuch mit Vor- und Zwischenspielen für die Orgel oder das Pianoforte zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienst oder bei häuslichen Andachten. Von J. C. Schärtlich, weil. königl. Musikdirektor zu Potsdam, und Rud. Lange, königl. Seminarlehrer zu Köpenick.

Ausgabe B.: 179 Choralmelodien in Uebereinstimmung mit dem Melodienbuch zu dem evangelischen Gesangbuch für die Provinz Brandenburg enthaltend und mit Vor- und Strophen-Zwischenspielen bearbeitet von Rud. Lange.

— Deutsche Christfeier in Familie, Schule und Kirche. Bibeltexte zum Vorlesen und Weihnachtsgesänge für eine oder drei Singstimmen mit Klavier- oder Orgel- oder Harmoniumbegleitung zusammengestellt von Rudolph Lange, königl. Seminarlehrer a. D. Op. 23. Klavierauszug und Stimmen Preis 1,20 M., Stimmen allein 10 Pf., Texte allein 50 Stück 60 Pf. (Potsdam, Aug. Stein.)



Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Hilda.

Roman

von

Hugo Lubenow.

XI.

Dänemark feierte das Fest der Wintersonnenwende. Zwar war vorläufig von dem Sieg, den die Sonne errungen, und von dem Umschwung, der infolgedessen im Leben der Natur eintreten mußte, noch nichts wahrzunehmen. Die Finsternis behauptete ihr Recht. Der Kienspan und das Herdfeuer brannten oft den ganzen Tag über, und die Drescher gingen des Morgens mit Fackeln zur Scheune. Die Holzläden und Vorhänge, mit denen man die Fenster verwahrte, hielten nicht nur die Kälte fern, sondern auch das Licht. Ja, ihre Wirkung in dieser Hinsicht war sogar viel gründlicher, als der Schutz, den sie gegen den Wind gewährten. Aber wenn auch noch harte Wochen bevorstanden, so war doch die gewisse Hoffnung da, daß eine Aenderung eintrat. Und über diese Hoffnung waren die Menschen fröhlich. Auf dem Herde knisterte der Julklotz, das Wurzelende eines Fichtenstammes, und Fichtenzweige umgaben die Bilder der Schutzgötter.

Auch die Natur hatte sich zu dem Fest, das ihr zu Ehren begangen wurde, geschmückt. Sie hatte ein weißes Brautkleid angelegt, auf dem, wenn die Sonne es streifte, Tausende von edlen Steinen funkelten. Ihren Kranz bildeten die immergrünen Kieferngehölze, und ihren Schleier der duftige Hauch, der über der Ferne lagerte.

Slawina stand am Fenster und sah hinaus. Ihr linkes Knie ruhte auf der Bank und ihre Arme auf dem Fensterbrett. Die leise wehende Luft trug ihr gedämpften Lärm zu. Er kam vom Tempel her, der jetzt tagelang von Schmausenden und Zechenden nicht leer ward. Auch Geva hatte nicht versäumt, mitzufeiern, wenn auch nur in ihrem Hause. Sie lag, ihrer Sinne nicht mächtig, in der Schlafkammer. Slawina hatte den Festtrunk nicht berührt. In ihrem Herzen fand der allgemeine Jubel keinen Wiederhall. Sie war müde, sie war sehr müde. Ach, daß auf jedes Einschlummern immer wieder ein Erwachen folgte! Ach, daß ihr Gram sich mit jedem Morgen erneuern mußte! Immer wieder löste ein unerträglich langer Tag die kurze Spanne Vergessenheit ab. Jedesmal kehrte mit dem Morgenlicht auch das Gefühl der Verlassenheit, der getäuschten Erwartung, der hoffnungslosen Sehnsucht zurück.

Das blendende Weiß der Schneefläche that ihren Augen, der Klang der Fröhlichkeit ihren Ohren weh. Sie schloß das Fenster, setzte sich an den Herd und ließ den Thränen bittersten Schmerzes freien Lauf.

Plötzlich schreckte ein Geräusch sie auf. Kaum hatte sie Zeit, ihre Wangen zu trocknen und sich mit der Hand über das Haar zu fahren, als die Thüre aufging und Hilda eintrat. Diese begrüßte ihre Freundin heiter; denn eine Freundin war Slawina ihr inzwischen geworden. Beide setzten sich an das Feuer, und Slawina gab sich Mühe, in das Geplauder ihres Besuches einzustimmen. Man sprach von einem Zank, der am vergangenen Tag im Tempel vorgefallen und immer noch nicht völlig geschlichtet war. Zwei alte Widersacher stritten um den Vorrang beim Gelage. Nachdem Slawina noch über das Ergehen ihrer Mutter Auskunft gegeben, sagte Hilda in einem Tonfall, als sei sie nach längerem Schwanken mit sich einig geworden: „Slawina, du hast irgend einen Kummer. Ich sage dir das gerade auf den Kopf zu, auch wenn du es abstreitest. Entweder du bist sehr krank, oder dich bedrückt etwas. Du wirst mit jedem Tage weniger und dein Gesicht ist blaß und verfallen. Ich will dir meinen Rat nicht aufdrängen, aber ich möchte dir helfen, wenn ich kann. Habe Vertrauen zu mir."

Slawina sah verlegen zur Seite und versuchte zu lächeln. „Blaß und verfallen bin ich immer gewesen," versetzte sie mit dünner Stimme.

Hilda faßte ihre Hand. „Ich will mich in deine Geheimnisse nicht hineinmischen. Aber gerötete Lider und ein zerstreuter Sinn deuten auf etwas anderes als auf Abscheu vor dem Webstuhl. Sprich dich zu mir aus. Du hast doch sonst wohl kaum irgend jemand, dem du dein Herz ausschütten könntest. Das ist ein großer Mangel. Der Mensch muß einen Freund haben, dem er alles sagen kann." Sie verbesserte sich: „Oder doch wenigstens das meiste. Manches behalten wir ja auch für uns, in manches mögen wir auch den liebsten Menschen nicht hineinschauen lassen. Darum ist es gut, daß es Götter giebt, die uns hören, auch wenn wir schweigen. Aber im Ernst: ich habe Mitleid mit dir und wünschte, ich könnte dir nützlich sein."

Solche Zusprache vernahm Slawina selten. Teilnahme und Schonung genoß sie sonst wenig. Doch war ihre Scheu damit noch nicht überwunden. Hilda kam ihr zu Hülfe, indem sie fortfuhr: „Durch ein Gerücht weiß ich, daß vor einem Vierteljahr ein Wende hier als Gast geweilt hat. Ist er vielleicht die Ursache deines Grames?"

Die Gefragte sah ihre kundige Freundin verwirrt an. Wie war es möglich, daß über den Geliebten und über ihr Verhältnis zu ihm auch nur Vermutungen hatten hinausdringen können? Hatte ihre Mutter dazu Anlaß gegeben? Aber sie ging selten fort und empfing kaum jemals Besuch. Oder hatten die Knechte und Mägde Aeußerungen fallen lassen? Das schimmernde Naß, welches ihr in die Augen trat, bewies der Freundin, daß sie das Richtige getroffen. Sie bat sie, zu erzählen. Slawina wäre trotzdem vielleicht dieser Aufforderung nicht nachgekommen, wenn es nicht die Tochter des Grafen von Schleswig war, die vor ihr saß. In wenigen abgerissenen Sätzen erstattete sie Bericht und Hilda hörte aufmerksam zu.

„Das ist wohl auf der Stelle geschehen," fragte letztere, „auf welcher ich damals den Rosenstock sah?"

Slawina wurde rot und nickte.

„Und er hat von Rügen aus keine Nachricht gesandt?"

Slawina verneinte.

„Und auch später nichts von sich hören lassen?"

Sie verneinte abermals. — Eine Pause entstand.

„Aber etwas anderes," nahm Hilda wieder das Wort. „Weiß dein Vater darum? Diese Frage liegt nahe. Seiner Einwilligung bist du sicher, wie?"

Ein Schatten flog über Slawinas Züge, als sie entgegnete: „Allerdings. Wir erwarteten ihn zum Fest, aber er ist nicht gekommen."

„Der Frost und der Schnee werden ihn verhindert haben. Der Frost und der Schnee haben vielleicht auch deinen Freund gehindert. Aber merkwürdig bleibt trotzdem, daß er gänzlich schweigt, daß er nicht einmal ein Zeichen gesandt hat." Sie sagte dies halb für sich und fuhr zu Slawina gewandt laut fort: „Das beste wird sein, daß

ich in der Stille Umfrage nach dem Verschwundenen halten lasse. Du wirst ja nichts einzuwenden haben. Gitta ist zu solchem Dienst sehr geeignet und wird gewiß irgend etwas ans Licht bringen. Sollte sich finden, daß er unrichtige Angaben machte .... aber das ist gewiß nicht der Fall. Vielmehr werden wir etwas entdecken, woraus wir sein Ausbleiben begreifen. Gewiß, Slawina, sei gutes Mutes. Es giebt Hemmnisse, an denen auch die festeste Absicht scheitert. Wir werden sie kennen lernen. Die Menschen wohnen sich ja recht nahe, auch wenn Berge oder Meere zwischen ihnen liegen."

Slawina fiel ihrer Trösterin um den Hals und küßte sie. Ein Sonnenblick brach aus ihren Augen hervor. Sie fühlte sich erleichtert und beruhigt, ihre Befangenheit wich und sie sagte: „Du hattest vorher nicht unrecht, Hilda. Ich sehe, du durchschaust mich. Wozu soll ich daraus ein Hehl machen: ich habe wirklich niemanden, dem ich mich anvertrauen könnte. Ach, ich bin recht vereinsamt. Mein Vater? Er ist viel zu groß, als daß er sich um solch geringes Ding, wie ich es bin, kümmern sollte. So oft er nach längerer Abwesenheit das Haus betritt und ich ihm in die Augen falle, sehe ich ihm an, daß er sich plötzlich an die Tochter erinnert, die er besitzt, und die er draußen ganz vergessen hatte. Und auch meine Mutter würde mich nicht vermissen, wenn ich fortginge. Was ich sonst um mich herum wahrnehme, ist gleichfalls nicht so, daß es einen Betrübten aufrichten könnte. Ich will offen sein. Ich habe wirklich danach verlangt, mit Menschen umzugehen, die mich recht lieb haben und denen ich mich hingeben könnte. Und ich glaube, diese Hoffnung geht noch einmal in Erfüllung. Ein Anfang davon hat sich schon erfüllt und auch das gute Ende wird nicht ausbleiben."

Hilda war verwundert über die Veränderung, welche bei den letzten Worten in dem Aeußeren der Sprecherin vorging. Sie hatte den Bann, der sonst auf ihr lag, abgeschüttelt. Ein Glanz ging von ihrem Antlitz aus. Der Sonnenschein der Liebe und Hoffnung erfüllte ihr Inneres und machte auch ihre Mienen licht.

„So gefällst du mir, Slawina," sagte Hilda. „Wenn dich jetzt dein Freund sähe, so müßte er glücklich sein." —

Das erste, was Gitta in Erfahrung brachte, war, daß unter den Gaugenossen, welche am Fest auf Arkona teilgenommen, sich auch Edmund befunden hatte. Sie sprach ihn eines Tages auf der Straße an und holte ihn über seine Erlebnisse dort in einer Weise aus, die den Anschein erwecken mußte, als handelte es sich bei ihr nur um Befriedigung gewöhnlicher Neugier. Endlich rückte sie ihrer eigentlichen Absicht näher und fragte ihn, ob ihm nicht ein wendischer Kaufherr namens Jarimar bekannt sei. Sie habe ihn seiner Zeit in Schleswig gesehen. Er sei ein stattlicher Mann und habe gewiß schon mancher Dirne das Herz verstört.

„Jarimar?" entgegnete Edmund arglos. „Gewiß. Ich bin ihm mehrmals begegnet. Er gefällt mir und wir sind gute Freunde. Freilich war der Ort so voll Geräusch und Leben, daß wir nicht dazu kamen, viel Umgang zu pflegen. Er kam mir nachher aus dem Auge. Er muß ziemlich plötzlich abgereist sein, denn ich sah ihn später nicht mehr."

„Wird er Schleswig nicht bald wieder besuchen?"

Edmund ahnte nicht im geringsten, mit welcher Spannung sie den Antworten auf die Fragen, die sie scheinbar gleichgültig stellte, entgegensah. „Das weiß ich nicht," versetzte er.

„Aber was sollte er auch hier? Sein Herz wird gewiß längst gebunden sein."

Edmund fand diese Verknüpfung der Gedanken seltsam. Doch erwiderte er: „Das ist möglich. Wenigstens erwähnte er, als wir an einem Hochzeitshaus vorbeigingen, daß er sich bald verheiraten würde."

„Wer mag seine Erkorene sein?"

„Das weiß ich nicht."

Gitta ärgerte sich. „Aber warum hast du ihn denn nicht danach gefragt?" rief sie mit herausfordernder Offenheit.

„Warum nicht?“ Er zuckte die Achseln. „Ich dachte nicht daran. Es ging mich ja auch nichts an.“

„Ungeschickter Mensch, der du bist!“ dachte Gitta bei sich. Laut sagte sie: „Hast du sonst noch Bekannte getroffen?“

„Genug Bekannte.“

„Wen denn zum Beispiel?“

Er nannte mehrere Namen. „Die meisten werden dir fremd sein.“ Sie waren der Dienerin alle fremd.

Gitta hatte schon früher zufällig gehört, daß um die Zeit, da der König in Schleswig weilte, ein Zugereister in der Schäferei vorgesprochen hatte. Diese Thatsache, die sie damals achtlos hingenommen, gewann jetzt in ihren Augen eine gewisse Bedeutung. Konnte der Fremde nicht Jarimar gewesen sein. Nachdem sie mehrere Tage vergeblich auf den Schäfer, der jetzt häufiger in die Stadt kam als früher, gefahndet, sah sie ihn eines Tages mit Ansgar über den Markt gehen. Sie eilte auf sie zu und redete Godwin an. Ansgar entfernte sich eine kleine Strecke und blieb wartend stehen. Es stellte sich heraus, daß der Fremde nicht Jarimar gewesen sein konnte. Dennoch hatte Godwin damals einen Menschen gesehen, auf den Gittas Beschreibung paßte. Er war, während er einen Zug Schlachtvieh zur Stadt geleitete, an zwei Männern vorübergekommen, welche nach ihrer Kleidung zu schließen Wenden gewesen waren. Sie unterhielten sich in einer unbekannten Sprache. Der eine war zweifellos Jarimar gewesen. Der andere war ein älterer Mann, der nach des Schäfers Meinung mit einem bereits verstorbenen Einwohner der Stadt große Aehnlichkeit hatte. Weiter wußte der Befragte nichts zu sagen. Gitta schied von ihm, hatte aber erst wenige Schritte zurückgelegt, als sie jemanden hinter sich herkommen hörte. Sie wandte sich um und sah Ansgar vor sich stehen.

„Verweile, Jungfrau,“ sagte er, „und vergönne mir ein kurzes Wort. Nur einige Atemzüge lang will ich dich aufhalten. Ich habe eine Bitte auszusprechen.“

„Ich glaube, du kannst dir die Bitte sparen,“ versetzte Gitta, einen Schritt zurücktretend. „Ich habe nicht die Absicht, sie zu erfüllen.“

„Warum nicht?“ fragte er.

„Weil ich dich nicht leiden kann,“ entgegnete sie.

„Das thut nichts zur Sache. Es mangelt mir in so vielen Stücken, daß ich es niemandem verdenke, wenn er für mich nicht viel übrig hat. Auch betrifft die Bitte nicht mich, sondern den trefflichen Mann, mit dem du soeben sprachst.“ Er sagte das ohne jede Empfindlichkeit im Ton der Ueberzeugung. Seine dunklen Augen blickten ruhig und ernst wie immer.

„Was ist mit Godwin?“

„Es geht ihm nicht gut. Du wirst wissen, daß er für sich allein wirtschaftet, ohne Hülfe eines Weibes. Sie müssen sich alles selbst besorgen, er und seine Knechte. Zwar ist auch eine Magd auf dem Gehöft vorhanden, aber sie verrichtet fast nur die gröberen Dienste, die Außenarbeiten. Sie melkt, wäscht und hegt das Geflügel. Dazu ist sie untüchtig. Es herrscht daher im Hause große Unordnung. Selbst an dem Nötigsten mangelt es bisweilen. Als ich neulich da war, bestand seine ganze Abendmahlzeit aus Mispeln, Hagebutten und Honig. Sie hatten versäumt, zu rechter Zeit zu backen. Wäre es nicht möglich, daß ihm eine fleißige und geschickte Schaffnerin bestellt würde. Es würde das auch für den Zustand der Schäferei nützlich sein. Wenn jemand seinem Dienst recht vorstehen soll, darf er nicht von Sorgen anderer Art zerstreut sein. Er muß ein geordnetes Hauswesen im Rücken haben. Wer mit geteilten Kräften arbeitet, wird auch nur halbes wirken.“

Gitta ärgerte sich; sie konnte den Mönch in der That nicht leiden. Während er sprach, hatte sie darauf gelauert, daß er irgend etwas vorbringen sollte, was ihr eine Gelegenheit zum Angriff gab. Aber es kam nichts dergleichen. Was er sagte, war

alles so richtig und verständig, daß sich nichts einwenden ließ. Nirgends war ein Haken, an den sie sich mit ihrem Spott hätte hängen können. Sie machte ihrem Verdruß Luft, indem sie erwiderte: „Warum hat der alte Schädel das nicht schon selbst gesagt?"

„Er empfindet das Uebel wohl nicht so schwer, weil er daran gewöhnt ist. Gewohnheit macht stumpf. Er wird glauben, daß es nicht anders sein kann. Im übrigen bitte ich dich, ihm nichts davon mitzuteilen, daß ich mich für ihn verwandt habe. Wenigstens halte ich es für überflüssig, daß es geschieht. Es könnte ihm unangenehm sein, wenn er es erführe."

„Ganz richtig," antwortete Gitta höhnisch. „Es ist kein gutes Zeichen für ihn, daß ein Fremder sich einfallen läßt, für ihn als Vater aufzutreten und seine Angelegenheiten in die Hand zu nehmen."

Ihr Wunsch, mit dieser Bemerkung seinen Gleichmut etwas zu erschüttern, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr gab Ansgar durch Nicken seine Zustimmung zu ihren Worten zu erkennen und erwiderte: „Es wäre möglich, daß er so dächte, und jedes Menschen Meinung muß man schonen, soweit es irgend möglich ist."

Unwillig drehte Gitta ihm den Rücken, indem sie sagte: „Ich werde sehen."

Bald darauf besuchte Slawina ihre Freundin und Gitta erstattete Bericht. Viel war es nicht, was die Lauschenden vernahmen, aber die Aeußerung, welche Jarimar in Bezug auf seine bevorstehende Verheiratung zu Edmund gethan hatte, war in jedem Fall ein hoffnungsvolles Zeichen. Die beiden jüngeren, und namentlich Slawina, deren Augen beredter waren als ihr Mund, deuteten sie wenigstens so. Anders Gitta. Es gelang ihr nicht, das spöttische Lächeln, welches die Vertrauensseligkeit der anderen ihr entlockte, zu verbergen. „Ich habe eine andere Vermutung," sagte sie.

Vier Augen sahen sie gespannt an.

„Meine Meinung ist diese. Wir machen viel Aufhebens von einer Sache, die in Jarimars Augen längst abgethan ist. Er denkt gar nicht mehr an sie, sie ist ihm völlig gleichgültig. Er hat eine kleine Ergötzung, die sich auf dem Wege fand, mitgenommen. Er hat gar kein Arg dabei gehabt. Seine Geliebte mag auf einem ganz anderen Ende des Erdgartens wohnen."

„Aber Gitta," rief Slawina, die blaß geworden war, „du beleidigst ihn und mich."

„Das will ich nicht. Ich behaupte nur, daß wir uns täuschen. Er hat für Kurzweil gehalten, was wir als Ernst ansehen. Hat er nicht viele seinesgleichen, die dasselbe thun? Sie freuen sich und vergessen."

Hilda bemerkte den niederschlagenden Eindruck, den Gittas Worte auf ihren Gast machten. „Du sprichst ja," unterbrach sie sie, „als hättest du dich selbst einmal so getäuscht. Doch wir wollen davon aufhören. Du bist in diesem Punkt ein hartnäckiger Ankläger und wir sind ungeschickte Verteidiger. Solche Ungleichheit läßt nicht erwarten, daß wir je mit der Streitfrage zu Ende kommen. Nun bin ich aber heute auf eine Neuigkeit gestoßen, die mir sehr wichtig erscheint, viel wichtiger als alles, was wir vernommen haben. Sie ist dir, Gitta, trotz aller deiner Klugheit entgangen. Wollt ihr sie wissen?" Sie weidete sich einige Augenblicke an der Ungeduld der Zuhörerinnen und fuhr dann fort: „Nun, ich will euch nicht zwischen Himmel und Erde hängen lassen. So hört. Slawinas Vater ist auch in Arkona gewesen."

Gitta schlug die Hände zusammen und rief überrascht aus: „Aggo?"

Ueber Slawinas Gesicht ergoß sich eine flammende Röte. Sie fühlte, daß diese Nachricht wirklich von höchster Wichtigkeit war, wenn sie auch noch nicht die ganze Fülle von Mutmaßungen übersah, die aus ihr geschöpft werden konnten.

„Von wem hast du das erfahren?" fragte die Dienerin.

„Von meinem Vater," versetzte Hilda. „Er hat es aus dritter oder vierter Hand. Irgend jemand hat es im Gespräch fallen lassen, und könnt ihr ahnen, auf wen dieser sich berief? Ratet einmal! Aber ihr werdet es schwerlich erraten. Auf Edmund berief er sich, auf deinen Edmund, Gitta, den du so gut auszufragen verstanden hast, daß er

dir die Hauptsache verbergen konnte, nicht absichtlich, aber doch in Wahrheit. Edmund ist der Zeuge für diese Nachricht. Nun, Gitta, verteidige dich."

Sie lachte. Gitta war betrübt und zornig zugleich. Nach einigem Schweigen erwiderte sie langsam: „Es giebt eine Einfalt, Herrin, die so groß ist, daß selbst die Klugheit der Klügsten an ihr zu Schanden wird. Ich habe ihn gefragt, welche Bekannten er auf Rügen getroffen hat. Ich habe mir Namen nennen lassen. Mehr konnte ich nicht thun. Wenn er mir trotzdem etwas verhehlt hat, so liegt das an seiner Einfalt, nicht an meiner."

„Es wird nicht helfen," antwortete Hilda, „du wirst dich noch einmal mit ihm bemühen müssen. Ist dir aber diese Aufgabe zu schwer," fügte sie mit gutmütiger Neckerei hinzu, „dann will ich einen anderen senden, der es besser versteht. Mit einem Klugen kann jeder verhandeln, aber mit einem Schwachkopf fertig zu werden ist nicht jedermanns Sache. Hoffentlich bestehst du nun aber diese zweite Probe besser als die erste."

Diesmal wartete Gitta die Gelegenheit nicht ab, sondern begab sich geradeswegs in Edmunds Haus. Sie fand ihn in der Werkstatt. Er war beschäftigt, einige Schilde mit eisernen Buckeln zu versehen. Knechte gingen ihm zur Hand. Als er die Ankommende gewahrte, brach er seine Arbeit ab. Er führte Gitta ins Haus und schob ihr die Bank zu. Gitta aber blieb stehen und begann ohne Umschweife: „Du wirst dich erinnern, Edmund, daß du neulich mit mir von deiner Reise nach Rügen sprachst. Ich habe nun nachträglich erfahren, daß Aggo auch dort gewesen ist."

„Freilich," entgegnete er.

„Du sagst ‚freilich', als ob sich das von selbst verstünde. Neulich aber hast du mir das verheimlicht."

„So? Kann sein. Ich werde nicht daran gedacht haben."

„Hast du ihn gesprochen?"

„Ja, aber nur einmal und nur ganz kurz. Ich glaube, er hat sich nur zwei Tage dort aufgehalten. Oder war er länger da?"

Er schloß die Augen und stützte das Kinn in die Hand. „Nein, nein. Ich irre mich nicht. Er reiste sehr bald wieder ab."

„Ob Jarimar ihn kennt?"

Edmund dachte nach. „Nein, denn er fragte mich eines Tages, wer der Mann war, mit dem ich mich begrüßt hatte. Ich nannte ihm darauf seinen Namen."

„Was sagte Jarimar darauf?"

„Er wollte gehört haben, daß er nicht Aggo, sondern .... nun irgendwie anders hieß und auf den Inseln wohne."

„Und was erwidertest du nun?"

Der Wirt sah seinen Besuch groß an und sagte: „Ich glaube, du willst mich ausfragen."

Sie versetzte übermütig lachend: „Merkst du das jetzt erst? Also was sagtest ...?"

Er unterbrach sie. „Ja, ich merke es jetzt erst. Ich halte es aber für unziemlich, jemandem Antworten mit List abzulocken, anstatt ihn offen um Auskunft anzugehen. Und weil dies meine Meinung ist, lag mir jeder Argwohn fern. Hätte ich gewußt, daß du eine besondere Absicht hegst, so hätte ich sogleich meinen ganzen Vorrat an Erinnerungen vor dir ausgeschüttet. Es wurden dir und mir dadurch Umstände erspart."

„Dazu ist es ja immer noch nicht zu spät," warf sie dazwischen, belustigt von dem Ernst, mit dem er redete.

„Nein. Aber vorher noch eins. Meiner Verschwiegenheit konntest du versichert sein. Für einen Schwätzer wird mich niemand halten. Also um was handelt es sich?"

Wozu mehr sagen, als durchaus nötig ist, dachte Gitta bei sich. Nachdem sich beide auf die Bank niedergelassen, forderte sie ihn auf, alle Begegnungen, die er mit

Aggo und Jarimar gehabt, ausführlich zu schildern. Gitta verlor kein Wort und überlieferte alles getreulich den Freundinnen. Diese fanden aber, daß Edmunds Bericht die Frage nicht klärte, sondern erst recht verwirrte. Warum hatte Jarimar den Vater Slawinas nicht angesprochen? Und wenn er ihn angesprochen, welches war der Erfolg gewesen?

XII.

Zwischen Hilda und ihrer Umgebung bildete sich allmählich eine Verschiedenheit heraus, welche zwar vorläufig nicht zu Tage trat, nichtsdestoweniger aber bestand. Die Tochter des Grafen Ethelrich besaß zwei Eigenschaften, welche sie für die Lehren des Christentums sehr empfänglich machten: einen sinnenden Verstand und ein weiches Gemüt. Daher regte vieles, was sie von den Glaubensboten sah und hörte, ihr Nachdenken an. Wie kam Ansgar, der Könige zu seinen Gönnern zählte, dazu, mit einem so geringen Menschen, wie der Schäfer es war, eine so aufrichtige Freundschaft zu schließen? Ein Sklave war von seinem Herrn um eines geringen Vergehens willen in das enge unterirdische Gelaß, das sich in vielen Häusern vorfand, gesperrt worden und wäre darin bald erfroren. Ansgar hatte ihn mit Darangabe der wenigen Kostbarkeiten, die er besaß, gekauft und dann freigelassen. Galt es ihm als ein Unrecht, Sklaven zu halten? Mißbilligte er die harte Behandlung, welche diese zum größten Teil erfuhren? Nicht weniger neu und inhaltreich erschienen ihr manche Worte Ansgars und seiner Freunde, die in der Stadt herumgetragen wurden. Gitta hatte vor kurzem den Schäfer angerufen und ihn darum gescholten, daß er noch nicht um neue Bälge zu Bekleidungsstücken gebeten. Dieser hatte gleichmütig erwidert, er sei wetterhart; auch ließen die Götter jeden nach seiner Kleidung frieren. Dieser Ausspruch gab zu vielen Bemerkungen Anlaß. Gitta nannte Godwin einen Narren. Ethelrich meinte, wenn Godwin recht hätte, dann hätte man nicht mehr not, Wolle und Flachs zu gewinnen. Slawina fand, daß der Schäfer ein friedlicher Mann sein müsse. Hilda aber sann darüber nach, wie nach Godwins Ansicht die Götter und die Menschen zu einander ständen.

Da trat ein Vorfall ein, der den geheimen Gedanken und Wünschen der Jungfrau neue Nahrung gab. Die Wagrier hatten einen Zug von dänischen Fischerböten in der Nähe der Insel Fehmarn angegriffen, die Bemannung teils erschlagen, teils fortgeschleppt und die Fahrzeuge geraubt. Dieser Ueberfall war ein Vertrags- und Friedensbruch. In Schleswig entstand große Erregung, und man forderte mit Ungestüm den Tod der Geiseln. Diese wurden in solchem Fall den Göttern dargebracht, indem man sie entweder am Opferstein tötete oder in den heiligen Sumpf, der sich unfern der Stadt befand, versenkte. Der Graf hatte Mühe, das empörte Volk soweit zu beschwichtigen, daß es willig war, erst genauere Nachricht abzuwarten, ehe das Urteil vollstreckt würde. Doch ließ er die Jünglinge in Gewahrsam nehmen und bewachen.

An einem schönen klaren Wintertage stand Ansgar auf dem Markt und lehrte. Etwa zwanzig Menschen, darunter auch einige entschiedene Gegner, hatten sich um ihn versammelt. Plötzlich wurden sie gestört. Ein Jüngling, der in atemloser Hast daherkam, durchbrach den Kreis der Zuhörer und stürzte dem Redenden zu Füßen. Es war Theamar, einer der Wagrier. „Hülfe, heiliger Mann, Hülfe!“ rief er außer sich. „Rette mich, rette meine Genossen! Ich bitte euch, schließt einen Ring um mich, daß er mir nichts thun kann. Wir sollen geschlachtet werden. — Erbarmen, Mann, und höre, was der Mönch sagt.“

Die letzten Worte galten dem Häscher, der inzwischen herangekommen war und die Hand nach dem Entflohenen ausstreckte. „Auf, du blindes Hündlein!“ rief er. „Wagst du es, mir zu trotzen? Gut, du sollst es fühlen. Wir werden dich noch einige Minuten länger springen lassen als die anderen. Ihr Leute, helft mir, den Buben binden. Die Jagd hat mich fast angestrengt.“ Er riß ihn empor und band ihn.

„Ansgar, rette mich. Fort, du verfluchter Henker, du hast kein Recht an mich. Ansgar, schütze uns. Du bist unser Herr und mußt für uns eintreten."

„Jetzt ergriff Ansgar das Wort und sagte ruhig zu dem Sklaven: „Mein Freund, habe einen Augenblick Geduld. Es liegt wohl ein Irrtum vor."

„Wer ist dein Freund?" schnaubte der andere ihn an. „Kehre zurück zu deinen Freunden. Ich thue, was meines Amtes ist."

„Recht so," fiel Ingulf ein. „Ihr Leben ist verwirkt."

„Was haben sie denn aber begangen?" fragte scheu einer der Anhänger Ansgars.

Ingulf fuhr ihn hart an: „Geh hin und brenne Kohlen, Sklave. Was hast du hier zu suchen?"

„Die Geiseln sind durch des Königs Gnade mein Eigentum geworden," sagte Ansgar. „Verstehst du, Hartwig? Durch des Königs Gnade. Wer sich an ihnen vergreift, der vergreift sich an des Königs Wort."

„Der Graf hat ihren Tod angeordnet," versetzte Hartwig mürrisch.

„Hat er nicht hinzugefügt," spottete ein anderer, „daß, wo das Eigentum bleibt, auch der Herr bleiben muß? Nimm ihn mit, Hartwig, nimm ihn mit, und wir werden dich belohnen." Schallendes Gelächter folgte dieser Bemerkung.

„So mag er selbst zwischen uns richten," begann Ansgar wieder. „Verweile kurze Zeit hier. Der Graf ist ein edler Mann. Er kann nicht den Tod dieser Unschuldigen wollen."

Durch den Lärm angelockt, hatten sich mittlerweile zahlreiche Zuschauer eingefunden. Ansgar machte Miene, auf Ethelrichs Haus zuzugehen, als sich die Thüre desselben öffnete und der Graf, gefolgt von seiner Tochter, heraustrat. Ein zürnendes Erstaunen malte sich auf seinem Gesicht, während er sich langsam dem Haufen, der ihm einen Durchgang freiließ, näherte.

„Was bedeutet der Zusammenlauf?" fragte er. „Was begiebt sich? Und Hartwig du hier? Was führte dich hierher?"

Hartwig neigte sich und erwiderte: „Mein Herr, zürne deinem Knechte nicht. Der Fremdling hier hält mich auf. Er behauptet, ein Recht an die Knaben zu haben."

„Wie? Ein Recht an sie?" rief der Graf voll Entrüstung. „Du fichst also den Anspruch des Gaues auf die Köpfe der Bürgen an? Du, ein Fremdling, wagst es, dich dem allgemeinen Brauch, wie er seit der Väter Zeiten unter uns feststeht, in den Weg zu stellen? Du versuchst, die Köpfe dem Messer, dem sie verfallen sind, zu entziehen? Ja, wer ist es denn hier, der das Gericht zu hegen und das Urteil zu schöpfen hat? Ich rate dir, Ansgar, zu deinem eigenen Besten, alles zu fliehen, was deines Amtes nicht ist. Führe den Pflug deines Eifers nicht über die Malsteine hinaus, die dir gesetzt sind. Wir werden nie zulassen, daß du dein Ansehen zu Gunsten unserer Feinde geltend machst."

„Du verkennst meine Absicht, edler Graf," entgegnete Ansgar. „Ich bin nicht geneigt und nicht berufen, mich wider die Ordnung zu setzen und wider das, was sie gebietet . . . ."

Ethelrich unterbrach ihn ungeduldig. „Du leugnest die Absicht, es zu thun, indem du es thust. Auch wenn diese sich in deiner Unterweisung befinden, sind sie dennoch geblieben, was sie waren, ein Pfand des Vertrages. Darum sühnen sie den Treubruch ihres Stammes mit dem Tode."

Zitternd stand Theamar und lauschte dem Verlauf des Gespräches, das ihn so nahe anging. Seine großen Augen wanderten mit einem Ausdruck flehenden Entsetzens zwischen den Streitenden hin und her. Der Stern der Rettung, der ihm in Ansgars Fürsprache aufgegangen war, schien in den letzten Worten des Grafen wie in einer Wolke endgültig zu erlöschen. Er hob die gefesselten Hände empor und rief: „Niemand hört mich, nicht Gott, nicht Menschen. Dem Schreien des Geängsteten verschließen sich die Ohren. Erbarmen, Herr, Erbarmen!" Mit einer raschen Bewegung riß er sich

los und fiel dem Grafen zu Füßen. Dieser wandte sich ab, während Hartwig den Knieenden emporriß und beiseite führte. Ansgar aber sagte: „Wohlan, ich will auch den Schein vermeiden, als mißbrauchte ich mein Ansehen. Ich gebe zu, daß dein Urteil gerecht ist, und bitte dich nur, Gnade zu üben. Nenne diese bartlosen Knaben nicht deine Feinde. Ich weiß, edler Herr, du bist zu groß, um sie deiner Feindschaft für wert zu halten. Selbst wenn sie es darauf anlegten, würden sie es nicht erreichen, dir auch nur einen Zornesblick zu entlocken. Schlage den Stier, dessen Fleisch dich nährt. Aber welchen Nutzen bringt es, wenn diese sterben? Erlege den Wolf, der in deine Hürden bricht. Aber welchen Schaden bringt es, wenn diese leben? Der Schwache möge grausam sein; die Furcht der anderen ist ja seine einzige Schutzwehr. Der Starke braucht diese Schutzwehr nicht. Er weiß, daß er stark ist, und darum übt er Schonung."

Er hatte mit Eifer und Wärme gesprochen. Der Graf aber machte eine abwehrende Handbewegung. „Du bemühst dich umsonst, mir einen Widerruf abzudringen. Ich bin willens, gegen die Friedensstörer volle Strenge walten zu lassen. Ich werde ihren Geiseln keinen Blutstropfen, den ich von ihnen fordern kann, erlassen. Hartwig ..."

Ansgar fiel ihm eilig ins Wort. „So gestatte mir, wie es Sitte ist, die jungen Leben mit Geld zu lösen. Ich biete dir die heiligen Geräte als Preis. Sie sind von köstlicher getriebener Arbeit, wie man sie hierorts nicht versteht. Sie sind mein ganzer Besitz. Etwas anderes habe ich vorläufig nicht zu geben."

Der Blitz, der aus Ethelrichs Augen fuhr, ließ ihn verstummen. War er zu weit gegangen? Der Graf mußte dieser Meinung sein, denn mit einer hoheitsvollen Mäßigung in Ton und Ausdruck erwiderte er: „Ungeschickt war die Schmeichelei, mit welcher du vorher um mein Mitleid warbst. Aber dieser Antrag beleidigt. Bin ich denn ein Kind, das in einem Atem weint und lacht? Fort mit ihnen, Hartwig! Führe sie in den Kerker. Es bleibt bei meinem Befehl."

Er wandte sich und kehrte in sein Haus zurück. Die Menge zerstreute sich. Hartwig that, wie ihm geheißen. Die Jünglinge, welche bis dahin in leichter Haft gehalten worden waren, wurden in den für todeswürdige Verbrecher bestimmten Kerker, einen lichtlosen Raum im Unterbau des königlichen Hauses, übergeführt. Am nächsten Morgen sollte das Urteil an ihnen vollzogen werden.

Ethelrich ging in seinem Zimmer auf und ab. Noch zitterte die Entrüstung, welche ihn angesichts des, wie er meinte, höchst herausfordernden Auftretens des Franken ergriffen hatte, in ihm nach. Da öffnete sich die Thüre und seine Tochter trat ein. Sie sah ihn forschend an, ging auf ihn zu und legte ihm liebkosend den Arm um den Nacken. Er blieb stehen, sein Antlitz klärte sich auf. „Nun, mein Kind," sagte er, „du willst mich gewiß beruhigen über den Aerger, den mir der glattzüngige Schelm bereitet hat."

„Das wohl auch," versetzte sie kleinlaut. „Außerdem aber komme ich mit einer Bitte."

„Was soll's, Hilda?" fragte er unaufmerksam.

„Es ist eine große Bitte." Sie griff nachsinnend an ihre Stirn und schlug dann hell ihre Augen zu ihm auf. „Bestätige mir zuvor, Vater, daß du nicht gewöhnt bist, von mir mit häufigen und gewichtigen Bitten bestürmt zu werden. Ich nehme deine Geschenke gern an, halte aber selbst mit Wünschen zurück. Dies bezeuge mir."

„Wozu so viel Weitläuftigkeiten!" entgegnete er lächelnd. „Du sprichst die Wahrheit. Du liegst mir mit Wünschen weniger an, als ich dir mit Fragen und Erkundigungen."

„Dann," fiel die Jungfrau rasch ein, „verweigere mir auch dein Ohr nicht, wenn ich dich heute mit einer großen Bitte beschwere. Lieber Vater! Reichlich haben die Jünglinge des Todes Bitterkeit gekostet. Du sahst den einen. Das Entsetzen hatte seinen Geist fast dem Leibe entrückt. Er lebte nur noch im Traume. Die Furcht seiner Freunde wird der seinen ähnlich sein. Gieb sie der Erde wieder! Laß sie frei!"

Diesen Wunsch hatte Ethelrich nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück und rief: „Hilda, Kind, du redest dem Franken das Wort und stimmst in seinen Ruf ein! Ist es möglich? Kaum kann ich es glauben.“

Hilda fuhr fort: „Höre mich in Geduld, Vater. Ist es für sie nicht Pein genug, hier in der frostigen Verbannung zu weilen, wo sie mit keinem ihres Geschlechts Umgang pflegen können? Ist es für ihre Eltern keine Strafe, ihr Liebstes dort zu wissen, wo niemand sich ihrer mit Dienst und Zuspruch annimmt? Lieber Vater, gesegnet ist die Stätte, die wir bewohnen, sie hat Raum für viele Gäste. Sie beherbergt unter Dächern und Laubwerk viele kleine Sänger, die ungeladen da sind. Vergönnen wir ihnen den Aufenthalt, so wollen wir auch diesen Knaben nicht den Mundvoll Luft entziehen, der sie erhält.“

Der Graf war ernst. Die Macht, die ihm hier gegenüberstand, war nicht so leicht zu überwinden, wie diejenige, mit der er vorher gerungen. Er fühlte es und antwortete: „Ich habe dir wohl noch nie etwas vorenthalten, Hilda, wenn ich erfuhr oder bemerkte, daß du es verlangtest. Allein diese Bitte muß ich dir abschlagen. Suche dir etwas anderes aus, womit ich dich erfreuen kann. Es giebt ja so vieles, was in meiner Macht liegt und was ich ohne Bedenken thun kann. Sei besonnen, Kind. Dein Vater bittet dich, besonnen zu sein. Wir haben die Plätze getauscht. Es ist wohl das erste Mal, daß ich eine Bitte an dich richte. Bestehe nicht auf deinem Kopf. Zwinge mich nicht, dich zu betrüben.“

Er that einige Schritte und blieb dann stehen, den Blick auf die Waffen gerichtet, die die Wandgegend über dem Hochsitz schmückten. Vielleicht hatte er gehofft, daß seine Tochter ihre Absicht aufgeben und sich entfernen würde. Das geschah aber nicht. Vielmehr folgte sie ihm, trat an seine Seite und versetzte mit feuchten Augen: „Du bist sonst immer so gut. Ich hätte kaum gedacht, bei dir auf eine Weigerung zu stoßen, oder doch wenigstens auf so starke Zweifel.“ Sie stellte sich vor ihn, lachte ihn an und sagte übermütig: „Also Bitte gegen Bitte. Wir wollen sehen, wer Sieger bleibt. Lieber Vater, schenke mir das Leben der Geiseln.“

Der Graf schüttelte unwillig das Haupt. „Du bist sehr hartnäckig. Wie kommst du nur auf diesen Wunsch? Ich kenne dich gar nicht wieder. Du mischt dich in fremde Dinge und machst dich zum Fürsprecher unserer Feinde, du, die Tochter des Grafen von Schleswig!“

„Du glaubst doch wohl nicht, daß mir daran liegt, dem Mönch einen Gefallen zu thun. Daran denke ich gar nicht. Was geht er mich an? Die Unglücklichen thun mir leid. Soll es heißen, daß sich hier niemand ihrer annahm als der Franke? Sie sind jung. Auch ich bin jung und begreife ihre Angst. Die Erde sieht uns lockend an und verspricht uns ihre Gaben. Und diese Armen sollen, ehe sie noch im Sonnenschein recht heimisch geworden sind, ihn schon wieder meiden! Sie sollen vom Platz des Lichtes und der Freude in den schauderhaften Fäulnisbrei der Tiefe hinuntersteigen! Fürwahr ein hartes Schicksal! Wäre ich ihre Gefährtin, tönte auch mir schon von der Unterwelt her das Rauschen der Grenzgewässer ans Ohr, ich wüßte es nicht zu tragen.“

Erschreckt sah der Graf seine Tochter an. Er hob die Hände empor. „Aber Hilda, was sprichst du! Wie solltest du dazu kommen .....! Wer wird dich ....! — Ein Uebereifer, der sich nicht scheut, Worte von übler Vorbedeutung zu gebrauchen, ist frevelhaft. Du bedrohtest soeben dein eigenes Leben, Kind. Mögen die Götter die Erfüllung von dir wenden!“

„Sie werden es thun“, versetzte Hilda bestimmt, „wenn auch du von den Gefangenen die Erfüllung des Unheils wendest. Thu es. Erzeige ihnen Huld und gieb sie frei.“

Der Graf schwankte: Er war ergriffen. Ein eigenes Gefühl von Wärme legte sich um sein Inneres. Die Schale war geborsten, und sein Herz ging auf. Vergebens bemühte er sich, seine Bewegung zu verbergen. Seine schimmernden Augen sprachen

deutlich genug. Hilda umschlang seinen Hals. „Ich will,“ sagte er, „das Aeußerste thun und die Strafe aufschieben. Der König mag entscheiden. Bis zu seiner Rückkehr soll der Fall in der Schwebe bleiben.“

Das erzählte Ereignis war nach mehreren Seiten hin von wichtigen Folgen. Kaum hatte Ansgar erfahren, durch wessen Dazwischentreten seine Schüler gerettet worden waren, als er sich zu Hilda begab. Diese trat ihm auf der Schwelle ihres Gemachs entgegen. Er erklärte ihr seine Absicht, sie aber unterbrach ihn und sagte in strengem, aber nicht verletzendem Ton: „Ich rechne nicht auf Dank, auch habe ich dir zuliebe nichts gethan.“

„Doch weiß ich,“ entgegnete er, „daß jede Gutthat von den Höhen der Vergeltung einen Strom des Segens herabzieht. Möchtest du die Freude, die du ausgeliehen, von dort vielfältig zurückempfangen. Sankt Michael, der ein Fürst ist über alle Engel, wird deines Werkes am Tage des großen Gerichtes gedenken.“

Er ging. Hilda aber war zu der Erkenntnis gekommen, daß ein starker Trieb ihres Innern sie zu dem Priester hinzog und mit ihm verband. Sie sann darüber, wie sie es anstellen könnte, ihn zu hören und mit ihm zu sprechen. Oeffentlich mit ihm in Verkehr zu treten, war mißlich. Sie mochte ihren Vater nicht betrüben, und das Volk sah in ihr einen Vorkämpfer gegen die neue Lehre. Es blieb also nur der Weg heimlicher Annäherung übrig. Dieser Weg aber bot große Schwierigkeiten.

Der Eindruck, welchen der Vorfall auf das Volk machte, war ein geteilter. Die meisten begnügten sich damit, sich über Hildas Launen zu wundern und Ethelrichs Nachsicht für unrichtig zu erklären. Viele erkannten aber auch in dem Ausgang einen Beweis für das zunehmende Ansehen Ansgars. Und indem die einen darüber frohlockten, die anderen darüber erbittert waren, wurde die im Volk bereits vorhandene Entzweiung tiefer und der Haß größer.

Was den Grafen betrifft, so war die Wirkung seiner Nachgiebigkeit bei ihm von entgegengesetzter Art wie bei seiner Tochter. Es trat ein Rückschlag ein, dessen Kraft mit der Zeit nicht ab-, sondern zunahm. Er fand, daß er sich selbst untreu geworden war. Er war weit davon entfernt, seiner Tochter einen Vorwurf zu machen, und bedauerte die That auch nicht. Doch empfand er, daß sie mit seinen Ansichten und Gewohnheiten im Widerspruch stand. Der Bau seines Lebens war aus den Fugen gerückt. Es mußte eine Wiederherstellung stattfinden. Eine solche war nicht nur darum nötig, weil sonst sein Verhalten vielleicht falsch gedeutet wurde; sie wurde durch die Gerechtigkeit selbst gefordert.

Und noch ein anderer, nicht weniger starker Faden war vorhanden, der ihn in der gleichen Richtung vorwärts zog. Er war zur Klarheit darüber gekommen, daß ihm in Ansgar ein Feind gegenüberstand, mit dem zu rechnen war. Er hatte ihn unterschätzt. Allerdings war die Menge der Getauften nur klein. Was sich aber nicht zählen und messen ließ, war die Kraft, die vielleicht von seinen Lehren ausging und sich in weitem Umkreis entfaltete. Wie die Saat des Unkrauts verbreiteten sie sich auf oft völlig verborgenen Wegen überallhin und schlugen Wurzel. Sie drängten die alte Sitte, wie sie sich in Götterdienst und Brauch zeigte, von ihrer Stätte hinweg. Das Erbe, welches die Weisheit der Ahnen den Kindern hinterlassen, ging zu Grunde. Das junge Geschlecht fing an, sich von dem Boden der Vorzeit zu lösen, die Ueberlieferungen der Väter zu verachten und eigene Wege zu gehen. Was einst gut und edel hieß, wurde zum Unrecht, und was man früher als schmählich erachtete, war nun ein Lob. Einst geziemte es sich, den Scheitel hochzutragen und dem Beleidiger zweifach zu vergelten. Den Freund liebte man und haßte den Feind. Der Eifer der Jugend war darauf gerichtet, es den Alten an unbändigem Trotz zuvorzuthun. In Zukunft aber heißt der Sklavensinn, der nichts begehrt als unterwürfig zu sein, Heldenmut. Tugend ist es, die Hüfte dem Fußtritt darzubieten, groß ist es, unthätig zu dulden. Mitleid verkehrt die Kraft in greisenhafte Schwäche, und die zitternde Hand versagt sich der That. Die

Götter verlassen das Land, das ihnen Opfer und Anbetung weigert. Die Haine fallen, und die Tempel sinken in Asche.

Diese und ähnliche Schreckbilder waren es, welche dem Grafen heftig zusetzten. Woran sein Herz so fest hing, wie an den Gespielen seiner Kindheit, das sollte er zu Grabe tragen sehen — das sollte er zu Grabe tragen helfen. War es unmöglich, das Aeußerste abzuwenden? War ein verhaßter Ausgang so unvermeidlich, wie der Wechsel von Tag und Nacht? Wenn er es war, dann freilich blieb ihm nichts übrig, als dem Lauf der Dinge vom Fenster seines Hauses aus zuzusehen. Und in der That waren ihm vorläufig die Hände gebunden. Er besaß kein Mittel, dem Verhängnis entgegenzuwirken, wie er keines besaß, den Stand der Gestirne zu verändern. Indessen, alles Irdische ist wandelbar. Was sich heute von selbst verbietet, kann schon morgen in den Bereich des greifenden Armes treten. Ein Widerruf bemüht die Zunge nicht mehr als ein Befehl. Es ist dieselbe Hand, die das eine Mal liebkost und das andere Mal verwundet. Konnte nicht ein Wechsel eintreten, der ihm, dem Grafen, erlaubte, die junge Pflanzung des Franken mit einem Schlage zu vernichten? Er zweifelte nicht, daß der Tag der Rache kommen würde. Er beschloß, sich auf ihn vorzubereiten. Der Tag sollte ihn gerüstet finden.

XIII.

Um diese Zeit kehrte Miezko von seiner Fahrt zurück. Sein Bericht trug nicht wenig dazu bei, die Gedanken des Grafen in der eingeschlagenen Richtung festzuhalten und zu fördern. „Lange genug bist du fortgewesen,“ sagte Ethelrich zu ihm. „Hoffentlich hast du die Zeit nicht verschleudert. Ich werde ja sehen, ob du gute Arbeit gethan hast.“

„Ich kann im voraus nicht wissen,“ erwiderte Miezko, „ob du mit mir zufrieden sein wirst. Daß ich aber keine Mühe gespart habe, darfst du glauben. Du mußt tief graben, sagte ich zu mir, wenn du den Grund an das Licht bringen willst. Das habe ich denn auch gethan und bin gut dabei gefahren, wie ich hoffe.“

„Schon gut. Es wird sich ja zeigen, ob du Wertvolles erspäht hast. Beginne mit Aggo.“

Der Kundschafter erzählte.

Aggo pflegte seine häufige Abwesenheit von Schleswig damit zu erklären, daß er eine Niederlassung auf Schonen besäße. Das Gerücht behauptete dasselbe. Und in der That war dem so. Aggo war Herr eines Hofes, der in dem fruchtbarsten Teil der Halbinsel lag und ihm reiche Erträge abwarf. Er hatte dort ein zweites Weib genommen. Miezko beschrieb dasselbe. Es war in der Gegend wegen seiner Schönheit und Sittsamkeit berühmt. Gevas Eifersucht hatte guten Grund.

Miezko bestätigte, daß Aggo auch dort diesen Namen führte. Nur im Kreis seiner Vertrautesten hieß er Arnstede. Die Ursache oder Absicht dieser Verschiedenheit war ihm nicht bekannt. Als Unterthan König Erichs und angesehener Bürger des Landes stand Aggo mit dem Hof in Lethra in Verbindung. Die besser Unterrichteten wußten, daß er sogar zu den einflußreichsten Günstlingen und Ratgebern des Königs zählte. Unter anderem war er in dessen Auftrag nach Arkona gegangen, um eine Weissagung einzuholen. Es handelte sich darum, ob es gelingen möchte, den König Harald durch einen Handstreich zu fangen und unschädlich zu machen.

Der Graf unterbrach seinen Boten. „Ist das Wahrheit,“ fragte er ihn, „oder versuchst du dich nur in Mutmaßungen?“

„Es ist Wahrheit, Herr. König Erich meint, solange sein Gegner lebt und frei ist, seien alle seine Siege halbe Niederlagen. Gelänge es ihm aber, sich desselben zu bemächtigen, so stände der Vereinigung Dänemarks nichts mehr im Wege. Das ist König Erichs Meinung. Auch der Frankenkönig würde, so rechnet er weiter, das, was nicht

zu ändern ist, einfach gelten lassen. Er würde sich fügen. Daher trachtete man in Lethra, den König Harald lebend oder tot in die Hände zu bekommen. Es sollte ein Ueberfall in Siek stattfinden."

Der Graf war erregt. „Damit sind wir schon bei dem zweiten Teil deiner Aufgabe angekommen," sagte er. „Fahre fort."

Miezko neigte sich. „Die an Swantewit abgehende Botschaft wurde also von Aggo geführt. Der Spruch ist ungünstig ausgefallen, der Plan ist aufgegeben. Er war auch schwierig auszuführen und hätte kaum Erfolg gehabt. Dagegen wird sich der Einbruch vom vorigen Jahr wiederholen. Der König trägt sich mit großen Hoffnungen. Im vorigen Jahre richteten seine Scharen in einigen Strichen Jütlands große Verwüstungen an. Er hat eingesehen, daß das ein Fehler war. Er hat dadurch ohne Not viele erbittert, deren gute Meinung für ihn von Vorteil ist. Er wird also diesmal den Norden mit seinen Truppen überschwemmen und sich so verhalten, als sei er schon Herr und die Einwohner Unterthanen."

„Das wäre ja aber den Versprechungen entgegen, welche man dem König Ludwig gemacht hat."

Miezko lächelte. „Ueber Versprechungen, die man dem Feinde macht, haben sie dort ihre eigenen Gedanken. Ich war zugegen, als Aggo sagte: ‚Wollte der König alles halten, was er zugesagt hat, dann könnte er lieber gleich in ein Schaffell kriechen und mäh schreien.' Die Tafelrunde jauchzte ihm Beifall."

„So nahe bist du ihm gekommen?" fragte der Graf verwundert.

Er nickte. „Davon nachher mehr. Vorerst noch dies. Aggo und seine Freunde denken so: kann man jemanden nicht auf andere Art überwältigen, gewinnen oder betäuben, so thut man es mit Worten. Wer kühn ist und zu rechter Zeit das Glück in die Hand bekommt, dem wirft nachher niemand Treulosigkeit vor. Wer aber Unglück hat, den rettet auch die größte Tugend nicht."

„Das ist nicht dänische Art," murmelte Ethelrich grimmig. „Wir kommen in Verfall. Wie will ein Land bestehen, in welchem die Wahrheit verhöhnt wird!"

„Daß wir in Verfall kommen, behaupten sie dort auch, aber sie haben dabei etwas anderes im Sinn. Sie machen dem König Harald geradezu ein Verbrechen daraus, daß er sich mit den Franken gegen seine eigenen Stammesgenossen verbündet hat. Sie klagen ihn des Abfalls von dem Glauben und von der Sitte der Väter an. Das ganze Unglück Dänemarks, behaupten sie, rühre von der Untreue Haralds gegen die Götter her. Sie scheuen vor keiner Schmähung zurück und wollen wissen, daß hier die meisten ebenso denken, und daß Harald nur noch eine kleine Zahl von Freunden hat, die stetig abnimmt."

Schmerzlich bewegt wiegte Ethelrich sein Haupt. Er war längst davon überzeugt, daß der König einen schweren Fehler begangen. Aber noch war es nicht zu spät. Der Flecken, der auf Haralds Schild haftete, sollte getilgt, die Götter sollten versöhnt werden.

„Und wirklich," fuhr der Bote fort, „haben sie hier Freunde, die ihre Sache mit Eifer betreiben. Ihr Haupt ist Bernewulf. Sie sind sich einig und verfolgen einen bestimmten Plan."

Der Graf nickte. „Du sagst mir nichts Neues. Aber wir sind schwach; wir sind schwach und müssen Nachsicht üben. Du sprachst von einem beabsichtigten Einbruch. Weißt du Genaues darüber?"

„Nur dies, daß sie später kommen werden als im vorigen Jahr. Es sammelt sich nämlich auf Sprogö ein Heer zu einem Zug nach Niederland. Daher wird sich der Aufbruch des Königs um ein Weniges verzögern. Auch sind seine Streitkräfte geringer als sonst."

Nachdem Miezko noch den Verlauf seiner Fahrt und manche Einzelheiten geschildert, wurde er entlassen. Schwer beunruhigt blieb der Graf zurück und erwog, was zu thun sei.



Zu derselben Zeit, da Ethelrich den Worten Miezkos lauschte, saßen in einem anderen Hause der Stadt zwei Männer beisammen, die den gleichen Gegenstand besprachen: Bernewulf und Egbert.

„Egbert," schrie jener, „noch einen Schlaftrunk!" Egbert füllte die Krüge und sie tranken. Nach einer Weile schweigenden Sinnens sagte der Oheim: „Sie sind mir zu langsam, Egbert. Sie zaudern zu sehr. Warum, frage ich. Warum gehen sie nicht voran? Warum nehmen sie das Land nicht in Besitz? Sie könnten es ohne Mühe, wenn sie nur wollten. Dieser Aggo ist ein seltsamer Mensch. Das eine Mal dünkt er mich ein Riese zu sein, der über eine Hecke von Bäumen springt, das andere Mal ein Zwerg, den ein Grashalm schreckt."

„Wer weiß," entgegnete Egbert, „was sie für Gründe haben? Wenn wir in ihrem Rock stäken, würden wir wohl ebenso handeln wie sie. Uebrigens aber ist Erich ein anderer Mann als Harald. Hat er ihm nicht angeboten, in ihrem Zwist die Götter und das Schwert entscheiden zu lassen? Er hat ihm gestattet, zwischen der Feldschlacht und dem Zweikampf zu wählen. Harald aber hat beides ausgeschlagen und ist hinter den Rücken des Franken geschlichen. Es bleibt dabei: Erich sei König. Wir aber wollen uns nicht von der Ungeduld übermeistern lassen."

Dieser Rat war gut. Bernewulf billigte ihn und fuhr fort: „Habe ich dir schon einmal von dem Spruch erzählt, den ich vor Jahren in Birka empfing?"

Der Jüngling verneinte.

„Es mag zwanzig Jahre her sein, daß ich dort dem Mittsommerfest beiwohnte. Ich benutzte die Gelegenheit, die Zukunft zu erforschen, und erhielt eine Weissagung, die so lautete: ‚Wie das Schollengeschiebe des Eisgangs das Boot zu den Lüften emporträgt, so wird dich des Landes Verwirrung zu Würden heben.'"

Er schwieg und sah seinen Neffen an, als erwartete er, dessen Meinung zu hören. Dieser erwiderte den Blick und sagte: „Mir scheint, daß die Zeiten eine baldige Erfüllung verkündigen."

Bernewulfs Antlitz glänzte. Er hob den Krug und rief: „Haltet mir Wort, ihr Götter; ich zähle auf euch."

„Heil!" antwortete Egbert, und sie tranken. —

Während in der Stadt Leidenschaften loderten und Ränke geschmiedet wurden, ging es auf Godwins Hof um so stiller her. Der Schäfer gehörte längst zu den eifrigsten Anhängern der neuen Lehre. Er erklärte, daß er anfinge, wieder jung zu werden. Vielleicht trug auch die Schaffnerin, welche ihm beigegeben worden war, das Ihre dazu bei. Endlich hatte auch sein Verhältnis zu Ivos Mutter eine Wandlung zum Besseren erfahren.

Godwin war in seinem Hause beschäftigt. Ueber dem Feuer hing ein Kessel, in welchem ein Färbewasser brodelte. Der Wirt stand dabei und überwachte das Werk. Er schürte die Glut, rührte die Flüssigkeit um und prüfte ihr Aussehen. Sein unzertrennlicher Gefährte Ivo saß am Fenster. Seine nackten Arme ruhten auf dem Rand des Balkens und sein Kinn hatte er in die Hände gestützt. Er musterte die schneebedeckte Landschaft und den hellblauen Himmel. „Das sind die beiden Priester," sagte er halblaut für sich.

„Kommen sie?" fragte sein Großvater.

„Ich meine die Krähen, die da fliegen. Jetzt singt Ansgar. Jetzt singt Autbert. Jetzt singen sie alle."

Lautes Krähengeschrei ertönte über dem Hause.

„Söhnchen, was redest du?" sagte Godwin in einem Tone, der eher auf Ergötzung als auf Mißbilligung schließen ließ.

„Großvater," fuhr Ivo herum, „weißt du noch das Pferd mit dem blinden Auge, welches der Reiter hatte?"

„Ja. Warum?"

„Wie mag das Auge wohl blind geworden sein?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht hat sich das Tier einmal im Dunklen gestoßen oder jemand hat ihm mit dem Stock ins Auge geschlagen.“

Ivo schwieg nachdenklich und erwiderte dann: „Wenn du blinde Augen bekommst, dann leite ich dich.“

„Hoffentlich wird das nicht nötig sein,“ versetzte Godwin lachend.

Wieder verstrich einige Zeit, als der Knabe plötzlich rief: „Jetzt kommen sie aber wirklich, Großvater.“

„Wer? Die Krähen?“

„Nein, Ansgar und Theamar.“

„Redest du mir auch nichts vor?“ Er machte einige rasche Bewegungen.

„Nein, Großvater, es ist ganz bestimmt wahr,“ versicherte Ivo eifrig. „Sie sind schon am Zaun.“

Godwin warf noch einen Blick auf sein Werk und ging hinaus, um die Gäste zu empfangen. „Gott und seine Heiligen mit dir!“ rief Ansgar ihn an. Sie reichten sich die Hände und gingen in das Haus. Ivo kletterte langsam von seinem Sitz herab, als sei ihm die Unterbrechung unlieb. Theamar eilte, nachdem er sich den Schnee von den Schuhen gestampft, auf ihn zu, nahm den Widerstrebenden auf die Arme und trug ihn dem Mönch zur Begrüßung entgegen. „Nicht so ungeberdig, Ivo!“ mahnte der Greis. Sie setzten sich um das Feuer.

„Es ist keine gute Botschaft, die wir heute bringen,“ begann Theamar.

„Was ist geschehen?“ fragte der Wirt, indem er eine Handvoll Rinde in den Kessel warf.

„Vorgestern berief Graf Ethelrich mich zu sich,“ berichtete Ansgar, „und teilte mir mit, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange sein würde.“

Godwin war auf das äußerste bestürzt. „Das ist hart, das ist sehr hart,“ rief er aus. „Aergeres könnte uns nicht begegnen. Aber warum soll deines Bleibens hier nicht mehr sein? Ich denke, es ist Friede. Oder rufen sie schon wieder zum Streit?“

„So wird es sein,“ entgegnete Ansgar. „Wenn der Schnee schmilzt, lockern sich auch die Schwerter wieder in ihren Scheiden. König Ludwigs Warnungen werden nichts gefruchtet haben. Auf der Threene liegt schon ein Schiff für uns bereit. Wir sollen uns zum Aufbruch fertig halten.“

Dem Schäfer wurde es schwer, sich in diese Nachricht zu finden. „Das ist sehr hart,“ rief er immer wieder kopfschüttelnd, indes die anderen schwiegen.

„Ich kann nicht widersprechen,“ nahm Ansgar von neuem das Wort. „Mein königlicher Herr hatte eine gute Absicht, da er seinem Freund das Versprechen abnahm, mich, wenn ein Krieg ausbräche, zurückzuschicken. Ihn bangt um mein Leben. Aber wer nicht bereit ist, sein Leben um des Himmelreiches willen zu verlieren, der wird es auch nicht gewinnen. Doch wäre auch das Versprechen nicht gegeben, wir müßten doch davon.“

„Der Haß ist zu groß,“ warf sein Begleiter ein.

Ivo hatte aufmerksam zugehört. Ohne alles zu verstehen, wußte er doch, wovon geredet wurde. „Meine Mutter kann dich auch nicht leiden,“ sagte er. „Warum mag sie dich nur nicht?“

„Das will ich dir sagen,“ erwiderte Godwin bedächtig. „Viele fürchten, Gottes Huld könnte so gewaltig werden im Land, daß sie sich ihrer Bosheit schämen müssen. Daher schmähen sie ihn. Aber,“ fügte er hinzu, „was sich nur begeben haben mag! Dem Aggo . . . . kennt ihr Aggo?“

„Ich habe seinen Namen gehört,“ versetzte Ansgar.

„Ihm ist verboten worden, die Stadt zu betreten. Die Ursache kenne ich nicht. Niemand kennt sie. Höchstens einen Verdacht kann man haben.“

„Welchen Verdacht?“ fragte Ansgar.

„Den Verdacht,“ antwortete Godwin, „daß er ein Gewerbe daraus gemacht hat, alles, was hier vorfällt, dem König Erich zu hinterbringen. Vielleicht hat der Graf das erkundet. Aggo hält sich ja auch mehr auf den Inseln auf als bei uns.“

„Vielleicht hat der Graf dabei auch erfahren, daß König Erich wieder auf Krieg denkt,“ bemerkte der Priester.

„Aber,“ fuhr der Schäfer fort, „wonach ich noch fragen wollte: muß Autbert auch fort?“

„Wir beide sollen fort.“

„Oh, oh, was wird dann aus uns?“

„Diese Frage ängstigt mich gewiß nicht weniger als dich. Was würde ich darum geben, wenn ich hier bleiben dürfte. Ich wollte nicht widerstreben, ob ich auch das Aergste dulden müßte. Das Blut der Zeugen muß den Acker düngen, damit die Ernte groß werde. Wie gerne würde ich Gott mit meinem Tode preisen und meinem Meister durch das Blut nachgehen, nachdem ich ihm durch das Wasser der Taufe gefolgt bin. Aber es muß doch noch nicht sein Wille sein, mich von der Welt zu nehmen.“

„Es ist nötig, daß du lebst,“ entgegnete Theamar.

„Gott braucht dich noch,“ meinte auch Godwin. „Wer ein gutes Werkzeug hat, schont sein und sucht es zu erhalten.“

„Sage nicht, daß Gott mich braucht,“ antwortete der Priester. „Merkt es euch, liebe Brüder: wer einem Menschen zum Dünkel verhilft, der verhilft ihm zum Allerböseſten. Der reiche Himmelsherr braucht niemand. Jeder Mensch ist ihm entbehrlich. Er kann sich, wenn er will, auch aus Steinen Kinder erwecken.“

„Das ist ein tröstliches Wort,“ fiel der Schäfer ein. „Es erinnert mich an eine Begebenheit, die ich dir erzählen wollte und doch beinahe vergessen hätte. Aber sage mir, Ansgar,“ unterbrach er sich, „darf man auch dies als eine Fügung Gottes ansehen und ihm dafür danken, daß du mich durch deinen Spruch auf diese Begebenheit gebracht hast? Oder ist das etwas zu Geringes? Mein Gedächtnis ist nicht mehr das beste. Wenn du mich nicht durch deine Rede unwissentlich angestoßen hättest, so hättest du die Begebenheit nicht erfahren.“

„Warum,“ entgegnete Ansgar, „sollte Gott nicht seine Hand auch in den kleinen und kleinsten Dingen haben? Das ganze Leben besteht wie die Düne aus Sandkörnern. Worauf wollen wir warten, ehe wir Gott danken? Wer Gottes Macht und Weisheit nicht im Grashalm erkennt, den wird auch der größte Wald unbelehrt lassen. Vielen hängt eine Decke vor den Augen und sie sehen nichts. Wenn Gott uns aber den Sinn aufthut, so nehmen wir ihn allerorten wahr.“

„Es ist mir lieb, zu hören, daß ich das Rechte fand,“ sagte Godwin mit leuchtenden Augen. Theamar fragte nach der Begebenheit und der Schäfer erzählte.

„Denkt nur, das letzte Mal, als ich in der Stadt war, gehe ich über den Hof der königlichen Burg. Da kommt mir eine Magd nachgelaufen und sagt, die Tochter des Grafen Ethelrich wolle mit mir sprechen. Ich folgte und ward in das Zimmer der Jungfrau geführt. Niemand sonst war zugegen. Sie fragte mich zuerst, ob es wahr wäre, daß du, Ansgar, deine Schüler in schwarzen Künsten und Beschwörungen unterwiesest. Die Leute erzählten sich, du hättest zweierlei Lehren. Die eine verkündest du auf dem Markt und wo sonst Gelegenheit ist. Die andere aber sei ein Geheimnis, welches nur die erfahren, die auch einmal Meister werden sollen wie du.“

Theamar lachte. Ansgar aber blieb ernst und sah den Redenden aufmerksam an. Dieser fuhr fort: „Dann that sie viele Fragen über dich, deine Lehren und deine Bücher. Ich sagte ihr, was ich wußte und was mir einfiel. Ich war wohl länger bei ihr, als man braucht, um Brot zu backen.“

Alle schwiegen. Der Mönch sah nachdenklich zu Boden Endlich erhob er sein Haupt: „Ich will euch einen Traum erzählen, den ich in der vergangenen Nacht hatte. Die Ansage des Grafen von Schleswig hatte mich sehr verzagt gemacht, mein Mut lag

gänzlich darnieder. Ich rang mit Gott wie einst der Erzvater Jakob, aber ich konnte keine Ergebung finden. Die erste Nacht schlief ich gar nicht, in der folgenden aber übermannte mich die Müdigkeit. Da war es mir im Schlaf, als sei ich gestorben. Ein Luftzug trug mich leicht gen Himmel. Ich flog auf ein Licht zu, das zuerst klein war wie ein Stern, aber immer größer wurde, je näher ich kam. Endlich hörte die Fahrt auf. Vor mir sah ich einen Stuhl, auf welchem ein Mann saß. Seine Gestalt verschwebte aber in dem blendenden Schein. Es war so, als wenn man durch fließendes Wasser auf den Grund blickt. Und das Licht, das von dem Stuhl ausging, war auch wie ein Strom. Viele Menschen standen darin, anbetend und lobpreisend, unaussprechliche Fröhlichkeit in den Mienen. Auch mich umgab der Glanz, und ich fühlte mich so erquickt und beseligt, daß ich wünschte, immer bleiben zu dürfen. Da erscholl aus dem Licht heraus eine Stimme: ‚Vertraue mir und gehe so, wie ich dich führe. Einst wirst du die Krone des Lebens davontragen.‘ Da fiel ich auf meine Kniee nieder und erwachte. Noch immer tönte mir die liebliche Stimme im Ohr und ich dankte Gott für den Trost, den er mir gesandt. Und der Tag ist noch nicht zu Ende, da läßt er mich schon eine zweite große Freude erleben. Ich meine deine Geschichte, Godwin. Es ist wahr, ihr Lieben: wir haben einen guten Herrn.“

„Wer wird uns nun aber, wenn du fort bist, von ihm verkündigen?“ fragte der Wirt mit Thränen im Auge.

„Meine Gebete bleiben bei euch und Gottes Huld auch. Im übrigen habe ich unserem Theamar für die Zeit meiner Abwesenheit die Sorge für euch befohlen. Möglich ist, daß euch schwere Anfechtung bevorsteht. Die Welt hat einen großen Haß wider den Gesalbten Gottes. Es ist aber einer, der für euch bittet, daß euer Glaube nicht wanke. Auch werde ich alles daransetzen, daß ich bald hierher zurückkehre. Inzwischen aber muß ich euch alle hier dem befehlen, der das gute Werk in euch angefangen hat.“

Er erhob sich und sprach ein inniges Gebet, in dessen Amen die anderen laut einstimmten.

XIV.

Der Winter hörte ungewöhnlich früh auf. Doch war sein Abschied derart, daß schlimme Spuren zurückblieben. Es erhob sich nämlich ein Sturm, der mehrere Tage hindurch wehte und sich bisweilen zu einer Höhe steigerte, welche die schwersten Befürchtungen erweckte. Er entwurzelte Bäume, stieß Ställe ein und riß große Lücken in die Dächer. Für die Bewohner Schleswigs war es gut, daß er aus Westen kam. Wäre er aus Osten gekommen, so hätte ihnen eine Sturmflut gedroht. Nachdem der Wind sich ausgetobt hatte, wurde es still und schön. Die Menschen aber, durch frühere Erfahrungen mißtrauisch gemacht, vermuteten Arglist und blieben bei ihrer winterlichen Gewöhnung. Indessen der gefürchtete Um- und Rückschlag trat nicht ein. Die Gewässer blieben offen, die Straßen gangbar, und die Aecker erlangten rasch die gewünschte Trockenheit. Der Lenzwind, der bisher im Tann geschlummert, durchbrach seine Eis- und Schneeumhüllung und fuhr, seine Schwingen prüfend, über das Blachfeld. Die Knechte und Mägde warteten nicht bis zum ersten Kuckucksschrei, sondern stellten ihre schweren, mit Stroh ausgelegten Holzschuhe in den Winkel. Hie und da auf den Wiesen bewegten sich weidende Schafherden, und die Saat war bald so hoch, daß sich eine Krähe in ihr verstecken konnte.

Ein schöner Frühlingstag ging zu Ende. Die beiden Mönche saßen in ihrem Gemach; sie hatten soeben die Mahlzeit, bestehend aus Brot und gedörrtem Fisch, beendet. Durch die Fensteröffnung, die kein verdunkelnder Einsatz oder Vorhang mehr bedeckte, drang das Abendlicht herein. Wie ein gestillter Säugling im Mutterarm lag

die Erde da und schickte sich zum Schlaf an. Auf die Gesichter der Mönche aber fiel von ihrer Freundlichkeit kein Abglanz. Sie blickten ernst und sinnend. Ansgars Augen waren feucht, als er sagte: „Wir gehen dem Ende zu, das ich im stillen fürchtete, und das du, Autbert, bisweilen voraussagtest. Die letzte Botschaft aus Siek ist betrübend. Der König geht ganz ernsthaft mit dem Gedanken um, wieder zum Dienst der Götzen zurückzukehren. Unsere Freunde trauern, und unsere Feinde frohlocken."

„Ich habe ihn immer für wenig standhaft gehalten," erwiderte sein Gefährte verächtlich und zornig zugleich, „aber wahrhaftig, er bleibt noch hinter meiner Schätzung zurück."

Ansgar hörte aus diesen Worten wohl einen leisen Tadel heraus, denn er entgegnete: „Du hast darin einen schärferen Blick als ich. Er scheint das Vertrauen, welches ich auf ihn setzte, Lügen strafen zu wollen. Ich habe ihm zuviel zugetraut. Aber das ist nun einmal meine Art. Ich denke von allen Menschen Gutes, solange mich nicht der Augenschein eines anderen belehrt."

„Ich weiß es. Du glaubst, alle Menschen seien dir ähnlich. Das ist aber ein Irrtum, Bruder Ansgar."

„In meinem Verstande hege ich öfter dieselben Zweifel, die ich von dir vernehme, aber mein Herz drängt sie zurück. Sage, Bruder Autbert, wem schließen die Menschen ihr Herz auf? Doch nur dem, der ihnen ein offenes, vertrauendes Herz entgegenbringt. Wen nehmen sie am ehesten als Beichtiger und Mahner an? Nur den, bei welchem sie keine Hintergedanken, kein Mißtraun sehen. Wer andere zu sich aufheben und bessern will, muß immer auf das bessere Teil des Menschen sein Auge richten. Was aber über dem inwendigen göttlichen Samen schwebt, wie der Hauch streifenden Nebels über dem Rinnsal des Flusses, das muß er zu vergessen wissen. So handelt der reiche Gott mit uns, und so handeln wir mit unseren Brüdern. Kommen wir nicht, Bruder, wie Aerzte zu Kranken? Einem kranken Menschen sieht man vieles nach. Man wühlt auch in seiner Vergangenheit nicht ohne Not nach. Das Wichtigste ist, daß er geheilt wird."

Autbert hörte aufmerksam zu und gab Zeichen der Zustimmung. Nach einer Weile sagte er: „Kennst du den Urheber der Umtriebe, die gegen uns ins Werk gesetzt sind?"

„Nun?"

„Der Graf von Schleswig ist es."

„Daran ist nicht zu zweifeln. Sein Einfluß bricht beim König mehr und mehr durch. Er rät seinem Herrn, was nach seiner Meinung das Beste ist. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Das Wort ‚Umtriebe' klingt hart. Es hat einen häßlichen Nebensinn, und ich möchte es nicht auf den Grafen Ethelrich anwenden. Man muß auch gegen seine Verfolger gerecht sein. Wir freilich leiden unter seiner Feindschaft. Er aber thut, wozu die Liebe zu seinem Herrn ihn treibt."

„Nun ja," versetzte Autbert. „Er wird ihm den Ofen tüchtig heizen, da er weiß, daß die Menschen aus Furcht manches thun, wozu sie auf andere Weise nicht zu bringen sind. Was wird er ihm nicht alles vorreden! Mit dem ersten Opfer verschwinden alle Gefahren und Aergernisse. Alles Volk fällt ihm zu, die stummen Klötze im Tempel verleihen ihm Sieg, Erich zieht sich erschreckt zurück. Wie sollte Harald diesem Pfiff mit dem Wachtelbein nicht Folge leisten!"

„Harald ist in schlimmer Lage, Bruder. Wie ich vorher den Grafen in Schutz nahm, muß ich jetzt den König in Schutz nehmen. Ich sage nicht, daß er ohne Schuld ist, aber es sind Ursachen genug da, um ihn schwankend zu machen. Er fragt nur danach, wie er seiner gegenwärtigen Nöte ledig werden möchte, und verliert darüber die Zukunft. In diesen Fehler verfällt der Mensch sehr leicht."

„Wohl wahr! Aber ich denke, gerade weil er den nächsten Nutzen sucht, müßte er sich eng an König Ludwig anschließen. Dieser ist ja doch der einzige, der ihn schützen

kann. Und dann erwäge dies, daß er zwar die Taufe abschwören, sich aber doch nach der Grafschaft Rüstringen zurückziehen will. Rüstringen ist ein Geschenk, welches ihm unser König gemacht hat, und liegt dem Rhein näher als dem Danewerk. Was hältst du davon? Wie klingt dies beides zusammen?"

„Es klingt gar nicht zusammen. Es ist ein Widerspruch. Widersprüche kann niemand auflösen. Wenn man sie auflösen könnte, so wären es eben keine Widersprüche."

In diesem Augenblick wurde er unterbrochen. Im Flur erscholl ein lauter Fluch, begleitet von dem Geräusch stolpernder Tritte. Ansgar öffnete die Thür und ließ einen Mann mit schmalem Gesicht und kleinen Augen herein, der ihn anrief: „Ist das deine Absicht, daß, wer zu dir gelangen will, sich vorher die Beine zerbricht? Diese Absicht ist nicht freundschaftlich."

„Für ältere Leute ist die Stiege allerdings beschwerlich," bemerkte der Priester entschuldigend.

„Du hausest hier sehr ungünstig. Ich denke, dir liegt daran, viel von den Leuten angelaufen zu werden. Wer aber diesen Zugang sieht, fühlt sich nicht eingeladen."

„Du hast doch wohl keinen Schaden davongetragen?"

„Es ist noch einmal gut abgegangen," versetzte der Gast, indem er das Gemach und seine Bewohner mit einem schnellen Blick überflog. „Du bist also der christliche Priester. Deine Kleidung und dein Aussehen läßt es mich erraten. Und wer ist jener?"

Er nickte nach Autbert hinüber, der in der Nähe des Fensters stand. „Es ist mein Freund und Helfer, gleichen Berufes mit mir." Er trat beiseite, um dem Fremden den Weg zum Sitz zu öffnen. Dieser aber winkte mit der Hand. „Ich komme nicht, um zu bleiben, sondern um dich abzurufen. Doch verträgt mein Anliegen nicht die Gegenwart eines Dritten. Es ist nur für deine Ohren bestimmt."

Er schwieg. Ansgar sah seinen Gefährten an und versetzte: „Wenn Autbert und ich darum wissen, dann ist es so gut, als wenn nur ein Mensch darum weiß. Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Aber du siehst, er erfüllt deinen Wunsch."

Autbert war bereits an der Thüre und verließ das Zimmer. Als der Hall seiner Tritte verklungen war, nahm der Gast wieder das Wort. „Vor der Stadt wartet ein kranker Mann, der dich zu sprechen begehrt. Wirst du mir folgen?"

„Ein kranker Mann? Und vor der Stadt? Wie soll ich das verstehen?" fragte der Wirt etwas verwundert.

Jener nickte, indem er ihn zwischen seinen zusammengekniffenen Lidern hervor aufmerksam ansah. „Ja. Ein recht kranker Mann, aber nicht krank am Leibe, sondern am Gemüt. Er verlangt deinen Rat."

„Ich bin bereit, mitzukommen," erklärte Ansgar, „doch liegt mir noch eine Frage im Sinn."

„Welche Frage?"

„Wenn ihn kein Fieber oder Siechtum hindert, warum kommt er nicht selbst zu mir?"

„Das wirst du aus seinem eigenen Mund erfahren. Was ihn bedrückt, hindert ihn gerade, sich in der Stadt zu zeigen oder sie zu betreten, oder wie man sonst sagen mag."

„Gut. So habe einen Augenblick Geduld, ich will mich zum Gang rüsten." Er wandte sich dem Eingang der Kammer zu, als der andere ihn von neuem anredete. „Halt! Mein Herr will nicht, daß man uns zusammen in der Stadt sieht. Ich werde also vorangehen. Nach Sonnenuntergang erwarten wir dich am Ufer nächst den Zwillingshügeln. Du kennst den Ort?"

„Ich kenne ihn."

„So leb' wohl."

Er ging. Ansgar hielt die Thüre so lange geöffnet, bis jener die Stiege im Rücken und das Vorhaus erreicht hatte. „Ich bin heil und in Sicherheit," tönte es herauf, und der Wartende kehrte ins Gemach zurück. —

Bald darauf trat Gitta mit gerötetem Gesicht zu ihrer Herrin ein. Diese saß in der Nähe des Fensters. Eine mit Wildhäuten überzogene bewegliche Korbwand hielt den kühlen Luftzug und die Blicke Vorübergehender fern. Neben ihr lag ein Gewand, mit Stickerei verziert, an dem sie gearbeitet hatte, bis die einbrechende Dämmerung sie nötigte, aufzuhören. Ihre Hände ruhten zusammengelegt in ihrem Schoß. Sinnend blickte sie auf den Platz hinaus, wo in den grünschimmernden Kronen der Bäume die Stare ihr Spiel trieben. „Wo bist du gewesen, Gitta?" redete sie die Eintretende an. „Ich bin über dein langes Ausbleiben verwundert."

„Mein Ausbleiben," erwiderte diese, „hatte einen guten Grund Wenn du ihn hörst, wirst du mich gewiß nicht schelten. Ich habe dir Neues und Wichtiges mitzuteilen."

„So sprich. Du bist wirklich in Erregung."

„Kannst du es erraten, Herrin?"

„Wie soll ich. Auch ist die Zeit des Rätselratens vorüber, denn der Sommer bricht sich gewaltig Bahn."

„So höre denn. Jarimar ist in der Stadt."

„Jarimar!" rief Hilda aus. Mit Genugthuung bemerkte die Dienerin ihre staunende Miene. „Jarimar," wiederholte sie mit Betonung, „Slawinas geflüchteter Freund."

„Wo hast du ihn gesehen?"

„Ihn habe ich überhaupt nicht gesehen."

Hilda schüttelte den Kopf und entgegnete: „Wie weitläufig du bist, und welche Umstände du machst! Daß du dir diesen Fehler nicht abgewöhnen kannst! So erzähle doch."

„Ich dachte, du würdest fragen," antwortete die Dienerin. „Fragen sind manchmal angenehm; sie sind wie die Hand eines Führers, von der man sich leiten läßt. Aber wie du willst. Jarimar selbst habe ich also nicht gesehen, wohl aber seinen Diener."

Hilda sah sie ungläubig an. „Hast du dich auch nicht getäuscht, Gitta?" fragte sie.

„Nein, nein, ich habe mich nicht getäuscht. Ich möchte mein Leben dafür einsetzen, daß ich mich nicht getäuscht habe. Godwin hat gute Augen. Der Fremde — Berthold heißt er ja wohl — sieht ganz aus wie der verstorbene Rolf, nur sind seine Lippen nicht so voll und hervortretend. Es muß durchaus der Freigelassene gewesen sein."

„Nun weiter."

„Ich sprach ihn an. Ich stellte mich, als hielte ich ihn für einen Bekannten, den ich seit längerer Zeit nicht gesehen, nannte ihn Rolf und fragte, woher und wohin."

Hilda lachte. „Kurz bedacht und rasch zugegriffen! Wenn ich es doch einmal erleben möchte, daß du um einen Ausweg verlegen wärest! Aber dieser Wunsch ist wohl vergeblich. Deine Einsicht läßt dich nie im Stich, und jeder Angriff findet dich gerüstet. Was erwiderte der Fremde denn?"

„Nichts," fuhr Gitta zornig heraus, „rein gar nichts. Der Fuchs muß mich durchschaut haben, es kann nicht anders sein. Er sah mich groß an, als verstände er die Sprache hier zu Lande nicht. Dann stotterte er etwas zusammen, was ungefähr klang wie: ‚Ein Lachs ist kein Maushabicht,' und setzte langsam seinen Weg fort."

Wieder kam ein fröhliches Lachen aus Hildas Mund. „Da hast du ja wirklich einmal einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Das freut mich beinahe. Du fühltest dich doch allen Menschen gegenüber siegreich, und das macht leicht übermütig und unvorsichtig."

Auch die Dienerin lachte jetzt. „Seine Verstellung hat ihm aber nichts geholfen," entgegnete sie bestimmt. „Im Gegenteil hat sie meinen Verdacht nur verstärkt. Ich hege nicht den mindesten Zweifel, daß er mich verstanden hat, aber er hatte Ursache, es nicht merken zu lassen. Entweder schwieg er aus eigenem Antrieb, oder sein Herr hatte es ihm befohlen. Ich bin überzeugt, wir haben es hier mit einem Geheimnis echter Art zu thun."

Hilda war immer noch ungläubig. „Gitta, Gitta, auch der Gescheite ist nicht sicher davor, einmal einem Irrlicht nachzulaufen. Der Fremde kann ein ganz anderer gewesen sein, als du denkst. Er kann ein harmloser Wanderer gewesen sein, der nie ein Geheimnis gehabt hat. Ist es aber wirklich Berthold gewesen, nun so wollen wir uns um Slawinas willen freuen, obwohl nicht einzusehen ist, warum er seinen Namen verbarg."

Gitta winkte und sah sehr sicher aus. „Höre erst weiter," versetzte sie. „Das Seltsamste kommt noch."

Hilda bewegte verwundert das Haupt. Gitta fuhr fort: „Wie zu erwarten, ließ ich ihn nun nicht mehr aus dem Auge. Ich folgte ihm in weiter Entfernung und bemerkte, daß er sich zu irgend jemand begab. Rate, Herrin, wen er aufsuchte."

„War es wirklich Jarimars Diener, so wird er nach Aggos Gehöft hinausgegangen sein."

„Gefehlt!" rief die Erzählende mit Lebhaftigkeit, „weit gefehlt! Zu Ansgar begab er sich, zu dem Mann mit dem Kindergesicht und dem Weiberrock." Sie richtete ihren Blick forschend auf ihre Gebieterin und weidete sich an ihrer Ueberraschung. „Das ist wirklich seltsam!" rief diese aus. Sie war aufmerksam geworden. Die Spuren des Lächelns erloschen in ihren Mienen und machten dem Ausdruck des Ernstes und der Spannung Platz. „Fahre fort!" befahl sie kurz. Gitta gehorchte.

„Nach kurzer Zeit kam er wieder aus dem königlichen Haus heraus und schritt langsam über den Platz. Er ging in nachlässiger Weise, ließ seine Augen herumwandern und betrachtete die Umgebung. Jeder hätte ihn für einen Fahrenden gehalten, den der Zufall hergeführt, und der, weil gerade ein dringendes Geschäft ihn nicht in Anspruch nimmt, lustwandelt. Bei den letzten Häusern beschleunigte er seinen Schritt und war mir alsbald entschwunden. Ich mochte ihm nicht folgen, da ich wußte, daß du auf mich wartetest."

Hilda war tiefer bewegt, als die Dienerin ahnte. Das Rätselhafte des Vorfalls reizte sie. Sodann kam ihre Teilnahme für Slawina ins Spiel. Und endlich befand sich unter den Beteiligten auch hier wieder der Mönch. Wie ein von langer Hand vorbereitetes Schicksal erschien es ihr, daß sie häufig auf ihn und auf Spuren seines Wirkens stieß. Aber dies Schicksal kam ja ihrem Wunsch entgegen. War diese Verknüpfung der Umstände nicht vielleicht ein Fingerzeig himmlischer Mächte? Ließ sich aus ihr nicht ein Anlaß herleiten, einmal in Ansgars Nähe zu gelangen?"

„So wollen wir annehmen, du habest recht gesehen," nahm Hilda das Gespräch wieder auf; „der Fremde war Berthold, Jarimars Diener. Sage mir nun deine Vermutung. Weshalb will er unbekannt bleiben? Was hat er mit dem Franken zu schaffen gehabt?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Gitta. „Ich möchte es wissen, aber ich weiß es nicht. Ich bin selten so von jedem Rat verlassen gewesen wie in diesem Fall. Wir müssen uns gedulden, bis die Zeit den Grund ans Licht bringt."

„So will ich dir einen Vorschlag machen, Gitta. Es ist ein schöner Abend, und später geht der Mond auf. Wie wäre es, wenn wir einen Gang dort hinaus unternähmen? Treffen wir sie, so ist es gut; treffen wir sie nicht, so ist es auch gut. Mein Vater ist nicht zu Hause und erspart uns dadurch eine Frage. Was meinst du? Gefahren sind nicht vorhanden."

Gittas Gesicht klärte sich auf. „Ich hätte diese Bitte schon an dich gerichtet, wenn ich nicht eine Abweisung gefürchtet hätte. Daß du nun aber selbst davon anfängst, ist mir sehr lieb."

„So hole mir den Mantel und laß uns gehen."

Sie begaben sich zum Hafen hinunter. Um den Verdacht abzuwenden, als verfolgten sie ein besonderes Ziel, mäßigten sie ihren Schritt. Als sie die Stadt im Rücken

hatten, verließen sie den Strand und begaben sich eine kleine Strecke landeinwärts, um hier ihren Weg fortzusetzen. Die Sonne war bereits in das Westmeer gesunken. Doch zeigte die blaßrote Farbe einiger Wolkenstreifen in jener Gegend, daß sie erst vor kurzem geschieden war. Aus den dunklen Gründen des Nachthimmels blitzten die ersten Sterne herauf, die Vorhut der anziehenden Heerhaufen. Ein undichtes Halbdunkel herrschte, an welches sich das Auge bald gewöhnte. Wer die Gegend kannte, vermochte die Gegenstände auch auf weitere Entfernung hin mit Sicherheit zu unterscheiden."

„Dort unten steht jemand," flüsterte Hilda ihrer Begleiterin zu.

„Ich sehe ihn," antwortete diese ebenso leise. „Und hinter uns kommen zwei Männer am Wasser entlang. Sie kommen von der Stadt her. Der eine könnte Ansgar sein. Der andere wäre dann Berthold, der ihn abgeholt hat und ihm als Führer dient. Meinst du nicht?"

„Du wirst recht haben." Nach einigem Besinnen setzte sie hinzu: „Weißt du, Gitta, ich werde mich an sie heranschleichen. Das Gesträuch dort von Birken und Weiden ist ein guter Versteck. Doch bleibt einer eher verborgen als zwei. Verweile hier, bis ich zurückkehre."

„Das ist im Ernst dein Wille?" fragte Gitta. „Wenn du entdeckt würdest! Das Buschwerk ist noch ziemlich nackt und hindert nur wenig den spähenden Blick."

Hilda antwortete nicht. Sie näherte sich dem Strand und tauchte im Gehölz unter. Ein mäßig starker Wind, der sich erhoben hatte und über die Bucht herüberkam, begünstigte ihr Vorhaben und ermöglichte es ihr, jedes Wort deutlich zu verstehen.

Die beiden Männer traten an den Wartenden heran, und eine Stimme, welche diejenige Ansgars war, ließ sich vernehmen: „Du hast mich durch deinen Diener hierher entboten, da du ein Anliegen an mich hättest. Worin kann ich dir dienstlich sein?"

Eine Pause entstand. Jarimar musterte ihn. Dann hob er seine Hand und rief ihn an: „Ich habe dich in die Einsamkeit gelockt, du Bösewicht, um dich umzubringen, denn ich hasse die Brut, zu der du gehörst. Dort unten liegt mein Schiff. Wir werden deinen Leichnam aufladen und in die See versenken."

Ansgar erwiderte mit ruhiger Stimme: „Ich bin bereit. Ich habe nicht darauf gerechnet, den Boden dieses Landes auf eigenen Sohlen wieder zu verlassen. Thue mit mir, was in deiner Macht steht. Ich bin in Gottes Händen. Dir befehle ich mich, du himmlische Barmherzigkeit. Ziehe mich heraus aus dem Strudel der zeitlichen Beschwerde und führe mich ein zur Ruhe der Seligen."

„Berthold, zur Waffe!" erscholl Jarimars Befehl.

Hilda war nahe daran, aufzuspringen und dazwischen zu treten. Mit Mühe bezwang sie sich. Doch schlug ihr Herz so heftig, daß sie meinte, das Pochen müßte weithin gehört werden.

Der Mönch nahm wieder das Wort. „Halt!" rief er, indem er sich zur Seite wandte und dem Freigelassenen abwehrend die Linke entgegenstreckte. „Es kann auf eine kurze Frist nicht ankommen. Befürchte nicht, daß du gestört wirst. Der Ort ist menschenleer und ich bin wehrlos. So höre. Ich erinnere mich nicht, dich schon gesehen zu haben. Habe ich dich trotzdem einmal gekränkt, obwohl es ohne mein Wissen geschehen sein müßte, so teile es mir mit, damit ich deine Verzeihung erflehen kann. Ich möchte keine uneingelöste Schuld auf der Erde zurücklassen. Ist dem nicht so, so vergönne mir einige Worte. Vielleicht gelingt es mir, dich vor einer Unthat zu bewahren."

„Vor welcher Unthat?" fragte der Wende.

„Vor einem Meuchelmord."

„Die Vertilgung des Feindes ist kein Mord."

„Warum nennst du den deinen Feind, der dich lieb hat?"

„Wie kannst du mich lieb haben, da du mich nicht einmal kennst?"

„Ich kenne dich und habe ein Recht an dich. Zwar weiß ich deinen Namen nicht. Wohl aber weiß ich, daß dir von dem reichen Himmelsherrn Großes zugedacht ist. Du sollst deinen Schöpfer kennen lernen und in ihm das ewige Leben haben."

Jarimar wandte sich an seinen Diener und befahl ihm, zum Schiff zu gehen und ihn dort zu erwarten. Dieser gehorchte. Nachdem er sich entfernt, fuhr Ansgar fort: „Da ich dich jetzt genauer ins Auge fasse, glaube ich nicht, daß du einen Anschlag gegen mich im Schilde führst. Deine Stimme klingt matt und deine Mienen zeugen von Nachtwachen und Seelenpein. Dich bedrückt etwas. Weihe mich in den Grund deines Kummers ein. Vielleicht verleihen mir die Heiligen, daß ich zu guter Zeit ein gutes Wort verliere."

Jarimar hatte nachdenklich zugehört. Jetzt hob er das Haupt und entgegnete: „Furchsam bist du nicht, denn die Furcht macht blind. Deine Rede aber beweist einen gefaßten Sinn. Es war immer mein Stolz, anderer Rat nicht zu bedürfen. Nie hätte ich geglaubt, daß mich die Not noch einmal an die Thüre einer Mönchsklause führen würde. Hätte es mir jemand geweissagt, so hätte ich ihn dafür gezüchtigt. Aber das Schicksal ist stärker als der Mensch. Ich bin hülflos und unwissend wie ein Kind. Keine Anstrengung wälzt den Berg, der mich erdrückt, von meiner Seele. Kein noch so kräftiger Wille hält meinen Verfall auf. Das Unglück verzehrt mich."

„Mein Freund," versetzte Ansgar, „ich habe Mitleid mit dir. Verzage nicht. Es giebt noch andere Stützen als diejenigen, welche du bis jetzt kennen gelernt hast."

Jarimar zuckte die Achseln: „Ich behaupte nicht, daß ich Vertrauen zu dir hätte. Aber schlägt nicht der Todwunde die Finger in den Sand, als könnte er sich dadurch an die fliehende Erde ketten? Ich will also zu dir reden wie zu einem Freund."

„Ich bin dein Freund. Harre ein weniges und du wirst nicht mehr daran zweifeln."

„Der Mann, der dich geleitete, hat mich auf diese Fährte gebracht. Er will wissen, daß deine Lehre den Haß verbietet, und daß darum Blutrache bei euch nicht geübt wird. Ist es so?"

Der Priester nickte. „Du bist recht berichtet."

Jarimar stand eine Weile sinnend. Dann nestelte er an seinem Gürtel und zog einen Dolch hervor, den er auf der flachen Hand wog. „An dem Tage, da ich der Waffenehre teilhaftig ward, reichte mir die Mutter diesen Dolch. Er war einst meines Vaters Eigentum. Nun sollte er mir dienen, um seinen Tod an seinem Mörder, an dem Feinde meines Hauses zu rächen."

„Und hast du das gethan?"

„Lange Jahre suchte ich ihn vergeblich."

„Jetzt aber hast du ihn gefunden?"

„Ja." Er verbarg die Waffe, während Ansgar sagte: „Doch verrät dein Anblick, daß der Fund dir geringe Freude bereitet. Warum? Was hindert dich, dein schreckliches Werk zu vollbringen?"

Jarimar vernahm diese Frage nicht. „Ich habe ihn gefunden," fuhr er fort. „Ich habe ihn entdeckt. Ich fand ihn in dem Vater der Geliebten. O Slawina. Der Jäger wurde zum Wild. Mein Leib ist krank und mein Sinn ein Schlachtfeld lärmender Gedanken."

Der lange zurückgedrängte Schmerz entquoll wie ein Strom seiner gepreßten Brust. Er hob die Hände empor, als riefe er Himmel und Erde zu Zeugen an. „Bis an die Grenzen des Erdgartens bin ich geflohen, um zu vergessen, doch zieht es mich mit geheimen Armen in ihre Nähe zurück. Tag und Nacht zermarterte ich mein Hirn und sann auf Rat wider diese Nöte, aber kein Lichtschein zeigt sich, kein Pfad, der Rettung verhieße. Mit Schaudern gedenke ich dessen, was meine Pflicht ist. Und das, wonach mein Herz verlangt, widerspricht altheiligen Geboten. Kann ich diese Hand in das

Blut ihres Vaters, das auch ihr Blut ist, tauchen? Darf ich ihr, die ihres Vaters Schuld erbte, als Werbender nahn? Oder soll ich beidem entsagen, der Rache und der Liebe? Soll ich, mit zwiefachem Unrecht belastet, ein kummervolles Dasein dahinschleppen? So sind mir alle Wege verlegt. Der Ring ist geschlossen. Ich aber spähe geängstigt nach einem Freund, der mir den Ausweg zeigt. Zeige ihn mir, wenn du ihn kennst. Kennst du ihn nicht, so bleibt mir keine Wahl. Eine rasche That soll mich den Tücken des Schicksals und dem Trug der Götter entziehen."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Nichts vernahm man, als einen leisen Wiederhall, der von der gestirnten Feste des Himmels herabtönte, nichts, als einen Nachklang, der sich mit unhörbarem Flug über Sand und Wasser wiegte. Der Jungfrau war es, als ob auch Ansgar, so wie sie selbst, diesem Nachklang lauschte. Wenigstens verging eine geraume Zeit, ehe dieser das Wort ergriff und dem Klagenden Antwort gab. „Armes Menschenherz," rief er aus, „aus lauter Eigensinn geformt! Zu ungeschickt, um den Weg zum Glück selbst zu finden. Zu verblendet, um zu sehen, daß der eigene Trotz es ist, der wie die Brandung am inneren Frieden nagt und rüttelt. Ehe wir auf den Becher der Lust verzichten, trinken wir lieber Siechtum daraus. Wir richten unsere Willkür auf, mag auch ihr Schattenwurf die ganze Saat der Zukunft verderben. Du lieber thörichter Mensch, auf deine Kniee nieder! Die Straße ist frei, und nichts hindert dich, sie zu beschreiten, als dein eigener Wahn. Wie! Ein gehässiger Sinn soll dem lichten Gott als ein Ort voll Wohnlichkeit und Anmut erscheinen! Er soll Zwist und Blutvergießen für Kurzweil halten und sich darüber freuen! Hat er nicht die Fäden mit wunderbarer Weisheit ineinandergeschlungen? Siehst du das nicht? Ahnst du nicht, warum er das that? So will ich es dir sagen und die Zeichen deuten. Der schlimme Nachlaß aus früheren Tagen soll sich in eurem Liebesfeuer verzehren. Dies ist der Wille Gottes. Darum tritt deinen Trotz unter die Füße und laß die Zweifel fahren. Nimm dein Herz zur Versöhnung und mache dich und die du liebst vom Kummer frei."

Der Wende hatte aufmerksam zugehört. „O, Ansgar, daß du recht hättest! Wohl hat sich schon manchmal in mir gerührt, was deinen Worten ähnlich war. Und doch! Sollte mein Herz, das nach dem Blut meines Beleidigers dürstet, im Unrecht sein? Darf ich, was von den Vorvätern her unter uns Brauch ist, ungethan lassen?"

Der Mönch versetzte: „Höre, was ich dir erzählen will. Der allmächtige Gott, der alles, was wir sehen, geschaffen hat, sandte einst einen großen Meister auf die Erde, damit er die Menschen lehre, ihn zu erkennen und Gutes zu thun."

„Ich weiß, wen du meinst. Ich habe davon gehört."

„Nun gut. Diesem Meister fügten die Menschen viel Böses zu, obgleich er ihnen nur Wohlthaten erwies. Die einen verachteten ihn, die anderen spotteten seiner. Viele heilte er, aber sie lohnten es ihm mit Undank. In der Stunde der Gefahr verließen ihn auch seine nächsten Freunde, ja einer unter diesen verriet ihn. Seine Feinde ergriffen ihn und nagelten ihn an das Kreuz. Was meinst du, that er da?"

„Wenn ich das war, wofür ihr ihn haltet," versetzte der andere schnell, „dann hätte ich sie in die froststarrende Unterwelt gebannt, dort unablässig von Dornen zerfleischt zu werden."

„Wie nun aber, wenn er auch dich und mich zu seinen Feinden hätte zählen müssen? Wohl uns, daß dieser Meister andere Gedanken hatte. Höre, was er sagte, als sie ihn am Holz befestigten: ‚Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.'"

Jarimar schüttelte den Kopf und sagte: „Seltsam!"

„Ja, seltsam," entgegnete Ansgar, „so seltsam wie der Befehl: liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut denen wohl, die euch hassen. Seltsam und göttlich zugleich. Du hast eine Erfahrung gemacht, wie sie nicht allen Menschen zu teil wird. Benutze

sie, mein Freund. Befiehl den Streit dem heiligen Gott, der recht richtet. Du aber vergieb von ganzem Herzen, so wirst du dir selbst und deiner Geliebten wohlthun. Zwinge deinen Sinn. Was dir anfangs als ein Verhängnis erschien, wird dir dann ein Brunnen des Heiles werden."

Beide schwiegen eine Weile, dann nahm Jarimar wieder das Wort. „Deine Rede trifft mich schwer und schlagend. Sie würde es vielleicht auch dann thun, wenn meine Liebe zu Slawina nicht der Bundesgenosse wäre. Ich wünschte, du könntest mich überzeugen. Vielleicht geschieht es. O du Einzige!" rief er mit Lebhaftigkeit aus. „Soll ich mich noch einmal zur alten Freudigkeit erheben, so kann es nur unter deinen Händen geschehen. Ach, ich bin schwach. Die letzten Monde haben mich zum Weibe gemacht. Meine Augen stehen im Tau. Sprich weiter, Ansgar. Wiederhole, was du gesagt hast. Deine Worte thun mir gut." —

Der Abend war schon weit vorgerückt und der Mond stand hoch am Himmel, als sie sich endlich trennten.

„Ich durfte nicht," sagte Jarimar beim Abschied, „den Ort betreten, in welchem mein Todfeind sein Heim hat. Morgen aber um dieselbe Zeit suche ich dich in deinem Hause auf. Du magst daraus ersehen, daß dein Trank beginnt, seine Kraft zu zeigen."

„Du bliebst lange," redete Gitta ihre zurückkehrende Gebieterin an. „Es müssen arge Knoten gewesen sein, welche die beiden aufgelöst haben. Ich bin darüber beinahe eingeschlafen. Aber wie ist es? Habe ich recht gesehen?"

„Du hast recht gesehen," erwiderte Hilda zerstreut.

„Und was wollte Jarimar von dem Mönch?"

Hildas Gedanken weilten noch bei dem soeben Gehörten. „Was meinst du wohl, Gitta," sagte sie, „mag den Mönch bewogen haben, seine Heimat zu verlassen und in ein wildfremdes Land zu ziehen?"

Gitta brannte vor Begierde, Näheres über die Unterredung, deren Zeuge ihre Gebieterin gewesen war, zu erfahren. Nur mühsam verbarg sie ihren Verdruß, während sie versetzte: „Warum sollte er zu Hause bleiben, wo so viele wandern? Die einen gehen als Händler, die anderen suchen Sold, und schließlich denkt jeder, Gewinn zu machen. Und daß er gerade zu uns kam? Irgend eine Laune mag ihn gestochen haben. Kluge Absicht ist in dem, was die Menschen thun, meist wenig zu finden."

„Meinst du, daß er auf Gewinn und Vorteil ausgeht? Ich habe es noch nicht an ihm wahrgenommen."

„Noch nicht. Er wird sich hüten, den Zehnten, den seine Genossen anderswo einheimsen, auch hier zu fordern. Aber warte nur, bis er die Macht hat. Er wird dann schon in einem anderen Tone mit uns sprechen."

„Aber du mußt doch zugeben, daß er viel geopfert hat. Er hat der Ruhe und Sicherheit entsagt und seinen Freunden den Rücken gekehrt. Er könnte es gut haben und bürdet sich dafür Ungemach und Gefahren auf."

„Das ist einfältig genug. Aber du kennst ja das Sprichwort: wenn es der Ziege im Stall zu wohl wird, dann geht sie aufs Eis und bricht sich ein Bein."

„Aber," sagte Hilda ablenkend, „du möchtest gewiß gern hören, was die beiden zu besprechen hatten." Sie berichtete. Als sie zu Hause anlangten, wußte Gitta alles.

„Ich freue mich," sagte Hilda, „daß dein Geheimnis eine so schöne Lösung gefunden hat. Ich freue mich um Slawinas willen. Jarimar gehört ihr, daran ist nicht zu zweifeln. Er wird sie in kurzem heimführen, und das haben wir dem vielgeschmähten Fremdling zu danken. Und Slawina wird endlich einmal den Sonnenschein schmecken, nachdem sie so lange im Schatten gesessen hat. Wie verschieden doch die Lose der Menschen fallen! Mir ist bisher alles nach Wunsch gegangen, wirklich alles, Gitta. Das Schicksal hat für mich keine Enttäuschung und Bitternis."

„Verrufe es nicht," entgegnete Gitta. „Die Götter sind voll Eifersucht und Neid. Sie mögen es nicht, daß wir uns überheben, ja daß wir auch nur immer fröhlich sind. Als ich ein Kind war, schalt unsere Mutter uns, wenn wir schon des Morgens sangen und sprangen. Sie fürchtete, wir möchten dadurch das Unglück aufwecken. Wer lachend die Streu verläßt, sagte sie, legt sich weinend wieder hinein."

„Sollte das wirklich wahr sein?" gab Hilda zur Antwort. „Ich denke, die Götter sind gut. Und wenn sie gut sind, werden sie uns die Freude nicht mißgönnen. Wie kann sie das beleidigen, daß wir uns freuen? Sie müssen es doch selbst wünschen, daß wir ihre Wohlthaten erkennen. Und daß wir sie erkennen, zeigen wir, indem wir fröhlich sind."

Gitta saß sinnend. „In dem, was du vorher sagtest, muß man dir allerdings beistimmen. Mit wieviel Mühsal und Verdruß haben nicht die meisten Menschen von Geburt an zu ringen! Du aber bist vor alledem bewahrt geblieben."

„Und wenn ich nun erst mit meinem Edwin vereinigt bin, wird mein Glück vollkommen sein."

„Und was Slawina angeht, sind wir nicht verpflichtet, ihr von dieser Neuigkeit Mitteilung zu machen? Ihr muß daran gelegen sein, sie zu erfahren, und von uns darf sie erwarten, daß wir offen zu ihr sind."

„Meinst du," erwiderte Hilda nachdenklich, „daß die Freundschaft uns das gebiete? Ich habe Bedenken. Aber davon morgen mehr. Jetzt wollen wir schlafen, denn es ist spät."

(Schluß folgt.)





Unsere Nationalhymne.

Sage und Geschichte.

Von

G. Schröder, Generalmajor z. D.

III. (Schluß.)

„Heil Dir im Siegerkranz" als Nationalhymne.

Vom heiligen Crispin berichtet die Legende, sein Wohlthätigkeitssinn sei so groß gewesen, daß er bei reichen Händlern Leder gestohlen habe, um für bedürftige Arme Schuhwerk fertigen zu können. An diesen sonderbaren Heiligen und Schuster mahnt der Holsteiner Doktor Schumacher, der seinem Landsmann Harries ein Gedicht entwendet hat, um den Berlinern, die ihn gastfrei aufgenommen hatten, einen „Volksgesang" verehren zu können. Er hat das, wie wir wissen, zunächst anonym gethan, und erst nach etwas mehr als 7 Jahren, als er zum zweiten Male sich einige Zeit in Berlin aufgehalten hatte, sich demaskiert. Das neue Kleid, in dem er in seiner Schrift von 1801 seine angebliche Nachahmung von God save the King präsentierte, namentlich die Zuthat von zwei selbstgemachten Strophen, bringt auf den Gedanken, sein Verfahren von 1793 sei ihm nachträglich doch selbst etwas unheimlich geworden. Aber mit seiner Retouche (oder Vertuschung) von 1801 hat Schumacher kein Glück gehabt. Es ist wie Nemesis, deren unfreiwilliger und unbewußter Vollstrecker die Berliner geworden sind, indem sie die neue Redaktion des Liedes mit den zwei Original-Strophen aus Schumachers Feder ignorierten und bei dem Zeitungs-Texte von 1793 blieben, durch den Schumacher als litterarischer Dieb ohne mildernde Umstände erwiesen ist.

Schumacher war mit seiner Schrift von 1801 zu spät gekommen; in den Zwischenjahren hatte die erste Lesart bereits Boden gefaßt. Ja, es war erfolgt, was ja Schumacher von vornherein angestrebt hatte: „Berliner Volksgesang" hatte er die erste Veröffentlichung überschrieben. „Volksgesang der Preußen" nennt er die Umgestaltung von 1801, und legt derselben einen geradezu rituellen Charakter bei. Davon sagt Schumacher nichts, daß das von ihm eingeführte deutsche Lied nach der englischen Melodie nicht nur beim Publikum bekannt und beliebt worden war (das bezeugt die von ihm beigelegte fünfte Auflage des Hurka'schen vierstimmigen Arrangements), daß es sogar schon eine gewisse offizielle Weihe erhalten hatte.

Von letzterer Thatsache die erste Spur fand ich in Finks „Musikalischem Hausschatz der Deutschen" (Leipzig, bei Meyer & Wigand).

In der ältesten Ausgabe (1843) dieses Sammelwerkes findet sich Folgendes (S. 252):

Als Haupt-Ueberschrift: „Nr. 414 Königslied. Dänemark."

Darunter in kleinerem Druck: „Das englische God save the King ist völlig nationalisiert, wie längst bekannt."

Dann folgen die Noten. In der üblichen Komponisten-Ecke — rechts, über der ersten Zeile — steht Henry Carey. Das übliche Sternchen verweist auf eine Fußnote, in welcher C. als derjenige bezeichnet wird, für dessen musikalische Autorschaft die triftigsten Gründe sprächen.

Dann folgt der Text in der Flensburger Urform; sämtliche 8 Strophen; unterschrieben Heinrich Harries.

Dann: „Anmerkung. Wir haben mit diesem dänischen Königsliede den Anfang gemacht, weil H. Harries den ersten deutschen Text für Dänemark nach der Weise des God save the King lieferte. Diese teutsche Arbeit des Dichters wurde 1796 in Berlin, und zwar als Einlage in das vaterländische Schauspiel ‚Der große Kurfürst vor Rathenau' benutzt, und ist seitdem alljährlich am 3. August (Geburtstag Fr. Wilhelms III.)*) als stehendes Königs- und Vaterlandslied wiederholt worden, mit Veränderungen wie folgt:"

Es folgt (als Nr. 415) das Lied mit seinen noch jetzt gebräuchlichen 5 Strophen (wie in der Spenerschen Zeitung von 1793) und ist unterzeichnet: „Nach Heinrich Harries", ohne daß irgendwie Schumachers gedacht wird.

In der neuesten Ausgabe des Musikalischen Hausschatzes (1892) befindet sich dieser Hinweis nicht! Die zwischenliegenden 8 Ausgaben kenne ich nicht; es ist mir daher unbekannt, wann von den späteren, auf den Stifter gefolgten Redakteuren des Werkes die doch unstreitig sehr wertvolle Notiz gestrichen worden ist.

Bevor ich dieselbe auf ihre Zuverlässigkeit hin untersuche, mag bemerkt werden, daß dieselbe auch wieder etwas Unheil angerichtet hat.

Fink hat vielleicht nicht gewußt, jedenfalls hat er nicht gesagt, daß das deutsche Gedicht bereits 1793 in der Zeitung gestanden hatte. Seine Mitteilung ist nun von mehreren späteren Liedersammlern mißverständlich dahin interpretiert worden, daß diese 1796 als das Entstehungsjahr des Harriesschen Christians-Hymnus angaben. Danach wäre ja aber der Sänger Sr. der Spenerschen Zeitung (1793) früher gekommen als Harries (1796)!

Vielleicht findet sich gelegentlich wieder einmal ein Forscher, der den (natürlich selten gewordenen) ältesten Fink ausgräbt, und auf jene Jahreszahlen hin den Spieß umkehrt und Harries für den Plagiarius erklärt!

Und nun zur Prüfung der Finkschen Nachricht. Dieselbe ist interessant; sie steigert die Familien-Aehnlichkeit zwischen unserer und der englischen Nationalhymne, denn auch diese ist, wie wir durch Chrysander erfahren haben, von der Bühne aus bekannt und populär geworden. Leider hat Fink die Quelle nicht angegeben, aus der er die Nachricht über das erste Debüt von „Heil Dir im Siegerkranz" geschöpft hat.

Als Bestätigung bezw. Ergänzung und Berichtigung seiner Angabe kann ich Folgendes beibringen:

Berlin 1795 erschien bei Friedrich Maurer: „Der große Kurfürst vor Rathenau. Ein vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Rambach."**)

*) Der 3. August war zum erstenmale im Jahre 1798 Königs Geburtstag. Ob auch zwischen 1807 und 1813 „Heil Dir im Siegerkranz" gesungen worden ist? Von da ab hat Finks Bemerkung ohne Zweifel Gültigkeit.

**) Wie aus Meusels „Das gelehrte Teutschland des 19. Jahrhunderts" zu ersehen, hat R. sehr viel geschrieben: Pädagogisches, Historisches, vorzugsweise auf Heimatsgeschichte Bezügliches. Auch Schönwissenschaftliches. Er war von 1803 an in Dorpat Professor, Hofrat, zuletzt Staatsrat im Kameralfache. Er lebte — laut Meusel — noch 1823.

Wir erfahren aus der Vorrede: „Vor 20 Jahren hat der verstorbene Blum in seinem befreiten Rathenau denselben Stoff bearbeitet. Er war ein Bürger dieses Städtchens und feierte das hundertjährige Jubiläum der Befreiung desselben mit diesem dramatischen Gedicht. Seiner Arbeit verdanke ich nicht wenig; in manchen Stücken bin ich ihm mit diplomatischer Genauigkeit gefolgt."

Natürlich hat Rambach die Ueberzeugung, seinen Vorgänger bedeutend übertroffen zu haben. Natürlich ist er zugleich so bescheiden, anzunehmen, daß es „würdigeren Talenten aufbehalten" sei, „dieser Begebenheit ein dauerndes Monument zu errichten".

Er nimmt an, diesem seinem präsumtiven Nachfolger werde auch das Glück zu teil werden, nach welchem er vergeblich gerungen, sein Werk auf der ersten vaterländischen Bühne dargestellt zu sehen.

Diese vaterländische d. h. königliche Bühne hieß damals „Nationaltheater". Der als einer der besten Prosaisten seines Zeitalters geschätzte Joh. Jak. Engel, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium und Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm (nachmals als König F. W. III), war Oberdirektor des Theaters, welche Stelle er teils aus Verdruß, teils seiner schwankenden Gesundheit wegen 1794 niederlegte. Nach ihm kam Iffland.

1797 erschien (wieder bei Fr. Maurer): „Vaterländische Schauspiele von Friedrich Rambach, Professor. Erster Band. 1. Der große Kurfürst vor Rathenau. 2. Otto mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg" (aufgeführt 1797 am 3. August, dem letzten als Kronprinz erlebten Geburtstage Friedrich Wilhelms III.).

Es mag nur kurz bemerkt werden, daß 1798 noch „Friedrich von Zollern" im Druck erschienen ist; uns interessiert nur der „Große Kurfürst".

Der Zusatz „vor Rathenau" ist schlecht gewählt, denn es handelt sich um die Vertreibung der Schweden aus Rathenow (so, d. h. mit der slavischen Endung, wird jetzt offiziell der Name geschrieben)*), und das Stück schließt mit theatralischem Einzugspomp in das „befreite Rathenau" (wie Rambachs Vorgänger Blum das Thema treffender bezeichnet hatte).

Bei der zweiten Veröffentlichung (1797) konnte Rambach in Anknüpfung an die Vorrede zur ersten berichten: „— — — mein Stück fand Schutz; die Direktion des königlichen Nationaltheaters änderte schnell ihren Entschluß, gab die erste Vorstellung noch am Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs, und 7 Vorstellungen folgten rasch aufeinander. Dies war alles, was ich erwarten konnte — —."**) „Ich darf hierzu noch den Beifall rechnen, den öffentliche Kritiken mir gewährten, welche dieser Sammlung vaterländischer Schauspiele eine lange Dauer wünschten — —."

Dieser Wunsch der damaligen Kritik ist nun wohl nicht in Erfüllung gegangen. Es ist auch nicht schade darum. Die dichterische Zuthat (ein fader Liebeshandel zwischen der Tochter des Bürgermeisters und einem schwedischen Offizier, der sich schließlich als geborener Pommer und bloßer Muß-Schwede entpuppt, so daß sie „sich kriegen" können) ist nüchtern, und das Historische ist weniger korrekt wiedergegeben, als wünschenswert und durchaus zuträglich und thunlich gewesen wäre.

*) Der Große Kurfürst nahm es mit der Orthographie nicht genau. Am 16. schrieb er in der Mitteilung an seinen Statthalter (und Schwager), den Fürsten von Anhalt — den Ortsnamen „Rathenow" und am 17. „Rattenau". Sein Reisemarschall, Kammerjunker von Buch, schrieb — französisch — Rathenaw. Die Umwandlung der slavischen Ortsbezeichnung owo, owa, ava wurde durch die lateinisch schreibenden Chronisten in ova oder vielmehr, da u und v identisch sind, in oua, aua verwandelt, und so ergab sich schließlich die deutsche Endsilbe au. Die amtliche Sprache ist dabei inkonsequent gewesen: „Spandow" schreibt man offiziell nicht mehr, sondern nur „Spandau"; dagegen ist das bereits germanisiert gewesene „Rathenau" zu „Rathenow" zurückgekehrt.

**) Laut der von zwei Beamten der General-Intendanz, den Hofräten Schäffer und Hartmann, verfaßten Schrift „Die Königlichen Theater in Berlin" (Verlags-Comptoir; 1886) hat die letzte der sieben Aufführungen am 7. Januar 1796 stattgefunden.



Wer sich trotz dieses abfälligen Urteils mit dem verschollenen Drama eines verschollenen Poeten sollte bekannt machen wollen (er findet beide erwähnte Drucke in der königlichen Bibliothek), der lese auch: „Fehrbellin. Zum 200jährigen Gedenktage. Von v. Witzleben, Generalintendant z. D., und Dr. Hassel, Geh. Staatsarchivar. Beiheft zum Militär-Wochenblatt; 5. und 6. Heft für 1875.“ Die Affaire von Rathenow — die Voraussetzung und Veranlassung zu Fehrbellin — ist in dieser Schrift vortrefflich dargestellt.

In der Schluß-Scene versammelt Rambach alle Brandenburger — redende wie stumme — seines Personenverzeichnisses auf dem Marktplatze von Rathenow um den Kurfürsten und die — geschichtswidrig und durchaus unglaubwürdig — zur Stelle gebrachte Kurfürstin.*) Letztere hat der Dichter eingeführt, um seinem Schauspiele die erforderliche abendausfüllende Länge zu verschaffen und es mit dem gleichfalls, dem Zeitgeschmack entsprechend, erforderlichen Maße von Rührseligkeit auszustatten. Auch der Prinz („Kind von 4 Jahren“ laut Personenverzeichnis) ist zur Stelle. Dies ist natürlich ein Sohn der Kurfürstin Dorothee, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms; Kurprinz war nach dem kurz zuvor (1674) zu Strasburg erfolgten Tode des ältesten Prinzen Karl Emil der am 11. Juli 1657 zu Königsberg geborene zweite Sohn erster Ehe Friedrich (nachmals als Kurfürst Friedrich III. und von 1701 an als König Friedrich I.), der — wie allbekannt — mit seiner Stiefmutter in einem nichts weniger als zärtlichen Verhältnisse gestanden hat.

Aber dem dramatischen Dichter Rambach verschlägt das nichts. Sein Prediger Rabe, Anführer einer der bäuerlichen Landsturm- (oder Guerilla- oder, modern ausgedrückt, Franctireur-) Banden jener Tage, mit der Devise: „Wihr Bauern von geringem Guth dienen unsern gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unsern Blut“ — dieser Prediger Rabe schließt das Stück wie folgt:

„Welch ein Fürst! und welch ein Volk! — Die Völker erheben die Fürsten zu Königen; sie selbst, ihre Tugenden und ihre Größe bestätigen sie in dieser Würde. — (Auf den Kurfürsten zeigend): Der Vater eines Königs verdient, König zu sein. — Dieser (er nimmt den Prinzen auf den Arm) wird sich selbst die Krone aufsetzen, seine Nachkommen die staunende Welt anbeten, seine Urenkel eine entzückte Welt segnen, weil er der schmachtenden den süßen Frieden gab. (Alle stehen von Staunen ergriffen da und sehen zum Teil auf den Kurfürsten, zum Teil auf Rabe. Dieser hält den Prinzen im Arme und sieht ihn entzückt an.) (Pause.) Der Vorhang fällt.“

Der entzückte Rabe sieht also im Sohne der Kurfürstin Dorothee ihren Stiefsohn, den nachmaligen König Friedrich I., prophezeit Friedrich den Großen, und als „Urenkel“, der den „süßen Frieden“ gab (den von Basel!) Friedrich Wilhelm II., der am Tage der ersten Aufführung des „Großen Kurfürsten vor Rathenau, am 25. September 1795, seinen 51. Geburtstag beging.

„Pause“ schreibt Rambach vor. Er hat sich also ein schönes, aber stummes lebendes Bild gedacht. Es ist nicht zu verkennen, daß es von hinreißender Wirkung gewesen sein müßte, wenn hier die Musik die herrliche pompöse Melodie intoniert hätte: „Heil Dir im Siegerkranz!“

Rambach hat diesen Gedanken ersichtlich nicht gehabt. Es müßte also ein Regisseur-Gedanke gewesen sein. Aber sollte dann Rambach diese unzweifelhafte Verbesserung bei der zweiten Ausgabe von 1797 nicht berücksichtigt haben?

Das Schweigen des gedruckten Schauspiels spricht doch wohl sehr stark gegen die Glaubwürdigkeit der Finkschen Angabe von der erfolgten Einlage des Liedes in das Schauspiel! Es schweigt aber sogar das Soufflierbuch, das im Archive der General-

*) Dieselbe befand sich zur Zeit in Minden. Rambach läßt sie von Berlin auf Magdeburg quer durch die schwedische Besetzung der Havel-Stellung reisen!



Intendantur noch vorhanden ist und das Geheimrat Schäffer mir zu Gefallen hervorzusuchen die Gefälligkeit gehabt hat.

Zum Ueberflusse haben wir auch noch die Original-Theaterzettel bezüglich der sieben Rambach-Drama-Aufführungen befragt.

Natürlich bin ich auch auf den Gedanken gekommen, die Berliner Zeitungen jener Tage einzusehen. Aber beide, die Vossische wie die Spenersche (die einzigen, die, wie bereits angegeben, in Berlin damals erschienen; beide nur dreimal in der Woche), schweigen gleichfalls. Sie enthalten in jener Zeit überhaupt keine Anzeigen von den Aufführungen des Nationaltheaters, jedenfalls keine regelmäßigen; nur bisweilen Benefizvorstellungen finden sich angezeigt.

Der Königs-Geburtstag von 1795 ist nicht unberücksichtigt geblieben. Uebereinstimmend kündigen beide Zeitungen an, daß zur Feier des Tages die „Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften" einen öffentlichen Akt abhalten würde, und berichten am 26. über dessen Verlauf. Unter den Festrednern ist Professor Rambach genannt, der über die verschiedenen Darstellungen des Friedens bei den Griechen und Römern gesprochen hat. Der Kronprinz mit Gemahlin sind zugegen gewesen. Die „Akademie der Wissenschaften" hat erst am 1. Oktober ihre Feier gehalten; wahrscheinlich, weil die Anwesenheit des Königs hat abgewartet werden sollen, der in Potsdam residierte, dessen Ankunft in Berlin am 30. September von beiden Zeitungen gemeldet wird. Beide bringen auch in ihrer Nummer vom 26. ein Gedicht zu Ehren des 25., dessen Hauptinhalt der Ausdruck der Freude über den Frieden ist, während der vorjährige Königs-Geburtstag die Gemüter des Volkes noch bedrückt von Kriegsfurcht gefunden habe. In der Ode der Vossischen Zeitung heißt es z. B.: „Unter Palmen und Eichen, in des Friedens hehrem Schutze flammt das geweihte Opfer vom Altar des Vaterlandes. Jauchzet! er naht, Friedrich Wilhelms Tag, der den süßen Frieden uns gab u. s. w."

Auch von einem Festakte am französischen Gymnasium wird berichtet. Die Buchhandlung von Maurer kündigt Rambachs Schauspiel als im Druck erschienen an (Preis 16 gute Groschen, d. h. 2 Mark), aber ohne Bezugnahme auf das Nationaltheater.

Auch aus der Provinz sind einige Festberichte eingegangen. Nur wenige. So einer von Frankfurt a. O. (damals Universität). Aus Magdeburg wird mitgeteilt, daß in einem dort befindlichen Wachsfiguren-Kabinett an drei Abenden unter großem Zulauf eine bezügliche Produktion stattgefunden habe: Ueber der Büste des Königs befand sich lichtes Gewölk; es öffnete sich, Preußens Genius, mit dem Genius Frankreichs „eintrachtsvoll verbunden", krönte das Haupt des Königs mit einem Lorbeerkranz.

Vom Berliner Theater steht in beiden Zeitungen nicht ein Wort! Die Vossische Zeitung (122. Stück, Sonnabend 10. Oktober) enthält dann einen Bericht aus Potsdam. Derselbe lautet:

„Bei Gelegenheit, daß ich einem meiner Freunde bis nach Potsdam entgegen reisete, war ich mit demselben Mittwoch d. 7. dieses auf den Abend im alldortigen Theater, um das Schauspiel, welches die deutsche Nationaltruppe darin zum ersten Male aufführte, mit anzusehen. Was für eine rührende Scene erlebte ich aber! Denn sogleich wie Seine Königliche Majestät in der Königlichen Loge hereintraten, stimmte die Königl. Kapelle im Orchester statt einer gewöhnlichen Ouvertüre das durch den Musikdirektor des Königl. Nationaltheaters Herrn Wessely in Musik gebrachte Volkslied ‚Heil Dir im Siegerkranz' nach der Melodie God save the King an, welches von sämmtlichen Zuschauern empfindungsvoll mitgesungen wurde. Der Monarch war dadurch äußerst gerührt, und dankte zu verschiedenen Malen seinem biedern Volke, in deren Mitte Allerhöchstderselbe sich befand, und in dem Ausdrucke der Gesichtsbildungen sämmtlicher Anwesenden glühte die heilige Flamme der Liebe für unsern unnachahmlichen Beherrscher, welche nie erlöschen wird. Dank sei dem Schauspieler des Nationaltheaters gebracht,

welcher für sämmtliche Zuschauer an diesem wonnevollen Tage zu dieser rührenden Handlung die Veranlassung gegeben hat. Berlin, den 8. Oktbr. 1795. v. H."

In der Spenerschen Zeitung wird über denselben Vorgang kürzer berichtet: „Gestern wurde auf dem hiesigen (d. Potsdamer) neuen Stadttheater, welches Se. Majestät unter der Inschrift ‚Dem Vergnügen der Einwohner‘ gewidmet hat, ‚Maske für Maske‘ aufgeführt. Beim Eintritt des Königs in die Loge wurde von dem Königl. Orchester das Volkslied ‚Dem König segne Gott‘ gespielt, welches mit der unverkennbarsten Freude von den versammleten Zuschauern mitgesungen ward. Se. Majestät waren dadurch gerührt, und bezeigten darüber durch öftere Verbeugungen die gnädigste Aufnahme."*)

Aus allem Mitgeteilten ist mit Zuversicht zu folgern, daß die Notiz in Finks Musikalischem Hausschatz ungenau ist, insofern sie zwei an sich richtige Vorgänge in einen Zusammenhang bringt, der nicht bestanden hat. Da jene Notiz nicht einmal davon weiß, daß Rambachs vaterländisches Schauspiel am Königs-Geburtstage zum ersten Male in Scene gegangen ist, erweckt dieselbe notwendig die Vorstellung, daß „Heil Dir im Siegerkranz" als sinn- und sachgemäße Einlage in das Schauspiel verwendet und auf den Großen Kurfürsten bezogen worden sei. Das wäre ja auch ganz sinnvoll gewesen, aber es ist nicht gewesen. Das Schweigen Rambachs in dem Abdrucke von 1797 (wo sein Stück seine kurze Bühnenlaufbahn bereits beschlossen hatte), mußte schon stutzig machen; das Schweigen des Soufflierbuches, der Theaterzettel, endlich der Berliner Zeitungen vollendet den Beweis, daß nicht auf dem Berliner, sondern auf dem Potsdamer Theater am 7. Oktober 1795 „Heil Dir im Siegerkranz" zum ersten Male als Königs-Begrüßung und -Huldigung erklungen ist und damit seine Laufbahn als Nationalhymne begonnen hat.

Wahrscheinlich ist der 7. Oktober der erste Spielabend nach dem 25. September gewesen, dem der in Potsdam residierende König beiwohnen konnte. Sein kurzer Aufenthalt in Berlin, wohin er am 30. September gekommen war, hatte nur dem Festakte der Akademie der Wissenschaften gegolten; das Berliner Theater hatte er nicht besucht. So verzögerte sich die von der Theater-Direktion geplante Geburtstags-Demonstration oder -Ovation um 12 Tage.

Es wäre überaus passend gewesen, am 7. Oktober in Potsdam Rambachs „Rathenow" zu wiederholen; das hätte aber große technische Schwierigkeiten gehabt und Kosten verursacht. Rambachs Schauspiel ist ein sogenanntes Spektakelstück. Es nimmt zahlreiche Dekorationen in Anspruch, verlangt ein halbes Schock redender Personen und eine reiche Comparserie an brandenburger und schwedischen Offizieren und Soldaten, an Hofleuten, Bürgern und Bauern. Und vor 100 Jahren war Potsdam noch kein Vorort von Berlin, in einer halben Stunde zu erreichen, sondern eine Tagereise oder mindestens eine halbe lag zwischen beiden Städten. Welche Umstände hätte damals die Uebersiedlung eines so umfangreichen scenischen Apparates verursacht!

So hat es denn die Direktion des National-Theaters bei dem bewenden lassen, was wir aus den Berliner Zeitungen ersehen haben.

Beide Zeitungen haben sich des Ausdrucks „Volkslied" bedient. Dies bezeugt von neuem, was wir schon wissen, daß das sieben Vierteljahre zuvor durch die Spenersche Zeitung veröffentlichte Gedicht in der Bevölkerung Anklang gefunden hatte, nicht, gleich anderen Gelegenheitsgedichten, wieder in Vergessenheit geraten war. Aber bis dahin hatte es nur sozusagen privatim existiert. Nun hatte Kapellmeister Wessely das Volkslied „in Musik gebracht" — wie v. H. in der Vossischen Zeitung sich laienhaft ungeschickt ausdrückt, das heißt ohne Zweifel: W. hat es für die Kapelle orchestriert.

*) Stilistische Meisterwerke sind die Potsdamer Korrespondenzen nicht. Sie enthalten sogar grammatische Fehler, die ja aber auch nur Druckfehler sein können. Sie sind jedenfalls diplomatisch genau nach den Original-Exemplaren der betreffenden Zeitungs-Nummern in der königl. Bibliothek wiedergegeben.



Vielleicht wußte der Berliner Theater-Kapellmeister von dem, was 50 Jahre zuvor auf der königlichen Bühne von Drurylane mit „God save the King“ geschehen war, und gedachte es in Preußen nachzuahmen; vielleicht hat er sogar von dem präsumtiven älteren Vorbilde, dem Königs-Salut von St. Cyr, Kunde gehabt — jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, „Heil Dir im Siegerkranz“ als preußischen Königs-Salut inauguriert zu haben.

Er teilt dieses Verdienst mit den Potsdamer Theater-Besuchern vom 7. Oktober 1795, die — ohne vorherige Bestellung, dürfen wir annehmen — spontan, von der gehobenen Stimmung des Augenblickes hingerissen, in den Gesang eingestimmt und damit die Weihe zum politischen Volksliede vollendet haben.

Daß solchergestalt der Potsdamer Theaterabend für die Geschichte der preußischen Nationalhymne epochemachend geworden ist, hat freilich keiner der Beteiligten geahnt, weder die Theaterleitung, die jene Ovation veranstaltet, noch die Zuhörerschaft, die sich so wirkungsvoll beteiligt hat. Erstere hatte vielleicht nur eine Nachfeier des Königs-Geburtstages, vielleicht zugleich eine Weihe des Hauses im Sinne, das der gütige Monarch „dem Vergnügen der Einwohner“ seiner Residenz gewidmet hatte.

Es bleibt mir noch eine Mitteilung zu machen. Sie kommt Fink zu gute, dem wir Dank schuldig sind, da er uns auf den richtigen Weg gebracht hat, und den wir doch selbst des Irrtums haben zeihen müssen. Vielleicht hat er auch gar nicht so unrecht, wie wir meinen; wir haben ihn vielleicht nur falsch verstanden.

Wessely gehört nicht zu den musikalischen Größen; jedenfalls nicht zu den bleibenden, wenn er auch zu seiner Zeit sich eines guten Rufes erfreut hat. Er war ein Berliner aus gutem jüdischen Hause, in dem Rammler, Lessing, Moses Mendelssohn verkehrt haben. Er hat sehr früh Neigung und Talent für die Musik gezeigt und hat ohne allen Kampf und Widerspruch dem Triebe nachgeben können. Dafür, daß er wirklich begabt gewesen ist und auch etwas gelernt hat, spricht der Umstand, daß der 1768 Geborene bereits 1788 als Kapellmeister bei dem königlichen Nationaltheater angestellt worden ist. 1796 ist er in die Dienste des Prinzen Heinrich (des Bruders Friedrichs II.) in Rheinsberg getreten. Später hat er die Musik als Beruf aufgegeben, ohne aufzuhören, die Kunst eifrig zu pflegen. Er nahm eine Beamtenstellung an, stiftete aber dabei in Potsdam einen Musikverein, dessen Pfleger und Leiter bis zu seinem 1826 erfolgten Tode er gewesen ist.

Er hat viel geschrieben und sich in allen Gattungen der Komposition versucht. In Ledeburs „Tonkünstler-Lexikon Berlins“ (ebendas. bei Rauh 1861) sind seine Werke aufgezählt. Es sind darunter vier Opern, Kantaten, Kammermusik, Ballets, Lieder. Nur zwei Piecen seien hier namhaft gemacht: „Das Volkslied God save the King mit dem neuen deutschen Texte und Variationen. Für Klavier; 1795.“ Diese Angabe bestätigt die Beliebtheit, das Modesein des fraglichen Tonstücks. Noch viel wichtiger für uns ist das andere Opus: „Der große Kurfürst vor Rathenau; Ouvertüre und Entreakte.“

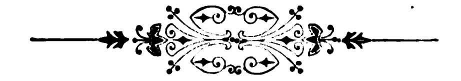
Hier dürften wir Finks Quelle entdeckt haben! Leider habe ich des Musikstücks nicht habhaft werden können. Es ist in der Musik-Sammlung der königlichen Bibliothek nicht vorhanden; ebensowenig bei der General-Intendantur. Geheimrat Schäffer, der sich in seinem Bereich vergeblich danach umgesehen hat, meinte, es möge wohl diese Partitur gleich so mancher anderen bei dem Schauspielhausbrande zu Grunde gegangen sein. Auch in der größten Berliner Musikalienhandlung (Bote & Bock) habe ich vergeblich geforscht.

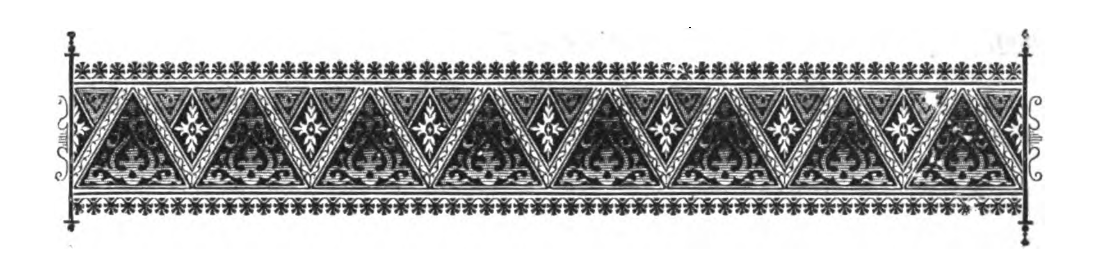
Es ist demnach nur Vermutung, aber nach allem eine durchaus naheliegende, daß Wessely die Melodie von God save the King in die Musik zu Rambachs Drama

verwebt haben werde. In dieser Weise könnte es demnach mit Finks Angabe von der „Einlage“ doch seine Richtigkeit haben.

Rambach hat bei der Schlußscene seines Schauspieles, die mit dem Auftreten des Kurfürsten und seiner Umgebung anhebt, der Personen-Aufzählung voran die Worte gesetzt: „Hörner und Flöten“. Das war eine Anweisung für Wessely, die dieser befolgt haben wird. Warum nicht mit der wirkungsvollen Melodie, die ihm ersichtlich wohlgefallen hat? Die Berliner, die nur einen Schauspieler als Kurfürst kostümiert erscheinen sahen, haben keine Anregung empfunden, sich mit Gesang dem Orchester zuzugesellen; die Potsdamer, als sie ihren wirklichen König in seine Loge treten sahen, begrüßt von denselben Klängen, die in Berlin dem Schein-Kurfürsten gegolten hatten, empfanden begreiflicherweise anders und stimmten den Text zu den Noten an, die im Orchester erklangen.

Und so ist am 7. Oktober 1795 zu Potsdam unsere Nationalhymne geboren!





Briefe aus Java.



(Schluß.)

Soerabaya, 19. September 1893.

In der letzten Zeit gab es durch die Anwesenheit des Chefs und durch die Ueberhäufung mit Geschäften so viel zu thun, daß wir an manchen Tagen erst um 8 Uhr abends nach Hause kamen. Ed. ist nach der Insel Madoera gereist, wo wir vielleicht eine Nebenbranche errichten.

Ueber Neuerlebtes von hier kann ich nicht viel mitteilen, denn mein Leben war ziemlich einförmig. Nur eine Abwechslung brachten mir die letzten Tage, nämlich eine „Receptie" beim Regenten, der ich mit C. beiwohnte. Nächstens will ich auch die Receptie des Residenten besuchen, der jeden Mittwoch empfängt. Zu diesen Recepties hat ein Jeder Zutritt, der eine Stelle in der Soerabayaschen Maatschappy einnimmt. Der Regent, ein richtiger Javane, der aber fließend holländisch spricht, ist in seinen Manieren vollkommener Weltmann, und auch seine Frau und Töchter machen vorzüglich Konversation. Um 7 Uhr beginnt der Empfang, Getränke und Cigarren werden herumgereicht, und um 8 Uhr ist es zu Ende. Vor einigen Tagen beging der Regent sein 30jähriges Amtsjubiläum, das durch einen enormen, 2½ Stunden langen Festzug gefeiert wurde. Ich wäre auch gern am Abend auf den Ball beim Regenten gegangen, mußte aber auf das Vergnügen verzichten, da ich keinen Frack besaß. Es muß dort großartig gewesen sein; ungefähr 300 Personen waren anwesend, an der Spitze der Resident. Der wirklich prachtvolle Festzug zog leider allzuschnell vorüber, und das Menschengewühl dabei war so groß, daß man sich kaum rühren konnte. So kann ich denn auch keine Beschreibung davon machen. Selbst der Redakteur des Soerabaya Couranten schrieb den folgenden Tag, daß er nicht die nötige Ruhe und Stille gehabt habe, um beobachten zu können, und wenn das solch ein geübter Journalist sagt, der schon 20 Jahre hier ist und alle Zustände kennt, so werdet Ihr begreifen, daß ich den Versuch gar nicht wage. — Solche inländischen Feste müssen einem frischen Europäer absolut imponieren. Der Zug hat mindestens 5000 fl.. gekostet und das Ballvergnügen mit großem souper wohl nicht weniger. Den größten Teil der Kosten trägt natürlich das Gouvernement, das für solchen Abend dem Regenten soundsoviel tausend Gulden Repräsentationsgelder zahlt. Sein fester monatlicher Gehalt beträgt 1500 fl., während der Resident das Doppelte bezieht. Das ist aber immer noch weniger, als der Chef einer der größten englischen Firmen hier erhält. Derselbe hat 4000 fl. monatlich und nebenbei noch Prozente vom Gewinn, so daß er sich mindestens auf 6000 fl. = 10,000 Mark im Monat steht.

59*

Ich habe Euch noch gar nicht gesagt, daß wir schon unser neues Geschäftslokal in der Chin. Voorstraat bezogen haben. Das neue Kantoor ist zwar kleiner und nicht so luftig, als das frühere, aber viel besser gelegen, in der besten Haupt-Geschäftsstraße, wo die meisten Firmen sind. So ist uns gegenüber die Amsterdamsche Handelsvereinigung, eine sehr große Firma, links von uns eine englische Importfirma ꝛc. ꝛc. Von dem Leben und Getreibe in der Straße könnt Ihr Euch gar keinen Begriff machen. Ganze Züge von Büffelkarren, hochbeladen mit immensen Kisten, meistens Importartikel, wie Kattunstoffe, Getränke u. s. w., durchziehen den ganzen Tag die Straße. Alle möglichen Fuhrwerke, von der feinsten Chinesenequipage bis zum gewöhnlichsten Dogcart, rasseln dahin, dazwischen durch bewegen sich Koelies (Lastträger) mit schweren Lasten, die sie vermittelst eines Bamboe-Stabes tragen. Drüben vor der Handelsvereinigung sind ganze Berge von Kisten mit Apollinariswasser aufgestapelt, worin diese Firma große Geschäfte macht. Der Lärm ist natürlich unbeschreiblich, fortwährendes Peitschengeknalle, Schreien der Karrenführer, der Obstverkäufer, dazwischen das Rollen und Rasseln der diversen Fuhrwerke und das Geräusch von dem Abladen der Kisten, alles zusammen ein höllisches Konzert. Indessen der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit an alles, und so vernehme ich meistens nichts mehr davon während der Arbeit

Leider ist das Comptoir bedeutend wärmer, als das frühere, und ist es in den Mittagsstunden zuweilen fast unerträglich, obgleich wir Bamboevorhänge an der Vorgallerie haben. Schon seit Wochen ist jetzt kein Tropfen Regen gefallen, jeden Tag dieselbe glühende Sonne, und das geht noch so fort bis in den Dezember. Dann kommt wieder die Regenzeit bis zum Juli und damit die etwas kühlere Zeit. Das ewige Grün mit der blendenden Sonne ermüdet zuweilen das Auge und ich wünschte mir mal für kurze Zeit ein echtes deutsches Herbstwetter mit seiner bunten Blätterpracht.

Doch es muß geschieden sein, Zeit und Stoff sind zu Ende. Hoffentlich kann ich demnächst mal wieder interessanter schreiben, als bisher.

Soerabaya, 13. November 1893.

Daß Ed. schon längere Zeit in Madoera ist, schrieb ich bereits früher, ebenso, daß der Chef wieder nach Batavia zurückgekehrt ist. Dafür ist jetzt Herr F., ein älterer sehr netter Herr, hier mit mir zusammen. Zu thun haben wir immer genug, besonders mit Copra und Häutehandel. Von ersterem Artikel (in Stücke geschnittene und getrocknete Kokusnüsse, aus denen Oel bereitet wird) bekommen wir täglich ungefähr 5 Waggons voll. Dieselben werden nach dem Goedang (Packhaus) gebracht und gewogen. Dies geschieht zwar alles durch einen Mandoer, aber doch muß man ab und zu nach dem Rechten sehen, denn ein Javane ist nicht immer zuverlässig. In dem Coprapackhaus sind täglich etwa 30 Koelies beschäftigt mit Wiegen und Aufstapeln; bis zum Dach hinauf reichen die Säcke, und es schwindelt einem ordentlich, wenn man da hinauf sieht, denn das Packhaus hat eine tüchtige Höhe. Den Häuteankauf besorge ich eben fast ausschließlich. Ihr könnt Euch denken, daß ich ziemlich viel zu thun habe, wenn ich an manchen Tagen einige 1000 Häute kaufe, die alle einzeln ausgesucht werden, da sich der Preis allein nach der Größe und Schwere richtet. Besonders bei Ziegenfellen muß ich mich nach ungefähr 6 Maßen richten und danach meinen Preis bestimmen, der von Tag zu Tag an sich variiert. In den letzten Tagen werden wir überrannt von den Häute-Chinesen und Arabern, da eine große Firma, unsere größten Konkurrenten, plötzlich mit 600,000 fl. Passiva, denen gegenüber kein Cent Activa stehen, fallit erklärt ist. Solche entsetzliche Katastrophen, von denen man erst hört, wenn sie eingetreten sind, hat man in den letzten Wochen schon 3 gehabt. Jetzt spricht man schon wieder von einer neuen.

Inzwischen ist es in Indien und speziell in Soerabaya noch nicht kühler geworden, im Gegenteil, oft ist es siedend heiß. „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein



Brot essen" heißt es hier wirklich mit Recht. Ende Oktober hatten wir seit Juli den ersten Regen. Eigentlich war es zwar nicht Regen zu nennen, denn es war nur ein Getröpfel. Während der ganzen langen Dauer von 5 Minuten kamen vielleicht 30 Tropfen auf den Quadratmeter! Nach 5 Uhr kann ich jetzt unmöglich mehr im Bett bleiben, da es in dem Moskitonetz zu gräßlich heiß ist. Draußen ist es dagegen früh morgens sehr angenehm zu sitzen, bis dann gegen 6[15] die Sonne aufgeht und die Luft verdirbt.

Die beiden Hunde, der alte Bello und mein biederer, possierlicher Christian, schlafen in dieser heißen Zeit nicht mehr in der Vorgallerie, sondern sie wühlen sich tief in den Sand ein. Gestern ist nun endlich einmal ein tüchtiges Regenschauer gekommen, und danach war die Luft herrlich frisch, so daß man sich wie neu geboren fühlte. Natürlich hält die Abkühlung nur nie lange an. Durch die ungesunde Zeit bin ich nun, gottlob, gut hindurchgekommen. Lust und Freude an meiner Arbeit, Mut und Hoffnung für die Zukunft fehlen auch nicht, und so braucht Ihr Euch um mich keine Sorge zu machen, denn ich fühle mich, wie der Holländer sagt: op myn gemak.

Das Holländische geht jetzt auch so ziemlich und das Malayische schon very good. Im Englischen suche ich mich auch zu üben, da ich später die Korrespondenz übernehmen soll. Durch Uebung, Lesen und viel Sprechen lernt man eben mit der Zeit alle Sprachen.

Jeder, der Zeit und Geld hat, ist jetzt in den Bergen, um der Hitze zu entgehen. So ist der ganze Damenflor schon seit Wochen in Lawang, Prigen, oder in Tosarie, wo es am kühlsten, ja bisweilen sogar kalt ist. Das letztere muß ein ganz herrlicher Ort sein, wo man das schlimmste Fieber direkt los wird. Nun, besser kein Fieber und hierbleiben, als mit Fieber nach Tosarie geschickt zu werden.

Daß der arme Herr N. schon seit langer Zeit nach Holland zurückgekehrt ist, schrieb ich Euch bereits früher. Sein Leidensgefährte ist wieder hergestellt und nun Prokurist in unserer Firma in Batavia.

Für heute schließe ich mein langweiliges Geschreibsel mit vielen herzlichen Grüßen.

Soerabaya, 13. Dezember 1893.

Mein letztes Schreiben vom 27. November mit meinen Glückwünschen zum lieben Weihnachtsfest und zu Neujahr kommt hoffentlich rechtzeitig an. Heute habe ich für 2 Briefe zu danken, aus denen ich mit Freuden ersah, daß es Euch gut geht. Die Zeitungen mit den Berichten über den Spielerprozeß in Hannover habe ich aber noch nicht erhalten. Hoffentlich kommen sie noch richtig an, denn es wäre mir lieb, nähere Details über den traurigen Skandal zu hören, da das „Echo" nur eine kurze Notiz darüber brachte.

Hier liest man zwar auch genug von Skandalen, sogar beinahe jeden Tag, die sind aber oft Phantasiestücke der Herren Redakteure, die sonst ihr Blatt nicht voll bekommen. Zuweilen stehen geradezu gemeinschmutzige Geschichten darin. Unbegreiflich, wie das erlaubt ist, da die Blätter doch auch von Frauen gelesen werden und die Kost oft für starke Herren zu kräftig ist.

Vieles ist, leider Gottes, nur zu wahr, und kommen hier oft die unglaublichsten Geschichten vor, so daß man sich fragen muß, ob denn die Schuldigen nicht vollkommen verrückt sind. Aufhören werden die traurigen Vorkommnisse wohl niemals, denn das Geld spielt eine zu große Rolle und bringt die Gerechtigkeit zum Schweigen. — Dieser Tage ist ein großer Prozeß entschieden worden, der auf ganz Java berechtigtes Aufsehen erregt hat. Es handelte sich um die greulichsten Mißhandlungen eines Administrators gegen die armen schwarzen Kontraktanten der Unternehmung.

Es sind da Fälle von Mißhandlung vorgekommen, wie man sie ärger nicht in „Onkel Tom's Hütte" lesen kann. So hat dieser entsetzliche Abbema (dies ist der Name des Unholds) einen der unglücklichen Inländer, der entfliehen wollte, wieder einfangen und bei glühender Sonnenhitze an einem Pfahl auf freiem Feld festschnüren lassen. Darauf ließ er ihn, nackt wie er war, mit Rottanstöcken solange schlagen, bis der Unglückliche blutüberströmt das Bewußtsein verlor. Nicht genug damit, ließ der Teufel von Administrator sein armes Opfer den ganzen Tag und die Nacht über am Pfahl festgebunden liegen. Morgens fanden ihn seine Kameraden, den ganzen Körper mit roten Ameisen bedeckt, tot vor. Ist das nicht grausig? Während 5 Jahre hat diese Bestie von Mensch 2 seiner braunen Mitmenschen auf diese Weise gemordet, bei drei anderen solchen Mord versucht, zum Glück ohne Erfolg. Vier andere Inländer ließ er auf eine öde Insel aussetzen, wo kein Baum und Strauch gedeiht und wo nur immense Schlamm-Moraste sind, bevölkert von Alligatoren. Ein Entkommen von diesem Eiland ohne Boot ist unmöglich, Lebensmittel sind nicht vorhanden, außer hier und da einige Muscheln und kleine Schlammtiere.

Nach 4 Tagen waren zwei der Unglücklichen bereits an Fieber und Entkräftung gestorben. Die beiden Ueberlebenden waren auch nahe daran, als sie durch zwei inländische Fischer auf wunderbare Weise noch gerettet wurden.

Man kann die vielen Mißhandlungen und Scheußlichkeiten dieses Schurken Abbema nicht aufzählen, so groß ist ihre Zahl. In dem sogenannten Hospital auf dem Tabakland, wo nur ein Doktor, ein Inländer, war, wurden beinahe jeden Tag zwei bis drei Kontraktanten aufgenommen, die wund geschlagen waren. Die Behandlung dort geschah allein mit Karbol, und die Verpflegung bestand aus trockenem Reis. Selbst Schwerkranke, mit dem heftigsten Fieber, bekamen nichts anderes, und konnte bei der Untersuchung dieser Greuel die Anzahl der im Hospital Gestorbenen gar nicht mehr festgestellt werden, so viele müssen es gewesen sein. Auf solch großen Unternehmungen sind nämlich oft Hunderte von Arbeitern beschäftigt, Männer und Frauen. Wie der Unmensch mit den Frauen umgegangen ist, läßt sich gar nicht erzählen. Er selbst war verheiratet und hat vier Kinder. Seine Frau scheint aber nicht viel besser als der Mann und sagte bei dem Verhör zu dem Präsidenten, daß ein Javane doch nur ein Tier sei und kein Mensch. Sie hat auf alle Weise durch gemeine Lügereien und Bestechungen die Schuld von ihrem Mann abzuwälzen versucht, das ist ihr aber gottlob nicht geglückt. Sie haben den Kerl wenigstens etwas bestraft, mit 10 Jahren Zuchthaus. Natürlich ist das viel zu wenig. Einen Inländer hängt das Gouvernement sofort, wenn er einen Mord begeht. Hätten sie diesen Abbema nur auch aufgehängt, coram publico, für alle seine Schandthaten und als deutliches Zeichen der Gerechtigkeit gegenüber dem Javanen! Immerhin ist eine zehnjährige Zuchthausstrafe hier in den Tropen und bei seinem Alter, Abbema zählt schon 50 Jahre, keine Kleinigkeit.

Hier haben wir jetzt Westmoesson, die weniger warme Regenzeit. Hat man früher unter der Hitze geseufzt, so ist man jetzt doch auch nicht zufrieden, da es zuviel regnet. Jeden Tag diesen Platzregen und noch dazu von 5 Uhr Nachmittags an, das ist wirklich auf die Dauer nicht angenehm. Bei diesen Regentagen muß man gänzlich ohne Bewegung bleiben, denn bei tropischem Regen sind keine Schutzmittel hinreichend. Glücklicherweise ist die böse Cholera nun wenigstens wieder ganz verschwunden, nachdem sie ziemlich heftig gewütet hatte. Erkältungen abgerechnet, ist jetzt der Gesundheitszustand hier ausgezeichnet.

Auf den Handel haben die verschiedenen Zeiten wenig Einfluß. Die Westmoesson ist höchstens dann schädlich für denselben, wenn sie allzu heftige Stürme mit sich bringt. So ist dieser Tage in der chinesischen See ein großes englisches Boot wenige Meilen von Singapore gestrandet, und die beiden Rettungsboote sind mit der ganzen Mannschaft untergegangen. Allein die Frau des Kapitäns und ein paar Inländer wurden

durch eine wunderbare Fügung gerettet. Auf dem Lande hausten übrigens die Zeit über auch furchtbare Stürme, ganze Kampongs von 100 Häusern nahmen sie mit sich, natürlich alles Bamboehütten. Soerabaya ist zum Glück von solchen Orkanen noch nicht heimgesucht worden, hier regnet es nur egal durch.

Weihnachten steht vor der Thür, ich kann es noch gar nicht begreifen! Heute vor einem Jahr stieg ich in Batavia an Land; wie unheimlich schnell ist dies Jahr für mich herumgegangen; wenn das so fortgeht, so sind 10 Jahre eine Kleinigkeit, wenigstens wäre das so, wenn man sich in der Zeit gleich bliebe. —

St. Nicolas, so zu sagen das Weihnachten der Holländer, wurde hier großartig gefeiert mit Tombolas, Musik und Tanz bis zum frühen Morgen. Alle Läden prächtig illuminiert und ganz Soerabaya zu Wagen und zu Fuß in buntem Gewimmel auf den Straßen und bei den Lotterien. Bei Gebrüder Grimm Hunderte von Menschen bis 4—5 Uhr morgens, Bier, Grog, Wein und Sekt trinkend und mit Serpentines werfend, bis der Boden 2 Fuß hoch mit Papierschnitzeln bedeckt war. Ein seltsames Vergnügen, diese langen bunten Papierstreifen nach holden Grazien zu schleudern und sich an deren Verwunderung zu weiden.

Für die Javanen sind die Lotterien etwas besonders Herrliches. Für 50 Cent erhält man etwas, seien es auch nur ein Paar Strümpfe, die der Javane nicht gebraucht, oder einen Shlips, den er nicht gebrauchen darf. Dem gegenüber stehen aber auch schöne Preise von ziemlichem Wert: Stühle, Spiegel, Bilder, Lampen und wirklich gute Nähmaschinen im Preis von 50 fl. So sah ich einen biederen Javanen mit Frau und Kind ein Los für 50 Cent nehmen; das einzige Geldstück, das er besaß. Er stand in großer Ungeduld, bis sein Los an die Reihe kam. Siehe da, er bekam den ersten Preis, die größte Singersche Nähmaschine, die da war! Sein Gesicht war unbeschreiblich komisch, er wurde so bleich, als es seine braune Haut zuließ, wollte sprechen und konnte nicht. Er war gar nicht im stande, vorzugehen und seinen Preis in Empfang zu nehmen, so starr war er. Einige Rippenstöße seiner Ehegattin brachten ihn erst wieder zu Bewußtsein, dann war er aber auch im Handumdrehen mit Familie und Nähmaschine verschwunden. Dies kleine Bild von Glück hat mir die meiste Freude gemacht am St. Nicolas der Holländer, besonders da es einem armen Kerl zu Teil wurde.

Soerabaya, 27. Dezember 1893.

Weihnachten ist vorüber, nur noch ein paar Tage und wir zählen 1894. Bevor aber das alte Jahr ausgeatmet hat, will ich Euch noch einmal meine Grüße senden. Für uns ging der heilige Abend ohne Lichterglanz vorüber, doch habe ich in Gedanken Weihnachten mit Euch gefeiert. Vetter E. holte zuletzt noch ein Kästchen mit altem Weihnachtsbaumschmuck hervor, und hingen wir den über dem Eßtisch an den Hängelampen auf. Ein Engelchen war auch dabei, es hatte aber leider seine Flügel und Beinchen verloren. Das war unsere Weihnachtsfeier. Gestern Abend, am 2. Feiertag, habe ich aber doch wieder einen Weihnachtsbaum brennen sehen, nämlich in der neuen reformierten Kirche, wo er von ½6—8 Uhr für die Kinder angezündet wurde. Erst sangen die Kleinen, Knaben und Mädchen, ein Weihnachtslied, dann bekam jedes ein Geschenk und 2 Lebkuchenmännchen. Darauf sprach Pastor Bolewyn sehr schön und erklärte den Kindern die Bedeutung des Weihnachtsfestes. Die Kleinen saßen dabei ganz still und andächtig auf den Bänken, ihre Geschenke auf dem Schoß, und schauten mit strahlenden Augen auf den Lichterbaum, nur hier oder da warf Eins oder das Andere einen verstohlenen, lüsternen Blick auf das appetitliche Lebkuchenmännchen. Von Eltern, besonders Müttern, war wenig zu sehen, nur eine kleine Anzahl war gekommen, die meisten hatten ihre Baboes (Kindermädchen) mitgeschickt. Inländische Kinder waren

auch 2 da, wahrscheinlich von Christeneltern. Halb braune und halb weiße waren dagegen viel vertreten. Während der Ansprache des Pastors wurde noch einmal gesungen und für die Armen Soerabayas gesammelt. Jedes der Kleinen gab auch sein Cent- oder 2½-Cent-Stück in den Klingelbeutel. Der Christbaum, ein sogenannter „Deunenboom", war recht hübsch geschmückt mit Blumen, Goldketten und Sternen, machte aber doch, im Vergleich mit einem deutschen Tannenbaum, nur eine jämmerliche Figur. Immerhin hatte man aber doch einen Eindruck von Weihnachten, und ich kann nur sagen, ich habe mich sehr wohl gefühlt in dem schmucklosen Kirchlein während der Feier.

Bevor ich zu dieser Bescherung ging, war ich im chinesischen Viertel, wo die Himmelssöhne ihre Tokos (Läden) haben und wo sie an Weihnachten wieder Tombolas hielten. Die bezopften Herren haben sicher wieder viel verdient dabei, denn es war ein furchtbarer Andrang von Inländern, Arabern und Chinesen. Dieses wüste Gedränge von braunen und gelben Brüdern auf der Jagd nach dem Glück wurde durch chinesische und europäische Musik (Blechinstrumente von Inländern geblasen) begleitet. Dies Jahrmarktsgetreibe war freilich wenig weihnachtlich, um so friedlicher erschien es mir deshalb nachher in der kleinen Kirche mit ihrem Lichterbaum. — Sonntag, am Beschertag, war ich in der sogenannten Stadtkirche und hörte Pastor Wielandt predigen, zugleich fand auch eine Konfirmation statt und wurde dabei der 2. Sohn unserer Verwandten, der Wittwe, konfirmiert, der schon 20 Jahre zählt! Er war seither auf einem Chinaland beschäftigt. Da in letzter Zeit die Chinapreise so enorm gefallen sind, gehen die meisten Pflanzungen ein, und so mußte auch die Unternehmung, auf der L. angestellt war, liquidieren, und er verlor seine Stellung. Seitdem wohnt er bei uns, da seine Mutter eine beschränkte Wohnung hat und ihn nicht bei sich aufnehmen konnte, doch wird er demnächst wieder eine neue Stellung antreten.

Den 30. Gestern erhielt ich endlich Eure Weihnachtskiste. Welche Freude, als mir heimatlicher Tannenduft daraus entgegenschlug! Noch grün nahm ich das niedliche Bäumchen hervor, nur die unteren Zweige waren etwas kahl geworden, die oberen dagegen noch voll frischer Nadeln, und der Duft war noch der richtige alte Weihnachtsduft, trotz 7wöchentlicher Seereise. Ein Zweiglein mußte ich gleich anbrennen, um den Geruch vollkommen zu haben. E. atmete ihn auch mit vollen Zügen ein und der vorerwähnte indische Vetter stand dabei, um das Wunder aus Deutschland zu bestaunen. Wir machten uns nun gleich an das Einpflanzen des Bäumchens in einen Topf mit frischer Erde, die deutsche Erde, in der die Wurzeln verpackt gewesen, wurde aber auch noch mitgebraucht. Dann steckte ich die Lichtchen auf, hing noch ein paar silberne Kettchen vom Lampenschmuck zu den Rosen, mit denen Ihr das Bäumchen geschmückt, und befestigte das alte Engelchen über dem goldenen Stern auf der Spitze. So sah es ganz allerliebst aus und schmückte die ganze Vorgallerie. Mit dem Anstecken warteten wir aber noch bis nach dem Essen. Vorerst genossen wir nur von dem heimatlichen Weihnachtsgebäck, das sich in der Blechbüchse gut erhalten hatte. Wie soll ich Euch nur genug danken für die große Freude, die Ihr mir gemacht habt? Ich kann nur sagen, ich habe mich lange, lange nicht so vollkommen glücklich und wohl gefühlt, wie an diesem Abend, beim Lichterglanz des deutschen Tannenbaums. Welche Erinnerungen wurden da wach an all die schönen Weihnachtsabende in der Heimat. Ja, der Traum von früheren Zeiten war so stark, daß ein Gefühl der Sehnsucht vorerst gar nicht aufkam, ich war eben ganz unter Euch. Das Bäumchen wird heute Abend noch einmal angesteckt, auf allgemeines Verlangen. Welch eigenartigen Zauber hat doch solch kleiner Christbaum mit seinem würzigen Tannenduft, daß er den Menschen so fröhlich und glücklich stimmt! —

1. Januar 1894.

Das neue Jahr ist eingezogen, was wird es uns bringen in seinem Lauf von 8760 Stunden? Gebe Gott nur Gutes! Für mich ist noch nie ein Jahr so schnell verflossen; oft erscheint es mir unglaublich, daß ich schon ein Jahr in Indien bin.

Nun muß ich Euch noch zum Schluß dieses mit vielen Unterbrechungen geschriebenen Briefes von einer Segelpartie berichten, die wir gestern gemacht haben. Wir haben eben hier eine kleine reizende Segeljacht, die auf Batavia auf Vendulie gekauft ist, um hier wieder verkauft zu werden. Die Jacht ist äußerst zierlich gebaut mit einer eleganten Kajüte für acht Personen, Küche 2c. Da ich sie gern einmal versuchen wollte, so wählte ich den gestrigen Tag zu einer kleinen Tour nach Grissé. Die beiden Vettern, ein Holländer und drei deutsche Herren bildeten die Gesellschaft, die braune Bedienung bestand aus fünf Leuten, wozu noch E.s kleiner brauner Diener kam, um als Kellner zu fungieren. Um 7 Uhr früh gingen wir an Bord der „Aletta". Für Getränke hatten die deutschen Herren gesorgt, die als Agenten von verschiedenen deutschen Firmen Vorrat genug davon haben; E. und ich lieferten die feste Nahrung. So ruderten wir den Kalie hinab, zwischen all den hunderten von Praauwen hindurch, dem Meere zu. Segel konnten wir hier natürlich noch nicht gebrauchen. Die ganze Nacht über hatte es gegossen, so war nun eine köstlich erquickende Luft und herrliches Wetter. Die Fahrt den Kalie hinab dauerte ½ Stunde, die vom Jungen Sieman benutzt wurde, um das Frühstück anzurichten. Das schmucke Schiff mit den Gestalten in Weiß an Bord, dazwischen die braunen Gesichter, muß sich ganz gut gemacht haben, wenigstens sahen eine Masse von Inländern das schwimmende Wunder mit großem Interesse an. Am kleinen Boom, dem Zollamt unten am Hafen, standen auch zahlreiche Europäer, die unser Hoch freudig erwiderten. So steuerten wir in die offene See, wobei wir einige Schüsse aus unseren Gewehren abfeuerten, so daß die Seeadler erschreckt das Weite suchten. Nun wurden die Segel beigesetzt und wir steuerten auf Madoera*) zu. Jetzt ging es in die Kajüte, und wohl lange hat es niemand von uns so gut geschmeckt, als dieses Frühstück auf der See. Nachdem einige Büchsen mit Wurst, Sardinen 2c. geleert und auch der Durst gestillt worden war, gingen wir wieder nach oben und lagerten uns auf Segeltuch. Leider war nur der Wind zu schwach, so mußten wir es aufgeben, auf Madoera zu landen, wie wir beabsichtigt hatten. Da wir zur Reistafel wieder zu Hause sein wollten, wäre es zu spät geworden. So begnügten wir uns damit, von Bord aus die Küste Madoeras zu betrachten, die verlockend genug aussah mit ihren prächtigen Palmen- und Pisanghainen, dazwischen Bamboehütten verstreut. Deutsche Volkslieder, zweistimmig, brachten wir Madoera zum Gruß. Leise verhallten die Klänge von „Deutschland, Deutschland über alles!" über den Wassern, als die Aletta sich wieder Soerabaya zuwandte. Der Wind war jetzt günstig und unser kleines Fahrzeug flog nur so vor dem Wind dahin. Schon kamen einige der großen Boote in Sicht, die ja immer weit draußen liegen bleiben ihres Tiefgangs wegen, als ein furchtbares Unwetter losbrach, ein wahrer Orkan mit wolkenbruchartigem Regen. Ein solches wunderbar plötzliches Unwetter, wie man es nur in den Tropen erleben kann. Niemand war darauf gefaßt gewesen, und deshalb waren die Unruhe und Verwirrung anfangs furchtbar. Dazu kam noch ein dichter Nebel, der plötzlich alles in Dunkel hüllte. Nichts mehr zu sehen, das entsetzliche Getöse, das Schiff mit rasender Schnelligkeit vom Sturm getrieben, dabei der Gedanke: unmittelbar vor uns liegen die großen Dampfer! Trotz des Wolkenbruches und des orkanartigen Sturmes halfen wir alle mit die Segel einziehen, was denn auch mit einiger Anstrengung glücklich gelang. Dann ließen wir sofort Anker werfen, um nicht an einem der Boote zerschellt zu werden. Nach vieler Mühe gelang auch das. Keiner von uns hatte aber mehr einen trockenen Faden an sich, in meinen Schuhen stand das Wasser wohl 3 Centimeter hoch. Hüte waren weggeweht, Taue, Ruder über Bord gegangen. Am traurigsten sah es in der Kajüte aus: da lagen sämtliche Teller, Flaschen, Schüsseln, Blechbüchsen wie Kraut und Rüben durcheinander auf dem Boden. Doch wir waren nur glücklich, so gut aus dieser großen Gefahr entronnen zu sein. Wie alle diese schweren Unwetter hier zu Lande ging auch

*) Madoera — eine der Ostküste von Java vorgelagerte kleinere Insel, gleichfalls holländisch.

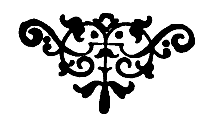


dieses schnell vorüber und bald lachte wieder die Sonne über uns. Jetzt erst sahen wir, daß wir bereits weit über die großen Boote hinausgesegelt waren und schon dicht vor dem eigentlichen Hafen lagen, wo die kleinen Dampfboote und Segelschiffe ankern.

Nach einigem Warten kamen denn auch ein paar Tambangas, kleine Ruderboote, und holten uns an Land. Triefend bestiegen wir schleunigst einige Wagen und fuhren nach Hause. So nahm die schöne Partie ein trauriges, nasses Ende. Unseren Humor hatten wir aber nicht verloren, und wir haben am Abend noch herzlich gelacht, als wir uns wieder zusammenfanden. Bei einem Gläschen Punsch haben wir bis 10 Uhr beieinander gesessen und auf das Wohl all unserer Lieben in der fernen deutschen Heimat getrunken. So habe ich auch Eurer gedacht am Sylvesterabend. E. und ich beabsichtigten in die Sylvesterandacht zu gehen, doch als wir um 6 Uhr abends zur Kirche gehen wollten, machte ein plötzlicher Sturzregen ein Ausgehen bis 7 Uhr ganz unmöglich.

Soeben erhielt ich Euer Schreiben. Tausend Dank für alle treuen Wünsche, die so merkwürdig richtig am ersten Tage des neuen Jahres angekommen sind!

Was ist denn an den Gerüchten von einem bevorstehenden großen europäischen Krieg? Hier sind alle Zeitungen voll davon, daß im Frühjahr unvermeidlich ein Krieg in Europa ausbrechen müsse und daß dann wohl erst die Anarchisten-Anschläge aufhören würden. Hoffentlich bleibt unser geliebtes Deutschland doch verschont von Kriegsgetümmel und Verwüstung und spielt sich das Ganze auf einem anderen Schauplatz ab, wenn doch schon ein Feldzug unvermeidlich sein sollte. Die Holländer sind ja nicht gerade die besten Freunde der Deutschen und kann man hier oft hören, daß es gut wäre, wenn die „Moffen" (Deutsche) auch mal Schläge bekämen. Neulich machte ein Bekannter hier eine ähnliche Bemerkung, verstummte aber schleunigst, als ich ihm mitteilte, noch ein Wort mehr und ich würde ihn vor die Thür befördern. — Gott befohlen! Gedenkt meiner auch im neuen Jahre so treulich wie im vergangenen.





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

Nachträge.

(Fortsetzung.)

Um die gute Mutter nach dem Tode unseres Vaters einigermaßen zu zerstreuen, wurde beschlossen, eine Reise in die Schweiz zu Onkel Konrad zu machen und den Sommer teilweise daselbst zuzubringen. Sie wurde denn auch angetreten und ich durfte den Lieben entgegenreiten. Das Wiedersehen war ein wohl schmerzliches, aber auch schönes. Der Einzug in das liebe Hochstettersche Haus ward in herzlichster Weise gefeiert und alle bestens einquartiert. Es war ein gar schönes Zusammenleben. Die Schwestern machten mit den lieben Cousinchen und Onkel Karl Manuel häufige Spaziergänge und Landpartieen in die reizende Umgegend Berns, und der Stabbach, das Landhaus von Tantens Vater, dem ehrwürdigen Major Manuel, war auch vielfach das Ziel der Exkursionen. Die Manuels waren eine der hervorragendsten und angesehensten Patrizierfamilien von Bern. Onkel Karl war Oberlieutenant bei der sog. Standes-Compagnie, welche aus einem Hauptmann, einem Ober- und einem Unterlieutenant und sechs Unteroffizieren bestand, deren Aufgabe es war, die Milizen einigermaßen einzuexerzieren, ein Anblick, der viel Komisches bot und nichts weniger als militärisch erschien.

Onkel wollte nun doch seiner Schwester die Honneurs seines Kantons machen und schlug der Mutter eine Tour ins Berner Oberland vor. Zum größten Vergnügen der jungen Welt wurde der Vorschlag angenommen und auch ausgeführt. In Onkels Equipage fuhren Mama und die Schwestern bis Thun, Onkel und ich ritten nebenher. Dann wurden Wagen und Reitpferde zurückgesandt. Wir fuhren über den wundervollen Thuner See nach Unterseen und von da über Interlaken nach Lauterbrunn, wo wir den Staubbach bewunderten und übernachteten. Anderen Tages gingen wir durch das liebliche Thal an den Fuß der Wengernalp. Mama wurde auf ein sicheres Gebirgspferd gesetzt, der tapfere Onkel und die junge Welt gingen nebenher und so ging es die Wengernalp hinauf, wo wir herrliche Niedli (Rahm) zu unseren Vorräten genossen und der hehren Jungfrau ins ernste Angesicht sehen konnten. Von da hinab nach Grindelwald, unserem Nachtquartier. Der Gletscher wurde natürlich besucht und beschritten.

Von Grindelwald reisten wir weiter über die Scheidegg zum Rosenlaui-Gletscher und von da nach Meiringen, in dessen Nähe der schöne Reichenbach aus den Bergen

herabstürzt, und dann zum herrlichen Gießbach und ferner nach Brienz. Den folgenden Tag über den See wieder nach Interlaken, dann über den Thuner See und Thun nach Bern zurück. Eine Woche schönsten Genusses hatte uns erfreut. Mütterchen war aber froh, wieder in gewohnte Ruhe zu kommen und in Gemächlichkeit im lieben Verwandtenhause zurück zu sein.

Onkel wollte bald nach unserer Rückkehr der lieben Schwester zeigen, was ich in der Reitbahn gelernt habe, und so wurde ein feierliches Reiterexamen veranstaltet. Im Frack, hohen Kanonenstiefeln mußte ich auf verschiedenen Pferden die ganze Schule reiten, lançadieren, courbettieren, über Barriere setzen, zwischen den Pilaren auf dem Springer meinen festen Schluß beweisen und dann auch auf lebendigem Pferde voltigieren, von hinten und von der Seite aufspringen. Kurz, alles durchmachen, was überhaupt im Reitfache geleistet werden kann, und zwar auf glattem englischen Sattel ohne Bügel. Das Examen gelang sehr gut und ich wurde von allen zusehenden Herren und Damen beklatscht und gelobt. Meine Freude war groß, als mich mein Meister zum Reiter ernannte und mir ein Paar prächtige silberne Sporen schenkte, welche ich nunmehr zu tragen berechtigt wurde.

Unser schöner Aufenthalt bei den lieben Verwandten ging nun zu Ende und es mußte zur Abreise geschritten werden. Eine große, geräumige Kutsche wurde gemietet, die uns nach Karlsruhe bringen sollte, was wohl eine lange, aber angenehme Reise in Aussicht stellte. In damaliger Zeit gab es noch keine bessere Art zu reisen, wenn man nicht mit eigenem Wagen und Postpferden reisen wollte, was eine sehr teure Reisegelegenheit war. Nach sechstägiger Fahrt landeten wir wohlbehalten in unserer alten Wohnung, welche wehmütige Gefühle in uns weckte.

Nun kam ein ausführliches Schreiben von Bruder Anton, der der Mutter sehr anriet, mich in russische Militärdienste treten zu lassen, wozu eine ganz besonders günstige Gelegenheit sich böte, da ein befreundeter russischer General sich erboten habe, mich mit sich nach Warschau zu nehmen und mich dem Großfürsten Konstantin vorzustellen. Auch hätten ihm mehrere sehr hohe Generale versprochen, sich meiner anzunehmen und mich zu protegieren. Diesem Rate konnte sich die gute Mutter nicht widersetzen, da auch Bruder Amand und Georg sehr dafür stimmten. Auch war damit der Weg gewiesen, den ich gehen sollte, da in Deutschland wenig Aussicht war, eine Carriere zu machen. Es wurde also der Beschluß gefaßt, Antons Rat zu befolgen, und er dahin verständigt. Die Vorbereitungen zu dem wichtigen Schritt wurden nun getroffen und ich auf das beste ausgerüstet.

Um die Zeit nach unserer Rückkehr aus der Schweiz nicht ganz unbenutzt hinzubringen, nahm ich noch Mathematik-Stunden und zeichnete Pläne, die in das Militärfach einschlugen. Auch Russisch wurde getrieben, um wenigstens das Allernötigste zu wissen. So kam denn der Tag, an dem die Trennung vom Mutterhause eintreten sollte.

Der Abschied war schwer und bitter, aber der Vogel war flügge und mußte ausfliegen. Ich sollte auf der Reise nach Dresden, wo ich den General Warpachowski treffen würde, über Jena gehen, woselbst Onkel Georg lebte, nachdem er seinen Posten in Weimar, wo er als russischer Gesandter viele Jahre gewesen, aufgegeben hatte. Von da nach Greiz, wo die lieben Grünschen Verwandten lebten. Onkel v. Grün, Gemahl der Schwester Papas, war sozusagen Regent des Fürstentums Reuß älterer Linie und ein allgemein verehrter Mann, der das ganze Vertrauen seines Fürsten und ebenso der Einwohner besaß. Ich freute mich sehr, alle diese lieben Menschen kennen zu lernen. Der Eilwagen brachte mich glücklich nach Jena, wo ich von Onkel Georg v. Struve und der guten Tante Marianne aufs herzlichste aufgenommen wurde und bei denen ich einige Tage verweilte. Reich beschenkt, setzte ich meine Reise mit einem Einspänner nach Greiz fort, da keine direkte Verbindung zwischen den beiden Orten bestand. In Greiz angelangt, empfingen mich die Cousinen Sidonie, Marianne und Vetter Dettmar aufs freundlichste und führten mich zu dem ehrwürdigen Onkel Grün, der ebenfalls sehr

gütig war. Mit der jungen Welt wurde viel geschäkert und im alten Schloß, in dem Onkel wohnte, umhergetollt. Das Schloß stand oben auf einem im Thale aufsteigenden einzelnen Bergkegel und war uralt, aber sehr interessant und malerisch. Am meisten amüsierten mich die sechs beim Eingange zur Burg bei dem Wachhaus gemalten Grenadiere mit präsentiertem Gewehr. Früher soll ein Unteroffizier und ein Trommler auf die Wache kommandiert worden sein. Der Tambour schrie „Wache raus!" und der Unteroffizier kommandierte „Präsentiert's Gewehr", worauf Wirbel geschlagen wurde, wenn der Fürst oder die Fürstin vorbeikamen, welche ihre Residenz früher auf der Burg hatten. — Die Jugend durchstöberte die vielen leerstehenden Gemächer und alle Winkel, Treppchen und Gänge, welche in Unregelmäßigkeit das sehr geräumige Schloß enthielt. Die zum Besuch bestimmten Tage verstrichen nur allzu schnell, aber dieselben sind mir unvergeßlich geblieben. — Also nun weiter auf Dresden los. Teils mit gemietetem Fuhrwerk bis zur Poststraße, teils mit dem Postwagen wurde die Strecke zurückgelegt. Anton empfing mich mit vieler Liebe und stellte mich dem General vor, der schon den folgenden Tag abreiste. Diese Reise währte sehr lange, denn der General fuhr in seiner eigenen vierspännigen, russischen Equipage. Unterhaltend war sie nicht. Wenn ich eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte, bekam ich gewöhnlich die Antwort: „laissez cela". Der General las viel und schlief noch mehr. Am Morgen mußte der Bediente auf dem Samowar Thee bereiten, ebenso zu Mittag und Abend. Irgend welche Abwechslung fand nicht statt, und so gingen die vielen Reisetage bis Warschau höchst trübselig hin und fingen schon an, mir meine Absicht, ins russische Militär zu treten, sehr zu verleiden. Indes alles nimmt ein Ende, und so auch diese langweilige Fahrt. Also nun bin ich in Warschau. Der Landes-Oberforstmeister Freiherr von Brinken, an welchen ich durch Bruder Georg schon in Karlsruhe gewiesen war, empfing mich freundlich und übergab mich seinem Bruder, der als Lieutenant im littauischen Garde-Grenadier-Regiment stand. Er und Maler Blödner wohnten im selben Hause und waren nahe Freunde Bruder Georgs, der leider nicht in Warschau war, da er verschiedene Forstämter zu besuchen hatte.

Eine Woche später traf Bruder Georg von seinen Reisen ein und begrüßte mich bei seinen Freunden. Ich hatte diese Zeit dazu benutzt, um meine Empfehlungsschreiben bei den verschiedenen Generalen abzugeben, zu welchen mich Herr von Brinken begleitete. Es waren dies der Generallieutenant von Richter, der General von Strandmann vom Grodnoschen Garde-Husaren-Regiment, der Artillerie-General Freiherr von Gerstenzweig und der Chef des Generalstabes Graf Corutu, welche alle Bruder Anton kannte und denen er bei ihrem Aufenthalte in Dresden gefällig zu sein Gelegenheit hatte. Zu damaliger Zeit war Dresden ein viel besuchter Ort von seiten Warschaus, und ein besonders beliebter. Auch an den Hauptmann Essakoff, mit dem Anton besonders befreundet war, hatte ich einen Brief, der mich sehr demselben empfahl und welcher ihm angeraten hatte, mich bei der reitenden Garde-Artillerie eintreten zu lassen, bei welcher er stand.

Den weiteren Verlauf meines Eintritts in die russische Armee, meine Beförderung zum Offizier und den bald darauf genommenen Abschied habe ich bereits in der Monatsschrift erzählt. Doch mögen noch folgende Erinnerungen aus jener Zeit hier Platz finden, ehe ich zu meiner Studentenzeit und dem vorhergegangenen Aufenthalte bei Bruder Georg auf seinem Forstamte Gonsiorowo bei Kolo übergehe.

Unter den vielen Junkern, mit denen ich während meiner Dienstzeit in Polen bei der russischen reitenden Artillerie verkehrte, war ich besonders mit mehreren Kameraden aus den verschiedenen russischen Garde-Regimentern befreundet, deren ich mich mit Vergnügen noch erinnere und die ich beschreiben will.

Der originellste von ihnen war ein Graf Bukalow, der wider seinen Willen in das Wolhynische Garde-Jäger-Regiment eingesteckt worden war. Er hatte seine Erziehung

in Genf erhalten, auch ein paar Semester in Heidelberg Studierens halber zugebracht und war auf seiner Heimreise nach Warschau gekommen. Da alle in dieser Hauptstadt anlangenden Reisenden dem Großfürsten Konstantin gemeldet wurden, wenn sie von irgend einiger Bedeutung waren, so geschah dies auch mit Bukalow, der dann auch nach Belvedere befohlen wurde, bevor er weiter auf seine Güter in Podolien reisen konnte. Der Großfürst war in ungnädiger Stimmung, als er Bukalow empfing; er fragte ihn, warum er im Auslande seine Erziehung erhalten habe? worauf er antwortete, daß er eben im Auslande sich besser hätte ausbilden können, als dies in Rußland möglich gewesen wäre. Darauf ergrimmte der Großfürst und sagte: er und seine Brüder wären in Rußland erzogen worden, ob er etwa glaube, besser ausgebildet zu sein als sie? worauf Bukalow die Achseln zuckte. Natürlich wurde Konstantin über eine so unehrerbietige, stillschweigende Antwort wütend, ließ ihn sofort auf die Hauptwache führen und gab Befehl, ihn in das bezeichnete Regiment einzustecken. Bukalow, der immens reich war, nahm dies gar nicht von der tragischen Seite auf und wußte sich bald bei seinem Hauptmann und allen Offizieren sowie der Mannschaft so beliebt zu machen, daß er, wie er versicherte, ganz glücklich sei. Er steckte voll toller Streiche und machte sich ein Vergnügen daraus, im Kommißmantel mit einigen Soldaten in die feinsten Konditoreien und Restaurationen zu gehen und sie zu traktieren. Er wurde bald liebes Kind in diesen Lokalen, da er mit vollen Händen zahlte. Eines Tages ging er wieder mit zwei Soldaten seiner Compagnie im Kommißmantel zu Alexander, dem feinsten Restaurant von Warschau und bestellte drei Schnäpse und Rettige. Einige Franzosen, die in seiner Nähe saßen und Champagner tranken, hielten sich natürlich darüber auf, daß gemeine russische Soldaten hier eintreten dürften. Nachdem Bukalow mit seinen Begleitern die Rettige verzehrt und die Schnäpse getrunken hatte, beorderte er ein Waschbecken und vier Flaschen Champagner, ließ diese ins Waschbecken gießen und wusch sich die Hände darin, welchem Beispiele die Soldaten folgen mußten; hierauf verließen sie das Lokal.

Ein anderes Mal war er von seinem Hauptmann zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Er erschien in gemeiner Soldaten-Uniform und setzte sich, große Verlegenheit vorstellend, bescheiden an der Wand auf einen Stuhl. Alle Damen wunderten sich über einen so gemeinen Gast und zischelten unter einander. Nachdem der Thee getrunken war, wobei er sich äußerst unbeholfen stellte, setzte sich eine der Damen ans Klavier und spielte. Bukalow spitzt im höchsten Grade erstaunt die Ohren, geht, nachdem die Dame aufgestanden war, an das Instrument, tippte auf die Tasten und lachte bei den Tönen wie ein Blödsinniger. Alle Anwesenden entsetzten sich und konnten nicht begreifen, wie der Hauptmann einen solchen Menschen in der Gesellschaft dulden könne. Da auf einmal setzt sich Bukalow an das Instrument und fängt mit seltener Virtuosität zu spielen an. Die wundervollsten Musikstücke improvisierte er. Phantasie auf Phantasie entströmt den Saiten. Die Gesellschaft ist entzückt und der Hauptmann stellt den Künstler als den originellen Grafen Bukalow vor.

Nachdem B. zwei Jahre lang als Gemeiner Dienst gethan hatte, wurde er auf dringende Bitte des Offiziercorps zum Junker befördert und hatte nun Aussicht, Offizier zu werden. Aber auch nun hörte er nicht auf, tolles Zeug zu treiben. Es war den Junkern aufs strengste verboten, in Konditoreien oder Restaurationen zu gehen. Was thut B.? Er klopft an die Fenster der Lokale, läßt sich vor aller Welt Eis, Kuchen oder Pasteten aus dem Fenster reichen und verspeist sie in aller Gemütlichkeit. Einmal kommt der Großfürst die Neue Welt (Warschaus Hauptstraße) heraufgefahren und sieht Bukalow vor einer Konditorei stehen und Kuchen essen. Er läßt halten und befiehlt den Sünder an den Wagen. „Wie kannst du dich unterstehen, gegen das Verbot in so frecher Weise zu handeln?“ — „Kaiserliche Hoheit, ich habe nicht gegen das Verbot verstoßen, denn ich war nicht in der Konditorei, sondern draußen.“ — „Marsch auf die Wache mit ihm und laß ihn krummschließen,“ war darauf der Befehl an den

begleitenden Adjutanten. Dies ging nun doch über den Spaß und korrigierte ihn auf einige Zeit.

Die letzte tolle Handlung, die ich von ihm erfuhr, fand bei Ausbruch der am 29. November 1830 erfolgten Revolution statt. Bekanntlich begann dieselbe in der Fähnrichschule, in welche auch Junker der russischen Regimenter befohlen wurden. Bukalow schließt sich den polnischen Fähnrichen an und macht alles mit; als nun aber die Revolution gelungen war und die russischen Regimenter aus Warschau ausziehen mußten, küßte er die polnischen Kameraden und kehrte zu seinem Regimente zurück. Was aus dem tollen Menschen geworden, konnte ich nicht erfahren. Schade für den höchst talentvollen, noblen und gutmütigen Menschen.

Demnächst war ich mit einem russischen Fürsten namens Solohup befreundet. Obgleich der Sohn eines Russen, war er ein ganzer Dresdener, und zwar deshalb, weil sein Vater eine Dresdenerin geheiratet und seit vielen Jahren dort gelebt hatte. Dieser Vater hatte sich bei der Verschwörung gegen das Leben des russischen Kaisers Paul beteiligt, wurde nach der traurigen Ermordung desselben verfolgt, konnte sich aber über die Grenze flüchten und ließ sich in Dresden nieder. Nach einigen Jahren kümmerlichen Lebens — denn seine Güter waren von der russischen Regierung eingezogen — heiratete er eine sehr untergeordnete Dresdenerin, welche ihm den oben bezeichneten Sohn schenkte. Der Vater starb, noch ehe sein Kind erwachsen war, und die Mutter, jedenfalls eine vortreffliche Frau, erzog ihren Sohn ganz in deutscher, kleinbürgerlicher Weise, flößte ihm die besten Grundsätze ein, schickte ihn in die Bürgerschule und opferte ihr kleines Vermögen der Erziehung und Ausbildung des gut gearteten Knaben. Ihren Bemühungen bei der russischen Gesandtschaft gelang es, die in Rußland noch lebenden Verwandten zu bestimmen, sich des Abkömmlings des alten Fürsten anzunehmen und die russische Regierung zu veranlassen, die Konfiszierung der Solohupschen Güter aufzuheben und den jungen Solohup in den Besitz derselben wieder einzusetzen unter der Bedingung, daß er nach Rußland zurückkehre. Dieser Bedingung unterzog sich der junge Fürst natürlich. Er stellte sich dem Großfürsten Konstantin in Warschau vor und bat ihn, in die russische Garde eintreten zu dürfen, was ihm bereitwilligst gestattet wurde, und da er sich gute Kenntnisse in den Dresdener Schulen erworben, wurde er als Junker in die Garde-Artillerie eingestellt. Der gute junge Mann schloß sich sehr an mich an und freute sich, mit einem Deutschen verkehren zu können. Er konnte kein Wort russisch und sprach nur deutsch, als er in die Fußbatterie eintrat. Seine Bescheidenheit und Zuthulichkeit sprachen mich sehr an. Bevor seine Gutsangelegenheiten geordnet und er die Revenüen von den Gütern erhalten konnte, mußte er sich sehr kärglich durchhelfen. Wie sich sein Schicksal ferner gestaltete, habe ich nicht erfahren.

Der Großfürst Konstantin mußte eine große Vorliebe für Ausländer haben, denn in den russischen Garde-Regimentern, die in Warschau unter seinem Befehl standen, wimmelte es von solchen aus aller Herren Ländern. So stand auch ein Baucher de la Croise bei dem Konstantin-Garde-Ulanen-Regiment, dessen Bekanntschaft ich bei Gelegenheit der bei Warschau stattfindenden Manöver machte. Er hatte zwar einen französischen Namen von seinem Vater erhalten, der als Emigrant nach Tirol während der großen französischen Revolution geflüchtet war; er war aber ganz Oesterreicher, denn seine Mutter war eine Tirolerin und hatte ihm ihre derbe, starkknochige, hohe Gestalt vererbt. Er hatte zuerst in der österreichischen Armee Dienste genommen, diese aber bald quittiert, war nach Warschau gekommen und in besagtes Kavallerie-Regiment eingetreten. Er war ein gemütliches Haus, ein guter Gesellschafter, sprach das reinste Tiroler Deutsch und war überall gern gesehen. Mich besuchte er oft in den während der Sommermonate bezogenen Kantonnements. Auch ein friesischer Dichter, Harri Haring, fand sich unter den Freiwilligen, die in dem Ulanen-Regiment auf Avancement eingetreten waren. Zwischen den Junkern und Freiwilligen bestand der Unterschied, daß die ersteren von russischem Adel sein mußten und nach einjähriger Dienstzeit Offiziere werden konnten,

nach bestandenem Examen auch das silberne Portepee führen durften, während letztere vier Jahre dienen mußten, bevor sie avancieren konnten, wenn sie auch deutsche oder anderen Nationen angehörige Barone oder Grafen waren. Unter diesen befand sich auch ein Freiherr von Münchhausen, Sohn eines Oberforstmeisters, ein schöner und liebenswürdiger junger Mann, früher preußischer Fähnrich. Warum er den vaterländischen Dienst verlassen hatte, konnte ich nicht ermitteln, aber Schulden mögen ihn ausgetrieben haben, denn er war ein lebenslustiger, leichtsinniger Patron. An diese jungen Leute schloß sich ein Franzose mit Namen St. Cyr, ein flotter, prächtiger Bursche, der in meiner Batterie stand und mit dem ich ein ganzes Jahr zusammen wohnte. Wir vertrugen uns vortrefflich, nur konnte er das Hazardspiel nicht lassen, von dem ich mich fernhielt. Bei Ausbruch der polnischen Revolution ging er zu den Polen über, machte den ganzen Krieg mit durch, mußte natürlich flüchten, nachdem die Russen die Revolution niedergeworfen hatten. Auf seiner Reise nach Belgien kam er nach Göttingen und besuchte mich; wie er erfahren, daß ich daselbst war, weiß ich nicht. In Belgien angekommen, wurde er sogleich als Rittmeister bei einem dortigen Reiter-Regiment angestellt, von wo er mir öfters freundliche Briefe schrieb.

Auch ein junger Herr von Mayern aus Bayern diente im Konstantin-Ulanen-Regiment, der aber leider ein trauriges Ende nahm. Er hatte sich mit einem anderen Freiwilligen duelliert, wurde infolgedessen vor den Großfürsten geführt, der ihn fürchterlich anfuhr, worauf sich Mayern eine ungeziemende Gegenrede erlaubt haben soll; hierauf ließ ihn der Großfürst von den begleitenden Kürassieren mit der flachen Klinge fuchteln und dann in ein Linien-Infanterie-Regiment stecken; ich habe nie mehr von ihm etwas vernommen.

Ich muß nun noch etwas über das Offiziercorps der Batterie, bei der ich diente, erzählen.

Der Kommandierende und Inhaber der Batterie war ein Herr von Gerbel, ein Esthländer, der ein vortreffliches Deutsch sprach. Er war ein liebenswürdiger und im ganzen wohlwollender Herr, der wohl eine der glänzendsten Carrieren gemacht hat, die in der russischen Armee stattgefunden hat. Er war erst nach beendeten napoleonischen Kriegen als Junker eingetreten und war bereits im Jahre 1827 Oberst; er hatte die dritte reitende Garde-Batterie unter seinem Befehl. Er hatte also noch kein Pulver gerochen und doch eine so ehrenvolle und gewinnreiche Stellung errungen, die ihm wohl über 100000 Rubel eintrug. Die russischen Truppen, die in Polen standen, wurden als auf Kriegsfuß in Silberrubeln bezahlt, während die in Rußland sich befindenden in Papier ihren Sold erhielten. Das große Einkommen der Regiments-Kommandeure und Artillerie-Chefs bestand darin, daß sie die ganze Unterhaltung, die Remonte und Verpflegung ihres Truppenteils in Händen hatten. So sollte z. B. Oberst Gerbel 134 Reit- und 121 Artilleriepferde für seine Batterie halten, wofür er die Fouragegelder erhielt. Es waren aber nur 95 Reit- und 86 Artilleriepferde vorhanden. Auch erhielt er diese Fouragegelder für 12 Monate, während er den Monat Juni sämtliche Pferde aufs Gras sandte. Die hierzu erforderlichen Wiesen konnte er um Billiges pachten, sparte daher eine Masse Ausgaben und steckte die Gelder in seine Tasche. Die Mannschaften verpflegte er gut und reichlich, gewann aber auch bei deren Verpflegung eine schöne Summe. Dieses Verfahren war dazumal ein so hergebrachtes und unanstößiges, daß niemand darin etwas Betrügerisches fand. Waren doch alle Inspekteure durch dieselbe Schule gelaufen und war es daher nur nötig, sich mit diesen gut zu stellen. Der dem Obersten Gerbel vorangegangene Inhaber der Batterie soll sich in den 10 Jahren seines Kommandos eine Million gemacht haben. Dabei lebte der Oberst sehr frugal, war unverheiratet, hielt nur die nötigsten Pferde und Diener zu seinem Gebrauch und bewohnte ein unbedeutendes Haus, dessen Einrichtung sehr einfach war. Die einzige Extra-Ausgabe mag ihm ein Verhältnis mit der Tochter des Batterie-Arztes und dieser selbst verursacht haben, welchen er ein hübsches Haus zur Wohnung nebst

Dienerschaft gab. Beim Ausbruch der polnischen Revolution, die so plötzlich und unerwartet ausbrach, werden sich aber die großen Mängel herausgestellt haben, denn seine schon im Frieden schwankende Gesundheit muß den letzten Stoß durch das Zutagetreten des nicht kriegsmäßigen Zustandes der Batterie und die Furcht vor Strafe erhalten haben, denn er starb auf dem Marsche nach Rußland, wohin sich die russischen Truppen zurückziehen mußten.

Außer dem Obersten von Gerbel befand sich noch ein zweiter Oberst Isakoff bei der Batterie, der sich besonders mit den Junkern und Freiwilligen beschäftigte, sie exerzieren ließ und sich sonst um sie bekümmerte. Er war mir besonders günstig gesinnt, da er mit Bruder Anton in Dresden gut bekannt war. Ich wurde öfters von ihm zu Tisch und zum Thee eingeladen und von ihm und seiner liebenswürdigen Gattin gütig behandelt. Die Frau war eine Kurländerin und Schwester des Generallieutenants von Richter, des Kommandeurs der sämtlichen russischen Garde-Truppen in Polen.

Auch Oberst Isakoff nahm nach Ausbruch der polnischen Revolution ein trauriges Ende, indem er sich erschoß. Die Gründe, weshalb er sich das Leben nahm, habe ich nicht erfahren können.

Es war eine unverhältnismäßig große Anzahl von Offizieren bei meiner schwachen Batterie, welche, scheint es, als eine besondere Begünstigungsstelle höheren Ortes angesehen wurde.

Zu den zwei Obersten gesellten sich drei Hauptleute, Kapitän Wrubel, Kapitän Lesczinski und Kapitän Baron von Robb, der meinen Zug befehligte und von dem ich bereits im Lebensbilde berichtete. Bis ich aus dem russischen Dienste schied, hat er mich stets nicht als Untergebenen behandelt, sondern mich trotz der Verschiedenheit des Alters als Freund angesehen. An diese Hauptleute schlossen sich vier Lieutenants an, v. Knorring, ein Esthländer, Kobeletzki, Sochodolski und der griechische Fürst Maurocordato. Alle waren sehr nette und freundliche Herren. Daß bei dieser Menge von Offizieren der Dienst sehr leicht war, ist klar. Das Leben in der kleinen Stadt Skiernewice, woselbst die Batterie 9 Monate im Jahr in Garnison war, bot keinerlei gesellige Zusammenkünfte, da nur Oberst Isakoff und der Batterie-Arzt Dr. Speier verheiratet waren. Der polnische Adel in der Umgegend hielt sich ganz fern von den russischen Offizieren, so daß sie nur auf sich angewiesen waren. Irgend andere Quellen der Unterhaltung und des Zeitvertreibs gab es nicht, also wurden die Abende mit dem Spiel hingebracht, welche öde, traurige Zeit den langen Winter über winkte, wenn wir von den Manövern in dies Nest zurückkehren mußten. Die Kantonnements in der Nähe von Warschau waren Lichtpunkte in unserem Leben, sowohl bei den Offizieren, wie bei den Junkern und Freiwilligen. Da waren Besuche von Warschau und nach Warschau, wenn nicht ausgerückt wurde. Von wissenschaftlichem oder litterarischem Streben war keine Spur. Nicht einmal eine Zeitung war zu sehen, und so wurde hingelebt ohne allen Reiz. Urlaub konnte man erhalten, so oft man wollte, aber nicht nach Warschau, wo man sich beim Großfürsten melden mußte, was man nur höchst ungern that. Auch kostete ein Besuch daselbst zu viel Geld, das nur bei drei Offizieren vorhanden war, den zwei Obersten und meinem Baron von Robb. Daß ich unter solchen Umständen mich höchst unglücklich fühlen mußte, war natürlich, und als ich durch den Abschied aus diesem Leben erlöst wurde, kann man mein Aufatmen sich vorstellen.

Nun noch etwas von der polnischen Armee. Bekanntlich bestand vor der Revolution im Jahre 1830 ein autonomes Königreich Polen, das dem Wiener Kongreß seine Existenz zu verdanken hatte. Es hatte seinen Reichstag, seine National-Armee, sein eigenes Ministerium und seine von Rußland ganz unabhängige Verwaltung und sollte nur durch Personal-Union mit Rußland in Zusammenhang sein.

Die Armee interessierte mich am meisten. Sie war auch ebenso musterhaft geschult, als vom prächtigsten Aussehen. Sie bestand aus 11 Regimentern Infanterie, wovon

eins das polnische Garde-Grenadier-Regiment war. Dann aus 9 Kavallerie-Regimentern (4 Ulanen- und 5 Chasseur-Regimentern, von letzteren war das eine ein Garde-Chasseur-Regiment) und ferner aus 10 Batterien mit je 12 Geschützen Feldartillerie und zwei Bataillonen Sappeuren. Im ganzen 40 000 Mann.

Der Großfürst Konstantin war aber auch stolz auf dieses Heer, das unter seiner Aufsicht organisiert worden, und dem er viel mehr Sorgfalt und Liebe zuwandte, als seinen russischen Gardetruppen.

Er verließ Polen nach dem Ausbruch der Revolution, eskortiert von dem zweiten Ulanen-Regiment, und als er an der russischen Grenze angelangt war, nahm er unter Thränen von jedem Schwadrons-Chef und den Wachtmeistern von den einzelnen Schwadronen Abschied, küßte sie und sagte: „Ich habe Euch immer geliebt und werde Euch immer lieben."

Noch nie hatte seine Umgebung den sonst so rauhen Mann so weich und so erschüttert gesehen. Daß er in Wilna im folgenden Sommer gestorben, ist bekannt, wie gesagt wurde, an der Cholera, wie andere behaupten, an Gift, weil er eine unbequeme Person in Petersburg geworden.

VI. Studentenzeit.

Nachdem ich also meinen Abschied, um den ich eingekommen war, erhalten hatte, begab ich mich auf die Reise zu Bruder Georg. Es war ein Glück, daß ich unterwegs keine Anfechtung oder gar Schlimmeres zu erleiden hatte, da ich noch in Uniform war, denn ich hatte noch keine Civilkleider anschaffen können. Als ich durch das Städtchen Kolo fuhr, das an der großen Chaussee von Kalisch nach Warschau liegt, kam gleichzeitig ein Kurier angesprengt mit der polnischen Fahne und schrie aus vollem Halse: „Revolution, Revolution. Es lebe Polen!" Der Kosaken-Posten, der am Eingang des Ortes auf Wache stand, feuerte nach ihm seine lange Janitscharka ab, traf ihn aber nicht, dagegen hätte er mich fast erschossen, denn die Kugel fuhr nahe an meinem Kopfe vorbei, so daß ich sie sausen hörte. Also es war Revolution in Warschau ausgebrochen. Wie ich später erfuhr, waren die russischen Garde-Regimenter, die Litauische Garde, das Wolhynische Garde-Jäger-Regiment, das Garde-Kürassier-Regiment und das Husaren-Regiment, sowie die reitende Batterie und Fußbatterie gänzlich eingeschlossen, nachdem sie sich hinter Praga zusammengezogen hatten und in deren Mitte der Großfürst Konstantin sich befand, der mit knapper Not aus Belvedere entkommen war, denn die polnische Armee hatte sich für die Revolution erklärt und die russischen Garde-Regimenter hätten sich ergeben müssen, da sie von Rußland abgeschnitten waren, wenn nicht der polnische Kommandierende vorgezogen hätte, sie abziehen zu lassen, da er gehofft hatte, daß eine Ausgleichung mit Kaiser Nikolaus möglich wäre. Doch da hatte er sich sehr geirrt. Uebedingte Unterwerfung war die einzige Bedingung. So brach denn bereits im Februar der Krieg an, der, wie bekannt, mit dem Ende des Königreiches Polen zum Schluß kam, nachdem die russischen Armeecorps viele Niederlagen erlitten hatten. Die kolossale Uebermacht mußte früher oder später den Sieg gewinnen, da Polen die erhoffte Hülfe von Frankreich nicht erhielt und allein stand.

Ich kam jedoch glücklich bei Bruder Georg an, der mich alsbald mit Civilkleidern versah, um die den Polen verhaßte russische Uniform nicht mehr sehen zu lassen. Unsere Lage war eine sehr kritische. Als Kinder eines langjährigen Staatsdieners, dessen ganze Familie in russischen Diensten stand, konnten wir uns doch nicht am Aufstande beteiligen, wenn wir selbst hierzu geneigt gewesen wären, denn es hätte alle Glieder der Familie, ob Brüder, Schwestern, Mutter, welche letzteren russische Pensionen erhielten, oder die Onkels aufs schwerste kompromittiert. Die revolutionäre Regierung that nun ihr möglichstes, alle Männer, die Waffen tragen konnten, ins Feld zu bringen, und so



wurden alle Forstbeamten einberufen, ein Scharfschützen-Corps zu organisieren, und Georg war daher sehr gefährdet. Zum Glück war mit dem polnischen Major, der das Corps organisieren und befehligen sollte, zu reden. Georg wurde von ihm dispensiert, mußte aber an seine Stelle einen Mann stellen, den er ausrüsten mußte, was er ohne große Mühe bald besorgen konnte. Ich selbst drückte mich, ließ mich nirgends sehen und galt für einen Besuch aus Deutschland, wenn hier und da gefragt wurde, wer ich wäre. Von seiten polnischer Damen sollten wir indes einmal einen beschämenden Besuch bekommen, wobei sie uns zwei Spinnrocken mit Hasenfell überzogen ins Haus stellen wollten, was wir in galantester Weise aber ablehnten und die Instrumente ihnen wieder in den Wagen stellten.

Die Aufregung im Lande war natürlich furchtbar. Der Kriegsschauplatz war zwar jenseits der Weichsel, aber die Zeitungen brachten die oft hoffnungsvollsten, oft niederschlagendsten Nachrichten; die grenzenlosesten Thorheiten wurden verbreitet. Einmal sollten die Franzosen per Eilwagen, 40000 Mann stark, ankommen; dann sollte ein österreichischer Erzherzog mit einem Heer zu Hülfe eilen und sich zum König von Polen machen, und dergleichen Unmöglichkeiten wurden fest geglaubt.

Diese Aufregungen betrafen uns weniger, wir lebten ruhig fort. Georg war glücklicher Bräutigam der Tochter aus der ersten Ehe einer Frau von Czarnowska, welche sehr ansehnliche Güter in der Nähe von Georgs Forstamt besaß. Sie hatte zwar einen polnischen Namen, war aber eine gute Deutsche. Eugenie, ihre Tochter, war ein vortreffliches, liebenswürdiges und geistvolles Mädchen, und mit Recht konnte sich der liebe Bruder Glück wünschen, einen solchen Schatz sich zu eigen machen zu dürfen. Die Hochzeit sollte am 12. Juni stattfinden und deshalb wollte ich solange in Polen bleiben, damit doch ein Glied der Struveschen Familie an dem Ehrentage anwesend wäre. Ich teilte meine Zeit zwischen Gonsiorowo und Budzislaw, wo Frau von Czarnowska wohnte und wo ich immer willkommen genannt wurde. Eugenie sang schön und spielte Klavier. Wir sangen oft zusammen schöne Lieder, spielten Schach und unterhielten uns auch mit Vorlesen. Die Sonntage waren wir regelmäßig alle beisammen. So ging die Zeit angenehm hin, bis der für Georg so beglückende Tag herankam. Nach der Trauung, welche der protestantische Geistliche aus Wladilawowno vollzog, ging das junge Paar nach seinem Heim, ich aber mußte mich nun trennen und nach der Grenze reisen, um nach Göttingen zu gelangen. Die Grenze war gänzlich gesperrt wegen der in Polen herrschenden Cholera: so wurde gesagt, obgleich wir nichts von ihr verspürt hatten. Es war eben eine politische Maßregel Preußens Polen gegenüber. Es war eine Quarantäne eingerichtet, welcher jeder aus Polen Kommende 20 Tage unterworfen wurde; eine langweilige und kostspielige Prozedur. Nach Verlauf dieses fatalen Aufenthaltes ging es fort.

Die Reise von der Quarantäne nach Berlin war eine höchst angreifende, denn bis Posen mußte ich einen elenden Bauernwagen und von da die ordinäre Post benutzen, da noch keine bessere Verbindung bestand. Der jämmerliche Postwagen hatte nur Ledervorhänge, die dem gräßlichen Staub der Chaussee den Eingang nicht verwehrten. Man wurde dergestalt eingestaubt, daß man wie ein Müller aussah und den Staub zum Ersticken einatmen mußte. Ich war der einzige Passagier. Lesen konnte man in dem stoßenden Rumpelkasten nicht. Auf jeder Station wurde lange angehalten; von Schlafen in der Nacht in dem schrecklichen Gefährt keine Rede. So ging es drei Tage und drei Nächte fort, bis man in Berlin endlich ankam. Das erste war, in ein Bad zu stürzen und dann den lange entbehrten Schlaf nachzuholen, wozu ich ganze 18 Stunden brauchte. Nachdem ich mich gehörig erholt hatte, machte ich meinen Besuch bei der betagten Mutter und den Schwestern der Frau von Czarnowska und wurde bei denselben bestens aufgenommen. Leider versäumte ich, bei dem russischen Gesandtschafts-Sekretär vorzusprechen, bei welchem Gelder für mich lagen, ohne daß ich dies wußte und was mir für die Folge viel Verlegenheit zuzog, denn ich hatte bereits in Magdeburg leere Kasse und

war gezwungen, bei der Post Vorschuß auf meinen Koffer zu nehmen, der aber nur bis Nordhausen und zur Zahlung der Magdeburger Gasthofzeche reichte. Nach einem angenehmen Aufenthalte in besagter Stadt, wo sich ein Sohn der Frau von Czarnowska in Garnison befand, der mich zu allen Sehenswürdigkeiten führte und mir sonstige Freundlichkeiten erwies, reiste ich weiter bis Nordhausen, woselbst ich hängen blieb und Gustav in Göttingen um Auslösung bitten mußte. Dieser kam denn auch selbst und nun marschierten die Brüder dem Musensitze zu, in dem wir am Abend anlangten.

Es begann nun mein Studentenleben. Zuerst machte ich mich fleißig an das Lateinische und Griechische, um auf die Höhe eines neuen Standes zu kommen. Ich war zwar als studiosus juris immatrikuliert worden, hörte aber erst im zweiten Semester juristische und kameralistische Kollegien, auch geschichtliche und naturhistorische.

Gustav und ich wohnten zusammen; jeder hatte ein Schlafkabinett, Wohn- und Studierzimmer hatten wir gemeinschaftlich. Ich war sehr fleißig und hatte in den ersten zwei Semestern gar keine Bekanntschaften gemacht. Dies sollte nun im dritten geändert werden und ein fröhlicheres Leben seinen Anfang nehmen. Schon während des zweiten Semesters hatte Gustav Göttingen verlassen, nachdem ihm die licentia docendi abgeschlagen worden war, welche er angestrebt hatte.

Ich kneipte mit der Burschenschaft und war bald ein flotter Bruder Studio geworden. Mit den Corpsburschen fingen auch bald Paukereien an, deren ich dreizehn durchmachte und ebensoviel Schmisse empfing als austeilte. Zwei Jahre gingen auf diese Weise vergnüglich, aber auch mit Nutzen dahin. Unter den verschiedenen Suiten, die ich im Verein mit einigen näheren Freunden ins Werk setzte, sind mir besonders noch zwei in Erinnerung geblieben, eine Exkursion nach Kassel und ein Ritt nach Pyrmont. Die erstere sollte zu Fuß abgethan werden. Bis etwa eine Stunde vor Hannöverisch Minden war der Marsch leidlich vor sich gegangen; obgleich ich bald Blasen an den Füßen erhielt, verbiß ich die Schmerzen, bis ich es nicht mehr aushalten konnte und mich betrübt auf den Rand des Chausseegrabens setzte. Hohngelächter der Genossen, die bessere Fußgänger waren, verstärkte noch meinen Verdruß. Ich erhielt aber einigen Trost im Leiden, indem einer der Gesellschaft sich mir anschloß, dem es ähnlich ging wir mir. Wir schleppten uns, nachdem wir uns ausgeruht hatten, mühsam nach Minden und beschlossen, uns großartig an den ungetreuen Kameraden zu rächen. Nachdem wir im Gasthof bestens zu Mittag gespeist hatten, nahmen wir Extrapost und fuhren stolz gen Kassel. Als das Fuhrwerk die Höhe des Berges, der sich bei Minden auf dem Wege nach Kassel befindet, erreicht hatte, kam uns eine vierspännige Extrapost entgegen. Die Postillone wechselten die Gespanne um, denn der Kasseler brauchte dann nicht den Berg hinunterzufahren und der Mindener konnte bald wieder zu Hause sein. Die Passagiere beider Wagen machten keine Einwendungen und so setzten wir unsere Reise, gehoben im Gefühl, in einer vierspännigen Karosse dahinzufliegen, fort. Unterdessen war ein heftiges Gewitter am Himmel erschienen und ein wolkenbruchartiger Regen ergoß sich über die Gefilde — da kam die Stunde der Rache. Die vier Ungetreuen sahen wir, unter einem Apfelbaum vor dem Regen dürftigen Schutz suchend, bis auf die Haut bereits eingeweicht, am Wege stehen. Die Reihe kam nun an uns, das Hohngelächter zurückzugeben, was wir denn auch mit Wollust erschallen ließen. Die Bitte, sie aufzunehmen, wurde mit Spott zurückgewiesen und fort ging es nach Kassel, die Eingeweichten unter dem Apfelbaum ihrem Schicksal überlassend. Gegen Abend fanden sie uns dann in dem damals berühmten Keller, in dem das edle Märzbier floß, wieder. Wir allesamt besuchten folgenden Tages die Wilhelmshöhe, sahen die berühmten Wasserkünste und die anderen Kasseler Merkwürdigkeiten und hatten das Glück, einen Bauerwagen anzutreffen, der nach der Göttinger Gegend zurückfahren wollte und gegen mäßigen Lohn uns mitnahm. Die Heimfahrt war überaus lustig und vom schönsten Wetter begünstigt.

Die zweite Exkursion nach Pyrmont geschah zu Pferde, welche die Pferdeverleiher uns anvertrauten. Wir hatten unsere Wechsel erhalten, waren also bei Kasse und wollten uns etwas zugute thun. Nach einem fröhlichen Ritt langten wir ohne Abenteuer am Orte unserer Bestimmung an, wo wir uns in einem noblen Gasthaus einquartierten. Es wurde beschlossen, folgenden Tages unser Glück an der Roulette zu versuchen. Da ich den Genossen von meinem großen Glück für Vetter Viktor in Wiesbaden erzählt hatte, wurde ich ausersehen, das Spiel in die Hand zu nehmen. Es wurde ein Fonds zusammengelegt, in den jeder zwei Thaler steuerte. Nach einem Spaziergang in den schönen Park, der das Kurhaus umgab, ging es zur Bank. Ohne auch nur einmal einen Satz zu gewinnen, schmolzen die 12 Thaler dahin. Enttäuscht und betrübt schlichen wir hinweg und gingen wieder in den Park. Nochmals wurde Rat gepflogen, ob wir noch einmal Fortuna uns in die Arme werfen sollten und ein zweiter Fonds wurde gestiftet, aber nur mit 1 Thaler per Kopf. Auch diesmal sollte ich den Versuch wagen. Wie das erste Mal floh uns auch jetzt die treulose Göttin. Ein drittes Mal sollte noch mit ½ Thaler das Glück bezwungen werden, aber auch diesmal ohne allen Erfolg. Mein Mindener Freund und ich erklärten uns nun befriedigt, und waren durch kein Zureden zu einem nochmaligen Wagen zu bewegen. Gleich nach Mittag ließen wir unsere Pferde satteln, bezahlten die uns betreffende Zeche und ritten zu Hause. Die anderen blieben. Nach vier Tagen kam ein Schreiben. Sie hatten alle ihr Geld verloren, sogar ihre Uhren. Der Wirt ließ sie nicht fort und legte Beschlag auf die Pferde. Sie flehten, man solle um Gottes willen das nötige Geld zusammenbringen und sie auslösen. Nun pumpten wir zusammen und sandten den Bedrängten das Erforderliche. Am Tage, an dem die Verunglückten zurückkehren mußten, gingen alle Bekannte ihnen bis zum nächsten Dorfe entgegen. Mit hängenden Köpfen, tief gebeugt kamen sie daher. Mit Hurra wurden sie empfangen und in die Heimat begleitet; auch an Spott fehlte es nicht. Hoffentlich wird es für den Rest des Lebens eine Lehre gewesen sein.

Die Zeit meines Abschieds von Göttingen nahte heran und sehnte ich mich auch, nach vierjähriger Abwesenheit die gute Mutter und die lieben Schwestern wiederzusehen und einige Zeit bei ihnen zuzubringen, auch mußte mit den Meinigen Beschluß gefaßt werden, zu welchem Fache ich übergehen sollte. Ich fuhr daher Anfang September, am Beginn der Ferien, mit dem Eilwagen in einem Strich über Frankfurt a. M. nach Karlsruhe. Der Eilwagen langte am Morgen früh gegen sechs Uhr auf dem Posthofe an, wo ich zu meiner Ueberraschung Vetter Louis Hochstetter antraf, der, von Stuttgart kommend, zu gleicher Zeit mit mir angelangt war, um seine Tante zu besuchen und seinen Urlaub bei ihr zuzubringen. Er war ein stattlicher und schöner junger Mann geworden und nahm sich in seiner schmucken Lancier-Uniform sehr vorteilhaft aus. Im Jahre vorher war er Lieutenant geworden und wollte nun auch vor der Tante, den Cousinen und seinen Karlsruher Bekannten aus seiner Knabenzeit als Offizier glänzen. Wir gingen zusammen nach dem trauten Mutterhause und wurden mit großer Freude empfangen.

Es entwickelte sich nun ein sehr munteres Leben mit unseren Freunden aus früherer Zeit, Alfred La Roche, Karl Enzenberg, Philipp Roeder, welche alle bei den verschiedenen Regimentern, die in der Hauptstadt in Garnison standen, als Offiziere dienten. Fast alle Abende hatten wir einen sehr ansprechenden Zirkel. Es wurde viel musiziert, denn die Schwestern waren sehr musikalisch, sangen und spielten sehr schön, Schauspiele mit Rollenverteilung wurden vorgelesen, deklamiert und anregende Spiele erdacht und ausgeführt. Sogar eine kleine Zeitung wurde alle 14 Tage herausgegeben, zu welcher jedes Mitglied der munteren Gesellschaft einen Artikel beitragen mußte, bei welcher sich auch Bruder Amand mit seinem poetischen Talente beteiligte. Dazu kamen dann die gesellschaftlichen Abende bei der Prinzessin von Nassau, welche jeden Mittwoch offenes Haus hielt, bei dem Minister des Innern Baron von Türkheim, der jeden Freitag

empfing, und im Museum, wo häufig Bälle stattfanden. So fehlte es an vieler Zerstreuung nicht.

Inzwischen wurde auf Bruder Georgs Anraten beschlossen, daß ich das landwirtschaftliche Fach ergreifen und in Polen oder im Posenschen mich ansiedeln sollte, wo gute Gelegenheit sich leicht fände, eine Existenz zu begründen. Um die Zeit nicht ganz unbenutzt verstreichen zu lassen, beschäftigte ich mich einstweilen theoretisch mit dem künftigen Fach, studierte rationelle Landwirtschaft von Thaer, auch Thaers englische Landwirtschaft. Alsdann hatte ich bei einem Oekonomierat ein privatissimum über dieselbe Materie. Unter diesen Beschäftigungen und Unterhaltungen entwich der Winter nur zu rasch. Im März sollte ich nach Polen reisen, vorher aber hatten wir die Freude, die ganze Hochstettersche Familie bei uns zu beherbergen. Onkel Konrad war nämlich nach Berlin als Direktor der königlichen Reitinstitute und des Marstalls berufen und hatte seine Stellung in Bern infolgedessen aufgegeben. Auch Louis schloß sich den Geschwistern an, um einen längeren Urlaub auf dem neuen Bestimmungsorte des Vaters zuzubringen. Ende Februar zog die Karawane ab.

Anfang März war auch meine Zeit gekommen, das liebe Mutterhaus zu verlassen. Meine Reise führte mich zuerst nach Frankfurt a. M., wohin unterdessen Bruder Anton versetzt worden war, bei dem ich einige Tage zubringen sollte. Er war schon bald liebes Kind in allen vornehmen Häusern, denn seine großen gesellschaftlichen Befähigungen machten ihn überall zum vielgesuchten Gesellschafter. So mußte ich ihn nun auch in viele vornehme Häuser begleiten, wo ich vorgestellt wurde und Einladungen über Einladungen erhielt. Besonders erinnerlich ist mir ein Ball bei dem preußischen Gesandten am Bundestag, dem General-Postmeister von Nagler, auf dem ich die Ehre hatte, mit der Fürstin Jablonowska Masurek zu tanzen. Ich war nun bereits 21 Jahre geworden, sah aber aus wie 24jährig, hatte einen stattlichen Schnurrbart und wußte mich zu benehmen. —

Von Frankfurt ging ich nach Göttingen, wo ich noch mancherlei von meiner Studentenzeit her zu ordnen hatte, und von da nach Berlin, wo mich des lieben Onkels Haus gütig aufnahm. Louis und ich suchten vor allen Dingen unsere Schulgenossen vom Lyceum, mit denen wir uns sehr gut gestanden hatten, die Brüder Freiherren von Otterstedt, auf, welche beide bei verschiedenen Garderegimentern standen. Diese machten uns nun die Honneurs von Berlin, zeigten uns die Stallungen der Kavallerieregimenter, bei denen sie dienten. — Eines Abends, nachdem wir im Theater gewesen, führten sie uns in ein berühmtes Café, wo soupiert und Billard gespielt wurde bis spät in die Nacht hinein. Endlich mußten wir doch nach Hause gehen. Louis, der behauptete, er fände sich gut zurecht, konnte aber doch die Straße nicht finden, wo die Eltern wohnten; er wußte so wenig wie ich den Namen derselben, sonst hätten wir uns bei den Nachtwächtern durchfragen können. In der Verzweiflung suchten wir ein Asyl in einem Kaffeehaus, das uns aber fortwies, da das Lokal geschlossen werde; dann gelangten wir an einen Gasthof, wo wir Einlaß und Nachtquartier verlangten, uns aber dasselbe Schicksal traf. Auf den Straßen war alles totenstill. Endlich, aufs äußerste ermüdet, setzten wir uns auf die Stufen einer Kirche, wo wir auch keine Ruhe finden sollten, da wir durch eine Patrouille fortgejagt wurden; zuletzt, als der Tag schon graute, gelangten wir vor ein großes Gebäude und setzten uns wieder auf eine Stufe. Es dauerte aber nicht lange, so nahte eine Schildwache und befahl, uns sofort fortzuscheren. Endlich brach der Tag an und aus reinem Zufall befanden wir uns in der Breitestraße und erkannten das Marstallgebäude und das Ziel unserer Irrgänge. Wir wurden vom Portier eingelassen und vom früh aufstehenden Papa und Onkel gehörig abgekanzelt. Nach eingenommenem Kaffee legten wir uns zu Bett und schliefen den Schlaf des Gerechten, bis wir zu Tisch gerufen wurden, wo wir unsere Abenteuer erzählen mußten und wobei wir nicht schlecht ausgelacht wurden. — Bald darauf reiste

ich ab. Von Posen aus brachte mich ein Einspänner zur Grenze und von da ein Bauernwagen zum lieben Bruder Georg.

Ehe ich vom Studentenleben scheide, muß ich noch einen Witz erzählen, den einige Freunde mit mir sich machen wollten. Sie legten mir nämlich ein Totengerippe ins Bett, das dem einen zum Zwecke des Studiums gehörte. Als ich spät nach Hause kam und ohne Licht zu machen mich ins Bett werfen wollte, legte ich mich auf das harte Gebein. Ich sprang heraus, machte Licht und sah nun die Bescherung. Die Strafe folgte auf dem Fuß. Ich nahm das unheimliche Ding von meinem Lager und warf es aus dem Fenster auf die Straße, wo es in tausend Stücke zerschellte. Der Witz kostete dem Herrn Mediziner wenigstens 6 Louisd'ors.

VII. Aus meinem Leben in Schlesien.

Ich muß nun noch einiges Bemerkenswertes aus meinen Erlebnissen auf meinem Gute in Schlesien nachtragen.

Sehr befreundet war ich während dieser Zeit mit einem alten Rittmeister v. R., der eine Schwadron des zweiten Leibhusaren-Regiments befehligte und in dem meinem Gute nahegelegenen Städtchen und einigen anderen Städten der Umgegend in Garnison lag. v. R. war noch einer der Helden aus den Befreiungskriegen, ein richtiger Husar und vortrefflicher Mensch.

Eines Tages war ich des Morgens ins Städtchen geritten, um einige Besorgungen zu machen, und besuchte auch R., den ich mit seiner jungen Frau beim Kaffee antraf. Ich wurde zur Teilnahme eingeladen und setzte mich zu ihnen an den Kaffeetisch.

Während wir so vertraulich zusammensaßen, sagte R. zu seiner Frau:

„Tine, unser Freund Pogerell ist heute Nacht gestorben."

„Ach, was du wieder hast, Albert; Pogerell war noch vorgestern gesund und munter hier."

„Mag sein," erwiderte R., „aber es ist nicht anders; er stand heute Nacht vor meinem Bette und sagte: ‚Leb wohl, R., ich gehe ab zur großen Armee, grüße G. von mir' (G. war ein Gutsbesitzer in der Nachbarschaft) ‚und bitte ihn, daß er mir im Grab nicht grolle, daß ich ihn im Testamente nicht bedachte und meinen armen Verwandten mein Vermögen zuwandte, die es so nötig brauchen.'"

Einige Minuten, nachdem R. dies erzählt hatte, wurde eine Ordonnanz gemeldet, welche auch gleich eintrat und die Meldung des kommandierenden Offiziers bei der in W. stehenden Schwadron brachte: „Rittmeister von Pogerell heute Nacht vom Schlag getroffen, gestorben."

Das Städtchen W., woselbst Pogerells Schwadron lag, ist drei Meilen von der Stadt entfernt, wo v. R.s Kommando sich befand. Telegraphen gab es damals noch nicht, der Weg zwischen den beiden Städten war schlecht und eine Kommunikation war sehr langsam und erforderte wenigstens drei Stunden Zeit. Es war daher undenkbar, daß eine frühere Nachricht als die, welche die Ordonnanz brachte, zu R. hätte gelangen können. v. R. war ein nüchterner, fast trivialer, aber ein gediegener, von aller Exaltation weit entfernter Mann, der über seine ihm durchaus nicht erwünschte Gabe, Erscheinungen zu sehen, nie sprach und dies nur that, wenn er mit ganz intimen Bekannten beisammen war, sonst nur solche seiner Frau beiläufig mitteilte.

Rittmeister v. R. erzählte mir noch einige höchst interessante Fälle, die ich nicht beifüge, da ich sie nicht selbst miterlebte, wie dies in dem erzählten Falle stattfand.

Ich muß noch eine in obiger Richtung gehende Begebenheit mitteilen.

In der Nacht, in der die Krisis eintrat, welcher die teure Mutter hoffnungslos zu erliegen schien, ging meine Schwester Elise in namenloser Betrübnis nach ihrem Zimmer, um sich auszuweinen. Das Zimmer befand sich am Ende eines langen Ganges, in dessen Mitte eine große altväterische Uhr stand. Als Elise den Gang entlang ging, sah sie den verstorbenen Vater vor der Uhr stehen und, den Zeiger auf 7 richtend, sagte er: „Noch ist's nicht Zeit, sieben Jahre später."

Elise hatte von allen Geschwistern ganz besonders nahe Beziehungen und unbegrenzte Verehrung und Liebe zum Vater und war auch am meisten von allen mit ihm zusammen. Sie versicherte mich in feierlicher Weise, daß sie den Vater oft bei Spaziergängen und im Zimmer neben der Mutter wandeln und stehen gesehen habe, besonders in Zeiten, wo sie mit Sorgen bedrückt war.

Mag man nun dies für eine Phantasie ansehen oder eine Beziehung Verstorbener zu den Lebendigen annehmen, so ist doch die erste Geschichte fast ein handgreiflicher Beweis für einen solchen Glauben.

Elise war eine rein geistige Persönlichkeit, schon mehr jenseits als diesseits lebend, und könnte wohl befähigt gewesen sein, mehr zu sehen und zu fühlen als andere.

(Fortsetzung folgt.)





Maurice de Guérin.

Ein kritischer Essay nach dem Englischen des **Matthew Arnold.**

Vorbemerkung.

Vor kurzem gingen mir zur Besprechung drei Bände Essays in Criticism von M. Arnold zu. In 19 einzelnen Aufsätzen behandelt hierin dieser kürzlich verstorbene, wohl hervorragendste Kritiker Englands teils allgemeine Fragen der Kritik und Poetik, teils einzelne Dichter, natürlich namentlich englische, doch auch französische und unter den deutschen wenigstens Heine. Arnold entstammt einer berühmten englischen Gelehrten-familie, er war ein Sohn des bekannten Pädagogen Thomas Arnold von Rugby, mit dem uns Wiese in den „Deutschen Briefen über englische Erziehung" genauer bekannt gemacht hat. Ich hätte mich nun damit begnügen können, auf diese Essays als wirklich feinsinnige und in ihren Gegenstand tief eindringende mit wenig empfehlenden Worten hinzuweisen, aber ich möchte doch wenigstens in etwas den Lesern der Monatsschrift eine genauere Bekanntschaft mit ihnen vermitteln. Ich teile zu dem Zwecke einen der Aufsätze in Uebersetzung mit, und zwar habe ich einen solchen gewählt, der uns einen bedeutenden, aber in Deutschland wohl ziemlich unbekannt gebliebenen französischen Dichter kennen lehrt. Es lohnt sich, zu einem Genie wie Maurice de Guérin in Beziehung zu treten. Arnold schreibt einen klaren, wenn auch etwas gedrungenen und pointierten Stil. Möge es mir gelungen sein, sein gutes Englisch in gutes Deutsch zu übertragen. Einige Stellen, die eben nur für Engländer von Interesse sind, habe ich weggelassen.

J. P.

Ich will ja nicht behaupten, daß ich das Französische schon völlig beherrsche. Aber als ich noch viel weniger davon verstand, vor etwa 15 Jahren, pflegte ich meinen Freunden zum Ueberdruß eine Sentenz, und noch dazu mit möglichst wunderbarer Aussprache, zu citieren, die sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hatte: „Les dieux jaloux ont enfoui quelque part les témoignages de la descendance des choses; mais au bord de quel Océan ont-ils roulé la pierre qui les couvre, ô Macarée!"

Diese Worte entstammen einem kurzen Aufsatze, betitelt „Der Centaur", dessen Verfasser, George Maurice de Guérin, im Jahre 1839 im Alter von 28 Jahren, ohne etwas veröffentlicht zu haben, gestorben ist. 1840 gab George Sand den Centaur in der „Revue des Deux Mondes" mit einer kurzen Notiz über seinen Verfasser und einigen Auszügen aus dessen Briefen heraus. Als sie ein oder zwei Jahre später diese Stücke einem Bande ihrer Novellen einverleibte, fielen sie mir in die Hände. Der

„Centaur“ machte großen Eindruck auf mich, doch mußte ich noch lange warten, bevor ich Genaueres über den Autor und seine etwaigen sonstigen Schriften in Erfahrung bringen konnte. Erst 20 Jahre nach jener ersten Veröffentlichung des „Centaur“ wurde mein Verlangen gestillt. Ende 1860 erschienen zwei Bände Reliquiae von Maurice de Guérin, enthaltend den „Centaur“, einige Gedichte, Tagebücher und Briefe, gesammelt und herausgegeben von seinem Freunde Herrn Trebutien und mit einer Vorrede versehen durch den bedeutendsten der modernen französischen Kritiker, Sainte-Beuve.

Was könnte die Poesie wohl besser, als inneres Verständnis der Dinge uns zu vermitteln, ihre interpretative Kraft ist ihre Hauptkraft. Ich meine nicht, daß sie schwarz auf weiß das Geheimnis des Universums zu erklären vermag, aber sie vermag in uns ein wundersam volles, neues, innerliches Verständnis für die von ihr behandelten Objekte und für unsere Beziehung zu ihnen zu erwecken. So setzt sie uns in Kontakt zu dem innersten Wesen der von ihr behandelten und zunächst ja außer uns liegenden Gegenstände, wir fühlen uns ihnen nicht länger fremd, nicht mehr von ihnen bedrückt, sondern wir haben ihnen ihr Geheimnis abgelauscht und sind in Harmonie mit ihnen, das Gefühl aber beruhigt und befriedigt uns wie kein anderes. Man braucht gar nicht erst zu fragen, ob dies durch die Poesie erweckte innere Verständnis für die Dinge ein trügliches ist oder ob es sich als ein untrügliches, das in die wahre Natur der Dinge einführt, beweisen läßt, jedenfalls steht so viel fest, daß die Poesie es uns giebt, und daß ihre wahre Kraft gerade hierin besteht. Wissenschaftliche Erklärungen können die Dinge unserem Verständnis nie so innerlich nahe bringen, wie poetische Erklärungen, denn sie wenden sich nur an einen Teil unseres geistigen Vermögens und nicht an den ganzen Menschen. Nicht Linné oder Cavendish oder Cuvier geben uns das wahre Verständnis für Pflanzen, Wasser und Tiere, nicht sie lassen uns in die Geheimnisse der Natur eindringen und an deren Leben teilnehmen, sondern das vermag allein der Dichter.

Doch wie selten begegnet man bei einem Dichter in wirklich hervorragendem Maße dieser Zauberkraft. Bei Guérin jedenfalls ist sie zu finden.

Allerdings nicht so sehr in seinen Gedichten in engerem Sinne, als in seinen Prosastücken. In seinen Gedichten bedient er sich meist des Lieblingsmetrums der französischen Poesie, des Alexandriners, und dadurch ist seine Poesie meines Erachtens von vornherein im Nachteil gegen seine Prosa. In der Prosa ist der Autor nicht an ein bestimmtes Vehikel für seine Gedanken gebunden, sondern es schafft sich hier jeder sein eigenes Vehikel, und wer hat das bewundernswerter vermocht, als die großen französischen Prosaisten: Pascal, Bossuet, Fénelon und Voltaire? Da nun aber in der Poesie der Dichter sein Vehikel mit verhältnismäßig geringer Bewegungsfreiheit als gegeben hinnehmen muß, so ist es für ihn von der höchsten Wichtigkeit, daß er nun auch ein solches zu seiner Verfügung hat, durch welches sich die höchsten Stoffe der Poesie zum Ausdruck bringen lassen. Ja, man wird aus dem Umstande, inwieweit das einmal angenommene nationale Metrum für höhere Poesie zweckentsprechend ist oder nicht, mit ziemlicher Sicherheit auf die poetische Begabung einer Sprache und eines Volkes schließen können. So viel aber steht wohl fest, daß das der französischen Poesie eigene Metrum der Alexandriner ein schlechtes Vehikel ist, weit zurückstehend hinter dem Hexameter und dem Jambus der Griechen und hinter unserem Blankverse. Wer sich des Alexandriners bedienen muß, ist wirklich schon dadurch im Nachteil gegen den, der für den Ausdruck seiner Gedanken einen geeigneteren Träger hat, wie auch gegen den Prosaisten. Racine ist im Nachteil einerseits gegen Sophokles und Shakespeare und andererseits gegen Bossuet.

So sind es denn besonders die prosaischen Stücke der Reliquiae, aus denen uns die außerordentliche Begabung Guérins entgegentritt. Er ist wirklich ein Interpret. Das tiefste und zarteste Gefühl für das Leben in der Natur besitzt er und vor allem gelingt es ihm, immer auch das rechte Wort für solch Gefühl zu finden. Allen Freunden

der Poesie sollte demnach der Name Guérins mehr als bloß ein Name sein. Vielleicht ist es unmöglich, einem solchen Meister im rechten Ausdruck durch eine Uebersetzung gerecht zu werden, aber versuchen möchte ich doch wenigstens, meinen Lesern einen Begriff davon zu geben, ein wie begabter Dichter er war. Zu der Gemeinde der wenigen hat er gehört, die der Natur ihre Geheimnisse abfühlen und durch das treffende Wort sie deuten können.

Im Winter 1832 hatte sich in der Bretagne um den bekannten Abbé Lamennais eine erlesene Gesellschaft versammelt. An einem abgelegenen Orte, in La Chênaie, hatte Lamennais eine rétraite réligieuse, eine Stätte für religiöse Sammlung, gegründet und zahlreiche Jünger, durch des Meisters Ruhm angezogen, waren dorthin zusammengeströmt. Die einen wollten sich hier für den Dienst der Kirche vorbereiten, andere suchten nur den anregenden Umgang mit dem berühmten Gottesgelehrten. Manche waren da, die zu den europäischen Berühmtheiten zählen, so Lacordaire und Montalembert, andere wurden nur in engeren Kreisen ehrend genannt, so der Abbé Gerbet und Abbé Rohrbacher, aber auch solche gab es, die nie aus dem Schatten in das Licht der Berühmtheit getreten sind. Der Winter 1832 war eine Zeit kirchlicher Krisis für Frankreich: Lamennais stand auf dem Punkte, mit Rom zu brechen; die Verurteilung seiner Lehren durch den Papst und seine Weigerung, sich dem zu unterwerfen, das alles war nur noch eine Frage der Zeit. Manche seiner bisherigen Schüler wie Lacordaire waren schon entschlossen, dem Meister über den Rubikon nicht zu folgen; sie waren, um nicht mit Rom brechen zu müssen, im Begriffe, sich von ihrem bisherigen Führer zu trennen. Doch gerade noch am Vorabende vor ihrer Auflösung bietet diese Gesellschaft von La Chênaie in ihrer Ungezwungenheit, ihrem einfachen und strengen Gemeinschaftsleben, ihrer Mischung des Laienelementes mit dem priesterlichen, vor allem durch die Begabung ihres Leiters und die hingebende Anhänglichkeit ihrer Glieder ein sehr anziehendes Bild. Gewöhnlich pflegen wir uns allerdings ein anderes Bild von der französischen Gesellschaft zu machen, denn die Straßen von Paris und der moderne französische Roman zeigen uns ganz andere Züge. Aber von La Chênaie können wir lernen, wo alle wahre Größe, auch die Frankreichs, ihren Grund hat. Wo wirklich Größe ist, müssen irgendwo, ob uns bekannt oder unbekannt, Schätze der Begeisterung, der Herzensreinheit, des geistlichen Wesens verborgen liegen, denn nur in solchem allen haben die Dinge, um mit Goethe zu reden, ihren Halt, weil wahre Größe sich nimmer auf Frivolität und Korruption erbauen kann.

Es war am Abend des 18. Dezember 1832. Lamennais erzählte seinen Freunden von seiner neuerlichen Reise nach Italien Mit gewohnter Begeisterung sprach er, „und doch", schreibt einer seiner Zuhörer, ein Bretagnischer Edelmann, Herr von Marzan, „doch ward meine Aufmerksamkeit bald abgelenkt. Ein fremder junger Mann zog Blick und Gedanken immer wieder auf sich. Er mochte etwa 22 Jahre alt sein, blassen Angesichtes war er, die schwarzen Haare schon dünn an den Schläfen, sein Auge wies auf den Süden, es war leuchtend und doch voll Schwermut. Er hielt sich etwas zurück, Aufsehen schien er mehr vermeiden als suchen zu wollen. Ich war längere Zeit von La Chênaie abwesend gewesen und doch zogen mich all die alten Freundesgesichter nicht so sehr an als die Gestalt dieses Fremden, wie er so da saß, zuschauend, zuhörend, beobachtend und — schweigend."

Der Unbekannte war Maurice de Guérin. Er stammte aus einer nur mittellosen Adelsfamilie. Seine Mutter hatte er, als er eben sechs Jahre alt war, verloren, und sein Vater hatte den Tod des geliebten Weibes nicht wieder verwinden können. Unter der Zucht des düster religiösen Vaters hatte er auf dem Familiensitze Le Cayla in Languedoc eine freudlose Jugend verlebt. Er hatte keinen Verkehr mit anderen Knaben, nur den Pfarrer begleitete er auf den Gängen zu Kranken und Sterbenden und lernte so von vornherein das Leben nur von der düstern und ernsten Seite kennen. Die Schule besuchte er zuerst in Toulouse, dann das Collège Stanislas in Paris, doch sein ganzes

Temperament eignete sich nicht für das Gemeinschaftsleben der Schule. Er war ein leidenschaftlicher, reizbarer, aufgeregter und meist melancholischer Knabe. 1832 verschaffte er sich endlich Zutritt in La Chênaie; Lamennais' Unterricht sollte ihn lehren, seinen Geist zu beherrschen, und zugleich wollte er sich darüber klar werden, ob seine religiösen Neigungen ihn in einen bestimmten religiösen Beruf wiesen. Wohl war er religiös reich und tief beanlagt, aber — und hier wird der Schlüssel zu seinem Charakter zu finden sein — sein Temperament widerstrebte jedem Zwange eines religiösen Berufes, ja im Grunde jedem Berufe, der bestimmte und dauernde Anforderungen an einen Menschen stellt. Er war von Natur viel zu beweglich und unbeständig, er verlangte nach immer neuen Eindrücken und feste Regeln waren ihm zuwider, ja die Veränderung an sich war ihm ein Bedürfnis. Es ist das sonst Künstlerart, von Künstlertemperament könnte man sprechen, aber nicht alle Künstler verbinden solchen Ernst damit und solche düstere Anspannung ihrer Seele. Zwischen seinem Abgange von der Schule und seinem Anschlusse an Lamennais hatte Maurice daheim in Le Cayla mit seiner Schwester Eugenie und deren Freundinnen verkehrt. Diese Schwester war ein hochbegabtes Mädchen, ja ein so kompetenter Beurteiler wie Sainte-Beuve meint, sie sei noch reicher beanlagt gewesen als ihr Bruder*). Eine flüchtige Neigung, welche Maurice zu einer dieser Freundinnen gefaßt hatte, war gleichsam die Zauberrute gewesen, die seine poetische Ader öffnete. Was er damals gesonnen und gesungen hatte, hatte er in ein Heft geschrieben, und seine Freunde wußten sehr wohl um dies cahier vert, wie sie es seines grünen Umschlages wegen nannten. In La Chênaie nun fand er einige junge Männer, die seine heimliche Neigung für Poesie und Litteratur teilten, und mit diesen verband er sich bald näher. Seine Tagebücher aus dieser Zeit gewähren uns einen Einblick in sein ganzes inneres Leben; wir lesen von seinen litterarischen Interessen, von der Krisis, in der die ganze Genossenschaft sich befand, vor allem aber von der Hauptsache, die ihn nach La Chênaie getrieben hatte, von seinem Wachstum im Christentum und von dem Zustand seiner Seele.

Weihnachten 1832, als er drei Wochen dort war, schreibt er einem Freunde seiner Familie: „La Chênaie ist wie eine Oase in den Steppen der Bretagne. Vor dem Schlosse liegt ein sehr großer Garten, von einer Terrasse mit einer Lindenallee durchschnitten, an deren Ende eine kleine Kapelle steht. Ich liebe dies kleine Bethaus sehr, es atmet mir doppelten Frieden zu: den Frieden der Einsamkeit und den Frieden des HErrn. Kommt der Frühling, so werden wir zwischen Blumenbeeten zum Gebete wallen. Ganz nahe dem Schlosse auf der Ostseite schläft zwischen Büschen ein kleiner Weiher, an dem die Vögel bei warmem Wetter den ganzen Tag über singen, und dann rechts, links, allenthalben: Wald, Wald, nichts als Wald! Jetzt scheint alles so öde, die Bäume sind kahl und rostfarben und der Himmel der Bretagne hängt immer voll Wolken, ach so niedrig, als wollte er mir auf den Kopf fallen. Doch laß nur erst den Frühling kommen, dann hebt sich der Himmel, die Wälder gewinnen Leben und alles steht in neuer Schöne."

Der 3. März 1833 giebt ihm einen Vorschmack von dem, was La Chênaie im Frühling sein wird: „Der heutige Tag hat mich entzückt, seit Wochen zuerst hat sich heute die Sonne in ihrer Pracht gezeigt. Die Blatt- und Blütenknospen macht sie schwellen und mir hat sie tausend selige Gedanken im Herzen erweckt. Die Wolken gewinnen allgemach ihre zarten, lichten Formen und zeichnen über den Himmel hin die entzückendsten Traumbilder. Noch haben die Wälder kein Laub, aber es geht über sie hin ein unbeschreibbares Etwas von Leben und Freude, es ist, als ob ihr ganzes Aussehen sich änderte. Alles bereitet sich auf den großen Festtag der Natur."

Doch Sturm und Schnee schieben diesen Festtag noch hinaus. Am 11. März schreibt er: „Es hat die ganze Nacht geschneit. Ich sah mich um nach unseren Primeln,

*) Unter den Essays in Criticism von Arnold beschäftigt sich auch einer mit Eugenie de Guérin.



über jeder lag der Schnee und sie beugten sich unter der Last. Wie entzückend sahen diese niedlichen, leuchtend gelben Blumen aus unter ihrer weißen Kappe. Ganze Büschel Primeln waren von derselben Schneedecke wie überdacht, all die lachenden Blümlein so eingehüllt, so sich aneinander lehnend. Man hätte an eine Schar junger Mädchen denken können, die sich vom Regen überrascht unter eine weiße Schürze bergen."

Endlich, wenn auch spät, kam der volle Frühling. Am 5. April finden wir Guérin „in der Sonne sitzend, um sich den himmlischen Frühling bis ins Mark dringen zu lassen". Am 3. Mai „kann man das Fortschreiten des Grüns ordentlich sehen. Vom Garten hat es einen Sprung in die Parkgebüsche gemacht, ganz dem Weiher entlang gewinnt es die Oberhand, man kann wirklich sagen: es hüpft nur so von Baum zu Baum, von Dickicht zu Dickicht, die Felder entlang und die Hügel hinauf. Schon sehe ich es am Walde angelangt, nun läuft es über den breiten Rücken des Forstes hin. Bald wird es die Herrschaft haben, soweit das Auge sieht, bis zum fernen Horizont wird es wogen und tönen wie die weite See, eine See von Smaragd".

Endlich am 16. Mai schreibt er, daß „die dunklen und bösen Tage — böse, weil sie in Versuchung führen — vergangen sind, Dank sei Gott und dem Frühling. Kommen sehe ich nun eine lange Reihe heller, glücklicher Tage, und sie werden mir alles bringen, was die Welt Gutes hat. Unsere Bretagne erinnert mich wirklich an so ein recht graues, verschrumpeltes, altes Weib, das plötzlich durch einen Zauberstab in das lieblichste Mädchen von zwanzig Jahren zurückverwandelt ist. Das schöne Wetter hat das liebe alte Land ordentlich schmuck gemacht." Aber er ist doch zu sehr feinfühliges Kind des Südens, als daß ihn der graue Himmel und die Kälte des „lieben alten Landes" nicht immer wieder niedergedrückt hätten. „Welch ein Unterschied", ruft er aus, „zwischen dem Himmel der Bretagne selbst am sonnigsten Tage und dem Himmel unseres Südens, Ja auch an seinen hohen Feiertagen hat der Sommer hier immer noch so etwas Trauriges, es ist noch eine Schranke da, es ist, als wäre ein Schleier noch nicht weggenommen. Einem Geizhalse gleicht er, der doch prahlen möchte, der noch schäbig bleibt bei all seiner Pracht. O, gieb mir den Himmel von Languedoc, so voll Licht und Blau in seiner hohen Wölbung." Etwas später klagt er einmal über das kurze, matte Sonnenlicht eines Februartages in Paris: „Kann solch Sonnenlicht Augen erfreuen, die der Lichtfülle des Südens gewohnt waren — aux larges et libérales effusions de lumière du ciel du Midi?"

In dem langen Winter von La Chênaie war die Litteratur sein Trost. Gewöhnlich meint man, ein gebildeter Franzose lese nichts als Französisch und etwa noch Lateinisch. Mag sein, aber Guérin und seine Freunde haben sich jedenfalls nicht in diese nationalen Schranken gebannt. Ein junger Dichter dieses Kreises, Hippolyte la Morvonnais (er starb jung, nachdem er nur einen Band Gedichte veröffentlicht hatte), war begeistert für Wordsworth und hatte diesen in Rydal Mount aufgesucht, und Guérin selbst merkt unter den von ihm gelesenen Schriftstellern neben den Franzosen Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand, Lamartine und Victor Hugo die Namen Homer, Dante, Shakespeare, Milton und Goethe an, griechische und englische Werke citiert er im Original. Sein litterarischer Takt ist fein und sicher. Seiner Schwester schreibt er: „Jeder Dichter hat seine eigene, seiner Seele eingeprägte Art, und eine andere giebt es für ihn nicht. Beobachte nur immer die Natur auch in ihrem unscheinbarsten Detail und dann schreibe wie deine Gedanken dich leiten — sieh, darin liegt das ganze Geheimnis." Aber so frei Guérin sich auch von den Fesseln der Formen und Regeln fühlt, so kennt er doch auch ganz genau die Mängel jener sich frei dünkenden französischen Litteratur seiner Tage, der littérature facile, und über die Aussichten der romantischen Schule urteilt er mit meisterhafter Klarheit. „Eine jugendliche Litteratur ist sie, zu früh zur Blüte getrieben, und nun wird sie rettungslos eine Beute für den Spätfrost. Die heiße Sonne unseres Jahrhunderts hat sie so früh getrieben, die mit

kranken Dünsten geschwängerte Atmosphäre hat alle Entwicklung verfrüht, und wenn es nun zu unserer Zeit zur Ernte kommt, wird es nur eine Handvoll Körner geben." Und nun die sogenannten populären Schriftsteller: „ihre Namen tauchen für einen Augenblick auf, um dann für immer zu verschwinden. Ernste Leute begrüßen sie nicht, wohl aber jener Ausschuß der Welt, die Neuigkeitshascher und Romanleser. Mit immer neuer Eitelkeit erfüllen diese Schriftsteller solche eitelen Seelen, und dann, wenn auch diese ihrer überdrüssig geworden und sie sie müde und satt aus der Hand legen, dann fallen sie für immer ins Meer der Vergessenheit"; und endlich jene anderen, an sich besseren, „die Verfasser berühmter Bücher, welche, lediglich als Kunstwerke betrachtet, wohl auch Ruhm verdienen, und doch kein Körnlein von dem verborgenen Manna in sich tragen, keinen jener freundlichen und heilsamen Gedanken, die die Seele uns nähren und die Müden erquicken" — über sie alle läßt er sich mit solchem Ernste aus, daß er wohl von sich sagen mag, er erflehe von ganzem Herzen ein neues klassisches Zeitalter. Als Anhänger einer bestimmten Schule kann man ihn nicht bezeichnen, nur eins war es, was er glühend erstrebte, den naturgemäßen, treffenden und wahren Ausdruck der Gedanken. So schreibt er an Eugenie:

„Mit deiner schriftstellerischen Komposition muß es anders werden, sie ist zu lose, zu unbestimmt, zu lamartinisch. Deine Verse sind Singsang, sie *sagen* nicht genug. Bilde dir deinen eigenen Stil als treuen Ausdruck deiner Gedanken. Studiere die französische Sprache durch aufmerksames Lesen, beachte genau Konstruktionen, Ausdrucksweise, Feinheiten des Stils, aber eigne keines bestimmten Meisters Manier dir an. Aus den Werken der Meister müssen wir unsere Sprache lernen, aber gebrauchen müssen wir sie dann nach unserer eigenen Art."

Doch nicht um sich litterarisch fortzubilden, war Guérin nach La Chênaie gekommen. Manchmal will es so scheinen, als wäre das Element der Frömmigkeit in ihm, das doch ebenso wie sein Naturgefühl und sein litterarisches Interesse Teil seines Wesens war, eifersüchtig auf diese Rivalen, als fürchtete es, jene könnten die Oberhand gewinnen. An einem Freitag im April hatte sich Guérin an den Wolkenbildungen und am Fortschreiten des Frühlings gefreut, da fällt ihm plötzlich ein, daß heute stiller Freitag ist: „Mein Gott, was ist es doch mit meiner Seele, daß sie selbst am Karfreitage so vergänglichen Freuden nachjagt, an dem Tage, der des Todes voll ist und der Erlösung! Noch immer ist jener häßliche Sinn in mir, der mich voll Unlust macht und mich in Widerstreit bringt gegen die heiligen Uebungen und die fromme Sammlung der Seele, und mich nicht in die rechte Stimmung kommen läßt für die großen Feiertage unseres Glaubens. O wie tief fühle ich noch den alten Sauerteig, den ich noch lange nicht ganz ausgefegt habe aus meiner Seele!"

Ein andermal ruft er aus: „O Gott, welch elende Kreaturen sind wir doch, daß so ein bischen Grün, so ein wenig Bäume uns unsere Ruhe nehmen und unsere Seele von deiner Liebe trennen können!" Drei Tage nach Ostern gedenkt er in seinem Tagebuche eines begeisterten Neophyten, der nach La Chênaie gekommen war, und aus seinen Worten tönt es wie von heimlichem Vorwurf gegen seine eigene Begeisterungslosigkeit:

„Drei Tage sind hingeschwunden über unseren Häuptern seit dem hohen Feste. Wieder ein Gedächtnistag des Todes und der Auferstehung unseres Heilandes weniger in unserem Leben. Jedes Jahr nimmt heilige Feste mit sich davon: wann wird der Festtag der Ewigkeit anbrechen? Tief bin ich von dem ergriffen, was ich erlebt habe: François hat einen seiner Freunde für den Glauben gewonnen und uns zugeführt. In der stillen Woche nahm dieser Neophyt teil an unseren heiligen Uebungen und Ostern empfing er die heilige Kommunion mit uns. François war wie verzückt: wahrlich, er hat ein gutes Werk gethan! Franz ist noch sehr jung, kaum zwanzig Jahre zählt er, sein Freund aber ist dreißig und bereits verheiratet. Wie tief bewegt mich diese wunderbare Einfalt in dem älteren Manne, der sich durch den viel jüngeren zu Gott führen

läßt, und dann zu sehen, wie Franz als Freund zugleich ein apostolisches Werk thut, ist nicht minder schön und rührend."

Guérin bewunderte Lamennais und schloß sich daher ganz ihm an. Lamennais selbst allerdings wußte Guérin nie so recht zu schätzen, ihre Naturen waren eben zu verschieden. Lamennais war der streitbare, strenge, despotische, er war durch und durch Energie und so hatte er kein Verständnis für einen Charakter, wie den Guérins mit seinem unbestimmten, schwankenden, schwer faßbaren Wesen; jener ganz Wille, dieser ganz Gefühl. So gab Lamennais nicht viel auf diesen Schüler, ja er konnte es nicht einmal begreifen, daß andere etwas in ihm fanden, er hatte höchstens mitleidige Nachsicht mit ihm. Dagegen hatte wieder Guérin mit seiner intuitiven Anlage ein instinktives Gefühl für das Herrische und doch Tragische in dem Charakter von Lamennais, ja gerade in seinen Tagebuchbemerkungen über Lamennais findet man wohl die treffendsten Aufschlüsse über die Charaktereigentümlichkeiten dieses merkwürdigen Franzosen.

„Mr. Féli (so pflegte Lamennais in La Chênaie genannt zu werden) sagte vorgestern Abend: wißt ihr wohl, wie es zugeht, daß der Mensch so viel leiden muß auf Erden? Daher kommt es, weil er mit dem einen Fuße im Endlichen und mit dem anderen im Unendlichen steht; so wird er nun auseinandergerissen, nicht wie in alten grausamen Zeiten von vier Pferden, sondern von zwei Welten. Und als die Uhr schlug, sprach er: sie würde schlagen, auch wenn sie wüßte, daß man sie im nächsten Augenblicke zertrümmern würde: seid wie die Uhr, meine Kinder, was auch über euch kommen mag, schlagt immer eure Stunde!"

„Neulich erschreckte uns Mr. Féli. Er saß unter den beiden Fichten hinter der Kapelle. Da zeichnete er mit seinem Stock ein Grab auf den Boden und sagte zu Elie: hier möchte ich begraben sein, doch kein Grabstein, nur ein einfacher Grashügel darüber. O wie wohl wird mir da sein! Elie meinte, er habe ein Vorgefühl seines nahen Endes. Nicht zum erstenmal hat er das jetzt gehabt, schon als er nach Rom reiste, sagte er seinen hiesigen Freunden: ich glaube nicht, daß ich wieder heimkomme; ihr müßt nun das Gute thun, was ich zu thun versäumt habe. Er sehnt sich nach dem Tode."

Der überwältigende Einfluß von Lamennais brachte es im August 1833 mit Guérin zur Entscheidung. Er hatte ja viele Bedenken, er mußte sich „nach ernster dreiwöchentlicher Prüfung seiner Seele gestehen, daß er, wie man nach einer verborgenen Perle sucht, so auch gesucht habe, ob er zum Dienste der Kirche berufen sei, aber gefunden habe er solchen Beruf nicht." Eben hatte er sich trotzdem der von Lamennais gestifteten Ordensgemeinschaft angeschlossen, als der Bischof von Rennes sich durch das wachsende Mißtrauen Roms gegen Lamennais veranlaßt fand, die Genossenschaft von La Chênaie, sofern sie eben eine religiöse Kongregation war, aufzulösen und die Novizen in Ploermel unter andere Aufsicht zu stellen. Im September „verließ Lamennais, der noch katholischer Christ und Priester bleiben wollte, sein geliebtes La Chênaie. Ihm war zu Mute, wie einem General, der sein Heer bis auf den letzten Rekruten auflöst und innerlich vernichtet das Schlachtfeld verläßt." Auch Guérin begab sich nach Ploermel. Doch hier in der Abgeschiedenheit eines wirklichen Klosters erkannte er sofort, wie fremd seinem Geiste, „dem freie Luft, Sonne und Blumen not thaten", der Zwang und die Einförmigkeit des Mönchslebens sei, sobald der Genius von Lamennais es ihm nicht mehr belebte.

Am 7. Oktober kündigte er sein Noviziat. Er hatte das Mönchsleben mit seinem passiven Gehorsam kennen gelernt und er verwünschte es, er wollte ein Genosse von Lamennais bleiben im Kampfe mit Rom. Nach einer vor seiner Seele stehenden „wundervollen Vereinigung von Gesetz und Freiheit, von Mannigfaltigkeit und Einheit" wollte er streben, lieber wollte er ein Leben des Zufalls und des Abenteuers wagen, als sich an Hand und Fuß von allerlei Satzungen fesseln zu lassen — garotté par un réglement.

Für solch ein Leben war nur Paris das rechte Feld. Doch auf der Fahrt dorthin blieb er noch auf einer Station, wohl der lieblichsten und glücklichsten seines kurzen Lebens. Da wo einer der schönen Flüsse der Bretagne, der Arguenon mündet, hatte einer seiner Freunde von La Chênaie her, Herr la Morvonnais, ein Landhaus. Der Freund war älter als Guérin und mit einer sehr begabten, liebenswürdigen Frau vermählt. Hier in le Val de l'Arguenon verbrachte Guérin den Winter 1833/34, und was er dort erlebte, läßt sich nur mit seinen eigenen Worten wiedergeben, denn fast nirgends zeigt sich sein Talent, das, was ihn umgab, zu schildern, so reizvoll als eben in dieser Zeit.

„Wie gut hat es doch Gott mit mir gemeint. Ich sollte nicht so auf einmal aus der milden, gemäßigten Luft eines religiösen Lebens in die dörrende Stickluft der Welt versetzt werden. Meine Seele würde dabei Schaden gelitten haben. Gott hat mich, als ich das heilige Asyl verlassen mußte, vorerst in ein Haus geführt, das wie auf der Grenze zweier Welten liegt. Man ist hier nicht mehr in der Einsamkeit und doch auch noch nicht im Getümmel. Auf der einen Seite schauen die Fenster auf die weite Ebene, wo die Menschen sich tobend drängen, auf der anderen in die Wildnis, wo die Knechte Gottes singen. Was ich hier erlebe, will ich niederschreiben, denn diese Tage triefen von Glück, und ich fühle es, daß ich später oft wieder lesen werde, wie ich hier jetzt so selig gewesen bin. Was vereinigt sich hier auch alles: ein Mann voll Frömmigkeit und Poesie, ein Weib, ganz und gar eins mit ihm, man möchte sagen: nur ein Wesen in ihnen beiden; ein Kind, es heißt Marie, wie seine Mutter: wie ein Stern durch die Abendwolken, so brechen bei diesem Kinde die ersten Strahlen von Lieben und Denken durch das lichte Gewölk der Kindheit. Einfach lebt man in dem altmodischen Hause; das gewaltige Meer singt uns am Morgen und Abend seine Lieder. Ein Wanderer hat nun auf seinem Wege vom Karmel nach Babylon an dieser Schwelle Stab und Sandalen niedergelegt, um eine Weile hier am gastlichen Tische zu sitzen — wahrlich, wäre das alles nicht Stoff genug zu einem religiösen Epos, wenn ich nur schreiben könnte, wie ich fühle!"

„Nie empfand ich so tief wie hier das Glück häuslichen Lebens. All die kleinen Dinge, die in ihrer regelmäßigen Abfolge den Tag ausmachen, sind für mich nichts als Stationen auf der Glücksbahn des Tages. Der Gruß am Morgen erinnert an die Freude, die ich empfand, als ich ihn bei der Begrüßung, da ich ankam, hörte, denn die Worte sind immer dieselben, und die Trennung am Abend für die Nachtstunden, kann sie uns nicht daran erinnern, daß einmal Trennung auf lange kommen wird? Dann aber die neue Freude, wenn uns das Frühstück wieder vereinigt; der erste Morgengang, wenn wir die neu erwachte Natur begrüßen — und dann geht es an das Studium in einem alten getäfelten Zimmer mit dem Blick auf die See, in dem man sicher ist vor aller Störung, ein rechtes Asyl für gesammelte Arbeit. Zu Tische ruft uns nicht die Glocke, was an Schulen oder an Schlösser erinnern würde, sondern eine freundliche Stimme, und bei Tische diese Heiterkeit, wenn das Gespräch bald auf dies, bald auf das kommt und uns doch nie der Stoff ausgeht. Hernach rücken wir die Stühle um das prasselnde Kaminfeuer, wir plaudern und das Feuer singt dazwischen. Erlaubt es das Wetter, so machen wir einen Gang an den Strand: da ist eine Mutter mit dem Kinde auf dem Arm, des Kindes Vater und ein Fremdling, sie beide mit Stöcken in den Händen. Des Mägdleins Rosenlippen plappern um die Wette mit den Wellen — nur bisweilen kommt eine Thräne und ein kindischer Schrei, wenn eine Welle zu nahe heranrollt. Der Vater und ich schauen sinnend auf Mutter und Kind, wenn sie sich entweder zulächeln oder wenn die Mutter das weinende Kind mit Wort und Kuß zu beruhigen sucht, — und dazu der Ocean, in dem Welle auf Welle heranrauscht. Manchmal schneiden wir dürre Zweige aus den Büschen, daß sie daheim uns helles Feuer geben, — da haben wir eine kleine Probe von der Arbeit des Forstmannes, wie sie ja auch Mr. Féli so sehr liebte. Studium und poetisches Schaffen füllen die Stunden

bis zum Abendessen. Dann ruft wieder wie mittags die freundliche Stimme und an der Abendtafel herrscht dieselbe Freude, nur etwas weniger laut vielleicht, da ja der Abend alles stiller macht und die lauten Stimmen besänftigt. Und nun der Abend selbst! Helles Kaminfeuer ist sein Bote, wir lesen und plaudern abwechselnd, bis es Zeit ist, die Betten zu suchen, und dannen spinnen die Träume fort, was der Tag so köstlich begonnen. Glaube mir, all deine Phantasie reicht nicht hin, das Glück dieses Stillebens dir auszumalen."

Und nun noch die Schilderung eines Januarabends an der Küste der Bretagne:

„Graue, silbergeränderte Wolken bedecken den Himmel. Die eben untergehende Sonne hat noch genug Licht gelassen, um für eine Weile die dunklen Schatten zu mildern und den Einbruch der Nacht weniger fühlbar zu machen. Die Winde schweigen, und wie ich vor der Hausthüre stehe, kommt von der stillen See her nur ein melodisch Murmeln an mein Ohr, welches in der Seele hinstirbt, wie in der Bucht die Woge. Die Vögel fühlen zuerst den Einbruch der Nacht; du hörst das Schwirren ihrer Flügel, wie sie dem Walde zufliegen. Am Tage welch ein Lärm in all den Büschen, die ganzen Hügel hinan: das Zwitschern des Zaunkönigs, der fast wie ein Lachen klingende Ruf des Spechtes und all die sonstigen Vogelstimmen durcheinander, nun kommt das alles zum Schweigen. Nur die Amseln rufen noch, wenn sie wie im Spiel sich jagen, sonst sitzt alles mit dem Kopfe unter den Flügeln. Am längsten macht sich der Mensch bemerkbar, nun schweigt auch er auf den Feldern. Stiller wird es und stiller, kaum einen einzelnen Ton hört man mehr, höchstens schallt es fernher von den Dörfern und Weilern hin und wieder durch die Nacht wie von Kindesweinen und von Hundegebell. Stille umgiebt mich, alles hat sich zur Ruhe gelegt, nur meine Feder konnte noch keine Ruhe finden. Vielleicht stört sie, während ich diese müßigen Gedanken niederschreibe, mit ihrem Kratzen auf dem Papier den Schlaf eines kleinen Wesens in den Falten meines Tagebuches. So lege denn die Feder hin, raste vom Schreiben! Alles, was ich schreibe, geschrieben habe und schreiben werde, was ist es denn wert im Vergleiche zum Schlafe auch nur eines Atoms!"

Am 1. Februar 1834 finden wir Maurice de Guérin in einer Pariser Mietswohnung. Beim Abschied von Le Val rief er aus: „mit geheimem Grauen betrete ich die Welt." Was er in den nächsten fünf Jahren äußerlich erlebte, ist bald erzählt. Er lebte in Paris, arm, übersättigt, und seine Gesundheit begann bald zu wanken, die Vorboten der Schwindsucht, die ihn hinraffen sollte, stellten sich ein. Durch einen Freund aus der Bretagne war er an verschiedene Redakteure empfohlen und bald gelang es ihm bei seinem eminenten Talente auch, mit seinen Aufsätzen in Journalen Aufsehen zu erregen. Aber bei seiner Gemütsanlage war es ihm allerdings unmöglich, auf die Dauer als Journalist sein Brot zu erwerben. Zunächst allerdings machte es ihm Freude, so ein Ritter von der Feder zu sein und sich seinen Unterhalt zu erschreiben. Je n'ai qu'à écrire, ruft er seiner Schwester zu. Aber für eine Natur, die wie die seine den Drang nach der Vollendung in sich trug, war es auf die Dauer eine unerträgliche Qual, so immerfort produzieren zu müssen, ob in der Stimmung, ob nicht in der Stimmung, ob etwas Gutes, etwas Schlechtes oder etwas Mittelmäßiges, aber jedenfalls um des Brotes willen *etwas* produzieren zu müssen. Um dem zu entgehen, that er den verhängnisvollen Schritt, zu dem oft mittellose Litteraten sich gedrängt sehen, er gab Unterricht. Im September 1834 erhielt er eine Stelle am Collège Stanislas, in dem er ja selber erzogen worden war. Es war in den Ferien und er hatte nur eine kleine Anzahl Knaben, die nicht hatten nach Hause reisen können, zu unterrichten: „Schüler, die wie kranke Schafe in den Hürden bleiben müssen, während sich die übrige Herde auf dem Felde tummelt." Nach den Ferien erhielt er eine Hülfslehrerstelle: „der Lehrer der fünften Klasse hat einen Monat Urlaub genommen, ich vertrete ihn und verdiene damit hundert Francs. Ich habe mich nach Privatstunden umgesehen und ich habe drei bis vier Schüler gefunden. Schule und Privatstunden nehmen mich

von halb acht Uhr morgens bis halb zehn Uhr abends in Anspruch. Ich frühstücke im Kolleg und am Abend speise ich für 24 Sous, wie es sich für einen jungen Anfänger schickt." Um als Lehrer weiter zu kommen, mußte er agrégé ès-lettres werden und es galt daher, sich neben der anstrengenden Schularbeit auf ein schweres Examen vorzubereiten. Doch aber wollte er lieber das alles thun, als wie ein litterarischer Tagelöhner ums Brot schriftstellern. Ein so sensitiver Mensch, wie Guérin war, kann seinen Genius leichter zum Schweigen verurteilen, als ihn wie einen Mietsgaul zum Gelderdienen benutzen. Manchmal allerdings drückte sein Joch ihn bitter und oft wollte sein Geist sich dagegen auflehnen, aber vier Jahre lang hat er es doch beharrlich und meist auch geduldig getragen. Am 15. November 1838 verheiratete er sich mit einer jungen Kreolin von etwas Vermögen. „Das Schicksal", schreibt er, „liebt ja nun einmal Ueberraschungen, so hat es denn auch diesmal vom fernen Indien her mir die Braut in die Arme geführt." Die Ehe war glücklich und verschaffte zudem Guérin Freiheit und Muße. Aber wie nahe war nun auch „die blinde Parze mit der bösen Schere". Die Schwindsucht zeigte sich und schon am 8. April 1839 schreibt er seiner Schwester wie mit heiterer Selbstironie: „Ich bringe mein Leben hinter Bettvorhängen zu und warte, dank der Pflege Karolinens, meiner Bücher und meiner Träume, mit leidlicher Geduld auf Genesung, die mir der Sonnenschein bringen soll." Damit er Sonnenschein habe, brachte man ihn in sein heimatliches Languedoc, aber es war umsonst, schon am 19. Juli 1839 starb er in Le Cayla.

Seine inneren Wandlungen während dieser letzten fünf Jahre waren wichtiger als seine äußeren Erlebnisse. Als feuriger Anhänger von Lamennais war er nach Paris gekommen. Noch im April 1834, als Rom das Verdammungsurteil über Lamennais gesprochen, schreibt er: „Heute Abend wandert ein Mann von Paris westwärts, dessen Spuren ich gerne folgen möchte, denn in die Wüste geht er, wohin auch ich mich sehne. Mr. Féli reist heute Abend nach La Chênaie." Doch im Oktober 1835 schreibt er seiner Schwester: „Sei gewiß, ich bin entwöhnt von Lamennais, man kann nicht immer ein saugendes Kind bleiben. Ich bin jetzt völlig frei von seinem Einfluß." Aber noch tiefer sollte bei ihm der Wandel gehen. Guérin hatte sich noch 1834 hauptsächlich aus dem Grunde von der französischen romantischen Schule abgewandt, weil sie, die in der Religion ihren Ursprung hatte, aufgehört hätte, religiös zu sein: „sie hat das Haus und die Mahnung ihres Vaters vergessen", hatte er geschrieben. Nun wurde er gerade mit den Häuptern dieser Schule genauer bekannt und unter ihrem Einflusse wandte er sich ab von der Kirche. Einer seiner Freunde von La Chênaie her, der von dieser „traurigen Revolution" aus dem Jahre 1836 berichtet, schreibt: „Das Band gemeinsamen Glaubens, durch welches unsere Freundschaft entstanden war, existierte nicht mehr unter uns beiden." Doch nur „ein Interregnum" war dies, und nicht lange sollte es währen. Durch seine Klarheit und durch den Einfluß seiner Schwester Eugenie wurde er wieder für den Glauben gewonnen, und er starb als gläubiger Katholik. Auch seine ganze Stellung zur Welt hatte sich geändert. Mit geheimem Grauen hörten wir ihn von seiner Rückkehr ins Weltleben reden, und als er schon einige Monate in Paris war, beglückwünschte er sich noch selbst, daß er sich von all den verwirrenden Anforderungen des Gesellschaftslebens freihalten könne, „die mich verwunden, aus dem Gleichgewichte bringen, ja ganz zu Grunde richten würden." Zwei Jahre später aber nennt ihn Sainte-Beuve einen Mann von Welt, elegant, ja modisch in seinem Auftreten, der wie nur ein anderer in Paris eine glänzende und geistreiche Unterhaltung führen könne.

Und doch sind wenig Naturen sich im tiefsten Grunde immer so gleich geblieben. Gleich am Anfange seines Tagebuches sagt er von sich selbst: „Ich verdanke alles der Poesie, denn nichts sonst als die Poesie ist die Hauptsumme meiner Gedanken. Ihr verdanke ich alles Reine, Erhabene und Wertvolle in meiner Seele; allen Trost vergangener Tage danke ich ihr, und allen Trost der Zukunft werde ich ihr zu danken

haben." War aber nun auch wirklich die poetische Anlage die eigentliche Basis seiner Natur, so sind wir auch mit dieser Beobachtung noch nicht auf den eigentlich springenden Punkt gekommen. Es war doch nur von einer bestimmten Seite her, daß die Poesie Guérins Seele ergriff und völlig gefangen nahm. Die Poesie ist die Interpretin wie des Geisteslebens so des Naturlebens, aber nur in letzterer Beziehung hatte sie sich Guérin recht eigentlich zu ihrem Organ gemacht. Das Leben der Natur uns wie durch einen Zauber greifbar nahe zu bringen und das Menschenleben als Stück des Naturlebens erfassen zu lehren, darin bestand seine Begabung, es war die Gabe naturalistischer, nicht moralischer Interpretation. Die Basis solcher Begabung ist ein ganz bestimmtes Temperament, nämlich eine ungemeine Zartheit der ganzen geistigen Organisation und ein feines Gefühl für alle kommenden Eindrücke. Der Dichter selbst verhält sich als Mensch hier ganz passiv, er will nur eine Art lebender Aeolsharfe sein, um die feinsten Naturtöne aufnehmen und wiedergeben zu können. Da, wo das Allgemeinleben entspringt, möchte er stehen und es als ein Ganzes nachempfinden. Er möchte wissen, wo des Lebens Pulse schlagen; nicht von einem Einzeleindrucke nur läßt er sich hinnehmen, um daran zu haften, sondern immer weiter möchte er von der Zauberwelle getragen werden. Getragen wird er in das Land der Religion und dann verläßt er es wieder, in den Verkehr der Menschen, und er zieht sich wieder auf sich selbst zurück; nie treibt ihn, was sonst die Menschen treibt, sondern er will in allem, was ihn berührt, eigentlich nur die Schwingungen des Gesamtlebens der Natur heraushören. Es ist mit ihm, wie der englische Dichter Keats sich ausdrückt: „Nur eine Stimme bin ich, ich lebe nur wie Wind und Wellen leben, nicht mehr als Wind und Wellen kann ich nützen." Er flattert hin über des Lebens Unruhe, aber nirgends greift er thatkräftig selber ein.

Wer hätte die Strebungen eines derartigen Temperamentes besser als Guérin selber schildern können. Im letzten Jahre seines Lebens schreibt er:

„Wie du siehst, komme ich immer wieder auf mein altes Brüten über das Naturleben zurück, auf dieser Linie bewegen sich eben alle meine Gedanken. Wie eine Leidenschaft beherrscht mich das, giebt mir Begeisterung, Thränen und wieder jubelnde Freude, giebt mir immer neue Nahrung für meine Träume. Ich bin weder Philosoph, noch Naturforscher, ich bin überhaupt kein Gelehrter, aber ein Wort giebt es, das ist wie der Gott, oder sage ich lieber, wie der Tyrann meiner Seele, es nimmt mich gefangen, es führt mich fort, es beschäftigt unablässig meine Seele, es wird mich endlich bringen, ich weiß nicht wohin, und dies Wort heißt: Leben."

Und ein andermal:

„Meine Seele heißt jeden Traum, jeden Eindruck willkommen, und kann doch bei keinem verharren, immer weiter will sie, Neues zu suchen." Oder: „Je länger ich lebe und je schärfer ich zwischen Wahrem und Falschem im Menschenleben unterscheiden lerne, desto brennender wünsche ich eben zu leben, zwar nicht wie ein Wilder, nicht wie ein Menschenhasser, wohl aber wie ein einsamer Mann da draußen an der Menschheit Grenzen. Dem Vogel möchte ich gleichen. Er kommt und geht und baut sein Nest um unser Haus her, er wohnt mit uns im selben Dorfe und doch fliegt er hinein in den unbegrenzten Himmel, und doch mißt ihm keiner als Gott sein täglich Brot, und doch baut er sein Nest tief im Dickicht oder hoch in des Baumes Gipfel. Ihm möchte ich gleichen, hinfliegen über und zwischen den Menschen, aber hinter mir möchte ich freies Feld haben, so weit wie der Himmel."

Auch Wanderlust ergreift ihn: „Nur als Wanderer fühlt man, daß man seinen Beruf als Mensch erfüllt." „Wie schön müßte es sein, mit dem Strome zu reisen. O, daß doch auf diesem Nil mein Schifflein triebe!"

Einem derartigen Temperament ist es allerdings nicht gegeben, thätig ins Leben einzugreifen. Im Gegenteil, es hindert recht eigentlich am freudigen Wirken, und gerade Guérin zeigt, wie krankhaft überreizt ein Mensch dabei werden kann. Solche Menschen verzehren sich in sich selbst, ihre Lebenskraft wird zu stark in Anspruch genommen und

in langen Stunden unsäglicher Erschöpfung, ja in frühem Tode haben sie dafür zu büßen. Guérin versteht diese tiefe Niedergeschlagenheit mit ebenso treffenden Farben zu schildern wie das, was er in glücklicheren Stunden fühlte. Häufiger noch als das Glück von seiner Begabung erfuhr er „den tiefen, innerlichen, schier immensen Schmerz seines Elendes, seiner inneren Armut.“ „Mein inneres Elend überwältigt mich, ich wage gar nicht mehr in mein Herz zu blicken.“ Wenn er aber doch am dunklen Tage Einschau hält, dann kann er, was er sieht, nur mit so trüben Worten schildern:

„Voll Sehnsucht bin ich, voll Unruhe, nur selten dringt ein Lichtstrahl in meine Seele, und dann nur, um mir all die Krankheiten zu zeigen, unter denen meine Seele leidet, um mir zu zeigen, daß meine Jugend nie zur Mannheit ausreifen soll. Früh werde ich alt, ich reibe mich auf in vergeblichem Geistesringen, aber weiter komme ich nicht. Mir ist, als säße mir der Tod im Haupte, und wenn der Wind weht, so meine ich wohl, ich wäre ein Baum, und er rausche in meines Wipfels dürren Zweigen. Zu studieren ist mir unerträglich, ja ganz unmöglich. Geistige Anstrengung bringt mir nicht so sehr Ermüdung, als einen überreizten, nervösen Ekel, der mich hinaustreibt auf Straße und Feld, ich weiß selber nicht wohin. Sonst ergriff mich in meiner Einsamkeit der Frühling immer so heimlich und wundersam mit all seinem Zauber, in diesem Jahre aber erdrückt er mich schier mit seiner plötzlichen Hitze. Freudig würde ich jede Aenderung meiner jetzigen Lage begrüßen, welche es auch sei. Wäre ich unabhängig, so würde ich in ein fremdes Land reisen und das Leben neu beginnen.“

Das ist so ein Aufschrei dieses Temperamentes in den so häufigen Stunden, in denen es sich von Schwäche und Vereinsamung wie zermalmt fühlt. Weder Guérin noch der ihm innerlich so verwandte Keats*) haben mit diesem Temperament das gefunden, was die Menschen „Glück“ nennen. Und doch schulden sie all den wunderbaren Glanz und Duft ihres Talentes wieder nur diesem bis zum Uebermaß in ihnen entwickelten Temperament. Wir bemerkten schon, daß die Poesie in doppelter Richtung das innere Wesen ihrer Objekte aufzuschließen vermag. Sie thut das, wenn sie mit wunderbarer Sicherheit Gestalt und Bewegung der Außenwelt zum Ausdruck bringt, und nicht minder, wenn sie, wie durch Inspiration, die Ideen und Gesetze der innersten sittlichen und geistigen Natur im Menschen aufzeigt. Mit anderen Worten: die interpretative Kraft der Poesie äußert sich sowohl durch den ihr verliehenen Einblick in das Naturleben, wie durch ihren sittlichen Tiefblick. In beiden Richtungen erleuchtet sie die Seele, giebt sie ein befriedigendes Wissen um die uns umgebende Wirklichkeit, versöhnt sie uns mit uns selbst und mit dem Universum. Wahrhaft große Dichter vereinigen diese beiden Fähigkeiten in sich, sie können uns Natur und Menschenleben deuten. Aber gerade bei denen, die beides können, pflegt schließlich das Interesse an der moralischen Welt das überwiegende zu werden. Bei Shakespeare scheinen zunächst beide Momente im Gleichgewichte, und doch senkt sich auch bei ihm schon die Wagschale, er beginnt immer weniger einfach und sinnlich, immer mehr intellektualistisch sich auszudrücken. Noch mehr läßt sich das von Wordsworth (1770 bis 1850) sagen. Bei Shelley (1792 bis 1822) herrscht nicht dies Gleichgewicht, ja er besitzt nicht einmal beide Begabungen neben einander, wohl aber ringt er leidenschaftlich nach beiden, und das eben macht ihn als Menschen so anziehend. Bei Keats und Guérin dagegen ist diese Gabe, die Natur zu deuten, die weit überwiegende, und sie findet sich bei ihnen zugleich am höchsten ausgebildet. Wenn sie beide von den Dingen der Welt reden, so ist es wie es mit Adam war, der durch Inspiration jedem Geschöpfe seinen Namen gab: auch sie sind im stande, die Dinge ihrem innersten Wesen entsprechend zu bezeichnen. Aber auch zwischen

*) John Keats, geboren 1796, starb schon als Jüngling 1820 in Rom. Er ist Verfasser mythologisch-mystischer Dichtungen (Endymion und Hyperion), in denen er die Natur mit schwärmerischer Begeisterung und in elegischen Tönen sinnlich und anschaulich beschrieben hat. Schwindsüchtige Anlage, trübe Aussichten für seine Existenz, Kummer über Verkennung und über ungünstige Beurteilung seiner Dichtungen ließen ihn früh hinwelken.



Keats und Guérin ist noch wieder ein Unterschied. Keats hat ein offenes Auge besonders für alles Liebliche in der Natur, für ihre offene Tagesseite, ihm ist die Natur die alma parens, seine Darstellung hat daher auch etwas Anmutendes, etwas mehr die äußerliche, sinnliche Seite Hervorhebendes. Guérin dagegen hat vor allem ein Gefühl für das Anbetenswerte, Geheime im Naturleben, ihm ist sie die magna parens, und seine Ausdrucksweise ist daher innerlicher, tiefer, mystischer.

Einem vom Dämon Besessenen glich Guérin. Nicht auf sein irdisches Fortkommen, nicht auf das Publikum, nicht auf Ruhm war seine Seele gerichtet, er schaute vielmehr auf die Isis, deren Schleier zu lüften er gewürdigt war. Veröffentlicht hat er nichts. „Es ist doch viel mehr Kraft und Schönes“, schreibt er einmal, „in dem still bewahrten Geheimnis unserer selbst und unserer Gedanken, als in der Entfaltung eines ganzen Himmels, der etwa in uns wohnen mag.“ Als ein Freund ihn drängte, etwas zu veröffentlichen, antwortete er: „Ich gehöre nun einmal zum Orden derer, die zu Hause bleiben, zu Abenteuern habe ich keine Neigung und litterarische Abenteuer widerstreben mir ganz besonders, ja ich darf wohl ohne Ueberhebung sagen, ich verachte dergleichen. Die litterarische Laufbahn hat in meinen Augen etwas Unreales, sowohl in sich selbst, wie in dem Lohn, den man von ihr sucht, sie erscheint mir wirklich innerlich absurd.“ Seine Bekannten, darunter berühmte Litteraten, lächelten über seine Bescheidenheit, sie kannten und bewunderten die Originalität und Feinheit seines Talentes. Aber allen ihren Aufmunterungen setzte er trübsinnige Verzagtheit entgegen: „Es wäre mir unerträglich, wollte ich vor Menschen anders erscheinen als vor Gott. Daß wohlmeinende Freunde mich überschätzen, ist ja gerade meine ärgste Qual. Man sagt, am jüngsten Tage würden der Menschen Gedanken aller Welt offenbar werden, ich aber wollte, die meinen lägen schon heute offen vor jedermann, und jeder, der vorbeigeht, könnte sehen, was für einer ich eigentlich bin.“ „Hoch über meinem Haupte, fern, ach so ferne, meine ich manchmal das Rauschen jener Welt der Gedanken und Gefühle zu vernehmen, nach der ich so heftig trachte, und kann sie doch nicht erreichen. An die meines Alters denke ich, deren Flügel kräftig genug sind, sie dorthin zu tragen, aber ich denke an sie ohne Eifersucht, wie der Mensch, so lange er auf Erden lebt, wohl an die Seligkeit der Auserwählten im Himmel denkt.“ Ueber seine eigenen Arbeiten urteilt er: „Wenn ich einen Stoff zu bearbeiten beginne, will meine Eitelkeit mich glauben machen, ich würde wunder was vollbringen, und wenn ich fertig bin, so sehe ich, daß nichts als eine elende, aufgebauschte Nachahmung daraus geworden ist, aus allerlei von fremder Palette gestohlenen und auf der meinen geschmacklos gemischten Farbenresten zusammengeschmiert.“ Das sind in der That Worte eines Mannes, der nach höchster Vollendung strebte und daher alle seinem Ideal nicht voll entsprechende Dichtung für nichts achtete. Der wunderbare Zauber seiner Rede, den er durch sein ernstes Ringen erreichte, wird den Namen von Maurice de Guérin in der Litteratur unvergessen bleiben lassen.

Ich habe schon seiner Prosadichtung „der Centaur“ Erwähnung gethan, auch daß sie erst nach seinem Tode von George Sand veröffentlicht worden ist. Einige Besuche, die er mit einem befreundeten Archäologen im Museum des Louvre machte, gaben ihm die erste Anregung zur Bearbeitung dieses Stoffes. Gerade jenes freie, ungebundene Leben, welches die Griechen in Gestalten wie der Centaur zum Ausdruck brachten, hatte, wie leicht begreiflich, großen Reiz für ihn. Unter solchen Eindrücken hat er auch eine „Bacchante“ verfaßt, die einen Teil einer poetischen Darstellung der Fahrten des Bacchus durch Indien bilden sollte. So verwandt derartige Stoffe seiner Natur waren, so glaube ich doch nicht, daß gerade in ihnen sein Talent schon zur höchsten Entfaltung gekommen ist. Jedenfalls aber ist „der Centaur“ eine Schöpfung von wunderbarer Schönheit; sowohl in Erfindung wie im Ausdruck ist jener Naturzauber über ihn ausgegossen, von dem ich gesprochen habe, und selbst der Nichtfranzose wird etwas von dem Wohllaute dieser Worte nachempfinden können. Die Fabel der Dichtung ist einfach: ein alter Centaur erzählt auf seinem Berge einem menschlichen Besucher,

Melampus, die Geschichte seiner Jugend. Eigentlich ist die Dichtung unübersetzbar, ihr Reiz liegt recht eigentlich in der Feinheit des Ausdrucks. Ich muß mich daher damit begnügen, einige Auszüge mitzuteilen.

— — — In diesen Bergesklüften ward ich geboren. Wie des Stromes erste Tropfen in tiefer Höhle aus einem weinenden Felsen sickern, so begann auch mein Leben in dunkler Felsengrotte, und stille war es um mich her. Wenn unsere Mütter fühlen, daß ihre Stunde sich naht, bergen sie sich in den Höhlen, und tief im Erddunkel und Einsamkeit gebären sie ohne einen Laut der Klage ihre Kinder, die ebenso wenig schreien wie ihre Mütter. Die kräftige Muttermilch läßt uns ohne Schwäche und Krankheit die ersten Kämpfe des Lebens leicht bestehen, und doch verlassen wir unsere Höhlen später, als ihr eure Wiegen. Denn man hat uns gelehrt, der Lebensmorgen solle in Stille und Einsamkeit verbracht werden, weil uns an ihm die Götter nahe sind. So blieb ich, fast bis ich erwachsen war, in dem Dunkel, darin ich geboren war. So tief unter den Bergen versteckt lag die Stelle, daß ich nicht geahnt hätte, nach welcher Seite hin sich der Ausgang befände, hätten nicht die Winde, wenn sie bisweilen ihren Weg durch die Oeffnung fanden, frische Zugluft eingeführt. Bisweilen auch brachte die von ihrer Wanderung heimkehrende Mutter den Wohlduft des Thales mit sich und sie troff noch von dem Wasser, durch das ihre Fahrt gegangen. Kein Wort sagte sie dann von Thal und Strom, aber es war so etwas wie ausgegossen über sie, das gab mir zu denken und trieb mich in rastloser Unruhe umher in meinem Dunkel. Dann rief ich wohl: „Was ist es mit dieser Welt da draußen, in die meine Mutter wandert? was zieht sie so allgewaltig von hier hinaus?“ In solchen Augenblicken erregte mich die in mir wohnende Kraft und machte mir Unruhe. Es trieb mich etwas in mir, ich mußte mich ausarbeiten. Ich warf meine Arme wild umher, wie rasend stürmte ich durch die weite dunkle Höhle; aus den Streichen, die ich in die Leere führte, aus der Richtung meines Laufs suchte ich zu erkennen, wie weit meine Arme reichten, meine Füße mich trügen. Mit meinen Armen habe ich seitdem die Brust manches Centauren und Heroen, den Stamm mancher Eichen umspannt, meine Hände haben Felsen, Wasser, Pflanzen, ja die leisesten Bewegungen der Luft fühlen gelernt, denn in dunklen und stillen Nächten hebe ich sie empor, um des Windes leisen Hauch zu merken und meine Straße danach zu richten; und meine Füße — schau, Melampus, wie kraftlos sie vor Alter wurden! Und doch, mag ich noch so abgelebt sein in den vielen, vielen Jahren, doch kommen immer noch Tage, an denen stürme ich im Sonnenschein auf Bergesgipfeln umher wie einst als Kind in der Höhle, schwinge meine Arme und erprobe, was mir noch an Spannkraft geblieben. — — —

O Melampus, das Leben der Centauren wolltest du kennen lernen: warum doch ließen die Götter deine Füße den Weg finden zu mir, dem ältesten und verlassensten von allen! Lange schon nehme ich nicht mehr teil am Leben der Centauren. Diesen Berggipfel, auf den mich das Alter gebannt, verlasse ich nicht mehr. Die Pfeilspitze dient mir nur noch dazu, zähfaserige Pflanzen auszugraben, stille Seen kennen mich wohl noch, die Ströme haben mein vergessen. Ich will dir ein wenig aus meiner Jugend erzählen, doch meine Erinnerungen, wie sie aus der altersmüden Seele aufsteigen, gleichen kargen Tropfen aus zersprungener Urne.

Voll Leidenschaft und Erregung war meine Jugend. Mein Leben war Bewegung, keine Schranken kannten meine Schritte. Als ich eines Tages ein selten von Centauren betretenes Thal durchstreifte, ward ich eines Menschen gewahr, der jenseits des Flusses den Berg erkletterte. Es war der erste Mensch, der mir begegnet war, und ich verachtete ihn. „Schau“, rief ich, „kaum halb ist er, was ich bin: wie kurz seine Schritte, wie schwerfällig seine Bewegungen! Ohne Zweifel ist das ein von den Göttern besiegter Centaur, sie haben ihn verstümmelt und nun muß er sich so weiter schleppen.“

Planlos, wie die Ströme rinnen, schweifte ich dahin, doch wo ich auch war, ob im tiefen Thal, ob auf Bergeshöhen, allenthalben fühlte ich Cybeles Nähe. So stürmte

ich hin in blindem, fessellosem Lebensdrange. Doch wenn die Nacht, voll Gotteszauber, an Bergeshalde mich überraschte, dann führte sie mich wohl an den Eingang einer Höhle und machte mich dort stille, wie sie die Meereswogen stillet. Ueber die Schwelle der Höhle streckte ich mich dann, mein Leib lag darinnen, mein Haupt unter freiem Himmel, und so genoß ich das Schauspiel der Nacht. Es heißt ja, daß in der Nacht die Meeresgötter ihre Paläste in der Tiefe verlassen, auf Klippen sitzen und ihre Augen über die endlosen Wellen wandern lassen. So hielt auch ich Wacht und zu meinen Füßen dehnte sich die Lebensweite wie die schweigende See. Meine Blicke hatten freien Raum und wanderten bis in die weiteste Ferne. Wie der Strand niemals ganz aufsaugt die Flut, die darüber hingegangen, so bleibt es auch westwärts auf den Bergen immer noch wie ein Hauch von dem Glanze des Tages, und die Schatten vermögen ihn nicht ganz zu verschlingen. Die nackten, kahlen Berggipfel da drüben liegen immer noch in blassem Dämmer. Dort sah ich Gott Pan, den ewig einsamen, zu Thal steigen, ein andermal den Chor der mystischen Gottheiten oder eine von der Nacht wie berauschte Nymphe. Bisweilen zogen hoch im Zenith die Adler des Olymp vorüber und verschwanden in fernen Sternbildern oder auch im Dunkel der träumenden Wälder.

Nach Weisheit forschest du, Melampus. Sieh, den Willen der Götter erkennen, das ist Weisheit. So fährst du von Volk zu Volk, ein vom Schicksal umgetriebener Sterblicher. Damals, als ich noch vor der Höhle liegend die Nächte durchwachte, war mir manchmal, als könnte ich einen Einblick thun, einen heimlichen, in die Gedanken der schlafenden Cybele, als wollte die Göttermutter, traumbetrogen, etwas von ihren Geheimnissen mir verraten, aber nie mehr als Töne konnte ich fassen, unverstanden, wie das Gurgeln der Wellen.

„O Makareus", sagte zu mir einmal der große Chiron, den ich in seinem Alter pflegte, „wir sind beide Cyklopen der Berge, und doch wie verschieden ist unser Leben! Meiner Tage Arbeit ist, nach Pflanzen zu suchen, du aber, du gleichst jenen Sterblichen, die an Wassern oder in Wäldern ein Stück von der Rohrpfeife fanden, welche Pan fortgeworfen, und es an ihre Lippen brachten. Weil sie von dem Gott ein Stück bei sich tragen, ergreift sie von Stund an leidenschaftlich Sehnen nach der Wildnis, wie von heiligem Wahnsinn werden sie getrieben und eilen in die Einsamkeit, tauchen in die Wälder, folgen dem Laufe der Flüsse, begraben sich tief in die Berge, ruhelos umhergejagt, sie wissen nicht wovon. Sturmgeliebte Rosse im fernen Scythien sind nicht wilder als du, nicht so abgetrieben und müde, wenn zur Nacht der Nordwind sich legt. Die Götter möchtest du begreifen, o Makareus, wissen möchtest du, welcher Quelle Menschen, Tiere und das Weltfeuer entspringen? Ach, der greise Ocean hält diese Geheimnisse in seiner Brust verschlossen und um ihn her, in ewigem Reigen sich drehend, singen die Nymphen, um jeden Laut zu übertönen, der etwa seinen im Schlummer halb geöffneten Lippen sich entringen möchte. Wohl haben Sterbliche um ihrer Tugenden willen von den Händen der Götter die Leier empfangen zur Freude der Menschen oder Samen von Pflanzen, sie reich zu machen, aber von ihren unerbittlichen Lippen empfingen sie nichts. — — — —

Solche Lehren gab mir der alte Chiron. Nur noch einem Schatten glich der Greis, und doch hegte sein Geist noch die erhabensten Gedanken. — — —

O Melampus, wie sich die stillen Sterne zum Untergange neigen, so neige auch ich mich dem Ende meiner Tage zu. Noch vermag ich ja die Klippen zu erklimmen und dort sitze ich dann lange und schaue, wie die Wolken so wild und ruhelos ziehen und wie die feuchten Hyaden, die Pleiaden und der große Orion aufsteigen. Doch ich fühle, wie ich dahin schwinde, bald werde ich davon sein, aufgelöst wie die Schneeflocken auf Stromeswellen, bald werde ich zergehen in den Wassern, die im tiefen Busen der Erde rollen!





Monatsschau.

Politik.

Die regelmäßigen politischen Berichte der „Allgem. konservativen Monatsschrift" pflege ich sonst — der unterzeichnete Herausgeber — mit einer Besprechung und Chronik der Ereignisse des Monats zu beginnen, bei der ich bestrebt bin, nach Form und Inhalt mich möglichst objektiv zu verhalten.

Zu meinem Bedauern muß ich für diesmal eine Ausnahme von der sonst hergebrachten Gewohnheit machen und etwas subjektiver werden, als mir's im Grunde lieb ist. Ich bin aber ganz gegen meinen Willen in eine Polemik über die Stellung der „Konservativen Monatsschrift" zu den socialen Fragen der Gegenwart verwickelt worden, und zwar in eine Polemik, die von konservativer Seite gegen mich geführt wird. Und da haben dann schon Rede und Gegenrede zu dem Ergebnis geführt, daß es einen Rückzug bedeuten würde, wenn ich schwiege, und nur mein Wort einlösen heißt, wenn ich rede.

Unter der Ueberschrift: „Was bedeutet der Socialismus für die konservative Partei?" — hat der Redakteur der „Badischen Landpost", Herr Röder in Karlsruhe, eine Reihe von Leitartikeln in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" veröffentlicht, in denen er den Konservativen zeigen will, welche Wege sie in der socialen Frage zu gehen haben.

Herr Röder redet eine recht lebhafte Sprache, und offenbar ist er von der Richtigkeit, um nicht zu sagen Unfehlbarkeit seiner Ansichten sehr fest überzeugt. Aber trotzdem bin ich heute noch — um es gleich vorweg zu sagen — der Ansicht, die ich schon im Maiheft bei der Recension seiner Schrift: „Der evangelisch-sociale Kongreß", ausgesprochen habe, daß Herr Röder dem Manchestertum zuneigt, und daß die konservative Partei nichts Bedenklicheres thun könnte, als diesem Ratgeber zu folgen.

Gleichwohl würden die Röderschen Ansichten und Ausführungen als solche mich gewiß nicht veranlaßt haben, die Feder gegen ihn zu ergreifen. Ihrer inneren „Bedeutung" nach könnten sie auf sich beruhen bleiben, wie vieles andere, was geschrieben wird. Nur darin liegt für mich der Grund zur Entgegnung, daß diese Ausführungen in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" erschienen sind, einem Blatt, das eo ipso dem, was sie aufnimmt, eine gewisse Bedeutung verleiht; und weiter in dem Umstand, daß Herr Röder neben dem „Volk", gegen welches in erster Linie seine Ausfälle sich richten, auch die „Konservative Monatsschrift" in den Bereich seiner Angriffe gezogen hat.

Nun hat wohl die Kreuzzeitung bez. die neue Redaktion des Blattes erklärt, daß die Röderschen Artikel ein Residuum aus alten Redaktionsmappen seien, und damit doch

wohl andeuten wollen, daß man sie jetzt, sei es ganz, sei es teilweise, nicht mehr vertreten will. Immerhin sind sie an hervorragender Stelle ins Land gegangen; ein Wort hat das andere gegeben. Und die Diskussion ist nun auf einen Punkt gelangt, daß Klarheit geschaffen werden muß, um was es sich in diesem Streitfall handelt. Ein Schade wird ja überdies kaum daraus erwachsen können, wenn innerhalb der konservativen Partei die socialen Fragen recht intensiv erörtert werden, wenn man durch Rede und Gegenrede dahin zu gelangen sucht, sich über ein Programm in den Fragen der Landwirtschaft, des Handwerks, der Industriearbeit zu verständigen oder — zu scheiden.

Zur Klarstellung der Lage schicke ich die „Erklärung" voran, die schon in Nr. 381 der „Kreuz-Ztg." abzugeben die Redaktion mir freundlichst gestattet hat. Sie lautet:

„Was bedeutet der ›Socialismus‹ für die konservative Partei?" — unter dieser Ueberschrift bringt die „Neue Preuß. Ztg." in ihrer Nummer 377 vom 14. August einen Leitartikel aus der Feder des Herrn Röber-Karlsruhe, welcher folgende Sätze enthält:

> Den Uebergriffen des Kapitalismus an der Börse, in den Aktiengesellschaften, den Trusts, Ringen, wie allen Kapitals-Koalitionen soll durch die Gesetzgebung entgegengetreten werden. Ich habe dies des besonderen in meinen Broschüren „Christlich-konservativ" und der „Evangelisch-sociale Kongreß in Frankfurt" ausgeführt. Trotz alledem macht mir das „Volk" wiederholt den Vorwurf „stark manchesterlicher Neigungen" im Anschluß an einige Bemerkungen der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift", die aus Gründen räumlicher Verhältnisse — Schwerin liegt weit von Karlsruhe — sich ihre Kenntnis des von mir geleiteten Blattes wiederum aus der Zeitung „Volk" geholt hat. Der skizzierte Vorwurf „stark manchesterlicher Neigungen" ist von hohem psychologischen Interesse. Die Leiter des „Volk" und der „Allg. konf. Monatsschrift" bezeichnen jeden als manchesterlich, der nicht, wie sie, socialistisch ist.

Da die verehrliche Redaktion diesem Angriff auf mich und die von mir geleitete „Konservative Monatsschrift" Raum gegeben, darf ich vielleicht als Parteigenosse um gütige Aufnahme einer kurzen Abwehr bitten.

Ich habe im Juniheft d. J. allerdings die Ansicht ausgesprochen, daß Herr Röber dem Manchestertum „stark zuneige" Daraufhin hat Herr Röber mich mit mehreren sehr erregten Zuschriften beehrt, auch mit gerichtlicher Klage gedroht, wenn ich mein Urteil nicht widerriefe. Da ich aber meine Ansicht über ihn nicht, wie Herr Röber schreibt, aus dem „Volk", sondern aus seinen Broschüren, deren eine ich im Maiheft persönlich recensierte, geschöpft habe, und da ich besonders seine mit den Darstellungen der nationalliberalen Presse vielfach zusammenfallende Auffassung von der angeblich günstigen Lage des gegenwärtigen Handwerks für unrichtig und optimistisch halte, so lehnte ich umsomehr weitere Erklärungen ab, als die Briefe des Herrn Röber die einfachste Höflichkeit vermissen ließen. Auf die Drohungen mit der Justiz erwiderte ich nur, daß es mich interessieren würde, den Gerichtshof kennen zu lernen, der sich zum Schiedsrichter über unsere socialpolitischen Meinungsverschiedenheiten hergeben würde.

Herr Röber hat mich nun zwar vor den Gerichten nicht verklagt; aber er benutzt die Publizität der „Kreuz-Zeitung", um mich als „Socialisten" von der Farbe der Lassalle und Rodbertus zu verdächtigen.

Ich kann nicht beanspruchen, daß die „Kreuz-Zeitung" mir Raum gewährt, um meine Ansichten in extenso darzulegen. Aber kurz werde ich sagen dürfen, daß die „Konservative Monatsschrift" als wissenschaftliche Zeitschrift zwar allerlei Ansichten Raum gewährt, daß aber die seit Jahren von mir geschriebenen Monatsberichte, welche den Standpunkt der Redaktion wiedergeben, nicht „socialistischer" gewesen sind, als die „Grundlegung" der Volkswirtschaftslehre des Herrn Professors Adolf Wagner, bez. soweit die Kirche in Frage kommt, als das Werk des Professors v. Nathusius: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage." Mit Lassalle hat das alles schlechterdings nichts zu schaffen.

Daß aber die „Konservative Monatsschrift" auch mit dem „Volk" nicht zu identifizieren ist, beweisen klar genug die Worte, welche sich im Juniheft unmittelbar über den von Herrn Röber angefochtenen finden, ihm also gar nicht entgangen sein können. Ich habe da über den evangelisch-socialen Kongreß und die an ihn sich anknüpfende Polemik geschrieben:

> Es ist schwer für den Unbeteiligten, zu diesen Konflikten Stellung zu nehmen. Auch wir gehören zu denen, welche die mangelnde Initiative auf der Rechten beklagen, und unsere Sympathie gehört durchaus dem Eifer, der, aus warmer christlicher Bruderliebe geboren, den unterdrückten und enterbten Ständen unseres Volkes zu besseren Daseinsbedingungen verhelfen möchte. Wenn wir aber die politische Frage stellen nach dem Wege, der zum Ziel führt, so ist es jedenfalls, auch vom christlich-socialen Standpunkt aus, der bessere Modus, die Konservativen zu gewinnen, nicht aber sich von ihnen zu trennen und das immer noch

gemeinsame Tischtuch zu zerschneiden. Eine Trennung würde doch dann erst berechtigt sein, wenn jede Hoffnung der Verständigung aufgegeben werden müßte. So aber liegen die Dinge noch nicht. Und wenn bei den Konservativen viel Zurückhaltung oder tastende Unsicherheit im Fortschreiten sich findet, so kann der drängenden (christlich-socialen) Partei der Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, daß sie praktikable Vorschläge nicht klar genug herausgearbeitet hat. Regierung und regierungsfähige Parteien können aber nie durch Agitation gewonnen werden, sondern immer nur durch Pläne, die auch in gesetzlich faßbare Form zu bringen sind.

Ist wirklich diese meine Bitte an die Christlich-Socialen, sich nicht von den Konservativen zu trennen, sondern sich auf Grund konkreter Vorlagen mit ihnen zu verständigen, ein „Socialismus", der an Lassalle erinnert?

Schwerin, August 1895. Dietrich v. Oertzen.

Ich habe diese Erklärung wörtlich hierhergesetzt, weil aus derselben schon deutlich hervorgeht, um welchen Gegensatz es sich in unserer Polemik handelt.

Herr Röder erwiderte Folgendes:

Erwiderung.

Die verehrliche Redaktion der „Neuen Preußischen Zeitung" muß ich bitten, mir auf die „Erklärung" des Herrn Dietrich v. Oertzen zu einigen kurzen Bemerkungen das Wort zu geben. Im Juniheft der „Konservativen Monatsschrift" schrieb Herr von Oertzen in einem längeren Artikel, der zu Gunsten des Herrn Pfarrers Naumann gegen die gesamte konservative Presse polemisierte, wörtlich folgendes:

> „Die Anklage der von der konservativen Partei herausgegebenen, aber dem Manchestertum stark zuneigenden ›Badischen Landpost‹, daß Naumann unter socialer Firma theologische und religiöse Mittelparteilerei treibe, streift wohl hart an die Grenze der Verleumdung, denn es liegt nichts vor, was irgend jemand berechtigte, an den ehrlichen Absichten Naumanns zu zweifeln."

Daraufhin habe ich an Herrn v. Oertzen eine „Erklärung" geschickt, in welcher ich in ungefähr 15 Zeilen den Vorwurf, die von mir redigierte „Badische Landpost" neige stark zum Manchestertum, als einen unberechtigten zurückwies mit Bezugnahme auf meine in Oeffentlichkeit, Presse und Litteratur genugsam bekannte Stellung. Den gleichfalls zu Unrecht erhobenen Vorwurf, ich hätte Naumann beschuldigt, er treibe unter socialer Firma theologische und religiöse Mittelparteilerei, ließ ich ganz unberücksichtigt; ich hielt mich nur an das für mich Wichtigste, da ich bei meiner bekannten Stellung und einer nun 14jährigen Thätigkeit gegen das Manchestertum einen solchen Vorwurf als bitter beleidigend empfinden mußte; denn nächst dem Socialismus weiß ich nichts, was meinen sittlichen Widerspruch so herausfordert, wie das Manchestertum. Die Aufnahme dieser kurzen Erklärung habe ich verlangt, und nicht, wie Herr v. Oertzen der Wahrheit entgegen erklärt, mit gerichtlicher Klage gedroht, „wenn er sein Urteil nicht widerriefe"!! Nur für den Fall, daß Herr von Oertzen diese Erklärung nicht freiwillig aufnehme, würde ich mich auf den § 11 des Preßgesetzes berufen. Zu allem Ueberfluß habe ich Herrn v. Oertzen zwei Quartale „Badische Landpost" mitgesandt, um ihm Gelegenheit zu geben, sein falsches Urteil zu revidieren. Statt alledem lehnt Herr v. Oertzen das ab, was er von der „Kreuzzeitung" verlangt hat und was ihm gewährt wurde. Es kann mir, der schon Mitarbeiter an der „Konservativen Monatsschrift" war, bevor Herr v. Oertzen dieselbe redigierte, nicht gleichgültig sein, wenn den Lesern der „Monatsschrift" der Wahrheit entgegen von einer stark dem Manchestertum zuneigenden „Badischen Landpost" geredet wird. Weil nun Herr von Oertzen seiner selbstverständlichen Pflicht, meine ganz kurze Erklärung aufzunehmen, nicht nachkam, werde ich ihn auf der Grundlage des § 11 des Preßgesetzes dazu zwingen müssen.

Wenn Herr von Oertzen meine in diesem Blatte gegebenen Darlegungen über die Handwerkerfrage als mit den „Auffassungen der nationalliberalen Presse zusammenfallend" bezeichnet, so genügt wohl der einfache Hinweis darauf, daß gerade meine Ausführungen über die Handwerkerfrage in den weitesten Kreisen die lebhafteste Zustimmung gefunden haben. Nicht nur, daß der größte Teil der konservativen Presse diese Auslassungen abdruckte, auch das Organ des deutschen Handwerkerbundes und des deutschen Handwerkertages, die in München erscheinende „Deutsche Handwerkerzeitung" — gewiß ein klassischer Zeuge für „meine nationalliberalen Auffassungen" — hat diese Artikel aus der „Kreuzzeitung" vollinhaltlich ihrem ganzen Umfange nach und zustimmend abgedruckt.

Es würde den Rahmen meiner „Erwiderung" überschreiten, wenn ich mich über die sonstigen Auslassungen des Herrn von Oertzen verbreiten wollte.

A. Röder.

Um nicht parteiisch zu scheinen, habe ich auch die Rödersche Erwiderung wörtlich hergesetzt, obschon die langen Erörterungen über die nebensächliche § 11-Frage auf Silbenstecherei hinauslaufen und kaum irgend ein Interesse bieten. Eine zweite Entgegnung von mir hatte dann folgenden Wortlaut:

Erwiderung.

Wenn ich auch ungern die geehrte Redaktion der „N. Pr. Ztg." noch einmal belästige, so kann ich doch nicht umhin, um den Raum nur weniger Zeilen zu einer thatsächlichen Berichtigung zu bitten.

Herr A. Röder erklärt in seiner „Erwiderung" in Nr. 390, ich hätte im Juniheft der „Allgem. konservativen Monatsschrift" einen Artikel geschrieben, „der zu Gunsten des Herrn Pfarrers Naumann gegen die gesamte konservative Presse polemisierte".

Aus diesem Satz muß jeder unbefangene Leser den Eindruck gewinnen, als wäre ich für die bekannten socialpolitischen Ansichten des Pfarrers Naumann eingetreten.

Das Gegenteil dieser Behauptung ist aber richtig.

Ich habe weder hier noch sonst irgendwann die Socialpolitik Naumanns vertreten. Am allerwenigsten im Juniheft. In der Chronik desselben handelte es sich um den evangelisch-socialen Kongreß. Pfarrer Naumann hat damals in schärfster Weise die Notwendigkeit der Trennung der Christlich-Socialen von den Konservativen betont; ich meinerseits riet in warmen Worten, sich nicht zu trennen, sondern nach einer Formel für ferneres Zusammengehen zu suchen. Mein Standpunkt war also dem des Pfarrers Naumann direkt entgegengesetzt!

Die anderen Behauptungen des Herrn Röder stehen auf gleicher Stufe. Ich mag Ihren Raum für weiteres nicht in Anspruch nehmen. Vielleicht gestatten Sie mir noch hinzuzufügen, daß ich im nächsten Hefte der „Allgem. kons. Monatsschrift mit Herrn Röder deutsch und deutlich abrechnen werde.

Schwerin, 22. August 1895. Dietrich v. Oertzen.

Wenn ich hiernach in die versprochene „Abrechnung" einzutreten habe, so kann ich den Inhalt dieser letzten „Erwiderung" zunächst nur von neuem bestätigen. Ich habe im Juniheft zum Frieden zwischen Konservativen und Christlich-Socialen geredet. Dabei habe ich von den Christlich-Socialen gesagt, daß sie fortwährend drängten, es aber oft an praktikablen Vorschlägen fehlen ließen. Und gegenteils habe ich von den Konservativen gesagt, daß sie gelegentlich nicht nur begründete, sondern auch sehr unbegründete Vorwürfe gegen die Christlich-Socialen erhöben, z. B. den, daß Pfarrer Naumann ein Heuchler sei, der unter politischer Maske nur kirchlichen Liberalismus verbreiten wolle. Wenn Herr Röder mich nun auf Grund dieser Aeußerung als Parteigenossen des Pfarrers Naumann und als Gegner der Konservativen hinstellt, so ist das völlig grundlos und haltlos, entspricht aber durchaus jener traurigen Methode journalistischer Polemik, der es gar nicht ernst darum zu thun ist, die Ansicht des Gegners — in diesem Falle überdies eines Parteigenossen — wahrheitsgemäß festzustellen, die vielmehr nur nach irgend einer verfänglichen Aeußerung umhertastet, aus der sich durch geschickte Handhabung eine Schlinge, im vollen Sinne des Wortes, „drehen" läßt. „Gebt mir ein einziges Wort eines Mannes" — sagte Talleyrand — „und ich bringe ihn an den Galgen."

Im übrigen gestehe ich offen, nicht zu wissen, welches konservative Interesse denn eigentlich das fortwährende Hacken auf die Christlich-Socialen gebieten könnte. Warum nicht getrennt und schweigend nebeneinander marschieren, um im Bedarfsfall einmal vereinigt schlagen zu können? Die Frage liegt doch nicht so, ob die Arbeiter sich von den Konservativen oder von den Christlich-Socialen führen lassen, sondern die Frage heißt: Traub, Weber, Naumann oder Bebel? So lange Herr Röder nicht nachweist, daß er auch nur einen einzigen Arbeiter hinter sich hat, so lange, meine ich, giebt es Wichtigeres zu thun, als bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Keulen auf die christlich-socialen Geistlichen loszuschlagen, die doch wenigstens einige Tausende von Arbeitern um das Banner des lebendigen Christentums wieder geschart haben.

Und nun zur Abrechnung!

Formell und materiell ist Mangel an Klarheit das Charakteristische an Herrn Röders Broschüren und Artikeln; die Widersprüche beginnen bei den grundlegenden Fragen.

Er wirbelt fortwährend kritiklos die sittlichen, religiösen und die rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte durcheinander. Immer wieder taucht in Röders Erörterungen die These auf, daß das Christentum ganz anders als bisher in den Vordergrund der Socialreform gestellt werden müsse, „die Erneuerung von Herz, Seele und Gesinnung aller Stände und jedes Einzelnen“, daß die Bekehrung des Volkes „Voraussetzung“ sei der wirtschaftlichen Reform. Dabei ist es Herrn Röders Ansicht, daß der „Konservatismus ein Bekenntnis zum Individualismus“ sei, weil „der Individualismus das Entwicklungsprincip der Menschheit“ bedeute. Vom Socialismus behauptet dagegen Herr Röder, daß er „zum Materialismus führe“, also doch zweifellos vom Teufel sei.

Eine ausführliche Widerlegung dieser unbeweisbaren Verkehrtheiten wird niemand von mir erwarten. Als Principien sind die individuale wie die sociale Idee durchaus gleichwertig und beide im öffentlichen Leben unentbehrlich. Zwischen Egoismus und Gemeinsinn die rechte Vermittlung auf historischer Grundlage zu finden, dürfte daher doch mehr die Aufgabe der Konservativen sein, als einseitiges „Bekenntnis zum Individualismus“!

Aber wie steht es mit dem Christentum?

Nun — ich bin gewiß der Letzte, der den Wert einer intensiveren Ausbreitung des Evangeliums herabsetzen möchte. Und wenn Herr Röder die Kirche und „Innere Mission“ verstärken will, so wird er mich stets auf seiner Seite finden. Aber Mission und Volkswirtschaft sind zwei total zu trennende Gebiete. Die Frage ist doch berechtigt: wenn nun wirklich alle Deutschen, Besitzende und Nichtbesitzende, sich zum Evangelium bekehrten, wenn sie Christen würden, welche die Tugenden der Sanftmut, der Bescheidenheit und der Unparteilichkeit, welche auch dem Gegner gerecht zu werden sucht, in ganz anderem Maße übten, als Herr Röder sie übt, — würde dann die sociale Frage aus der Welt geschafft sein? Diese Frage stellen heißt auch sie verneinen. Bei der Konkurrenz des kleinen Schustermeisters mit dem großen Schuh-Fabrikanten, der 200 Gesellen beschäftigt, ist es völlig gleichgültig, ob die Konkurrenten Juden, Heiden oder bekehrte Christen sind. Mag der Schuhfabrikant ein noch so christlicher Mann sein — und es ist doch an sich keine Sünde, massenhaft Stiefel zu fabrizieren —, so kann alles Christentum nicht hindern, daß er zahllose kleine Existenzen vernichtet. Da aber diese Vernichtung nicht auf unchristlicher Gesinnung, sondern auf dem elementaren natürlichen Grunde ruht, daß die Großproduktion dem Kleinbetrieb überlegen ist, so muß auch das Heilmittel gegen die entstehenden unliebsamen Zustände auf natürlichem Boden gesucht und gefunden werden. Hier allerdings sollte man suchen, bis man findet, denn der Staat hat in der That ein lebhaftes Interesse, dem Untergangsprozeß nicht schweigend zuzusehen. Der Staat braucht einen Mittelstand. Mit jedem kleinen Meister, den die Großindustrie tot macht, steigt aber ein Stück vom Mittelstande der Vergangenheit zum Orcus hinunter.

Hinsichtlich dieser letzteren These bin ich nun wohl mit Herrn Röder einig. Aber der Dissensus beginnt sofort wieder bei der Kritik. Ich will zunächst über den Punkt nicht rechten, ob diese Entwicklung, rein technisch angesehen, ein Fortschritt oder ein Rückschritt sei. Herr Röder thut den Machtspruch: „Kein Fortschritt!“ Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls handelt es sich um eine unabwendbare Entwicklung, die ihren Gang geht, gleichviel wie wir sie beurteilen. Es ist doch Thatsache, daß ungezählte Schustergesellen schon jetzt nicht mehr Gesellen, sondern Arbeiter sind, und ungezählte Schustermeister schon jetzt nichts anderes mehr zu thun haben, als Fabrikstiefel zu flicken oder „nach Maß“ für solche Kunden zu arbeiten, die kein Geld haben, im Bazar bar zu bezahlen.

Aber ist die Entwicklung „unabwendbar“? — das ist nun die Frage. Ich sage ja, Herr Röder sagt nein. Er weiß zu helfen. Und zum Glück erfährt die Welt auch sofort das Heilmittel, welches nach seiner Ansicht die Gefahren abwenden soll.

„Warum sagt man hier nicht einfach" — erklärt er wörtlich —, „daß der fabrikmäßige Betrieb von Kleider- und Schuhwaren nicht mit mehr als 20—25 Personen darf ausgeübt werden?" Punktum und Streusand! — die sociale Frage ist gelöst.

Soll ich mich wirklich bei solchen Dilettantereien lange aufhalten? „Einfach" ist dieser Vorschlag allerdings, aber er ist mehr wie das. Herr Röder will den Konservativen die Wege zeigen. Man denke sich die Partei mit dieser Lösung der Handwerkerfrage im Reichstag — ganz abgesehen davon, daß ein Meister, der 25 Gesellen beschäftigt, doch auch schon „Kapitalist" ist und keineswegs mehr dem vielgenannten „Mittelstand" angehört.

Ich komme nun aber noch mit einem Wort auf die technische Seite der Sache zurück. Herr Röder betont, daß es nicht Fortschritt, sondern Rückschritt sei, „wenn Tausende von Menschen statt Schuhe und Kleider, die ihren Füßen und Leibern passen, persönlich für sie gemacht sind, ein lediglich nach Nummern gearbeitetes Zeug an den Leib bekommen, das nicht sitzt, schlotterig ist? außerdem zur Unachtsamkeit, zur Unordentlichkeit, zur Geschmacklosigkeit und aus diesen Gründen zusammen zur Vermögensverschleuderung führt?" Ist das richtig? Ich fürchte zunächst, daß diese Behauptung, selbst wenn sie erwiesen wäre, sehr wenig Menschen abhalten würde, sich die billigen Fabrikstiefel dennoch zu kaufen. In der That ist sie aber unerweisbar und Herr Röder bekundet mit ihrer Wiederholung eine solche „Unachtsamkeit", daß man fast glauben könnte, er habe selbst schon Fabrikstiefel getragen und sei dem demoralisierenden Einfluß dieses sündhaften Kleidungsstückes auch seinerseits ein wenig erlegen. Denn nicht nur sitzen gut gemachte Fabrikstiefel sehr gut und adrett, sondern sie halten auch genau solange wie Handwerkstiefel, und sie zu kaufen ist nicht Verschleuderung, sondern Oekonomie.

Daß also auf diesem Handwerks-Gebiet der Mittelstand der Vergangenheit seinem Ende entgegengeht, scheint mir, wenn man nicht Vogelstraußpolitik treiben will, nicht recht bestreitbar, desgleichen, daß in dem naiven Röderschen Vorschlage absolut keine Hülfe liegt. Es bleibt also die Frage offen: kann überhaupt geholfen, kann der Mittelstand erhalten werden? Und wenn es möglich, worin besteht die Hülfe?

Ich gebe weiter unten die Antwort. Hier schließe ich nur noch die Bemerkung an, daß ja glücklicherweise nicht alle Handwerke vom Großkapital erdrückt werden. Es giebt deren einige, die immer bis zu einem gewissen Grade Mittelstands-Handwerk im vollen alten Sinne des Wortes bleiben werden. Es giebt andere, die sich in der Kombination mit kaufmännischen Betrieben oder als Reparaturwerkstätten halbwegs halten werden. Aber mehr oder weniger leiden alle.

Nun hat da freilich Herr Röder an seinem grünen Tisch ausgerechnet oder aus statistischen Tabellen abgeschrieben, daß in verschiedenen Gewerben die Zahl der Handwerker in den letzten Jahren nicht abgenommen habe, sondern gewachsen sei. Und er meint mit dieser Zunahme den Beweis in Händen zu haben, daß das Großkapital diese Gewerbe nicht aufsauge, ihnen nichts anhaben könne. Ich ziehe einen ganz anderen Schluß daraus. Wer das Leben im Handwerk aus eigener Anschauung kennt, der weiß, daß die Zunahme in zahllosen Fällen nicht auf der Blüte, sondern auf dem Verfall des Handwerks ruht. Alle die Meister, die nicht mehr im stande sind, einen Gesellen zu bezahlen, werfen sich auf die billigere Lehrlingszüchterei. Und die Folge ist, daß viel zu viele Lehrlinge produziert werden. Ist dann die Lehrzeit beendet und der Geselle fertig geworden, so bricht das Unglück herein. Der Geselle bevölkert dann unzählige Male nicht die Werkstätten, die er vergebens sucht, sondern — die Landstraße. In der Statistik ist er ein Handwerker, in der realen Welt ein Landstreicher.

Vor mir liegt der Ausweis eines württembergischen Arbeitsamts vom Monat Juli. Von 197 Arbeitskräften, die sich anboten, hatten 148 keinen Erfolg. Vergebens suchten Arbeit: 10 Bäcker und Konditoren, 4 Buchbinder, 7 Buchdrucker, 4 Eisendreher, 7 Flaschner und Installateure, 3 Goldarbeiter, 5 Kupferschmiede, 10 Sattler und Tapeziere, 40 Schlosser und Mechaniker, 6 Schneider, 5 Schreiner, 5 Schuhmacher,

8 Tagelöhner u. s. w. Und das war im Juli in einer einzigen mittelgroßen Stadt! Wie ist es erst im Winter! Jeder Kenner des Herbergswesens weiß das. Es sind mir tüchtige Buchbindergesellen bekannt — dies ganze Handwerk konzentriert sich mehr und mehr in einzelnen Großstädten, besonders in Leipzig, wo „Platzgesellen" und Arbeiter die Arbeit thun —, die jahrelang gewandert sind, ohne Arbeit zu finden. Schließlich „setzen" sich dann ja doch manche und werden Meister. Aber man mache die Probe und schreibe in einer Stadt auch nur eine Laternenansteckerstelle mit festem Einkommen aus. Und es melden sich erfahrungsmäßig Hunderte von den Handwerkern, denen Herrn Röder zufolge das Großkapital keinen nennenswerten Schaden thut.

So wenig wie auf dem Gebiete des Handwerks ist mir auf dem Gebiete der Arbeiterfrage eine Verständigung mit Herrn Röder möglich.

„Nicht darum handelt es sich", sagt er, „dem Arbeiterstande nach dem Katechismus des materialistischen Socialismus äußere Besserstellung zu verschaffen — er besitzt dieselbe in genügendem Maße —, sondern ihn sittlich zu heben. Die nervenreizende Fabrikthätigkeit kann nicht durch ‚Erhöhung der Lebenshaltung' ausgeglichen werden, sondern durch eine möglichst harmonische Daseinsauffassung auf der Grundlage christlicher Weltanschauung."

Herr Röder behauptet also auch hier, daß wir in der glücklichsten aller Welten leben — Tout va pour le mieux dans le meilleur des mondes! Eine „äußere Besserstellung" des Arbeiterstandes ist ihm völlig überflüssig und durch nichts gerechtfertigt. Etwa vorhandene Notstände erklärt er aus Genußsucht und Vereinsmeierei.

Ich leugne nun gewiß nicht, daß es einzelne Arbeiterkategorien giebt, welche wirklich auskömmlich situiert sind, und daß viele Arbeiter sich durch Trunk und Politik ruinieren. Im ganzen und großen ist aber die Unsicherheit der Arbeiterexistenz eine außerordentliche, in zahllosen Fällen auch der Verdienst ein sehr unzureichender. In dem Teile Deutschlands, in welchem der Schreiber dieser Zeilen lebt, beträgt der Tagesverdienst eines Arbeiters etwa 2 Mark, im allergünstigsten Falle 2,50 Mark. An den Sonntagen wird nichts verdient, desgleichen pflegen im Winter größere oder geringere Perioden der Arbeitslosigkeit zu kommen. Hat ein Arbeiter im Jahr 800 Mark bar verdient durch seine Arbeit, so schließt sein Budget verhältnismäßig günstig ab. Ich bitte nun Herrn Röder, einmal auszurechnen, wie viel bei einer Familie von auch nur 5 Kindern, also von 7 Personen, per Jahr und Tag auf den Einzelnen kommt. Etwas mehr als 100 Mark! Lebt Herr Röder von 100 Mark im Jahr? Ich bitte ihn, darüber nachzudenken, ob es wirklich auf reine vom Teufel eingegebene Bosheit zurückzuführen ist, wenn der so gestellte Arbeiter, der Luxus und Verschwendung um sich her sieht, nicht nur an „sittliche Hebung", sondern auch einmal an „äußere Besserstellung" denkt. Ist doch auch das Beispiel, das ihm die „Bourgeois" im Punkte der „sittlichen Hebung" geben, ein keineswegs immer einwandfreies.

Und wenn der jährliche Verdienst von 100 Mark per Kopf noch sicher wäre! Aber ein einziger Monat der Arbeitlosigkeit, eine einzige Krankheit des Ernährers, oft nur ein Wochenbett der Frau, wirft den ganzen Etat über den Haufen und setzt Hunger und Schulden an seine Stelle!

Alles in allem: die Antwort auf die Frage: „wie stehen heutzutage die Sachen?" ist bei mir und meinem Gegner eine grundverschiedene. Eine Kluft liegt zwischen uns, über welche keine Brücke hinüberführt. Er hält die Lage der Handwerker für eine nur sehr partiell gefährdete, ich halte sie für eine durch das Großkapital schwer bedrängte. Herr Röder hält die Lage der Arbeiter für eine so auskömmliche, daß jede „äußere Besserstellung" überflüssig ist. Ich halte sie für eine in vielen Fällen knappe, in manchen Fällen dürftige, in allen Fällen aber sehr unsichere, vom Damoklesschwert der Arbeitslosigkeit, dieser furchtbaren Geißel des Arbeiterstandes, fortwährend bedrohte.

Ich empfehle Herrn Röder, einmal ein Buch zu lesen, das vor etwa Jahresfrist bei Grunow in Leipzig erschien und den Titel führt: „Die Not des vierten Standes". Allerdings ist der Verfasser ein socialistischer Arzt und der Umschlag des Buches ist — rot! Daher wird mein Herr Gegner es wohl kaum in die Hand nehmen. Aber lernen könnte er doch viel daraus, wenn er von den Erfahrungen Kenntnis nähme, die z. B. dieser Arzt mit der Lungenschwindsucht, der Proletarierkrankheit, gemacht hat, wenn er — er liebt ja die Statistik — einmal die Sterblichkeitsstatistik der Industriearbeiter studieren wollte. — Es giebt in Sachsen Industrien, die so gesundheitsverderblich sind, daß nicht ein einziger der in ihnen beschäftigten Arbeiter das vierzigste Lebensjahr erreicht! Alle ohne Ausnahme werden im zweiten oder dritten Jahrzehnt ihres Lebens hinweggerafft!

Die Statistik weist nach, daß die mittlere Lebensdauer der besitzenden Klassen 50—70 Jahre beträgt, die der Arbeiter auf 30—35 Jahre herabsinkt. Bei einer Enquete in England fand man unter 22094 Arbeitern nur 143 über 45 Jahre alt! Nicht besser steht es um die Schleifer in Remscheid und Solingen, um die Blei- und Arsenik-Industrie, um die Flachsspinner und Bürstenmacher und um viele andere Industrien. Von 100 kranken Bürstenbindern sind 49 tuberkulos. Von 1000 Personen der Wohlhabenden gehen jährlich 34, von den Arbeitern 70—100 an der Lungenschwindsucht zu Grunde!

Unterrichtetere Leute als Herr Röder geben nun vielleicht zu, daß die Auffassung der Thatsachen bei mir eine richtigere sei, als der ahnungslose Optimismus der Gegenseite, aber sie stellen als Einwand die Frage: „Was kann es denn nutzen, von diesen Dingen, auch wenn sie wahr sind, viel zu reden, wenn man nicht auch ein Heilmittel weiß, um den Schaden zu bessern? Es weiß aber niemand was rechtes. Was man bisher an Reformen versucht hat, hat nichts genutzt. Nun rufen wohl die Handwerker nach Zwangsinnung und Befähigungsnachweis. Aber große Hoffnung knüpfen nur wenige daran. Und die Arbeiter rufen nach dem radikal socialdemokratischen Zukunftsstaat, in welchem die „Gesellschaft" alle Arbeit verrichtet und alle Taschen füllt. Aber der ist unausführbar. Und Utopien nachzujagen ist nutzlose Arbeit!"

Gewiß — Utopien nachzujagen, ist nutzlose Arbeit. Aber die Frage ist doch die, ob zwischen dem Röderschen Optimismus, der sich an so vielen Stellen mit dem Börsenliberalismus berührt, und dem Radikalismus der Socialdemokraten, der alles auf den Kopf stellen will, nicht doch noch eine Mittelstraße zu finden ist, die gut konservativ ist; konservativ, insofern sie das historisch Gegebene und Gewordene nicht umstürzen will, sondern fortbilden; konservativ, insofern sie von allem Radikalismus sich frei hält, sowohl nach der liberalen Seite hin, wo man das Individualprincip übertreibt, als nach der socialen Seite hin, wo man schließlich den Socialismus in utopischen Kommunismus ausarten läßt.

Ich glaube, es giebt allerdings eine solche konservative Mittelstraße, es giebt eine Politik, die den Ausgleich der socialen Gegensätze, soweit er überhaupt erreichbar ist, zum Teil der corporativen Genossenschaft, zum Teil auch, wo innere Gründe dafür sprechen, dem Staate zuweist.

Ich kehre zunächst zum Handwerk, und damit zu meinem Paradigma, dem Schuhmacherhandwerk, zurück. Wie kann geholfen werden?

Läßt man die Dinge weiter gehen, wie sie gehen, so ist klar, daß das Kleingewerbe mehr und mehr sinkt, daß dagegen eine Handvoll Großkapitalisten, thatsächlich meist Juden, wie es schon jetzt der Fall ist, das Gewerbe mehr und mehr monopolisiert. Herr Röder hofft offenbar mit der Predigt, man möge keine Fabrikstiefel tragen, den Verfall aufzuhalten. Ich zweifle an dem Erfolg dieser Predigt. Ich selbst trage seit lange Fabrikstiefel, bin sehr damit zufrieden, und bilde mir sogar ein, daß sie mehr „chic" haben, als die nach Maß bestellten. Wie sollte ich dazu kommen, zum Handwerk

zurückzukehren, da ich nur halb so viel Geld ausgebe, als früher? Und mit dieser Ansicht stehe ich nicht allein. Sie wird geteilt von allen, die ihre Ausgaben überlegen.

Nun kommen wohl die Innungen und verlangen den Innungszwang und Befähigungsnachweis. Ich habe nichts dagegen, daß man's versucht mit diesen Heilmitteln. Aber daß sie den kleinen Schustermeister vor dem großen Fabrikanten retten werden, glaube ich absolut nicht. Im Gegenteil beneide ich den, der es glaubt, um seinen Optimismus. Kapitalistische Bazare und Fabriken werden immer für Geld und gute Worte einen „Meister" finden, der jeden gewünschten Befähigungsnachweis liefert und den Strohmann abgiebt, das Gesetz zu umgehen. Die Innung aber bleibt auch als Zwangsinnung ein rein formales Gebilde, wenn es ihr nicht gelingt, dem Fabrikanten das Geschäft zu entwinden.

Aber was soll denn geschehen? Soll der Staat die gesamte Schusterei in die Hand nehmen?

Gewiß nicht. Ein Gebiet, das dem Geschmack, der Mode, den persönlichen Liebhabereien unterworfen ist, können Staat und Gesellschaft nicht betreten. Wohl aber giebt es ein Mittel gegen den Mißstand der Gegenwart, daß die Tausende von christlichen Arbeitern für wenige jüdische Fabrikanten frohnden müssen, und dieses Mittel heißt — Genossenschaft!

Meines Erachtens sollten die Konservativen statt zweifelhafter Innungspolitik eine aktive Genossenschaftspolitik treiben, d. h. natürlich nur für diejenigen Handwerke, welche nun einmal vor der Großproduktion doch nicht zn retten sind. Welche Handwerke in diese Kategorie fallen, wie sie zu scheiden und zu teilen sind, bleibt quaestio facti. Gelingt es, um bei unserem Schuhmacher-Beispiel zu bleiben, in kleinen Städten eine, in großen Städten mehrere Produktiv-Genossenschaften unter Staatsaufsicht — und Mitwirkung zu organisieren, so kann von neuem das entstehen, was andernfalls rettungslos verloren ist: ein Mittelstand, der wirklich diesen Namen verdient. Schuhmacher, die für die Fabrik arbeiten, sind kein Mittelstand mehr, sondern Arbeiter. Genossenschaftlich organisierte Meister bleiben dagegen bürgerlicher Mittelstand und als solcher ein überaus wertvoller Bestandteil des großen Ganzen.

Daß solche Reform nicht so „ganz einfach" ist, wie Herrn Röders Pläne, gebe ich bereitwillig zu. Aber sie ist des Schweißes der Edlen werth. Und daß auch ein so reformiertes Handwerk seine Gefahren für das Ganze haben kann, z. B. die Gefahr der „Vergatterung" und ähnlicher Versuche, die Preise zu schrauben, ist gleichfalls zuzugeben. Aber auch die Gegenmittel gegen den Mißbrauch der Privilegien lassen sich finden. Und wenn der Staat den Genossenschaften Vorrechte verleiht, so hat er auch das Recht und die Pflicht, diese Vorrechte zweckmäßig zu begrenzen.

Mag man also retten und erhalten vom Handwerk, so viel immer sich halten läßt. Aber mag man auch, wo nichts mehr zu halten ist, sich mit den Thatsachen abfinden, und für die veränderten Verhältnisse auch neue Formen und Formeln suchen und finden.

Und derselben Notwendigkeit sollten sich die Konservativen nicht entziehen, da wo es sich um Großindustrie und industrielle Arbeiter handelt.

Auch hier gilt es zunächst, allen den socialen Reformmaßregeln zuzustimmen, welche unter das Versicherungswesen gegen Krankheit, Alter, Invalidität, vielleicht auch in beschränktem Maße gegen Arbeitslosigkeit fallen, ferner auch dem ganzen Arbeiterschutz. Das alles ist gut und nützlich in der Idee, wenn es auch zum Teil vielleicht etwas zu bureaukratisch verwirklicht wurde.

Da nun aber alle diese Maßregeln, von denen man zugeben muß, daß sie teilweise nur in der Peripherie des Arbeiterlebens liegen, und oft nur Ausnahmefälle betreffen, erfahrungsmäßig nicht einen einzigen Socialdemokraten veranlaßt haben, sich von der Arbeiterpartei abzuwenden, so wird man sich der Pflicht doch nicht entziehen dürfen, zu überlegen, ob wirklich die so stürmisch geforderte Anwendung des socialistischen

Princips auf einzelne Zweige der Großindustrie eine entweder unausführbare oder doch mindestens schädliche sei.

Hier macht nun schon Herr Röder einen vielgehörten Einwand. Er sagt wörtlich:

„Die verschiedenen Arten des Socialismus sind Abstufungen des Hauptprinzips. Die radikalen wollen den Gesamtprivatbetrieb verstaatlichen, die anderen socialistischen „Richtungen" — die christlichen, die evangelischen, die staatlichen, die deutschen — wollen mehr oder weniger verstaatlichen. Die Grenzfestsetzung ist natürlich der Willkür überlassen, denn es giebt keinen logischen Grund, weshalb man nur den Grund und Boden, oder nur die Biererzeugung, die Zündhölzchenfabrikation und nicht auch die gesammte Maschinenfabrikation, die Papierfabrikation und andere verstaatlichen soll. Wenn nun einmal das socialpolitische Heil darin liegt, daß jeder Arbeiter eine Art Staatsbeamter ist, sein „sicheres" hat, dann ist es zweifellos am richtigsten, man verstaatlicht die Gesamterzeugung."

Herr Röder redet hier von Willkür. Wenn sie vorhanden ist, so liegt sie nur in seinen kecken Behauptungen, in seiner wirklich „willkürlichen" Konsequenzmacherei. Ist seine Schlußfolgerung richtig, so kann man genau mit demselben Rechte etwa über einen Arzt, der den Nervenkranken mit kaltem Wasser behandelt, sagen: „Wenn einmal das medizinische Heil in der Wasserbehandlung liegt, so müssen alle Kranken ohne Ausnahme mit Wasser behandelt werden. Denn es giebt keinen logischen Grund, weshalb man nur den Nervösen und nicht auch den krebskranken Greis mit Wasser behandeln sollte."

Nein, Herr Röder, so „ganz einfach" ist auch diese Sache nicht. Und auf dem Gebiet der Großindustrie und des Bergbaues hat die Frage, ob Einzelwirtschaft, ob Gemeinwirtschaft, ihre hohe Bedeutung und ihr gutes Recht. Und selbst wenn man sie verneint, soll man sie verneinen nicht aus geistloser Konsequenzmacherei, sondern aus Gründen, die in der Sache liegen. Wenn das Transportmonopol der Eisenbahnen sich für den Staatsbetrieb eignet, wie heute niemand mehr bestreitet, so folgt daraus noch nicht, daß dies auch für die Fabrikation von Luxusartikeln der Fall sei. Und wenn das Tabakmonopol sich in Oesterreich, Italien, Frankreich trefflich bewährt, so folgt daraus nicht, daß nun auch ein Staatsmonopol für die Kravattenindustrie oder für Bijouteriewaaren praktisch wäre. Nein, nach den inneren Gründen der Scheidung gilt es zu forschen. Und Leute, die sich mit diesen Fragen beschäftigten, haben deren auch schon manche gefunden, die auf Beachtung vollen Anspruch haben.

Oder ist es wirklich so ungeheuerlich, daran zu denken, daß sich für den Staatsbetrieb z. B. solche Großgewerbe eignen, bei denen ein eminentes öffentliches Interesse vorliegt, wie Eisenbahn, Post, Telegraph und wie z. B. auch der Steinkohlenbergbau? Ist die Klage ganz unberechtigt, daß die Privatbesitzer von Bergwerken die Preise durch Trusts und Syndikate für das Inland nach Möglichkeit steigern, damit sie dann unsere nationalen unterirdischen Berg- und Bodenschätze für Bettelpreise ins Ausland verschleudern können? Warum will man erst dann an die Monopolisierung erinnert werden, wenn der Welt-Ring fertig ist, wie beim Petroleum, wo nun Rothschild thatsächlich in der Lage ist, dem deutschen Volke eine Jahressteuer aufzulegen, die nach Hunderten von Millionen zählt? Warum die Angst vor dem ausgleichenden Staatsmonopol, wenn man die aufreizenden Privatmonopole duldet? Oder welche schrecklichen Folgen soll es denn eigentlich haben, wenn der Staat als Militärfiskus, wie es schon jetzt zum Teil geschieht, sich diese oder jene Bedürfnisse selbst erzeugt, statt die Juden an alledem Millionen verdienen zu lassen?

Wozu die manchesterlichen Schauer bei diesem Gedanken? oder bei dem Gedanken der fiskalisch so wertvollen Tabakmonopole, und Zündholzmonopole und Brantweinmonopole? Sind es Utopien, an Maßregeln zu denken, die bei unseren Nachbarvölkern in höchster Blüthe stehen?

Und wenn wir die schon erwähnten so lebensgefährlichen Industrien ins Auge fassen, in denen kein Arbeiter das 40. Lebensjahr erreicht — ist es wirklich eine

Unmenschlichkeit, daran zu denken, daß der Staat diese Industrien übernimmt und sie dann konkurrenzlos um ein weniges teurer betreibt, damit die beteiligten Arbeiter ihr Leben auf ein oder zwei Jahrzehnte höher bringen?

Wohl ist die Gefahr da, die von liberaler Seite besonders betont wird, daß die Staatsmacht zu groß werden und zu drückend empfunden werden würde. Aber ich glaube, daß sich unschwer „konstitutionelle Garantien“ finden ließen, auch dies Bedenken zu beseitigen. Dagegen aber thut sich die überaus glückliche Aussicht auf, daß man ohne jedes gewaltsame Mittel gewiß hunderttausende, vielleicht Millionen von Arbeitern, wenn sie knapp aber auskömmlich gestellt und richtig behandelt werden, derart am Gegenwartsstaat interessieren könnte, daß sie gewiß gern den Zukunftsstaat darüber vergessen würden. Und eine andere doch sicher gleichfalls wohlthätige Folge würde die sein, daß der Börse recht weite Spekulationsgebiete entzogen werden könnten und damit die Gelegenheit, mit dem Nationalwohlstand des Volkes zu spielen und zu wuchern.

Wenn nun die Herren Bebel und Liebknecht über solche Pläne schelten und klagen, oder die Börse sich über die „Staatssocialisten“ im konservativen Lager entsetzt, so wissen sie, was sie thun. Herr Röder aber weiß nicht, was er thut, wenn er sich den Vorwurf des Manchestertums verbittet, und doch gegen einige verständige und wohlzubegründende Verstaatlichungsmaßregeln nichts anderes vorzubringen weiß, als die abgestandenste manchesterliche Weisheit.

Für wen er arbeitet, kann Herr Röder an der Haltung der freisinnigen und Börsenpresse zu seinen jüngsten Leitartikeln sehen. Die Wirkung dieser Artikel in der „Kreuz-Zeitung“ ist durchaus die von mir erwartete gewesen, daß nämlich die ganze börsenliberale Presse in lauten Jubel und Beifallsrufe über seine köstliche Bundesgenossenschaft ausgebrochen ist. Die „National-Zeitung“ begann mit einem Freudengeschrei, daß nun das leitende Blatt der Konservativen einen Feldzug gegen die „konservativen Catilinarier“ begonnen habe und nationalliberale und freisinnige Blätter druckten mit ähnlichen Kundgebungen ganze Teile jener Artikel unter Ausdrücken herzlichster Zustimmung ab. Herr Röder sollte hier den Inhalt des bekannten Verschens erwägen, das ungefähr so lauten wird:

Wenn deine Schrift dem Freunde nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen.
Doch wenn sie gar des Feindes Lob erhält,
So ist es Zeit, sie — durchzustreichen!

Habe ich bis hierher principiell gesprochen, so kann ich's nun nicht unterlassen, auch noch ein Wort über die Taktik der Konservativen, wie ich sie mir denke, zu sagen. Es giebt hier zwei Extreme. Die Einen, welche nach Art des Herrn Röder nur gegen die Socialdemokratie toben und wüten, oder solche, die sehnsüchtig auf den Moment hinarbeiten, wo „die Flinte schießt und der Säbel haut“; die Anderen, welche nach Art des Pfarrers Naumann zur Schmeichelei übergehen und damit etwas zu erreichen hoffen, daß sie liebenswürdige Leitartikel über Vollmar bringen oder einen „schlichten Kranz“ am Grabe von Friedrich Engels niederlegen.

Wir halten das eine Extrem für so verkehrt wie das andere.

Mit dem ewigen Schelten und Herabsetzen steigert man nur die Erbitterung. Und mit den Schmeicheleien gegen die Führer steigert man nur ihren Größenwahn. Und mit Schelten wie mit Schmeicheln erreicht man gar nichts. Bebel und Liebknecht mögen ehrliche Fanatiker sein, aber sie sind Fanatiker und als solche eben völlig unbekehrbar. Sie und ihr Anhang sind weder zu belehren noch zu gewinnen, sondern nur derart unschädlich zu machen, daß man einerseits die bestehenden Gesetze mit eiserner Gerechtigkeit handhabt, andererseits durch wohlüberlegte und wirksame Reform den großen verständigen Teil der Arbeiter von ihnen zu trennen sucht. Aussichtslos ist das nicht.

Wie horchte die ganze Arbeiterwelt auf, als die Kaiserdelegierten im Schloß zu Berlin empfangen wurden! Und wie manche mögen später traurig zu den alten Führern zurückgekehrt sein, als die offizielle mit soviel Begeisterung inaugurierte Reformbewegung im Sande zu verrinnen begann.

Man wollte damals im Sturm die Festung nehmen. Und als das nicht so eilig gehen wollte, zog man mürrisch ab. Ich halte es für richtig, sich nicht entmutigen zu lassen, sondern die reguläre Belagerung zu eröffnen. Gewiß ist das nicht „ganz einfach", sondern sehr schwierig und weit aussehend, und die Politik der laufenden Nummern ist sehr viel bequemer und einfacher. Aber ich glaube auch, daß Gott der Herr die Aufgaben, die er unserer Zeit gestellt hat, nicht dazu stellte, daß wir sie verschlafen, sondern daß wir sie lösen. Und wenn dazu die Liebe gehört, die auch den Bethörten gegenüber alles glaubt und hofft und thut und duldet, so gilt es diese Liebe zu üben und sich nicht erbittern zu lassen. Ist bei den arbeitenden Klassen viel Unverstand und Thorheit zu finden, wer — fragen wir — hat den Mut, uns, die besitzenden Klassen, von aller Verschuldung freizusprechen?

Das sind in kurzen flüchtigen Worten — nur wenig Raum und eine kurze Spanne Zeit hat mir für die Niederschrift zur Verfügung gestanden — sociale Reformgedanken, die meines Erachtens als Ergänzung des politischen Programms der Konservativen ein gewisses Recht haben. Ich hätte noch über manche Fragen, speciell die landwirthschaftlichen, mit Herrn Röder abrechnen können, aber es mag genug sein. Ueber die politische Bedeutung des Bauernstandes ist ja zum Glück kein Streit zwischen uns, wie auch die Zustimmung allgemein ist, daß in unserer norddeutschen Tiefebene, wo es stellenweise zu vielen Großbesitz giebt, der Kleinbesitz vermehrt werde, mag dies nun in Gestalt der Heimstätten, der Rentengüter oder sonst einer Kolonisationsform geschehen. Dissensus möchte sich hier erst wieder zeigen, wenn ich auch dem Kleinbesitz die Aufgabe zuweise, sich auf Grund des *Genossenschaftsprinzips* gegen das Großkapital zu wehren.

Bin ich aber dafür eingetreten, daß das Genossenschaftsprincip in Landwirtschaft und Handwerk, und in der Groß-Industrie das Social-Monopol mit Vorsicht überall da in Anwendung gebracht werde, wo innere Gründe es befürworten, so darf zum Schluß die Erklärung nicht fehlen, daß ich diese Einzelmaßregeln nur als Teil einer *korporativen Gestaltung des ganzen Volkslebens* betrachte. Wir stehen jetzt mitten in einer Bewegung, deren Endziel sein wird, daß *alle* jetzt atomisierten Berufs- und Standes- und Interessen-Gruppen sich doch wieder zusammenfinden und schließlich als *öffentlich-rechtliche* Faktoren im politischen Leben sich wieder zur Geltung bringen werden. Diese Tendenzen sollte man fördern. Und wenn man gerade dem Arbeiterstande gegenüber oft die entgegengesetzte Politik verfolgt hat, weil man fürchtete, nicht den Stand, sondern die *Socialdemokratie* zu organisiren, so verkenne ich das Gewicht dieser Bedenken zwar nicht, glaube aber doch, daß man sie überwinden sollte. Bedenklich wäre die Sache nur dann, wenn die Socialdemokratie den Eindruck gewinnen könnte, man handle so aus Furcht. Daß man sich aber in Deutschland vor den Radikalen nicht fürchtet, wissen diese nur zu genau. Giebt man auch den Arbeiterkorporationen einen öffentlich rechtlichen Charakter, so gewinnen damit eo ipso Staat oder Gemeinde das Recht, sich in ihnen vertreten zu lassen, und man kann hoffen, daß diese Vertretung, wenn sie recht geübt wird, dem schädlichen Einfluß der Führer und Aufrührer sehr bald ein heilsames Gegengewicht bieten wird.

Und noch eine andere erfreuliche, wenn auch weit aussehende Perspektive scheint sich mir zu eröffnen, wenn das Volksleben wieder korporativ organisirt wird: *die Reform des Wahlrechts*. Ueber die Heillosigkeit des gegenwärtigen Zustandes sind alle Konservativen einig. Das allgemeine Wahlrecht jetzt aber dem Volke nehmen, würde die Revolution bedeuten. Im organisierten Volksleben könnte man jedem Staatsbürger seine Stimme lassen, nur würde sie abgegeben werden innerhalb der Korporation.

Und damit würden dann das politische Parteileben und die alles vergiftende Wahlwühlerei doch ein ganz anderes und, wie ich glaube, ehrlicheres und sittlicheres Aussehen bekommen.

Aber nun genug der Perspektiven. Ich bilde mir wahrlich nicht ein, damit in allen Dingen den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, oder Dinge gesagt zu haben, gegen die kein Widerspruch möglich wäre. Noch weniger könnte es mir einfallen, jemandem die Qualität als „Konservativer" abzusprechen, weil er anderer Ansicht ist. Für „ganz einfach" kann nur der Dilettant diese Probleme halten. Ja, manche derselben sind so schwierig, daß erst im Lauf von Jahren sich das Rechte finden, die Lage sich zu definitiver Antwort klären kann. Für diskutabel aber halte ich mein Programm allerdings, und ich meine, daß es den Vorzug hat, nicht reaktionär um eine Vergangenheit zu klagen, die doch unwiderbringlich dahin ist, sondern daß es „modern" auf den Boden der Gegenwart sich stellt und sich streckt nach dem, was vorne ist. Ebenso halte ich entschieden aufrecht, daß es nicht utopisch ist. Utopisch dagegen ist die Hoffnung, daß je wieder der innere Friede bei uns einkehren könnte, wenn man eine Politik der Passivität verfolgt und bei den manchesterlichen Schauern verharrt, auch einmal eine sog. „staatssocialistische" Maßregel zu treffen.

Will man, wie mein Gegner, als „Voraussetzung einer wirklichen Socialreform" auf „die Arbeit des Christentums mit seiner sittlichen Erneuerung der einzelnen Persönlichkeit" warten, so heißt das, auf jede Reform verzichten. Denn dieser Augenblick kommt nie. Ueber dem Portal der christlichen Kirche steht mit unauslöschlichen Lettern das Wort von den vielen Berufenen und wenigen Auserwählten geschrieben. Ein Volk von lauter sittlich erneuerten Persönlichkeiten wird es niemals geben, einen christlichen Staat in diesem Sinne auch nicht. Diese Utopien mag man ruhen lassen. Dagegen beginne man in irgend einer Weise die socialen Fragen anzugreifen, sie anzugreifen auf dem Boden des natürlichen Lebens. Natürliche, elementare Umwälzungen in der Produktion, vom Kleinbetrieb zur Manufaktur, von der Manufaktur zum maschinellen Großbetrieb haben uns die sociale Frage gebracht. Auf natürlichem Boden muß auch die Lösung gefunden werden. Ob und wann wir sie finden, wird freilich wesentlich von Gottes Segen abhängen. Und in dem Wunsch, daß dieser uns nicht fehlen möge, weiß ich mich dann auch, trotz vielen Dissensus, mit Herrn Röder einig. Quod deus bene vertat!

Dietrich von Oertzen.

Kolonialpolitik.

Auf die Ernennung des Major von Wißmann zum Gouverneur von Ostafrika ist die des Dr. Peters zum Landeshauptmann für den westlichen Teil des Schutzgebietes am Tanganika-See schnell gefolgt — ein deutliches Zeichen für die in unseren Regierungskreisen erfolgte Aenderung der Ansicht über die Leitung der kolonialen Angelegenheiten. Beide Herren, mit denen der frühere Reichskanzler nichts anzufangen wußte, sind die besten Kenner Deutsch-Ostafrikas; sie verfügen über Energie und sind genau orientiert über das, was zur Zeit dort erreicht werden kann. Ihre Wahl muß als eine vielversprechende bezeichnet werden. Die Einsetzung eines besonderen Landeshauptmanns für das Gebiet am Tanganika-See ist trotzdem hier und da auf Widerspruch gestoßen. Man glaubte, daß mit ihr eine Unternehmung in weite Ferne, ins Blaue hinein, eine vergrößerte Ausgabe der Wahehe-Expedition eingeleitet würde. Uns scheint, daß man mit

der neuen Landeshauptmannschaft beabsichtigt, dem Gouverneur v. Wißmann die Möglichkeit zu geben, seine Aufmerksamkeit ungeteilt der Küste und den dieser naheliegenden Gebieten zuwenden zu können, dagegen die Sorge für den fernen Westen anderen Leuten zu überlassen. Die Aufgabe Dr. Peters' wird zunächst in der Anlage einer Station in oder bei Udjiji bestehen, um von hier aus dem noch blühenden Sklavenhandel am See entgegenzutreten; es wird ihm dann vielleicht auch möglich sein, die Elfenbeinausfuhr dieser Gebiete, die sich jetzt zum Teil des Kongo als Weg bedient, ganz nach der Ostküste zu lenken. überhaupt neue Handelsbeziehungen und Handelsstraßen zu eröffnen und zu sichern. Daß diese Sache Geld und Truppen kosten wird, ist natürlich, der nächste Etat wird davon erzählen; Dr. Peters, der übrigens wegen eines Augenleidens die Ausreise noch nicht antreten kann, hat indes oft erklärt, daß man auch mit geringen Mitteln viel leisten könne, wenn man die Sache richtig anfange. Hic Rhodus, hic salta! An Willenskraft fehlt es ihm nicht; möchte er neben dieser auch den Eingeborenen gegenüber nach Möglichkeit christliche Milde walten lassen!

Für die Erschließung der Westhälfte Deutsch-Ostafrikas ist der Bau der schon in früheren Heften von uns erwähnten Eisenbahn von ungeheurer Bedeutung. Auch in England fühlt man die Notwendigkeit, einen Schienenweg nach dem Victoria Njanza herzustellen und berechnet die Kosten auf etwa 2 Millionen Pfund; die Vorbereitungen sind dort aber noch weiter zurück wie bei uns, und der Aufstand an der Ostküste wird vorläufig den Beginn des Baues schwerlich gestatten. Der ständige Ausschuß der deutschen Seenbahn entwickelt eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Binnen kurzem wird der Eisenbahn-Direktor Bormann mit mehreren Technikern nach Dar-es-Salaam reisen, um auf Grund der Vorarbeiten Lieutenant Schlobachs und im Einvernehmen mit Herrn v. Wißmann die zu wählende Linie zunächst bis zu dem etwa 150 Kilometer entfernten Ukami festzulegen. Die Verhandlungen mit der Regierung über die Erlangung der Konzession sollen bald beginnen. Im Anfang August haben die Mitglieder des Ausschusses sowie Vertreter der beteiligten Bankhäuser, namentlich der Deutschen Bank, und andere sich für die Angelegenheit interessierende Herren die jetzt im Bau begriffene Militär-Schmalspurbahn zwischen dem Artillerie-Schießplatz Cummersdorf und Magdeburg besichtigt und die Ansicht gewonnen, daß diese Art des leichten und schnellen Baues die für Afrika geeignetste sei. Aber — die Frage ist schon oft gestellt — wird man in der Kolonie Kohlen finden, ohne die der Betrieb einer so langen Bahnstrecke nicht möglich zu sein scheint? Neuerdings hat man Kohlenfunde dort gemacht; ob sich aber brauchbare Kohlen in genügender Menge zu Tage fördern lassen werden, muß noch eine fachmännische Untersuchung klar legen. Ergiebige, abbauwürdige Kohlenlager würden nicht nur für die Eisenbahn und die ganze deutsch-ostafrikanische Kolonie, sondern auch für unsere Kriegs- und Handelsflotte von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein.

Vielleicht ist es für unsere Leser von Interesse, wenn wir an dieser Stelle einen Blick auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas werfen. Der Geschäftsbericht der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft" für 1894, herausgegeben im Sommer 1895, enthält manche interessanten Angaben. Sie besitzt große Pflanzungen, namentlich in Usambara, ist an der dorthin im Bau begriffenen Eisenbahn stark beteiligt, ist Mitbesitzerin der Plantage des Herrn von St. Paul bei Tanga, unterhält in 6 Küstenstädten und am Kilimandscharo Handelsfaktoreien, daneben in Bagamoyo eine Karawanserei und hat eine blühende Handelsniederlassung auf Nossibé, einer kleinen Insel an der Nordwestküste von Madagaskar. Der Bericht spricht sich hoffnungsvoll und befriedigt aus. Die Faktoreien haben zum ersten Male einen Gewinn abgeworfen. Die beiden großen Kaffeepflanzungen Nguelo und Derema in Handei versprechen trotz der nicht ausgebliebenen Beschädigungen durch die Hemileia vastatrix und andere Feinde dieser Kultur 1896 große Ernten. Im Jahre 1895 werden, wie andere Berichte melden, von ihnen etwa 400—500 Centner Kaffee als Ertrag der zuerst eingesetzten Bäume

zur Verschiffung gelangen; die Kaffeeproben sind von drei verschiedenen deutschen Importhäusern sehr günstig beurteilt. Gleich gut entwickeln sich die Kokosnußpflanzung in Muoa am Nordende der Kolonie und die Vanillepflanzung Herrn von St. Pauls bei Tanga. Die Versuche, Baumwolle zu ziehen, scheinen aufgegeben zu sein; die ursprünglich für diese Kultur angelegte Plantage Kihogwe beginnt Kaffeebäume zu pflanzen. Das Schmerzenskind der Gesellschaft ist die Usambarabahn, die schon jetzt, obwohl noch nicht die Hälfte der geplanten Strecke fertig ist, das ganze verfügbare Kapital aufgezehrt hat; man hofft, daß die Reichsregierung einspringen wird, um die Bahn bis zur Endstation Korogwe in Usambara weiterführen zu können. Die Gesellschaft hat, wie man sieht, eine ganze Reihe vielversprechender Unternehmungen begonnen, namentlich bei und westlich Tanga; je mehr ihre Unternehmungen blühen, desto mehr entwickelt sich auch diese Stadt, in der schon eine Menge Deutsche wohnen. Daß das Anwachsen der europäischen Bevölkerung auch Nachteile mit sich bringt, haben wir schon im Augustheft im Bericht über die Missionen erwähnt; für letztere erwachsen dadurch Schwierigkeiten ganz besonderer Art. In der Nähe von Tanga und in Tanga selbst liegen auch die Pflanzungen und die Faktorei der Deutsch-ostafrikanischen Seehandlung, bisher Perrot und Compagnie, die sich neuerdings in eine Aktiengesellschaft unter der Firma „Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft" mit dem Sitz in Düsseldorf bezw. Tanga umgewandelt hat. Zufriedenstellend lautet der Jahresbericht der „Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft" vom Juni 1895 über ihr erstes Geschäftsjahr. Sie hat zuerst mit allem möglichen Ungemach, auch mit Arbeiternot zu kämpfen gehabt, in der letzten Zeit aber konnte auf ihrer Pflanzung Buloa, nicht weit von Nguelo gelegen, tüchtig gearbeitet werden, weil infolge der Hungersnot die Neger sich eifrig zur Arbeit drängten. Von Gewinn kann hier noch keine Rede sein, denn die Kaffeebäume tragen erst nach mehreren Jahren. Wenig erfolgreich ist bisher die Arbeit der „Ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft" auf ihrer großen Tabakspflanzung Lewa am Pangani gewesen; der erzielte Tabak war geringwertig und man hat deshalb neuerdings für diese Kultur schwereren Boden ausgesucht, die bisherigen Tabaksfelder aber zum Anbau von Liberiakaffee verwendet, hoffentlich beides mit gutem Erfolge. Auch die ihr überwiesene, früher dem bekannten Araber Buschiri gehörende Schamba Buschirihof bei Pangani hat die Gesellschaft in eine Kaffeeplantage verwandelt. Man sieht also, daß hier in Usambara, bei Tanga und Pangani deutsches Kapital in bedeutendem Umfange engagiert ist; weitere große Unternehmungen, unter anderen die Erbauung einer Zuckerfabrik bei Pangani, stehen in der Vorbereitung. Auch sonst hebt sich neuerdings der Verkehr, namentlich die Elfenbeinausfuhr hat wieder größeren Umfang angenommen, die Zolleinnahmen steigen; vor kurzem hat das Gouvernement die Perlenfischerei an der Küste bei Mikindani an einen Araber verpachtet und es ist zu hoffen, daß mit der Zeit noch mehr Einnahmequellen gefunden werden, um die Kolonie finanziell selbständig zu machen. Von hervorragender Wichtigkeit für die gedeihliche Weiterentwicklung wird es sein, daß es dem am 24. Juli in Dar-es-Salaam eingetroffenen neuen Gouverneur gelingt, den jetzt im englischen Nachbarlande tobenden Aufstand des Arabers Mbaruk von unserer Kolonie fernzuhalten; es scheint, als ob die Engländer, gütig wie immer, danach strebten, die Aufständischen auf deutsches Gebiet zu drängen. Hier steigt eine Gefahr für die Ruhe der nördlichen Teile unserer Kolonie herauf, der Herr von Wißmann auf Grund seiner genauen Kenntnis der Verhältnisse hoffentlich rechtzeitig und mit genügenden Machtmitteln begegnen können wird. —

Auch Südwestafrika verschwindet aus den Spalten der Zeitungen nicht, dafür sorgen schon unsere Vettern jenseits des Kanals und am Kap. Auf dem Geographentage in London im Juli war von der Möglichkeit, Afrika mit Europäern zu besiedeln, die Rede, und Sir John Kirk, früher englischer Konsul in Sansibar, erklärte, daß ganz Westafrika mit Ausnahme von Deutsch-Südwestafrika hierzu nicht geeignet sei; im letzten Gebiet fehlten aber gute Häfen. Im Kap-Parlament meinte Cecil Rhodes vor kurzem,

Deutschland würde wohl mit der Zeit das Land von selbst aufgeben, weil die Walfischbai, der einzige brauchbare Hafen, in englischen Händen sei und bleiben werde — eine hübsche Illustration zu den unverschämten Standard-Artikeln, in denen England mit Bezug auf Afrika als stets geduldig und nachgebend, Deutschland als fordernd und unbescheiden hingestellt wurde. Glücklicherweise steht die Hafenfrage für uns besser, wie die beiden Herren meinen. Swakopmund, wo schon jetzt die Wörmanndampfer ihre Ladung regelmäßig löschen, kann ausgebaut werden; zunächst wird eine leicht herzustellende Landungsbrücke von Eisen genügen. Sind dort aber erst bessere Einrichtungen zum Landen getroffen, so können die Engländer ruhig ihre Walfischbai, die ohnehin mehr und mehr versandet, behalten. Im Lande selbst herrscht Ruhe dank der kraftvollen und zugleich milden Herrschaft des Majors Leutwein. Die Minengesellschaften, namentlich die zum großen Teil mit deutschem Kapital gegründete Southwest-Africa-Compagnie, rühren sich lebhafter und allerlei Projekte zur Verbesserung des Gebietes tauchen auf. Unter ihnen ist namentlich ein Vorschlag erwähnenswert, der, ähnlich wie im Kaplande, künstliche Bewässerung einzelner Landstriche in Erwägung zieht. Wer sich dafür interessiert, findet Einzelheiten in einer kürzlich erschienenen Broschüre des als Kenner Südwestafrikas mehrfach erwähnten Marine-Stabsarztes a. D. Sander: „Ein Vorschlag zur wirtschaftlichen Erschließung Südwestafrikas" (Berlin, 1895. Dietrich Reimer). Ueber die Art der Besiedelung des Landes bringt die „Deutsche Kolonialzeitung" in mehreren Juli- und August-Nummern lesenswerte Artikel des Landwirts Hermann und des Dr. Dove; beide Herren sprechen sich für die Aufteilung des guten Landes in Farmen nicht unter 10000 Hektar aus, und letzterer meint, man solle die Schutztruppe in ruhigen Zeiten möglichst zu Meliorationsarbeiten, Tränkanlagen, Wegebesserungen u. s. w. heranziehen. Die ebenso wichtige wie schwer zu lösende Landfrage ist schon oft besprochen. Uns scheint, die Regierung dürfte bei den Verkäufen ihres Landes die Preise nicht zu hoch stellen, sondern möglichst niedrig. Es fragt sich ferner, ob man nicht vorzieht, an Stelle des Verkaufs auf ewige Zeit, wie er in Deutschland im Gegensatz zu England allgemein üblich ist, das System der Erbpacht für vielleicht 99 Jahre (in England lease im Gegensatz zum freehold) treten läßt. Das hat den Vorteil, daß das verkaufte oder vielmehr verpachtete Land nach 100 Jahren wiederum dem Staat zufällt und zwar in verbessertem, kultiviertem Zustande. Allerdings ist der Bebauer nur für 99 Jahre Besitzer, aber er wird auch dafür das Land billiger übernehmen und schließlich: wer denkt in den Kolonien daran, ob seine Erben nach 100 Jahren den Besitz noch in Händen haben? Bei der Regelung der Landfrage wird dieser Gedanke an die Zukunft nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Eine Landfrage anderer Art harrt auch noch der Erledigung: die Abgrenzung des Hinterlandes von Togo im Norden. In der letzten Zeit sind die Leiter der Expeditionen nach Europa zurückgekehrt, welche von England, Frankreich und Deutschland in den Bogen des Niger entsendet waren, sämtlich mit den Verträgen in der Tasche, die sie mit zahllosen „Königen" abgeschlossen haben. Einzelne dieser schwarzbraunen Potentaten haben es auch nicht unter ihrer Würde gehalten, mit verschiedenen europäischen Mächten Schutzverträge zu schließen, und es dürfte hier und da salomonische Weisheit nötig sein, um einen gerechten Schiedsspruch fällen zu können. Die endgültige Regelung der Streitfragen wird vermutlich bald in Angriff genommen werden. So schreibt z. B. der der französischen Regierung nahestehende „Temps", die Lösung würde leicht sein, und man müsse deshalb wünschen, daß die Diplomatie sich schnell über die Sache entschließe. Das offiziöse Blatt meint, Deutschlands Ansprüche auf Ausdehnung des Togolandes bis zum Niger würden das französische Dahome vom Sudan trennen und könnten deshalb von Frankreich nur genehmigt werden, wenn die von Dr. Gruner und Hrn. von Carnap geschlossenen Verträge den Deutschen bessere Rechte sicherten, wie die Abmachungen des Hauptmanns Decoeur den Franzosen. Letzterer sei aber den Deutschen fast immer (?) zuvorgekommen. Trotzdem aber meint der Temps, die

Schwierigkeiten würden sich Deutschland gegenüber leicht ebnen lassen. Aus anderen französischen Preßstimmen geht hervor, daß man fürchtet, den Engländern unter Kapitän Lugard gegenüber zu kurz gekommen zu sein, und aus allem ergiebt sich, daß die Franzosen unseren Wünschen entgegenkommen werden, wenn wir ihnen bei der Auseinandersetzung mit den Engländern zur Seite stehen. Unsere Stellung bei den kommenden diplomatischen Verhandlungen über die Grenzfragen in Westafrika ist also eine günstige, und sie ist es umsomehr, weil die sehr geschickt geführte Grunersche Expedition, obwohl sie erst spät in den Wettkampf eintrat, uns doch das gesichert hat, was für eine gedeihliche Entwicklung des Togolandes erforderlich ist.

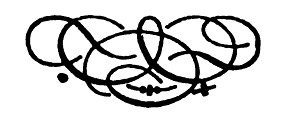
Die Ergebnisse dieser Expedition sind doppelter Art. Zunächst — und das ist wohl der wichtigste Erfolg — hat Dr. Gruner durch Schutzverträge den Besitz eines von der Togoküste in nordöstlicher Richtung sich hinziehenden Landstreifens bis zum Niger für uns gesichert. Durch diese Gegenden führt aber der nächste Weg von den Haussaländern im Innern nach der Meeresküste, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der sehr bedeutende und immer mehr wachsende Handel von und nach diesen Ländern zum großen Teil durch deutsches Gebiet geleitet werden kann, sobald wir im festen Besitz des von der Grunerschen Expedition erworbenen Landes sind. Welche Vorteile das für den deutschen Handel mit sich führen muß, liegt auf der Hand. Nötig ist allerdings, daß die Regierung mit der so erfolgreich begonnenen Arbeit fortfährt, die Straßen nach dem Innern zu verbessern und die Ueberschüsse der Zolleinnahmen über die Ausgaben gleich zweckmäßig verwendet wie bisher. Schon jetzt ist eine gute Straße von der Küstenstadt Lome bis in die Nähe der Station Misahöhe (etwa 120 Kilometer) geführt, und sie muß weiter in das Innere, etwa nach Kratji, gebaut werden. Von welchen guten Erfolgen die Bemühungen der Regierung in Togo begleitet sind, geht daraus hervor, daß die Ein- und Ausfuhr in Togo sich von 1890 bis 1895 um etwa 100 Prozent, nämlich von etwa $2^3/_4$ Millionen Mark auf 5—6 Millionen Mark gehoben hat. Die bisherigen Anbauversuche haben ergeben, daß die Kokospalme auf den Lagunen der Küste vortrefflich gedeiht und Kaffee gute Aussichten giebt; für die Kultur von Kakao und Baumwolle scheint der Boden nicht geeignet zu sein.

Der zweite Erfolg der Grunerschen Expedition besteht in dem Abschluß eines Vertrages mit dem jenseits des Niger herrschenden Sultan von Gando, dessen volle Tragweite indes voraussichtlich erst in späterer Zukunft zur Geltung kommen wird. Immerhin gewährt der Vertrag uns Ansprüche auf beide Ufer des großen Stromes und sichert uns Anteil an der Schiffahrt auf seiner Wasserstraße. Bei den hoffentlich bald beginnenden Verhandlungen über die westafrikanischen Grenzfragen wird unsere Diplomatie nach Möglichkeit an dem durch Dr. Gruner und Herrn von Carnap für uns erworbenen Besitz festhalten. Gelingt es ihr, die Zustimmung der anderen Mächte zu erlangen, so ist dann eine ausreichende Grundlage für die gedeihliche Weiterentwicklung des Togolandes gewonnen. —

Ebenso wie Ostafrika hat nun auch Kamerun in Herrn von Puttkamer, früher Landeshauptmann von Togo, einen neuen Gouverneur erhalten; er gehört zu den Beamten, die durch eine längere Reihe von Jahren in unseren Kolonien selbst für die Besetzung der höheren Stellen vorgebildet sind und deshalb Afrika nicht mehr zu entdecken brauchen, wenn sie einen solchen Posten antreten; Herr von Puttkamer genießt in Westafrika als Beamter eines guten Rufes. In der Kolonie selbst ist mit den Buealeuten offiziell Friede geschlossen, und man würde, da auch die unruhigen Bakoko durch Rittmeister von Stetten niedergeworfen sind, mit Vertrauen auf die weitere Entwicklung des Landes sehen können, wenn dort nicht ein anderer Feind zu bekämpfen wäre, der Schnaps, gegen den aber noch nicht im geringsten mobil gemacht ist. Im Basler Missionsbericht für 1894 heißt es: „Der mächtigste Götze im Lande ist der Schnaps. Er beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger, als vor Zeiten der

Geheimbund und der Geisterdienst. Die Empfänglichkeit der Kamerunbevölkerung für Christentum und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berechtigen; aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in dem Maße, als der Branntweinhandel gedeiht, moralisch, physisch und wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden" u. s. w. Welche ungeheure Verantwortung ladet Deutschland auf sich, wenn es die Branntweineinfuhr immer weiter gestattet! Im englischen Unterhause hat der neue Kolonialminister Herr Chamberlain am 22. August erklärt, er wolle alles thun, um die Einfuhr von Spirituosen nach Afrika zu beschränken, aber solange Frankreich und Deutschland sich diesen Bestrebungen nicht anschlössen, sei es unmöglich, den Handel wirksam zu hemmen. Wir wollen hier ganz von der Ueberhebung absehen, mit der der Minister sich äußerte: jeder Mensch weiß, wer das Opium nach China bringt, den Arabern und Namaleuten Waffen und Munition zukommen läßt und am meisten Spirituosen nach Afrika einführt — aber das scheint uns gewiß zu sein, daß zwar nicht alles, aber sehr viel gewonnen ist, wenn England und Deutschland gemeinsam gegen die Einfuhr von Spirituosen nach Westafrika vorgehen. Gebe Gott, daß sich im Reichstage bei uns Männer finden, die diese Versammlung und die Regierung veranlassen, einen dem Christentum entsprechenden Entschluß in dieser Frage zu fassen, damit Mr. Chamberlain beim Wort genommen und der Schnapseinfuhr in Kamerun und Togo ein Ende gemacht werden kann. —

Ein vor einigen Monaten erschienenes Buch veranlaßt uns, zum Schluß Neu-Guinea hier kurz zu erwähnen Ein Herr Baeßler machte vor einigen Jahren eine Reise nach dem Schutzgebiet und der Südsee; seine Erlebnisse und Eindrücke hat er in dem Buche: „Südseebilder" niedergelegt. Was er über die Neu-Guinea-Compagnie berichtet, ist so absprechend und wenig freundlich, daß jeder mit den dortigen Verhältnissen nicht bekannte Leser den Kopf schütteln muß über die unsinnige und thörichte Art der Verwaltung. Vielleicht kommt das Buch in die Hand eines unserer Leser, und wir wollen deshalb nur erwähnen, daß Herrn Baeßlers Angaben stark übertrieben und für jetzt nicht entfernt mehr zutreffend sind; sie haben nur noch einen sehr zweifelhaften geschichtlichen Wert. In den letzten Jahren hat sich die Lage der Compagnie und der Astrolabe-Gesellschaft ganz wesentlich gebessert, und es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß schon im Jahre 1896 die Pflanzungen einen reichen, gewinnbringenden Ertrag abwerfen werden. Das ist der Neu-Guinea-Compagnie umsomehr zu gönnen, weil sie nicht nur bedeutende Geldsummen für kulturelle Versuche ausgegeben hat, sondern sich auch jetzt wieder anschickt, eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der noch sehr unbekannten gewaltigen Insel mit Geld zu unterstützen.





Zuschriften.

Sehr geehrte Redaktion.

Sie gestatten mir wohl gütigst noch einige Zeilen der Erwiderung auf die „Bemerkungen“ bezw. „Berichtigungen“ des Herrn Hauptlehrers Klempt im Juli-Heft dieser Monatsschrift. Zunächst darf ich wohl eine erfreuliche Uebereinstimmung in unserem beiderseitigen Ziel konstatieren: Wir wollen beide die christliche Volksschule erhalten wissen, wenn auch unsere Wege dahin auseinandergehen. Da wird's ja auch nicht allzu schwer halten, uns einigermaßen zu verständigen, auch bezüglich der mir vorgeworfenen „Unrichtigkeiten“. Ich hoffe, Herr Kl. wird mich dann auch nicht mehr so ohne weiteres zu dem urteilslosen Publikum rechnen, das über unsere Volksschulverhältnisse so wenig orientiert ist. —

1. Herr Kl. stellt meinem Zweifel, daß es noch Schulstellen mit 600 Mark Jahreseinkommen gebe, die Rede des Kultusministers vom 30. März d. J. gegenüber, worin zugegeben wird, daß noch 400—500 Stellen im Lande nur ein Jahreseinkommen von 580 Mark gewähren. Diese Rede ist mir wohl bekannt; aber ich habe gleich damals, als ich diese Ausführungen las, ein Fragezeichen daneben gesetzt. Denn woher schöpft der Minister seine Kenntnis der Einkommensverhältnisse? Aus den Berichten der einzelnen Regierungen, und diese wiederum aus den bestehenden Dienstanschlägen. Und das habe ich ja nun eben behauptet, daß diese Dienstanschläge nicht immer ein richtiges Bild von der wirklichen Einnahme geben, sondern meistens nicht unerheblich unter dem wirklichen Ertrage zurückbleiben, und habe als Beleg zu dieser Behauptung die im Regierungsbezirk Lüneburg in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen angeführt. Woher diese Differenz zwischen dem „Soll“- und „Ist“-Einkommen“ rührt, habe ich im Juniheft auch bereits kurz angedeutet. Zugleich aber habe ich dort erklärt: „Sollte es wirklich solche (gering dotierte) Schulstellen noch geben, so müßten sie ohne Frage je eher desto lieber aufgebessert werden.“ „Denn daß ein Jahreseinkommen von 600 Mark für einen Lehrer nicht ausreicht, ist so selbstredend, daß es darüber keines weiteren Wortes bedarf.“ Ich denke, das ist deutlich genug gesprochen. Wenn aber Herr Kl. weiter verlangt, die Ortsschulinspektoren sollten nicht bloß in der eigenen Gemeinde, sondern auch in der Oeffentlichkeit gegen solche Mißstände auftreten, so geht das offenbar über unseren Beruf hinaus. Meines Erachtens hat der Ortsschulinspektor gerade genug zu thun, wenn er auf Abstellung der in seiner Parochie etwa vorhandenen Mißstände nach Kräften hinarbeitet. —

2. Zu der Annahme, daß Herr Kl. Schulinspektor sei, wurde ich durch den Titel „Hauptlehrer“ verleitet, der doch wohl dem bei uns gebräuchlichen „Rektor“



entspricht. Da diese Annahme irrig ist, so fallen damit selbstredend die daraus gezogenen — übrigens nebensächlichen — Schlußfolgerungen. Weshalb übrigens ein Leser der Konservativen Monatsschrift nicht auch hin und wieder einmal radikale Blätter lesen sollte — er braucht ja deshalb noch kein Abonnent der letzteren zu sein —, vermag ich nicht einzusehen. Ich kenne viele Leute, die zu ihrer eigenen Informierung Blätter der verschiedensten Richtungen lesen, und gehöre selbst dazu, insofern ich bei gegebener Gelegenheit in liberale, freisinnige und selbst socialdemokratische Blätter Einsicht nehme. Uebrigens kenne ich auch die von Herrn Kl. citierten Dörpfeldschen Schriften gar wohl und habe sie mit großem Interesse gelesen. Gleichwohl haben sie mich in meiner gegenteiligen Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht. —

3. Denn was nun endlich die Schulaufsicht betrifft, so bin ich darin mit Herrn Kl. vollständig einverstanden, daß ihre gedeihliche Ausübung durchaus von den beteiligten Personen — Pastor sowohl wie Lehrer — abhängt. Aber das wird auch bei der von Herrn Kl. gewünschten Form der Schulaufsicht der Fall sein. Findet sich da auf der einen Seite Hochmut und Chicane, auf der anderen Widerwilligkeit und Auflehnung, so wird auch die Fachaufsicht nichts Ersprießliches wirken. Die Forderungen der christlich-socialen Partei in dieser Beziehung sind mir wohlbekannt.; desgleichen die der „Deutschen Lehrerzeitung“ und der evangelischen Lehrervereine. Es liegt mir auch durchaus fern, das Streben der eben genannten nach Fachaufsicht mit den Forderungen der radikalen Lehrervereine nach derselben in einen Topf zu werfen. Aber ich fürchte, sie sehen die Sache zu optimistisch an. Ist erst einmal das Band zwischen Kirche und Schule durch grundsätzliche Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht zerschnitten, so werden sich die Principien auswirken, und keine Macht der Welt wird im stande sein, die „Verweltlichung“ der Schule aufzuhalten. Es mag ja immerhin sein, ist sogar wahrscheinlich, daß der antichristliche Geist unserer Zeit, der mit Macht auf diese Trennung hinarbeitet, in absehbarer Zeit sein Ziel erreicht. Aber ich meine, als Christen müssen wir uns hüten, mit jenen radikalen Geistern — wenn auch aus ganz anderen Beweggründen — an einem Joch zu ziehen. Was wir jetzt haben, das wissen wir. Was aber nach Beseitigung des jetzt bestehenden Zustandes kommen wird, das liegt im dunklen Schoß der Zukunft verborgen; und der herrschende Zeitgeist giebt da allerdings zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß. Ich fürchte, er würde wie weiland das Zedlitzsche Schulgesetz, so jetzt die gesetzliche Einrichtung der „Schulpflege“ nach Dörpfelds idealer, mir durchaus sympathischer Auffassung gleich einem verheerenden Sturmwind wegfegen, und übrig bleiben würde nur die von der Kirche völlig losgerissene konfessionslose, und schließlich religionslose Schule. Davor uns Gott in Gnaden bewahre!

Adenbüttel, den 19. Juli 1895. F. Schulze, Pfarrer.



Letztes Wort zur Frage der geistlichen Schulinspektion.

Die Zuschrift des Herrn Dr. R. im Augusthefte nötigt uns, noch einmal, und zwar zum letzten Male, zur Frage der geistlichen Schulinspektion das Wort zu nehmen. Um die Geduld der geehrten Redaktion und der geneigten Leser nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, beschränken wir uns in unserer Erwiderung auf das Allernotwendigste.

1. Herr Dr. R. sucht unsere Forderungen zunächst dadurch zu diskreditieren, daß er sie mit socialdemokratischen und widerrechtlichen Bestrebungen, die aus einem ganz anderen Geiste geboren sind, wenn nicht auf gleiche Stufe stellt, so doch in möglichst nahe Beziehung bringt. Wiederum stellt er einen Punkt, den wir wiederholt als ganz nebensächlich bezeichnet hatten, nämlich die pädagogische Befähigung der Geistlichen

zur Ausübung der Schulaufsicht, in den Vordergrund und erneuert, wenn auch etwas versteckt, die ganz und gar unbegründete und von uns schon zurückgewiesene Behauptung, wir hätten den Geistlichen Dummheit und Unfähigkeit vorgeworfen. „Die protestantischen Pastoren," so citiert er aus der Magdeburger ‚Volksstimme', „leben in einem beschränkten Gesichtskreis, in einem naiven Idealismus und ohne eine Vorstellung von der wirklichen Welt". Ganz dasselbe oder wenigstens ungefähr dasselbe — das will Herr Dr. R. offenbar seine Leser glauben machen, sonst hätte das Citat überhaupt keinen Sinn — haben die beiden Lehrer auch gesagt. Wir weisen eine solche Unterstellung mit Entrüstung zurück. Wir haben in unseren Ausführungen lediglich die Frage erwogen, ob der geistliche Stand als solcher den Volksschullehrern auch in fachmännischer Beziehung ohne weiteres übergeordnet werden dürfe und darauf mit einem Nein geantwortet. Außer Herrn Dr. R. wird wohl schwerlich jemand auf den Gedanken gekommen sein, daß darin eine Beleidigung des geistlichen Standes liege.

2. Herr Dr. R. glaubt, daß unsere Ausführungen in den Kreisen der Führer der Socialdemokraten und freisinnigen Lehrer große Freude hervorrufen werden. Das Gegenteil ist uns wahrscheinlicher. Vor ungefähr einem Jahre brachte das christlich-sociale „Volk" einen Leitartikel, der mit aller Entschiedenheit für die auch von uns vertretenen Forderungen des Lehrerstandes eintrat, sich zugleich aber auch gegen den Radikalismus eines Teils der Lehrerschaft wandte. Einige freisinnige pädagogische Blätter nahmen von diesem Artikel Notiz, brachten aber nur den Teil, der ihnen mißliebig war, und konstruierten daraus eine Beleidigung des Lehrerstandes, wobei dann natürlich auch noch einige liebenswürdige Bemerkungen über die „Lehrerfreundlichkeit" des „Volk" zugegeben wurden. Der Hauptteil des Artikels, der nach Herrn Dr. R. den Redakteuren jener Zeitungen so ungeheure Freude hätte machen müssen, wurde sorgfältig den Lesern vorenthalten. Warum? Darauf mag Herr Dr. R. sich selbst die Antwort geben. Uebrigens müßte nach unseres Herrn Gegners Meinung jede Kritik des Bestehenden unterbleiben, weil möglicherweise die Socialdemokraten daraus Kapital schlagen könnten.

3. Herr Dr. R. schreibt: „Die beiden Lehrer, welche in diesen Heften für Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht plaidieren, wollen keinen Wettbewerb, sondern in der Schule, an der doch außer dem Staate auch die Kirche und das christliche Elternhaus ein Interesse haben, allein herrschen." Wir trauten unseren Augen nicht, als wir das lasen. Wiederholentlich haben wir uns als Anhänger der Dörpfeldschen Schulverfassungstheorie erklärt, die Herr Dr. R. ja kennt, da er ihre Durchführbarkeit bestreitet, und die er als früherer Seminarlehrer und Pädagoge in leitender Stellung auch kennen muß*). Nun ist niemand mit größerer Entschiedenheit für die Rechte der Familie an der Schule eingetreten als Dörpfeld; die Anerkennung des Familienrechts in der öffentlichen Erziehung bezeichnet er als Grundvoraussetzung einer gerechten Schulverfassung. In Uebereinstimmung mit Dörpfeld haben wir einer Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule das Wort geredet, durch die die Kirche einen viel größeren Einfluß auf die Schule erhält, als sie gegenwärtig in dem höchst zweifelhaften Institut der staatlichen Schulinspektion des Geistlichen besitzt, das wohl nur deshalb noch besteht, weil es dem Staate an Mitteln fehlt, die nötigen selbständigen Schulinspektoren zu besolden, und das nach einem Worte Pastor Zillessens „nur der bequeme und geschickte Uebergang zu totaler Loslösung der Schule von der Kirche ist." Allerdings haben wir auch gefordert, daß das Schulamt, das bis jetzt in Schulverwaltungsangelegenheiten nichts zu sagen hat, auch anerkannt werde. Keiner der Vorgesetzten des Volksschullehrers — wenige Ausnahmen abgerechnet — hat selbst in der Volksschularbeit

*) „Wer die Dörpfeldsche Schulverfassungstheorie nicht kennt" äußerte Diesterweg, der in den meisten Punkten ein Antipode Dörpfelds war, nach dem Erscheinen der ersten Schrift Dörpfelds: »Die freie Schulgemeinde auf dem Boden der freien Kirche und des freien Staates« (1863), „hat hinfort kein Recht mehr, in Schulverfassungsfragen ein Wort mitzureden."



gestanden; keiner kennt aus eigener Erfahrung die mancherlei Mühen und Beschwerden, Leiden und Freuden seines Amtes; keiner sieht in dem Stand der Volksschullehrer seinen eigenen Stand geehrt oder geschmäht, gefördert oder zurückgesetzt. Nicht einmal in der untersten Verwaltungsinstanz, im Schulvorstande, hat er Sitz und Stimme. Man denke sich, um das Kränkende dieser Einrichtung zu fühlen, daß der Bürgermeister vom Gemeinderate, der Pfarrer vom Presbyterium ausgeschlossen sein sollte! Ueber innere und äußere Schulangelegenheiten wird beraten und bestimmt, ohne daß der Schulmann selbst das Recht hat, auch nur seine Meinung zu sagen; höchstens das Ergebnis der Verhandlungen wird ihm mitgeteilt „zur gefälligen Kenntnisnahme und Nachachtung." Und das alles findet Herr Dr. R. ganz in der Ordnung! Wir haben in unseren Ausführungen auf die offenbare Ungerechtigkeit hingewiesen, die in diesen Zuständen liegt, wir haben betont, daß der Lehrerstand neben den großen Pflichten, die ihm aufliegen, doch auch auf gewisse Rechte Anspruch machen könne, wir haben nur das für den Lehrer verlangt, was jedem anderen Beamten in seinem Wirkungskreise als selbstverständlich zukommt, ja, wir sind nicht einmal so weit gegangen, wir haben dem Pfarrer den Vorsitz im Schulvorstande zuerkannt, obwohl er nach Analogie des Gemeinderats und Presbyteriums, wo der Bürgermeister und der Pfarrer den Vorsitz führen, einem Lehrer zukäme — und da schiebt Herr Dr. R. uns unter, wir wollten in der Schule allein herrschen. Den rechten Ausdruck für dieses Benehmen des Herrn Dr. R. zu finden, überlassen wir dem Gerechtigkeitsgefühle der Leser.

4. Aus dem, was Herr Dr. R. über die „Schulpflege" sagt, geht hervor, daß er diese Einrichtung, die Dörpfeld, Pastor Zillessen u. a. an die Stelle der jetzigen Lokalschulaufsicht setzen wollen, gar nicht kennt. Wir haben darum auch keine Veranlassung, uns mit ihm darüber in eine Diskussion einzulassen.

5. Was Herr Dr. R. sonst noch vorbringt, lassen wir unbeantwortet. Zum Teil ist es in unseren früheren Ausführungen schon genügend beleuchtet worden, zum Teil hoffen wir es, wenn die geehrte Redaktion es gestattet, in einem ausführlichen Aufsatze über die Dörpfeldsche Schulverfassungstheorie, und dann ohne Polemik gegen Herrn Dr. R., erörtern zu können. Nur zum Schlußsatze unseres Herrn Gegners noch einige kurze Bemerkungen. Er meint, es sei nicht abzusehen, welches konservative Interesse dazu treiben könnte, die Beseitigung der geistlichen Schulinspektion anzustreben. Wenn konservativ sein nichts weiter bedeutet, als das Bestehende zu konservieren, dann hat Herr Dr. R. recht. Faßt aber der Konservatismus seine Aufgabe dahin auf, die politischen und socialen Verhältnisse nach den Grundsätzen der christlichen Ethik zu gestalten, bez. umzugestalten, dann wird er sich auch der Forderung nicht entziehen können, dem Lehrerstande zu dem zu verhelfen, was ihm von Gottes und Rechts wegen zukommt, und eine den Zeitverhältnissen entsprechende Verbindung von Kirche und Schule anzustreben, die ein christliches Schulwesen für die Zukunft garantiert, nicht aber hartnäckig auf einer Einrichtung zu bestehen, die nach der Ueberzeugung vieler ernst christlicher Männer, die sich mit der Frage eingehend befaßt haben, nicht nur keine Garantien für den christlichen Charakter unserer Volksschulen gewährt, sondern durch das moralische Unrecht, das ihr anhaftet, das Gegenteil von dem herbeiführen wird, um dessen willen man an ihr festhalten zu müssen glaubt. Auch hier dürfte das Wort Jesu Matth. 9, V. 17 am Platze sein: „Man fasset nicht Most in alte Schläuche, anders die Schläuche zerreißen, und der Most wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten."

Das unser letztes Wort!

Elberfeld, den 15. August 1895. Klafeld b. Geisweid (Westfalen).

W. Fick. Klempt.



Lobgesang auf den Sieg von Sedan.

(2. September 1870.)

Groß ist der Herr und gewaltig ist Sein Name —
die Seine Gerichte fürchten, schont Seine Hand.
Den Gerechten achtet Er wert Seiner Hülfe,
doch die Eitles sinnen, hasset Er.
Die auf ihre Stärke pochen, macht Er zu Schanden,
die krumme Wege lieben, führt Er irre,
Er stürzet des Listigen Anschlag:
nieder zur Erde wirft Er den Stolzen.

Kämen sie zahllos wie die Wogen des Meeres,
ihre Rosse zerstampften alle Halme des Feldes,
ihre Gespanne tränken die Flut aus den Bächen,
es ständen auf die Krieger dreier Samen
und sie hätten alle Völker zu Bestärkern
und alle Erdenkönige zu Freunden:
sämtlich seien sie wider uns;
dennoch hülfe ihnen nichts ihr Prahlen: —
der Herr streitet wider sie.
Mit einem Hauch Seines Mundes
verwehet Er sie
hin auf immer.
Ich will sie werfen, spricht der Herr,
Ich will sie strafen, spricht der Gerechte.
Und Er recket Seinen Arm,
hält an Seinen Odem ein wenig —
vernichtet liegen am Boden die Feinde.

Groß ist der Herr, der Name des Herrn sei gepriesen!
Des Herrn Rechte hat sich erhoben für uns,
Er hat Wunder gethan an uns Allen.
Er sah uns an in uns'rer Kümmernis, der Herr,
Er hörte unser Flehen in der Stunde der Not
und zündete Licht in dem Geist der Ratenden.
Den Heeren zog Er voran mit Schwertern,
voran in der Schlacht stritt Er unser Führer, der Herr,
Der Heilige machte den Schreck der Schlacht:
Er stürzte den Bedränger jählings — Hallelujah!
Er schloß ihn ein, daß er nimmer entrinne,
mit den Obersten und Kriegern schloß Er ihn ein
Tausendmal Tausend: — Er raffte Wehr und Waffen,
wie Schilfrohr zerbrach Er des Stolzen Macht.
Er mähte mit der Sichel durch das Feld,
suchet die Stoppeln — Hallelujah!
Der Herr hat's gethan — ich sah es,
Er hat bewiesen Seine Gnade an uns,
an seinen Treuen bewies Er Seine Gnade.
Er hat uns angesehen in Seiner Barmherzigkeit,
Er bot uns Seine Hülfe als Retter — Hallelujah!
In den Donnern der Schlacht sprach der Herr,
durch ihren Mund sprach der Hohe:
— der Herr redet! Hört ihr Völker, all umher! —
„Ich will nicht, daß Einer kriege mit Mutwill'
und trachte nach des Andern Land und Eigen!"
Der Herr hat es gesprochen und die Himmel rufen es wieder.
Amen! spricht der Herr,
die Himmel hallen Sein Amen;

Im Staube spielen wir und singen dem dreimal Heiligen — Hallelujah!
unser Mund ruft: Hallelujah!
unser Herz dankt: Hallelujah!

Martin Greif.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Was ist Geld? Ein Beitrag zur Lösung der socialen Fragen von Richard Goldschmidt, Landgerichtsrat. (Leipzig, Fr. W. Grunow.) 1894. 102 S. 1,50 M.

Was ist Geld? ist eine nationalökonomische Studie von weit reicherem Inhalt, als der Titel vermuten läßt. Das Wesen des Geldes, die Arbeitskraft und Warenproduktion, die Preisbildung, die Währungsverhältnisse, der Kapitalismus und die Schranken der Kapitalbildung, die im Warenüberfluß und im Sinken des Zinsfußes begründet liegt, die Weltwirtschaft und die Socialdemokratie, das und anderes sind die Begriffe, auf die der geschätzte Autor eingeht und die er sehr kritisch und teilweise von neuen Standpunkten beleuchtet. Die völlig imaginäre Natur des Geldes, dessen Wertschätzung als reale Macht wohl nie verhängnisvollere Folgen gehabt hat als in der deutschen Nationalbereicherung durch die französischen Milliarden und die darauf folgende Lahmlegung unseres Ackerbaues durch die wahnsinnig angestachelte Industrie, wird zur Evidenz klar bewiesen. Dann legt der Verf. im weiteren Verlauf den Hauptnachdruck auf die Beweisführung, daß eine Volkswirtschaft, die nur auf die größtmögliche Geldbereicherung des Landes (durch Industrie und Export) ausgeht, viel eher angethan ist, ein Volk zu ruinieren als zu fördern, während die wahre Hebung des nationalen Wohlstandes nur in der Förderung der wirklichen Produktivkraft bestehen kann. Also in der Anbahnung einer intensiven Bodenkultur, die nicht allein, ohne Ansehung der größten Ueberschüsse, möglichst große Massen ernähren (in physischer Hinsicht durch ihre Produkte) als auch beschäftigen kann. Der Socialdemokratie gegenüber sieht Verf. eine Hülfe nur noch in der Vermehrung des Bauernstandes, in dem erziehlichen Wert selbständiger Arbeit und eigenen, wenn auch kleinen Besitzes. Einige bemerkenswerte Sätze aus dem Werkchen mögen die nähere Darlegung des reichen Inhaltes ersetzen. Es ist von der Industriekrankheit unseres Jahrhunderts, von den wirtschaftlichen Krisen und ihren Opfern die Rede:

„Weder aus der der Krisis vorangegangenen Ueberproduktion, noch aus dem grausamen Vermögensfall so Vieler, die sich in der Illusion, reich zu sein, gewiegt hatten, sind die volkswirtschaftlichen Nachteile erwachsen, die den Notstand verursacht haben. Die eigentliche Ursache ist die unzureichende Produktion von Nahrungsmitteln, und diese liegt zunächst daran, daß alle Kapitalien, die eingeschlossen, die durch den Grundbesitz dargestellt werden, danach trachteten, einen möglichst hohen Geldnutzen abzuwerfen und sich nach Art des zinsbar angelegten Geldkapitals immer und immer wieder ins Ungemessene zu vermehren . . . Bei der Sucht der Kapitalsvermehrung hat sich die Produktion nun vornehmlich auf Gegenstände geworfen, die sich schrankenlos erzeugen lassen, und dadurch ist es gekommen, daß sich eine glänzende Industrie im Lande entwickelt hat, die eine große Zahl von Arbeitskräften beschäftigte (und der Landwirtschaft entzog)." (S. 53 ff.) Und über den „Segen" des Industriestaates, der seinen Brotbedarf aus fremden Ländern holen muß: „Dabei verliert der gewinnende Staat die Arbeiter für sein wichtigstes Gebiet, seinen Ackerbau . . . Der verlierende Staat aber, der meist nur mit Bodenfrüchten zahlen kann, muß seine eigenen Einwohner Hunger leiden lassen, während der Kampf zugleich dem Ackerbau des siegenden Staates die Vernichtung bringt. Das sind die Verhältnisse des freien Konkurrenzkampfes, und wohl niemals hat es eine unheilvollere Lehre gegeben als die, die eine regelrechte Ordnung aller Verhältnisse von dem freien, ordnungslosen Walten aller Kräfte erwartet." (S. 84.) „Arbeit, namentlich landwirtschaftliche, erhält den Menschen und das Land gesund, und als bester und sicherster Reichtum eines Landes erweist sich jederzeit die eigene

Produktivkraft, die es für sich selbst ausnutzen kann, ohne fremden Ländern zinspflichtig zu werden . . . Und so wird auch immer die Produktivkraft die wichtigste bleiben, die den Menschen direkt ernährt. Geld und Geldeswert können an sich keine Bedürfnisse befriedigen; sie können sich in einem Lande ins Ungemessene steigern lassen, und die Volkskraft, der wahre Reichtum eines Landes, wird doch dabei zu Grunde gehen können." (S. 88)

Das sind goldene Worte, deren Beherzigung, wie die Kenntnis der kleinen Schrift, welche sie enthält, den weitesten Kreisen, besonders aber unseren Parlamentariern aller Richtungen nicht genug gewünscht werden kann. B.

— Das rechte Mittel gegen die Socialdemokratie. Ein ernstes Wort von F. Niles. (Leipzig, W. Fiedler.) 1895. 24 S. 0,50 M.

Der Verfasser sucht den Grund der „socialdemokratischen Frage" nicht in Mängeln der bestehenden Wirtschaftsordnung, sondern allein in einem einzelnen Symptom dieser Mängel: dem schroffen Gegensatze zwischen Arm und Reich. Sein „rechtes Mittel" besteht folglich in den kleinen Mitteln, die einem Teil der Arbeiterschaft ermöglichen, aus dem Proletariat in den Mittelstand aufzusteigen. Unter ihnen bevorzugt er noch dazu diejenigen des Fabrikpatriarchalismus; weiter staatliche Wohnungsgesetzgebung (in bescheidenen Grenzen), Sparsamkeit in öffentlichen Ausgaben; in Bezug auf die großen Gehälter der Fabrikdirektoren hat er staatssocialistische Anwandlungen; wünscht Gewinnbeteiligung der Arbeiter, Einschränkung der akademischen Freiheit, strenges Einschreiten gegen die socialdemokratischen Führer — und so allerlei wie Kraut und Rüben. Er repräsentiert den Durchschnitt der gutmütigen Leute, die keine Zeit gefunden haben, die sociale Frage zu studieren, ehe sie darüber schreiben; immerhin haben wir es lieber mit diesen gutmütigen Vielbeschäftigten als mit den ebenso viel beschäftigten, aber weniger Gutmütigen zu thun. Wi.

— Arbeiter-Evangelium. Drei Vorträge an die Arbeiter von Karl Eris. (Stuttgart, Glaser & Sulz.) 1893. 16, 15 und 20 Seiten à 25 Pf.

Verf. nennt sich — wenn wir ihn recht verstehen — Eris, weil er hofft, mit seinen oder mit den Ideen seines Meisters, des schwäbischen Philosophen Karl Christian Plancks, einst zu „sein", d. h. sie verwirklicht zu sehen. Wir fürchten aber, er hieße richtiger non eris, denn in der socialen Frage hat eine Utopie, welche die allgemeine Annahme eines philosophischen Systems voraussetzt, alle Chancen gegen sich. Wie sollen wir, wie soll das Volk sich von der Tragfähigkeit dieser Brücke in eine bessere Zukunft überzeugen? — Eris setzt ein bei der ungenügenden Kaufkraft breiter Schichten, erwägt aber nicht, ob diese im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsordnung (sei es durch den wirtschaftlichen Kampf, sei es auf irgend andere Art) zu heben sei, sondern beginnt sofort mit weitgreifenden Konstruktionen. Er fordert einen gesetzlichen Minimallohn und kommt dann weiter zu socialistischen Lösungen aller einzelnen Probleme. Lohngesetz, Preisgesetz, Mietsgesetz, Konkurrenzgesetz, Zinsverbot, Neuverteilung von Grund und Boden, Handelsgesetz, neue Staatsverfassung, Abthun des „Moloch Militarismus" unter Socialisierung sämtlicher Staaten — folgen sich Schlag auf Schlag. Der Verfasser lebt mit der Socialdemokratie in einem unbedingten Glauben an die Fähigkeit der gesetzgebenden Gewalten, ungeheure Aufgaben der Organisation zu lösen, an die unwiderstehliche Macht von Gesetzen, an die Unfehlbarkeit der Statistik und an die Allwissenheit und Gerechtigkeit einer zukünftigen Centralstelle. Er scheut so wenig wie die Socialdemokratie irgend einen Eingriff in die persönliche Freiheit, geschweige in geschichtlich gewordene Rechtsverhältnisse. Differenzen mit dem Auslande hat die „Diplomatie" (auch eine wunderthätige Macht!) zu lösen. Und überhaupt macht sich alles so „einfach" und mit so großer „Leichtigkeit" wie bei Bellamy und Bebel, daneben freilich auch „ohne Kleinlichkeit und Peinlichkeit", aber eben auch ohne Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft, wie dort.

Im Zweifelsfall ist stets die „Kolonisation" zur Hand. Wir halten große Stücke von der Kolonisation. Aber wir sehen nicht — wenn Eris' Neukonstruktion des ökonomischen Lebens an jeder Stelle zur Kolonisation drängt —, weshalb wir daheim erst alles umorgeln sollen, statt sofort zu kolonisieren unter Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung auf ihren jetzigen Grundlagen. Wer wird denn, wenn er nach der Gartenseite nicht aus seinem Hause kommen kann, das Haus niederreißen, um ein neues „Haus mit Gartenthüre" zu bauen? Es wird doch Mittel und Wege geben, sich eine Thür zu brechen und den Neubau zu vermeiden.

Daß das „Dogma" von der Notwendigkeit des Krieges in dieser sündigen Welt, „in das sich alle Welt verronnen (sic!) hat" (III, S 19), ein Irrtum sei, hat uns noch nicht einleuchten wollen. Wi.

— Eine Weltkrisis und ihre Aerzte. Von Konstantin Rößler. (Berlin, Hermann Walther.) 72 S. 1 M.

Die Recension dieser Broschüre kommt durch Zufall etwas post festum; sie ist vor vier oder fünf Monaten erschienen und im Grunde wohl schon vergessen. Aber da sie auf unserem Tisch zur Besprechung liegt, so dürfen wir uns der Pflicht nicht entziehen, zu sagen, daß wir ihr eine gewisse stilistisch-technische Anerkennung zollen müssen. Ein journalistisches Feuerwerk wird vor uns abgebrannt — Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln in Gestalt von geschickt zugespitzten summarischen Urteilen, die freilich fast durchweg an einem Zuviel oder an einem Zuwenig leiden, indem sie entweder nur halb wahr sind oder recht weit über das Ziel hinausschießen. Diese Art zu schreiben ist die journalistische, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn Verf. sich an dieselbe gewöhnt

hat, da er jahrelang in der Tagespresse seinen Beruf gehabt hat; dort hat diese Schreibweise auch ein relatives Recht. In einer Broschüre aber, die sich den Schein der wissenschaftlichen Objektivität geben will, ermüden die absprechenden Thesen, auch wenn sie noch so flitterhaft ausgeputzt sind. Der Genuß der Lektüre kann bestenfalls ein rein formaler sein, während die wirkliche geistige Ausbeute eine recht geringe bleibt. Als positiver Vorschlag bleibt im Grunde nur — desinit in piscem — die Empfehlung des Kartellbündnisses übrig. Die Polemik des Verfassers entspricht dem Stil; sie ist fast durchweg die in der Tagespresse übliche: man macht vom Gegner eine Karikatur und bekämpft dann nicht den Gegner selbst, sondern das Zerrbild, das man ad hoc von ihm entworfen. Verf. kennt z. B. Schutzzöllner, die nicht etwa Vertreter bestimmter relativ berechtigter und zulässiger Interessen sind, sondern Einfaltspinsel, die nur alles vom Vaterlande fern halten wollen, was nicht auf dem eigenen Boden gewachsen ist; die Christlich-Socialen sind elende Dilettanten, die von der Volkswirtschaft nichts wissen, sondern die sociale Frage mit dem Gleichnis vom reichem Mann und armen Lazarus lösen wollen u. s. w. Eine Auseinandersetzung im einzelnen ist mit dem Verfasser nicht möglich, da er de omnibus rebus et quibusdam aliis handelt — man müßte eine Gegenbroschüre schreiben, um nur das Wichtigste zu berühren, und die Ausführung wäre um so schwieriger, als Zustimmung und Widerspruch oft auf einer und derselben Seite mehrfach wechseln. — Danach wäre das Gesamtergebnis unserer Besprechung das, daß wir uns großen Nutzen von der Rößlerschen Publikation nicht zu versprechen vermögen.

— **Talmudische Täuschungen. Das jüdische Geheimgesetz und die deutschen Landesvertretungen.** Ein Handbüchlein für Politiker von Dr. jur. Freiherrn F. E. v. Langen, Mitglied des Reichstags. (Leipzig, Hermann Beyer.) VI und 144 S. 1 M.

Die Juden haben unter den Deutschen zwei Haupt-Bundesgenossen: das **Unbekanntsein** mit den jüdischen Rechtsbüchern und die **Feigheit**. Insoweit sich die **Unwissenheit** bei den Politikern (höheren Staatsbeamten und Parlamentariern) findet, kann die vorliegende Schrift für geeignet gehalten werden, „auf das Wesen und die Gefährlichkeit der jüdischen Geheimlehren aufmerksam zu machen und dadurch eine staatliche Uebersetzung des Schulchan-Aruch herbeizuführen". — Die **Feigheit** (im Kampf gegen das vom fremden Judenvolk in unser Volk eindringende materielle und moralische Verderben) wird erst schwinden, wenn auf ordnungsmäßigem Wege keine Abhülfe zu stande kommt, wenn die Abhülfe auf dem Wege der Gewalt erfolgt. Dann werden die feigen Bureaukraten und Parlamentarier über Nacht ihre Redensarten vom Rassenantisemitismus, von den Forderungen der Humanität, von der Verwerflichkeit der Ausnahmegesetze und ähnliche Duseleien vergessen und teilnehmen an dem Zurückdrängen der Juden.

Der Verfasser polemisiert gegen „Das Volk", das sich gegen den unchristlichen Rassenantisemitismus erklärt hat. Mit Unrecht, denn für den christlichen Rassenantisemitismus tritt „Das Volk" entschieden ein; es bekämpft aber die rohen, heidnischen Ausfälle jenes Antisemitismus, der das alte Testament angreift. Den berechtigten Antisemitismus hat der katholische Kooperator Eichhorn 1886 in dem Satze verteidigt: „Der Antisemitismus ist allerdings nicht das Christentum, er ist aber unter Christen der wirtschaftliche, moralische und ästhetische Widerstand gegen die gänzliche Entchristlichung". Die Langensche Arbeit enthält eine Menge interessanter Einzelheiten, das Ganze ist aber nicht recht geordnet und da und dort oberflächlich. Warum die verkürzte, in ihrer Verkürzung immer noch sehr umfangreiche Erneuerung des Hauptwerkes von Eisenmenger „Entdecktes Judentum" (vgl. Septemberheft 1893, S. 1025) „ein Mißerfolg" sein soll, ist nicht einzusehen. —

Die Schriftstelle S. 81 ist unrichtig angeführt; es muß heißen 5. Mose 14, 21. Die angefügte Erklärung, welche sich auf das Wort der deutschen Uebersetzung „Aas" und nicht auf die sinngetreue Uebertragung des Urtextes „gefallenes Vieh" stützt, kann leicht irre führen und von den Radau-Antisemiten benutzt werden, mit denen der Verfasser doch keine Gemeinschaft hat.

Unter allen Umständen muß dem Verfasser gedankt werden, daß er den **Mut** gehabt hat, mit seinem Namen einzutreten in den uns vom fremden Judenvolk aufgenötigten Kampf.

O. K.

— **Die Juden und wir.** Vortrag, gehalten am 19. April 1895 im Parochial-Verein der St. Thomas-Gemeinde von W. H. (Berlin, 1895.)

Verfasser macht Front gegen den Radau-Antisemitismus, andererseits aber erhebt er, gestützt auf die heilige Schrift, mit aller Schärfe seine Stimme gegen das Anwachsen des jüdischen Einflusses. Er fordert Aufhebung der Judenemancipation, Erlaß von Gesetzen gegen den unlauteren Wettbewerb und die Auswüchse des Börsenwesens, sowie Unterstützung des Mittelstandes in Stadt und Land. Vor allem aber fordert er, daß die Deutschen wieder selbst lebendige Christen werden — ein Wunsch, dem wir von ganzem Herzen zustimmen, denn alle Gesetze nutzen nichts, wenn nicht der Geist des Volkes sich bessert. Der Vortrag ist maßvoll gehalten und eignet sich zur Verbreitung. Der Ertrag ist für einen wohlthätigen Zweck bestimmt.

v. H.

— **Wilhelm II. als Erzieher.** Von einem Deutschen. (Berlin, Rentzel.) 26 S. 0,30 M.

Eine Broschüre, die nur als recht verkehrt bezeichnet werden kann. Gewiß hat Kaiser Wilhelm II. viele treffliche und tüchtige Eigenschaften. Aber er ist als ein verhältnismäßig sehr junger Fürst zur Regierung gekommen; und da nach dem Sprichwort kein Meister vom Himmel fällt, so hat auch der junge Monarch sich

in seiner hohen Stellung naturgemäß erst zurechtfinden müssen. Welchen Wert kann es nun haben, schattenlose biographische Lichtbilder zu zeichnen? Biographien haben doch nur dann einen Wert, wenn Licht und Schatten gerecht verteilt werden. Damit wollen wir übrigens nicht etwa eine Biographie mit Licht und Schatten verlangt haben, sondern unsere Ansicht dahin aussprechen, daß die Zeit für biographische Studien über Kaiser Wilhelm überhaupt noch nicht da ist und auch hoffentlich noch lange nicht kommen wird. Sollte aber einmal geschrieben sein, so hätte der Wunsch nicht fehlen dürfen, daß die anfänglich mit so viel Eifer begonnene Socialreform auch mit der gleichen Kraft fortgesetzt wäre, während sie jetzt längst in Gefahr ist, als versiegendes Bächlein im Sand zu verrinnen.

— **Der neue Mongolensturm.** Caveant Europae Populi. Stimme eines Predigers in der Wüste über die Vorgänge in Ostasien. Von Dr. C. Spielmann. (Braunschweig, 1895. C. A. Schwetschke & Sohn.)

Auf die Gefahr, welche Europa von den Mongolen Ostasiens droht, ist schon oft hingewiesen. Mit Recht meint der Verf., daß die überraschend schnelle Entwicklung Japans diese Bedrohung näher gerückt hat, weil das Inselvolk augenscheinlich die Vorherrschaft unter den Mongolen anstrebt und seinen Einfluß auf China ausdehnen will. Die Vorschläge des Verf. zur Abwendung der Gefahr sind weder neu noch leicht ausführbar: Zollunion der europäischen Staaten, Niederhaltung Japans, Unterstützung Chinas durch Europa, Schutz unserer Industrie und unserer Arbeiter gegen ostasiatische Konkurrenz. Das Beste in der 80 Seiten langen Schrift ist die übersichtliche und meist zutreffende Darstellung der Entwicklung Japans bis zur Jetztzeit; sie hat allerdings den Fehler, daß der Verf. das Anwachsen der christlichen Gemeinden in Japan nicht genügend berücksichtigt. Japan wird voraussichtlich in nicht allzu ferner Zeit zum großen Teil christlich sein, und wer kann wissen, ob dann nicht ein Umschwung in den Ansichten des Volkes sich vollzieht, und dieses statt der kriegerischen Eroberung Chinas und Bedrohung Europas die Civilisierung und Christianisierung der Mongolen, insbesondere Chinas, auf seine Fahne schreibt. v. H.

2. Kirche.

— **Einführung in das geistliche Amt.** Von Gustav Jensen, Pastor und Lehrer am praktisch-theol. Seminar zu Christiania. Vom Verf. autorisierte Uebersetzung von O. v. Harling. Mit Vorwort von Dr. Gustaf Dalman, Lic. und Docent der Theol. in Leipzig. (Leipzig, A. Janssen.) 1895. 134 S. 1,50 M.

Wir sind nicht eben mit einem günstigen Vorurteil an diese Schrift herangetreten. Bei allem Respekt vor den großen Vorzügen der nordischen Litteratur will es uns doch manchmal scheinen, als sei des Uebersetzens aus ihr etwas zuviel; Mittelmäßiges produzieren wir ja selbst gerade genug! Dazu kam die Anlage der vorliegenden Schrift: Die Auflösung der Pastoraltheologie in eine Kette von kurzen Aufsätzen, deren jeder eine Schriftstelle behandelt und mit einem — zuweilen recht langen — Gebet beginnt, wollte uns nicht recht einleuchten — gerade aus Respekt vor der heil. Schrift und um der Heiligkeit des Gebets willen. Denn predigende Gebete sind eine Geschmacklosigkeit, und wenn jemand seine Gedanken über einen komplizierten Thatbestand darlegt, wird ein Text so leicht zum Prätext. Aber selten sind wir so angenehm enttäuscht, — so wohlthuend beschämt worden wie bei der Lesung des Buches, das wir mit Zweifeln aufschlugen. Der Uebersetzer hat wohlgethan zu übersetzen und der Verfasser hat gerade die rechte Form gefunden für das, was er zu bringen hatte: ein vortreffliches Erbauungsbuch für Kandidaten und Pastoren, vom jüngsten bis zum ältesten. Ein Pfarrer findet schwer ein ihm zusagendes Erbauungsbuch, denn die gewöhnlichen Schriften dieser Art geben ihm stofflich nichts anderes, als was er selbst täglich und sonntäglich darzulegen gewohnt ist, und formell — nun, wir wissen alle, wie wenig Anregendes die meisten haben. Nimmt man statt dessen eine Pastoraltheologie zur Hand, so wird man sehr oft in den Streit der Meinungen, in exegetische und praktisch-theologische Untersuchungen rein intellektueller Art hineingezogen; man findet etwas, aber nicht das, was man gesucht hat. Es giebt Ausnahmen (Löhe, R. Rothe), aber sie sind dünn gesäet. Und es giebt andere Ausnahmen, die nichts als trivial sind. Da ist ein Buch wie das von Jensen ein wahrer Fund, um dem Pfarrer den Blick zu klären, das Gewissen zu schärfen, sein Nachdenken zu vertiefen, seine Thatkraft zu stählen und ihm zu helfen, gewisse Tritte zu thun auf dem Wege des Lebens, der für ihn besonders schwer zu finden ist. In der That „ein echt lutherischer Klang wird hier laut, der uns Deutsche anheimelnd berührt. Es fehlen aber auch nicht eigenartige Untertöne, an das altnordische Saiteninstrument erinnernd, dessen wundersam gestimmte Untersaiten bei dem Spiele mitvibrieren und dem Klange eine das Gemüt in der Tiefe berührende ernste und doch milde Färbung verleihen. Möge dem Hauptton wie den Untertönen sein vielstimmiges Echo in deutschen Landen nicht fehlen“. Wi.

— **Die Evangelisation unter den Entkirchlichten.** Von Dr. Johannes Müller. (Leipzig, Hinrichs.) 1,80 M.

Die erste Empfindung, die mir bei diesem trefflichen geistsprühenden Büchlein kam, war die: das ist mal wirklich ein gutes Wort zu rechter Zeit! Denn wenige Wochen vor dem Erscheinen desselben hatte das königliche Konsistorium der Rheinprovinz als Proponendum für die diesjährigen Kreissynoden die Frage aufgestellt: „Was kann von seiten der amtlichen Organe der Kirche geschehen, daß die zu außeramtlicher Verkündigung des göttlichen Wortes drängende Gabe und das

in der Gemeinde vorhandene Bedürfnis nach solcher Verkündigung nicht zur Verwirrung, sondern zur Erbauung der Gemeinden gereiche?" Was liegt nun näher, als daß alle die vielen Referenten dieser Kreissynoden sich aus dieser Broschüre Rat erholen werden? Und dazu kann ich ihnen nur Glück wünschen, denn nüchterner, kritischer und dabei doch lebensvoller ist diese Frage jedenfalls bisher noch nicht behandelt worden. Müller hat selbst Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt und ist gerade für die Seite der Evangelisation unter den gebildeten Entkirchlichten der Gegenwart sowohl in seinem persönlichen Auftreten, als in vorliegender Schrift geradezu epochemachend. Nach meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen muß ich ihm in seiner Kritik der Zustände, der Schilderung des inneren Vorgangs der Entkirchlichung unbedingt recht geben. Wenn es gestattet ist, auch dem höchsten Lob eine tadelnde Ausstellung anzufügen, so ist es nur ein Bedauern darüber, daß er auf ländliche Verhältnisse und kleine Städte eigentlich nicht eingegangen ist. Wer aber sich vom leiblicheren Kirchenbesuch auf dem Lande nicht täuschen läßt, sondern die Stellung des Bauern, dem der Gottesdienst „halb Frondienst, halb Vergnügen" ist, zu wirklichem lebendigen Christentum oft beobachtet hat, wird sich nicht verhehlen können, daß auch außerhalb des Bannkreises der modernen Bildung ein Niedergang des religiösen Lebens zu konstatieren ist. (??) Möchte Müllers sonst zutreffende Behauptung, daß heutzutage mit Broschüren auch nicht mehr viel zu machen sei, sondern persönliche Evangelisation in die Bresche müsse, wenigstens bei seinem eigenen Buch nicht zutreffen, sondern alle Kirchenvorstände und Pfarrer, sowie alle gläubigen gebildeten Laien sich aus demselben den reichen Segen schöpfen, den es bietet. Ich hoffe zuversichtlich, daß gerade diese Behandlungsweise einer Frage, die manche Kreise bisher nur in einem Atem mit „Engländerei und Methodisterei", andere nur mit „Stöckerei und Muckerei" nennen konnten, Unzähligen die Augen für den Notstand und die mögliche Hülfe öffnen werden. Wenn dann bei dem im nächsten Jahre in Eisenach tagenden evangelischen Kirchentage, der bekanntlich auch schon die Frage auf seine Tagesordnung gesetzt hat: „Welches sind die Grundsätze, nach welchen das Verhältnis der freien Evangelisationsthätigkeit zur organisierten Kirche bezw. zum geordneten Pfarramt zu regeln ist?" — die betreffende Verhandlung sich auch auf das von Müller vertretene hochwichtige Netzauswerfen unter den Gebildeten erstreckt, wird das Urteil über Evangelisation ein ganz (?) anderes werden als bisher. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo private oder kirchliche Körperschaften es für ihre Aufgabe ansehen werden, solchen Männern, die Gott durch das Charisma erwecklicher Rede gekennzeichnet hat, die Wege im Namen der Kirche zu bahnen. Je stürmischer die Entkirchlichung unserer Gebildeten vorangeht, desto schneller und entschiedener wird auch die Entwicklung einer gesundkirchlichen Evangelisationsthätigkeit vor sich gehen. Auf diesem Wege aber ist das vorliegende Buch geradezu epochemachend zu nennen, weshalb ich es nochmals aufs wärmste empfehlen muß. S. Kellor.

— Von der im vorigen Jahre S. 772 zur Anzeige gebrachten Einleitung in das Neue Testament von Godet, deutsch von Reineck, sind inzwischen vier weitere Hefte (5—8) erschienen, so daß jetzt der erste Teil des Werkes, die paulinischen Briefe enthaltend, abgeschlossen vorliegt. Zu der im vorigen Jahre von uns gegebenen allgemeinen Charakterisierung des schönen Buches ist nichts hinzuzufügen. In diesen letzten Heften haben wir uns besonders an der ruhigen und klaren Verteidigung der Echtheit der sogenannten Pastoralbriefe erquickt. Dem thörichten Machtspruche Beyschlags in seiner vor kurzem erschienenen „Biblischen Theologie": „Wer heute noch den ersten Timotheusbrief dem Verfasser der Briefe an die Römer und an die Galater zuschreiben kann, hat nie einen Blick in die litterarische Originalität und Größe des Apostels gethan", stellt Godet in sachlicher Ausführung den eigentlichen Thatbestand gegenüber, der keineswegs dazu nötigt, diese Briefe für unecht zu achten. Sieht man in dies Gewirre von sich gegenseitig widerlegenden Hypothesen der Kritiker hinein, so wächst wirklich die Hoffnung, daß noch einmal wieder die Zeit kommen kann, wo man seine Wissenschaftlichkeit nicht mehr mit der Erfindung einer neuen Hypothese, sondern mit der tieferen Erfassung des Inhaltes der biblischen Schriften und damit der größeren Sicherstellung ihrer Authenticität beweisen wird. Besonders schön sind die zusammenfassenden Bemerkungen über die paulinischen Briefe, die der Verfasser in vier Gruppen teilt: 1) die beiden Briefe an die Thessalonicher handeln „von dem Gegenstande, der die Kirche bei ihrem Ursprunge am lebhaftesten beschäftigte, von der Wiederkunft Christi". Die zweite Gruppe, Galater, Korinther und Römer „behandelt wesentlich das christliche Heil und die Art seiner Aneignung". Die dritte, Kolosser, Philemon, Epheser und Philipper: „Die Person des Heilandes und sein Verhältnis zu der Kirche, die er zu seinem Organ auf Erden macht." Die vierte, Pastoralbriefe, „die Zukunft der Kirche auf Erden unter der Leitung derer, die sie nach dem Abscheiden der Apostel lehren und verwalten sollen." „Dieser Fortschritt hat nichts Systematisches, er ist das Ergebnis der natürlichen Entwicklung. Die verheißene, große Zukunft beschäftigte anfangs die Gedanken und erweckte die Fragen, die sich darauf bezogen. Danach wandte sich der Blick der Kirche notwendig der Natur des Heiles, dem wir jene große Hoffnung verdanken, und dem Mittel zu, es zu erlangen. Von da erhob er sich aus eigenem Antriebe zu der Person dessen, der uns das Heil schenkt, und der die Kirche durch seine fortdauernde Gemeinschaft in den Stand setzt, die verheißene Herrlichkeit zu ererben. Endlich mußte sich der Gedanke nach dem Maße, wie die verschwanden, die die Kirche durch die Heilsoffenbarung gegründet hatten, auf

die Erhaltung der irdischen Gesellschaft richten, die zur Trägerin derselben bestellt worden ist." In dergleichen kurzen Ueberblicken steckt mehr wirklich theologische Wissenschaft, als in bändereichen und doch unfruchtbaren kritischen „Untersuchungen". — Ob von dem zweiten, die historischen Schriften umfassenden Teile schon Hefte erschienen sind, ist uns nicht bekannt. Hoffentlich bekommen wir seiner Zeit Gelegenheit, die Leser auch mit diesem zweiten Bande bekannt zu machen.

J. P.

— Die Geheimlehre in der christlichen Religion nach den Erklärungen von Meister Eckhart von Franz Hartmann, M. D. (Leipzig, Verlag von W. Friedrich.)

Der Occultismus ist, das muß man ihm einräumen, fleißig an der Arbeit. Neuerdings scheint er besonders bestrebt zu sein, das Alter für seine Wissenschaft zu erweisen, indem er aufzeigt, wie er in der Vergangenheit schon in der Geschichte der Menschheit lebt und wirkt. Ein Glied in der Kette dieses Beweises, welche sich von dem fernen Wunderlande Indien und von der Weisheit der Brahmanen her bis in diese unsere Gegenwart erstreckt, soll auch der deutsche mittelalterliche Mystiker Eckhart sein. Der Verf. bringt uns zuerst einen Ueberblick über das Leben des Meisters. Wir wissen ja nur weniges von ihm. Wir haben auch nur weniges von seinen Schriften übrig. Aber soviel steht fest, daß er einen mächtigen, weitreichenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und die Nachwelt ausgeübt hat, daß er ein Vater der deutschen Mystik gewesen, wie ja auch Suso und Tauler in Straßburg seine Schüler waren. Die Inquisition hatte schon die Hand auf ihn gelegt; er starb, wahrscheinlich 1229 in Köln, ehe sie ihn als einen Ketzer todesschuldig sprach, aber nach seinem Tode wurde eine Reihe seiner Sätze als befremdlich, zweifelhaft, verdächtig und verwegen verurteilt und es wurde ihm Schuld gegeben, daß er, einem allzu heißen Drange nach Erkenntnis folgend, nicht in den vorgeschriebenen Glaubenssätzen geblieben sei. Seine Lehre aber und seine Schriften gingen trotzdem weiter. Seine Mystik ist nicht frei von einem pantheistischen Zuge. Wie fängt es nun aber der Verf. an, den Eckhart dem Occultismus anzugliedern? Er stellt einen Abriß der Yogalehre voran, wie sie sich in den Veden findet. Yoga (von yog = binden, ähnlich wie religio von religere, zurückbinden, eine Herleitung, die freilich strittig ist) ist die Lehre von der Vereinigung mit Gott; dafür setzt er den Weg zu Christus, dem Gottmenschen, der im Herzen von Allen lebt, die höchste von allen Lehren, die den Weg zur Freiheit, zur Erlösung, zur Vollkommenheit lehrt. Nun sollte man erwarten, er werde irgendwie einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen Eckhart und der Yogalehre aufzeigen; das thut er aber nicht, er begnügt sich damit, in einzelnen Punkten eine allerdings bemerkenswerte Uebereinstimmung, einen Gleichklang der Lehre aufzuzeigen. Ob das aber genügt, um Eckhart für den Occultismus in Anspruch zu nehmen? Ich bezweifle es. Es ist kaum zu denken, daß Eckhart eine Ueberlieferung, eine Kunde von der indischen Weisheit gehabt hat. Man wird also annehmen müssen, daß jene Anklänge sich aus einem gemeinsamen Zuge des nach der höchsten Wahrheit und nach der Vereinigung mit Gott suchenden Menschengeistes erklären. Aber in der Yogalehre wie bei Eckhart hat dies Suchen auf pantheistische Abwege gebracht. Denn wenn es heißt: „Der Gott eines jeden Menschen, der ihn dem Vater des Weltalls näher bringen kann, ist seine eigene freie und unbeschränkte Individualität, welche im Himmel lebt und dennoch auf Erden in seiner Persönlichkeit inkarniert ist", so ist das Pantheismus. Und wenn Jesus dafür als Zeuge aufgerufen wird in dem Wort: Soviel Menschen auf Erden sind, soviel giebt es Götter im Himmel, und über allen diesen Göttern stehen der Götter Väter, so mag das ein Wort der Geheimlehre sein, ein Herrenwort ist es nicht.

D.

— Zwölf Reden von D. L. Moody aus Chicago. Nach der autorisierten englischen Ausgabe. Vierte Auflage. (Basel, Jaeger und Kober.) XIX und 295 S.

Der verstorbene Professor Christlieb in Bonn rühmt von dem bekannten Erweckungsprediger Dwight Lyman Moody (geb. 1837) die „tiefe Einwirkung auch auf Hunderte von Geistlichen, seine großen Erfolge, die neben seiner eminenten seelsorgerlichen Erfahrungsweisheit jedenfalls auch aus seiner durch und durch praktischen und fesselnden Predigtweise stammen, wobei er eine Textwahrheit nie durch abstrakte Beweisführung, sondern stets durch ein Stück Leben, durch selbst gemachte Erfahrungen veranschaulicht". Aus der praktischen, konkret ins Leben greifenden Weise dieser zwölf im Jahre 1875 auf einer Evangelisationsreise in London gehaltenen und von dem 1881 verstorbenen Missionar Mögling vorzüglich übersetzten Reden wird auch der Deutsche viel lernen können. Im übrigen aber mutet uns dies englisch-amerikanische immerwährende Drängen auf sofortige Bekehrung doch fremdartig an, es mangelt uns die Festigung in der Lehre und das organische Wachstum im Glaubensstande. Aufrütteln können diese Reden, aber ob sie die Aufgerüttelten festhalten und weiterführen können, ist eine andere Frage. Methodistische Revivals sind nicht das, was unserem Volke zu wünschen ist. Im übrigen aber sind die Reden wert, gelesen zu werden, man bekommt doch einen Begriff von der Macht dieser Evangelisationen über die Gewissen ihrer oft verrohten Zuhörer.

J. P.

— Weg der Wahrheit. Zur Belehrung und Erbauung für Christen aller Konfessionen von Gerhard Tersteegen. (Basel, Verlag von Jäger & Kober.) IX. Aufl.

Tersteegen gehört dem Kreise der Erweckung an, die von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts her die ganze abendländische Christenheit durchzieht, anders freilich auf lutherischem, anders auf reformiertem Gebiet. Seine Heimat war

Meurs. Dort ist er 1697 geboren. Er war zuerst Kaufmann, aber das Leben in diesem Beruf war ihm zu geräuschvoll und zerstreut, er wurde darum Seidenbandweber, führte ein stilles, asketisches Leben, wurde aber doch in Mühlheim der Mittelpunkt vieler ernsten Seelen, hielt fleißig Erbauungsstunden und wirkte auch durch ein reiches Schrifttum und als Liederdichter. Die Grundlage seiner Theologie war der Föderalismus. Doch hat er von Labadie einen stark mystischen Zug aufgenommen. Eine wirkliche Separation hat er für sich nicht vollzogen, sich aber doch vorwiegend in separatistischen Kreisen bewegt. Zinzendorfs Versuche, ihn für die Brüdergemeinde zu gewinnen, blieben ohne Erfolg. Unter seinen Werken nimmt das hier vorliegende eine bedeutsame Stellung ein. Es zeigt uns Tersteegen als einen Führer der Seelen zu Gott. Was er im Leben Vielen geworden, das setzt er in diesem Buch fort. Das Ziel des Weges ist die Vereinigung mit Gott. Die höchste Stufe ist die Anschauung Gottes, auf ihr lebt die Seele vor Gott, mit Gott, sagt ihm alles, was sie in ihrem Denken und Fühlen bewegt, und läßt sich willig von ihm führen. Die Schrift enthält viel Köstliches, aber sie will doch mit einer gewissen Vorsicht gebraucht sein und ist darum nur solchen Seelen zu empfehlen, welche das Vermögen der Unterscheidung besitzen. Aus reformiertem Geist hervorgewachsen, trägt sie auch dieses Geistes Art und Gepräge; für lutherische Gottseligkeit hat sie manchen fremden Zug. D.

3. Pädagogik.

— **Realgymnasium und Gymnasium** gegenüber den großen Aufgaben der Gegenwart. Festrede zur 50jährigen Jubelfeier des Erfurter Realgymnasiums von Prof. Dr. Zange, Direktor des Realgymnasiums zu Erfurt. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 29 S. 60 Pf.

Nicht Cicero oder Demosthenes, sondern erst Jesaias und dann die großen Redner der Heiden. „Nicht das deutsch-humanistische Gymnasium, sondern das deutsch-christliche Gymnasium und das deutsch-christliche Realgymnasium muß die höhere Schule der Zukunft werden, wenn die Schule die auf sie gebauten Hoffnungen in den socialen Nöten dieser Zeit verwirklichen soll.“ Ehe dies eintritt, werden schwere Gottesgerichte über die deutschen Regierungen und das deutsche Volk ergehen.

Erst durch den Einfluß W. v. Humboldts ist das Griechische in den Gymnasien zu einem Uebergewicht gelangt, das in keinem Verhältnis steht zu dem Nutzen, den die große Mehrzahl der Gymnasiasten im Leben von diesem Unterrichtsgegenstande hat. Es ist Aberglaube, die volle Menschenbildung nicht dem Christentum, sondern den Griechen und Römern zuzuschreiben.

Das Gymnasium gilt als die höhere vornehmere Schule, aus Hochmut wird es darum von tausenden gepriesen, die blutwenig humanistische Bildung aus dem Gymnasium sich gerettet haben. Es ist gerade so wie beim Duell. Wenn Zweikampf und Mensuren bei den Schuhmachern, Steinklopfern, Maurern und Straßenkehrern Eingang fänden, würde die Liebhaberei an diesen anti-christlichen Dingen, an diesen Standessünden der „Satisfaktionsfähigen“ bald aufhören. —

Die ohne alle Leidenschaft abgefaßte, Gerechtigkeit liebende, vom christlichen Boden aus dem Ernst der Zeit fest ins Auge sehende Broschüre Dr. Zanges sei allen Freunden der höheren Schulen zum Lesen und Nachdenken aufs wärmste empfohlen. O. K.

4. Geschichte.

— **Der Krieg von 1870/71.** Von Arthur Chuquet. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von L. A. Hauff. (Zittau 1895, Verlag der Pahlschen Buchhandlung [A. Haase].) 3 M.

Der Verf. ist französischer Geschichtsforscher. Sein Buch zeichnet sich vor allen uns sonst zu Gesicht gekommenen französischen Werken über den Krieg 1870/71 durch große Unparteilichkeit aus; er läßt Freund und Feind Gerechtigkeit widerfahren, verurteilt den Leichtsinn, mit dem von Frankreich der Krieg begonnen wurde, und erkennt in vollem Umfange die innere und äußere Ueberlegenheit an, mit der das deutsche Heer in den Kampf eintrat. Der Schlußsatz des Buches lautet: „In der ersten Periode des Krieges hatte Frankreich weder den Vorzug der Ueberzahl noch der Organisation, und das Kaiserreich hätte ihm das eine oder das andere geben sollen und können. In der zweiten Periode hatte Frankreich die Ueberzahl, aber es besaß keine Organisation und konnte sie nicht haben.“ Ein militärwissenschaftliches Werk ist Chuquets Arbeit nicht, die Bewegungen der Heere und die Hauptschlachten sind in großen Zügen, im ganzen richtig, aber oft in dramatisch bewegter Weise erzählt; er benutzt sie, um erläutern zu können, warum Frankreich unterliegen mußte. Besonders interessant sind die Charakteristiken hervorragender Franzosen der Kriegszeit, neben Napoleon Bazaine, Mac Mahon, Chanzy, Ducrot, Faidherbe, Bourbaki, Gambetta, Freycinet, Trochu u. s. w. Geradezu überraschend wirkt die Unbefangenheit, mit welcher der Verf. die trostlosen Zustände in den durch Gambetta neu gebildeten Heeren und in Paris schildert; hier finden sich auch einzelne bisher nicht bekannte Thatsachen, die für die Beurteilung Gambettas und seiner Zeit wichtig sind. Herr Chuquet unterläßt eine Darstellung des französischen und deutschen Volkes vor dem Kriege in Bezug auf den sittlichen Zustand, Religiosität u. s. w., mit anderen Worten: er schildert die Heere und ihre Anstrengungen, den Sieg zu gewinnen, nicht aber die Völker, aus denen erstere hervorgegangen sind. Ob diese Unterlassung absichtlich oder unabsichtlich geschehen ist, lassen wir dahingestellt, aber es scheint uns fast undenkbar, daß ein so scharfsinniger und klar denkender Beobachter wie Herr Chuquet nicht

wissen sollte, daß die Ursache einer Katastrophe wie der von 1870/71 nicht allein in den Fehlern der Generäle oder der Organisation des Heeres, sondern auch in dem sittlichen Zustande des ganzen Volkes gesucht werden muß. Das Buch ist in doppelter Hinsicht lesenswert, einmal, weil es eine wohl durchdachte, tüchtige Arbeit ist und dann als Zeichen der in Frankreich unter den Gebildeten wachsenden Erkenntnis, daß Frankreich den Krieg 1870/71 weder schuldlos begonnen hat, noch in ihm schuldlos unterlegen ist. Herr Chuquet verfolgt mit seinem Werke vermutlich auch die Absicht, seinen Landsleuten zu zeigen, welche Fehler in Zukunft bei der Verwaltung des Heeres und der Vorbereitung des Krieges vermieden werden müssen, und wir wollen ihm das nicht verargen; jeder Deutsche würde ähnlich verfahren. Die Uebersetzung liest sich gut; einzelne Irrtümer des französischen Verfassers sind in Bemerkungen durch den Uebersetzer richtig gestellt. v. H.

— Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie von Arnold E. Berger, Privatdocent in Bonn. (Berlin, Hofmann & Co.) 1895. 300 S. 5 M.

Bei dem Verleger erscheint, herausgegeben von Dr. Bettelheim, eine Biographien-Sammlung unter dem Gesamt-Titel „Geisteshelden" (führende Geister). Für diese Sammlung hatte Dr. Berger die Bearbeitung einer Lutherbiographie übernommen, das einleitende Kapitel aber, welches die Ueberschrift tragen sollte: „Die Erbschaft des 16. Jahrhunderts", hat sich zu einem einleitenden Bande ausgewachsen und ist unter dem obigen Separat-Titel erschienen. Große Belesenheit und innige Vertrautheit mit dem in Frage kommenden Stoffe ist dem Verf. nicht abzusprechen, und wer sich über den gegenwärtigen Stand der kulturgeschichtlichen Forschung hinsichtlich des Mittelalters unterrichten will, findet in Berger einen jedenfalls kundigen Führer. Nachdem zunächst kurz der leitende Grundgedanke der mittelalterlichen Kultur als der einer Beherrschung der Welt durch die Kirche („das irdische Gottesreich zu einer Allegorie des himmlischen auszubauen") festgestellt ist, wird in vier Kapiteln eingehend gezeigt, wie dies Kulturideal durch vier Entwicklungsreihen ins Wanken gebracht wurde, nämlich 1. durch die Ausbildung eines Nationalbewußtseins im Gegensatze zu dem universalen Gottesstaate; 2. durch den Sieg der Laienkultur, namentlich der städtischen Kultur und des damit zusammenhängenden Emporkommens der Geldwirtschaft; 3. durch den Durchbruch einer individualistischen Weltanschauung und 4. durch die Wendungen, welche allmählich im religiösen Leben des Mittelalters eintreten. — Der Verf. ist nicht Theologe von Fach, sondern Historiker und Germanist. Das könnte unter Umständen ein Vorteil für sein Buch geworden sein; er könnte mittels seiner Fachkenntnisse den weitumfassenden Boden gezeichnet haben, von welchem und auf welchem die Reformation sich abgehoben hätte, und er könnte dabei anerkannt haben, daß welcherlei auch immer die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen und Folgen der Reformation gewesen wären, sie selbst doch eine Erscheinung des religiösen und kirchlichen Lebens bliebe. Wenn allerdings Berger dies letztere auch anerkannt, so erhebt sich nun aber die nicht mehr bloß historische, sondern theologische Frage, was Religion und Kirche sei, und je nachdem diese Frage beantwortet wird, wird die ganze Behandlung auch des historischen Stoffes eine verschiedene werden. Wenn wir nun S. 147 bei ihm lesen, daß die Geschichte des Dogmas von Anfang an eine Hellenisierung des Christentums gewesen sei, wenn ferner in der vom Verleger beigelegten Offizialrecension, der doch gewiß der Verf. nicht fern gestanden hat, gesagt ist, Albrecht Ritschl habe das neue Lebensideal der Reformatoren als den geistigen Angelpunkt dieser Epoche festgestellt und habe so die entscheidende Betrachtung angeregt, wie die Entstehung jenes Lebensideals geschichtlich zu begreifen sei, und wenn endlich S. 8 behauptet wird, die protestantische Kultur sei eine „freiheitliche, von individualistischen und realistischen, nicht mehr metaphysischen, sondern diesseitigen Tendenzen bestimmte, die nicht von Gott, sondern von der Welt ihren Ausgang nahm", so wissen wir, wenn der Verf. auch in seinem Buche seine Gewährsmänner nicht zu nennen pflegt, doch zur Genüge, bei welcher Schule er seine Theologie gelernt hat. Ob aber, wer die Religion nicht das Suchen der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, sondern die Sicherung der Weltstellung des Menschen sein läßt, die eigentlichen Grundgedanken Luthers treffen wird, muß doch wohl bezweifelt werden. Bei allem Schönen und Wahren, was daher der Verf. aus dem reichen Schatze seines historischen Wissens beibringt, vermißt man doch die Erkenntnis der eigentlichen Herzwurzel der Reformation. Wer in der Feststellung des Rechtes der in sich selbst begründeten, „eigenständigen" Persönlichkeit das Wesen der Reformation findet, der ist wie jener andere, der es in dem Sichlosreißen des deutschen Geistes von dem italienischen sieht; beide übersehen über relativ berechtigten Nebenmomenten das ausschlaggebende Hauptmoment. Wir fürchten, daß in der in Aussicht gestellten dreibändigen Lutherbiographie dieser Mangel eine völlige Verzeichnung des Lutherbildes zur Folge haben wird. — Schließlich noch eins. So interessant und stoffreich das Buch auch ist, so ermüdend wirkt doch seine Lektüre. Die Sätze sind so unendlich lang, daß man am Ende oft schon den Anfang vergessen hat und wieder von vorne anfangen muß, weil der Atem auszugehen droht. Sollte die Biographie ebenso langatmig geschrieben werden, wer wird dann durch drei Bände sich hindurcharbeiten?

J. P.

5. Biographie.

— Rudolf Grau, ein akademischer Zeuge der lutherischen Kirche. Eine kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens von seinem Schüler und Freunde Const. Wilh. von Kügelgen. (München, 1894. O. Beck.)

19 S. — Rudolf Friedrich Grau. Erinnerungen an sein Leben und Charakteristik seiner Schriften von D. O. Zöckler. (Gütersloh, 1893. C. Bertelsmann.) 40 Pf. (Mit Bild.) — Beide kurze Lebensbilder bedürfen wohl nur der Anzeige, um sie den Lesern zu empfehlen, das eine von einem Schüler mit manchem belebenden Wort aus Graus eigenem Munde, das andere von dem Altersgenossen, der mit ihm zugleich Extraordinarius war und gleichzeitig mit ihm aus Hessen nach Preußen berufen wurde und uns nun zugleich die theologische Persönlichkeit Graus deutlich zeichnet.

— Johannes Tauler, Predigermönch in Straßburg, 1290—1361. Ein Lebensbild von Anna Lau. (Straßburg i. E., 1892. Bomhoff.) 30 Pf. — Ein geschickt geschriebener Traktat über das Leben, die Bekehrung, die Predigt unseres größten Mystikers. M. v. N.

6. Litteraturwissenschaft.

— Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens gegründet in Nürnberg am 16. Oktober 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff und Aug. Schmidt. Mit vielen Abbildungen. (Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag.) XVI und 532 S.

Das Interessanteste in diesem Buche ist die Thatsache, daß der Blumenorden an der Pegnitz bis auf den heutigen Tag besteht. Schade, daß man nicht erfährt, welche Thätigkeit der Orden entwickelt, wer seine Mitglieder sind u. s. w. — Nur das Interesse von Litterarhistorikern kann das umfangreiche Buch selbst in Anspruch nehmen. Georg Philipp Harsdörfer, der Nürnberger Patrizier, war der erste Begründer des Blumenordens (1644), Sigmund von Birken, der deutschböhmische Pfarrerssohn, von Kaiser Ferdinand III. auf Befürwortung des Grafen Windischgrätz in den erblichen Adelstand erhoben, war der zweite Begründer. — Was der Deutsche Sprachverein in unseren Tagen anstrebt, das haben im siebzehnten Jahrhundert die litterarischen Orden gethan: Pflege der deutschen Sprache und Ausmerzung aller unnötigen Fremdwörter. Was die beiden Männer nebenher als Dichter und Schriftsteller geleistet haben, ist untergeordneter Natur und wenig genießbar. — Die beiden Verfasser stehen den beiden Ordensmeistern völlig unbefangen und gerecht gegenüber. Sie beurteilen Harsdörfer und Birken vom Boden des 17. Jahrhunderts aus, verschmähen es deshalb, in wohlfeiler Weise über den Schwulst und die Geschmacklosigkeiten des Stils vom Standpunkt des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts aus sich lustig zu machen.

O. K.

7. Poesie.

— Das Rätsel des Lebens. Dramatische Dichtung von August Sturm. Der neueren Dichtungen siebenter Band. Inhalt: Vorspiel in der Hölle. I. Mephistopheles oder die Weltkenntnis. II. Satan oder die Welterkenntnis. III. Demiurg oder die Weltüberwindung. (Naumburg a. S., Albin Schirmer.) 125 S.

Nicht im Genuß, nicht im Nirwana, nicht in der Selbsterlösung durch redliches Bemühen, allein in der Liebe Gottes findet das Rätsel des Menschenlebens seine Lösung. So viel glaube ich aus dem Vorspiel, in dem die Vertreter des Reiches der Finsternis nicht ganz einerlei Meinung sind, und aus den drei Akten und ihren Aufzügen und Scenen herausgelesen zu haben. Ich habe nur Stücke des roten Fadens, nicht aber diesen selbst in unabgebrochenem Bestand wahrnehmen können. Beim Lesen dieses in glatter Prosa und in flüchtigen Versen geschriebenen Dramas habe ich fortwährend an Goethes Faust denken müssen. Und dabei ist mir immer wieder der Gedanke gekommen, daß es unklug ist, nach Goethe dieselben Fragen dramatisch zu beantworten. Wenn auch der Schluß der Sturmschen Dichtung im Gegensatz zu Goethe der christlichen Wahrheit entspricht, so ist doch die ganze voraufgehende Entwicklung, das Menschenleben auf Erden, von Goethe in einer so vollendeten Weise gezeichnet worden, daß kein Nachdichter mit dem Dichter des Faust verglichen werden kann.

Auch äußerlich wird die Sturmsche Dichtung, wenn sie je aufgeführt werden sollte, nicht genügen. Die aus einer öden, dunklen Fläche mit einem schmalen grauen Lichtstreifen im Hintergrund und aus schwarzen nackten Felsen, rechts und links, bestehende Hölle macht nur einen unerfreulichen Eindruck, nicht aber den Eindruck des Ortes der ewigen Pein und Qual. Im dritten Aufzug des dritten Aktes wird der Leser gar in eine Gegend des Planeten Venus versetzt, der nach S. 113 außerhalb des Sonnensystems gedacht wird. So kühn war wohl noch nie ein Dichter. Wenn das Stück zur Aufführung käme, müßte es ziemlich schwer fallen, „seltsame phantastische" Pflanzen", „phantastische gebirgsartige Gebilde" und dergl. venusgemäß darzustellen. — Fehlerhaft ist S. 45 die Anrede an die Nacht: „Den dunklen Fittich schirm du über mich", denn der Fittich ist es, der schirmt, aber nicht beschirmt wird; auch die Stelle S. 63: „Die Nacht ist still, die Nacht ist tief, sie dunkelt Mond und Sterne" ist unklar. Soll die Nacht Mond und Sterne verdunkeln oder sollen Mond und Sterne die Nacht dunkel machen? Im letzten Fall müßte es heißen: sie dunkeln. Hauptsächlich ist es aber die Aufgabe für Mond und Sterne, die Nacht zu erhellen.

O. K.

— Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen von Hans Ferdinand Gerhard. (Neuhaldensleben, C. A. Eyraud.) 93 S. 1,50 M.

Ein Drama, das die ganze Erbärmlichkeit der realistisch gerichteten, nur vom Gedanken des Ehebruchs lebenden „modernen" Dichterei wiederspiegelt. Es ist das „Erstlingswerk eines jungen Dichters" genannt worden; es ist das Erstlingswerk eines jungen Menschen, der nicht eine

poetische Ader hat. Eine Theater-Direktors-Gattin hat sich wegen Ehebruchs ihres Mannes von ihm scheiden lassen, hat aber noch die bestehende Ehe mit dem, der ihr zweiter Mann wird, gebrochen. Der zweite Mann, ein Spezereikrämer und Dilettant in der Malerei, hat die heißgeliebte Frau in ihrer Glanzrolle als Medea gemalt, fängt aber in der ungeniertesten Weise eine Liebschaft mit einer jungen Cousine an. „Medea“ will zur Bühne zurückkehren und der Aufforderung eines nichtsnutzigen zweiten Theaterdirektors folgen. Darüber entrüstet sich der Krämer, weil er an Ehebruch denkt. Und wegen dieser Gedanken entrüstet sich „Medea“ und nimmt Gift!

Alles wird ausgeplaudert, dazu in einem geflissentlich miserablen Deutsch. Von Empfindung kann gar keine Rede sein, vielmehr nur von plumper Mache. Nicht ein einziger edler Gedanke erhellt die dicke Finsterniß alltäglichster Gemeinheit. Dazu werden dem Leser psychologische Unmöglichkeiten in Hülle und Fülle aufgetischt. Glücklicherweise fehlt dem Ganzen das, was man pikant nennt. Keine Bühne wird diese langweilige Tragödie zur Aufführung bringen.

O. K.

— Lieder eines Elsässers. Von Fritz Lienhard. (Berlin, 1895. Verlag von Hans Lüstenöder.)

Deutsche Gedichte aus dem Elsaß läßt man sich gern gefallen, zumal wenn aus ihnen wie aus diesen Liedern deutsche Gesinnung, Liebe zur Heimat, Haß gegen moderne Ueberkultur und Verachtung des Phrasentums erklingen. Neben vielen unbedeutenden Gedichten finden sich einzelne warm empfundene in der Sammlung; es sind fast ausschließlich Spiegelbilder der Entwicklung des Dichters, den sein Geschick von den Vogesen nach Berlin getrieben hat. Wahre und reine Empfindung zeichnet die Lieder aus; christliche Gedanken finden sich in ihnen nicht.

v. H.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Die Osterinsel. Roman von Adolf Wilbrandt. 2. Aufl. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger.) 443 S. 4 M., geb. 5 M.

Der Verf. ist vom Darwinismus zum Antichristentum und von diesem zur Gottlosigkeit gekommen. Sein Held ist Helmut Adler, ein Professor der Philosophie, der sich in eine Hafenstadt an der Ostsee zurückgezogen hat, um mit „Phönix“-Broschüren und nach Ansammlung großer Geldmittel auf der in der Nachbarschaft von Salas y Gomez gelegenen Osterinsel eine Auslese von Menschen zu sammeln, die die Fortbildung der Menschen zur Vollkommenheit im Auge haben. Vielleicht, daß nach 10000 Jahren die Massen- oder Affenmenschen, die Halb- und Uebergangsmenschen sich zu Voll- und Göttermenschen entwickeln. Der Philosoph ist der Sohn eines Pfarrers. Dem Christenglauben, der unsterblichen Seele und dem Jenseits seiner frommen, bei ihm wohnenden Mutter setzt er das freudige, gesunde, feste Hängen am Leben entgegen. In thörichter Einseitigkeit und bornierter Schmähsucht nennt er das Christentum „unser Unglück“, das aus der Welt ein Spital macht. „Es singt uns den Gesang vom Jammerthal ins Herz, statt unsere Werdelust, unsere Lebenskraft, unseren schaffensfreudigen Erdensinn zu stärken.“ Die Griechen und die italienische Renaissance schienen den Vollmenschen zu versprechen. „Gott! meiner Mutter Gott! Du bist für mich kein Trost. Dich hab ich durchschaut: ein schöner Nebel bist du im Gehirn der Menschen; du und alle anderen Götter.“

Abends pflegt Adler auf die Landungsbrücke zu gehen, um frische Luft zu schöpfen. Auf einem solchen Gange belauscht er das Gespräch zweier Freunde, die sich entzückt über die Phönix-Schriften aussprechen. Karl Schweitzer, ein junger Arzt, und Hans Bergmann, ein junger Musiker, machen die Bekanntschaft des Philosophen und gehen noch an demselben Abend zu einem Trunk in sein Haus. Sie erkennen in ihm ihren „Meister“ und lassen ihn als den zweiten Adam hoch leben. Adler hat zwei Töchter: die liebenswürdige, ernste Malwine und das superklug denkende und wie ein Baby spielende Kind Kläre. Wie Wilbrandt den jungen Arzt und Malwine zu einem Paare werden läßt, verdient alles Lob. Diese in schlichter Weise erzählte Liebesgeschichte ist das glückliche Gegengewicht gegen die Verrücktheiten des Philosophen. Adler ist eine herrschsüchtige Natur, der heitere Musikus läßt sich von ihm leiten, aber der aus festerem Holz geschnitzte Arzt weiß sich seine Selbständigkeit zu wahren, und da er als teilnehmender Freund auf die traurigen Folgen der Morphiumsucht des Philosophen hinweist, kommen die beiden auseinander. In seiner darwinistischen Verirrung hat Adler u. a. entdeckt, daß sein „Tyras“ ein singender, für die Harmonie der Töne empfänglicher Hund ist; er findet es deshalb unbedenklich, dieses Tier in die Klasse der Halbmenschen zu versetzen. In dieser Klasse bringt er auch den Kaufmann Wiese unter, den Bruder seiner vortrefflichen, kürzlich verstorbenen Frau, den Vater eines früh entarteten, durch Adlers Schriften zu den Socialdemokraten (Wilbrandt sagt ungenau zu den Socialisten) geratenen Sohnes. Der liederliche Emil findet, von seinem oft getäuschten Vater verstoßen, Aufnahme im Adlerschen Hause. Das phantastische Bestreben Adlers, die Menschen zu bessern, hält es für recht, 5000 M. von seinem sehr herabgeschmolzenen Vermögen zur Tilgung von Emils Schulden zu verwenden, während Malwine sich diesem Vorhaben mit Fug und Recht widersetzt. Dadurch wird der junge Socialdemokrat umsomehr erbittert, als er sich früher Hoffnung auf die Hand Malwinens machen durfte. Er will erst die frühere Geliebte, dann sich erschießen, wird aber an beidem durch den starken Arm des im Adlerschen Hause wohnenden Schweitzer gehindert.

Ebenso schnell, als die Freundschaft Adlers mit Schweitzer und Bergmann entstanden ist, kommt eines Tages die Bekanntschaft mit einem fremden,

auf der Reise sich befindenden Manne zu stande, der, wie ein Mönch gekleidet, als Vegetarianer und Bildschnitzer am Walchensee ein einsames, osterinselartiges Leben führt. Statt das erste Honorar von 400 M. für die Phönix-Schriften zur Osterinsel-Expedition zu verwenden, wie er zuerst vorhatte, benutzt Adler dieses Geld, um dem Einsiedler am Walchensee einen Gegenbesuch zu machen. Bei diesem Besuch erlebt der Philosoph eine Täuschung nach der anderen. Schon die vielen Kruzifixe des Bildschnitzers ärgern ihn. Dann merkt er, daß der Einsiedler von seiner zu erlösenden Seele und von einem zukünftigen Leben spricht. Als Adler auf die Frage, was der Einsiedler aus sich machen wolle, nicht sofort Antwort erhält, faßt er den Gastfreund am Hals, als wollte er ihn würgen. Es dauert nicht lange, so will Adler den Vegetarianer zum Essen von Fisch zwingen, und da dieser unverschämten Zumutung widersprochen wird, ihn in den See stürzen. Zum Glück hindert Hans Bergmann, der dem Philosophen besorgt nachgereist ist, dies Verbrechen, fällt aber selbst mit dem verrückten Manne ins Wasser. Adler wird in der Meinung, Bergmann sei ertrunken, vom Gedanken an die Eumeniden, die den Orest verfolgt haben, erfaßt und kommt auf den durchaus affenmenschlichen Gedanken, nach Amerika zu fliehen. Aber es ekelte ihm vor den Schiffen und vor dem großen Wasser und vor Amerika, auch vor dem Leben überhaupt. Er kehrt zur Familie zurück als einer, der „oft anders denkt und anders handelt als ein sogenannter normaler Mensch“, d. h. als ein geistig gestörter Durchschnitts- oder Massen- oder Affenmensch. Seine Kleider sind schmutzig, sein Körper ist vernachlässigt, der früher gesunde, frohe, feste Lebemensch ist krank, niedergeschlagen und elend. Die Osterinsel, das Land der Erziehung von Elite-Menschen, die von philisterhaften Rücksichten, einen Menschen wie den Einsiedler am Leben zu lassen, sich frei wissen, schrumpft zuletzt zu einer inneren Osterinsel, zu einem bloßen Gedankending zusammen, und der der Menschheit helfen wollte, der zweite Adam, stirbt als Opfer des Morphiums und seiner Narrheit eines frühen Todes. —

Wilbrandt hat in diesem Roman denselben unfruchtbaren Gedanken entwickelt, richtiger gesagt angedeutet, den Ibsen in seinem „Rosmersholm“ der zu vervollkommnenden Menschheit nahegelegt hat: „Adelsmenschen“ müssen den Anfang machen, um das Menschengeschlecht zu veredeln. Wilbrandt scheint ganz einverstanden zu sein mit Adlers Deklamationen: „Er muß kommen! Der große, der erlösende Mensch! — Bin ich nur sein Traum, sein Wunsch, seine Hoffnung, nun, so muß er selber doch eines Tages kommen. In einer besseren, einer starken Zeit! Der mächtige, erhabene Mensch, der das schaffen wird, was ich nur ersehnte. Der uns erlösen wird von den kraftlosen, vermorschten Idealen, von der Schwäche des weichlichen Mitleids, von diesem Willen zum Nichtsein — kurz, vom halben Menschen!“ Der erlösende Mensch wird uns hinüberführen „in das Reich der Zukunft! Wo der Mensch wirklich dastehen wird als der Gott der Erde. Wo ein neuer Adel herrschen wird, der der wahrhaft Edlen; wo Ehre das Brot sein wird, ohne das man nicht leben kann. Der Moses für dieses neue Land, einmal muß er kommen!“

Auf der Wilbrandtschen Osterinsel ist keine Rede mehr von „Knechtsmoral, Weibertugend, Entsagung, Enthaltsamkeit, Demut, Lebenssattheit das ist gut für Sklaven, für Krüppel, aber nicht für Männer“. Um so wenig von dem Leben der Osterinsulaner zu sagen, wie Wilbrandt thut, hätte es nicht eines dicken Buches bedurft.

Der Socialdemokratie erklärt er keck den Krieg. „In mir ist keine Faser, kein Atom, das sich nicht gegen diese Auflösungsbacillen, die Urbreimacher, in die Höhe bäumte.“ „Wenn mich manchmal ein ganz merkwürdiger Ekel vor dieser gegenwärtigen Verpöbelung der Menschheit packt, wenn dieser Gleichheitsdusel, diese Anbetung der Massen, diese sentimentalen Verbeugungen vor dem ewig Schäbigen mir zum Hals heranwachsen“ — dann will er sich auf einen Dampfer setzen und nach der Osterinsel fahren. Wie aber das Leben, das Gemeinwesen, die Gesellschaft sich bei den „Göttermenschen“ gestalten wird, darüber schweigt sich Wilbrandt ebenso energisch aus, wie die Socialdemokraten sich über den Zukunftsstaat ausschweigen, den sie doch, wenn möglich, morgen aufrichten möchten. Die christliche Kirche arbeitet seit 2000 Jahren an „Veredlung“ der Menschen. Was hat denn der Humanismus, die Renaissance, der Naturalismus mit allem Geld, allen Wissenschaften, allem Handel und Wandel geleistet, das über die Arbeit der Kirche hinausginge? Diese Arbeit verachten, lästern und ihr eine vage Aussicht ins Blaue hinein entgegensetzen, die die Menschen „vielleicht nach 10000 Jahren“ zu Göttern macht, ist eine Albernheit ohnegleichen. Und für diese Albernheit, der ein Flug Tauben auf dem Dache lieber ist als der Sperling in der Hand, will die „Osterinsel“ Propaganda machen!! O. K.

— Die jüngeren Prinzen. Roman von A. von der Elbe (A. von der Decken). 11.—12. Tausend. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) 304 S. 4 M., geb. 5 M.

Die Wahl des in diesem Romane verarbeiteten Stoffes war keine glückliche und die künstlerische Gestaltung des Stoffes kann ich nur unzureichend nennen. Der Leser wird in das Jahr 1692 versetzt, in die Zeit des landesfürstlichen Absolutismus, in die Zeit der Sittenverderbnis der deutschen Höfe. In beiden Stücken hat man französisches Wesen bei uns einzubürgern gesucht. Der erste hannoversche Kurfürst und seine Söhne tasten frech die Reinheit adliger Familien an, ohne die bequemeren Gelegenheiten bei bürgerlichen Frauen zu verschmähen. — Der Hauptsache nach dreht es sich um die Einführung der Primogeniturfolge im Hause Hannover, also um eine vom (allein den Ausschlag gebenden) politischen Gesichtspunkte aus höchst lobenswerte Erbfolge. Diese dem Staats- und Privatfürstenrechte angehörende Frage wird aber in recht oberflächlicher Weise beantwortet; auch die Worte, die dem großen

Leibnitz in den Mund gelegt werden, kommen nicht über den Wert philosophisch klingender, allgemeiner Redensarten hinaus. — Die Verfasserin hat die Farben teils zu dick, teils zu dünn aufgetragen. Die liederliche Witwe, die einen Prinzen nach dem anderen liebt und es bei den „galanten" Zusammenkünften nie weiter als bis zum Händedruck kommen läßt, ist ein Beweis für allzu dünn aufgetragene Farbe. — Auch an mancherlei Unwahrscheinlichkeiten ist kein Mangel. — Der mit zahllosen französischen Brocken durchsetzte Stil läßt viel zu wünschen übrig. Manches ist mir dunkel geblieben. Was hat man unter „zusammengezogenen Mienen" zu verstehen? Wie können „buschige Brauen auf- und abfliegen"? Sollte hier nicht eine allzustarke Beschleunigung eines doch wohl nur nach Pausen eintretenden Wechsels vorliegen? Von Vorder- und Hinterbeinen kann man sich eine Vorstellung machen. Die Parallele der „Vorderarme", denen Hinterarme entsprechen würden, halte ich für keinen glücklichen Ersatz der seit Jahrtausenden vorhandenen Ober- und Unterarme. Auch den Ausdruck: „er trug seine kräftige Gestalt aufrecht" kann ich nicht glücklich nennen, denn die kräftige Gestalt trägt selbst, wird also nicht getragen. Und warum sagt die Verfasserin „er besaß eine gedrungene Gestalt", „sie besaßen sechs Söhne"? Genügt hier nicht das schlichte haben? — Im 3. Kapitel heißt es: „Man fand in diesem alten Bau heimliche Gänge und versteckte Thüren in den braunen Holzverkleidungen der Wände und Treppen, wo man keine vermutete. Ihretwegen ward eine Zimmermagd angenommen u. s. w." Man sollte denken: der Gänge und Thüren wegen. Ihretwegen bezieht sich aber auf die Heldin des Romans, die zwei Sätze zuvor genannt worden ist. — Statt Se. Durchlaucht, Se. Majestät schreibt die Verfasserin Seiner oder Sr. Durchlaucht, Sr. Majestät. Statt der Zieraffe sagt sie die Zieraffe, statt stapfen stampfen, statt Kindskopf und Mannsbild: Kindeskopf und Mannesbild. In den französischen Ausdrücken finden sich nicht wenige Fehler. Man schreibt negociiert statt negociert, rafraichissement statt refraichissement, pompeux statt pompeus, bien adroit und maladroit statt bien a droite und mal a droit, enlevieren statt envelieren. Ein kritischer Fall heißt lateinisch casus criticus, nicht Kritikus. Daß Schwäche die Knochen durchkriechen kann, soll der Verfasserin nicht zum Vorwurf gemacht werden, das Wort kriechen ist zum Modewort der Roman- und Novellenschreiber geworden. Was „Luffen" sind, davon haben wir Süddeutsche keine Ahnung. —

Wie mir scheint, ist die Verfasserin zu produktiv. Und doch läßt mit dem zunehmenden Alter die Kraft des Ersinnens und Gestaltens nach! O. K.

— Der Scharffenstein. Roman von Anton Freiherr von Perfall. 11. bis 13. Tausend. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) 302 S. 4 M., geb. 5 M.

Der in Ruhestand versetzte Major von Scharff lebt ganz in der Geschichte seiner einst angesehenen Familie. Er ist glücklich, sich in den Ruinen des Scharffenstein gegen Zahlung einer Miete an den bäuerlichen Besitzer eine bescheidene Wohnung für sich und seine Tochter Isa einrichten zu können. Die Erwerbung der Ruine und des Urwaldes um sie herum ist das täglich geträumte Ziel seiner Wünsche. Sein einziger Sohn Bodo, ein Techniker, ist ein Kind der Neuzeit, er will durch Wissen und Arbeiten sich eine Stellung in der Welt erringen. Bodo ist bekannt geworden mit dem aus jüdischem Blute stammenden Baron Fink, der seiner Vornehmthuerei durch den Besitz eines feudalen Schlosses eine gewisse Folie geben möchte. Fink, der echt jüdische Geschäftsmann, rücksichts- und gewissenslos, eine Raubtiernatur, die mit den Engländern die Eingeborenen eines Landes ausgesogen (nicht ausgesaugt, wie es S. 90 heißt) und mit den Russen gestohlen hat, weiß es dahin zu bringen, daß ihm der Scharffenstein verkauft wird. Als er den neuen Besitz zum erstenmale besichtigt, bringt er seine einzige Tochter Dagmar mit, die mit Isa Scharff sofort und ohne alle Vermittlung aus der Anrede mit Sie in die mit Du übergeht und mit dem Geständnis ihrer heißen Liebe nicht zurückhält. Ein verschuldeter, unter Sequester stehender, in der nächsten Nähe wohnender Graf Wildenberg unterhält ein zärtliches Verhältnis mit Isa; da aber beide arm und nach Reichtum begierig sind, so nimmt Isa den verwitweten Fink und Dagmar läßt sich trotz ihrer stillen Neigung für Bodo Scharff zur Heirat mit Wildenberg bestimmen. — Fink, der lange Zeit für einen Günstling des Glücks gegolten und seine Finger in allen finanziellen Unternehmungen hat, gerät in schwierige Lage, scheut im Verein mit seinem Schwiegersohn vor Lug und Trug nicht zurück und macht, von Bodo entlarvt, seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende. — Die Hauptfigur dieses in steter Hast und Ueberstürzung sich entwickelnden, höchst unerquicklichen Romans ist der Judenabkömmling Fink, der mit seinem Geld alles zu erreichen weiß. Die schöne Isa wird seine zweite Frau, der vornehme Wildenberg wird sein Schwiegersohn, selbst der alte Aristokrat Scharff wird seinen Anschauungen untreu und freut sich, mit dem Gelde des reichen Emporkömmlings das Schloß der Väter in alter Herrlichkeit neu erstehen lassen zu können. In der zweiten Hälfte des Romans ist es das Wiederinbetriebsetzen eines alten Scharffschen Eisenbergwerkes, das durch Schwindel und Raubbau die ganze Bevölkerung entsittlicht. Rückkehr zu besseren Tagen verspricht ihr der tüchtige Bodo v. Scharff. — Genauer auf die Kreuz- und Querzüge der Liebesverhältnisse einzugehen, verlohnt sich nicht der Mühe. Sämtliche Personen haben etwas Schablonenhaftes, Schattenartiges; ihre Reden und Zwiegespräche atmen ganz die herkömmliche Phrasenhaftigkeit des Durchschnittsromans. Oberflächlichkeit und Alltäglichkeit ist die Sphäre des Verfassers. Dieser Sphäre entspricht auch sein Stil. Er vergißt auf etwas, macht Andeutungen betreffs einer reichen Heirat (statt über), kennt „selbsteigne Sammler", läßt die Finken horsten, aufge-

schüttetes Gold rauschen (statt klirren), den Genetiv von Stollen, nicht des Stollens, sondern des Stollen und den Dativ von Herz nicht dem Herzen, sondern dem Herz sein. Statt die Fasern schreibt der Verfasser die Fassern, statt die Kuratel (curatela) das oder der Kuratel, statt der „Palas" die Palas.

S. 201 heißt es: „Isa, nur ein Wort!" flehte Kurt. Sie winkte ihm lächelnd mit der behandschuhten Hand „Freundschaft!" — Also nicht Liebe! Wie muß man sich nun anstellen, wenn man das einemal „Liebe" und das anderemal „Freundschaft" winken will? Der Verfasser läßt uns hier völlig im Stich. — Die Ruhe der Hände in den Hosentaschen ist für den Verfasser eine eigentümliche, verzweifelte Bewegung. — S. 230 scheint es ihm etwas Besonderes zu sein, wenn fast völlig phosphorfreies Erz minderwertigem Erz starke Konkurrenz macht! — Als Probe des Satzbaues mag folgende Stelle (S. 205) dienen: Fink „hatte sich mit seinem harten Urteil vor Isa eine Blöße gegeben. Das that er alles in der Erregung, weil er eine Begegnung derselben mit dem Grafen argwöhnte, die offenbar nicht stattgefunden — aus Eifersucht." Statt derselben muß es in richtigem Deutsch ihr heißen und das nachlässig angeleimte Satzende „aus Eifersucht", das sich doch nicht auf das Nichtstattfinden der Begegnung, sondern auf die Begegnung selbst beziehen soll, müßte unmittelbar hinter „weil er" folgen. —

Neue Freunde wird der mittelmäßige Roman „Der Scharffenstein" dem Verein der Bücherfreunde kaum zuführen. — Ich habe immer gemeint, daß dieser Verein entweder nur sehr gute oder doch gute Bücher liefern würde; ich habe mich aber längst davon überzeugt, daß, von den Fabrikaten der rohen, plumpen Realisten abgesehen, die Bücher der „Bücherfreunde" sich durch nichts vor den Büchern der gewöhnlichen Bücherschreiber auszeichnen. O. K.

— Wie's doch so anders kam. Roman von E. v. Wald-Zedtwitz. 2 Bde. 227 und 255 S. (Berlin, Otto Janke.) 9 M.

Der Verf. nimmt an, daß er „eine artige Geschichte" erzählt, „die vielleicht den jungen Damen gefallen wird, weil recht artige junge Herren darin vorkommen, und die sich den Beifall der jungen Herren erringen dürfte, weil sehr artige junge Damen darin ein- und ausgehen". Es handelt sich um drei junge Männer und um ebensoviel junge Frauen. — Der reiche Geheimrat Glasenapp ist aus Kummer über seinen mißratenen, im Duell erschossenen Sohn gestorben. Der Duellgegner war der junge Gutsnachbar Lutze von Rothsattel, der sich mit der schönen Xenia Glasenapp im Zustande der „Verliebnis" befindet. Von diesem Zustande wußten Geheimrats. Während aber die Frau Geheimrätin der Ansicht war, der Mörder ihres Sohnes könne unmöglich der Gatte ihrer Tochter werden, war der Geheimrat der entgegengesetzten Ansicht. Sonderbarer oder romanhafter Weise hat er aber hierüber mit seiner Frau nie gesprochen, sich vielmehr damit begnügt, seiner Schwester einen lange geheim gehaltenen Brief zu schreiben: „Währt Lutzes und Xenias Liebe durch Jahre, so halte ich es für heilige Pflicht, ihr kein Hindernis in den Weg zu legen." Lutze erschoß als Ehrenmann seinen Beleidiger. Er ist unschuldig an dem unverschuldeten, ihn gleichwohl bedrückenden Unglück. Soll er auch noch die innig geliebte Xenia verlieren? Xenia ist ebenfalls der Meinung, daß Lutze nicht ihr Gatte werden kann. Sie reicht deshalb ihre Hand dem gemeinsamen Freunde Klamon von Kien, einem Ehren- und Edelmann im strengsten Wortsinn. Kaum ist diese Verlobung zu stande gekommen, so wird die Geheimrätin mit dem Inhalt jenes Briefes bekannt. Und wie sie früher alles aufgeboten hat, um die Verbindung ihrer Tochter mit Lutze zu vereiteln, so ist sie jetzt im stande, aus den Worten des Briefes „kein Hindernis in den Weg zu legen" herauszulesen: „auf jede Weise zu fördern". Zunächst ist wenig Aussicht auf solche Förderung, denn Lutze von Rothsattel, dem Bankerott nahe, hat sich mit der reichen amerikanischen Witwe Maud Johnston verlobt. Diese Maud ist „ein vom Schicksal gestreiftes, verlassenes Weib, schön, feurig, verlangend", d. h. in ehrlichem Deutsch: sie ist ein fahrendes Weib von höchst bedenklicher Vergangenheit, dessen Verlangen in erster Linie darauf gerichtet ist, im Falschspiel den Spielgenossen die Taschen zu leeren. Eines Abends überrascht Rothsattel die Falschspielerin; er hebt sofort die Verlobung auf. Klamon von Kien erkennt, daß Xenia seine „Liebe" nur mit „Hinneigung" erwidert. Es dauert nicht lange, so heiraten sich Lutze und Xenia. Natürlich wird der entsagende Freund entschädigt, und zwar durch die Verbindung mit Amalie Feistmann, der liebenswürdigen, charakterstarken Tochter eines „Leuteschinder" genannten, von der Gesellschaft geächteten Fabrikanten. Diesem „Prachtmädel", in dem „Schneid und gutes Herz steckt", hat eine Zeit lang der dritte junge Mann, der Dragoner-Lieutenant Fritz von Ramining den Hof gemacht, weniger aus „tragender Zuneigung", wie man vor hundert Jahren sagte, als mit dem rührend einfachen Gedanken, daß der Mammon des geizigen alten Feistmann sich vorzüglich dazu eigne, die immer stärker anwachsenden Lieutenants-Schulden zu bezahlen. Das „Prachtmädel" läßt aber den kleinen, schwatzhaften Lieutenant abfahren. Natürlich wird auch dieser junge Mann entschädigt. Er heiratet die verlassene amerikanische Witwe. Jeder der drei jungen Männer konnte sich zuletzt sagen: „Wie's doch so anders kam." Müßte ich einen kürzeren Titel für dieses Buch finden, so würde ich es „Verschiebungen" titulieren. — Das Hauptgebrechen des Romans liegt in dem mit falscher Aufschrift versehenen, zu spät an die richtige Adresse gelangten Brief, von dem die Geheimrätin trotzdem sagt, daß er zu ihr „wie vom Himmel" gekommen sei. —

E. von Wald-Zedtwitz (eigentlich Ewald von Zedtwitz) hat seinen Roman ganz in dem Deutsch geschrieben, das in norddeutschen Offizierskreisen üblich ist. Er schreibt doll statt toll, Deubel oder Deibel statt Teufel, Stievel statt Stiefel. Er

spricht von stockrigen Mietspferden, Jagddreß, dästigen Speisen, insbesondere von „Topfbraten mit Hütes“. Unwissende Leser werden übrigens darüber unterrichtet, daß „die landesüblichen Hütes Klöße sind aus rohen Kartoffeln, weiß wie Schnee, weich wie Sammet, flockig wie ausgekämmte Wolle, groß wie ein Kindskopf.“ — Träber ist ein plurale tantum, die Form Träbern im Nominativ ist also falsch. Der Genetiv von Pastor lautet Pastors, nicht Pastoren. — Rätselvoll ist mir geblieben, wie man „bezüglich“ lächelt und wie eine Terrasse von einer Steinbalustrade (ein l genügt) umflossen sein kann? Von dem Particip Präsens im Aktiv macht der Verfasser recht ermüdenden Gebrauch: z. B. Ja, ja rief Achmed, sich, noch immer mit den Thränen kämpfend, erhebend.“ Noch ärger ist der Satz: „Amsel lehnte sich schweigend zurück, sich anscheinend dem Ausruhen nach angestrengter Thätigkeit hingebend.“ —

Für des Freiherrn v. Rothsattel Verstandeskräfte spricht nicht gerade folgende, an den tödlichen Duellausgang anknüpfende Erwägung: „Wer konnte es wissen, ob dort (in der Ewigkeit!) dereinst des Menschen Thun nach den irdischen Gesetzen der Ehre gerichtet, ob er nicht als Mörder verdammt würde?“ — Und des Freiherrn von Ramining geringer Verstand enthüllt sich in dem Satz: „Maud war zwar nicht adlig nach unseren Begriffen, dafür aber Amerikanerin, dies wog den deutschen Adel ja vollständig auf.“ — Endlich muß ich der Annahme des Verfassers widersprechen, daß der liebe Gott nicht über Höflichkeitssünden richte, z. B. wenn man eine hausbackene, wahrscheinlich trockene, langweilige Predigt mit „üblichen, freundlichen, anerkennenden“ — verlogenen — Worten eine hübsche Predigt nennt. O. K.

— Lewis Wallace, Verf. von „Ben Hur“. Der Prinz von Indien oder der Fall von Konstantinopel. Nach dem Engl. herausgeg. von Dr. E. Albert Witte. (Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld.) 2 Bde. 526 u. 572 S.

Ein historischer Roman von 1100 Seiten wirkt um seines Umfanges willen abschreckend auf den Leser, jedenfalls auf den Kritiker. Aber der Zeitverlust, der mit solcher Lektüre verbunden ist, läßt sich verschmerzen, wenn der Roman der Geschichte gerecht wird und im übrigen gut erfunden ist. Das ist nun in Wahrheit hier — nicht der Fall. Was würde man von einem historischen Roman „Der Fall von Paris“ sagen, wenn in ihm ab und zu Siegfried von Niederland bei Kaiser Wilhelm erscheinen und mit dem Schatz der Nibelungen die Belagerungsarbeiten fördern würde? Genau dasselbe wird uns in dem „Fall von Konstantinopel“ geboten. In dem historisch angehauchten Roman ist die Hauptperson, der Prinz von Indien, niemand anders als — der ewige Jude! Da wird der Nachsicht und Geduld des geneigten Lesers doch allzuviel zugemutet. Gegen diesen ewigen Juden in der Gestalt eines indischen Prinzen ist der von Felix Dahn frei erfundene Held Cethegus im „Kampf um Rom“ das pure Kind. Welche Rolle läßt aber der Verf. seinen „ewigen Juden“ spielen? Zunächst will er zwischen Christen, Muhammedanern und Juden eine „religiöse Universalbrüderschaft“ herstellen, d. h. eine Union im größten Stil, eine Union im Geschmack der Berliner Stadtverordneten: es ist nur ein Gott und Moses, Christus, Muhammed, auch Buddha u. s. w. sind seine Söhne. Der Wallacesche „ewige Jude“ hat aber mit seinen Unionsversuchen kein Glück und seine Verstimmung steigert sich bis zur Rachsucht, als er erfährt, daß Lael, seine schöne Adoptivtochter jüdischer Herkunft, von griechischen Wüstlingen geraubt worden ist. Dafür muß Konstantinopel in die Hände des Padischah fallen. Der Wallacesche „ewige Jude“ ist im Besitze des über alle Beschreibung kostbaren Schwertes Salomos. Mit dieser Waffe wird der Sultan Mahommed die Stadt Konstantins, den Rest des griechischen Kaisertums, erobern. Dies geschieht streng historisch am 29. Mai 1453. Streng antihistorisch wird der Sultan, „ein Ungeheuer von unersättlicher Herrschgier, unmenschlicher Grausamkeit und schändlicher Wollust“, wie die Geschichtschreiber sagen, zu einem Muster von Selbstbeherrschung, Geduld und Enthaltsamkeit gemacht. Das ist nun das Vergnügen, das man an dem historischen Roman hat: peinliche Sorgfalt in den Jahreszahlen — „Der Prinz von Indien“ beginnt im September 1395 und schließt mit den auf den 29. Mai 1453 folgenden ›Postscripta‹ — und souveräne dichterische Gestaltung der Ideen und Personen einer Zeit.

Und nun die Uebersetzung. Die zahllosen erklärten und nicht erklärten türkischen Ausdrücke erinnern in angenehmster Weise an die ägyptischen Romane des Georg Ebers. Es liest sich so wohlthuend-gelehrt: Fiumaras, Schugdufs, Rikraths, Bismillah, Hadis, Mahals, Farasch, Fatiha u. s. w. Auch basileische Gewänder klingt vornehm-gelehrt. — Im deutschen Stil und im deutschen Wortschatz ist der Uebersetzer noch recht unsicher. Ungeheuerliche Sätze probeweise mitzuteilen unterlasse ich aus Zeit- und Raumersparnis, dagegen müssen einzelne Wörter und Ausdrücke gerügt werden. Kupferwaschschüsseln sind Gefäße, in denen Kupfer gewaschen wird, nicht aber das, was man unter kupfernen Waschschüsseln versteht. Statt „Versenkünstler“ und „fraghaft“ sagt man Verskünstler und fraglich. Man sagt auch nicht „Bemerkungen anstellen“ und „sich überführen“, sondern Bemerkungen machen und sich überzeugen. Passagiere und Emeralde läßt sich recht gut mit Reisende und Smaragde übersetzen. „Zwecks“ und „betreffs“ sind entsetzliche Wörter und völlig entbehrlich. „Früchte in eingelegtem Zustande“, wie umständlich! Warum nicht eingemachte Früchte, wie jedes ehrliche Kochbuch sagt? Juden- oder zeitungsdeutsch sind die Ausdrücke: gnädig, freundlich, gütig, gut zu einem sein, Teilnahme zu einem haben, nach oben, nach unten, nach hinten (statt hinauf, hinunter, zurück), und gar noch der Pleonasmus nach hierher!

Eine Geschmacklosigkeit sondergleichen ist es endlich, dem Kaiser Konstantin XI. Paläologus nicht bloß die Anrede: „Und Sie, meine Herren?“

sondern auch die stete Verwechslung von Sie und Du in den Mund zu legen. —

Des Verf. Roman „Ben Hur“ ist mir unbekannt. Ich habe mir bisher darüber keinen Vorwurf gemacht. Jetzt, nachdem ich den mehr als tausend Seiten langen, fast kein Ende nehmenden „ewigen Juden“ des Lewis Wallace kennen zu lernen das Mißvergnügen hatte, bin ich versucht, mich zu jener Unbekanntschaft zu beglückwünschen.

O. K.

— New Grub Street. A. Novel by George Gissing. 2 volumes. (Tauchnitz edition.)

Auch in England beginnt ein realistischer Zug in der Litteratur sich bemerklich zu machen. Man beginnt der ausgefahrenen Geleise des konventionellen Romans müde zu werden und es treten Schriftsteller auf, die es als ihre Aufgabe betrachten, die oft unscheinbaren Vorkommnisse des täglichen Lebens zu beobachten und darzustellen, um aus ihnen herauszufühlen, wohin das moderne Leben strebt. In Dickens, in der Eliot, in Kingsley hat diese Litteratur schon ihre Vorläufer gehabt und bemerkenswerte Talente arbeiten jetzt in derselben Richtung, den großen Problemen des Tages sucht man durch scharfe Diagnose nahe zu treten. Für einen ihrer besten Realisten erachten die Engländer George Gissing, ja eine Zeitschrift bemerkte über ihn, England werde eines Morgens beim Erwachen staunend merken, daß ein anderer Zola in ihm erstanden sei. Aber allerdings nicht ein anderer Zola im Sinne des frivolen Fleischeskultes, wohl aber ein Schriftsteller, der wie Zola das wirkliche Leben zu beobachten und in typischen Figuren zur Darstellung zu bringen weiß. Der vorliegende Roman zeichnet englisches Litteraturleben, eine Fülle von Typen englischen Litteratentums tritt auf, kein Ideal darunter, kein Schriftsteller großen Zuges, sondern lauter solche Männer, wie sie für die Bedürfnisse der zahllosen Londoner Weeklys und Monthlys und Quarterlys schreiben. Grub Street ist von Alters her der Sitz der meisten Redaktionsbureaus, der Titel also weist schon darauf hin, daß nicht aus dem Leben der Dichter, sondern aus dem Leben der Journalisten erzählt werden soll. Wohl wird in dem Buche auch eine interessante Geschichte erzählt, aber was es am interessantesten macht, sind doch die scharfgezeichneten Journalistencharaktere und die fein beobachteten Züge aus ihrem Leben. Da ist der junge und doch schon so geriebene Weltmensch Jasper Milvain. Er hat sich vorgenommen, es mit seiner Feder auch zu etwas zu bringen, darum schreibt er, was das große Publikum lesen mag. Er ist ja kein Bösewicht, im Gegenteil, er bewundert sich selbst wegen seines guten Herzens, wenn er auch bisweilen recht herzlos handeln kann. Aber Jeder ist sich am Ende selbst der Nächste und die Hauptsache ist, in dem großen Wettrennen des Lebens vorne an zu bleiben. Und er bleibt vorne, er heiratet eine reiche Frau und wird Redakteur eines leitenden Journals, er hat hohe Einnahmen und großen Einfluß. „Ich bin durchaus kein schlechter Mensch, ich bin freundlich gegen jeden, der es verdient, ja ich zeige mich gerne hochherzig in Wort und That. Wäre ich arm, möchte ich schlecht werden. Nun da es mir gut geht, liegt mir das Laster sehr fern. Glaube mir, Reichtum und Wohlbefinden ist die Wurzel aller Tugend. O wie herrlich ist es auf der Welt für wohlhabende Leute.“ Das ist so ein Litterat, dem es geglückt ist, aber wie viele sind neben ihm auf der Strecke geblieben. Da ist Naerdon. Einige Romane hatten ihm gutes Honorar gebracht, nun heiratet er ein vermögensloses, aber anspruchsvolles Mädchen und jetzt heißt es: schreiben, um Brot zu schaffen. Da versiegt die produktive Ader und für das, was er noch sich abquält, kann er keinen Verleger finden, es kommt die Armut und das Eheglück hält nicht stand, und endlich stirbt er im Elend. Und da ist der alte Biffer. Anspruchslos ist er, aber die Welt weiß seine sonderbaren Bücher nicht zu schätzen, nicht das trockene Brot verdient er mehr und mit seinem letzten Gelde kauft er sich das Gift, womit er seinem Leben ein Ende macht. Dann ist da Alfred Yule, der allenthalben nur Feinde und Neider sieht, Haß säet er und Haß erntet er, und als er schließlich erblindet, ernährt ihn seine Tochter Mariam, die zarteste und reinste Gestalt unseres Buches, kümmerlich vom Ertrage ihrer mühevollen Schriftstellerei. Eine große Fülle von Personen wird uns vorgeführt, alle hängen mit dem Journalismus zusammen und es ist wirklich kein Idealbild, welches Gissing von dieser Großmacht unserer Zeit uns entwirft. Warum er wohl keinen Mann großer, edler Gedanken uns geschildert hat? sollte es unter den englischen Litteraten keine anderen Typen geben und keine besseren? Das ist die Frage, die mich am meisten bei diesem Buche bewegt hat, und dazu kommt die andere: wie steht es in den deutschen Litteratenkreisen? Es wäre doch traurig, wenn auch bei uns nur die ideallose Mittelmäßigkeit und das eitle Streben nach Geld regierte. Wer zeichnet uns den deutschen Journalismus, wie Gissing den englischen gezeichnet hat!

J. P.

— Kinder der Flamme. Roman von Fred von Lensky. 3 Bände: 204, 222 und 182 S. (Berlin, O. Janke.) 10 M.

Der junge Arzt Max Grotenberg ist von einem in Paris wohnenden Onkel in die Seinestadt eingeladen worden. Dieser Onkel war ein Schwachkopf erster Sorte, denn er riet seinem Neffen, sich nach Kräften zu „amüsieren“, ehe er wieder in sein „dummes, ödes Deutschland“ zurückkehre, aber er solle sich nicht bis zum Heiratenwollen verlieben. Der Neffe verliebt sich gleichwohl in eine schöne Modistin, die abends in einem Vergnügungslokal „pikante Lieder“ singt oder mit den Studenten im lateinischen Viertel tanzt, sonst aber eine ganz tugendhafte Französin ist. Und obgleich Paris für die kleine Manon „der Boden war, aus dem sie Leben sog“, womit ein gewisses Grauen vor Deutschland von selbst verbunden war, hat sie doch den deutschen Arzt geheiratet und ist ihm in eine norddeutsche kleine Stadt gefolgt. Von der

Familie Grotenbergs, insbesondere von der Schwägerin Isidore, einer Art Hausdrache, ist die arme Pariserin so unfreundlich aufgenommen worden, daß sie eines Tages ihren Mann im Stich läßt und nach Paris zurückkehrt. Nach der Geburt einer Tochter stirbt sie. Dem verlassenen Gatten ist dieser Tod durch eine Ahnung angekündigt worden, genauer: durch das Hören einer Stimme, die „neben ihm, nein, über ihm, nein, in ihm": „Komm" gerufen hat. Es war die Stimme seiner in Paris weilenden Frau. Er reist Hals über Kopf dorthin und ist Zeuge ihres allzufrühen Todes. Nora war wie ihre Mutter Französin, Pariserin: „sie war die Tochter ihrer Mutter, die auch das Schlüpfrige mit Poetenaugen (?) anschaute, deren Phantasie und Idealismus (?) alles erklärten und heiligten." So z. B. wenn sie „in überquellender Lebensfreude" in die Zweige eines Baumes griff, um „das saftige Grün gewissermaßen zu umarmen". Poetisch fand sie es wohl auch, das durchgegangene Pferd eines Lieutenants „plötzlich fest am Trensenzügel" zu fassen. Auf eine eingehende Schilderung dieser nicht ganz leichten poetischen Aktion hat sich übrigens der Verf. klugerweise nicht eingelassen. In ein Meer von Poesie hat sich Nora gestürzt, als sie die „niedlichen Skandalosa" der Garnison Metz kennen lernte. Neue, schöne Kleider, alle Tage ein anderes Vergnügen in vornehmer Gesellschaft, endlich die Verlobung mit einem jungen Offizier, der wie sie ein Kind der Flamme, d. i. der leidenschaftlichen Geschlechtsliebe war, wie sollte die putzsüchtige, oberflächliche Französin nicht in einem solchen Meer von Lust und Vergnügen sich so wohl fühlen, wie der Fisch im Wasser! Aber dieses Meer hatte auch seine Stürme. Der Bräutigam verlor durch Spiel und andere Umstände den größten Teil seines Vermögens und wurde à la suite gestellt. Nora kehrte nach Norddeutschland zurück, kam aus aller Verbindung mit dem heißgeliebten Mann — warum, erfährt der Leser nicht — und fand mit der Zeit nichts darin, mit einem zweiten Offizier, einem reichen, braven Manne, sich zu verloben, um demnächst durch eine Vernunft- oder Versorgungsheirat sich die Zukunft eines üppigen, sorglosen Lebens zu sichern. Kurz vor der Hochzeit trifft sie unerwartet mit dem ersten Verlobten, dem Flammenkind, zusammen. Sie bereut ihre zweite Verlobung und fühlt, daß der Tod sie von aller Not und Qual befreien wird. Durch Gift oder Messer will sie aber nicht sterben, sie zieht „eisige Luft" vor. Eine heftige Erkältung wirft sie aufs Krankenbett, von dem sie sich nicht mehr erhebt. — Glücklich, im Gegensatz zu den Kindern der Flamme, gelangt ein zweites, maßvoll liebendes Paar in den Hafen der Ehe.

Der Roman ist wesentlich Militärroman. Die Festung Metz und die Manöverzeit im Norden Deutschlands bieten reichlich Raum und Zeit dar, um die Licht- und Schattenseiten des Offizierlebens in und außer der Familie zu schildern. So frei diese Dichtung ist von unsittlichen oder frivolen Anschauungen des Verf., so wenig weiß sie mit ernstem Wort das zu nennen, was anstößig und verwerflich ist. Und doch ist es auch ohne förmliche Moralpredigten, oft mit ein paar Worten möglich, das abzuweisen, was gegen das göttliche Gesetz verstößt.

Als Militärroman ist die Dichtung F. von Lenskys zugleich Salonroman. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Verf. die Sorte von Deutsch sich zum Muster nehmen mußte, die im Salon geflüstert und geschnarrt wird. Dieses jämmerliche Deutsch hätte er seinen plaudernden Herren und Damen überlassen und er selbst hätte Redewendungen vermeiden sollen wie: tout Paris kennen lernen, ambulante Händler, bunte Etalagen, chaperonnieren, vis-à-vis, chiffonnierte Schleppen, Balayeuse der Schleppe, die Dehors wahren, sich placieren, an einem Genuß participieren, die letzte Piece, eine femme tarée, tadellos gantierte Hände, Veilchentuffs und elegante Federtouffs, im training sein.

Nicht dem Salondeutsch, sondern dem Zeitungs- und ordinären Romandeutsch entstammen die nicht selten an die deutsch redenden Juden erinnernden Ausdrücke: um ungeborne Dinge reden, zu einem reden, unfreundlich mit einem sein, lieb zu einem sein, zu jemand sehen, gelle Knabenstimme, schrille Stimme, die Verdachte (Mehrzahl von der Verdacht), mißbeliebte Kokette, Sattigkeit des Tones.

In der Regel beißen sich aufgeregte Romanmenschen auf die Lippen oder sie nagen die Lippen, meist mit blutigem Ausgang. Neu ist: Anna peinigte ihre Unterlippe. Das Wort Zweitmädchen statt zweites Mädchen ist eine bedenkliche Neuerung; ebenso die Vertauschung des Wortes schelten mit schinden. Unschön liest sich xbeliebige Dinge, „wirklich" machte Toni. Wenn es heißt: „Gäste, die aus der Nachbarschaft herbeigekommen, resp. gefahren waren", so wird damit nicht der geringste Gegensatz angedeutet. Die Herbeikommenden werden gehen, reiten oder fahren. — Warum der Kuckuck schläfrig und geheimnisvoll rufen soll, ist mir ein Geheimnis geblieben. — Wissen die Romanschreiber sich nicht deutlich auszudrücken, so sagen sie „eigenartig oder apart" oder „ein etwas", wozu sich dann der mehr oder weniger gedankenreiche Leser das ihm Passende selbst hinzudenken kann. Was kann ich mir unter einem eigenartigen Gesang, unter einem aparten weißen Kleid vorstellen? Ein etwas aber ist für den Leser gerade so wertvoll wie ein nichts.

O. K.

9. Verschiedenes.

— **Das Christentum im Banne des jüdischen Glaubens.** Eine Beleuchtung des Alten Testaments vom Standpunkt des wahren Christentums von Paul Haukel. (Heidelberg, J. Hörning.) 0,80 M.

Ein überaus trauriges Geisteserzeugnis. Es gab ein reines Christentum. Dies Christentum hat Paulus durch den Paulinismus verjudet, verrömert, verderbt. Er war der böse Feind, der in der Nacht kam und Unkraut säete, ein echter Römer, voller Arroganz und daneben voller Schlangenklugheit. Der Verf. macht sich natürlich

zuerst sein eigenes Christentum zurecht, es ist ohne Dreieinigkeit, ohne Gottheit Christi, Christus ist ihm der Erstgeborne im Geist, der uns den Gott der ewigen Liebe offenbart, der uns den Weg gerichtet, den wir wandeln sollen, um diese Welt von Sünden zu befreien, er ist die Menschheit selbst, die sich erlöst; er war ein Essäer, nicht jüdischen, sondern arischen Stammes; er ist bei den Buddhisten in die Lehre gegangen: Johannes der Täufer war ein buddhistischer Bettelmönch. Die ganze Schrift strotzt von Unwissenheit, von Feindschaft und Lästerungen gegen das Alte und auch gegen das Neue Testament, und besonders von Feindschaft gegen die Kirchen. Das Beste, was man thun kann, ist, sie der Vergessenheit zu überweisen. D.

— Die sociale Lage des ärztlichen Standes von Dr. med. Wilh. Hanauer, Frankfurt a. M. Separat-Abdruck aus „Fortschritt der öffentlichen Gesundheitspflege“. 1894. Heft 11 und 12. (Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagshandlung.) 10 S. 0,50 M.

In dieser kurzen, durchsichtigen Zusammenfassung der wohl begründeten Gravamina des ärztlichen Standes wird vielleicht die Wirkung des Krankenkassengesetzes überschätzt. Die Bewegung zur Sicherung der freien Aerztewahl in den Krankenkassen wird hoffentlich die Oberhand gewinnen und einem wesentlichen Teil dieser Beschwerden abhelfen, die sich freilich in den ersten Jahren sehr unangenehm fühlbar gemacht haben In Sachen der Kurpfuscherei sympathisieren wir vollständig mit dem Verfasser. Es wird in der That Zeit, daß hier der Staat helfend eingreift. Mit Recht appelliert der Verfasser aber in erster Linie an die Selbsthülfe der Aerzte durch ihre Organisation. Ebenso fordert er mit Recht, daß nicht bloß Kesselrevisoren (wie in Preußen) zu Fabrikinspektoren berufen werden, sondern u. a. auch Aerzte, denen überhaupt die Hygiene einige Aussichten auf „bessere Zeiten“ eröffnet. Wenn nur erst die jetzigen Medizinalpersonen ausreichend besoldet wären. Aber die „Medizinalreform“ ist ebenso ins Stocken geraten, wie alle anderen socialen Reformen! Wi.

— In der Schule des Lebens. Zwei Erzählungen für die erwachsene weibliche Jugend. Von Stina Gewretz. (Stuttgart, Evangelische Gesellschaft.) 1894. 96 S.

Zwei anspruchslose Erzählungen, die ungefähr der Art entsprechen, welche man in den christlichen Sonntagsblättern findet. Daß hier Hervorragendes geboten würde, kann man nicht sagen. Eine junge Frau lernt durch Selbstüberwindung das Hauswesen ihren Verhältnissen gemäß einrichten und gewinnt dadurch die Liebe ihres Mannes und den Frieden wieder. Dies Thema ist in der ersten Geschichte recht gut durchgeführt. Die zweite dagegen ist eigentlich nur eine Skizze und läßt Handlung gänzlich vermissen. Die rein erbaulichen Gespräche nehmen dabei einen zu großen Raum ein. Wt.

— Sieben Sedan-Reden von Professor Dr. Christian Muff, Direktor des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums in Kassel. (Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag [Max Grosse].) 1895. 1,60 M.

Der Herr Verf. ist den Lesern der Monatsschrift als geistreicher Schriftsteller, manchem vielleicht auch als tüchtiger Redner bekannt. Die von ihm in den Jahren 1886—1892 in Stettin im Lehrerverein gehaltenen sieben Sedan-Reden sind ganz vortrefflich; sie sind schwungvoll, patriotisch, reich an edlen Gedanken, voll gerechten Stolzes, aber auch frei von Ruhmredigkeit und Hochmut. Wiederholungen einzelner Ideen waren natürlich nicht zu vermeiden, aber es wird wohl niemand beabsichtigen, die sieben Reden unmittelbar hintereinander zu lesen. Im Schlußwort der letzten heißt es: „Also frische Arbeit und fröhliche Zuversicht! Der alte Gott lebt noch und er verläßt die Deutschen nicht, wenn die Deutschen ihn nicht verlassen. Vorwärts für König und Vaterland, aber mit Gott! Mit Gott für Kaiser und Reich! Es lebe Deutschland! Es lebe der Kaiser! Hurra hoch!“ Diese Worte sind gewissermaßen das Leitmotiv, das sich durch sämtliche Reden hindurchzieht. v. H.

— Die Schlacht von Sedan, dazu Mancherlei, was voranging und nachfolgte. Ein Jubelbüchlein zum 1. und 2. September 1895 für Alt und Jung aus dem lieben, deutschen Volke von O. Müller. (Verlag der Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes [M. Hennig] in Berlin.) 1895. Preis: 1 Ex. 25 Pf., 20 Ex. 4 M., 50 Ex. 8 M., 100 Ex. 14 M. u. s. w.

Der Titel deutet Zweck und Art des Büchleins an. Wir beschränken uns deshalb auf die Mitteilung, daß es wirklich volkstümlich und patriotisch geschrieben ist, die Ereignisse richtig darstellt und deshalb zur Verbreitung empfohlen werden kann. v. H.

— Verschmäht. Ein Liebeswerben aus den Jugendtagen eines edlen Mannes. In Originalbriefen. 1779—1780. (Leipzig, Wigand.) 136 S.

Wenn diese Briefe mehr als ein sehr flüchtiges Interesse erwecken sollten, so hätte gesagt werden müssen, von wem sie geschrieben und an wen sie gerichtet sind — das Vorwort deutet an, der Briefschreiber sei in späterem Lebensalter eine notable Persönlichkeit geworden. So, wie sie sind, werden sie wenig Beachtung finden. Der Inhalt an sich ist ganz artig, aber doch so unbedeutend, daß uns die Publikation eine etwas übereilte zu sein scheint. Zu novellistischer Verwertung wären sie allenfalls zu brauchen gewesen.

— Im Banne der Musik. Erzählungen für die musikalische Jugend von E. Gerhard. 2 Bde. 110 u. 125 S. (Münster i. W., Adolf Russel.) 3 M.

Achtundzwanzig novellenartig beginnende Erzählungen für die weibliche musikalische Jugend. Die Verf. hat aus dem Leben berühmter und

unbekannter Musiker bekannte und unbekannte Erlebnisse geschildert. Sie hat auch kleine Familien- und Schulereignisse erzählt, in denen der Musik nur eine Nebenrolle zugewiesen ist. Das erste Bändchen ist mit Nachbildungen von photographischen Bildern berühmter Männer der Tonkunst geziert. — Die Erzählung „Die Geburtstags-Sinfonie“ ist mehr eine moralische als eine musikalische Erzählung. „Im Jugendübermut“ würde ich nicht aufgenommen haben, weil es bedenklich ist, junge Mädchen durch Verherrlichung mutwilliger und übermütiger Streiche zur Nachahmung derartiger Dinge zu ermuntern. — S. 41 wird vom Dome Darmstadts gesprochen; Darmstadt hat keinen Dom. — Aus dem Altertum ist der Abschnitt „Tyrtäos“ genommen. Es wird nicht vielen Lesern bekannt sein, daß Tyrtäos nicht sowohl durch seine Elegien und Schlachtgesänge sich einen Namen als Dichter gemacht, daß er vielmehr „unsterblichen Nachruhm“ als Solokünstler mit der Trompete und im Gesang sich erworben hat. Leider hat die Verf. unterlassen, die Quellen anzuführen, die für dieses Virtuosentum sprechen. O. K.

— Sechs Märchen von Jenny von Gerstenbergk. Mit einem Vorwort von Philipp zu Eulenburg. Der Ertrag ist für die Armenpflege bestimmt. — Leider enthält das Buch keine weiteren Angaben auf dem Titel; nur am Schluß findet sich der Vermerk des Druckers: Mühlthaler in München. Ich kann also den Lesern und Leserinnen, die es gern haben möchten, nur sagen, daß es 47 Seiten sind und daß Frl. v. Gerstenbergk in Bad Kösen wohnt. Und dann kann ich es etwas beschreiben. Es sind Märchen für große Leute, sinnreiche praktische Einkleidungen tiefer Wahrheiten. Gleich das erste zeigt uns die allen zu Grunde liegende Tendenz: der Ritter, der das Glück sucht, muß erfahren, daß es zwei ganz verschiedene Arten von Glück giebt und darum auch zwei entgegengesetzte Wege dazu; er findet es endlich in der Kapelle am Fuße des Kreuzes. — Das Vorwort des Dichter-Komponisten ist eine für viele gewiß wertvolle Zugabe. Es handelt von Wahrheit in der Dichtung und leitet sehr niedlich Märchen von „mehr“ ab. M. v. N.

— Reiseerinnerungen aus Nordamerika. Von Marie Fischer, geb. Lette. (Leipzig 1894, Wallmann.) 25 Pf. — Es sind leider nur ziemlich flüchtige Notizen von der Reise, die Frau Fischer als Deputierte der Moral-Reform-Union zum Frauenkongreß in Chicago gegemacht hat. Aber diese Notizen sind interessant. Sie betreffen alle die Fürsorge für Angehörige des weiblichen Geschlechts in Asylen, Zufluchtsstätten, Mitternachtsversammlungen u. dergl. M. v. N.

— An die deutschen Studenten. Flugschriften im Zusammenhang mit dem Christlichen Studenten-Kongreß. (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.) 1895. à 50 Pf.

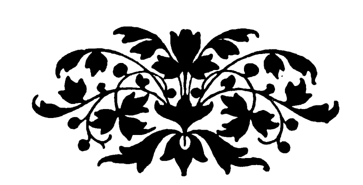
1. Heft: H. Th. Bauer, Direktor am Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky, Manneswürde und Mädchenehre. Ein Vortrag über die Sittlichkeit. 22 S.

2. Heft: D. Max Reischle, ord. Professor in Gießen, Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung. Ein Vortrag. 29 S.

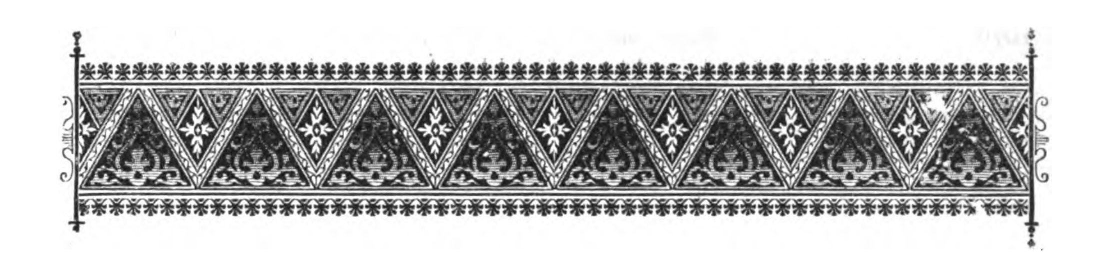
3. Heft: Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M., Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen. Ein Vortrag. 20 S.

Das neue Unternehmen der Flugschriften für die Studentenschaft könnte nicht glücklicher eingeleitet werden, als durch diese drei Vorträge, die jeder in scharf ausgeprägter Eigenart ihren Gegenstand so behandeln, daß der junge (und auch der alte!) Leser eine Vertiefung seiner Einsicht und eine starke Anregung des Willens erhält. Väter und Freunde von studierenden Jünglingen mögen sie beachten; es sind wertvolle Hülfsmittel. Wi.

— Von der schon häufiger von uns empfohlenen „Gymnasial-Bibliothek“ aus dem Verlage von Bertelsmann in Gütersloh sind drei weitere Hefte erschienen, nämlich: 19, von Athen zum Tempethal, Reiseerinnerungen aus Griechenland von Dr. Paul Brandt; 20, Aus Pompeji von Dr. Ernst Ziegler; 21, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern von Dr. Hans Bohatta.



Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Hilda.

Roman

von

Hugo Lubenow.

XV. (Schluß.)

Als Hilda und Gitta am nächsten Morgen beim Frühmahl saßen, nahmen sie das Gespräch wieder auf.

„Ich habe die Sache erwogen," sagte Hilda, „und dies ist mein Entschluß. Wir dürfen zu niemandem von der Unterredung sprechen, deren Zeuge ich gestern war. Durch Zufall sind wir in den Besitz eines schwerwiegenden Geheimnisses gelangt. Wir dürfen auf keinen Fall unsere Kenntnis mißbrauchen. Wir müssen sie für uns behalten. Insofern wir Mitwisser sind, sind nicht wir Herren über uns, sondern Jarimar. Er würde heftig zürnen, wenn wir das Schweigen brächen. Mein Mund wird also stumm bleiben, und der deine auch."

Gitta war enttäuscht. Sie hatte schon im stillen Entwürfe gemacht, wie sie ihre Kenntnis der Verhältnisse benutzen wollte, um kleine Verwicklungen in Gang zu bringen. „Einen Wunsch habe ich aber doch," sagte sie endlich.

„Was ist das für ein Wunsch?"

„Ich möchte dem Freigelassenen seine Verstellung heimzahlen. Er hat versucht, mich hinters Licht zu führen. Er hat mich dadurch schwer beleidigt, und ich kann ihm die Strafe nicht erlassen. Er soll wissen, daß es Menschen giebt, die ihm an Klugheit nicht nachstehen. Ich habe mir also folgendes ausgedacht. Ich werde Gelegenheit suchen, ihm sobald als möglich, nein noch heute zu begegnen, und werde dann zu ihm sagen: ‚Bestelle, Berthold, deinem Herrn, Botschaft von Slawina; sie erwartet ihn voll Sehnsucht.' — Ich freue mich schon auf die großen Augen, die er machen wird."

Hilda sann nach. „Diese kleine Rache könnte ich dir vielleicht gestatten. Wir würden mit ihr etwa unserer kleinen Freundin sogar einen Dienst leisten. Doch will mir die Anrede nicht gefallen. Es darf nicht so aussehen, als seiest du von Slawina gesandt. Du magst etwa sagen: ‚Erinnere deinen Herrn daran, daß er hier an jemand ein Unrecht gut zu machen hat.' Ich hoffe, daß dieser Anstoß sein Ziel nicht verfehlen wird."

„Ich werde mich sogar beeilen müssen, wenn er nicht zu spät kommen soll. Nach deiner Erzählung ist zu vermuten, daß er seine Bedenken fast überwunden hat. Wir sind nicht sicher davor, daß er plötzlich losstürmt."

„So laß ihn stürmen," versetzte Hilda lächelnd. „Es ist das Beste, was er thun kann."

„Aber meine Rache! Mit meiner Rache wäre es dann vorbei.“

„Wenn dir so viel an ihr gelegen ist, so führe sie sofort aus. Ich gebe dir dazu Frist bis Mittag.“

Die Dienerin stand auf. „Aber noch eine Frage. Du hast mir Stillschweigen auferlegt: darf auch Slawina nichts wissen?“

„Sie am allerwenigsten darf etwas erfahren,“ antwortete Hilda ernst. „Streiche überhaupt den gestrigen Abend aus deinem Gedächtnis. Es darf durchaus nichts auskommen.“

„Aber daß Jarimar in der Nähe ist, darf sie doch wissen. Es wäre grausam, ihr das zu verbergen.“

Hilda schwankte. „Teile du es ihr selbst mit,“ fuhr jene fort. „Und wenn du dich vor Geva fürchtest, so laß ihre Tochter durch einen Sklaven herbeirufen.“

Ihre Gebieterin schüttelte das Haupt. „Dein Vorschlag ist ein schlechter Vorschlag. Laß es seinen Gang gehen. Ein voreiliges Eingreifen stört oft mehr, als es fördert. Wozu soll ich sie beunruhigen?“ —

Als die Sonne die Mittagshöhe überschritten hatte, kehrte der Graf von seiner Fahrt zurück. Er gab einige Befehle und verließ dann das Haus, um in den Tempel zu gehen. Es wurde dort das Fest gefeiert, durch welches man die Götter um einen glücklichen Verlauf aller Unternehmungen des Sommers anging. Zahlreiche Pferde waren geopfert und das Fleisch derselben war verteilt worden. Die Edlen und Freien des Gaues schlossen sich zu Gemeinschaften zusammen, welche in verschiedenen Häusern das Mahl hielten. Alle aber, die durch Herkommen darauf Anspruch hatten, versammelten sich zu demselben Zweck im Tempel. In der Mitte desselben hing über einer Feuerstelle ein großer Kessel, in welchem das Fleisch gesotten wurde. An den Längswänden zog sich je ein Tisch entlang, an welchem die Feiernden saßen. An dem einen Giebel, zu beiden Seiten des Eingangs, hatten die dienenden Sklaven ihren Standort. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite befand sich, durch geschnitzte hölzerne Schranken von dem größeren Raum getrennt, das eigentliche Heiligtum. Der Fußboden desselben war etwas erhöht und mit Stroh bestreut. Seinen Mittelpunkt bildete der Altar, der die Form eines Tisches hatte. Hinter demselben waren drei hölzerne, mit kostbaren Gewändern umhüllte Bilder angebracht. Die Mitte nahm Thor ein; er trug einen Herrscherstab in der Hand. Odin mit dem Schwert und Freia mit der Roggenähre saßen zu seinen Seiten. Auf dem Altar lag ein großer silberner Ring, auf welchem die Eide abgelegt wurden. Von den beiden Hochsitzen am oberen Ende der Tische war der eine leer; den anderen nahm der Graf von Schleswig ein.

Das Mahl war beendet, und die Anwesenden überließen sich in zügelloser Lust den Freuden des Trinkgelages. Gespräch und Gelächter erfüllten die Halle. Offener wurde das Herz, kecker die Zunge, trotziger der Blick.

„Wie fröhlich der Graf umherschaut!“ sagte einer der Edlen zu seinem Nachbar. „Ich habe ihn seit langer Zeit nicht so gesehen. — Heil, edler Graf! Odin, der Kampfrichter und Schicksalslenker, schenke dir Sieg!“ Er mußte seine Stimme anstrengen, um sich verständlich zu machen. „Du siehst so fröhlich aus wie selten,“ fuhr er fort. „Hast du vielleicht noch etwas Naschwerk für uns aufgespart? Oder hat der Anblick des Opferblutes deine Kampflust erregt?“

„Das wird es sein,“ rief ein Aelterer. „Das wird es sein. Glücklich diejenigen, deren Knochen noch fest und deren Sehnen noch straff sind! Wehe aber uns Alten, die wir nichts mehr haben als eine matte Erinnerung.“ Zwei Thränen rollten ihm in den zottigen Bart hinab.

„Wenn es dir nur darauf ankommt, Blut zu sehen,“ tröstete der Graf ihn mit lauter Stimme, „dann wird dein Wunsch vielleicht bald erfüllt. Ich hoffe, den Göttern demnächst noch andere Sühneopfer zu weihen, als diejenigen sind, welche wir aus unseren Ställen holen.“

„Wie war das? Was sagte er?“ fragte man hin und her. Die Worte des Grafen machten eilig die Runde im Saal und wurden mit Jubel aufgenommen. Der Lärm verstummte und die Augen Aller richteten sich auf Ethelrich.

„Sage uns mehr, Graf Ethelrich! Deute uns deine Rede!“

Der Angerufene willfahrte. „Ich darf reden. Unsere Gedanken, die bisher im Winkel schlichen, dürfen ihren Ort verlassen. Hat nicht uns allen seit Monden ein Druck die Brust beengt? Sehen wir nicht, wie sie beginnen, den heimischen Brauch zu verachten, das Heilige zu schmähen und dem Fremdling zu folgen? Wißt ihr, zu welchem Ende dieser Anfang führt? Unsere Brüder an der Elbe und Weser können es euch sagen. Einst gefürchtet und erbgesessene Herren des Bodens, der sie nährt, sind sie heute ein stilles Volk, das Fremden zahlt und front. Auch uns will der Franke an seinen Siegeswagen spannen. Er fängt es klug an. Stahl und Eisen würden sich umsonst an uns versuchen, darum werden Kreuz, Buch und Glockenklang zu Hülfe gerufen. Unsere Freiheit, durch raschen Vorstoß nicht zu brechen, soll mit List umgangen werden. Der Feind liegt auf der Lauer. Dürfen wir schweigen, noch länger schweigen, als wir schon geschwiegen haben? Sollen einst unsere Enkel, wenn sie an unseren Grabstätten vorübergehen, ihr Gesicht abwenden und ausspeien? — Noch einmal haben wir die Wahl. Noch läßt sich das Aeußerste vermeiden. Doch müssen wir gründlich zu Werke gehen. Tod den Verrätern!“

„Tod den Verrätern!“ scholl es von allen Seiten.

„Dank dir, edler Graf!“ sagte Ingulf. „Wir versahen uns keines anderen Bescheides.“

„Wir gehen gründlich zu Werke,“ rief ein anderer. „Den Franken werde die Wiederkehr verleidet und unseren schwachen Genossen die Neugier.“

„Was dem Christen zugefallen ist,“ bemerkte ein dritter, „ist auch nur Unrat, niedriges Volk, unseres Mitleids nicht würdig. Sie haben sich durch ihren Abfall vom Gesetz geschieden und sind vogelfrei.“

„Hört einen Vorschlag!“ rief Egbert. „Wir setzen die Geschorenen in ein ruderloses Boot und lassen sie den Weg in ihr Land suchen. In ihren Sprüchen steht ja geschrieben: ‚Wer sucht, der findet auch‘.“

Ethelrichs laute Stimme übertönte das Gelächter, das sich erhoben hatte. „Halt! Mit den Mönchen haben wir nichts zu thun. Sie stehen in des Königs Schutz. Ich rede nur von unseren flüchtigen Volksgenossen. Ueber sie haben wir Gewalt, über jene nicht. — Jedward, ergötze uns mit deiner Kunst und laß uns ein Lied hören zum Ruhm der Ewigen. Und auch du, Hermannson, sei bereit. Dem Sieger im Wettstreit räume ich den Hochsitz dort ein.“

Jedward, der jüngere der beiden Skalden, erhob sich, griff in sein Saitenspiel und sang:

„Glanz verglüht. Glatt liegt das Meer
Und liebkost mit leisen Händen
Den schlummernden Strand. Hoch vom Gestein
Schaut ein wartendes Weib übers Wasser,
Im Busen brennende Sehnsucht,
Zaubersprüche auf tückischer Zunge.
Ihr spähendes Auge spielt um das Schiff,
Das in fröhlicher Fahrt mit geblähtem Gefieder
Und schäumendem Hals die Höhe hält. —
Wahre dich! Nicht als der nämliche, der auszog,
Kehrst du zurück; mit bösen Künsten
Harrt sie dein, du herrlicher Held!“

Beschwörend hebt sie die Hand.
Da entringt sich's der Flut wie fliehender Rauch,
Dünste umdunkeln den Pfad der Bedrängten.
Von unsichtbaren Schultern geschoben,
Pflügt der Kiel den Sand der Küste.

Wahre dich! Aber die Warnung verhallt.
Wem der süße Saft die Lippe letzt,
Der mißgönnt dem Mahner den Mund.
Frei zogst du aus; als ein Gefesselter
Kehrst du heim, herrlicher Held."

Nachdem die Zurufe verklungen waren, stand Hermannson auf und sang:

„Odin, Vater, Ordner der Welt,
Der du strenge mit Maß und Satzung
Ungestüm drängende Kräfte zügelst,
Höre, du Höchster, höre uns.

Wenn du die Weiten der Erde durchwandelst,
So hallt von deinen Tritten die Höhe wieder,
Vom Stoß deines Stabes strahlt das Feuer,
Unter deinem Atem beben die Bäume.
Auf rastlosen Rossen stürmt rauschend
Deine Gefolgschaft über die Fluren.
Aus den Wolken schöpfend, schüttest du Wasser aus.
Nur wenige Male bewegst du die Hand,
Und erquickt heben die Halme ihre Häupter.

Von blauschimmernder Burg blickst du herab.
Deine Raben kreisen über dem Rund.
Dein Auge schweift, alles ist offenbar,
Nichts bleibt ungelohnt. Wehe dem Lästerer!"

„Wehe dem Lästerer!" fiel der Graf ein, drohende Entschlossenheit in den Mienen.

„Wehe dem Lästerer!" antworteten die Bankgenossen. —

Als am Abend Bernewulf und Egbert über den mondscheinbeleuchteten Tempelplatz schritten, sagte jener: „Es wäre eine Schmach für uns alle, wenn der Franke ungekränkt davonkäme. Das soll und darf nimmermehr geschehen."

„Mäßige deine Stimme, Oheim," mahnte der Jüngling. „Außerdem ist ja alles vorbereitet; es ist also überflüssig, davon zu reden."

„Du hast recht," erwiderte Bernewulf, indem er sich forschend umsah. „Man muß vorsichtig sein, denn es ist keinem Menschen mehr zu trauen. Aber das wird anders werden, sobald wir die beiden Verderber erst los sind. Die Bedenken des Grafen sind närrisch. Er kann sie ja aus Versehen tot schlagen lassen. Aber diese Ausrede wird kaum nötig sein, denn Harald ist, wie ich glaube, des ganzen Christentums herzlich müde. Er würde aufatmen, wenn jemand ihn dieser lästigen Freundschaft auf gute Art überhöbe. Meinst du nicht auch?"

„Es ist sehr wohl möglich."

„Aber mag es sein, wie es will, wir gehen unseren Weg. Du führst den Streifzug, Egbert, schlag ein."

„Komm nur, komm nur, versetzte Egbert, indem er ihn mit sich fortzog. „Es ist alles besprochen und vorbereitet."

„Aggo ist zwar," fuhr der geschwätzige Bernewulf fort, „nicht ganz damit einverstanden. Er warnt uns davor, unsere Gedanken zu zersplittern und das eigentliche Ziel aus den Augen zu verlieren. Es ist Gefahr vorhanden, meint er, daß wir die große Sache schädigen, indem wir eine kleine Nebenabsicht erreichen. Aber er ist ein Thor. Weißt du, was ich mir ausgesonnen habe, Egbert?"

„Nun?" fragte dieser gleichgültig.

Bernewulf machte wieder Halt und sah sich spähend um. Dann näherte er seinen Mund dem Ohr des Neffen und flüsterte ihm zu: „Ansgars Kopf soll das Gastgeschenk sein, mit dem ich mir Götter, König und Volk geneigt machen will. Ihrem gemeinschaftlichen Angreifen, hoffe ich, wird es gelingen, mich in die Höhe zu bringen. Ja noch mehr. Das Gelingen dieses Anschlages will ich als ein Zeichen dafür nehmen,

daß mir auch der zweite größere Anschlag gelingen wird." Er trat zurück, sah seinen Neffen an und fragte: „Was hältst du davon?"

Egbert nickte. „Mögen die Götter uns günstig sein. Auch ich bin hoffnungsvoll. Der Faden läuft so glatt und nach Wunsch ab, als wenn nicht die Götter, sondern wir ihn zögen."

Sie nahmen ihre Wanderung wieder auf.

„Ziehen wir ihn nicht auch?" entgegnete der Aeltere. „Die Götter thun es nicht alles allein, der Mensch kann viel dazu thun. Aber freilich, Klugheit gehört dazu, Klugheit und Ausdauer. Daß ich beides besitze, habe ich ja wohl bewiesen. Selbstlob ist erlaubt, wenn es wahr ist."

„Auch Iwar hat uns gute Dienste geleistet," bemerkte Egbert.

Bernewulf stand still und brach in ein Gelächter aus. „Fürwahr, dieser Iwar ist ein nützlicher Mensch, ein sehr nützlicher Mensch."

„Sprich leise. Wir sind nicht fern von seinem Haus."

„Sprach ich so laut?" fragte Bernewulf. „Ich dachte, ich spräche leise. Aber weiter. Wovon sprachen wir doch? Was sagte ich zuletzt, Egbert?"

„Wir sprachen von Iwar."

„Richtig. Von Iwar, daß er ein nützlicher Mensch ist." Er lachte in sich hinein. „Er ist nützlich wie ein Hirtenhund und ebenso gelehrig. Wenn man ihn hetzt, dann beißt er; wenn man ihn streichelt, wedelt er. Es war ein lustiges Geschäft, ihn abzurichten. Jetzt ist er angelernt und macht seine Sache gut. Hahaha! Und warum auch nicht? Dazu sind die Einfältigen da, daß sie von den Klugen gebraucht werden. Das Volk ist wie ein Schiff; es ist zu nichts nütze, wenn nicht ein Kundiger am Steuer sitzt und es lenkt. Nimm den Griff in die Hand, Egbert, sonst kommen dir andere zuvor."

Bald nach ihnen verließ ein zweites Paar den Tempel: Osbern und Edmund.

„War es unrecht, Osbern," wandte sich Edmund an seinen älteren Begleiter, „daß wir schwiegen, obwohl wir anderer Meinung waren? Hätten wir nicht zeigen müssen, daß wir mit ihnen nicht übereinstimmten?"

„Glaubst du," entgegnete Osbern, „daß wir durchgedrungen wären? Niemals, sage ich dir, niemals. Doch hinderte uns freilich nichts, den Mund aufzuthun."

„So hätten wir ihn aufthun und vor Gewaltthat warnen sollen."

„Was hätten wir damit erreicht? Wir hätten Streit erregt und uns verdächtig gemacht. Sahst du nicht, mit welcher Einmütigkeit sich alle um den Grafen scharten? Ein Widerspruch wäre dagegen so wenig aufgekommen, wie Harfenton gegen Donnerrollen. Und nach einem Holmgang, der mein letzter sein würde und sein sollte, trage ich noch kein Verlangen."

„Dennoch meine ich, wir hätten für die Bedrohten eintreten können."

Osbern schüttelte den Kopf. „Ich hatte noch einen besonderen Grund, zu schweigen. Mein Sohn Edwin und die Tochter des Grafen Ethelrich sind einander zugethan. Hätte ich ihm, dem Grafen Ethelrich, widersprochen, so wäre das vielleicht den Liebenden zum Schaden gewesen."

„Ich habe von dem Grafen Ethelrich eine bessere Meinung. Er würde für einen Streit mit dir nie deinen Sohn büßen lassen."

„Vorsicht ist immer gut. Wenn ich bedenklich bin, ob es geraten ist, etwas zu thun, dann unterlasse ich es lieber."

„Es gefällt mir, daß wenigstens Ansgar selbst gegen Nachstellungen gesichert ist."

Osbern stimmte zu. „Sein Fehler war, daß er zu laut bellte. In einem fremden Land verfährt man behutsam. Das hat er vergessen. Die Mannen aber müssen nun für ihren Herzog leiden." —

XVI.

Gittas Gang war nicht vergeblich gewesen. Nach einigem Suchen traf sie den Freigelassenen am Hafen, wo er mit einem Sklaven im Gespräch stand. Letzterer entfernte sich. Gittas Herz war nicht ganz frei von Beklemmung, ja sie schwankte, ob sie nicht lieber unverrichteter Dinge umkehren sollte. Die Furcht aber, vor ihrer Herrin als feige zu erscheinen, ließ sie diesen Gedanken verwerfen. Sie ging an ihm vorüber und sagte halblaut, indem sie einen Augenblick neben ihm stehen blieb: „He, Berthold, was treibt ihr, du und dein ungetreuer Herr, hier in Schleswig?"

Der also Angeredete ließ diese Herausforderung nicht unbeantwortet. Beim ersten Schritt, den Gitta weiter that, fiel ihr ein, daß sie ihn anders angeredet hatte als verabredet worden war. Beim folgenden Schritt fühlte sie sich von einer kräftigen Hand am Arm gefaßt, und beim dritten hörte sie dicht an ihrem Ohr eine flüsternde Stimme: „Verdammte Krähe, wie kommst du dazu, deinen Kopf in fremder Leute Dinge zu stecken? Keinen Ton, oder du bist tot! Es wäre nicht das erste Mal, daß ich mein Leben für meinen Herrn in Gefahr gebracht hätte. Hier geht der Weg."

Während der Fremde diese Worte mit unterdrücktem Zorn sprach, waren sie weitergegangen. Seine Finger ruhten nur leicht auf ihrem Arm, doch strömten sie eine Kraft aus, welche die Bestürzte nötigte, sich zu fügen. Sie wußte, daß das kurze Klirren, welches an ihr Ohr schlug, keine leere Drohung war. Voll Entsetzen ward sie inne, daß sie sich in der Gewalt eines Menschen befand, der vor nichts zurückscheute.

„Wer bist du?" fragte die Stimme weiter. Gitta überlegte, ob sie die Wahrheit sagen oder ihn hinters Licht führen sollte. „Schnell, schnell!" mahnte er, während der Druck seiner Hand sich verstärkte. Der dadurch hervorgerufene Schmerz brachte sie zum Bewußtsein ihrer unwürdigen Lage. Ihr Stolz erwachte und sie sagte: „Ich bin Gitta, Dienerin des Grafen Ethelrich und seiner Tochter. Gieb meinen Arm frei, wenn dein Leben dir etwas wert ist."

Berthold war überrascht. Er zog die Hand zurück. „Ich habe von deiner Herrin nur Gutes gehört," erwiderte er, „aber was treibst du hier für Bosheiten? Schon gestern hieltest du mich auf. Was hast du an mir und meinem Herrn? Hast du ein Anliegen an uns, so sage es offen heraus. Aber deine Art ist eines Kindes Art, und für ein Kind bist du zu runzlig."

Gitta hatte ihre Sicherheit zurückerlangt. Sie stellte sich vor ihn und ihre Worte mit entsprechenden Handbewegungen begleitend, sagte sie: „Ein Kind sein ist immerhin noch besser als ein Narr sein. Du aber und dein Herr, ihr seid ein paar Narren."

Sie wandte sich und ging davon. Sogleich war der Freigelassene wieder an ihrer Seite. „Ich begleite dich und werde mir von deiner Gebieterin sagen lassen, was dies alles zu bedeuten hat."

Gitta machte wieder Halt. Ihre Unruhe verbergend, antwortete sie in trotzigem Ton: „Wenn du weiter nichts begehrst, so kannst du deine Füße schonen. Wisse, daß meine Herrin und Slawina Freundinnen sind. Dein Herr hat an Slawina ein großes Unrecht gut zu machen. Möge er sich beeilen, es zu thun. Thut er es nicht, so ist er ein wortbrüchiger Schalk. Das sage ihm."

„Noch eine Frage: woher kennst du mich?"

Verachtung umspielte ihre Lippen, als sie erwiderte: „Dich kennt jedermann. Du bist bekannt wie ein weißer Rabe. Wer in so alberner Weise die Augen zusammenkneift, kann niemand anders sein, als Berthold, Jarimars Diener."

Sie drehte sich um und enteilte, diesmal, ohne daß Berthold sich an ihre Fersen heftete.

Er setzte sofort seinen Herrn von dieser Begegnung in Kenntnis, und was Gitta erwartet hatte, trat ein. Am Nachmittag machte sich Jarimar auf den Weg nach Aggos Hof. Sein Herz klopfte, als er an die ihm wohlbekannte Pforte kam. Eine Sklavin

öffnete. Er begab sich in das Haus und erwartete die Hausfrau, die irgendwo draußen beschäftigt war. Sie kam. Als sie den Gast gewahrte, flog ein Ausdruck unfreundlicher Verwunderung über ihr breites Gesicht. Beide setzten sich und Jarimar nahm das Wort: „Ich sehe," sagte er bedächtig, „daß du mich nicht vergessen hast. Hat deine Tochter dir mitgeteilt, was im Herbst zwischen mir und ihr besprochen ward?"

Geva nickte. „Ich weiß davon," entgegnete sie. „Ich weiß auch, daß die Hoffnungen, welche du ihr machtest, sich nicht erfüllten. Glaubst du, daß eine Dirne solchen Gram ohne Schaden überstehen kann? Du hast das Weite gesucht, und ich habe die Last tragen müssen. Wenn du wieder ein Spiel mit ihr zu treiben gedenkst, dann ist es besser, du verläßt das Haus, ehe sie dich sieht. Sie hat gelitten, und ich mit ihr."

„Ein unvermuteter Fall," versetzte er, „hat mich gehindert, mein Wort wahr zu machen. Ich komme, um es nachträglich zu thun. Ich habe Slawina lieb und wünsche sie zum Weibe."

Geva fuhr mit der Hand ans Auge. „Es wird mir ja schwer, sie zu lassen. Ich werde sie oft vermissen, wo sie mir sonst zur Hand ging. Aber was soll ich sagen? Sie thut nur, was wir Aelteren vor ihr thaten. Auch meine Mutter schluchzte einst beim Abschied und rief wehe über sich. Man muß es lernen, sich darein zu finden.

„Und wie ist es mit Slawinas Vater, deinem Eheherrn? Du wirst ja seine Meinung kennen. Wird er etwas einzuwenden haben?"

Auf Gevas Gesicht trat ein Ausdruck verbissenen Ingrimms. „Seinetwegen brauchst du nicht besorgt zu sein," entgegnete sie.

„Gut, so werden wir bald einig sein. Ich schicke meinen Diener nach Schonen. Das Brautgeld, das Aggo fordert, wird erlegt werden, und auch dir ist ein gebührendes Geschenk sicher. Bist du damit einverstanden?"

Geva war einverstanden.

„Endlich habe ich noch einen Wunsch. Ich mag hier nicht länger verweilen, als nötig ist. Höre daher meinen Vorschlag. Den morgenden Tag benutzen wir, um Slawinas Habe aufs Schiff zu bringen. Uebermorgen begehen wir das Brautgelage, und an demselben Abend noch verlassen wir das Land. Dies mein Plan."

„Es ist ein guter Plan. Mögen die Götter euch segnen. Ich bin mit allem zufrieden."

„Und wo ist sie — wo ist Slawina?" fragte Jarimar mit unsicherer Stimme.

Geva erhob sich. „Sie ist draußen und überwacht die Mägde, welche Fische auf die Dörrschnüre ziehen. Ich werde sie schicken."

„Aber verbirg ihr meinen Namen. Sie soll von mir erst wissen, wenn sie mich sieht."

Geva ging hinaus. Bald darauf öffnete sich die Thür wieder, und Slawina trat ein. Jarimar sah sie an und streckte ihr die Hand entgegen. Sie lehnte sich an die Wand und sank langsam mit herabhängenden Armen auf die Bank nieder. Vergebens mühte sie sich, sich des Schlummers, der ihre Sinne umfing, zu erwehren. Der Gast fing sie auf und rief sie mit Küssen und Liebesgeflüster ins Leben zurück.

Er ging an diesem Tage nicht mehr zum Schiff hinab. Die Liebenden kosteten die Freude des Wiedersehens in vollen Zügen aus. Jarimar sprach zu ihr von seinen Plänen und von der Verabredung, welche er mit Geva getroffen. Slawina hörte aufmerksam zu und billigte seine Absichten. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie eine große Freude über dieselben empfand und bezeigte dies in Miene und Wort. Den Grund seines Ausbleibens teilte er ihr nicht mit, und sie, im Glück des Augenblickes aufgehend, vergaß, danach zu fragen. Doch brachte der Lauf des Gespräches selbst es mit sich, daß sie diesen Punkt berührten. Jarimar begnügte sich mit allgemeinen Andeutungen und versprach, später mehr davon zu erzählen. Die Jungfrau war es zufrieden.

Als das Nachtmahl beendet war, begab sich das Paar in den Garten. Die Luft war lau. Von der Wiese tönte das Geschrei zweier Frösche herüber. Es hörte sich an, als ob sie ihren noch im Winterschlaf liegenden Genossen Weckrufe zusandten. Der halbe Mond stand am Himmel. Ein dünner durchsichtiger Schein ging von ihm aus, der die Nähe erhellte, und in dem die Umrisse entlegener Gegenstände verschwammen.

Die Liebenden lenkten ihre Schritte zu der Stelle, an der sie sich vor einem halben Jahre gefunden hatten. Mit frohen Blicken betrachtete Jarimar die Veränderung, welche auf derselben vorgegangen war. „Sieh da, eine Bank!“ rief er aus, „und wie kunstreich du den Hollunder zugerichtet hast! Er wölbt sich über den Platz, wie ein Zeltdach. Wer den Ort vorher sah, hätte nicht geglaubt, daß er zu einem so lieblichen Versteck umgewandelt werden könnte.“

„Und selbst ein Ausblick ins Freie fehlt ihm nicht,“ erwiderte sie. Sie forderte den Freund auf, sich zu setzen, trat an den Zaun und zog einen hölzernen Schieber beiseite. Es zeigte sich eine Oeffnung, durch welche man den Weg, der zur Stadt führte, überschauen konnte.

„Wen suchte dein Auge, wenn du hier saßest?“ fragte Jarimar gerührt, indem er sie auf seinen Schoß niederzog. Sie legte den Kopf an seine Schulter und entgegnete: „Wen sonst, als dich. So oft ich Zeit hatte und sicher war, daß niemand auf mich achtete, bin ich hierher geeilt.“

„Und immer vergebens, du Arme. Immer war es dieselbe leere Straße, die dein Blick überflog, und die Ungewißheit, mit der du herausgetreten warst, nahmst du immer wieder ins Haus zurück. Daß du mir deswegen nicht gram geworden bist!“

„Wie kann man einem gram werden, den man lieb hat? Und du bist es wert, daß ich dich lieb habe. Dieser Kuß mag es bestätigen. Ich habe mir mein Glück mit einem Halbjahr schmerzlichen Wartens erkauft. Doch war dieser Kaufspreis gering, weil das Glück so groß ist. Ich bin unter einen anderen Stern versetzt.“ Sie schwieg, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Durch die abendliche Stille wehte vernehmlich ein Schall wie von vielen durcheinander schreienden Stimmen herüber. Er kam aus dem Tempel. „Einmal allerdings,“ fuhr sie fort, „war ich recht traurig. Der Lärm dort drüben ruft mir den Tag ins Gedächtnis zurück. Aber gerade damals sandten mir die Götter eine freundliche Trösterin.“

„Wer war es?“

„Hilda, die Tochter des Grafen Ethelrich. Sie hat mir viel Gutes erwiesen. Von niemandem hier wird mir der Abschied schwerer, als von ihr.“

„Selten stimmen sonst die Meinungen der Menschen genau überein, von ihr aber hört man nichts als Rühmen. Ich möchte sie sehen. Und warum auch nicht? Ich begleite dich, wenn du ihr Lebewohl sagst. Das kann übermorgen geschehen.“

„So machen wir es, so machen wir es,“ rief Slawina fröhlich.

„Vielleicht hat sie auch dazu beigetragen, daß ich nicht länger gezögert habe.“ Sie sah ihn fragend an. „ . . . Gezögert habe, hierherzukommen,“ fügte er hinzu.

Sie erschrak. „Gezögert, obwohl du in der Stadt warst?“

„Ja, Geliebte. Es hängt das mit den Ereignissen zusammen, die ich dir später erzählen werde.“ Er sann nach. „Ich sagte schon vorher, daß mein und dein Vater sich einst gekannt und in Feindschaft gelebt haben. Doch das ist längst vergessen. Trotzdem wären wohl noch etliche Tage hingegangen, wenn nicht folgendes sich begeben hätte.“ Er berichtete, was zwischen Berthold und Gitta vorgefallen war.

„Es ist wahrscheinlich,“ versetzte Slawina, „daß Hilda um das Vorhaben Gittas gewußt hat. Sie gedachte, dich anzuspornen. Wie gut ist sie doch.“

„Sie hat auch nichts Ueberflüssiges oder Unnötiges gethan, denn nicht mit leichtem Herzen bin ich gekommen. Dem Hause eines alten Widersachers naht man sich mit anderen Gedanken, als dem eines Freundes. Ich rang mit diesen Gedanken, wie der Schiffbrüchige mit den Wogen der Brandung. Jeder Schritt bezeichnet eine Anstrengung.

Doch sehe ich jetzt auf den Gang mit derselben Freude zurück, mit welcher wir uns sonst nach errungenem Sieg des Kampfgewoges erinnern."

„Nicht doch, mein Jarimar, nicht doch! Der sichere Besitz ist besser, als die Bemühung um ihn. Ueber den Sieg sollst du dich freuen. Die Tochter wird gut machen, was der Vater gefehlt hat."

„Die Tochter hat es schon gut gemacht. Indem ich dich gewinne, erlange ich einen überreichen Ersatz. Der Friede ist geschlossen und hat aller Verwirrung ein Ende gemacht. Aber laß das unter uns bleiben. Niemand darf davon etwas erfahren, auch deine Mutter nicht."

Bei der Erwähnung Gevas flog ein Schatten über die Züge der Jungfrau. Der Wende bemerkte es und fuhr fort: „Betrübe dich nicht über irgend etwas, was gewesen ist. Du sagtest selbst, du seiest unter einen anderen Stern versetzt. Nur die Himmlischen gelangen ohne Umwege zum Ziel. Unser Umweg war nur ein kurzer. Wir wollen uns freuen, daß er nichts zurückläßt als einige Schatten im Gedächtnis."

Slawina fühlte die Wahrheit dieser Worte. Ein langer Sommer, der die Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen in seinem Schoße trug, blühte herauf. „Du einziger geliebter Mann!" rief sie in tiefster Ergriffenheit aus, indem sie ihre Arme fest um seinen Nacken schlang. Thränen seliger Freude netzten ihre Wangen.

XVII.

Am nächsten Morgen saß Hilda in ihrem Gemach, während Gitta damit beschäftigt war, ihrer Gebieterin das Haar zu ordnen. Der Fenstervorhang war zurückgeschlagen und gestattete der Lenzesfreude, die sich draußen übermächtig entfaltete, den Eintritt. Ein Lichtstrom durchflutete den Raum, spielte um die Füße des Tisches, und zitterte über den bunten Farben des Teppichs. Das fröhliche Gezwitscher der Vögel weckte einen ähnlichen Klang in der Brust des Hörers. Tiefe Atemzüge, herb und kühl, wehten vom Wasser herüber und erquickten die Plaudernden.

„Ich bin unruhig," sagte Hilda. „Ich glaube, Gitta, ich habe Sehnsucht nach Edwin."

„Das ist wohl möglich," erwiderte die Angeredete, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. „Die Liebe ist wie ein Feuer. Bisweilen wärmt sie und thut dann wohl, bisweilen brennt sie und thut dann weh."

„Womit könnte man dies Weh vertreiben."

„Es giebt mancherlei Mittel dagegen. Das Kürzeste wäre, wir zäumten auf und ritten so lange, bis Edwins ausgebreitete Arme dich aufnehmen. Einige bewaffnete Knechte würden als Geleit genügen. Das Wetter ladet, finde ich, zu solcher Fahrt geradezu ein."

„Unmöglich!" versetzte Hilda. Etwas wie Bedauern klang aus dem Ton ihrer Stimme heraus. „Unmöglich! Nur ein kopflos wagender Knabe könnte auf diesen Plan eingehen. Dieser Plan gleicht dem wunderbaren Kraut, das unter einer heißeren Sonne blüht und alle Schäden heilen soll. Was hilft er mir, wenn ich und er nicht zusammenkommen können?"

„Gut!" fuhr die Dienerin fort. „Dann bleiben wir in der Nähe und suchen die weise Frau am Bruch auf."

„Was soll sie? Kann sie ihn mir durch die Luft herführen?"

Gitta war über diese Frage verwundert. „Das nicht, aber ihre Beschwörungen haben Macht über sein Gemüt. Sie erregt einen Aufruhr in ihm, so daß es ihn in der Ferne nicht leidet. Sie zieht ihn nicht an seinem Schopf her, wohl aber an seinem Herzen."

„Sollten ihre Sprüche so weit reichen?"

„Sie reichen so weit, wie des Menschen Gedanken.“

Hilda besann sich und erwiderte dann: „Nein! Dein Vorschlag ist schändlich, Gitta. Es ist genug, wenn einer leidet. Das wäre eine unwahre Liebe, die nicht Scheu trüge, die eigene Freude mit der Pein des Anderen zu erkaufen. Ich will davon nichts mehr hören.“

„Dann hast du vielleicht von dem Kräutlein Gauchheil gehört?“ fragte die Dienerin.

„Ich denke. Es blüht rot.“

„Es blüht rot. Ein von ihm bereiteter Trank, sagt man, löst die Angst.“

„Hast du ihn einmal versucht?“ fragte Hilda neckend.

Gitta verneinte. „Doch erinnere ich mich einer Frau, die es angewandt hat. Ihres Mannes Schiff ging bei einem Sturm in den Grund. Der Gram betäubte ihren Geist, so daß sie keinen Gedanken festhalten und keine Arbeit verrichten konnte. Das Kraut stellte sie wieder her. Es war das noch zu deiner Mutter Zeiten.“

„Zu meiner Mutter Zeiten,“ wiederholte Hilda nachdenklich. „Erzähle mir von ihr.“

„Sie stammte aus einem mächtigen ostfälischen Geschlecht und war eine Verwandte des Helden Wittekind.“

„Das weiß ich,“ unterbrach ihre Gebieterin sie. „Findest du, daß ich Aehnlichkeit mit ihr habe?“

„Nein. Nicht einen Zug wüßte ich in deinem Antlitz, den du von ihr geerbt haben könntest. Auch deine Natur ist von der deiner Mutter verschieden. Sie war still und in sich gekehrt, ja ängstlich. Darin war sie das Gegenteil von meinem Herrn, dem Grafen Ethelrich.“

„Ich wünschte, meine Mutter lebte. Ich denke öfter an sie, mehr als in meiner Kindheit. Das mag ja wohl den Meisten, die ihre Mutter kaum gekannt haben, so gehen.“

„Das ist richtig. Außerdem ist aber das Herz eines verliebten Mädchens ein seltsames Ding. Es ist wie ein Bach, der von Glück und Erwartung überquillt. Daher verlangt es nach einem anderen Herzen, dem es sich anvertrauen kann und gegen das es sich zärtlich zeigt. Und dies Herz findet es bei der Mutter. Und besonders hat diejenige eine ältere Freundin nötig, deren Erwählter häufig und lange entfernt ist. Man sollte sich an solchen Wandervogel niemals ernsthaft binden.“

„Gitta, was sprichst du!“ rief Hilda unwillig.

„Ich meine, niemand soll sich überhaupt zu früh und zu leicht binden. Wer klug ist, schiebt die Wahl solange wie möglich hinaus. Sobald wir gewählt haben, hört unsere Freiheit auf, und daß wir unsere Freiheit verlieren, eilt doch nicht. Wir kommen immer noch früh genug dazu, uns in dem engen Zwinger der Ehe wund zu scheuern.“

Halb ärgerlich, halb belustigt erwiderte Hilda: „Ich verstehe dich nicht, Gitta. Oder vielmehr: ich verstehe dich, muß dich aber wegen deiner Rede tadeln. Du nennst die Liebe einen Zwinger und hältst die Treue für unklug? Würde ich dich nicht kennen, so müßte ich Schlimmes von dir denken. Da ich dich aber kenne, weiß ich, daß deine Zunge etwas sprach, woran dein Herz keinen Teil hat.“

„So schweige ich,“ versetzte Gitta gelassen. „Und wie ist es mit dem Kraut?“

„Mit welchem Kraut? Ah so. Ich bin seiner nicht mehr benötigt. Die Mischung von klugen und thörichten Worten, die du mir vorgesetzt hast, hat mir gut gethan.“

Sie lachte und stand auf. Die Dienerin hielt ihr einen Metallspiegel hin, in den sie einen Blick warf. Dann begaben sie sich in die Halle, wo das Frühmahl ihrer harrte. Brot, Butter und geräuchertes Fleisch stand auf dem Tisch, und sie aßen. Als sie gesättigt waren, sagte Hilda: Zuerst also, Gitta, fragst du nach, was vorgefallen ist, daß mein Vater so früh das Haus verlassen hat. Sodann gehst du zu Slawina. Ist Jarimar noch nicht da gewesen, so lade sie ein, mich zu besuchen. Andernfalls mögen die Götter ihnen Glück verleihen! Aber . . . .“ Sie legte den Zeigefinger auf den Mund. Gitta nickte und erhob sich. „Da kommt Graf Ethelrich,“ rief sie.

„Wirklich!" entgegnete Hilda. „So werde ich von ihm selbst erfahren, wo er war. Du geh in den Garten und sieh, ob die Knechte an der Arbeit sind."

Gitta entfernte sich und der Graf trat ein. „Nun, Hilda," fragte er, „hat mein Töchterchen gut geschlafen? Und so früh schon auf?"

„Es ist nicht mehr früh. Auch bist du ja noch früher aufgestanden."

„Ich hatte Grund dazu."

„So ist etwas Besonderes vorgefallen?"

Der Graf nickte.

„Dies Besondere scheint etwas Angenehmes zu sein, denn deine Augen blicken fröhlich und die Falten in ihrer Nähe wird man kaum noch gewahr. Ehe ich noch weiß, was geschehen ist, sage ich daher: ich freue mich, daß es geschehen ist, da es dich so verjüngt hat. Ein Trunk guter Nachrichten ist ein gutes Heilmittel gegen das Alter."

„So ist es. In der That ist, seitdem du zum letztenmal zur Ruhe gingst, nicht fern von dir Wichtiges vorgefallen." Er wandte sich und ließ sich auf einen Sitz nieder. „In meinen Jahren muß man seine Kräfte sparsam gebrauchen. Auch ist der Tag noch lang."

Er setzte sich bequem zurecht, während seine Tochter in der Nähe des Fensters, dem sie den Rücken zukehrte, stehen blieb. Sie antwortete: „Vielleicht hat ein günstiger Zufall den drohenden Krieg wieder verscheucht, ehe er noch Unheil anrichten konnte."

„Das nicht. Vielmehr nehmen die Händel ihren Fortgang. Aber das ist das minder Wichtige. Das Wichtigste ist, daß Harald zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt ist und alle Brücken nach dem Hof zu Aachen abgebrochen hat. Vorläufig zeigt er noch seinem Bundesgenossen eine freundliche Miene. Doch hat er einen festen Entschluß gefaßt."

Die Jungfrau war nicht im stande, den Schreck, der sie beim Hören dieser Worte ergriff, ganz zu verbergen. „Der König abgefallen?" rief sie aus.

„Wenn du es so nennen willst," entgegnete Ethelrich. „Ich sage: er hat den früheren Abfall bereut und ist zu uns zurückgekehrt."

„Und was wird aus den beiden Mönchen?"

„Sie haben die Stadt bereits verlassen. Aber was ist dir denn, Kind? Du siehst ja bestürzt aus. Warum?"

„Ich bin nur überrascht. Die Veränderung kommt so plötzlich. Ich verstehe deine Freude — dennoch überrascht es mich."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Was man herbeigewünscht hat, kann, wenn es eintritt, doch nicht überraschen. Mich überrascht es so wenig, wie den Wächter das Morgenlicht, nach dem er sich gesehnt hat. Der König gedenkt deiner rühmend. Du mögest zeigen, läßt er dir sagen, daß es dir mit dem Eifer, den du auf dem heiligen Berge bewiesest, ernst war."

„Ich freue mich über dieses Lob," erwiderte sie, indem sie sich zwang, aufmerksam zu sein.

„Und ich bin stolz darauf, wie überhaupt auf mein Töchterchen." Mit leuchtendem Blick maß er die blühende Gestalt seines Lieblings. „Wo wäre jemand, der anders als mit Ehrfurcht von dir spräche, Hilda."

„Mein bester Vater!"

„Gieb mir die Hand, Kind."

Hilda neigte sich zu ihm hinab und küßte ihn. Er fuhr fort: „Mein Sinn ist so leicht und froh wie seit Monden nicht. Es ist eine Wendung eingetreten, nach der ich lange geseufzt habe. Die Nähe dieses schlauen Franken war mir wie ein Dorn im Fleisch. Daß er fort ist, empfinde ich als eine Genesung. Zwei dunkle Wolken waren es, die meinen sorgenvollen Blick immer wieder auf sich zogen. Die eine war die Zukunft meines Volkes, die andere war deine Zukunft. Die Hand der Himmlischen hat nunmehr beide Wolken getilgt und der Himmel ist hell über mir. Ich bin jetzt sicher,

daß du dir in Edwin einen trefflichen Gatten ausgewählt hast. Sei nicht ängstlich, Hilda, daß ich um deine Heimlichkeit weiß. Du siehst, ich bin ein Gönner eures Bundes."

„Bester Vater!" sagte die Jungfrau leise mit niedergeschlagenen Augen. Ihr Herz erbebte im Sturm widerstreitender Gefühle. Sie befand sich in so großer Erregung, daß in dieser fast die gut gemeinten Worte ihres Vaters untergingen. Ein Geheimnis kannte er. Aber noch ein zweites lebte in ihrer Brust: ihre Hinneigung zu dem ihm verhaßten Christenglauben. Durfte sie es ihm entdecken? Sollte sie ihm seine Freude vergällen? Konnte sie ihn in der Stunde, da er so gütig zu ihr sprach, merken lassen, daß zwischen ihm und ihr eine tiefe Kluft gähnte? Wie aus weiter Entfernung klang durch das Brausen, das in ihren Ohren tönte, von neuem die bekannte Stimme: „Meine andere Sorge nährte sich an den jüngsten Vorgängen im Land. Aber auch hier ist ja das Wetter umgeschlagen, und was ich vermag, das werde ich thun, damit dieser Umschlag Kraft und Dauer gewinnt. Noch ist es nicht zu spät dazu. Ich werde das Nest der Feldmäuse ausheben und zertreten. Ich werde dem Verrat den Schrecken entgegensetzen und so einer Rückkehr des Uebels vorbeugen. Für alle Zeiten soll hier jeglichem die Lust genommen werden, dem Feind die Wege in das Reich zu ebnen." Wie ermüdet hielt er inne, ehe er fortfuhr: „Dies Werk wird eins von den letzten sein, die ich im Dienst des Königs verrichte. Es wurde mir in der letzten Zeit oft schwer, den richtigen Pfad zu finden. Die einen drängten, die andern suchten zu hemmen. Einige suchen dabei noch ihren eigenen Nutzen. Und auch der König .... er ist wankelmütig. Mag ein jüngerer zusehen, ob er gegen so viele Anstöße besser standhält als ich."

Nachdem er kurze Zeit sinnend gesessen, erhob er sich mit jugendlicher Kraft auf seine Füße und sagte zu seiner Tochter, die halb abgewendet am Fenster stand: „Die Schaffnerin soll mir einen Trunk bringen. Die Zeit drängt. In Kürze versammeln sich unsere Gegner in ihrem Tempel. Wir wollen sie dort überraschen und dann unschädlich machen."

Hilda ging ab, richtete den Auftrag ihres Vaters aus und begab sich in ihr Gemach.

Die Wellen spritzten Schaum, der Verfolgungssturm brach aus. Was war zu thun? Hilda wußte es. Gehörte sie auch nicht zur Christengemeinde, so fühlte sie sich doch eng mit ihr verbunden. Die Glieder derselben zu retten, war ihre erste Aufgabe. Wohl mahnten Gründe genug zur Vorsicht und Geduld. Wäre nichts beabsichtigt gewesen, als etwa eine Zerstörung der Kapelle oder selbst eine Verjagung der Christen, so hätte sie sich wohl zurückgehalten. Aber es handelte sich ja um das Leben ihrer Freunde. Es galt, ein Blutbad zu verhindern. Solange sie freilich nicht Genossin ihres Glaubens war, konnte sie kaum mit gutem Recht für sie eintreten. Sie beschloß daher, sich sogleich taufen zu lassen. Damit die Taufe ungestört vollzogen wurde, war es ratsam, die Kapelle zu verschließen, ja nach außen hin gänzlich abzusperren. Vielleicht diente auch der dadurch herbeigeführte Aufenthalt zur Beruhigung der Verfolger. Der erste Zorn verrauchte, und die Bedächtigeren fanden Gelegenheit, ihre Stimme zu erheben.

Der Plan war fertig. Er mußte sofort ausgeführt werden. Ein tiefes Wehgefühl bemächtigte sich der Jungfrau, während sie noch zögernd vor der Schwelle stand. Etwas Unerhörtes war es, was sie unternahm. Sie ging an ein Werk, das die ganze Kraft eines Mannes erforderte. Noch nie hatte ihr die Mutter so sehr gefehlt, wie jetzt. Bisweilen war es ihr des Nachts, wenn sie einmal zufällig erwachte, gewesen, als liebkoste jemand ihre über der Decke ruhende Hand, und als neigte sich ein Haupt, um auf ihre Atemzüge zu lauschen. Wonach sie bei Tage verlangt hatte, das erfüllte sich im halben Traum. Ach, daß heute nicht das Auge der Mutter mit ihr ging! Und auch Edwin war fern! Ahnte er nichts davon, daß über die Geliebte ein Tag der Entscheidung hereingebrochen war? Aber war kein anderer da, dem sie sich hätte anvertrauen können? Wie gern hätte sie es gethan! Doch ein wilder Haß loderte ihr von allen Seiten entgegen, ein Haß, der das sprungbereite Wort immer wieder von der Lippe zurückscheuchte. So mußte sie es allein vollbringen, allein, ein schwaches

Weib im Kampf mit einer Brandung von Widerwärtigkeiten. Und dennoch — sie zagte nicht. Gewißheit und Trotz erfüllten ihre Seele. Der Himmelsherr lieh dem Schilfrohr die Zähigkeit der Eiche. Die Erde versank um sie. Sie fühlte sich über sich selbst hinausgehoben und von der Schale der Leiblichkeit befreit. War dies ihr Arm? War dies ihre Hand? Umgaben noch Farben und Leute sie? Sie wußte es nicht. Ein einziger siegender Gedanke hatte Glieder und Sinne in sich aufgesogen, und sie selbst war zu einem fliegenden Pfeil erstarrt.

„In deinen Dienst stelle ich mich heute, du Mann am Kreuz," sagte sie mit betend erhobenen Händen. „Empfange deine Magd! Gesegne ihr diesen Tag!" —

Hilda hatte soeben ihren Vater verlassen, als diesem gemeldet wurde, daß ein Bote draußen stände. Der Graf ließ ihn eintreten und fragte nach seinem Anliegen. „Gesandte der Wagrier sind angekommen," war die Entgegnung. „Ihr Schiff liegt im Hafen. Um welche Zeit ist es dir genehm, sie zu hören?"

„Gesandte der Wagrier?" fragte der Graf. „Was wollen sie?"

„Sie sollen dir den Dank des Volkes bekunden für die Milde, welche du damals gegen die Geiseln geübt hast. Das Volk ist unschuldig an der Gewaltthat, welche den Fischern widerfuhr, und trägt Leid darum. Zum Zeichen des sendet es dir Geschenke."

„Du siehst mich erstaunt. Was du erzählst, ist mir neu."

„Es ist so, wie ich sage. Eine Schar von Grenzbewohnern, den Wagriern nicht minder feind, als den Dänen, hat den Friedensbruch begangen. Sie sind bereits gestraft worden. Ihre Höfe fraß die Flamme und sie selbst das Schwert. Das Volk der Wagrier aber erbittet deine Verzeihung für den Frevel, an dem es ohne Schuld ist."

„Und weiter?"

„Ich habe bereits mehr gesagt, als mir zu sagen geboten ist. Alles übrige werden dir verkündigen, die das Volk dazu erwählt hat. Wann willst du sie hören?"

Der Graf wandte sich ab und sann nach. Er gedachte des Gespräches, das er mit seiner Tochter wegen der Geiseln gehabt. Ohne ihr Dazwischentreten hätte er damals also unschuldiges Blut vergossen. Er schüttelte bei diesem Gedanken unwillig das Haupt. — Sie sandten Geschenke, gewiß nicht nur, um ihm zu danken, sondern auch, um ihn für die Zukunft günstig zu stimmen. Aber die Geiseln waren des Franken Freunde. Sie gehörten zur Zahl der dem Untergange Geweihten. Wenigstens gab es für diejenigen unter ihnen, welche sich mit besonderem Eifer dem Dienst ihres Meisters gewidmet hatten, keine Schonung. Oder sollte er Ausnahmen machen? Sollte er sich bestechen lassen und seinen Plan verändern? Er konnte es nicht und wollte es nicht. Er war gesonnen, über alle Hindernisse hinwegzuschreiten und zu Ende zu bringen, was er sich vorgesetzt hatte.

„Melde ihnen, daß ich bereit bin, sie morgen am Vormittag zu sehen und zu hören," sagte er kurz und entließ den Boten. —

Nur eine kleine Schar von Gläubigen war es, die sich an diesem Tage in der Kapelle versammelte. Die erzwungene Abreise Ansgars, die in der Nacht stattgefunden, war inzwischen bekannt geworden. Die Gemeinde war ihres Führers beraubt. Bei der feindseligen Stimmung des Volkes zogen es daher die meisten Anhänger der neuen Lehre vor, daheim zu bleiben.

Unter denen, die trotzdem gekommen waren, befanden sich Godwin und Theamar. Während sie alle noch standen und von den Befürchtungen sprachen, die sie hegen mußten, trat jemand in ihre Mitte, den sie am wenigsten erwartet hatten: Hilda. Es war ihr gelungen, unbemerkt das Gotteshaus zu erreichen. Nur eine kleine Dirne, die auf einem nahen Anger Gänse hütete, sah ihr mit blöden Augen nach.

Staunen überfiel die Versammelten, als plötzlich die eilende Gestalt der Jungfrau in der Thüre erschien. Die Rede verstummte, und alle Blicke folgten gespannt den Bewegungen Hildas. War sie es wirklich, oder hatten böse Geister die Hand im Spiel?

Und wenn sie es war, was führte sie hierher? Es blieb ihnen aber nicht viel Zeit, darüber nachzudenken.

„Will mir denn niemand helfen?" fragte Hilda, während sie sich bemühte, die Thüre zu schließen und die schweren Pflöcke vorzuschieben. Mit fragendem Blick traten die Männer näher. „Schließt auch die Fenster," fuhr Hilda fort. „Fürchtet nichts. Ich komme nicht als Feindin, sondern als Freundin und will euch retten."

Die Frauen schluchzten. „So sind wir in Gefahr?" fragte Godwin.

Hilda bejahte. „Ihr seid in Gefahr, aber ich hoffe, das Schlimmste von euch abzuwenden, ich hoffe, euch durch meine Fürsprache zu retten. Eilt, schließt die Fensterläden! Verrammelt sie — die Thüre und die Fenster, so gut es geht! Eilt, eilt, legt Hand an! Es ist nötig, daß wir Aufschub gewinnen. Jedes Zaudern kann verderblich werden. Bei dem einigen Gott, zu dem ihr betet," rief sie, indem sie verzweifelt die Hände rang, „glaubt mir doch und eilt euch! Ihr seid des Todes Beute, wenn ihr mir nicht gehorcht."

Sie wandte sich, erreichte mit wenigen Schritten den Altar, auf dem inmitten zweier brennender Kerzen das Bild des Gekreuzigten stand, und fiel nieder. Der Bann, der auf der Gemeinde lag, war gelöst. Die Männer machten sich an das Werk und thaten, was Hilda geboten. Die Frauen warfen sich neben ihr auf die Kniee. Auch Godwin stellte sich in ihre Nähe und sprach ein Gebet, das ihn Ansgar gelehrt:

„Ein Schritt nur trennt uns von dem Grab.
Das Wasser rinnt, der Sand verweht,
Des Himmels Lichter eilen.
Sieh da, wir sind bereit, o Herr,
Als deine Knechte, die zum Dienst
Gegürtet auf dich warten.
Thu wohl an uns und führ' uns ein
Zu deines Reiches Herrlichkeit.
Dein Blut vertilge unsre Schuld,
Es mach' uns stark und froh zum Sterben;
Laß selig das Entschlafen sein
Und uns im ew'gen Licht erwachen."

„Amen," antworteten alle.

Hilda erhob sich und Theamar sagte: „Ein Wunder ist geschehen, wenn wir unseren Augen trauen dürfen. Wo alle wider uns sind, hat Gott das Herz dieser Jungfrau zu ihrem und zu unserem Heil gelenkt. Trittst du wirklich als unsere Freundin und Schwester in unseren Kreis?"

„Ich komme als eure Freundin und Schwester," erwiderte Hilda. „Was ich bisher vor aller Augen verdeckt hielt, das will ich enthüllen und an den Schein des Tages tragen. Gottes Ruf ist mir erschollen. Ich will mich taufen lassen."

Ausrufe der Freude und Lobpreisung folgten diesen Worten. Alle drängten sich um die Jungfrau. Die Frauen küßten ihr die Hände und das Gewand.

„Vorher noch dies," fuhr Hilda fort, „damit ihr meine Eile und Sorge versteht. Der König hat sich wieder dem Dienst der falschen Götter zugewandt. Die Mauer, welche euch bis heute gegen Angriffe geschützt hat, ist durchbrochen. Mein Vater . . . aber ihr wißt nun genug. Zu geeigneter Zeit, wenn ihr Eifer sich abgekühlt hat, wollen wir ihnen den Zugang öffnen. Ich werde als erste euren Verfolgern entgegentreten und mich als Christin zu erkennen geben. Und nun beginnt das Werk."

Sie sah Godwin an. Dieser richtete seinen Blick auf Theamar. Letzterer sagte zögernd: „Die Hand des Heilandes selbst hat dich uns offenbar zugeführt. Wir können dir nicht zuwider sein. Doch fehlt uns alles, was zur Taufe nötig ist."

„Du selbst," fügte der Schäfer hinzu, „hast uns geheißen, die Thüre zu schließen. Wie sollen wir zum Wasser gelangen?"

„Zum Wasser können wir nicht,“ versetzte Hilda. „Macht es, wie ihr wollt, nur sorgt, daß ich getauft werde. Könnt ihr nicht, da die Not drängt, eine kürzere Weise brauchen? Was hat Ansgar euch darüber gelehrt? Besinnt euch!“

„Hinter dem Altar steht ein Gefäß mit Wein,“ sagte Godwin zu Theamar.

„Wahrlich!“ gab dieser zur Antwort. „Mag er für das Wasser stehen. Wir thun gewiß nicht unrecht, wenn wir ihn nehmen. Wo alles wider Ordnung und Gewohnheit geht, darf uns auch dies Mittel dienen.“

Godwin stimmte ihm bei. „Wir können nicht anders und wissen es nicht besser. Gott wird uns darum nicht verwerfen. Gieb her den Krug!“ wandte er sich an den Jüngeren, der inzwischen den Wein hervorgeholt hatte. „Ich werde dir zur Hand sein.“

„Ich dir,“ entgegnete der andere. „Du bist der Aelteste unter uns und erfahrener als ich. Taufe du!“

„Du stehst an Ansgars Stelle, so lange er von uns entfernt ist,“ erwiderte Godwin. „Erinnere dich an das, was er dir vor einigen Tagen sagte. Willfahre dem Wunsch der Jungfrau, Theamar, und weigere dich nicht!“

„Wollt ihr mir und euch eine Wohlthat erweisen,“ mischte sich Hilda ungeduldig in das Gespräch, „so geht ans Werk. Wenn euch daran liegt, streitende Worte auszutauschen, so wählt einen anderen Tag. Ihr unterschätzt die Gefahr, in der ihr schwebt.“

„Draußen sind Menschen,“ rief jemand. „Ich höre Stimmen.“

„So wollen wir im Namen Gottes und seiner Heiligen beginnen!“ sagte Theamar und trat vor Hilda hin. —

Draußen war es inzwischen in der That lebendig geworden. Als erster war Hartwig mit einigen Knechten zur Stelle. Sie hielten sich, wie ihnen befohlen war, in einiger Entfernung.

„Daß etwas auf die Bahn gebracht war,“ sagte Hartwig, „wußte ich schon vor einigen Tagen.“

„Woher?“ fragte ein Knecht.

„Von allerlei Zeichen, die ich sah. Meine Schlafkammer liegt am Tempelplatz. Da habe ich nun in mehreren Nächten Stimmen von Menschen, sowie Getümmel von Pferden und Streitwagen aus dem Tempel schallen hören. Der Lärm war groß; ich erwachte davon. Auch Blitze sah ich, wie wenn ein Feuerschein über Waffen läuft. Ganz gewiß, es war so, daß ich mich fürchtete.“

Die Knechte schauten etwas spöttisch drein und einer von ihnen entgegnete: „Stimmen von Menschen hörte ich auch bisweilen im Tempel, so gestern am Abend.“

Die anderen lachten laut und ungeberdig. Hartwig aber versetzte jenem zwei Faustschläge und rief: „Du junger Hund, willst mich verhöhnen? Lerne mich erst kennen! Wisse, daß das, was ich sage, immer wahr ist.“

„Wollen wir nicht dem Herrn erzählen, daß der Stall von innen verwahrt ist?“ fragte ein anderer Knecht.

„Das wollen wir,“ antwortete Hartwig. „Kommt, wir gehen ihm entgegen.“ Wieder erfolgte ein Hieb an einen, der sich zu weit vorgedrängt hatte. „Nicht an meiner Seite! Zurück! Merke dir's!“ —

XVIII.

Gitta befand sich auf dem Wege nach Aggos Gehöft. Sie dachte an die Begegnung, die sie am Tage vorher mit Berthold gehabt. Falls alles so gekommen war, wie sie es um Slawinas willen wünschte, dann war es möglich, daß sie bei Geva mit dem Freigelassenen zusammentraf. Sie überlegte noch, was sie zu ihm sagen sollte, als sie hinter sich Geräusch hörte. Sie drehte sich um und erblickte Berthold. Er folgte ihr und mußte bald, da er schneller ging als sie, an ihrer Seite sein. Ihr fiel ein,



daß die Art, in der sie dieses Mannes Bekanntschaft gemacht, eine sonderbare gewesen war. Die Ergötzung, welche die Erinnerung an den gestrigen Auftritt in ihr erweckte, dämpfte den Aerger, der in ihr nachhallte.

Da vernahm sie neben sich Bertholds Stimme. „Es ist ja wohl nicht das erste Mal, daß wir uns sehen."

„Ich meine auch. Ich bin ja die bekannte alte Krähe." Um Bertholds Mundwinkel spielte ein leises Lächeln. „Und ich bin der bekannte Narr," erwiderte er. „Also hat keiner dem anderen abzubitten. Aber wohin willst du? Ich glaube, wir haben dasselbe Ziel."

„Das vermute ich auch. Wenn du nicht die Wiese nach Regenwürmern absuchen willst, wirst du wohl nach Slawina wollen."

Er lachte. „Zu Slawina will ich nicht, wohl aber zu meinem Herrn, der nicht weit von ihr sein wird."

„Wirklich? Solche kluge That hätte ich von ihm gar nicht erwartet." Sie brachte mit drei raschen Schritten die halbe Breite des Weges zwischen sich und ihren Begleiter und fuhr fort: „Ehe ich aber weiter freundschaftlich mit dir sprechen kann, muß ich dir erst eine Frage vorlegen. Wenn ich dir gestern nicht Rede gestanden hätte, wärest du mir wirklich in das Haus meiner Herrin gefolgt? Gieb mir Antwort!"

Beide waren stehen geblieben und sahen sich an. „Was hätte mich daran hindern sollen?" entgegnete er schnell.

„Und wenn ich vorher um Hülfe geschrien hätte, hättest du mich wirklich getötet?"

Ein kurzes „Ja!" kam aus Bertholds Mund.

Sie nahmen ihre Wanderung wieder auf. Gitta näherte sich dem Freigelassenen und sagte nach kurzem Sinnen: „Warum sind wir uns nicht vor zwanzig Jahren begegnet, Berthold? Ich glaube, ich hätte dich lieb gewonnen. Ich glaube, wir wären Mann und Weib geworden."

„Warum können wir es nicht jetzt noch werden?" fragte Berthold. Es war nicht zu erkennen, ob er die Frage im Ernst oder im Scherz stellte.

Gitta schüttelte das Haupt. „Es ist zu spät," erwiderte sie in gleichgültigem Ton.

Bald darauf erreichten sie den Hof und fanden die Gesuchten. Diese freuten sich, Gitta zu sehen und ihre Botschaft zu hören. Sie trugen ihr auf, ihrer Herrin mitzuteilen, daß sie sie am folgenden Tage aufsuchen würden, um ihr Lebewohl zu sagen. Nach kurzer Zeit verließ Gitta das Haus wieder, um zu ihrer Gebieterin zurückzukehren. —

Inzwischen waren Ethelrich und seine Freunde, soweit sie sich herzugefunden hatten, in der Nähe der Kapelle angelangt. Hartwig benachrichtigte sie davon, daß eine Anzahl Christen in ihr versammelt sei und Zugang und Fensteröffnungen versperrt seien. Diese Kunde rief Verwunderung und Zorn hervor. Ein schreckliches Lächeln glitt über das Gesicht des Grafen, während er sich an seine Begleiter wandte. „Der eine ist erstaunt, der andere rast. Warum Osbern? Warum Bernewulf? Sie führen eben neuen Brauch ein, das ist so ihre Art. Habt ihr je gehört, daß jemand ein Versteck aufsucht, wenn er den Göttern danken will? Daß man im Dunkeln Feste feiert? Aber was soll ich sagen? Sie fühlen sich fremd unter uns, darum schließen sie sich ab. Sie fühlen sich in Feindes Land, darum gebrauchen sie Vorsicht."

„Wir haben geirrt," erwiderte Ingulf. „Wir haben geirrt, wie tapfere Recken leicht irren. Mit listiger Kunst wenig vertraut, haben wir sie gewähren lassen. Aber ein verschlagener Sinn und eine glatte Zunge sind des Franken Erbteil, und wo er seinen Fuß hinsetzt, da läßt er die gleiche Gewöhnung zurück. Warum duldeten wir, daß er hier seine Netze spannen und seine Fäden ziehen durfte?"

„Ich sah es voraus," fügte Bernewulf hinzu. „Niemand stellt Fangzeug auf, wenn er nicht Beute weiß. Jetzt, wo wir an dem Schaden rühren, werden wir erst gewahr, wie groß er ist."

Ethelrich hatte die Bemerkungen der beiden kaum vernommen. Finsteres Brüten lagerte auf seiner Stirn, und seine linke Hand hielt den Griff des Schwertes fest umklammert. Zürnend rief er aus: „Und meines Gaues Bewohner sind es, die wagen, mit Heimlichkeiten umzugehen und Ränke zu schmieden, die sich erdreisten, Göttern und Menschen den Krieg anzusagen. Und warum auch nicht? Sie bauen auf die Nachsicht des schwachen Greises, der hier gebietet.“

Edmund versuchte, ihn zu besänftigen. „Edler Graf, dein Argwohn geht zu weit. Wenn uns von dem Mönch und seiner Lehre solche Gefahr drohte, so hätte der König ihn nicht ins Land gezogen. Ich habe manches Wort mit Ansgar gewechselt, aber nichts ließ mich ahnen, daß er heimliche Anschläge in seiner Brust nährte. Wenn du ihn und die Seinen der Gehässigkeit bezichtigst, so thust du ihnen unrecht.“

Ethelrich wandte sich an den Kreis, der ihn umgab, und sagte: „Was ich thun will, steht längst bei mir fest. Doch ist mir lieb, daß sie sich selbst schuldig bekennen, indem sie sich verbergen. Wer sich keiner bösen Absicht bewußt ist, verbirgt sich nicht; diese aber fliehen das Licht, weil ihre Absicht wider die Wohlfahrt des Landes streitet.“

Osbern widersprach. „Sie feiern sonst ihren Gottesdienst bei offenen Thüren, Graf Ethelrich, und mich verwirrt die Vorsicht, die sie heute zeigen. Ich sinne vergebens nach, was sie bewogen haben kann, dies Haus zu einer Feste zu machen. Dein Anschlag ist geheim gehalten worden. Sie können keine Kunde von ihm erhalten haben. Etwas Unbekanntes und Ungewohntes ist geschehen, und ich rate dir, Graf Ethelrich, für heute die Verfolgung aufzugeben.“

„Ich glaube auch,“ spottete Bernewulf. „Ein Nachtelf wird ihnen zugeraunt haben, daß sie auf der Hut sein müssen.“

Der Graf stand einen Augenblick sinnend. Sollte er sein Werk aufschieben und halbgethan liegen lassen? Sollte, was längst entschieden war, noch einmal erwogen und besprochen werden?

Er ließ suchend seinen Blick umherschweifen. „Hartwig!“ Der Slave eilte herbei und blieb wartend stehen. Der Graf zögerte. Geziemte es sich für ihn, in seinem Machtbereich eine Belagerung zu eröffnen? Sollte er sich gedulden, bis die Axt ihm den Zutritt erzwang? Gab es keinen näheren Weg, der geradeaus ans Ziel führte? Es gab einen solchen. Der Graf sah ihn und zauderte nicht, ihn zu betreten. Wenn die Ewigen den Blitz als Waffe gebrauchen, so können sich die Sterblichen der Fackel bedienen. An dem Himmelsfeuer entzündete sich diese zum erstenmal. Mochte sie ein Flammenbad bereiten helfen, um die Verächter Thors darin zu taufen.

„Laßt uns den Göttern ein Opfer bringen! Die Stätte werde zum Altar! Hartwig, wir stecken das Gebäude in Brand. Schafft Reisig und Stroh herbei! Die Glut soll Bresche legen, Bresche in die Wände und Leiber. Sie mögen uns jeden weiteren Handschlag ersparen!“

Inzwischen hatte sich zahlreiches Volk zusammengefunden. Die Kunde von der Abreise der christlichen Priester und ein unbestimmtes Gerücht von dem Abfall des Königs hatte sich verbreitet und alten Gefühlen und Wünschen, die man hatte zurückdrängen müssen, neue Nahrung gebracht. In diesem Kreis lief jetzt die Nachricht von dem Befehl des Grafen mit Windeseile herum und wurde überall mit unverhohlener Freude begrüßt. Viele Hände legten zugleich mit den Sklaven freiwillig Hand ans Werk. Was sich an brennbaren Stoffen in der Umgebung und auf den nächstliegenden Höfen befand, wurde herbeigeschleppt, und bald umgab ein hochgehäufter Gürtel das niedrige Gebäude.

Es waren nur wenige, die das Vorgehen des Grafen mißbilligten, unter ihnen Edmund. Er trat auf ihn zu und sagte laut und ernst: „Graf Ethelrich, ich beschwöre dich, dies Geheiß zurückzunehmen. Fürchte die himmlischen Häupter, welche die obersten Hüter der Ordnung sind. Willst du sie herausfordern, indem du dein Amt zur Vollbringung einer Grausamkeit mißbrauchst? Wenn das Recht gekränkt ist, so erhebe Klage

und setze öffentliche Tagung an. Hege Gericht und strafe Ueberführte, aber werde nicht Diener des blutdürstigen Haufens, der uns umlagert. Deine Volksgenossen sind es, edler Graf, die du heute jagst. Du bist zum Herrn über sie gesetzt, daß du sie schirmst, nicht, daß du sie tötest. Auch ist es eine schlechte Kunst, Wehrlose zu fällen. Du streitest als ein Gewappneter gegen Nackte. Wie soll ich das nennen, was sich hier begiebt? Es ist kein Gericht, es ist auch kein Kampf. Mein edler Graf, höre mich und folge mir!"

Als sollten seine Worte dadurch eindringlich gemacht werden, erscholl in diesem Augenblick ein dünner eintöniger Gesang aus der Kapelle. Ethelrich schien ihn nicht zu vernehmen. Indem seine Augen den Geschäftigen folgten, entgegnete er mit Würde und Haltung: „Du führst eine kecke Sprache, Edmund. Ich will sie überhören, da Größeres mir obliegt. Aber eins wisse. Was ich thue, das ist mein Eigentum und hängt mir an wie meine Haut. Geschieht hier ein Unrecht, so werden mich die Götter zu finden wissen. Aber mein Herz ist frei von Furcht und seines Weges sicher. Ich führe nur aus, was im Rat der Unsichtbaren beschlossen ward. Sie senden mich, dies Rachewerk zu vollbringen."

Osbern war entsetzt über diese vermessene Rede. Er hob die Hände auf und rief: „Hört ihn nicht, ihr Götter, hört ihn nicht! Ein Verstörter ist es, der sich frevelnd überhebt. Vertrage seine Worte, Wind, daß kein Ohr sie vernimmt."

Der Graf richtete sich hoch auf und erwiderte: „Haben die Götter nicht allem, was lebt, Waffen gegeben zu Wehr und Trutz? Was hindert mich, die meinigen zu brauchen? Ward den Franken List und kluge Rede verliehen, so ist des Wikingers Stärke der offene Angriff. Ich habe den tückischen Gegner aus dem Felde geschlagen und sichere mir den vollen Sieg. Sollte mir das jemand verweisen, Götter oder Menschen, so will ich ihm sogleich Antwort geben. Was hier geschieht, fällt mir zur Last. Ich biete die Brust dem Donner der Vergeltung dar. Mein Leben und mein Glück seien Bürgen; ich lege sie dem Schicksal in Haft."

Inzwischen nahm das Werk des Verderbens mit großer Eile seinen Fortgang. Ein mäßig starker Nordost wehte und war dem Unternehmen günstig. Die Flamme war kaum aufgeschlagen, als sie auch schon das Gebäude wie ein Mantel umgab. Glutwirbel umwühlten das Strohdach und sandten einen Funkenregen auf die Umgebung herab. Knisternd und brausend zog das Feuer seine Pfade, dunkle Rauchwolken in das Innere der Kapelle und zum Himmel sendend.

Bernewulf stand abseits von dem Haufen seiner Freunde. Er war zufrieden. Es kam alles so, wie er es sich gewünscht hatte. Er hatte recht behalten, er und seine Anhänger. Sie hatten gesiegt über die fränkischen Eindringlinge und über die Unentschlossenheit Ethelrichs. Er, Bernewulf, war es, der vor allen anderen diese Veränderung hatte herbeiführen helfen. Mußte das erhoffte Grafenlehn ihm nicht wie von selbst in den Schoß fallen? Während er so nachsann, fiel sein Auge auf Iwar, der suchend umherschaute. Beider Blicke begegneten sich. Sie gingen aufeinander zu und entfernten sich dabei, dem gleichen Antrieb folgend, von der Menge so weit, daß sie ungehört blieben, wenn sie sich im Flüsterton verständigten.

„Iwar," sagte Bernewulf heiser, „auf deinem Gesicht stehen Wolken. Wische sie weg, Iwar! Ich kann heute keine ertragen. Untersteh dir nicht, Iwar, mir Leid zu bereiten!"

„Ich bin unschuldig daran," erwiderte Iwar mit einiger Anstrengung. „Es schmerzt mich, daß ich mir keinen Botenlohn verdienen kann. Doch vermag ich es nicht zu ändern. Es ist ein Unglück geschehen."

„Ein Unglück!" zischte Bernewulf durch die Zähne. „Verwünschter Kläffer, der mich aus dem Winkel heraus anfällt, während mein Auge sich an dem Glanz der Zukunft weidet! Soll ich verdammt sein, immer zu hoffen und immer getäuscht zu werden? Was ist geschehen? Laß dein Geheul hören!"

Iwar sah sich scheu um und sagte dann so leise als möglich: „Der Handstreich mißlang. Das Geleit war stärker, als wir dachten. Ansgar ist entkommen, und dein Neffe ist schwer verwundet."

„Ansgar entkommen!" rief Bernewulf, vor Wut seiner Sinne kaum mächtig. „Ansgar entkommen! Entkommen ohne einen Hieb, der ihm weh thut, ohne einen Riß, der ihn ängstigt!"

„Leider ist es so," antwortete Iwar. „Doch ist Egberts Wunde nicht tödlich."

Bernewulf hatte so laut gesprochen, daß seine Worte kaum unbemerkt geblieben sein konnten. Er mäßigte sich auch nicht, als er entgegnete: „Werde schwarz am hellen Mittag und rufe dann: ‚Leider!‘ Dein verfluchtes ‚Leider‘ jagt alle meine Masten in den Grund. Du hast mich verraten, du Fuchsbalg! Gestehe, daß du im Einverständnis mit meinen Feinden gewesen bist!"

Er befand sich in vollkommener Raserei. Seine Augen glühten, und die Finger seiner rechten Hand schlossen sich krampfhaft über der Schulter des anderen zusammen. Dieser dämpfte seine Stimme, soweit seine Erregung es zuließ, und versetzte: „Das ist deine Freundschaft, Bernewulf? Das sind deine Versprechungen? Wehe mir, daß ich mich so betrog!" Einen Fluch ausstoßend, riß er sich los und entfernte sich rasch.

In der That waren die Zunächststehenden auf den Wortwechsel aufmerksam geworden. Sie wußten nicht, um was es sich handelte, hüteten sich auch, näher heranzukommen. Als jetzt aber Bernewulf in den Kreis seiner Freunde zurückkehrte, trat ihm der Graf mit der halblaut gesprochenen Frage entgegen: „Was hattest du mit Iwar, Bernewulf? Was ist vorgefallen?"

„Man hat unterwegs dem Mönch aufgelauert," erwiderte dieser trotzig und kurz, „und ihn, wiewohl vergeblich, zu fassen gesucht. Dabei ist mein Neffe verwundet worden."

Ethelrich trat befremdet einen Schritt zurück. „Ein Mordversuch, unternommen gegen den Freund und Schützling unseres königlichen Herrn. Wer ist der Vater dieses Anschlags, Bernewulf? Wer hat die Schritte dieser Meuchelmörder gelenkt?

„Meuchelmörder?" fragte Bernewulf mit großen Augen, während ein verhaltener Spott seine Mundwinkel umspielte. „Meuchelmord? Ja was ist denn das, was wir hier betreiben?"

„Bernewulf!" klang es drohend und zürnend von des Grafen Lippen.

Vielleicht wäre es noch zu weiterem Streit gekommen, wenn nicht eine Störung eingetreten wäre. Gitta nämlich näherte sich mit allen Zeichen der Eile und Aufregung dem Grafen und sagte: „Mein edler Herr, ich spreche dich zu ungelegener Zeit an, aber der Not verübelt man es nicht, wenn sie sich vordrängt. Die Angst um meine Herrin treibt mich hierher. Sie verließ vor dir das Haus und ging in Hast, so wie einer geht, der Botendienst verrichtet. Sie hat über das Ziel ihres Weges niemandem etwas mitgeteilt, obwohl sie es sonst gewöhnlich thut. Auch meinte die Schaffnerin, ihr Wesen sei zerstreut und ihr Blick unstät gewesen."

Der Graf hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Noch tönten Bernewulfs letzte Worte in ihm nach. Andererseits beschäftigte ihn der Anblick der Sklaven, die sich anschickten, mit langen Hakenstöcken die brennenden Wände niederzureißen. Alles, was er auf die Anrede der Dienerin entgegnete, war ein fragendes: „Meine Tochter?"

„Wir durchstreiften die ganze Stadt," fuhr jene fort, „ohne ihren Aufenthalt erkundet zu haben. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Die Ungewißheit erweckt die seltsamsten Gedanken in mir."

In diesem Augenblick hefteten sich die Blicke Aller auf die Brandstätte. Die Sklaven riefen sich Losungsworte zu. „Vorsicht, ihr Buben!" übertönte Hartwigs Stimme den Lärm. „Hinweg die Gaffer!"

Das Feuer flammte auf. Zwei Wände sanken um. Das Jubelgeschrei des Volkes begleitete ihren Fall. Ethelrich hob wie betend die Hände empor und sprach: „Heil euch, Schutzgötter Dänemarks! Ihr habt das Feld behauptet. Nehmt hin das Opfer,

das ich brachte! Euch weihte ich es. Von der Feste eures Feindes blieb nichts übrig, als ein Häufchen Asche, dem Morgenwind zum Spielwerk."

Das Rauschen der Stimmen verhallt, der Zuruf stockt. Ein unheimliches Schweigen sinkt auf die zahllosen Köpfe herab, die sich spähend heben und wenden. So lautlos wird es, daß man fast das Aus- und Eingehen der Atemzüge hört. Ein heller Ruf durchbricht die Stille. Ingulf ist es, der schreit: „Mein Haupt, mein Haupt! Ich sehe irre. Erbarmt euch, ihr Ewigen! Es ist nicht da, und dennoch seh ich's." Er streckte die rechte Hand aus, als wolle er ein Bild des Grauens aus dem Wege schieben. Dort am Altar!"

„Hilda!" rief Edmund.

„Hinein, ihr Buben!" ließ Hartwig sich vernehmen. „Reißt die Glut auseinander! Schafft Wasser herbei!"

Die Erstarrung, die auf der Menge geruht und die Glieder der Schauenden gefesselt hatte, löste sich. Eine ungestüme Bewegung entstand. Emporfahrende Arme wurden hie und da sichtbar. Einzelne gellende Töne und lautes Schluchzen mischten sich in das allgemeine Klagen. Von Schmerz überwältigt, fiel Gitta auf die Kniee nieder und raufte verzweifelt die Haare. „Ich ahnte es, o ich ahnte es. Der Mönch hat es ihr angethan. Mit bösem Blick hat er sie bezaubert, mit schändlichen Künsten umgarnt. O meine himmlisch gute Herrin, oh!" Ihre Stimme klang in ein zitterndes Weinen aus, Haar und Stirn badeten sich im Staub. Plötzlich sprang sie auf. „Wer hieß mich auch schweigen? Warum schwieg ich? Ich wußte es und schwieg! Reißt mir die Zunge aus, die sich sonst im Uebermaß rührt, und die hier träge und stumm war, wo reden not that." Sie wandte sich nach ihrem Gebieter um, der regungslos dastand und dessen Augen weitgeöffnet am Feuer hingen. „Mein edler Herr! Noch stehen ihr die Lippen offen vom letzten Seufzer. Sie rufen nach Vergeltung. Mir gilt der Ruf. Ich bin es, die dein Kind würgte. Nimm Rache, Herr! Lohne nach Verdienst! Brich mir die Seele aus dem Leib! — Aber du hörst mich nicht. Wohlan, ich kenne meinen Platz und eile, ihn einzunehmen."

Sie stürzte in der Richtung, in welcher der Strand lag, davon. Osbern wandte sich an einen Jüngling, der in seiner Nähe stand und sagte zu ihm: „Irnfried, folge ihr. Der Tag bescheint genug Trümmer und Leichen. Es ist nicht nötig, ihre Zahl zu mehren."

Der ziemlich unversehrte Leichnam der Jungfrau war inzwischen aus den schwelenden Resten des Gebäudes herausgeholt und auf den Rasen gebettet worden. Mit scheuer Ehrfurcht sahen alle auf den Grafen. Wie eine breite Mauer umschlossen sie den freien Platz, in dessen Mitte Ethelrich, mehr einer Säule als einem Menschen ähnlich, stand. Niemand wagte es, ihn anzureden, bis jetzt Bernewulf das Wort nahm. Mit gefurchter Stirn und gerötetem Gesicht trat er vor den Grafen und redete ihn an: „Der Franke entwischt und deine Tochter getötet? Ist es möglich? Können auch die Götter sich vergreifen? Oder haben sie uns schon so völlig den Rücken gekehrt, daß das Unmögliche geschieht? Ein Fluch drückt das Land, das Land und dich, Graf Ethelrich. Wir erkennen dich als einen, den die Götter verworfen haben. Darum sage ich mich los von dir und deinen Thaten. Ich will mit dir keine Gemeinschaft hegen und habe an deinen Thaten keinen Teil. Falle alles Unheil allein auf deinen Scheitel. Ich gehe zum König Erich."

Erhobenen Hauptes verließ er den Platz und das Volk beeilte sich, ihm den Weg frei zu machen.

Es war, als hätte Ethelrich etwas von dem Inhalt seiner Rede vernommen. Es war, als hätten die Laute, deren Sinn er nur halb verstand, ihn ins Leben zurückgerufen. Er wankte wie ein Riese des Waldes, an dem die Axt nahezu ihr Werk vollendet hat. Die Freunde umfaßten ihn und führten ihn zu einem Stein, der dort lag. Ethelrich ließ sich nieder. Er richtete den Kopf empor, sah mit leeren Augen

herum und fragte, nachdem er mehrmals vergeblich angesetzt, mit matter Stimme: „Ist noch jemand hier, der mit mir Mitleid hat?“

„Wir alle sind hier,“ mein edler Graf,“ erwiderte Osbern ohne Säumen, „wir alle. Der Auflauf des Volkes drängt sich um den Kreis deiner Freunde und vergeblich mühn sich alle, die Thränen übermächtigen Grames von den Wimpern fernzuhalten.“

Es verging eine kleine Weile, ehe der Graf Antwort gab. „Tritt mir näher. Es ist mir tröstlich, dich zu hören, Osbern, mein Kampfgesell und Bruder. Deine Stimme klingt mir lieb und vertraut. Ich habe dich als treu erprobt und treue Männer sind uns im Unglück nötiger als im Glück. Tritt mir näher, Osbern. Sehen kann ich dich nicht mehr, denn mein Auge ist erloschen. Es hat mir lange genug gedient. Nun mir die Sonne aus der Welt genommen ist, bedarf ich seiner nicht mehr.“ Seine Stimme hob sich. „O mein Kind, mein Kind! Gingen über dies graue Haupt nicht schon Stürme genug, daß auch dies noch geschehen mußte?“

In seinem Antlitz wetterleuchtete es. Mit unsicherer Hand löste er die Bänder des Kollers und schlug ihn auseinander. Dann tastete er nach dem Dolch, zog ihn hervor und ritzte sich tiefe Zeichen in die Brust. Strömendes Blut folgte dem Weg, den die scharfe Waffe nahm. Edmund stellte sich neben ihn und legte leicht den Arm um seinen Nacken. Ethelrich ließ den Stahl fallen und sagte: „Ohne Aufschub geschehe, was noch zu thun übrig ist. Meine Kraft strömt hin. Der schmale Rest, den der Zug der Jahre zurückließ, verzehrt sich behende. Du, Freund Osbern, bist der älteste im Rat der Edlen. Ich lege meine Macht in deine Hand. Entbiete meinem König Dank und Gruß. Die Treue, die mein Mund gelobte, hat mein Herz bewahrt. Heil von oben komme über ihn und über alles, was ihm lieb ist. — Deinem Sohn, Osbern, bestelle eine Bitte um Vergebung. Ich habe ihm großen Harm bereitet, ich habe wie ein Feind an ihm gehandelt, doch ohne Absicht. Ich flehe ihn an, mir nicht zu fluchen. Ach, Osbern, die Strafe ruht schwer auf mir. Verdiente ein Irrtum, eine einzige ungestüme That so harte Marterung?“

Seine Stimme wurde gegen den Schluß fast unverständlich. Osbern erwiderte: „Schilt nicht Asgards waltende Macht, Graf Ethelrich! Sie beschließe, was sie will, sie ist gerecht und frei von Vorwurf. Unwiderstehlich fährt sie daher, hebt den einen empor und schmettert den andern zu Boden. Schweigend nehmen wir hin, was sie uns zuteilt.“

Ethelrich vernahm diese Worte nicht mehr. Seine Gedanken verwirrten sich. Noch einmal schien er sich zur alten Kraft zu erheben und sein lauter Ruf schwebte wie auf Flügeln zu Häupten der Menge: „Sprich weiter, geliebtes Kind, sprich weiter. Laß sie nicht verstummen, deine Gefährten. Mein Herz, von unerträglichen Rutenstreichen zerfleischt, kühlt sich in eurem Anblick. Euer Lied umgiebt den Einsamen mit wohlbekannten Stimmen. Die Tiefe verschlingt, was mich je geängstigt, und aller Streit läuft aus in eine Versöhnung ohne Rest. Singt weiter, weiter, daß ich ruhe und lausche.“ Mit verklärtem Antlitz streckte er die Arme empor. „Hilda, nimm mich mit! Nimm mich mit, mein Kind! Wer hält mich da?“ fuhr er mit unruhiger Bewegung fort. „Was wollt ihr von mir? Laßt mich los, ich kann nicht bleiben. Mensch, du thust mir weh. Oh, oh!“

Seine Worte erstarben in Seufzern. In unregelmäßigen Zwischenräumen erfolgten einige tiefe Atemzüge. Seine Gesichtszüge wurden fremd. Schwer sank sein Haupt auf Edmunds Schulter. Er hatte vollendet. Lautes Weinen und Schluchzen erhob sich im Volk. Die Zunächststehenden nahmen den Leichnam und legten ihn behutsam auf die Erde nieder.

XIX.

Während dies an dem einen Ende der Stadt vorging, herrschte an dem anderen Ende, nämlich auf Aggos Gehöft, eine fröhliche Rührigkeit. Die Tochter des Hauses hantierte in Zimmer und Kammer herum und ordnete ihre Habe. Man sah ihr die Veränderung an, die in ihrem Leben eingetreten war; Liebe und Hoffnung woben einen Lichtglanz um ihre Gestalt.

Aber nicht nur für sie, sondern auch für die Leibeigenen Jarimars und Aggos war der Tag ein Festtag. Sie hatten mehr Freiheit als gewöhnlich, und Slawina und Geva kargten nicht mit Beweisen ihrer Freigebigkeit. Sie spendeten reichliche Kost und volle Krüge.

Eben verließen zwei Knechte, die auf Stangen eine Truhe mit Linnenzeug trugen, das Haus.

„Was ist das für ein Rauch?“ fragte der eine.

„Sie werden Hochzeitskuchen backen,“ erwiderte der andere. „Wir wollen morgen sehen, ob wir einen Bissen erjagen.“

Slawina hatte das Gespräch gehört und kam heraus. Sie trat in den Thorweg. Wirklich stieg jenseits der Stadt ein dunkler Qualm empor, der nur von einer Feuersbrunst herrühren konnte.

„Dort geht ein Feuer auf,“ sagte sie zu Berthold, der ihr gefolgt war. „Wo mag es sein?“

Der Gefragte schützte die Augen mit der Hand und spähte hinaus. „Es kann nur der Christentempel sein,“ erwiderte er. „Zwischen der Baumgruppe und dem heiligen Berg liegt kein anderes Haus. Was gilt's — der Brand ist nicht von ungefähr. Der Haß gegen die Christen ist groß. Da sie ihn nicht an den beiden Priestern sättigen können, lassen sie ihn an dem Heiligtum aus.“

„So ist es,“ versetzte Slawina. „Der Haß ist übergroß. Manche wollen wohl selbst den Getauften ans Leben.“

„Ich werde dir,“ gab der Freigelassene zur Antwort, „Nachricht bringen, wenn ich zurückkehre. Vom Hafen aus führt mich ein kurzer Gang zur Stätte. Ich werde sehen, was sich begiebt.“

Die Jungfrau kehrte ins Haus zurück und Berthold nahm die Spur der Knechte auf, die bereits eine ziemliche Strecke voraus waren. Während er seinen Weg verfolgte, behielt er das Feuer im Auge. Es ward nicht kleiner, verbreitete sich aber auch nicht. Nach einiger Zeit erreichte er den Hafen. Ein Fischer redete ihn an und wies mit dem Finger nach den aufsteigenden Wolken. „Da oben räuchern sie Bienen aus.“

„Ich sehe es,“ erwiderte der Freigelassene

„Nein, nein, du verstehst mich nicht. Sie haben wirklich Bienen im Korb und räuchern sie nun aus.“

„Was du sagst!“

„Es ist so. Und es ist auch recht so. Es war hier alles in Ordnung und in gutem Frieden, bis die Geschorenen kamen und Zank stifteten. Wenn sie doch auch mit im Rauch hingen!“

Berthold betrat das Schiff und fragte seinen Herrn, der sich auf demselben befand, ob er ihm in irgend welcher Verrichtung zur Hand gehen könnte. Dieser verneinte. Es war alles zur Abfahrt, die am Abend des folgenden Tages stattfinden sollte, vorbereitet. Nachdem er eine Wache bestellt und den übrigen Knechten für den Rest des Tages Freiheit gegeben, machte Jarimar sich zum Hause Aggos auf. Berthold aber ging langsam den Strand entlang, indem er sich dabei dem Feuer näherte. Die Gegend war wenig belebt. Wer kein dringendes Geschäft hatte, war dem Ort des Brandes zugeeilt. Daher traf der Wandernde nur einige Schiffsknechte und Weiber

auf seinem Wege an. Das Gespräch derselben drehte sich um die Ereignisse des Tages: den Abfall des Königs, die Vertreibung der Mönche, die Zerstörung der Kapelle und die Ausrottung des Christenglaubens. Auch die Namen Ethelrichs und Gittas schlugen an Bertholds Ohr. Letztere hatte ihre Gebieterin gesucht Ohne zu ahnen, daß dies mit dem Feuer nah zusammenhing, ging er weiter. Er hatte die Häuser der Stadt im Rücken und sann darüber nach, ob er umkehren oder seinen Weg fortsetzen sollte, als ein unerwarteter Anblick seine Schritte hemmte.

Ohne auf ihre Umgebung zu achten, mit fliegendem Haar und flatterndem Gewand, eilte in einiger Entfernung von ihm Gitta vorüber, gerade auf das Ufer zu.

„Gitta, Gitta," rief er, „bist du blind oder verstört? Wo willst du hin?"

Die Laufende hörte ihn nicht. Schon rauschte die Flut unter ihrem Fuß auf. Sie warf sich auf die Kniee nieder, aber das Wasser setzte ihrer Absicht Widerstand entgegen. Sie sprang empor und drang vorwärts, um eine tiefere Stelle zu erreichen.

Berthold wußte genug. Er stürzte ihr nach und umklammerte sie mit seinen Armen. Ein verzweifelter Kampf entspann sich, ein Kampf, der von beiden Seiten mit größter Anstrengung, aber völlig lautlos geführt wurde. Der Freigelassene blieb Sieger. Er schleppte sie aufs Land und stellte sie auf ihre Füße. Im Augenblick aber hatte sie sich wieder losgerissen und eilte wie ein Wirbelwind davon, aufs neue dem Wasser zu. Diesmal packte der Retter sie fester. Er nahm sie auf den Arm, trug sie, wie sehr sie sich auch wehrte, eine Strecke landeinwärts und warf sie dann der Länge nach in den Sand. Zugleich ließ er sich neben sie nieder, und während er sie mit der Linken am Boden festhielt, zückte er mit der Rechten den Dolch. „Wenn du noch einmal Miene machst, mir zu entlaufen, ersteche ich dich," sagte er ruhig.

Gitta sah ihn groß an. Dann drückte sie das Gesicht in die Hände. Ihr ganzer Körper bebte. Ein krampfhaftes Schluchzen, das mit leisem Weinen und lautem Schreien abwechselte, entrang sich ihrer gemarterten Brust. Es dauerte eine lange Zeit, ehe der Sturm sich etwas legte. Geduldig saß Berthold neben ihr. Sobald er sicher zu sein glaubte, daß die Jammernde einen Fluchtversuch nicht mehr machen würde, zog er seine Hand zurück. Die blanke Waffe aber ließ er neben sich liegen. Endlich sagte er: „Wenn du willst, Gitta, brechen wir auf."

„Wohin?" fragte sie, ohne aufzusehen.

„Nach Aggos Haus. Ich werde dich unter Slawinas Obhut stellen, bis du ruhiger geworden bist."

„Wenn ich dir aber nun nicht folgen will?"

„Du wirst mir folgen," versetzte er bestimmt. „Später magst du thun, was du willst. Vorläufig aber bist du ein Kind und gehorchst mir."

Die Dienerin entgegnete nichts, aber ein neuer Ausbruch des Schmerzes, doch kürzer und schwächer als der erste, trat ein. Er endete mit einem Thränenstrom, der, unerschöpflich scheinend, ihren Augen entquoll. Berthold verbarg den Dolch und stand auf. „Es nahen sich Menschen," sagte er. Da erhob sich, von ihm unterstützt, auch Gitta. Sie strich sich über das Haar und glättete ihre Gewandung. Dann schritten beide den Hafen entlang. Berthold wagte nicht, eine Frage an sie zu richten. Aber die abgerissenen Worte, die auf dem Wege bisweilen von ihren Lippen fielen, erklärten ihm ihre Verzweiflung und ließen ihn die ganze Größe des geschehenen Unglücks erkennen.

Nach einer geraumen Zeit langten sie an der wohlbekannten Pforte an. Gitta hatte sich unterwegs so weit beruhigt, als es möglich war. Nicht wenig hatte dazu der Aerger über die forschenden Blicke beigetragen, mit denen die ihr Begegnenden sie verfolgten. Sodann ward ihr auch die Kälte, die von der nassen Kleidung ausging, lästig. Sie zitterte vor Frost, sie fühlte sich krank und müde.

Als sie das Gehöft betraten, war man dort bereits von dem Vorgefallenen unterrichtet. Slawina vergoß heiße Thränen und rief einmal über das andere: „Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! Hilda, so mit Schönheit und Ehre geschmückt und

jeder Tugend Meisterin! Sie leuchtete allen voran, und wer sie sah, der erzählte davon. Und so früh zieht die Todesfrau sie hinab in ihr dunkles Reich. Und der Graf, des Volkes Führer und des Königs treuester Diener! Schleswig ist verwaist. Die Großen sind dahingegangen, und nur Gebrechliche blieben zurück. Ach, mein Jarimar, welch schlimmes Vorzeichen für unsere Hochzeit!"

Jarimar bemühte sich, sie zu trösten, und freute sich, als er sah, daß die Sorge um Gitta ihre Gedanken ablenkte. Der Freigelassene erstattete kurz Bericht, während Gitta wie eine Verschmachtete auf der Bank mehr lag als saß. Er fügte hinzu: „Es ist aber nötig, daß wir uns Gittas in Eile annehmen, wenn wir einen üblen Ausgang abwenden wollen. Sie hat mit einem Schmerz gerungen, dem auch wohl ein Stärkerer erliegt. Auch ist sie völlig durchnäßt. Durchnäßt lag sie und ging sie, und das bei diesem Wind. Bringt sie also schnell zur Wärme und Ruhe. Ich aber gehe, einige Kräuter zu suchen, deren Saft ihr wohlthun wird."

So geschah es. Slawina und ihre Mutter entkleideten sie und bereiteten ihr ein Lager von Stroh, Heu und Fellen. Sie gingen dem Freigelassenen zur Hand und ließen sich die Pflege der Kranken angelegen sein.

Als am Abend Berthold und Geva bei ihr in der Kammer saßen, sagte jener leise: „Ich hätte nie gedacht, daß ein rasendes Weib so stark ist. Wenig fehlte, so hätte ich ablassen müssen. Auch war sie so schnell, daß ich sie beim zweiten Mal kaum einholte. Soviel vermag der Gram um eine geliebte Herrin." —

Am nächsten Morgen fand Slawina, daß vor der Freude und Erwartung, die ihr Herz erfüllten, die Trauer um die Geschiedene nicht recht aufkommen konnte. Sie machte sich deswegen Vorwürfe und klagte sich der Undankbarkeit an. Sie rief sich alles Gute, das Hilda ihr je erwiesen, ins Gedächtnis zurück. Aber umsonst, das Gefühl des Glückes behielt nach wie vor die Oberhand. Da wandte sie sich an den Geliebten mit der Frage, ob sie nicht bleiben wollten, um am Tage der Bestattung ihre Klagen mit denen des Volkes zu vereinigen.

Jarimar wies diese Bitte ab. „Ich trauere mit dir," entgegnete er, „aber niemand schiebt eine Hochzeit und eine Fahrt in ein fremdes Land auf, wenn ihn nicht etwa selbst ein Unheil trifft. Doch etwas anderes gilt es zu erwägen. Gitta ist vereinsamt. Dürfen wir sie verlassen? Berthold wünscht, daß wir sie mitnehmen. Ob das auch ihr Wunsch ist, können wir nachher erkunden. Vorher aber sage mir, ob du der Meinung bist, daß wir sie dazu auffordern."

Die Jungfrau wurde nachdenklich. „Es ist nicht unmöglich, daß sie einwilligt."

„Nun ja, aber was hältst du davon? Wäre es dir lieb, wenn sie mitkäme, oder würdest du es ungern sehen? Berthold sprach davon, sie in sein Haus zu nehmen und zu seiner Pflegerin zu machen. Eine solche könnte er gebrauchen, denn er wird alt. Ueber dies alles läßt sich aber später noch sprechen."

„Wird sie die Beschwerden einer Seereise ertragen können?"

Jarimar küßte sie und sagte lächelnd, aber ohne Ungeduld: „Du weichst mir aus, Geliebte. Sage mir zuerst, ob wir sie auffordern wollen."

„Welches ist denn deine Meinung?"

„Ich habe Lust, Bertholds Wunsch zu erfüllen."

Slawina schlang ihre Arme um seinen Hals. „Dafür danke ich dir, mein Geliebter. Ich zögerte mit der Antwort, weil ich nicht wußte, wie du gesonnen warst, und nicht wollte, daß du dir meinetwegen eine Last aufbürdetest. Umsomehr freue ich mich nun über deinen Entschluß. Wenn sie will, mag sie uns also begleiten. Sie verdient unser Mitleid. Wohl habe ich von ihr schon manches Wort vernommen, um das ich ihr zürnte. Aber das ist jetzt alles vergessen. Wir wollen sie so halten, als hätte Hilda sie unserer Sorge befohlen. Ja, sie soll ein Zeichen sein, das mich an meine Stadt und an meine Freundin erinnert."

„Gut, so mag Berthold mit ihr reden. Er wird es am besten können."



Er teilte dem Freigelassenen das Ergebnis dieses Gespräches mit, und dieser begab sich zu der Kranken. Die Ereignisse des vergangenen Tages hatten bei ihr nicht so schwere Folgen gehabt, als man hätte befürchten können. Sie hatte geschlafen, wenn auch unruhig. Immer wieder waren im Traum Bilder des Schreckens vor ihr aufgestiegen, und mehrere Male fuhr sie mit lautem Schrei, in Schweiß gebadet, empor. Geva und Berthold hatten abwechselnd bei ihr gewacht und ihrer gewartet. Jetzt lag sie erschöpft im Halbschlaf auf dem Kissen, das Gesicht blaß und die Augen gerötet. Berthold setzte sich neben sie und sagte: „Gitta, ich habe eine Frage an dich.“ Sie schwieg. „Es ist eine ernste Frage, die dich näher angeht, als mich.“ Sie schwieg, öffnete aber die Augen. Er fuhr fort: „Mein Herr ist bereit, dich mitzunehmen. Er erlaubt dir, ja ladet dich ein, ihm nach Wendland zu folgen und bei ihm zu bleiben.“

Eine längere Pause folgte. Gitta wandte sich, barg das Gesicht in den Händen und stöhnte. Sie nahm eine ähnliche Lage ein, wie tags zuvor am Strand. Endlich entgegnete sie in vorwurfsvollem Ton: „Warum hast du mir gestern nicht meinen Willen gelassen?“

„Das konnte ich nicht,“ erwiderte Berthold ruhig. „Würdest du aber heute deinen Versuch wiederholen, so würde ich dich nicht hindern. Ich könnte es auch gar nicht, da ich dich ja nicht zu überwachen vermag.“

Gitta lag regungslos. Jener begann wieder: „Ich erbiete mich, dich als meine Tochter anzusehen, und zwar nicht nur um deinet-, sondern auch um meinetwillen. Ich habe nie ein eigenes Haus gehabt, kein Mund hat mich je Vater genannt. Wenn du es über dich gewinnen könntest, mit mir zu leben, so würde mir das für meine alten Tage willkommen sein.“

Ein Zittern flog über Gittas Leib. Es war nicht zu erkennen, ob Fieberfrost oder Erregung oder beides die Ursache war. Sie richtete sich auf und sagte in flehendem Ton: „Berthold, nimm mich mit! Laß mich nicht hier! Ich müßte vergehen, wenn ich hier bleiben sollte. Das Haus, das bisher meine Heimat war, ist leer und stumm geworden. Ich habe keine Heimat mehr. O ich Unglückliche!“

Berthold reichte ihr die Hand, drückte ihre Schultern in das Kissen zurück und ordnete die Decken ihres Lagers. „So werde ich meinem Herrn mitteilen, daß du einverstanden bist,“ entgegnete er. Er erhob sich und ging hinaus — mit einem Gesicht, als hätte er etwas ganz Gleichgültiges besprochen.

Die Zahl der Gäste, die an dem Brautgelage teilnahmen, war nur klein. Es wurde unter Blitz und Donner gefeiert. Ein Gewitter war heraufgezogen, das sich aber nach kurzem Regenguß wieder zerteilte.

Rasch flog die Zeit dahin, der Abend nahte. Man trennte sich unter Thränen und Küssen. Die Sonne war nahe am Untergang, als die Knechte ihre Riemen ins Wasser tauchten. Das Schiff setzte sich in Bewegung. Auf dem Hinterdeck lag Gitta gebettet. Man hatte sie nicht nur sorgsam in Decken und Felle gehüllt, sondern auch ein niedriges Leinwanddach über ihr aufgespannt. Doch that ihr die frische Seeluft wohl. Und auch die neue Lage, in die sie sich so plötzlich hineinversetzt sah, übte einen günstigen Einfluß auf sie aus und zog ihre Gedanken von den gramvollen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit ab.

Vorn auf dem Schiff stand das junge Paar. Slawinas Augen umflorten sich, während eine stetig wachsende Entfernung sich zwischen sie und die Stätten ihrer Kindheit legte. „Leb wohl, Schleswig!“ rief sie aus. „Leb wohl, Mutter! Lebt wohl, alle Lieben! Ich werde in der Ferne euer gedenken und euch segnen. Ach, gute Hilda, daß ich dir nicht mehr für alles danken kann, was du mir warst! Das ist der einzige Schmerz, den ich mit mir nehme.

„Es soll dein letzter sein, Geliebte,“ tröstete ihr Eheherr sie liebreich, indem er sie küßte.



„Ich weiß es. Ich weiß, daß nun eine lange Freudenzeit beginnt, eine Zeit unbeschreiblicher Seligkeit an deiner Seite. Dennoch thut es mir weh, daß ich mit solchem Abschied gehen muß.“

Jarimar sann nach und sagte dann: „Vielleicht thun wir aber unrecht, sie und ihre Gefährten zu beklagen. Sie sind ruhmvoll gefallen, wie Helden auf dem Schlachtfeld, eine gottgeweihte Schar, eine treue Gefolgschaft ihres Himmelsherrn. Möge die Ruhe der Seligen, auf die sie hofften, ihnen gewährt sein. Die Lose der Menschen sind verschieden, und auch im Leben der Einzelnen wechseln die Geschicke. Da ich jammernd durch Länder und Meere irrte, freute sie sich des väterlichen Hauses und der Liebe eines trefflichen Jünglings. Und um die Zeit, da wir unser Glück fanden, fand sie den Tod. Aber, Slawina, ist es nicht ein und dasselbe göttliche Walten, das sich in diesem allen kund giebt? Alles Irdische lenkt ein unabänderlicher Lauf. Daher kann uns auch das Leid von Nutzen sein; es stärkt uns in der Tugend und übt unsere Kraft der Geduld. So möge denn Gottes Wille auch der unserige sein.“

„Du sprichst fast wie ein Christ,“ versetzte Slawina. „Aber ich stimme dir bei.“

„Ich sagte auch nur, was ich von dem fränkischen Priester gelernt habe. Doch habe ich auch schon von unseren Weisen ähnliches vernommen.“

„Würdest du ein Christ werden, wenn sich Gelegenheit dazu böte?“

Er bejahte.

„Ich auch. Eine Lehre, für die Hilda in den Tod geht, muß wahr und gut sein.“

„*Meine* Meinung ist dir also weniger wert?“ fragte Jarimar neckend.

„Mein Gatte, mein Alles! Dir vertraue ich blindlings, das weißt du.“

Sie hielten sich wortlos umschlungen.

Die Sonne sank, das Abendrot verglühte und der Mond trat seine Herrschaft an. Die Stadt entschwand den Blicken der Schauenden, und der heilige Hain samt dem Hügel, der ihn trug, verdämmerte in der Ferne. Die Knechte zogen die Riemen ein und spannten das Segel auf, das sich rasch mit nachdrängendem Winde füllte. Da wandten sich die beiden und ließen ihre Augen in der Richtung schweifen, in welcher das Schiff vorwärtsstrebte. Sie betrachteten die mattglänzende Wasserfläche, auf welcher der Blick unwillkürlich weiter und weiter glitt. Sie betrachteten die schimmernde Wand des Nachthimmels, die sich vor ihnen vom Rand der Erde erhob. Und indem so ihr Blick hinausging in uferlose Fernen, wußten sie, daß sie einem gleich unermeßlichen Glück entgegenfuhren.





Cuba.

Von

Spanuth-Pöhlde.

Die Insel Cuba, von Florida durch den Bahama-Kanal, von Mittelamerika durch die Straße von Jucatan, von Haïti durch den Windkanal getrennt, liegt zwischen dem 20. und 23. Grade nördlicher Breite und hat eine Ausdehnung vom 74. bis zum 85. Grade östlicher Länge von Greenwich. Dieses über 2000 Quadratmeilen messende Inselland ist zufolge seiner geographischen Lage und als natürlicher Handelsmittelpunkt für die Häfen des mexikanischen und caraïbischen Meeres von größter Wichtigkeit und in richtiger Würdigung seiner kommerziellen Bedeutung von den Spaniern zu allen Zeiten gegen fremde Eingriffe mit Aufwendung oft der größten Opfer verteidigt worden. —

Bei der Frage nach Gold hatten die Bewohner von Guanahani und den anderen Inseln gen Süden gedeutet und den Namen Saometo genannt, aber auch hier wurde der Durst der Spanier nicht befriedigt, man erhielt vielmehr den Bescheid, daß man nach einer sehr großen Insel im Südwesten reisen müsse, welche Colba oder Cuba heiße, und wo man Gold in Menge finden werde. So wandte sich die Flotte diesem Zauberlande zu, welches am 28. Oktober 1492 erreicht wurde.

Die Meinungen sind darüber geteilt, an welchem Punkte Columbus hier zuerst gelandet sei; Irving nennt einen Punkt westlich von Nuevitas del Principe, Navarrete und Becher entschieden sich für Port Nipe, Varnhagen für den Hafen von Gibara, Fox endlich für Port Padre. Dem Kurse zufolge, welchen Columbus von den Islas de Arena aus einschlug, und welcher beständig eine südsüdwestliche Richtung hatte, sind wir geneigt, uns der letzteren Ansicht anzuschließen.

Die Flotte fuhr in die Mündung eines Flusses, dessen krystallhelles Wasser von herrlichen Bäumen überschattet wurde. Da die Mündung breit genug war, um mit den Schiffen lavieren zu können, so ging man daselbst vor Anker.

Columbus war der erste, welcher den Boden des Wunderlandes betrat; er nannte es dem spanischen Prinzen Johann zu Ehren „Juana“, während er dem Flusse den Namen San Salvador beilegte.

Durch die Schönheit der Insel und die Pracht ihrer Vegetation ward Columbus über die Maßen entzückt. Der Duft der Blumen und Bäume erschien ihm überaus köstlich, die Luft war lau und balsamisch und weder kalt noch heiß. Die ganze Nacht hindurch hörte man den Gesang der Vögel und das Zirpen der Grillen. Cuba erschien ihm wie ein Elysium, als „das schönste Land, welches von den Augen eines Sterblichen je gesehen wurde. Man möchte hierselbst ewig leben.“

Und in der That, das im vollen Sonnenglanze daliegende Eiland mit seiner herrlichen, meerumrauschten Küste, mit seinen wogenden Palmenhainen, seinen schimmernden Flüssen, seinen fruchtbaren Ebenen und seinen verlockenden Bergen verdient mit Recht die Bezeichnung, die es mit Stolz noch heute trägt: „die Perle der Antillen“.

Bei Ankunft der Spanier waren die Eingeborenen sämtlich in die dichten Wälder geflohen, doch gelang es Columbus, mit Hülfe seiner von Guanahani mitgenommenen Dolmetscher bald einen freundschaftlichen Verkehr herbeizuführen. Diese Eingeborenen lebten in sauber gebauten Häusern, in denen man Hängematten aus Palmbast und Baumwolle vorfand. Die Angeln und anderen Fischereigerätschaften waren äußerst sorgfältig gearbeitet, auch sah man viele steinerne Figuren mit Frauengesichtern, sowie mehrere kunstvolle Masken aus Holz, über deren Zweck man aber nichts erfahren konnte. Unzweifelhaft waren diese Statuen, wie auch die Masken, Gegenstände eines religiösen Kultus.

Von den am Bord der Schiffe befindlichen Eingeborenen der Insel Guanahani erfuhr Columbus, daß Cuba Goldminen und Perlbänke besitze, und daß ferner das Land eine von zehn großen Flüssen durchströmte Insel sei, welche einen so bedeutenden Umfang besitze, daß man mehr als zwanzig Tage gebrauche, dieselbe zu umschiffen. Trotz dieser sehr bestimmten Aussage kam Columbus nach einiger Erwägung zu der Ansicht, daß Cuba keine Insel, sondern ein Kontinent sein müsse, welcher sich nach Norden hin ausdehne. Er ward der festen Ueberzeugung, daß er die gesuchte Insel Sipangu bereits hinter sich habe und am Festlande von Asien, im Reiche des Groß-Chan angelangt sei. Von den Eingeborenen glaubte Columbus auch zu verstehen, daß wenige Tagereisen entfernt im Innern des Landes die Residenz des Groß-Chan gelegen sei, und er beschloß darum, diesem gewaltigen Herrscher Geschenke zu übersenden und ihm selbst später in seiner Residenz die Briefe zu überreichen, welche ihm von dem spanischen Königspaare für diesen Regenten übergeben worden waren.

Durch mancherlei Trugschlüsse in seiner Annahme bestärkt, sandte Columbus am 2. November zwei seiner Leute, den Rodrigo de Jerez und den sprachkundigen Juden Louis de Torres, nebst zwei indianischen Führern an den vermeintlichen Herrscher ab, und zwar hatten diese Gesandten nicht nur den Auftrag, dem Groß-Chan mitzuteilen, daß der Admiral gekommen sei, einen Friedensbund mit ihm zu schließen, sondern sie wurden auch angewiesen, Beobachtungen über das Land und seine Erzeugnisse anzustellen.

Den Erfolg dieser Gesandtschaft abwartend, setzte Columbus zunächst die Untersuchung der näheren Umgegend fort, und erfuhr von einigen alten Indianern, daß gen Südosten ein Land gelegen sei, wo Männer und Frauen schwere goldene Schmuckgegenstände trügen. Dortselbst gäbe es auch große Schiffe und eine Menge der von den Spaniern gesuchten Artikel.

Während Columbus die Küste entlang streifte, drangen seine Abgesandten in das Innere der Insel vor. Nachdem sie zwölf Leguas zurückgelegt hatten, erreichten sie ein aus fünfzig großen Häusern bestehendes Dorf, welches an tausend Bewohner zählen mochte. Das war die Residenz des vermeintlichen Groß-Chan von China, der nun als ein armseliger Dorfhäuptling sich entpuppte.

Die bitter enttäuschten Spanier wurden von demselben mit großer Feierlichkeit empfangen und nach dem ansehnlichsten der Häuser geführt. Die Eingeborenen ließen sich alle im Kreise auf den Boden nieder. Und nun versuchte der sprachkundige Louis de Torres nach der Reihe sein Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch anzubringen, fand aber gar bald heraus, daß keine dieser Sprachen von Nutzen sei. Dieserhalb hatte nun der von Guanahani mitgekommene Dolmetscher den Zweck der Gesandtschaft vorzutragen, und er that dieses in einer echt indianischen Weise, indem er den staunenden Cubanern eine glühende Beschreibung von der furchtbaren Macht, der Güte und dem Reichtum der Spanier lieferte. Nachdem er geendet, drängten sich die Zuhörer an die fremden

Gäste, küßten ihre Hände und Füße, bewunderten die weiße Haut, die bärtigen Gesichter, die feine farbige Kleidung, die glänzenden Waffen, und bekundeten durch allerlei Gebärden, daß sie den Aussagen des Dolmetschers vollen Glauben schenkten, daß die weißen Männer vom Himmel gekommen seien.

An Gold und anderen Kostbarkeiten ward nichts in dem Dorfe gefunden, und so entschlossen sich die Abgesandten, nach den Schiffen zurückzukehren. Von einer Anzahl Eingeborener begleitet, beobachteten sie unterwegs bei einigen dieser Wilden zum erstenmal den Genuß des Tabaks. Ein zusammengerolltes, getrocknetes Kraut hatten sie an dem einen Ende in Brand gesetzt, steckten das andere Ende alsdann in den Mund, sogen den Rauch durch Einziehen des Atems ein und stießen ihn nach einer Weile in dichten Wolken aus Mund und Nase wieder aus.

Auf dem Wege zur Küste lagen mehrere kleine Weiler von drei und vier Häusern, aber zahlreich bewohnt. Den Hofraum nannten die Eingeborenen „batei“ und den das Haus umgebenden Garten „concuo“, welche Bezeichnungen sich bis heutigen Tages in der Negersprache erhalten haben.

Am meisten auffallend erschien die kindliche Natürlichkeit und Gastfreiheit der Insulaner. Sie ähnelten nach den Berichten der Spanier den Maya-Indianern Centralamerikas. Ihre Haut war kupferfarben, ihr Haar dunkel, schwarz und schlicht, die Männer hatten keinen oder einen ganz unscheinbaren Bart. Die Vielweiberei war bei ihnen im Schwange; ihr Leben brachten sie in einem dolce far niente zu, denn die einzige Beschäftigung waren Jagd und Fischerei und das Anpflanzen einiger Wurzeln, welche weiter keiner Pflege bedurften. Unbewußt näherten sich die Insulaner durch ihre hergebrachte Anschauungsweise dem Christentume, insofern sie, wie man später erfuhr, an einen alleinigen Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an Strafe und Lohn nach dem Tode glaubten.

Waren die Berichte der beiden Spanier über den vermeintlichen Grand-Chan auch sehr ernüchternd, so brachten sie aber doch die Nachricht, daß sie auf ihrer Reise viele rohe, gereinigte und gesponnene Baumwolle gesehen hätten. Columbus selbst hatte gleichfalls einen Fund gemacht, dessen hoher Wert erst in späteren Jahrhunderten erkannt wurde und für die Menschheit von größter Wichtigkeit werden sollte; er entdeckte die Kartoffel. „Diese Länder“, so schreibt er, „sind sehr fruchtbar, voll mames, welche Karotten gleichen und den Geschmack von Kastanien haben. Sie werden mit Sorgfalt gepflanzt.“

Seine Kreuzfahrten an der Nordküste von Cuba aufgebend, ließ der Admiral am 13. November die Schiffe wenden und segelte in ostsüdöstlicher Richtung das Gestade entlang, passierte ein großes Vorgebirge, welches er Kap Cuba nannte, wurde dann aber durch widrige Winde gezwungen, in einem tiefen Hafen, welchen er Puorto del Principe nannte, Schutz zu suchen. Die nächsten Tage wurden mit Erforschung eines Archipels von kleinen, aber wunderschönen Inseln verbracht, die unter dem Namen der Jardines del Rey y de la Reyna bekannt sind, dann ging man am 19. November wiederum in See, um das Forschen nach der Goldinsel Babeque fortzusetzen.

Auf seiner zweiten Reise, die ihn über Dominica nach Haïti führte, wandte Columbus sich vom Kap St. Nicolas wieder dem Eilande von Cuba zu, um die Südküste nunmehr kennen zu lernen. Zunächst entdeckte er den schönen und geräumigen Hafen Puerto Grande, heute Guantanamo genannt, woselbst man eine größere Anzahl von Eingeborenen beim Fischfang überraschte. Da sie beim Nahen der Spanier unter Zurücklassung der bereits erbeuteten Fische in die Wälder geflüchtet waren, so fielen die Ankömmlinge ohne Zögern über die willkommene Mahlzeit her. Als es aber später gelang, die von den Felshöhen herniederschauenden Wilden zutraulicher zu machen, so wurde voller Ersatz für das Verzehrte gegeben und man schied in Frieden.

Unter Begleitung der wechselnden Indianerboote gelangte die Flotte endlich in die herrliche Bai von Santiago de Cuba, dessen Küsten von vielen Dörfern übersäet waren. Auch hier die gastfreundlichste Aufnahme.

Von dort steuerte der Admiral westwärts die weitere Küste entlang. Diese Gegend, welche erst in den letzten sechzig Jahren durch Gründung von Cienfuegos neu belebt wurde, nachdem sie jahrhundertelang wüst gelegen oder nur von Seeräubern als Schlupfwinkel besucht worden war, erfreute sich damals ebenfalls des reichsten Anbaues und einer starken Bevölkerung. Steinerne Beile, kupferne Gefäße und zierlich geformte Thongeschirre zeugten von der Geschicklichkeit ihrer Urheber. Zur Beleuchtung in den langen und dunklen Nächten dienten große Leuchtkäfer, welche in eine mit Löchern versehene Kalabasse gesetzt wurden. Noch heutzutage ist dieselbe Beleuchtungsvorrichtung in Gebrauch, nur daß die Wohlhabenderen sie als romantisches Kuriosum beibehielten. Man hat metallene Käfige von mehreren Stockwerken, in denen die Leuchtkäfer verteilt, mit Zuckerrohr genährt werden. Als Kopfschmuck befestigen sich die Damen des heutigen Cubas den mit grünem oder rotem, blauem oder gelbem Lichte schimmernden Käfer in die Locken, der in seinem sanften Erglühen und Erlöschen von wahrhaft bezaubernder Wirkung ist.

Nach kurzer Rast in der Bai von Jagua durchschnitt Columbus den Meerbusen von Batabano und verfolgte mit Hülfe eines einheimischen Führers den weiteren Verlauf der Südküste, wurde aber bald durch überhandnehmende Untiefen aufgehalten. Angesichts der Südwestspitze Cubas (Kap Corrientes) und in der Ueberzeugung, die von Marco Polo beschriebenen Landstriche Asiens vor sich und damit den Zweck seiner Fahrt erreicht zu haben, ließ er am 12. Juni 1494 vom Sekretär der Eskadre ein Papier darüber aufsetzen, das die Befehlshaber und Lotsen der Schiffe sämtlich beglaubigten. Zum Zeichen der Besitznahme ließ er unter gottesdienstlichen Ceremonien ein Kreuz errichten und trat alsdann über Haïti seine Rückfahrt an.

Die Frage, ob Cuba ein Festland oder eine Insel sei, blieb noch für längere Zeit unentschieden. Erst sechzehn Jahre nach der Entdeckung wurde es durch den Seefahrer Sebastian de Ocampo, der an der Nordküste hinsegelnd zuerst im Hafen der Habana ankerte, um dort seine Schiffe ausbessern zu lassen, bei Kap Antonio umsegelt und als Insel erkannt.

Nunmehr ließ auch die Besiedelung des Landes nicht lange mehr auf sich warten. Im Jahre 1511 rüstete Diego, der Sohn des Admirals, dessen Würde als Generalgouverneur der amerikanischen Lande er geerbt hatte, eine Flottille in Hispaniola und entsandte dieselbe mit 200 Mann unter Anführung des Velasquez, eines Gefährten des Columbus. Die indianischen Eingeborenen vermochten den harten Eroberern besonderen Widerstand nicht entgegenzustellen, in kurzer Zeit waren sie unterworfen und als Sklaven unter die Spanier verteilt. Diejenigen, welche Gegenwehr übten, wurden auf grausame Weise verdrängt oder vernichtet. Es begannen jene Gewaltthätigkeiten, durch welche die Spanier so berüchtigt wurden, verübt an einem Volke, das sanft und wohlwollend die Fremdlinge in Gastfreundschaft empfangen und mit ihnen alles geteilt hatte, was seine Wälder und Gärten, seine Flüsse und Küsten darboten.

Die durch den Uebermut der Spanier erzürnten Indianer empörten sich zwar verschiedentlich, aber ohne jeglichen Erfolg. Vom Jahre 1515 ab war die Insel völlig unterjocht; 1517 mußten von den Guanajos-Inseln zum Minenbau indianische Sklaven, und schon 1524 wegen Mangels indianischer Arbeiter die ersten Schwarzen eingeführt werden. Die Ureinwohner hatten um etwa ein Drittel abgenommen. Teils die schwere, ungewohnte Arbeit, teils der Selbstmord, um den Qualen der Sklaverei zu entgehen, lichtete ihre Schar. Einige Unglückliche verschlangen Erde und Steine, um zu sterben. Vasko Porcallo, dessen Name für alle Zeiten gebrandmarkt zu werden verdient, wollte sie von diesem Thun abbringen, ließ die Schuldigen verstümmeln und zwang sie, ihr eigenes Fleisch zu essen, oder ließ ihnen den Mund versengen.

Angesichts der schnellen Abnahme der indianischen Bevölkerung wurden zwar einige schützende Maßregeln ergriffen: so gab man denen, welche die Indianer besser behandelten, eine größere Anzahl; trotz aller Fürsorge der spanischen Könige, welche durch Gesetzesvorschriften ihren neuen Unterthanen zu Hülfe zu kommen suchten, konnte es nicht gehindert werden, daß die Zahl der Unglücklichen täglich mehr abnahm. Der Licenciado Vadillo berichtete aus Santiago de Cuba am 1. Mai 1532 an die Königin, es seien im ganzen noch 4000 bis 5000 Indianer übrig.

Demnach wären in 20 Jahren 300 000 Einwohner verschwunden, was einen jährlichen Verlust von 15 000 Seelen abgäbe. Andere Quellen wollen von 1 1/2 Millionen Einwohner wissen, die in Anbetracht der Beschreibungen des Columbus kaum übertrieben erscheinen.

Die Ueberbleibsel der zerstreut auf der Insel umherirrenden Ureinwohner wurden 1554 bei Guanabacoa am Hafen der Habana vereinigt angesiedelt, teils um die Rasse vor Untergang zu retten, teils um die verwüstete Insel neu zu bevölkern; aber die Indianer vermehrten sich nicht, weil die Spanier und Mestizen wegen Mangels an Frauen sich mit Indianerinnen verbanden. Bevor noch ein halbes Jahrhundert seit der spanischen Eroberung des Landes verfloß, war das Volk der Ureinwohner Cubas vom Erdboden verschwunden.

Bartholomäus von Las Casas, der eifrigste Verteidiger der indianischen Rechte, war es, welcher zu ihrer Unterstützung die Einfuhr schwarzer Sklaven aus Spanien anriet. Die ersten Neger wurden zwischen den Jahren 1501 bis 1505 nach Haïti gebracht, und zwar ausdrücklich nur solche, die in Spanien den Unterricht in der katholischen Religion genossen hatten und im stande wären, ihre indianischen Brüder zu belehren.

Am 10. August 1518 erhielt der König von Portugal die Erlaubnis, 400 Sklaven frei von allen Abgaben nach Hispaniola einzuführen; dieselbe Vergünstigung wurde auch dem Gouverneur von Brasilien gewährt, denn dort war der Handel schon im vollsten Glanze. Einige Jahre später ward einer deutschen Compagnie, Kunzmann & Becks, das Vorrecht erteilt, auf den Inseln und auf dem Festlande 4000 Sklaven einzuführen, welche Erlaubnis später auf andere Private ausgedehnt wurde.

Im Jahre 1526 brachten zwei Ausländer 40 Neger aus den Kap Verdischen Inseln, von wo sofort weitere Sendungen eintrafen, bis die Guineaküste Afrikas ihre Schätze dem Handel öffnete. Um aber dem Uebergewichte der schwarzen Farbe zu steuern, verfügte die Regierung, daß auf je drei Neger ein weißer Einwohner nachzuweisen sei.

Diese Art der Schwarzeneinfuhr nahm 1640 durch den Aufstand Portugals ein Ende und der König verpachtete den Alleinhandel mit Sklaven das ganze 17. Jahrhundert hindurch an ein Haus in Sevilla. Nach Ablauf dieses Kontraktes bemächtigten sich der Reihe nach verschiedene Gesellschaften des Handels.

Von 1786—1789 wurden zusammen 11 500, jährlich etwa 4000, von 1800 bis 1804 schon 34 500, also jährlich 8600 Neger eingeführt; von diesem Jahre bis 1817 zusammen 150 000, also jährlich 10 000. Die in demselben Jahre getroffene Uebereinkunft mit England wegen Hemmung der Sklaveneinfuhr hatte nur die Aufhebung aller obrigkeitlichen Beaufsichtigung und der Zölle zur Folge. Forderte das spanische Gesetz bis dahin für fünf Sklaven einen Schiffsraum von zwei Tonnen, jede von 40 Kubikfuß, so lud man jetzt unbeaufsichtigt davon nach Belieben unzählige in enge, ungesunde Räume.

Während dieses ganzen Zeitraums von 300 Jahren (bis 1825) wurden nach Humboldt und Waldes 300 000 Sklaven nach Cuba gebracht. Es waren 300 Jahre thätigster Einfuhr die Einwohnerzahl eben nur zu ergänzen im stande, und doch hatte drei Jahrhunderte früher die Frist von 20 Jahren zerstörender Scheußlichkeit genügt, 300 000 indianische Einwohner von demselben Boden zu vertilgen.

Nach Unterwerfung der eingeborenen Bevölkerung strömten immer mehr unternehmungslustige Abenteurer nach Cuba, und bald wurde die Perle der Antillen zum Ausgangspunkt von zahlreichen Expeditionen, welche die Entdeckung und Eroberung weiterer Länder beabsichtigte.

Von hier aus vollendete Cortez im Jahre 1520 die Eroberung von Mexiko, und Diego del Soto, 1538 zum Gouverneur ernannt, brachte bald darauf auch Florida unter die spanische Krone.

Indessen nahmen die Niederlassungen der Weißen auf Cuba ihren Fortgang, obschon es an Hemmnissen nicht fehlte. So war in Baracoa, der ältesten Hauptstadt der Insel, die Kirche zur Kathedrale erhoben, aber es erschien kein Bischof, um Besitz von der Diöcese zu ergreifen. Nach langwierigen Unterhandlungen wurde die Hauptkirche nach Santiago verlegt, welches von da ab auch Residenz des Gouverneurs werden sollte.

Nicht nur Neid und Uneinigkeit hemmten das Emporblühen der Orte, die neugegründeten Städte wurden alsbald von den Brüdern der Küste, wie sich die Flibustier nannten, abwechselnd geplündert, verbrannt und von den unermüdlichen Einwohnern wieder erbaut. Die bisher Habana genannte Stadt an der Südküste war 1519 verlassen und nach Porto Carenas versetzt worden, mit dem es den Namen tauschte. In Beziehung auf den Handel und als Kriegshafen bot das neue Habana eine günstigere Lage dar, erlag jedoch schon 1538 dem ersten Angriffe der Seeräuber.

Wegen Unsicherheit aller Meeresufer siedelte die Regierung von dem an der östlichen Südküste gelegenen Santiago nach Bayamo über, da es zwischen den Gebirgen von Cobre und dem Rio Cauto einen sicheren Aufenthalt gewährte. Im Jahre 1554 bemächtigten sich die Franzosen nach zweimaligem Angriffe demungeachtet der Stadt und entführten eine Summe von 50000 Dukaten, schonten aber nach dem Bericht des Bischofs das Sakrament der Kirchen bis auf einige Silberbarren, die ihnen wohlgefielen. Im folgenden Jahre erlitt Habana das nämliche Schicksal.

Die durch die fortwährenden Beunruhigungen seitens der Flibustier in Aufregung gehaltene Küstenbevölkerung ergriff schließlich das Mittel der Auswanderung. Die Regierung drohte den Flüchtigen mit Einziehung der Güter, sogar mit dem Tode; umsonst, der Strom der Fliehenden war nicht zu hemmen.

Bis Ende des 17. Jahrhunderts dauerten die seeräuberischen Landungen der Flibustier; erst 1663 begann man Habana und ungefähr um dieselbe Zeit auch Santiago zu befestigen, was jedoch die Ueberfälle jener Abenteurer wenig aufhielt. Seit 1633 war Habana zum Sitz eines eigenen Gouvernements geworden und zugleich zur Residenz des Generalkapitäns erklärt, welchen Rang es bis auf den heutigen Tag ununterbrochen behauptet hat.

Kaum stellte sich einige Sicherheit des Lebens ein, als die Bevölkerung sich gemächlicher anbaute. Lange galt der Viehzug zum Verkauf in den Häfen des Festlandes als das einträglichste Geschäft, und erst von 1550 an begann der Getreidebau und die Kultur anderer Nahrungspflanzen sich Bahn zu brechen. Im Jahre 1580 breitete sich der Tabaksbau weiter auf der Insel aus, und etwa um dieselbe Zeit wurde auch die erste Zuckersiederei gegründet. Dennoch blieb die Pflege des Rohrs bis zum Ende des 18. Jahrhunderts weit zurück.

Im Jahre 1670 war die Anzahl der Städte und Burgen, abgesehen von anderen Niederlassungen, bis auf zwölf angewachsen. An Stelle der Flibustier traten von nun ab Engländer und Holländer, welche fortwährend gegen die Insel sich rüsteten. Die Besatzungen zu Santiago und Habana wurden daher verstärkt. Unter den zahlreichen Angriffen war der vom Jahre 1762 am heftigsten. Nach zweimonatlicher Belagerung wurde am 14. August Habana von der 28000 Mann starken englischen Armee genommen; aber der Feind vermochte nicht seine Herrschaft ins Innere der Insel auszudehnen und mußte dem Vertrage von Fontainebleau zufolge die Stadt gegen Ende des ersten Jahres räumen.

Von dieser Zeit ab bis 1790 waren die Verbesserungen und Erweiterungen im Landbau und Handel, die Verstärkung der Landbefestigungen und der Seemacht im Zunehmen begriffen. Dennoch überstiegen die Ausgaben des Mutterlandes für diese Insel bei weitem die Einkünfte derselben.

Im Jahre 1791, als San Domingo, bisher die Königin der Antillen, vom Beispiel des französischen Mutterlandes erregt, die Sklavenfesseln brach, um sich, der Tyrannei ledig, in schwarzer republikanischer Freiheit und Zuchtlosigkeit zu ergeben, hub für Cuba der Tag einer neuen glanzvollen Entwicklungsperiode an.

Französische Flüchtlinge, aus ihren Befestigungen in San Domingo vertrieben, brachten Reichtum, Kenntnisse, Erfahrung und Betriebsamkeit nach Cuba. Von nun an tauschten beide Inseln ihre Rollen, und während letztere zu Fortschritt und Civilisation sich emporschwang, stürzte jene in die Nacht der Barbarei zurück. Die Einwanderungen von Domingo dauerten vom Jahre 1795 bis 1803, wo die Verhältnisse daselbst sich aufs neue zu regeln begannen. Mit den Franzosen wurde die Kaffeekultur, welche man bis dahin gar nicht gekannt hatte, nach Cuba verpflanzt.

Infolge des Krieges gegen England und Frankreich hatte Spanien sich 1797 genötigt gesehen, zeitweilig neutralen Staaten Zutritt in seine transatlantischen Häfen zu gestatten, Nordamerika machte von dieser Erlaubnis den frühesten und umfassendsten Gebrauch. Kaum aber war die Gefahr überstanden, als Spanien sich beeilte, den alten Zwang herzustellen. Jedoch der Freihandel, in Schmuggelhandel umgewandelt, bestand im geheimen fort.

Während Spanien in Europa durch Frankreich in Anspruch genommen war, hatten die vom haïtischen Beispiele ermunterten Negersklaven im Jahre 1812 eine Verschwörung im großen angezettelt, welche auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung aller Weißen hinausging. Zufall brachte das Geheimnis an den Tag und die Hinrichtung der Rädelsführer stellte die alte Ordnung wieder her. Die Furcht vor neuen Aufständen erhielt die übrigens durch manche Maßregel der Regierung gekränkten Cubaner dem Mutterlande. Bereits 1813 hatte der Freihandel sich weiter ausgedehnt und wurde schließlich 1818 durch Ferdinand VIII. gesetzlich anerkannt.

Unterdessen waren die Besitzungen Spaniens auf dem amerikanischen Festlande für unabhängig erklärt; Mexiko, Jucatan, Guatemala hatten sich selbständig konstituiert. Weit entfernt aber, die Autonomie seiner Staaten anzuerkennen, beschloß man Gegenmaßregeln, und im Jahre 1829 verließ eine Flotte die Habana, um unter dem Oberbefehle des Generals Barrados in Tampico zu landen, kehrte aber bald nach Verlust der halben Mannschaft und nicht sehr ehrenvoller Kapitulation zurück. Cuba blieb dem Mutterlande treu, und auch der bald unterdrückte Sklavenaufstand vom Jahre 1830 vermochte hieran nichts zu ändern.

Von nun ab, da Spanien die bedeutendsten, reichsten Hülfsquellen in Amerika durch seine Trägheit verloren hatte, widmete es den geringen Ueberbleibseln seiner Macht größere Sorgfalt. Im Jahre 1832 ging das cubanische Gouvernement in die Hände des Generals Tacon über, dessen kraftvolles Auftreten dem Laufe der insularen Angelegenheiten eine neue Bahn brach.

Mißbräuche aller Art, die sich eingeschlichen, wurden abgestellt. War die Kolonie früher als Mittel angesehen worden, Günstlinge des Hofes auszustatten, heruntergekommene Hidalgos wieder zu Vermögen zu bringen, so wurde diesem Treiben jetzt Einhalt gethan und die Schmarotzer ihrer einträglichen Posten enthoben. Wimmelte Stadt und Land von Straßenräubern, so erließ Tacon die strengsten Gesetze gegen Diebereien und Raubanfälle, verbot das Waffentragen bei Androhung öffentlicher Arbeit und Kette, schloß die Spielhäuser und untersagte das Hazardspiel.

Bei der Ueberzahl von verkommenen Subjekten, welche Cuba überall durchschwärmten, ist nicht zu verwundern, wenn er deren 2000 in Kürze einfing. Aber sie

sollten nicht unthätig auf Kosten des Staates gefüttert werden, sondern mußten großartige Bauten und Anlagen ausführen, welche noch heute den Namen des unermüdlichen Gouverneurs tragen, eine Straße, die Wasserleitung, die Almeda, die großen Gefängnisse, das Theater. Auf seinen Befehl wurde die erste Eisenbahn in den Zuckerdistrikt von Guines erbaut. Reiche Habanesen, denen er so wenig wie den Unbemittelten Gesetzlosigkeit durchgehen ließ, beschuldigten ihn zwar, öffentliche Gelder zu eigenem Nutzen beseitigt zu haben, für die Besonneneren jedoch war sein Charakter über jeden Zweifel erhaben.

Manches freilich konnte auch Tacon nicht wieder gut machen. Die spanische Lässigkeit benutzend, hatten sich die Yankees, mit Einsicht und Geld ausgerüstet, auf Cuba niedergelassen. Durch klingende Mittel ward mancherlei erreicht, was sonst den Ausländern ferngerückt stand. Gegen das Gesetz hatten Bürger der Vereinigten Staaten Grundbesitz auf der Insel erworben, blieben aber, da die Steuervorschrift nur spanische Eigentümer kannte, aller Abgaben überhoben. Als vollgültiges Zeugnis wurde angenommen, wenn einige, wohl selbst protestantische Freunde irgend welchem Geistlichen versicherten, daß der neue Ansiedler der Rechtgläubigkeit huldige.

Der spekulative Sinn der Einwanderer aber hatte auch sein Gutes und blieb nicht ohne Einfluß. Die Pflanzungen stiegen im Preise durch wachsende Industrie. Eisenbahnen durchkreuzten bald das ganze Land. Schon im Jahre 1834 wurde, wie schon berichtet, Habana mit dem südöstlichen Guines, darauf östlich mit Matanzas und Cardenas, mit Artemisia und Batabano im Westen und Süden verbunden.

Und gerade die Schienenwege waren für Cuba von unschätzbarem Werte, weil die Transportkosten infolge der schlechten Straßen sich ins Ungeheuerliche verstiegen. Wenn irgendwo, so sahen es die Grundbesitzer Cubas ein, welchen Nutzen ihnen der erleichterte Verkehr bringen würde; um die Bewilligung eines Haltepunktes, an welchem sie ihre Produkte verladen könnten, gaben die Pflanzer unentgeltlich den für die Bahn nötigen Grund und Boden her. So geschah es, daß in diesem teuersten aller Länder die Eisenbahnen am billigsten hergestellt wurden.

Von der Habana-Guinesbahn wurde von der Station Rincon eine Abzweigung über San Antonio nach Guanajay gelegt; nördlich wurde die Bahn über Reyos nach Matanzas, einem der bedeutendsten Häfen der Insel, weiter fortgesetzt. Daß letzterer Ort trotz der Nähe von Habana, trotz der Lage an der nämlichen Küste, seine gegenwärtige Blüte zu entwickeln vermochte, rührt zum Teil von der günstigen Beschaffenheit des Hafens, zum Teil von der Fruchtbarkeit des zugehörigen Distriktes her, welcher hier seine Produkte ausführt, muß aber hauptsächlich dem Eifer und der Umsicht der Einwohner zugeschrieben werden. Bereits 1815 zur Kreisstadt erhoben, stieg die Einwohnerzahl mit dem Anbau der Umgegend, welche heute die reichsten, größten und schönsten Zuckerpflanzungen der ganzen Insel besitzt.

Waren die bisherigen Bahnen für Rechnung der Regierung erbaut, so thaten sich jetzt mehrere Privatgesellschaften auf, welche alsbald verschiedene Strecken, wie die von Matanzas westlich nach Cardenas, von Managuisco nach Incaro, und andere Verbindungslinien in Angriff nahmen. Im Projekte lag, das Innere der ganzen Länge nach mit einer fortlaufenden Bahn zu versehen, um die vorzüglichsten Orte der Küste alsdann ebenfalls mit einander zu verbinden. Eine schwierige Aufgabe wegen der ansehnlichen Gebirgszüge; sie wurde jedoch in verhältnismäßig kurzer Zeit gelöst.

Von hervorragenden Häfen erwähnen wir die zwischen die Berge der Südküste sich einzwängende Bai von Jagua mit dem blühenden, einst von dem Franzosen Clouet gegründeten Städtchen Cienfuegos. Umgeben von hohen Bergen, ist die Bucht vor Stürmen ausgezeichnet gut verwahrt; sie vermittelt einen regen Personenverkehr und eine umfangreiche Ausfuhr an Zucker und Sirup.

Im Jahre 1853 wurde die weiter südöstlich gelegene Hafenstadt Trinidad durch eine Eisenbahn nach Santo Espiritu mit dem Innern verbunden. Trinidad mit etwa

30000 Einwohnern ist eine der ältesten Städte und mit Santo Espiritu und dem bedeutenden Puerto Principe von Velasquez im Jahre 1514 gegründet. Die amphitheatralische Lage der Stadt gewährt den reizendsten Anblick von der Bai aus, die Straßen steil, aber gerade, die Häuser gruppieren sich übereinander zu einer ziemlichen Höhe. Neben dem Zucker und Sirup zählt Bauholz zu den hauptsächlichsten Handelsartikeln.

An der Nordküste finden wir die von hohen Ufern umschlossene Bai del Nuevitas. Die Ausfahrt zur offenen See ist hier für die Segelschiffe wegen des sehr engen, von Untiefen und hervorragenden Riffen behinderten Fahrwassers höchst schwierig und um so zeitraubender, als die über drei deutsche Meilen lange Durchfahrt in allerlei Richtungen verschiedenen Winden entgegen sich wendet. Seit Erbauung der 1840 begonnenen, nach Puerto Principe führenden Eisenbahn gewährt Nuevitas dennoch einen nicht unerheblichen Nutzen.

Westlich von hier, nach Cardenas zu, ist noch die Hafenstadt Remedios zu nennen. Die ungesunde Lage auf einer nassen, tiefgelegenen Ebene veranlaßt zahlreiche Fieber, welche besonders im September und Oktober tödlich wirken.

Von den Häfen des Ostendes von Cuba sind anzuführen: an der Nordküste, östlich von Nuevitas, Gibara als Ausfuhrhafen von Holguin, ferner Port Nipe und Baracoa; sodann an der Südküste das bedeutende Guantanamo, endlich Santiago de Cuba; an der Südwestküste Manzanillo und Santa Cruz, welchem das oben schon besprochene Trinidad in der Reihe folgt.

Im ganzen ist Cubas westliches Ende und hauptsächlich dessen Südküste an Häfen arm, und nirgends, das ganze Norduser entlang, vom Kap Antonio bis in die Nähe von Baracoa, treten Gebirge in höheren Massen hart an die Küste heran; die Erhebungen von Habana bis Matanzas gehören mehr oder weniger dem Binnenlande an und verlaufen nach und nach zum Gestade des Oceans. Da das Land jedoch an vielen Stellen der Nordküste in senkrechten Wänden von unbedeutender Höhe zum Meere herabstürzt, finden sich auch hier zahlreiche Häfen und Baien, aber nur wenige, welche durch hohe Gebirge den rastenden Schiffen Schutz gewähren.

Anders verhält es sich mit den südlichen Häfen. Schon bei Gibara nahen die Berge von Holguin, doch erst bei Baracoa nehmen sie stattlichere Formen an. Die Lage von Santa Catalina de Saltadero in der Bai von Guantanamo, vor allem aber das herrliche Cuba mit dem Zunamen Santiago entzücken durch majestätische Gebirgsformen, welche in dem Gipfel von Cobre mit 6953 englischen Fuß kulminieren.

Bei Manzanillo hat sich das Gebirge bedeutend gesenkt, die Umgebung der Rio Cautomündungen erscheint morastig verflacht. Um Trinidad hebt sich der Boden abermals zu schöneren Formen, zu bedeutenderen Höhen und setzt die Gebirgsufer bis Gavilan Grande fort. Weiter östlich, gegenüber den Jardines del Rey, ist die Küste eben und sumpfig. Aehnlichen Charakter trägt fast die ganze übrige Südküste Cubas bis Kap Antonio. Diese Versumpfungen rühren vom verhinderten Abfluß der Küstengewässer her, erstrecken sich meilenweit in das Land und gewähren, von hohen, ineinander verschlungenen Sträuchen bewachsen, besonders während der Sommerregen einen eigentümlichen Anblick. Es giebt nichts Seltsameres, für uns Nordländer nichts Fremdartigeres, als diese Wasserwälder, deren zur trockenen Zeit über den Flutspiegel emporragende Wurzeln von allerlei Muscheln bedeckt sind. Buntes Getier belebt den Boden, Krabben, Eidechsen und Käfer decken den schlüpfrigen Grund; Wasservögel in unermeßlichen Scharen, wenig beirrt durch das Nahen der Boote, lassen sich nieder.

Das Wasser innerhalb der Inselgruppen und zwischen diesen und der morastigen Küste ist seicht, nimmt aber jenseits der Jardines in der offenen See sofort einen anderen Charakter und bedeutende Tiefe an. Nördlich von diesen Jardines, unweit der Bai von Jagua, wird ein Phänomen beobachtet, welches schon A. von Humboldt beschrieben hat. Vermittelst hydraulischen Druckes treten hier mitten aus der Meeresflut ansehnliche

Quellen süßen Wassers hervor, und Schiffer nehmen hier nicht selten frisches Trinkwasser ein.

Einige Worte über die „Jardines del Rey y de la Reyna“. Diese „Gärten des Königs und der Königin“ sind ein ganzer Archipel der reizendsten Inseln und Inselchen, die man sich nur denken mag. Sie erscheinen zum Teil als ein Erzeugnis der Korallen, zum Teil als Schöpfung des Meerwassers. A. von Humboldt fand in dem steinigten Boden Korallenstücke bis drei Fuß Kubikgehalt. Der von Columbus auf seiner zweiten Reise diesen Inseln gegebene Name der königlichen Gärten ist nicht übertrieben; von mannigfachen farbenglühenden Gewächsen bedeckt, gleichen sie schwimmenden Blumenbüschen, die sich im klaren Elemente spiegeln, Zaubergärtchen, die anmutig gruppiert auf dem Meere lagern.

Doch zurück zur Küste. Von den Gärten des Königs über Trinidad ostwärts, den vorhin zurückgelegten Ufersaum verfolgend, finden wir den kleinen Ausfuhrhafen Santa Cruz, und weiter fort, das Gestade entlang, südlich von der Mündung des größten cubanischen Flusses, des Rio Cauto, das mehrerwähnte Manzanillo. Selbst zwar Hauptstadt eines Kreises, dient es aber insbesondere als Verkehrsstelle der benachbarten Binnenstadt Bayamo, welche mit ihr durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Bayamo zählt zwar nur 6—7000 Einwohner und könnte füglich von uns übergangen werden, wenn nicht geschichtliche Erinnerungen an diese Stätte sich knüpften. Hier widerstand den spanischen Truppen der tapfere Häuptling Hatuei, dessen Ende Las Casas in seiner „Verheerung Indiens“ so ergreifend geschildert hat. Bereits war der Kazike an den Pfahl gefesselt, um den Feuertod zu erleiden, als ein anwesender Franziskanermönch den Versuch machte, ihn zu bekehren und zur Annahme der Taufe zu bewegen, da er dann in den Himmel eingehen werde, wo ewige Ruhe und Freude herrschten. Wolle er sich nicht zum heiligen Glauben bekennen, so fahre seine Seele in die Hölle und gerate in ewige Pein und Marter.

Der Indianer bedachte sich einen Augenblick und richtete dann an den Mönch die Frage, ob auch die Spanier in den Himmel kämen. „Ja“, sprach der Mönch, „und vornehmlich die Frommen“. Ohne weiteres Zögern entgegnete Hatuei, er verlange nicht nach dem Himmel, sondern wolle lieber zur Hölle fahren, anstatt an den Ort zu kommen, wo er aufs neue mit den tyrannischen und grausamen Spaniern zusammentreffen müsse.

Die auf den Trümmern der indianischen Residenz neugegründete Stadt erhielt den Namen San Salvador, die Bevölkerung aber blieb bei der altcubanischen Bezeichnung des Ortes.

Von Bayamo bis zu dem nördlich gelegenen Holguin erstreckt sich ein fruchtbares Flachland, das, ziemlich hoch sich erhebend, namentlich gen Süden immer ansehnlicher zu dem Gebirge von Cobre und Tarquinio hinansteigt. In den von zahlreichen Gebirgswässern erfrischten Niederungen gedeihen alle Bodenerzeugnisse, und neben den Kolonialwaren werden europäische Gewächse und Früchte, wohl auch Weizen mit Vorteil gezogen. Die Ebenen und Thäler sind teils mit Tabak und Baumwollenpflanzen angebaut, teils werden sie, und dieses in der größeren Ausdehnung, als Weideplätze benutzt. Die Gegenden von Bayamo sind die Zuchtstätten, die Fleischparadiese der Insel, denn nirgends in so großer Anzahl als hier finden sich Viehzüchtereien, und nirgends so in ausgedehntem Betriebe. Herden von hundert und mehreren Hundert Tieren begegnen dem Reisenden auf ihrem Zuge nach der Habana. Der „Kapitan“, so heißt der Ochsentreiber, mit einem langen Spieß bewaffnet, sprengt auf und ab zur Seite der langsam schreitenden Rinder, macht im Galopp die Runde, wenn eins oder das andere Tier ungehorsam seinem Winke nicht zum Wege zurückkehrt.

Wir überspringen die Bai von Guantanamo mit dem Hafen Santa Catalina und erreichen alsbald den Hauptpunkt der ganzen Südküste, Santiago de Cuba, das als Sitz des Bezirksgouverneurs und als frühere Residenz neben Habana zu nennen ist.

Die herrliche Bai, einem Binnensee nicht unähnlich, ist von hohen laubbeschatteten Bergen umragt. Der Gebirgskamm senkt sich auf beiden Seiten zu den Kastellen Morro und Estrella, welche den Eingang bewachen. Der obere Stadtteil mit dem Marsfelde liegt 157 Fuß über dem Wasserspiegel erhoben und ist sehr gesund, während die unteren Viertel durch die auf zahlreiche Wasserlöcher wirkende Sonnenglut in den nassen Monaten am Fieber leiden. Die Wohlhabenden ziehen es vor, zu dieser Zeit die Stadtwohnung gegen die in den Bergen gelegenen Landhäuser der Pflanzungen zu vertauschen. Die wegen der häufigen Erdbeben, welche von den kleinen Antillen nach Cuba herüberwirken, nur einstöckig erbauten, flachgedeckten Häuser gewähren mit ihren Galerien und Veranden im Schmucke des grünen Laubes über- und nebeneinander amphitheatralisch gruppiert einen überraschenden Anblick. Die im gewöhnlichen Stile erbaute Kathedrale, acht Kirchen, zahlreiche Klöster, Wohlthätigkeitsanstalten, Kasernen, ein ansehnliches Theater, Druckereien und zahlreiche Elementarschulen, dieses sind die Einrichtungen und Baulichkeiten, welche erwähnt werden müssen. Der Hafen, eng in der Einfahrt, ist durch die Höhe der umliegenden Berge sicher und durch seine Tiefe auch den allergrößten Fahrzeugen zugänglich. Die Hauptausfuhrartikel sind Kupfererz, Tabak und Zucker. Die in den Bergen zahlreichen Kupferminen, deren bekannteste um Cobre, waren schon vor Ankunft der Europäer den Eingeborenen bekannt und veranlaßten Velasquez hauptsächlich, diesen Hafen zur Ausfuhr des gesuchten Metalls zu gründen. Von den Flibustiern hat die Stadt schwer zu leiden gehabt, so namentlich im Jahre 1662, wo sie sich der Morroburg bemächtigten, und nachdem sie die Truppen des Gouverneurs geschlagen, sämtliche Geschütze der Festung, alle Negersklaven und Kirchenglocken entführten.

Wenden wir uns nach Habana, der Haupt- und Residenzstadt, dem Mittelpunkt des Handels und Verkehrs! Die hier empfangenen Eindrücke sind im allgemeinen maßgebend für die Beurteilung cubanischer Zustände überhaupt.

Das in Habana zahlreich vertretene fremde Element aller Nationen der Welt ist auf Bildung und Fortschritt der Bevölkerung von wohlthätiger Wirkung gewesen. Während Spanien erst um Mitte dieses Jahrhunderts dem Volksunterrichte einige Aufmerksamkeit widmete, bestanden in Habana wie auch in den meisten der von uns erwähnten Städte schon seit längerer Zeit die mannigfaltigsten Schulen für alle Gattungen der Bevölkerung. Unter den gelehrten Anstalten der Residenz nimmt bisher die 1728 vom König Philipp V. bestätigte, im Jahre 1818 erweiterte Universität mit sieben Lehrstühlen für Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik, politische Oekonomie und Agrikultur-Botanik den ersten Platz ein. Eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Schule für beschreibende Anatomie, Zeichenkunst, Malerei, ein botanischer Garten, eine Schiffahrtsschule schlossen sich an.

Für die Erziehung der Jugend der mittleren Volksschichten dagegen hat die Regierung lange wenig oder nichts gethan, und nur dem Eifer der Habanesen sind die Fortschritte auf diesem Gebiete zu danken. Es entstanden eine große Menge Elementarschulen aus dem Ertrage von Maskenbällen und Bühnenvorstellungen, eine gute Spekulation, wenn man erwägt, daß es viele Orte gab, die zwar keiner Schule, wohl aber eines glänzenden Theaters sich erfreuten. Seitdem hat auch die Regierung sich eines Besseren besonnen und zur Unterstützung des Schulwesens einen größeren Fonds bereitgestellt.

Verfügen die Städte nun auch über die erforderlichen Bildungsanstalten, so ist es freilich in den ländlichen Verhältnissen noch schlecht damit bestellt. In Gegenden, wo eine reiche Pflanzung die andere begrenzt und unter den Bewohnern das städtische Leben Eingang gefunden hat, überraschen uns die schönsten Ball- und Festsäle, welche, auf gemeinsame Kosten errichtet, die höchste Fülle des Luxus entfalten, aber Schulen und Lehrer werden selten getroffen. Zu diesem Zweck ein Opfer zu bringen, fiele dem reichen Pflanzer so leicht nicht ein, zumal seine Arbeiter derselben nicht bedürfen und ohne Unterricht das gemütliche einfache Leben ganz wohl gedeiht.

Die Kunstliebhaberei der Cubanesen schuf das Liceo de Habana, ein stolzes Gebäude, in welchem während der neun kühleren Monate des Jahres in allen schönen Künsten Unterricht erteilt wird. Zu erwähnen ist auch das 1836 erbaute Tacon-Theater, welches an großartigen Verhältnissen und reicher Ausstattung mit den ersten Bühnen der Welt sich messen kann und wohl kaum übertroffen wird. Es giebt wenig Orte, wo so wie hier das Theater Mittelpunkt des Lebens ist. In den Lustspielen werden die heimischen Sitten derb kritisiert, während in ernsteren Dramen die alte Welt oder vielmehr die Vergangenheit mit Stoffen herhalten muß.

Das Volk hat einen Schatz geschichtlicher Ueberlieferungen und anderer Denkwürdigkeiten sich bewahrt, auch inmitten des modernen Lebens und Treibens. Wir erinnern nur an die Sage, welche an die Gründung der Habana sich knüpft. Auf den Trümmern eines Indianerdorfes erbaute der Spanier Sanches Ribeira diese Stadt. Seine indianische Geliebte hatte ihren Stamm verraten, das Dorf angezündet und sich dann selbst in die Flammen gestürzt. Weiber, welche die Gebeine der Unglücklichen begruben, erhuben die Totenklage mit den Worten: „Habana, Habana, sie ist wahnsinnig.“ Noch heute findet sich das Standbild des braunen Mädchens auf dem Paseo. Das aufgelöste Haar flattert im Winde, in der einen Hand schwingt sie die Brandfackel, in der anderen ein Schwert.

An einheimischen Publizisten und Schriftstellern fehlt es nicht; ziemlich zahlreich ist die Litteratur über Handel und verschiedene dem verwandte Fragen; für Statistik, Topographie und Geographie hat man mancherlei gethan; auch die Geschichte, die Belletristik ist nicht vernachlässigt. Wir nennen hier den cubanischen Dichter Gabriel Valdes, der unter dem Namen Placido weitverbreiteten, dauernden Ruhm sich erwarb, obgleich er ein Mulatte war. Im Jahre 1843 fiel er als Haupt einer Verschwörung.

(Schluß folgt.)





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

Nachträge.

(Fortsetzung.)

VIII. Der grüne Heinrich.

Nachdem meine Verlobung mit Fräulein Stephanie von Borowsky im Sommer 1834 stattgefunden hatte, führte mich mein künftiger Schwiegervater, der Landrat von Borowsky, Neffe des einzigen deutschen protestantischen Erzbischofs in Königsberg, in die Kreise des Adels und der Gutsbesitzer der Umgegend ein. Ich erhielt dadurch sehr angenehme Gelegenheit, mit angesehenen Personen und Häusern in gesellschaftliche Beziehungen zu treten und wurde infolgedessen zu Gesellschaften, Bällen und Jagden vielfach eingeladen. Da ich ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, wurde mir besonders die reichlichste Jagdfreude hierdurch gewährt, welcher ich auch in großem Maße nunmehr huldigen konnte, und zwar in den besten Revieren, die man in Schlesien finden konnte.

So begab es sich, daß ich bei Gelegenheit einer großen Jagd in den Medziborer Waldungen, welche zum Fürstentum Oels gehören, Bekanntschaft mit einem Herrn machte, welcher unter dem Namen „der grüne Heinrich" damals in allen Jagdkreisen eine viel genannte Persönlichkeit war. Es war der alte Graf R., einem der ersten Grafengeschlechter Schlesiens angehörig. Ich wurde nämlich nach dem ersten Jagdtage in einem Zimmer mit ihm einquartiert. Beim Zubettegehen konnte ich gleich beobachten, warum man ihm den sonderbaren Jagdnamen beigelegt hatte, denn alle Kleidungsstücke, sogar die Unterbeinkleider, waren grün. Wir wurden trotz des großen Unterschiedes in den Jahren sehr bald ganz gut miteinander bekannt, und als ich ihm beiläufig erzählte, daß ich einen Bruder in Polen hätte, der dort Forstmeister sei und in dessen Bezirk sich mehrere Forstämter mit ungeheuren Waldungen befänden, die von zahlreichen Wölfen und anderem Raubzeug voll wären, wurden wir alsbald intime Freunde, umsomehr, als ich ihm sagte, daß es gewiß meinem Bruder eine Ehre sein werde, ihm einige Jagden zu veranstalten, wenn ihm eine Reise nach Polen nicht zu beschwerlich sein würde. Ich lud ihn ein, mit mir zu Bruder Georg zu reisen und er nahm die Einladung dankend an.

Nach beendeter Jagd mußte ich ihn nach seinem nicht fernen Gut begleiten und ein paar Tage bei ihm bleiben. Ich wurde natürlich seiner Gemahlin vorgestellt, einer höchst liebenswürdigen Dame aus dem gräflichen Hause R. im Voigtlande. Auch mit ihr wurde ich sehr bald bekannt, da wir manche Berührungspunkte hatten, indem ich ebenfalls Verwandte in ihrer väterlichen Gegend hatte, welche ihr bekannt waren. So



hatte ich einige sehr angenehme Tage in dem alten Schlößchen und Gelegenheit, die Sonderbarkeiten des alten Herrn kennen zu lernen. Diese waren, sowie seine ganze häusliche Einrichtung sehr eigentümlich. Alles war grün. Tapeten, Vorhänge, Bettüberzüge u. s. w. Als Gardinenhalter dienten Gemshörner, Reh- oder Hirschgeweihe, an den Wänden hingen Bild an Bild Jagdstücke. Die Lehnen der Stühle waren sehr schön ebenfalls mit allerlei Jagdvorgängen geziert, kurz, alles hatte Bezug auf die unbändige Jagdleidenschaft des alten Herrn. Unter anderem erzählte er mir, daß er in jüngeren Jahren in Neapel gewesen und auch zu den königlichen Jagden gezogen worden. Der König, ebenfalls ein leidenschaftlicher Jäger, fand großes Gefallen an ihm, beehrte ihn mit dem neapolitanischen Jagdorden und beschenkte ihn mit einem prächtigen Waidmesser, das ihm über alles ging und welches er ebenso wie seinen Jagdorden bei allen großen Jagden anlegte.

Durch seine Jagdpassion und seine sonderbaren Wirtschaftsgrundsätze stürzte er sich in die größten finanziellen Verlegenheiten, Verluste und Aergernisse. Wenn der Scheffel Korn nicht einen Thaler galt, durfte nichts verkauft werden, ebenso wenn der Klafter Holz in seinen großen Waldungen nicht einen Thaler brachte, konnte das Holz eher verfaulen, ehe verkauft werden durfte. So kam es, daß sehr oft die Zinsen der Hypotheken nicht bezahlt wurden, worauf von der Landschaft Sequestration eingelegt wurde, welche die Schüttböden, in denen oft zwei- und dreijährige Getreidevorräte lagerten, nur zu den bestehenden Preisen zu leeren brauchte, um die Gläubiger zu befriedigen und die Sequestration aufzuheben; ebenso mit dem Klafter Holz. Daß diese Proceduren den Grafen auf das schrecklichste ärgerten und oft wütend machten, kann man sich bei seinem heftigen Temperament denken. Das Schlimmste aber war, daß sie auch sehr viel Kosten verursachten und er dadurch oft in sehr mißliche Lagen geriet und gezwungen wurde, sich sehr einzuschränken, auch seinen Kredit und sein Ansehen sehr schädigte. Ebenso eigensinnig war er mit seinem Viehstand. Andere Pferde litt er nicht als Füchse. Das Rindvieh mußte weiß mit schwarzen Ohren sein, das Federvieh ebenfalls weiß. Diese Marotte kostete ihm auch eine Menge Geld und trug ihm vielen Spott und Nachrede ein, als wäre er närrisch, wodurch er sich mit den meisten seiner Standesgenossen verfeindete und sich diskreditierte, so daß er wenig Umgang hatte und nur wegen seiner hohen Familie zu den Jagden derselben eingeladen wurde.

Da der alte Herr zur Zeit nicht unter Sequestration stand und die Verwaltung der Herrschaft selbst leitete, so lud er mich ein, seine Wirtschaft mit ihm zu inspizieren. Wir gingen durch die Stallungen und sahen uns seine sehr guten Schafe an, besahen die Flachs-Einrichtungen und die Scheunen, und ich muß sagen, daß alles in sehr guter Ordnung war. Dann führte er mich in seinen kleinen Tiergarten, in dem er einiges Damwild und ein paar Rehe unterhielt, und zum Schluß in sein Ananashaus, dem er besondere Aufmerksamkeit schenkte. Ins Schloß zurückgekehrt, gingen wir in sein specielles Wohn- und Arbeitszimmer, das ich noch nicht betreten hatte. Es war der größte Raum im Hause, aber kein besonders angenehmer Duft kam mir entgegen, als ich eintrat, was eben nicht verwunderlich war, denn in der einen Ecke war ein mit Draht übersponnener, kleiner künstlicher Sumpf, in dem sich einige Bekassinen, eine Anzahl Rallen und zwei Wachtelkönige befanden und lustig durcheinander liefen. In der entgegengesetzten Ecke befand sich eine große Voliere, worin Rebhühner, Wachteln, auch ein Wiedehopf waren. Zwischen diesen zwei Ecken hatte er zwei Häuschen gestellt, in dem einen war ein Fuchs, in dem anderen ein Marder an leichten Ketten angebunden. So unterhaltend die kleine Menagerie auch sein mochte, so war die durch dieselbe verbreitete Atmosphäre eben nicht erquickend; wie er dies aushalten konnte, der sonst soviel im Freien war und mit Abscheu das Tabakrauchen verdammte und in seinem Hause von niemandem litt, war mir ein Rätsel, aber ihn genierte es gar nicht und halbe Tage lang konnte er sich darin aufhalten und seinen etwaigen Schreibereien obliegen. An den übrigen Wänden hingen allerlei Jagdgerätschaften und in zwei großen Schränken war eine Menge von Gewehren,

vom Radschloßgewehr bis zu dem neuesten, ausgestellt. Auch alte Piken, die früher auf Saujagden gebraucht wurden, Hirschfänger und andere zur Jagd dienende blanke Waffen hingen herum.

Den folgenden Tag hatte der Graf dazu bestimmt, mich auf seinem Gute herumzufahren und mich seine Wälder, Felder und besonders seine sehr bedeutende Teichwirtschaft bewundern zu lassen.

Es war in der That eine sehr ansehnliche Besitzung, aber am meisten interessierte mich die Teichwirtschaft, welche gegen 1500 Morgen Fläche einnahm und mit einer Anzahl von Teichen getrieben wurde, welche alle vier Jahre abwechselnd abgelassen und trocken gelegt, worauf sie als Feld bearbeitet und mit Hafer besäet wurden, welcher einen kolossalen Ertrag einbrachte. Im Winter, nach dem Ablassen und vorhergegangenen Ausfischen, wenn der Frost den noch weichen Boden festgemacht hatte, wurde das dichte Schilf und das Röhricht, das weit in die Teiche hineinging, abgemäht und als treffliches Material teils zu Dachschoben, teils zur Streu verwendet, und der Ueberfluß, der auf dem Gute keine Verwendung fand, gut verkauft. Nach Aberntung des Hafers wurde der Teich dann wieder mit Wasser gefüllt und mit jungen Karpfen und anderen Speisefischen besetzt, welche in den folgenden vier Jahren prächtig wuchsen und eine große Einnahme brachten. An den Tagen im Herbste, wo das Fischen betrieben wurde, fanden sich Händler aus Breslau und anderen Städten ein und kauften reißend die Fische. Bei dem Fischen, das ein Hauptvergnügen für den alten Herrn war, beteiligte er sich selbst mit großem Eifer und konnte Tage lang am Sortiertische stehen und selbst sortieren.

Auf diesen Teichen sammelten sich eine unzählige Menge von wilden Enten und Gänsen, welche in dem bald emporwachsenden Schilf und Rohr vortrefflichen Schutz fanden und im Frühjahr daselbst nisteten. Um diese Bewohner der Teiche nicht zu stören, durfte kein Schuß bis zum Sommer fallen, und nur am 4. und 5. Juli, an denen der Geburtstag der Gräfin gefeiert wurde, wurde eine große Entenjagd gegeben, zu der die angesehensten Herrschaften eingeladen wurden. Auch waren diese Entenjagden in ganz Schlesien und im Posenschen berühmt, bei welchen mitunter bis 1400 mauserige Erpel geschossen wurden.

Bei einer dieser Jagden ereignete sich eine sehr fatale Scene, bei welcher die ganze rücksichtslose Leidenschaftlichkeit des Grafen zu Tage trat. Der Fürst Radziwill und der damalige kommandierende General von Grollmann aus Posen waren eingeladen worden und auch erschienen. Im Herbste des vorhergehenden Jahres hatte sich ein wildes Schwanenpaar auf dem großen Teiche, der das folgende Jahr der Schauplatz der Jagd sein sollte, zur größten Freude des Jagdgebers eingestellt und im Frühjahr darauf sein Nest gebaut, gelegt und mehrere junge Schwäne ausgebrütet. Dies war ein großer Stolz für ihn und hoffte er, davon einen bleibenden Gast und eine dauernde Zierde für seine Gewässer zu gewinnen. Vor der besagten Jagd ersuchte er nun auf das dringendste seine Jagdgäste, doch unter keinen Umständen einen jungen Schwan zu schießen, und genau darauf zu achten, nicht etwa einen solchen mit einer jungen Wildgans, die sich sehr ähnlich sähen, zu verwechseln, da ihm alles daran gelegen sei, das seltene Wild bei sich einzubürgern.

Die Jagd begann nun, indem jeder Gast einen Kahn mit Kahnführer erhielt; in der Mitte des Kahns befand sich eine hohe Stange, an deren Spitze eine Nummer stand, damit die Schützen sich erkennen könnten. Die Kähne wurden quer über den Teich aufgestellt und der Graf, der als kommandierender Admiral selbst alles anordnete, wiederholte seine Bitte in betreff seiner Lieblinge. In dem hohen Schilf konnte man nur die Spitzen mit den Nummern auf den Stangen sehen und der alte Herr konnte auf diese Weise jeder Unordnung in seiner Schlachtordnung vorbeugen. Je näher die Kähne dem

Ende des Teiches kamen, desto heftiger wurde das Feuer, da die im Schilf sich aufhaltenden Erpel immer weiter schwammen, während die alten Enten, welche um diese Zeit nicht mausern, nach den ersten Schüssen ihr Heil in der Flucht suchten und auf einen anderen Teich niedergingen. Die armen Erpel, die aber wegen der Mauser ihre Flügelfedern verlieren, mußten zurückbleiben und wurden die Gegenstände der Verfolgung. Der Fürst Radziwill, der etwas kurzsichtig war, hatte das Unglück, nun gerade auf die jungen Schwäne zu stoßen, welche vor ihm her im dichten Schilfe schwammen. Sein Jagdeifer und kurzes Gesicht ließen ihn nun trotz der Warnung die Vögel für Gänse halten, er schoß und zwei junge Schwäne, die dicht nebeneinander schwammen, waren tot. Der General, der neben dem Fürsten fuhr, sah das Unglück, und um es zu verheimlichen, suchten die Herren die Leichen im Wasser zu versenken. Dies zwang sie zum Stillhalten, das aber der Admiral sogleich bemerkte und stracks auf die zurückbleibenden Kähne zusteuerte, und so kam er leider gerade dazu, als der Fürst und General die Lieblinge verschwinden lassen wollten. Dies erkennend, geriet der Graf ganz außer sich. „Die Jagd hat ein Ende“, schrie er, „alle ans Land!“ Und wütend fuhr er selbst sofort ans Land und raste nach Hause. Der Fürst konnte seine Entschuldigungen gar nicht anbringen und verließ mit dem General sowie allen übrigen Gästen in großem Verdruß den Schauplatz dieses fatalen Auftritts.

Daß sich durch einen solchen Affront der Graf ungemein schadete, kann man sich denken, und es vergingen mehrere Jahre, ehe wieder einer der damaligen Gäste eine Einladung zu den sonst so gern besuchten Jagden des alten Herrn annahm.

Außer diesen am 4. und 5. Juli stattfindenden Enten-Verfolgungen wurde am 7. Januar, dem Geburtstage des Grafen, eine Hasen- und Rehjagd abgehalten, welche ebenfalls sehr gern besucht wurde, da die Reviere außerordentlich geschont wurden und außer diesen Tagen kein Schuß abgefeuert werden durfte. Ehe er von dieser Regel abging, kaufte er lieber das für die Küche etwa nötige Wildpret.

Die politischen Ansichten des Grafen waren durchaus für absolute Monarchie. Jede Einschränkung der königlichen Gewalt durch Verfassungsbestimmungen nannte er Rebellion, und alle, die solche wünschten und verlangten, Rebellen. Königtum und Adel waren allein zur Regierung der Völker geschaffen, alle übrigen Stände hatten zu gehorchen. Kaiser Nikolaus war sein Ideal. Die Franzosen und Polen haßte er auf das bitterste, beide Völker sollten ausgerottet werden. Ueber Politik ließ sich gar nicht mit ihm reden, jede andere Meinung als die seine ergrimmte ihn. Ich kam dennoch gut mit ihm aus, indem ich ihn, ohne gerade seine Grundsätze zu billigen, ruhig schimpfen ließ, wenn er auf das Thema kam, ohne ihm zu widersprechen. Ich glaube, dadurch sein Wohlwollen in hohem Grade erworben zu haben, das er mir während einer zehnjährigen Bekanntschaft schenkte.

Der Graf war eine athletische Figur und trotz seines Alters, das gewiß über 60 Jahre war, als ich ihn kennen lernte, von sehr großer körperlicher Stärke und unverwüstlicher Gesundheit. Ich sah ihn mehrmals Hasen mit einer schweren Doppelflinte per pistolette schießen.

Nachdem ich fast drei Tage bei ihm geblieben war, empfahl ich mich bei meinen freundlichen Wirten. Zuvor hatten wir verabredet, daß mich der Graf in der Stadt abholen sollte, woselbst ich mich für gewöhnlich aufhielt, da es der Wohnort meiner künftigen Schwiegereltern und damit meiner Braut war. Ein guter Schnee sollte aber erst abgewartet werden, ehe die Reise zu meinem Bruder in Polen anzutreten sei. Da einige Wochen später dieser eintrat, erschien der Graf mit seinem Leibjäger und einem Arsenal von Gewehren in einem offenen, aber geräumigen Jagdwagen, der mit drei Pferden bespannt war. Den Tag darauf traten wir die Reise an. Es ging über ein Seiten-Grenzamt, mit dessen Beamten ich gut bekannt war, wodurch die lästige Visitation

und Paßvisierung sehr abgekürzt wurde, welche sonst stattgefunden hätte, wenn wir über Kalisch unseren Kurs genommen hätten. Nach zweitägiger Fahrt, die bis auf einen komischen Vorfall ganz leidlich verlief, langten wir denn auch im gastfreien Hause meines lieben Bruders an, wo wir auf das freundlichste aufgenommen wurden. Der komische Vorfall bestand darin, daß wir am Abend des ersten Reisetages, in starkem Trabe um eine Ecke biegend, umwarfen, glücklicherweise in tiefen Schnee. Während des Fallens rief der Graf „116“. Das war die Zahl seiner derartigen Ausladungen. Nachdem alles Gepäck, ohne Schaden genommen zu haben, wieder aufgeladen, ging es lustig weiter.

Den folgenden Tag ruhten wir aus. Während desselben traf Georg die geeigneten Vorkehrungen für die vier Jagdtage, welche geplant worden waren, indem er die vier Revierförster, in deren Revieren gejagt werden sollte, anwies, die nötigen Leute zum Treiben zu bestellen, welche von den umliegenden Dörfern geliefert werden mußten, das Revier gut abzuspüren und ein Nachtquartier für uns herzurichten in ihrem Hause. Die Gewehre wurden gut nachgesehen und alles gehörig in Bereitschaft gestellt. Da tiefer Schnee das Land bedeckte, ließ der Graf sein Schnee-Jagdkostüm hervorholen, das in einem weiten weißen Mantel und einer Mütze von weißem Kaninchenfell bestand, das er auf seinem Posten über seinen grünen Anzug anzulegen pflegte, um sich gänzlich mit der ihn umgebenden Schneefläche zu identifizieren. Ebenso war sein hinter ihm stehender Leibjäger kostümiert. Als er nachmittags im Garten uns eine Vorstellung in dieser Verkleidung gab, mußten wir die praktische Vorrichtung sehr anerkennen, denn er sah wie ein großer mit Schnee bedeckter Baumstumpf aus. Sein Jäger führte zwei Flinten, eine Büchse und ein Doppelgewehr, sowie den Feldstuhl mit sich, auf welch letzterem der Graf sich niederließ, wenn ihm sein Posten angewiesen worden. Auf diese Weise hatte er bei allen Jagden den stärksten Anlauf.

Von den Förstern und Waldläufern waren bereits früher die Berichte eingegangen, daß in allen Revieren sich Wölfe gezeigt hätten, und daher die beste Aussicht gewährt war, daß die Jagden mit Erfolg gekrönt würden, wodurch der alte Herr ganz begeistert wurde. Den Tag darauf wurde nach Tisch aufgebrochen, um die Nacht bei dem Förster, dessen Revier abgetrieben werden sollte, zuzubringen, von wo dann den folgenden Morgen das Jagen beginnen sollte. Unsere Beförderungsmittel bestanden aus zwei Schlitten. Der eine war meines Bruders russischer Rennschlitten für zwei Pferde, der andere eine auf Kufen gesetzte Bitschka, mit vier Bauernpferden bespannt, die sehr bequem war und auch ein Verdeck zum Aufschlagen hatte. In dem Rennschlitten fuhr der Leibjäger des Grafen und ein Forstapplikant, der beim Forstamt angestellt war; in der Bitschka waren der Graf, mein Bruder, ich und der Sekretär meines Bruders untergebracht. Für die letzteren war ein bequemer Sitz aus Lagergerätschaften hergestellt, denn die Gesellschaft hatte in den Nachtquartieren für sich selbst zu sorgen und nur auf einen geheizten Raum zu rechnen, welchen der betreffende Förster zu liefern hatte. Die Lebensmittel, welche meine liebe Schwägerin in Fülle zurecht gemacht hatte, führten wir natürlich auch mit. Neben einem riesigen Rinderbraten, einem großen Schinken und, was das Beste war, einem geräumigen Kessel mit Bigosch war für Thee, Zucker und Kaffee ebenfalls gesorgt. Dieser sogenannte „Bigosch“ ist eine besonders beliebte polnische Nationalspeise. Er besteht aus Sauerkraut, Kartoffeln, Klößen, dem Fleisch von gebratenen Hasen, Speck und was für andere Fleischsorten zur Hand sind, alles klein geschnitten und untereinander gemischt und gekocht. Je öfter man den Kessel ans Feuer setzt, desto besser wird der Inhalt, dem nur ein tüchtiges Stück Butter beim Aufwärmen zugesetzt wird. Das Diner ist daher bald hergestellt. Die Reisenden in Polen, wo zu damaliger Zeit auf dem Lande nichts zu erhalten war, pflegten nie zu unterlassen, sich mit einem solchen Kessel zu versehen, wenn sie über Land reisten. In den Dorfkrügen und auch in kleinen Landstädten war nichts als

Schnaps zu haben und ein Stall für die Pferde, in welchen man mit Wagen hineinfahren konnte.

Auf diese Weise bestens ausgerüstet, fuhren wir wohlgemut und in fröhlichster Stimmung ab. Besonders war der Graf höchst munter. Es sei die vergnüglichste Jagdpartie, die er je gemacht, sagte er und drückte wiederholt meinem Bruder und mir die Hand, wobei er mich scherzhaft seinen Wohlthäter nannte, weil ich ihm diese verschafft hatte. Ohne weitere Abenteuer langten wir in unserem ersten Nachtquartier an, das vier Meilen vom Forstamt entfernt war, und richteten uns so gut wie möglich ein. Ein großes Feuer brannte im Kamin, auf das alsbald unser Kessel gepflanzt wurde für das Abendessen, das wir sehnlichst herbeiwünschten, denn wir waren sehr hungrig geworden. Nach eingenommenem Abendessen, an dem sich noch zwei Wirtschaftsbeamte von benachbarten Gütern beteiligten, wurde eine große Streu auf dem Boden gemacht, das Lagergerät für den Grafen, meinen Bruder und mich darauf ausgebreitet, und darauf lagerten wir uns ganz behaglich. Die Unterhaltung dauerte noch lange im Liegen fort, während der eine der Beamten die drolligsten Geschichten von seinen Leuten erzählte, daß das Lachen nicht aufhörte, bis der Graf und mein Bruder Ruhe geboten. Ersterer, der kein polnisches Wort verstand, war ärgerlich und wollte nicht im Schlafen gestört werden, und so drehte man sich auf die Seite und schlief trefflich.

Am Morgen wurde vom Leibjäger, der ein Horn mit sich führte, Reveille geblasen. Man erhob sich, die Betten wurden wieder zusammengepackt und beseitigt, die Streu sauber fortgeschafft, dann Anstalt zum Frühstück (Kaffeekochen und Schinkenaufschneiden) gemacht und biwakmäßig gefrühstückt. Alles war lustig und voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Unterdessen hatte der Förster wieder von den Waldläufern, die den Jagdgrund abgespürt hatten, Berichte eingezogen, welche sehr günstig lauteten. Nach und nach stellten sich viele ungeladene Schützen ein, unter ihnen ein Kosakenoffizier, der ungemein höflich sich bei meinem Bruder meldete und um Erlaubnis bat, an der Jagd teilnehmen zu dürfen, was natürlich mit größter Bereitwilligkeit zugestanden und mit einem Schluck Rum zum Willkomm bekräftigt wurde. Hierauf brach man auf. Das erste Treiben lag nicht entfernt vom Försterhaus, so daß die Aufstellung der Schützen bald beginnen konnte. Der Graf erhielt den besten Platz, neben ihm der Kosakenoffizier, darauf ich und so weiter. Die Treiber wurden durch mehrere Waldläufer befehligt und auf das Hornsignal des Försters ging das Treiben los. Lange regte sich nichts. Zwischen dem Gehege und der Schützenreihe lag ein langer Wüstengrund, den das Wild überschreiten mußte, wenn die Treiber näher rückten und es sich nicht mehr halten konnte. Mir gegenüber sah ich im Buschwerk einige Zeit sich etwas bewegen und hin und her durch die Büsche schlüpfen, ich konnte aber nicht erkennen, was es war, bis ich endlich sah, daß es ein starker Fuchs war, der durchaus nicht ins Freie kommen wollte. Da die Entfernung bis dahin höchstens 60 Schritt sein konnte, entschloß ich mich, mit dem gezogenen, mit einer Kugel geladenen Lauf meiner Büchsflinte Feuer zu geben, mußte aber gefehlt haben, worauf Reineke, statt auf den Schuß zurückzulaufen, gerade auf mich zu kam, was mir Gelegenheit gab, ihm die volle Schrotladung des Flintenlaufes zu verabreichen, die ihn denn auch tot niederstreckte. Mittlerweile waren die Treiber nahe gekommen. Auf einmal hörte man das Geschrei „Wolf, Wolf", und gleich darauf brach ein sehr großer Isegrimm aus dem Dickicht hervor und rannte auf den Kosakenoffizier zu, der ihn auf 30 Schritt herankommen ließ und ihn dann mit einer Rehpostenladung aus seiner Janitscharka begrüßte, die ihn aber nicht zu Boden streckte, sondern ihm nur das Kreuz entzwei schoß, so daß er nicht weiter konnte. In einem Nu hatte der Kosak wieder geladen und schoß ihn auf fünf Schritt vollends tot. Der Graf, der dies alles von seinem Stand aus sehen konnte, war außer sich, daß ihm diese schöne Gelegenheit, eine Jagdtrophäe zu erbeuten, entgehen mußte; er konnte aber keine Einwendung gegen den Vorfall machen, der in vollkommener Jagdordnung stattgefunden. Mit Bedauern



besah er das gewaltige Tier, das der Offizier sehr rücksichtsvoll ihm abtreten wollte, was der alte Jäger natürlich nicht annehmen konnte.

Das zweite Treiben war wenig erfolgreich, zwei Hasen und ein Fuchs wurden erlegt; der arme grüne (oder vielmehr in seinem Schnee-Jagdkostüm weiße) Heinrich war gar nicht zu Schuß gekommen. Ebenso war das dritte Treiben langweilig und noch schlechter als das vorhergehende, so daß wir froh waren, als die Jagd für den ersten Jagdtag zu Ende war und wir in unser Quartier fahren konnten, da unsere Schlitten zum letzten Treiben bestellt worden waren. Der alte Herr war aber doch wohlgelaunt in der Hoffnung auf bessere Erfolge bei den noch abzuhaltenden Jagden.

Mein Bruder hatte den Kosaken-Offizier eingeladen, sich uns anzuschließen, der denn auch mit Freuden zustimmte und mit uns ins Quartier fuhr. Es war ein sehr netter und sehr fröhlicher Kumpan, der, wenn er auch nur russisch sprechen konnte, doch polnisch verstand und herzlich mitlachte, wenn der drollige Beamte seine Witze machte. Im Quartier angelangt, fielen wir mit Macht über unser vorbereitetes Abendessen her, bereiteten einen kräftigen Punsch, zu dem die sorgsame Frau Forstmeisterin die Ingredienzien unseren Vorräten beigegeben hatte und der die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung versetzte, besonders aber unseren Kosaken, der nach beseitigtem Eßgerät und Eßtisch uns mit einem Kosakentanz vergnügte, den er zur Vollkommenheit ausführte und zu dem wir im Chor die Tanzweise sangen. Kurz, es war ein sehr unterhaltender und heiterer Abend. Unsere Streu wurde dann wieder zurecht gemacht und wir legten uns sehr gern zur Ruhe, da alle müde waren, umsomehr, als man den folgenden Tag sehr früh aufstehen mußte, um das Jagdterrain rechtzeitig zu erreichen, das nun an die Reihe kam, und drei Meilen (21 Werst) bis zum Rendezvous-Platz zurückzulegen waren.

Am anderen Morgen dort angelangt (es war bei dem Hause des Revierförsters, woselbst wir für die Nacht bleiben sollten), fanden wir alles schon in Bereitschaft. Für diesen Tag war ein sehr günstiges Jagdterrain zum Abtreiben bestimmt. Es war zum ersten Treiben ein großer Bruch ausgewählt, in dem sich Wölfe und viele Füchse aufhielten und der mit Unterholz und Dickicht überwachsen war. Wieder wurde für unseren Ehrengast vom Förster auf Anordnung Georgs der bestmöglichste Platz ausgesucht, wo ihm sein Posten angewiesen wurde. Der Bruch war zugefroren und die Treiber konnten gut durchkommen. Nachdem wieder alle Schützen aufgestellt waren, ertönte das Signal zum Beginn des Treibens. Die Schützen standen am Rande des Bruches und hatten hohes Holz hinter sich, also die bestmöglichste Stellung. Kaum war das Treiben losgegangen, so fiel schon ein Schuß, der einen Fuchs niederstreckte. Ein paar Wolfe waren in aller Frühe vom betreffenden Waldläufer gespürt und man hoffte mit Gewißheit, sie zu Schuß zu bekommen. Aber leider hatten sich die Bestien zum linken Flügel hingezogen und brachen da durch, wo ein Förster stand, welcher auf den einen schoß und ihn auch traf, aber nicht niederlegte. Der starke Schweiß bewies, daß er gut getroffen war. Leider waren keine Hunde zur Hand, welche man auf die Fährte hätte setzen können, und so mußte er aufgegeben werden; derselbe wurde aber einige Tage später verendet gefunden und auf dem Forstamte abgegeben. Wieder hatte der arme Graf Unglück, keine jagdbare Kreatur kam auf ihn, während er so gewiß gehofft hatte, seine Wünsche befriedigt zu sehen. Die folgenden Treiben waren ebenso unglücklich für ihn, so daß er doch anfing, mißmutig zu werden. Zwei Füchse und einige Hasen waren nur das Resultat aller der Mühen, die man sich gegeben hatte. Doch zwei Jagdtage waren noch in petto, so daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war. Unser Nachtquartier und unsere Abendunterhaltung waren so wie bei den vorherigen Abenden, und es ereignete sich nichts Bemerkenswertes.

Zum dritten Jagdtage wurde wieder sehr früh aufgebrochen. Dies sollte das beste Revier sein. Wie vorher erhielt Heinrich den dem Förster bekannten besten

Wechsel zum Posten angewiesen. Ein Wolf war auch an diesem Tage im Jagen, wurde aber nicht erlegt, da er durch die Treiber ging. Der Graf hatte aber einen schönen Fuchs geschossen, so daß er wenigstens eine kleine Genugthuung hatte. Er nahm ihn auch mit, da Georg ihm denselben schenkte. Einige Jahre später sah ich sein Fell als Mütze auf des alten Herrn Haupte, was ich später erzählen will.

So waren nun drei Jagdtage verstrichen. Der vierte wurde aufgegeben; man sehnte sich nach Hause und in die Ordnung eines geregelten Hauswesens. Der Graf selbst trug darauf an, da er alle Hoffnung, einen Wolf zu erlegen, aufgegeben hatte, und so ging es bei prächtigem Mondschein vom Jagdterrain aus nach dem sieben Meilen entfernten Forstamt. Im ganzen hatten wir uns doch gut unterhalten und auch der grüne Heinrich wurde wieder guter Laune. Früh am Morgen langten wir an und nach eingenommenem Kaffee legten wir uns alle zu Bett, um recht auszuschlafen, was all die Tage nicht gut gegangen war. Am Nachmittag kam für den Grafen und uns eine Einladung nach Budzislaw, dem Gute der Schwiegermutter meines Bruders, der Frau von Czarnowska, die zwar einen polnischen Namen trug, aber eine echte Berlinerin war. Sie besaß ansehnliche Güter, war eine hochgebildete, allgemein sehr geachtete Dame, und es war eine sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit gegenüber dem alten Herrn, dem Gaste des Schwiegersohnes. Die Einladung war zum Diner auf den morgenden Tag und wurde mit Dank angenommen. Der Nachmittag und Abend wurde sehr gemütlich im Kreise der Familie zugebracht, an dem auch der Graf sehr munter und gesprächig teilnahm. In der That hatte er auch alle Ursache, für die ihm erzeigte Gastfreundschaft und vielfältige Aufmerksamkeit dankbar zu sein, überdies von ganz fremden Menschen, mit denen er nie in Berührung gekommen war. Auch bestrebte er sich, dies durch die möglichste Liebenswürdigkeit an den Tag zu legen und seine Anerkennung kundzuthun, indem er dringend bat, ihm durch einen Gegenbesuch Gelegenheit zu geben, seine Dankbarkeit zu bezeigen, was auch gern angenommen worden wäre, wenn ein russischer Beamter so leicht hin und her und besonders über die Grenze hätte reisen dürfen.

Der Graf, mein Bruder und ich machten uns also den folgenden Tag zum Besuch nach Budzislaw auf, wohin zwei Meilen zurückzulegen waren. Wir wurden mit größter Artigkeit aufgenommen, und Frau von Czarnowska zeigte sich ihrem Gaste gegenüber als eine Dame, die in den höchsten Kreisen sich zu bewegen wußte und vortrefflich zu repräsentieren verstand. Ein feines Diner folgte dann einer artigen Unterhaltung und nach eingenommenem Kaffee mußten wir uns wieder empfehlen, da die Wege schauderhaft waren, welche uns nach Hause führten, und bei Nacht gefährlich werden konnten. So war denn die Zeit abgelaufen, welche für die beschriebene Jagdpartie bestimmt war, und der folgende Tag wurde zur Abreise festgesetzt. Unter Versicherung der herzlichsten Freundschaft und des besten Dankes für alles genossene Gute wurde Abschied genommen und fort ging es wieder der deutschen Grenze zu. Auf einem anderen Wege, als den wir gekommen waren, kehrten wir zurück und langten wohlbehalten und im ganzen sehr befriedigt über den Besuch im sonst so unwirtlichen Polen auf dem Gute des Grafen an, der sich leider keiner Jagderfolge rühmen konnte. Von da reiste ich dann schleunigst nach meinem gewöhnlichen Standquartiere ab und war glücklich, mein geliebtes Bräutchen, blühend wie immer, wieder umarmen zu dürfen.

Diese Jagdreisen sollten für lange Zeit nun unterbrochen werden, da ich mich eifrig nach einem festen Heim umsehen mußte, das mir ein Zusammenkommen mit meinem mir lieb gewordenen „grünen Heinrich“ verbot und meiner Jägerei vorläufig ein Ziel setzte. Auch sollte sich dieses Heim ungeahnt früher finden, als ich erwarten konnte, indem ich das Gut meines Schwiegervaters käuflich übernahm, über das wegen des unzuverlässigen bisherigen Pächters anderweitig verfügt werden mußte.



Nach dem Antritt meines Gutes hatte ich natürlich keine Zeit mehr, meiner Jagdpassion mich hinzugeben, da mich nun ernstlichere Geschäfte und dringendere Pflichten gänzlich in Anspruch nahmen. Ich konnte daher nur selten mit dem alten Grafen zusammenkommen, da sein Gut sieben Meilen von dem meinigen entfernt war. Nur wenn wir nach unserer Vermählung einen Besuch bei den Eltern machten, führte uns unser Weg ganz nahe bei ihm vorbei, wo wir dann immer ankehrten und stets von dem alten Herrn und der liebenswürdigen Gräfin auf das herzlichste aufgenommen wurden; auch versäumten beide nicht, uns trotz des weiten Weges Gegenbesuche zu machen. Die Gräfin war besonders von meiner lieben Stephanie sehr angezogen und überhäufte sie mit Freundlichkeit und Aufmerksamkeiten.

Nach sechsjährigem Besitze meines schlesischen Gutes hatte ich bei den stark gestiegenen Gutspreisen Gelegenheit, dasselbe sehr gut zu verkaufen, was ich nun that, um meinem Thätigkeitsdrange einen größeren Spielraum zu gewähren und eine bessere Einnahme zu erzielen, die auf dem kleinen Gute anfing, den Bedürfnissen der Familie nicht zu entsprechen. Dieser Umstand trennte mich noch mehr von dem alten Gönner, und als ich mich erst in Polen niedergelassen, kamen wir fast nie mehr zusammen, ausgenommen, wenn ich zum Wollmarkt nach Breslau kam, wo ich dann nicht unterließ, ihm meinen Besuch zu machen. Auch er hatte unterdessen seine Herrschaft verkauft und sich noch mit bedeutendem Kapital aus seinen oft mißlichen Verhältnissen herausziehen können, von dessen Zinsen er in Breslau angenehm leben konnte. Auch bei diesen Besuchen wurde ich stets als Freund aufgenommen, wobei er sich immer an unsere polnische Jagdpartie erinnerte und eifrig nach dem Befinden seines damaligen freundlichen Gastgebers sich erkundigte. Seine Jagdleidenschaft hatte sich aber noch immer nicht beruhigt, so daß ich eines Tages von ihm ein Schreiben erhielt, in dem er mir einen Besuch verkündete und mich zur Teilnahme an einer noch viel ausgedehnteren Jagdpartie aufforderte. Davon war nun von meiner Seite keine Rede, da mich meine vielseitigen Geschäfte daran verhinderten, wenn ich wirklich auch Lust zu solchen Abenteuern gehabt hätte, denn im Drang meiner vielen Pflichten hatte sich meine Jagdpassion sehr abgekühlt. Sein Plan ging nämlich dahin, nach Warschau zu reisen und vom Fürsten Statthalter Paskewitsch die Erlaubnis zu erbitten, einen Auerochsen zu schießen, ein Wild, das bekanntlich nur noch in der in russisch Litauen liegenden Bidowizer Heide existiert und sorgsam gehegt wird, auch nur mit specieller Erlaubnis des Kaisers geschossen werden durfte.

Für einen so alten Mann, der Graf mußte über 70 Jahre alt sein, war dies ein höchst gewagtes Unternehmen, ganz abgesehen von den großen Kosten einer solchen Expedition. Indes freute ich mich auf seinen Besuch, der denn auch einige Tage nach Empfang seines Schreibens stattfand. Ich stellte ihm alle die Mühsale, die er zu bestehen haben würde, sehr eindringlich vor, aber da half keine Gegenrede, um seinen Plan aufzugeben. Wenigstens bis Warschau sollte ich ihn begleiten, wo unterdessen mein Bruder sich niedergelassen hatte, da er bei der Schatzkommission eine höhere Stelle als bisher erhalten, nämlich als Intendant aller kaiserlichen Wälder im sogenannten Gouvernement der Weichsel, dem früheren Kongreß-Königreich Polen. Hierzu ließ ich mich denn auch bestimmen, weil ich einmal meinen Bruder wiedersehen wollte und dann auch Geschäfte bei den Behörden abzumachen hatte. Ein Freund von mir, ein Herr von D., hatte gebeten, mit nach Warschau gehen zu dürfen, was gern gestattet wurde. Beide Herren, die kein Wort polnisch verstanden, hatten einen Dolmetscher auch sehr nötig. Es wurde nun alles in Bereitschaft gebracht und nach einigen Tagen ging die Reise los. Ich hatte ein Relais auf die Hälfte des Weges nach Czenstochau gesandt, von wo wir mit der Eisenbahn nach Warschau fahren wollten. Ohne Aufenthalt langten wir auch daselbst an und bestiegen den folgenden Tag den Eisenbahnwagen.

Das Reisen mit dem alten Herrn war übrigens kein Vergnügen, da man nicht rauchen sollte, er auch in Geldsachen nicht eben nobel war und jeder seine Reisekosten

selbst zu besorgen hatte, obgleich ich eigentlich nur seinetwegen die Reise unternahm, Pferde stellte u. s. w. Das Kostüm, das er wieder angelegt hatte, bestand aus einem weiten grünen Mantel und als Kopfbedeckung aus einer kolossalen Mütze aus dem Felle des Fuchses, den er bei unserer Jagdpartie 10 Jahre vorher geschossen hatte. Die Erscheinung war hierdurch eine sehr auffallende und außerordentliche, so daß sie und wir damit die Aufmerksamkeit aller Mitreisenden erregten. D. und ich setzten uns in die fernsten Ecken, da wir entschlossen waren, nunmehr unsere Cigarren hervorzuholen, da wir uns nicht länger abhalten lassen wollten, diesem Genuß Genüge zu thun, dem wir während unserer Fahrt nach Czenstochau im geschlossenen Wagen aus Rücksicht für ihn entsagt hatten. Ich sah von meinem Sitze aus ihn ein grimmiges Gesicht schneiden, als er dies bemerkte, ließ mich aber dadurch nicht abhalten. Wir waren nicht lange gefahren, als bei einer Station ein Pole in unser Coupé einstieg und sich gegenüber der Fuchsmütze und dem grünen Mantel niederließ; da auch dieser alsbald seine türkische Pfeife herausholte und anbrannte, ging der Krakehl los. Er verbot in deutscher Sprache dem Polen zu rauchen, der dies aber nicht verstand und ganz höflich in Polnisch sagte, er verstände nicht deutsch. Hierauf deutete er mit heftigen Geberden auf einen Anschlag an der Wand des Coupés, worauf Vorschriften für die Reisenden in Polnisch und Russisch gedruckt waren, worin aber vom Verbot des Rauchens nichts stand, da es ein Rauch-Coupé war, während der Graf, der natürlich die gedruckten Vorschriften nicht lesen konnte, glaubte, es wäre das Verbot des Rauchens auf der Tafel verzeichnet. Noch immer war der Pole höflich, aber rauchte ruhig fort und schüttelte nur mit dem Kopf; als aber der Alte ihm nach der Pfeife griff, wurde er auch wild und fing an, auf Polnisch zu schimpfen und sich an die anderen Mitreisenden zu wenden, indem er fragte, ob die groteske Figur ein Narr wäre, dann müßte er aus dem Wagen gebracht werden. Der Spektakel wurde nun höchst fatal, es wurde nach dem Kondukteur gerufen, der auch bald erschien und nach der Ursache des Aufruhrs fragte, und nach erhaltener Auskunft dem Grafen bedeutete, daß er sich ruhig verhalten sollte, da er sonst den Wagen verlassen müsse. Glücklicherweise verstand der grüne Heinrich ihn nicht, da polnisch gesprochen wurde. Es wäre nun noch zu weiteren unerquicklichen Auftritten gekommen, wenn nicht gerade bei einer Station Halt gemacht worden wäre, wo er wütend den Wagen verließ, um in ein Coupé für Nichtraucher zu steigen, denn der Schaffner hatte allmählich verstanden, um was es sich handelte. Daß diese ganze Geschichte, besonders für mich, höchst unangenehm war, kann man sich denken. Ich konnte mich aber nicht in den Streit mischen und zu schlichten suchen, da ich durch die zwischen mir und den Streitenden sitzenden anderen Reisenden nicht durchkommen konnte, und überhaupt nicht den im Unrecht sich befindenden Grafen in Schutz nehmen konnte. Auch waren wir, D. und ich, eigentlich froh, daß er nun von uns getrennt war und seinen Grimm im einsamen Coupé beruhigen konnte. In Lowicz wurde Mittag gemacht, und da kamen wir wieder zusammen, ohne über das Vorgefallene zu sprechen. Er hatte sich aber einigermaßen beruhigt, bestieg aber wieder ein Nichtrauch-Coupé, während wir uns auf unsere früheren Plätze setzten.

Bis Warschau ging es nun ruhig weiter, wo wir spät abends anlangten. Hier ausgestiegen, war die Polizei gleich bei der Hand, unsere Pässe zu verlangen und uns anzuweisen, persönlich den folgenden Tag auf das Polizeiamt zu kommen, um die Pässe wieder zu erhalten. Auch mußten wir angeben, wo wir absteigen würden. Wir hatten uns bereits unterwegs entschieden, das Hotel de Bologne zu beziehen, das uns als ein sehr gutes empfohlen war. Wir fuhren nun alle vier, der Graf, D., ich und der Leibjäger, dahin ab. Daselbst angelangt, wählten wir ein hübsches Apartement in der Beletage aus. Der grüne Heinrich begann aber gleich mit dem uns empfangenden Oberkellner zu handeln, was uns überaus widerlich war und wir uns für unsere Person nicht mehr tyrannisieren lassen wollten. Wir bestanden darauf, das gewählte Logis zu nehmen, das ihm zu teuer war, und überließen ihm, sich selbst einzuquartieren, was er

dann eine Etage höher mit seinem Jäger that, indem er ein Zimmer nach hinten heraus mit einem Vorsaal, wo der Jäger bleiben sollte, nahm. Da er eine Menge Empfehlungsschreiben an angesehene Personen hatte, war diese Auswahl eine durchaus unpassende, denn Gegenbesuche konnte er nach Abgabe der Schreiben erwarten und diese würden einen sonderbaren Begriff von einem deutschen Grafen erhalten, der in einem so unansehnlichen Zimmer Wohnung genommen.

Nachdem D. und ich im Speisesaal ein gutes Abendessen eingenommen, an dem der Graf aus Sparsamkeit nicht teilnahm, zogen wir uns in unsere Zimmer zurück, in welchen auch unser alter Herr uns aufsuchte; als er uns aber gemütlich schmauchend fand, zog er sich alsbald zurück, nachdem ich mit ihm verabredet hatte, am anderen Tage Bruder Georg zu besuchen.

Den folgenden Morgen mußten wir erst auf die Polizei und von da verfügten wir uns zum lieben Bruder. Wie immer wurden wir auf das herzlichste von ihm und der trauten Eugenie, seiner Gattin, aufgenommen, die beide sehr bedauerten, daß ihre beschränkte Wohnung ihnen nicht erlaubte, uns aufzunehmen. Zum Abend erwarteten sie uns aber zum Thee, was wir gern annahmen. Den übrigen Tag sah man sich Warschau an, speiste im Hotel und ruhte sich behaglich in seinem Zimmer aus. Der Graf hatte sich indes beim Adjutanten des Fürsten-Statthalters eine Audienz erbeten, welche ihm auch auf den anderen Tag bestimmt wurde.

Nun mußte zu dieser feierlichen Handlung die Standes-Uniform hervorgeholt werden, beim Anprobieren fand sich aber der ärgerliche Umstand, daß die Degenkoppel vergessen worden war. Jetzt war guter Rat teuer, denn der alte Herr wollte keine neue anschaffen, und doch ging es nicht ohne Degen. So entschloß er sich zu Bindfaden, mit dem er sich das Schwert anhängen wollte. Auf meine Bemerkung, daß dies doch nicht anginge und zu despektierlich aussähe, nahm er keine Rücksicht und sagte, man würde es nicht bemerken, obgleich es sehr deutlich zu sehen war. In der That, so geschah es, und so erschien er den folgenden Tag zur Audienz bei dem Fürsten. Was er für einen lächerlichen Eindruck bei dem Adjutanten und den anderen anwesenden Offizieren gemacht haben mußte, kann man sich vorstellen. Der Fürst war sehr artig, aber kurz, und verständigte ihn dahin, daß er kein Recht habe, ihm sein Gesuch zu bewilligen, da nur der Kaiser allein die Erlaubnis geben könne. Damit war er entlassen. Sowohl mein Bruder als ich hatten ihm dies schon vorher wiederholt gesagt, aber in seinem Eigensinn beharrte er auf seinem Willen. Als er zurückkam, wollte er mit der Sprache nicht heraus und rühmte nur die Artigkeit des Fürsten, mußte aber doch später eingestehen, daß wir recht hatten.

Ich hoffte nun, daß er sein Attentat auf einen Auerochsen aufgeben würde, aber nein, er wollte einmal seinen Vorsatz ausführen und beschloß, nach Petersburg zu reisen und den Kaiser selbst zu bitten, ihm die ersehnte Erlaubnis zu geben. Da Georg und ich seinen Eigensinn kennen gelernt hatten, thaten wir weiter keine Einsprache, die zu nichts geführt hätte. Er machte alsbald seine Vorbereitungen zur Reise, wozu er sich vor allem mit dem nötigen Gelde versehen mußte. Ich mußte mit ihm zu einem Bankier gehen und ihm beim Verkaufe einiger polnischer Pfandbriefe behülflich sein. Er hatte einen ganzen Pack dieser Papiere bei sich, es sollten gegen 10000 Thaler darin stecken. Mit einem Berliner Kurszettel, den er dem Bankier vorwies, meinte er ihm zu beweisen, daß er soviel erhalten müsse. Da der Bankier ihm den Warschauer Kursbericht vorlegte, in welchem die Papiere um zwei Prozent niedriger standen, fing er wieder an, ganz wild werden zu wollen, und schimpfte auf die Juden, die überall Betrügereien ausführten, so daß ich ihn sehr ernstlich bitten mußte, sich zu mäßigen, da wir in fremdem Lande seien. Der Bankier, der natürlich auch ein Jude war, denn die Juden in Polen hatten ja den ganzen Groß- und Kleinhandel in ihrer Gewalt, ließ sich diese Komplimente ruhig gefallen, und so war der alte Herr gezwungen, sich zu

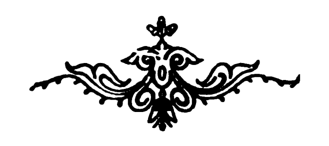
fügen und einige seiner Pfandbriefe gegen Rubel, die ihm in Rußland nötig waren, auszutauschen. Nachdem alle Vorbereitungen beendet waren und er Abschied von meinem Bruder genommen hatte, schiffte er sich auf einem schlechten Wagen mit Postpferden zu der langen Reise ein, wir wünschten glückliche Reise und guten Erfolg und waren froh, daß wir ihn los waren.

Erst nach zwei Jahren sah ich ihn bei einem Besuch, den ich ihm in Breslau machte, wieder, wo er mir dann mitteilte, daß er nach sehr beschwerlicher Reise in Petersburg eingetroffen sei, vom preußischen Gesandten dem Kaiser vorgestellt wurde und von diesem auch die ersehnte Erlaubnis erhielt, aber ehe diese ausgefertigt worden, schrecklich viel Kosten gehabt hätte. Nachdem er nun das kostbare Dokument für den Wildmeister in Litauen endlich erhalten, reiste er wieder mit Postpferden ab, langte bei dem betreffenden Beamten an, der ihm denn auch Gelegenheit verschaffte, auf einen dreijährigen Auerochsen zu Schuß zu kommen, den er aber nur anschoß und nicht tot bewundern konnte. Hiermit war nun sein Ziel leider nicht erreicht, trotz der großen Mühsale und Kosten, und so mußte er abziehen. Von da ging er nach Ostpreußen zu einem bekannten Großgrundbesitzer, in dessen Waldungen er einen starken Elenhirsch schießen konnte, und von da, nach dreimonatlicher Abwesenheit, nach seinem Wohnort Breslau.

Dies war mein letzter Besuch bei meinem alten Gönner, ich sollte ihn auch nicht wiedersehen, denn das Jahr 1848 war angebrochen, das mich über den Ocean brachte, und habe ich nichts mehr von ihm erkunden können.

Und so nehme ich denn Abschied von dir, tapferer alter grüner Heinrich, und wünsche dir in einer anderen Welt gute Jagdgründe und Jagden mit den seligen Indianern, zu denen du gut gepaßt hättest.

(Schluß folgt.)





Der Ersatz des Duells.

Von

Oberst a. D. **von der Decken.**

Der bekannte treffliche Pastor O. Funke hat das Duell „den geadelten Mord“ genannt. In der That steht der Zweikampf mit tödlichen Waffen in schroffem Gegensatz zu den Forderungen der Religion, des Gesetzes, der Humanität und Kultur. Er widerspricht in höchstem Maße dem Wesen und den Sitten eines „christlichen“ Volkes, sowie den ersten Erfordernissen des modernen Rechtsstaates.

Ereignisse der jüngsten Vergangenheit: die Forderung Stumm-Wagner, die Duelle infolge des Falles Kotze ꝛc., Notizen wie diese: „Hauptmann v. St. erschoß den Lieutenant F.“, „Gestern fand ein Pistolen-Duell zwischen den Studenten A. und v. B. statt“, die man fast wöchentlich in den Zeitungen liest, lassen die Duellfrage in hohem Grade brennend erscheinen. Sie legen allen, die mit Ernst Christen sein wollen, gebieterisch die Pflicht auf Herz und Gewissen, endlich mit aller Energie auf die Beseitigung des mannermordenden Duell-Unwesens zu dringen.

Soll dieses Streben aber Erfolg haben, so sind vor allem zwei Vorbedingungen notwendig: die allseitige Erkenntnis des Unrechts gegen Gottes Gebot und das Vorhandensein genügender Ersatzmittel.

Viele sonst ernste Christen sind noch immer überzeugt, daß das Duell zwar juristisch strafbar, moralisch aber erlaubt sei. Sie meinen, daß nur die Katholiken dasselbe als ein Unrecht, als eine Sünde gegen das 5. Gebot betrachten und daher unbedingt verwerfen, nicht aber auch unsere evangelische Kirche, mit Ausnahme einiger „Orthodoxer“ und „extremer Fanatiker“. Dem gegenüber ist es dringend notwendig, diesen gefährlichen Irrtum, solch billigen Entschuldigungsgrund zu beseitigen. Wir stellen ausdrücklich fest, daß der ganze gläubige Teil unserer protestantischen Kirche — und nur dieser kann ja maßgebend sein — den Zweikampf ebenso entschieden verwirft und bekämpft, als die katholische. Darüber darf nicht länger ein Zweifel bestehen. Mit allem Nachdruck muß der Anschauung entgegengetreten werden, als wäre unsere Kirche weniger streng, weniger entschieden sowohl in der Auffassung und Auslegung, als in der Verteidigung der christlichen Lehren und Gebote. Es giebt keine protestantische oder katholische Auffassung der heiligen zehn Gebote, sondern nur eine christliche. Es hieße geradezu die protestantische Kirche beleidigen, wollte man annehmen, daß dieselbe in Bezug auf die ethischen, sittlichen Forderungen unserer christlichen Religion laxer, toleranter sei, als unsere katholische Schwesterkirche, als nähme sie mehr Rücksicht auf den falschen Zeitgeist, auf die Neigungen, Vorurteile und Sünden der oberen Stände als jene. Das alles mag zutreffen bei dem Pseudo-Protestantismus der

„modernen liberalen Theologie", keineswegs aber bei dem positiven, streng am Apostolikum festhaltenden Teile unserer Kirche.

Wenn die Verurteilung des Duells seitens unserer Kirche nicht so klar und unzweideutig ausgesprochen ist, als in der katholischen, so liegt das, wie in vielen gleichen Fällen, lediglich daran, daß wir keine oberste kirchliche Autorität, keine in Glaubenssachen entscheidende höchste Instanz besitzen.

Die besten und hervorragendsten Vertreter und Autoritäten unserer Kirche sind einstimmig in der prinzipiellen Verurteilung des Duells. „Die Kirche", schreibt Hengstenberg, „betrachtet das Duell aus dem Gesichtspunkt des Mordes. Diese Stellung nimmt nicht etwa eine einzelne Konfession ein, sondern die gesamte christliche Kirche nach allen Konfessionen. Es verhält sich auch nicht so, daß etwa die Majorität bewährter Organe der Kirche gegen das Duell wäre, eine minder erleuchtete Minorität dafür, sondern es findet vielmehr eine imponierende Einstimmigkeit statt. In der gesamten evangelischen und katholischen Litteratur findet sich auch nicht ein einziger Mann von innerlicher Frömmigkeit, Ruf und Anerkennung, der es gewagt hätte, das Duell zu verteidigen" . . . . . „Das Zeugnis der lutherischen Kirche gegen das Duell ist ein völlig einstimmiges. Denn daß einige halbe oder ganze Rationalisten sich zu dem Zugeständnisse herabgelassen haben, daß die Duellanten unter Umständen ‚mehr Mitleiden als Vorwürfe verdienen', wird man dieser Kirche nicht zurechnen dürfen."

Ebenso stehen unsere heutigen positiven Theologen. Dies hier näher nachzuweisen, würde zu weit führen, und können wir uns um so eher versagen, als das bereits vor nicht langer Zeit in diesen Blättern von Konsistorialrat Balan in vortrefflicher Weise geschehen ist. In völliger Uebereinstimmung damit schreibt auch der Feldpropst der preußischen Armee, Dr. Richter, in seinem unlängst erschienenen, als Konfirmandenlehrbuch in sämtlichen preußischen Kadettenanstalten und Militärgemeinden benutzten Katechismus wörtlich: „Auch alle Verstümmelung und freventliche Gefährdung des Leibes und Lebens ist Sünde gegen das 5. Gebot. Die Unsitte des Duells. Es ist ein Rest des Faustrechts, ein falscher Schutz der eigenen Ehre, die nicht durch einen anderen, sondern nur durch eigene Sünde und Schande genommen werden kann, ein frevelhaftes Sichstellen vor die Thore der Ewigkeit. Mut kann nie bewiesen werden durch Uebertretung des göttlichen Gebotes, sondern nur durch Halten desselben trotz der Macht der Vorurteile." Ebenso wurden noch ganz kürzlich in verschiedenen protestantischen Synoden folgende Thesen angenommen: „1. Das Duell ist in jedem Fall eine Sünde gegen das 5. Gebot. 2. Die Kirche muß gegen das Duell dadurch Protest erheben, daß sie dem Duellanten vor dem Duell das Abendmahl und dem in demselben Gefallenen das kirchliche Begräbnis verweigert. 3. Die Kirche in ihren geordneten Organen hat die Pflicht, allen, besonders den hohen und höchsten Ständen, in dieser Hinsicht das Gewissen zu schärfen."

Die Entscheidung der Kirche aber ist für jeden allein maßgebend, sofern er ein Christ sein will. Man entgegne nicht: „Auch ich bin ein treuer Sohn meiner Kirche, aber ich kann diese Verteidigung meiner Ehre, solche ‚kavaliermäßige' Art des Tötens nicht für Sünde halten." Lieber Freund, was Recht und Unrecht, sittlich erlaubt oder verboten ist, das bestimmt nicht jeder Laie nach eigenem Ermessen, sondern die Kirche. Es handelt sich durchaus nicht darum, was der Einzelne für Sünde hält. Einzig ausschlaggebend ist, was Gott und die Kirche, der man angehört, dafür erklärt. Ihr Urteil allein hat in Sachen des Glaubens und der Sitte maßgebend zu sein, ihm hast du dich unweigerlich zu fügen, wenn du in Wahrheit ein Christ, ein gehorsamer Sohn deiner Kirche bist. Wohin sollte ein derartiger Subjektivismus wohl führen! Wenn es nach deinen eigenen Empfindungen und Neigungen ginge, würdest du wohl auch die Nichtachtung verschiedener anderer Gebote des christlichen Sittengesetzes, namentlich auch des sechsten, für nicht so schlimm, ja unter Umständen ebenfalls für erlaubt halten.

Wenn aber der Zweikampf von beiden Kirchen in vollkommener Uebereinstimmung als Sünde gegen das 5. Gebot erklärt und seine Beseitigung gefordert wird, so ist es zweifellos unsere Pflicht, mit aller Energie den Kampf gegen das Duell aufzunehmen. Es ist die höchste Zeit, daß wir, angesichts unserer traurigen socialen und sittlichen Zustände, endlich Ernst machen mit den Forderungen des Christentums. Wir müssen die Konsequenzen der göttlichen zehn Gebote auch im täglichen, praktischen Leben ziehen, und alles thun, um den „christlichen Staat“ endlich zur Wahrheit zu machen. Nur dadurch kann die sociale Frage gelöst, Staat und Gesellschaft vor Umsturz und Verderben gerettet werden. Dazu aber ist es notwendig, daß wir Christlich-Konservativen die Abstellung offenbarer Mißstände aller gegen die Lehren des Christentums verstoßenden Einrichtungen *selbst* in die Hand nehmen und nicht länger die Bekämpfung derselben, sowie die Forderung berechtigter, notwendiger Reformen der Socialdemokratie überlassen.

Soll aber die Unsitte des Duells aufhören, so müssen die in allen Dingen der Ehre und Sitte maßgebenden *oberen Stände*, und besonders die Offiziere und Edelleute, mit gutem Beispiel vorangehen. Soll unser Volk wieder ein christliches werden, so müssen es zuerst und vor allem wieder die höheren Klassen der Gesellschaft werden, die Führer und Vorbilder des Volkes.

Und Gott sei Dank, stehen bereits weite Kreise des christlichen Adels und Offizier-Corps den Bestrebungen zum Ersatz des Duells durch friedliche Mittel durchaus freundlich gegenüber. Die Zeiten des früheren skrupellosen, rauffreudigen Duellfanatismus sind vorüber. Es giebt bereits viel mehr offene oder heimliche Duellgegner, als bei der außerordentlichen Macht der Gewohnheit und Traditon vielfach angenommen wird. Der christliche Gedanke hat Fortschritte gemacht und beginnt wieder eine Macht, eine Großmacht zu werden. Der Ernst und die Not der Zeit haben weite Kreise unseres Volkes, speciell auch der oberen Zehntausend, wieder glauben und beten gelehrt, und auch unter ihnen die Zahl derer wesentlich vergrößert, die mit Ernst Christen sein wollen, die sich bestreben, nicht nur ihren eigenen Wandel, sondern auch die Einrichtungen des öffentlichen, staatlichen Lebens mit den Forderungen der Kirche in Einklang zu bringen.

In der *Theorie* verwerfen bereits die Meisten das Duell. Man giebt auch zu, daß der Duellunfug ganz übertrieben, Gesundheit, Leben und Familienglück oft selbst bei den *größten Kleinigkeiten* freventlich aufs Spiel gesetzt werden, und daß viele Vorgesetzte es noch lange nicht genug als ihre *heilige Pflicht* betrachten, den Untergebenen vor frivolen Angriffen zu schützen, ein Duell zu *verhindern*, die Ehrenhändel auf friedlichem Wege zu erledigen, was, wie Schreiber dieses aus eigener Erfahrung bezeugen kann, bei ernstem Willen fast immer sehr leicht gelingt.

Aber in der *Praxis* glauben Viele das Duell nicht entbehren zu können, halten es für ein „*notwendiges Uebel*“. Sie machen sich nicht klar, daß es für Christen überhaupt kein „notwendiges“ Uebel, keine unvermeidliche und daher erlaubte Sünde giebt, in einem christlichen Volke und Staate nicht geben *darf*; sie vergessen, daß, wenn nur ein fester Wille vorhanden ist, sich stets auch ein gangbarer Weg zur Ausführung findet. Und einen solchen giebt es glücklicherweise auch hier. In der That bietet sich ein durchaus genügender Ersatz, eine andere, bessere, friedliche Art der Schlichtung von Ehrenhändeln. Eben hierin liegt der Kernpunkt und die Lösung der Duellfrage. Soll der Zweikampf beseitigt werden, so bedarf es notwendig entsprechender *Ersatzmittel*.

Es ist ein von liberaler und zum Teil auch von kirchlicher Seite gemachter großer Fehler, daß man immer nur die Abschaffung des Duells gefordert hat, ohne dafür irgend etwas Anderes und Besseres an die Stelle zu setzen. Wie in allen Dingen, so ist auch hierbei mit der bloßen Negation nichts gethan. Diese Frage ist absolut nicht zu lösen ohne genügende Berücksichtigung der nicht nur berechtigten, sondern geradezu notwendigen Eigenart der Offiziersstellung, der erhöhten Ehrbegriffe der oberen Stände überhaupt. Nur demokratische Anschauungen und allgemeine Nivellierungs-Bestrebungen,

Neid oder Unüberlegtheit kann leugnen, daß die höheren Klassen und in autoritären Stellungen Befindlichen mehr auf die Wahrung des Ansehens und guten Rufes ihres Namens und Standes, mit einem Worte, ihrer Ehre, halten müssen, als die unteren. Noblesse oblige! Nur wenn und so lange sie ihren Ehrenschild untadelig rein und blank, über jeden Zweifel erhaben erhalten, genießen sie die für die Autorität und das Ansehen ihres Standes unerläßliche höhere Achtung und persönliche Wertschätzung, können sie ihre Stellung, ihren Beruf und ihre Pflicht als Vorbilder des Volkes in genügendem Maße ausfüllen.

Es ist daher nicht nur berechtigt, sondern durchaus notwendig, daß jedes einzelne Mitglied dieser Stände sein Alles setzt an seine Ehre, daß es ein ganz vorzugsweise reges Standes- und Ehrgefühl, einen besonders ausgeprägten, gepflegten und normierten Ehrbegriff besitzt. Ueber diesen aber können nur sie allein genügend urteilen, nur Gleichgestellte und Gleichgesinnte haben das richtige Gefühl, das wahre Verständnis für die Forderungen und die Ehre des Standes. Daher bedarf jede Korporation, die auf ihre Ehre und ihr Ansehen hält, eines besonderen Ehrengerichts, das über der Ehre des Einzelnen wie des ganzen Standes wacht. Vor allen anderen aber natürlich der Stand der Ehre par excellence, der des Offiziers. Die allgemeinen Gerichte, auf die man vielfach verweist, sind dazu völlig außer stande. Sie können nur über gesetzlose Handlungen, nie aber über ehrlose Gesinnungen aburteilen. Das Corpus juris kann unmöglich der rechte Ehrencodex sein für die ungeschriebenen Gesetze der Ehre, der Standessitte und Wohlanständigkeit, nicht richtig urteilen über den völlig verschiedenen Ehrbegriff eines wahren und eines dunklen Ehrenmannes, eines Gesinnungs-Aristokraten oder Plebejers.

Den praktischen Beweis, daß ein Offiziercorps thatsächlich ohne Duell auskommen kann, daß dafür völlig ausreichende Ersatzmittel vorhanden sind, durch deren Anwendung weder die Ehre, noch der Mut und die Initiative des Einzelnen die mindeste Einbuße erleiden, liefert seit 50 Jahren die englische Armee und Marine, denen gewiß niemand jene Eigenschaften absprechen wird. Dort hat bekanntlich der Prinzgemahl Albert unter thatkräftiger Mitwirkung des Höchstkommandierenden, des Herzogs von Wellington, in richtiger Würdigung der religiösen, rechtlichen und sittlichen Verwerflichkeit des Duells, dieses völlig aus dem Offiziercorps verbannt und damit zugleich aus der Gesellschaft. Diese hoch erfreuliche Thatsache bestätigt wieder einmal deutlich die alte Wahrheit, daß wohl die Ehre selbst, aber durchaus nicht ihre Bethätigungen und Formen, die konventionellen Anschauungen über dieselbe, feststehen, sondern dem Wechsel unterworfen, je nach Zeiten, Ländern, Ideen und Herrschern verschieden sind, sowie, daß die Auffassung der obersten Militärbehörden dafür wesentlich bestimmend ist. Auch in Preußen sind bekanntlich verschiedene Herrscher, u. a. König Friedrich Wilhelm III., ja sogar der Soldatenkönig Friedrich der Große, entschiedene Duellgegner gewesen. Das Gebot und Verbot des Duells, die Ansichten über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit desselben haben vielfach gewechselt, je nach den herrschenden Persönlichkeiten und den durch sie geschaffenen konventionellen Anschauungen. Es ist daher sehr verkehrt, den Ehrencodex für sakrosankt und unabänderlich zu halten. Man braucht eben an maßgebender Stelle nur ernstlich zu wollen, nur den entschiedenen Wunsch und Willen auszusprechen, den Zweikampf durch andere Mittel ersetzt zu sehen, so wird er sofort verschwinden und das allgemeine Urteil sich auch bei uns sehr bald und ganz von selbst dementsprechend umbilden*).

*) Auch der Umstand, daß die übrigen angekündigten Duelle im Fall Kotze durch Eingreifen Sr. Majestät unterblieben sind, beweist in sehr erfreulicher und verheißungsvoller Weise, wie sehr die Auffassung und der Wille der Allerhöchsten Stelle den herkömmlichen Ehrbegriff der Gesellschaft zu beeinflussen vermag und wie leicht bei einigermaßen gutem Willen sich selbst Beleidigungen allerschwerster Art auf andere Weise als durch Blut und Eisen ausgleichen und sühnen lassen.



Gerade in der deutschen Armee sind alle Vorbedingungen vorhanden, um die Abschaffung des Duells und dessen Ersatz durch friedliche Mittel zu erleichtern. Die jetzige Einführungsverordnung zu den Ehrengerichten der Offiziere ist ausgezeichnet, enthält geradezu goldene Worte. Sie ist gleichsam ein Katechismus der Ehre, nicht nur für den Offizier, sondern für jeden wahren Ehrenmann. Und diese Grundsätze über Ehre und Ehrgefühl müssen unter allen Umständen im deutschen Offizierkorps in vollem Umfange als unverbrüchliche Richtschnur und leuchtende Leitsterne aufrecht erhalten bleiben.

Nur die Ehrengerichts-Bestimmungen selbst bedürfen einiger Ergänzungen und Aenderungen. Drei eigentlich selbstverständliche Grundsätze müssen als oberste Richtschnur an die Spitze gestellt werden:

1. Das überall geltende Princip, daß niemand sich selbst Recht verschaffen, nicht Richter in eigener Sache sein darf.

Die jetzige Praxis der Selbsthülfe, des Faustrechts, des vermeintlichen Gottesurteils entstammt einer früheren roheren, recht- und gesetzlosen, unchristlichen Zeit. Nicht der Einzelne darf sich nach eigenem Ermessen auf gewaltsame, gesetz- und moralwidrige Weise mit der Waffe in der Hand Recht verschaffen, seinen Leidenschaften und selbstsüchtigen Instinkten Raum geben, sondern das Ehrengericht seiner Standes- und Berufsgenossen hat über Recht, Schuld und Sühne zu urteilen. Nur so ist eine objektive, gerechte, allseitig befriedigende Entscheidung zu ermöglichen. Nicht der Beteiligte selbst, sondern nur unparteiische Dritte vermögen die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und die Richtigkeit der Handlungsweise richtig zu beurteilen, das rechte Maß der Genugthuung zu bestimmen. Gewiß soll auch ferner jeder Einzelne der Wächter und Hüter seiner Ehre bleiben und nicht die leiseste Trübung seines blanken Ehrenschildes dulden. Nur soll er nicht die Wahrung und Sühne derselben selbst in die Hand nehmen, sondern dem Offiziercorps überlassen, das ja die Ehre jedes einzelnen seiner Mitglieder als die der Gesamtheit betrachtet und das gleiche Interesse an ihrer Reinhaltung besitzt. Außerdem aber ist es ein Gebot wahrer Kameradschaft sowie eine entschiedene Pflicht des Vorgesetzten und speciell des Kommandeurs, den Kameraden und anvertrauten Untergebenen vor frivolen Angriffen, Verleumdungen und Beleidigungen, sowie vor der Rachsucht und Rauflust eines persönlichen Feindes zu schützen, solidarisch für ihn einzutreten und nicht freventlich Glück, Gesundheit und Leben des Kameraden aufs Spiel zu setzen.

2. Die Anerkennung des Grundsatzes, daß es unzweifelhaft die Pflicht jedes Ehrenmannes ist, einen Irrtum zuzugestehen, eine Beleidigung, ein zugefügtes Unrecht zurückzunehmen und möglichst wieder gut zu machen, sowie andererseits, dasselbe nach entsprechender Entschuldigung zu verzeihen.

Es muß endlich mit der durchaus falschen Anschauung gebrochen werden, als könne eine Beleidigung nur durch das Schwert gesühnt, die Ehre nur durch Blut gewahrt werden, sowie mit dem thörichten Wahne, als ob eine befleckte Ehre, eine niedrige Gesinnung jemals durch einen bloßen Schuß, durch Tötung des Gegners, durch ein neues Unrecht hergestellt werden könnte.

Es ist eine ganz falsche Romantik, ein verfehltes Rittertum, ein mißleitetes Ehrgefühl, seine Ehre durch sittlich unerlaubte Mittel wahren und verteidigen zu wollen. Die wahre Ehre ist das Produkt innerer Ehrenhaftigkeit und edler Gesinnung, die praktische Bethätigung dessen, was Religion, Pflicht, Sitte, Edelmut, Gerechtigkeit vorschreiben, keineswegs aber ein bloß äußerliches Standesgebahren, nicht Schein, sondern Sein. Moralischer Mut ist ungleich größer, edler und seltener als physischer; es gehört ein wesentlich höherer Grad von Mut dazu, es ist ein viel größerer Beweis ehrenhafter Gesinnung, seine Schuld offen zu bekennen und wieder gutzumachen, als darin wider besseres Wissen zu verharren oder gar mit der Waffe in der Hand einen falschen Beweis zu erzwingen, einen trügerischen Schein der Wahrheit hervorzurufen, zu dem Unrecht des Beleidigens und Verleumdens noch die Sünde des Blutvergießens, zu der Lüge noch einen Mord hinzuzufügen.



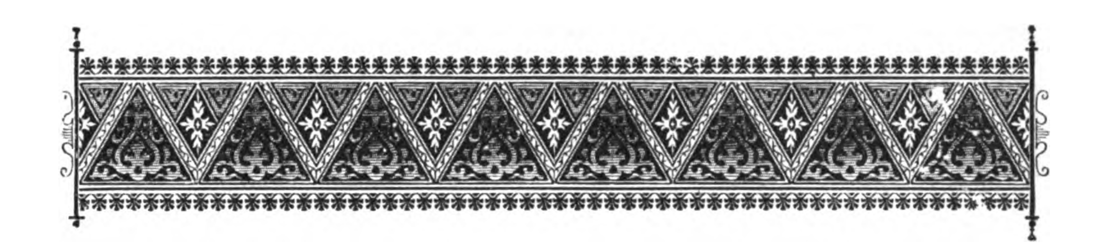
3. Die Bestimmung, daß niemand Offizier werden oder bleiben darf, der obige beiden Grundsätze nicht anerkennen will.

Das Verfahren bei Schlichtung von Ehrenhändeln auf friedlichem Wege würde demnach etwa folgendes sein: Jeder einzelne Fall von Beleidigung ꝛc. ist schleunigst dem bereits jetzt bestehenden, vom Offiziercorps gewählten Ehrenrate zu melden. Dieser wird um einige Mitglieder verstärkt und unter Leitung des Kommandeurs zum Schiedsgericht über alle Ehrenfragen erweitert. Dasselbe hat nach gewissenhafter Untersuchung der Angelegenheit über die dem Schuldigen, entsprechend der Schwere des Falles, aufzuerlegende Sühne bezw. über die als entsprechend erkannte Genugthuung zu entscheiden und deren Wortlaut festzusetzen. Jeder Offizier ist bei Strafe der Entlassung verpflichtet, sich dem Spruche des Schiedsgerichts zu fügen. Jedoch ist eine Berufung an das Ehrengericht, also an das gesamte Offiziercorps oder auch an die vorgesetzte Behörde gestattet. Als Sühne bezw. Genugthuung hat das Schiedsgericht zu erkennen auf: Mündliche oder schriftliche Entschuldigung, Ehrenerklärung vor Zeugen, nach Umständen außerdem auf eine Warnung, Versetzung oder disciplinarische Bestrafung. In schweren Fällen beantragt es als höchste Strafe die Entfernung des Schuldigen aus dem Offiziersstande und damit zugleich aus der guten Gesellschaft überhaupt. Schon jetzt soll ja mit Recht ein Offizier nicht länger in der Armee geduldet werden, „welcher im stande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen“. In der That sollte mit der Verabschiedung derartiger Ehrabschneider und Raufbolde nicht gezögert werden; die Entfernung solch minderwertiger Elemente würde in gleichem Maße der Kameradschaft wie dem Ansehen und der wahren Ehre des Offiziercorps zu gute kommen.

Diese allseitige Verurteilung des Beleidigers seitens seiner Kameraden und Vorgesetzten, diese für jeden Offizier höchste Strafe ist die vollkommenste Sühne und Genugthuung selbst für Ehrenkränkungen allerschwerster Art.

Aber nicht nur Ehrenhändel der Offiziere unter sich, sondern auch zwischen Offizieren und Civilisten lassen sich leicht in gleicher Weise schlichten. Das Schiedsgericht verurteilt den Offizier im Falle seiner Verschuldung zu einer Ehrenerklärung bezw. zur Bestrafung; bei Schuld des Civilisten aber ersucht es diesen ebenfalls um eine genügende Entschuldigung. Verweigert derselbe diese Genugthuung, so wird die Sache für erledigt betrachtet, indem das ganze Offiziercorps für die Ehre des Beleidigten eintritt, sich mit ihm für völlig solidarisch erklärt und den Civilisten als nicht mehr vorhanden und nicht ferner als satisfaktionsfähig betrachtet. Das Offiziercorps selbst ist ja der allerstrengste Richter und Hüter der Ehre seiner Mitglieder, und jeder weiß, daß es niemand länger in seiner Mitte dulden wird, dessen Ehre wirklich befleckt ist. Seine Entscheidung ist daher maßgebend für die ganze gutgesinnte Gesellschaft und wird stets auch vor der öffentlichen Meinung als volle Genugthuung für den Beleidigten angesehen werden.

Durch Anwendung dieser oder ähnlicher Ersatzmittel ist es bei ernstem Willen leicht, auch in der deutschen Armee das Duell zu beseitigen, ohne im mindesten eine Einbuße an Ehrgefühl und wahrer Ehre befürchten zu müssen. Möchten doch unsere Militär-Behörden diese unmaßgeblichen Vorschläge wohlwollend prüfen und ihrerseits alles thun, daß unser Volk und Staat in Wahrheit christlich seien, zuerst und vor allem aber unser Stolz und unsere Freude, das deutsche Offiziercorps, der Erzieher und das Vorbild des Volkes in Waffen. Bei dem Verhältnis absolut maßgebender Autorität einerseits und unbedingter Disciplin andererseits, in welchem Heeresleitung und Armee zu einander stehen, ist es zweifellos, daß man nur ernstlich zu wollen braucht, um das Gewünschte zu erreichen. Was in England möglich ist, geht auch bei uns, was Prinz Albert gelungen ist, vermag erst recht Se. Majestät unser allverehrter Kaiser Wilhelm zu erreichen.



Was bedeutet der Socialismus für die konservative Partei?

Der Herausgeber der „Allg. konservativen Monatsschrift", Herr D. v. Oertzen, hat auf meine unter obigem Titel in der „Kreuz-Zeitung" erschienenen Artikel in diesen Blättern eine Entgegnung gebracht, die bei der Bedeutung des in Frage stehenden Themas wichtig genug erscheint, in ihren sachlichen Momenten vom Standpunkte meiner Artikel beleuchtet zu werden.

Herr v. Oertzen war so entgegenkommend — um der Sache willen — mir zur Erwiderung die Spalten der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" zur Verfügung zu stellen, was meinerseits mit Dank anerkannt werden soll.

Die Erwiderung fällt mir um so leichter, als Herr v. Oertzen nach den Darlegungen seines polemischen Artikels kein Socialist ist, sondern nur eine größere Ausdehnung des monopolistischen Staatsbetriebs auf der einen und eine Erweiterung des Systems der Produktiv-Genossenschaften — wenn ich ihn recht verstanden habe — andererseits da anstrebt, wo es sich um den Großbetrieb und die aus ihm sich ergebenden social-wirtschaftlichen Nachteile für die Arbeiter der Großindustrie handelt. Herr v. Oertzen steht also mit Adolf Wagner — ich nenne ihn, weil er unter den socialreformerischen Nationalökonomen der Gegenwart derjenige ist, der an das, was man Socialismus nennt, am meisten Koncessionen macht — auf dem Standpunkt des Privatbetriebs und der Einzelwirtschaft und will eine Einschränkung dieser Faktoren nur da, wo eben eine gewisse Summe einschränkender social-wirtschaftlicher Gründe und Erwägungen vorliegt.

Der polemische Inhalt meiner dreizehn Kreuzzeitungsartikel hat sich nun gegen diesen Standpunkt gar nicht gekehrt, er richtete sich vielmehr gegen den exacten Socialismus, wie er in der Zeitung „Volk" vertreten wird, gegen die Auffassung jener konservativ und christlich-social sich nennenden Kreise, die die radikale Beseitigung der privatkapitalistischen Produktionsweise erstreben und an die Stelle der historischen Erwerbsordnung mit Privateigentum und Einzelwirtschaft die socialistische Produktionsweise — Uebernahme der sachlichen Produktionsmittel durch den Staat oder durch große Produktiv-Genossenschaften — setzen wollen. Es muß diese Unterscheidung scharf im Auge behalten werden. Eine Erweiterung des Staatsbetriebs ist so wenig Socialismus, wie die Einrichtung unserer Arbeiterversicherungsgesetzgebung, denn der Staatsbetrieb ist seit unvordenklichen Zeiten vorhanden, also eine historische Erscheinung, und die Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung ist der Ausfluß eines nach dem Princip der ständischen

Gliederung operierenden Konservatismus, der einem neuen, am socialen Körper sich zeigenden Stand wirtschaftliche, sociale und sittliche Garantien seiner Existenz schaffen will. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie ein so geistvoller Mann, wie Adolf Wagner, diese Thätigkeit konservativer Gesellschaftsauffassung Socialismus hat nennen können und damit die socialwirtschaftlichen Dilettanten veranlaßt hat, socialistische Seitensprünge zu machen. Ich betone ausdrücklich, daß alle bedeutenden Nationalökonomen der antimanchesterlichen, der socialreformerischen Richtung: Schönberg, v. Scheel, Schäffle, Knies, Mithoff, Schmoller, Nasse, Wolf, Conrad, Meitzen, Kleinwächter, Sax, Lehr und andere die ganze Socialreform in ihrer Anwendung auf den Arbeiterstand nicht Socialismus nennen, sondern sociale, gesellschaftliche Wirtschaftspolitik zur Erhaltung und Festigung einer Korporation, eines Standes. Der Socialismus ist im Gegensatz zur konservativ arbeitenden socialen Politik das die geschichtliche Entwicklung gewaltsam durchbrechende, sie verneinende Princip, das die Einzelwirtschaft als principiell unrichtig, der „Ausbeutung“ dienend, ganz unbekümmert um den historischen Werdegang, beseitigt und an deren Stelle den bis jetzt in der menschlichen Kultur noch nicht dagewesenen Gemeinschaftsbetrieb grundsätzlich durchgängig herstellt. Das nenne ich Socialismus, und dieser echte Socialismus, wie er im Programm der deutschen Socialdemokratie enthalten ist, wird von der Zeitung „Volk“ propagiert, wie ich an der Hand eines zahlreichen Citatenmaterials aus dem „Volk“ in der „Kreuzzeitung“ festgestellt habe. Diesen Socialismus bekämpfe ich als ungeschichtlich, als unsittlich, als antikulturell, als antikonservativ.

Die Punkte, in welchen ich mit Herrn v. Oertzen differiere, liegen fast ausschließlich auf dem Gebiet einer verschiedenen Bewertung der vom Socialismus gelieferten Kritik unserer wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse. Aus dieser Differenz entspringt auch unser verschiedener Standpunkt in erstens der Arbeiterfrage, zweitens der Handwerkerfrage, drittens in der Beurteilung der Socialdemokratie.

Die umfänglich mit großem Freimut, großer Befangenheit und noch größerer Einseitigkeit geübte Kritik der Socialisten an der „kapitalistischen Produktionsweise“ hat auf weite Kreise unseres Volks wie hypnotisierend gewirkt. Es wurde förmlich zu einem Glaubenssatz, daß wir durch die Etablierung der Großindustrie vor einer völligen Umgestaltung aller wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse stünden, daß die Großproduktion systematisch und folgerichtig die kleine und mittlere Produktion verdränge und daß die Verteilung des Nationalprodukts eine immer ungleichmäßigere werde, die Reichen reicher, die Armen ärmer, daß insbesondere die Industriearbeiter fortgesetzt um eine erhebliche Quote des ihnen zukommenden Lohns durch den „Kapitalismus“ betrogen werden. Diese Sätze sind von der Socialdemokratie so lange gepredigt worden, bis man sie in den weitesten Kreisen glaubte. Von da an datiert denn auch der Satz von den „berechtigten Kernen“ des socialistischen Programms, denn in dem Maße, als man anfing, die kritischen Postulate des Socialismus, die kritischen Ergebnisse der socialistischen „Wissenschaft“, als Thatsachen anzuerkennen, wuchs die Geneigtheit, bei den nun vorzunehmenden Reformen die vom Socialismus empfohlene Richtung anzunehmen. Es ist dies ein auffallender und lehrreicher psychologischer Prozeß, der in seinen Einzelheiten außerordentlich interessant ist. Am meisten fielen der socialistischen Kritik Angehörige der konservativen und christlichen Kreise zum Opfer. Und das ist ganz natürlich, denn der Christ hat ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Nöten seiner Mitbrüder und in ihm, dem Christen, regt sich ganz naturgemäß am meisten das Verlangen, dem Bruder zu helfen. So kam es, daß die wirtschaftliche Seite des socialistischen Programms in der konservativen Partei warmherzige Parteigänger fand und daß heute noch gute Christen die Einführung des socialistischen Zukunftsstaats ernsthaft diskutieren, oder doch für eine Richtung

unserer Socialreform in socialistischer Richtung plaidieren. Dem Gesetz der geistigen Schwere folgend, das auf dem Gebiet der Ideen ebenso exact wirkt, wie in dem der Materie, merkten es jene Christen kaum, daß sie bei ihrer starken Betonung der socialistischen wirtschaftlichen Reformen immer mehr von den Kardinalforderungen des Christentums, die wirtschaftlichen Fragen nur als Mittel zum Zweck, zur Lösung der sittlichen Fragen zu verwenden, abkamen; ja, es gehört keine allzugroße Aufmerksamkeit dazu, um festzustellen, daß in manchen christlichen Kreisen die monarchische und autoritative Betrachtung bestimmter Institutionen durch die socialistische Infektion an moralischem Gehalt verlor.

Nun behaupte ich — und ich befinde mich darin mit allen hervorragenden antimanchesterlichen Nationalökonomen der Gegenwart und mit einer großen Zahl unterrichteter und christlich fühlender Leute des praktischen Lebens in völliger Uebereinstimmung —, daß alle vom wissenschaftlichen Socialismus vorgebrachten kritischen Hauptpostulate: Verschwinden des Mittelstandes und des Handwerks, zunehmende Differenzierung der Gesellschaft in übermäßig Reiche und eine immer größer werdende Anzahl von Armen, „Aussaugung" der Arbeiter durch das Kapital, und demgemäß die Notwendigkeit der Einführung der socialistischen Produktionsweise, Unrichtigkeiten und zum größten Theil tendenziös präparierte Unwahrheiten sind.

Es ist mir nun nicht möglich, auf dem mir zur Verfügung gestellten verhältnismäßig kleinen Raum die Beweisführung für meine Behauptung so umfassend anzutreten, wie ich wünschte, glaube aber gleichwohl, die Hauptgesichtspunkte für eine Beurteilung der social-wirtschaftlichen Verhältnisse in meinem Sinne in gedrängter Kürze hier geben zu können.

Es ist durchaus unwahr, daß die „moderne Entwicklung" die „Reichen reicher, die Armen ärmer" macht. Sicher ist, daß der Prozentsatz der Leute mit großem Einkommen in England und Sachsen — als den beiden typischen Vertretern der industriellen, großkapitalistischen Produktionsweise — an Zahl zugenommen haben, aber ebenso wahr ist, daß die mittleren Einkommen eine Steigerung, die übermittleren desgleichen eine solche aufzuweisen haben und daß der Prozentsatz der dürftigen Einkommen ein kleiner geworden ist. Es bezogen nämlich:

	Personen 1843	Personen 1880
150 — 500 Pfd. Sterling	87946	274943
500 — 5000 "	17990	42927
5000 — 10000 "	493	1493
10000 — 50000 "	200	785
über 50000 "	8	68

Diese Ziffern, es sind die der amtlichen Statistik, beweisen zur Evidenz, daß an der bedeutenden Steigerung des Gesammteinkommens die mittleren Einkommen in durchaus proportionaler Weise zugenommen haben. Eine Statistik der unteren Einkommen liegt für England nicht vor, da alle Einkommen unter 150 Pfd. Sterling einkommensteuerfrei sind, wenn man aber die exorbitante Zunahme an Genußartikeln in Betracht zieht, die nicht von den hier angeführten 300000 Censiten verzehrt sein können, so wird man annehmen müssen, daß die eigentlichen Arbeitereinkommen unter 150 Pfd. Sterling in proportionaler Zunahme begriffen sein müssen. Die Zunahme des Imports von 1849/50 bis 1889/90 ist in folgenden Ziffern veranschaulicht:

	von 1849/50	1885/89
Weizen und Weizenmehl im Verhältnis von	100 zu	497
Kartoffeln	" " " "	597
Reis	" " " "	572
Speck und Schinken	" " " "	3827

		von 1849/50	1885/89
Butter	im Verhältnis von	100	zu 810
Käse	" " "	"	479
Eier	" " "	"	960
Zucker	" " "	"	282
Thee	" " "	"	319
Wein	" " "	"	161
Branntwein	" " "	"	104
Tabak	" " "	"	159

Es wurden verzehrt:

	1852	1890	
Branntwein	1,095	1,003	Gallonen pro Kopf
Wein	0,231	0,390	" " "
Bier	0,610	0,817	Barrels " "
Thee	1,493	5,735	Pfund " "
Kaffee	1,274	0,733	" " "
Kakao	0,121	0,529	" " "

Der Consum von Branntwein ist gefallen von 100 auf 92, der von Kaffee von 100 auf 58, während Wein, Bier, Thee, Kakao ganz exorbitante Steigerungen des Verbrauchs aufzuweisen haben. Die Sparkassen geben folgende Zahlen:

	Millionen Pfund Sterling
1850	28,9
1860	41,3
1870	53,1
1880	77,7
1889	**108,1**

Die Entwicklung der Postsparkassen im Speziellen giebt folgendes Bild:

1861	178495
1871	1303492
1880	2784972
1889	**4507809!**

Die Zahl der „Paupers" (der Armen, die als erwerbsunfähig öffentlich unterstützt werden müssen) betrug in England und Wales im Durchschnitt:

1855/59	4,7% der Bevölkerung
1860/64	4,7 " " "
1865/69	4,5 " " "
1870/74	4,2 " " "
1875/79	3,1 " " "
1880/84	3,0 " " "
1885/89	2,8 " " "

Auch die Zahl der überführten Verbrecher ist von 79 auf 100,000 Einwohner in den Jahren 1855/59 auf 37 in den Jahren 1885/89 zurückgegangen.

Im Königreich Sachsen (vergl. Rickhof: Die volkswirtschaftliche Verteilung und Schönbergs Handbuch, A. Soetbeer: Zur Einkommenstatistik in Großbrittannien, Sachsen und Preußen, Wolf: System der Socialpolitik und Hildebrand-Conrad: Ein Nachtrag zu den Soetbeerschen Zusammenstellungen) verteilt sich das Volkseinkommen folgendermaßen: 1879 Einkommen aus Grundbesitz 218238471 Mk., 1886: 240562726 Mk.; aus Renten 1879: 111713392, 1886: 157647376; aus Gehalt und Löhnen 1879: 364651115, 1886: **520769145**; aus Handel und Gewerbe 1879: 350379804 Mk., 1886: 418041734 Mk. Gemessen an der Zunahme der Bevölkerung zeigen die Ein-

kommen aus Handel und Gewerbe eine kleine Abnahme, die Einkommen aus Renten und Löhnen eine erhebliche Zunahme. Die Einkünfte aus Grundbesitz sind von 1879—1886 um 22 000 000 gestiegen, die Einkünfte aus Löhnen sind dagegen in derselben Zeit um 156 000 000, nahezu 43% gestiegen! Die sächsische Sparkassenstatistik zeigt folgende Ziffern: Im Jahre 1849 hatten 81 115 Menschen in Sachsen ein Sparkassenbuch, im Jahre 1888 waren nicht weniger als 1 479 968 Personen im Besitz eines solchen, also auf jeden zweiten Menschen kommt in Sachsen ein Sparkassenbuch (vergl. Sächsische Stat. Zeitschrift.) Der Fleischverbrauch hat sich von 17,8 Pfund im Jahre 1845 auf 41,2 Pfund pro Kopf gehoben. Die vor einem Monat erfolgte Veröffentlichung des sächsischen Ministeriums des Innern über die Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommensteuer zeigt eine ganz auffallende Erstarkung der mittleren Einkommen. Darnach sind die Personen mit einem Einkommen von 1600 bis 3000 von 70 882 im Jahre 1884 auf 106,136 im Jahre 1894 gestiegen, die Personen mit einem Einkommen von 3000 auf 9600 sind von 28 292 im Jahre 1884 auf 41 980 im Jahre 1894 gestiegen.

In Preußen liegen die Einkommensverhältnisse folgendermaßen: Die Zahl der mäßigen Einkommen (nach Soetbeer) 2001—6000 Mk. hat sich von 4,53% im Jahre 1876 auf 4,63 gehoben, die der Einkommen von 6001 bis 20 000 von 0,69% im Jahre 1876 auf 0,85% im Jahre 1886, die Zahl der großen Einkommen 20 001 bis 100,000 von 0,10 im Jahre 1876 auf 0,11 im Jahre 1886. Soetbeer spricht sich gerade bei dieser Gelegenheit scharf dagegen aus, diese Zahlen etwa als Material für die „bekannte Behauptung“ zu benutzen, daß die Reichen reicher und die Armen ärmer werden; er findet die Entwicklung bei den gegebenen Wirtschaftsverhältnissen für durchaus normal und wünschenswert und weist in einer weiter eingehenden Statistik besonders nach, daß die Zahl der großen Einkommen proportional und durchaus gleichmäßig der Zunahme der Bevölkerung gestiegen ist, daß die kleineren und mittleren Einkommen sich bedeutend verbessert haben. Für die Thatsache der gleichmäßigen Partizipierung der unteren und mittleren Klassen am gesteigerten Volkseinkommen sprechen namentlich die Zahlen des Konsums der Genußartikel. Durchschnittlich pro Kopf der Bevölkerung wurden verzehrt im deutschen Zollverein 1838: 2,2 Pfund Kaffee und 4,1 Pfund Zucker, 1848: 2,8 Pfund Kaffee und 5,4 Pfund Zucker, 1858: 4 Pfund Kaffee und 8 Pfund Zucker, 1869: 4,4 Pfund Kaffee und 10,1 Pfund Zucker. Dieselben aufsteigenden Zahlen pro Kopf der Bevölkerung ergeben sich für Reis und Thee. Der Bierkonsum betrug in Bayern 1835—41: 134 Liter pro Kopf, 1848—55: 159 Liter, 1872—75: 264 Liter, 1877—78: 274 Liter; in Württemberg 1845—52: 71 Liter, 1852—58: 74 Liter, 1866—70: 110, 1872—75: 113, 1877—78: 203 Liter. (Vergl. Neumann, Wirtschaftliche Grundbegriffe; Schönbergs Handbuch.)

Vor ungefähr 14 Tagen erschien das „Statistische Jahrbuch für das Großherzogtum Baden 1893“. Nach den hier gegebenen Aufstellungen ergiebt sich, daß sich der Tagelohn der Tagelöhner (ungelernte Arbeiter) von 1,91 M. im Durchschnitt im Jahre 1884 auf 2,04 M. im Jahre 1892 gehoben hat, auch sich die Zahl der Sparkassen-einlagen von 250 431 im Jahre 1888 auf 309 067 im Jahre 1893 vermehrt hat, und daß die Einlage-Guthaben von 212 094 120 M. im Jahre 1888 auf 284 207 122 M. gestiegen sind, und besonders charakteristisch dabei ist, daß die Zahl der kleinen und mittleren Einlagen (1 M. bis 2000 M.) 255 000 von 284 000 beträgt! Die durchschnittliche Zunahme der Einlagen pro Jahr seit dem Jahre 1888 beträgt 14 000 000 M.

Mit Rücksicht auf den mir zugemessenen Raum mußte ich in möglichst gedrängter Kürze die einschlägigen Zahlen ohne besonderen Kommentar mitteilen. Aber auch so werden die im schmucklosen Gewande daher kommenden zahlenmäßigen Ausweise die gänzliche Unhaltbarkeit der socialistischen Deduktionen von der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft — den immer reicher werdenden Reichen und der immer größer werdenden Anzahl der Paupers — dargethan haben. Die erbärmlichen Lügereien

der Marx, Lassalle, Engels, Schippel, Kautsky, Bernstein — „wissenschaftliche" Socialisten — haben thatsächlich der nüchternen Beobachtung ein Schnippchen geschlagen, helle Köpfe und treffliche Herzen verwirrt. Das Dogma der Socialisten von der fortschreitenden Differenzierung der Gesellschaft ist gerade so grundfalsch, wie alle übrigen Dogmen der Socialisten. Die Herren brauchen diese „Wahrheiten", um die religiöse, politische und wirtschaftliche Revolution den bethörten Arbeiterköpfen plausibel zu machen. Nun — so wird man einwenden —, so lebten wir ja „in der besten aller Welten"? Durchaus nicht. Aber was uns fehlt, ist nicht in der Hauptsache wirtschaftliche Verbesserung, sondern social-sittliche. Wie ich dieselbe auffasse, will ich am Schlusse meiner Darstellung kurz andeuten. Zur Sache selbst — zunehmende Differenzierung der Gesellschaft — will ich noch bemerken, daß wir gegen ein zu starkes Anwachsen der ganz großen Vermögen in der Einkommensbesteuerung ein jederzeit sicher funktionierendes Sicherheitsventil besitzen, vor allem in der Durchführung der progressiven Einkommensteuer, mit der jetzt in Preußen richtig vorgegangen wird. Sodann muß aber bedacht werden, daß unsere ausgedehnte sociale Versicherungs- und Arbeiterschutzgesetzgebung durchaus im Sinne einer ausgleichenden und gerechten Einkommensverteilung wirkt. Ich habe für diese Behauptung keinen geringeren Gewährsmann als Albert Schäffle, welcher (Inkorporation des Hypothekarkredits S. 67) ausführt: „Der Lohnarbeit ist ihr Anteil am Ertrag (der mit der Produktivität der Arbeit gestiegenen nationalen Produktion) direkt nur dadurch allgemein zu sichern, daß das den Minimallohn dauernd bestimmende Minimalmaß der Bedürfnisse für alle Lohnarbeiter gleichmäßig gesteigert wird. Dies geschieht schon durch allgemeine Vorschriften über den Schutz der Arbeiter, durch Maßregeln der Gesundheits- und Wohnpolizei. Es geschieht, und zwar sehr ausgiebig, durch den Zwang aller Arbeiter zur Minimalversicherung gegen allerlei Not, kurz durch korporativen Hülfskassenzwang." Und weiter sagt Schäffle: „Man begreift kaum, wie es möglich war, daß einem so scharfsinnigen Geiste wie Rodbertus die Thatsache der relativen Steigerung des Anteils der Lohnarbeit am Produktionsertrag durch allgemeinen Versicherungszwang (zur Alters-, Kranken- und Unfallversicherung) und dergleichen allgemeine Maßregeln entgehen konnte." — Die steigende Teilnahme der Arbeiter am allgemeinen Produktionsertrag und damit die Verhinderung einer ins Maßlose gehenden Differenzierung der Gesellschaft ist eine Thatsache, die keine socialistische Sophistik aus der Welt zu schaffen mag.

Am falschesten und verkehrtesten sind die Ansichten des Socialismus über das Handwerk. Daß dieses von der Großproduktion „aufgesaugt" werde, ist eines der am öftesten zu agitatorischer Verwertung gelangenden Dogmen. Auch Herr v. Oertzen steht dem Handwerk ganz pessimistisch gegenüber und will von den Konservativen haben, daß sie, statt eine „zweifelhafte Innungspolitik" zu betreiben, den Zusammenschluß des Handwerks zu genossenschaftlichem Betriebe anstreben sollen. Man kann vielleicht darüber, ob die „konservative Innungspolitik" das Richtige sei, zweifelhaft sein, Schreiber dieses ist es nicht —, aber daß die von Herrn v. Oertzen empfohlene „Vergenossenschaftlichung" des Handwerks etwas durchaus Unausführbares und dem Wesen des Handwerks etwas Widerstrebendes ist, daran kann kein Zweifel sein. Das Wesen des Handwerks ist durchaus individualistisch; seine Ausübung mit Erfolg beruht in der Hauptsache auf dem Fleiß, der Umsicht, dem Können, der Solidität des Handwerksmeisters. Es ist vollständig unerfindlich, wie Schusterei, Schneiderei, Schreinerei, Maurerei, Zimmerei, Tapeziererei, Tüncherei, Schlosserei, Blechnerei u. s. w. u. s. w. könnten genossenschaftlich betrieben werden. Nur in denjenigen Betrieben, in welchen das individuelle Bedürfnis nicht bestimmend ist, wie Töpferei, Küblerei, Weißblechnerei, könnte von genossenschaftlichem Betrieb die Rede sein; diese Betriebe sind aber gerade vom Groß- und Fabrikbetrieb bereits okkupiert worden.

Das Dogma von der Aufsaugung des Handwerks durch den Großbetrieb ist ein völlig falsches. Der Socialismus hat es neben vielen anderen in die Welt gesetzt, um

für sein Princip, Beseitigung der heutigen Erwerbs- und Produktionsordnung, Propaganda zu machen. Und Gläubige dafür hat er besonders im liberal-manchesterlichen Lager gefunden, aber auch leider im konservativen. Dem gegenüber muß man doch die Thatsachen reden lassen.

Es ist zweifellos, daß der Großbetrieb den handwerksmäßigen Betrieb bedrängt und eingeengt hat, daß einzelne Handwerksarten verschwinden und andere sehr erheblich eingeengt wurden. Zu den verschwundenen gehört das handwerksmäßige Textilgewerbe, Hutmacher, Kammmacher, Zeugschmiede, Nagelschmiede. Zu den eingeengten gehören Färberei, Kürschnerei, Küblerei und Küferei. Zu dem Range von Reparaturgewerben gemacht sind Uhrmacher, Büchsenmacher, Feilenhauer, Messerschmiede.

Dem gegenüber stehen die Gewerbe, die an Ausdehnung gewonnen haben: Baublechnerei, Bauschlosserei, Tüncherei (Maler, Weißbinder), Mechaniker, Tapezierer, und die eigentlichen Baugewerbe Maurer, Zimmerer, Steinhauer. Ganz neue Gewerbe und in täglich zunehmender Ausdehnung begriffen sind Installateure für Gas- und Wasserleitung, die Photographen, die Xylographen. Eine ganz erhebliche Ausdehnung zeigen die Gewerbe der Ernährung und persönlichen Bedienung: Barbiere, Friseure, Bäcker, Metzger, Konditoren. Jedes statistische Handbuch einer Stadt, einer Provinz oder eines Landes bestätigt diese Behauptung. Ich möchte vor allem anderen an die Thatsache erinnern, daß heute noch der Schwerpunkt unserer ganzen gewerblichen Produktion nicht etwa im Großbetrieb, sondern im Handwerk beruht. Nehmen wir das so recht die kapitalistische Produktionsweise verkörpernde Jahrsiebent 1875—1882. In beiden Jahren fanden Berufszählungen statt; die zwischen ihnen liegende Zeit war zweifellos eine Periode „wirtschaftlicher Revolutionierung". Die Statistik lehrt nun folgendes:

	1875	1882
Zahl der Betriebe von 0—10 Personen	2 200 586	2 221 845
" " " mit mehr als 10 Personen	34 532	43 205
" " " mit 50 Personen	6970	8341

An Gesamtpersonal war beschäftigt in diesen Betrieben:

	1875	1882
von 0—10 Gehülfen	3 238 938	3 368 044
von 50 Gehülfen und darüber	1 722 873	2 205 976

Hiernach zeigt sich allerdings eine Veränderung in den Betriebsziffern zu Gunsten der Großindustrie; wenn man aber bedenkt, daß gerade diese Zeit die Periode intensivster großproduktioneller Entwicklung war, so wird man zugeben müssen, daß die handwerksmäßige Produktion ein unentreißbares Terrain besitzt.

Die socialistischen und die liberal-manchesterlichen Gründe, die in der Regel für den Aufsaugungsprozeß des Handwerks durch die Großindustrie geltend gemacht werden, sind nichtig, aber erst in neuester Zeit fängt man das zu begreifen an. Es ist durchaus nicht richtig, daß die Großindustrie absolut überlegen ist; diese Ueberlegenheit zeigt sich nur da, wo die Großindustrie nach Schema und Schablone arbeiten kann, wo sich's um Generalisation der Arbeit, um arbeitersparende Methoden, um Arbeitsteilung, um Verwendung von Motoren handelt. Aber überall da, wo die Arbeit an den Ort gebunden ist, also im ganzen Baugewerbe, ist mit der Großindustrie nichts auszurichten. Der Großbetrieb erweist sich hier als durchaus unwirtschaftlich. Ein Bauschlosser, ein Bauschreiner, ein Baublechner, ein Installateur, Tüncher, ein Gypser ꝛc. wird sich gerade so viel Arbeiter einstellen, als er „meistern" kann. Denn der Gewinn des Handwerkers hängt hier davon ab, daß seine Arbeiter, die er nicht in Akkord beschäftigen kann, fleißig sind. Hat er zu viel Arbeiter, so kann er die Aufsicht nicht korrekt durchführen und es wird ihm durch Faulheit, Unachtsamkeit mehr verschleudert, als er durch die Ausdehnung des Betriebs gewinnen kann.

Endlich entziehen sich der Ueberlegenheit des Großbetriebs alle diejenigen Gewerbe, in welchen durch ihre Natur eine intensive Technik nicht stattfinden kann, wie Maurerei, Dachdeckerei, Pflasterei, Malerei, Zimmer- und Tapeziererei. Auch selbst da, wo die fabrikmäßige Methode stattfinden kann, ist der Großbetrieb nicht immer überlegen gegenüber dem Kleinbetrieb. Im Kartonnage-Geschäft beispielsweise kann im Großbetrieb die Arbeitsteilung nicht weiter durchgeführt werden, wie im Kleinbetrieb. An Stelle der großproduktionellen Arbeitsteilung macht sich im Handwerk die Specialisierung geltend. So giebt es Specialisten in Möbelschreinerei und Sattlerei, die von keiner Großproduktion überboten werden können; in der Möbeltapeziererei beispielsweise hat die Großproduktion auch nicht den Versuch gemacht, jene zu bewältigen. Auf einzelne Gebiete findet sogar eine rückläufige Bewegung statt; die Herstellung der früher üblichen gußeisernen Treppen-Geländer, Stakete &c. hat die handwerksmäßige Schlosserei völlig an sich gerissen.

Auch die höchste Produktivität ist durchaus nicht ein unbedingtes Vorrecht der Großproduktion. Bei vielen Großproduktionen bringt jede weitere Ausdehnung der Produktion geringere Vorteile. Dies hat sich besonders eklatant gezeigt bei den Großbrauereien, Großböttchereien und Großküfereien. Auch die Ansprüche des individuellen Bedarfs sind der Großindustrie hinderlich im Wege. Der Kleiderkonfectionär möchte seine bestimmten Kleiderformen, die Großsteinhauerei bestimmte Grabsteine und Obelisken dem Consum aufdrängen, die Großböttcherei wünscht, daß überall Gefäße von gleichen und gleichartigen Größen und Formen verbraucht würden, weil diese Art der Produktion für sie am vorteilhaftesten ist. Aber die zeitlichen und individuellen Bedürfnisse passen sich diesem Schematismus nicht an und so kommt es, daß der handwerksmäßige Betrieb mit seiner Fähigkeit, diese individuellen Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen zu befriedigen, auch in diesem Betriebe erfolgreich weiter wirkt, wo die Großproduktion mit der Generalisierung der Arbeit und Arbeitsteilung Platz gefaßt hat.

Eine besonders lebhafte Steigerung des Umfangs haben diejenigen Handwerksbetriebe aufzuweisen, die sich der von der Großindustrie gelieferten Halbfabrikate bedienen können. So beziehen die Bauschlosser Schlösser und Bänder, die Schmiede Wagenachsen und Federn, die Wagner Räder und Speichen, die Blechner Zinkornamente, die Schreiner Kehlleisten, die Sattler Teile der Pferdebeschirrrng, die Steinhauer geschliffene Steine, die Buchbinder Einbände. Alles dies bedeutet eben keine Schmälerung des Verdienstes, sondern einen Gewinn, denn der Handwerker berechnet die bezogenen Gegenstände nicht zum Einkaufspreis, sondern er kalkuliert so, als ob er diese Dinge selbst gemacht hätte. So benutzen unsere Bau-Schreiner mit großem Vorteil die Produkte der Fabrikbauschreinerei. In den Baugewerken zeigt sich in neuerer Zeit geradezu ein verstärkter Zug zur Individualisierung, welchem die auf Gleichmäßigkeit und Vereinfachung der Technik zutreibende Großindustrie nicht genügen kann. Aus allen diesen Gründen stellt sich dann gerade die so außerordentlich günstige Entwicklung der Baugewerbe und der verwandten Gewerbe dar.

Die Schneiderei und Schuhmacherei habe ich bis zuletzt aufgehoben. Die erstere ist weniger von der Großproduktion bedrückt, wie die letztere; die Schneiderei hat einen bestimmten Prozentsatz an die fabrikmäßige Produktion abgetreten, der aber im letzten Jahrzehnt kein höherer geworden ist. Anders und eigenartiger liegen die Dinge mit der Schuhmacherei. Hier hat zweifellos eine erhebliche Eindämmung durch die Großproduktion stattgefunden und es ist nicht abzusehen, ob dieselbe nicht noch größere Zirkel beschreibt. Kenner der einschlägigen Verhältnisse nehmen an, daß die Grenze, bis zu welcher die Großindustrie vorrücken konnte, erreicht sei. Die Maßarbeit gehört zum eisernen Etat der Schuhmacherei. Und der Maßarbeit werden sich alle diejenigen der besser situierten Klassen bedienen, die nicht im Besitze ganz hervorragend gut gewachsener Füße sind. Ich stamme selbst aus einer Schuhmacherfamilie und habe darum gerade

für dieses Handwerk von Jugend auf ein natürliches Interesse gehabt und es auch später bei meinen gewerbswirtschaftlichen Studien immer besonders ins Auge gefaßt. Unter den Kunden meines Vaters waren Dutzende, die ihrem eigenen Leisten geradezu zärtlich ergeben waren. Dieser eigene Leisten mit seinem liebevollen Eingehen auf alle Eigentümlichkeiten der Füße ist ein charakteristisches Requisit jeder Schuhmacherwerkstätte, er findet sich überall und ist der sprechende Beweis für die Unvergänglichkeit der Maßarbeit und damit der Selbständigkeit des Schuhmachers. Aber auch davon abgesehen: keine Fabrikarbeit, nicht einmal der Kinderstiefel, wird weggeworfen, wenn sie das erste Stadium der Untauglichkeit erreicht hat. Alle Schuhware, auch die Fabrikware, wird repariert — ein weiteres Argument für die Unausrottbarkeit des selbständigen Schuhmachers. Aber damit nicht genug. Ich behaupte auf der Grundlage meiner genauen Kenntnis der hier einschlägigen Fragen, daß die handwerksmäßige Schuhmacherei der Bazarwirtschaft ganz erfolgreich entgegenarbeiten kann, wenn sie unternimmt, was sie von vornherein hätte thun müssen, daß sie sich nämlich der Vorteile der Großproduktion bedient, wie dies andere Gewerbe gleichfalls gethan haben. Jeder Schuhmacher muß sich einfach die Produkte der Großproduktion an Kinderstiefeln und minderwertigem Schuhmaterial zulegen und sie an Kunden, die Fabrikware tragen wollen, verkaufen. Nur weil die Schuhmacher dieser natürlichen Entwicklung der Dinge widerstrebt haben, hat sich die jüdische Bazarwirtschaft in Schuhartikeln aufgethan. Was der Jude verkauft, muß in Zukunft der Schuhmacher verkaufen. Ich verweise als eine analoge Erscheinung auf die Gebahrung der Uhrmacher. Es giebt keinen Uhrenhändler, der nicht auch gelernter Uhrmacher ist; alle Welt kauft nur beim Uhrmacher Uhren, der diese zwar nicht macht, aber doch Fachmann ist, sie kennt und repariert; ich verweise auf den Kürschner, der sich seine Pelzwaren von der Fabrik kauft, auf den Posamentier, der seine meisten Textilartikel von der Fabrik bezieht, aber doch als Fachmann und Reparateur seinen Abnehmern wertvoll ist. Beim Schuhmacher liegt dies alles erheblich günstiger, weil ihm ja die originale Herstellung der Maßware als unentreißbares Monopol verbleibt.

Auf dem kleinen mir zur Verfügung stehenden Raum konnte ich mich nicht so über das mir am Herzen liegende Handwerk auslassen, wie ich gewünscht hätte; aber soviel glaube ich doch nachgewiesen zu haben, daß das socialistische Dogma vom „Aufsaugen des Handwerks“ durch die Großindustrie durchaus falsch ist. Die handwerksmäßige Produktion hat unter der Entstehung der Großindustrie gelitten, aber in der Hauptsache nur eine Verschiebung erfahren: einzelne Gewerbe sind verschwunden, andere wurden eingeengt, dafür haben wieder andere an Ausdehnung gewonnen und ganz neue, lebensfähige sind entstanden. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß es im Handwerk zum besten steht; im Gegenteil. Die auflösende, zersetzende Gesetzgebung des Liberalismus hat dem Handwerk wirtschaftlich, besonders aber social geschadet. Im Handwerk herrscht Pfuschertum, Unsolidität, Mangel an Standesehre. Der Konservatismus mit seiner ständischen Auffassung der Gesellschaft will das Handwerk als den social wichtigsten Posten des städtischen und kleinstädtischen Bürgertums korporieren, organisieren, weil eben die natürlichen Bedingungen für einen Handwerkerstand durchaus vorhanden sind. Ins Handwerk muß wieder Zucht, Ordnung, Organisation, berufliches Können, Standesehre und -Gefühl gebracht werden. Dies kann nur die Innung mit dem Befähigungsnachweis erzielen. Die Innung soll Zusammenhalt, Zusammenfassung haben, der Befähigungsnachweis vor dem Pfuschertum schützen und das Gefühl der verloren gegangenen Standesehre zurückgewinnen. Die moderne Innung kann keinerlei Verzünftelung brauchen. Wer seine Lehrlingszeit bestanden, sein Gesellenstück und seine Meisterprüfung gemacht hat und ein „honoriger Kerl“ ist, muß selbständig werden dürfen. Es soll keine Konkurrenzbeschränkung stattfinden. Wir brauchen auch im Handwerk, wie überall im menschlichen Leben, den belebenden Sauerstoff des freien Wettbewerbs, nur muß dieser Wettbewerb ein ehrlicher sein. Dazu

soll unter dem Schutze der Gesetzgebung die Innung helfen, das korporierte, das ständisch gegliederte Handwerk. Die Innung mag dann auch die Gründung und Leitung von Einkaufs-, Rohstoffs- und vor allen Dingen Kredit-Genossenschaften in die Hand nehmen und sie wird als einzige aber wirksame Maßregel der „Produktionsregelung" die Zahl der Lehrlinge nach Maßgabe des Gesellenbesitzstandes festsetzen. Produktiv-Genossenschaften sind im allgemeinen, besonders aber für das Handwerk, völlig unbrauchbar, weil der einzelne Handwerksbetrieb als erste und wichtigste Voraussetzung des individuellen Zuschnitts bedarf und zu seinem Gedeihen die Einsetzung der ganzen Persönlichkeit des Meisters braucht.

Auch in der Beurteilung der Arbeiterfrage hat der Socialismus dieselbe Verwirrung in den Herzen und Köpfen namentlich der christlich und konservativ gerichteten Leute angerichtet, wie in der Beurteilung der Handwerkerfrage. Es ist ein Dogma des Socialismus, daß es dem Arbeiter der Großindustrie immer schlechter gehe, während die Vermögen der „Industriebarone" im selben Maße zunehmen. Früher glaubte man an das „eherne Lohngesetz", wonach der Arbeiter immer nur soviel bekäme, als er zur Not für sich und seine Familie — um sich selbst zu erhalten — braucht. Als die Ungereimtheit dieses „Gesetzes" nachgewiesen wurde — es liegt heute in der socialistischen Rumpelkammer — kam man an den Untersuchungen des Karl Marx zur „industriellen Reservearmee" und zur Lehre vom „Mehrwert". Die „industrielle Reservearmee", d. h. die durch die kapitalistische Produktionsweise entstandene große Schar beschäftigungsloser Arbeiter hindert es, daß die Löhne eine dauernde aufsteigende Richtung behalten und der „Mehrwert", d. h. die dem Arbeiter an seinem Lohn abgezogene Quote zu Gunsten des Kapitalisten, läßt die kapitalistische Produktionsweise als die Räuberin an dem vom Arbeiter mit Recht erworbenen Verdienst erscheinen. Dieser Standpunkt, der den principiellen Inhalt der Lehre des Socialismus ausmacht, soweit dieselbe Kritik ist, wird auch von den sog. „konservativen" Socialisten Rodbertus, Rud. Meyer und der Redaktion des „Volk" geteilt. Die ganze moderne Nationalökonomie, soweit sie socialreformerisch, also anti-manchesterlich ist, hat diesen principiell kritischen Standpunkt des Socialismus als irrtümlich und unrichtig zurückgewiesen. Die von den radikalen in Verbindung mit den „konservativen" Socialisten aufgestellte Behauptung, daß die Lohnquote des Arbeiters mit der zunehmenden Steigerung des Nationaleinkommens sich nicht erhöhe, daß also — populär gesprochen — die vom „Schweiße des Arbeiters sich mästenden" Industriebarone und Kapitalisten den eigentlichen Profit in die Tasche steckten, ist durch die eingehenden Darstellungen der socialreformerischen Nationalökonomen, wie ich sie eingangs genannt habe, als die gröbste unter den Lügen des revolutionären internationalen Socialismus erhärtet worden. Es ist außerordentlich bezeichnend für unsere Zeit, daß die Unrichtigkeit dieser wahrhaft diabolischen Phrase erst durch die Wissenschaft bewiesen werden mußte, wo doch jeder, der offene Augen hat und des vergleichenden Urteils fähig ist, sehen muß, daß die allgemeine Lebenshaltung der von den Arbeitern eingeschlossenen Kreise eine Höhe erreicht hat, wie noch keine Epoche der menschlichen Entwicklung sie erlangt hat. Es vergleiche doch einmal jeder die Lebenshaltungsverhältnisse der jetzigen Zeit mit denen vor 30—50 Jahren, der Aufschwung ist ein ganz abnormer. Gerade die Industriearbeiterkreise sind es, die, als Stand, von diesem wirtschaftlichen Aufschwung am meisten profitiert haben, während die bäuerliche Bevölkerung diesen Aufschwung nur in einzelnen Gegenden und da nicht in dem Maße, wie in der städtischen industriellen Bevölkerung, mitgemacht hat. Thatsache ist, daß alle Konsumtibilien, vornehmlich alle Genußmittel entweder sich auf gleicher Preishöhe gehalten haben, oder billiger geworden sind, während die Löhne im Durchschnitt seit 30—50 Jahren sich bedeutend erhöht, in vielen Branchen verdoppelt haben. Die Einnahmen der Industriearbeiter sind größer geworden, die Preise der Nahrungsmittel niedriger, die Steuern geringer, die Aufwendungen für Versicherungs- und Schutzgesetzgebung sind in die Hunderte von

Millionen gestiegen. Bei der bäuerlichen Bevölkerung sind die Steuern größer, die Beiträge zur Socialgesetzgebung neu entstanden, dabei sind für den größten Teil die Einnahmen geringer geworden. Das ist das ungeschminkte Bild, das uns die Industrie-Epoche, die „kapitalistische Produktionsweise“ für die Industriearbeiter zeigt. Es wäre mir eine besondere Genugthuung, dieses Bild in seinen einzelnen Zügen an der Hand untrüglicher Ausweise auszumalen, allein der mir zur Verfügung gestellte Raum gestattet es nicht. Freilich, Herr von Oertzen weist auf die Arbeiterfamilie von 8 Köpfen mit 800 Mark Einkommen hin und fragt mich, ob ich mit 100 Mark auskommen könnte. Sicher nicht. Aber das wirtschaftliche Exempel liegt doch ganz anders. Gerade dies Exempel ist ein Beweis dafür, wie social-wirtschaftliche Fragen und Aufgaben eine mathematisch-theoretische Behandlung nicht vertragen. Wenn 8 Leute je 100 Mark Einkommen haben und Einzelwirtschaft treiben, können sie nicht auskommen; eine Familie aber von 8 Köpfen kann sehr wohl mit 800 Mk. auskommen. Es giebt Hunderttausende, die — mutatis mutandis — mit weniger als 800 Mk. auskommen. Das Durchschnittseinkommen der 10,000,000 in Preußen wohnenden Censiten beträgt 940 Mk.! In Preußen beträgt die Zahl der Censiten mit dürftigem Einkommen bis zu 525 Mk. (1886) 4,101,550 und die hierzu gehörigen Personen beziffern sich auf 8,285,164, das sind 29% der preußischen Bevölkerung. Die kleinen Einkommen 525—2000 Mk. verteilen sich auf 5,259,805 Censiten, die 18,052,480 Angehörige haben, das macht 63,62% der preußischen Bevölkerung. Die Zahl der mäßigen Einkommen 2001—6000 sind 6% der Bevölkerung, die mittleren Einkommen 6001—20,000 stellen sich mit 1,03% dar, die großen Einkommen 20,000—100,000 beziffern sich mit 0,14% und die ganz großen mit über 100,000 Mk. mit 0,01% der ganzen Bevölkerung. Auf dem Lande giebt es Aberhunderttausende, die in 8 köpfiger Familie mit weniger als 800 Mk. pro Jahr auskommen. Noch vor 30 Jahren hat ein badischer Volksschullehrer bei freier Wohnung und Licht und Feuerung 39 Gulden pro Vierteljahr „Salair“ gehabt; davon mußte er sich ernähren und kleiden. Freilich die moderne Industriearbeiterwelt mit ihren durch die Socialdemokratie entfesselten bösen Instinkten der Begehrlichkeit, des Neides, des Hasses, der Genußsucht glaubt an die empörende Lüge von dem Diebstahl, der durch die „kapitalistische Produktionsweise“ an ihrem Lohn begangen wird und sie ist darum unzufrieden und unglücklich, ob der Arbeiter 800 oder 1800 Mk. für seine Familie verdient; er ist der Bestohlene, der Enterbte, der Ausgebeutete. Ein Blick auf die nackten Thatsachen würde ihn belehren, daß auch die „allergerechteste“ Verteilung ihn nur um wenige Mark pro Jahr besser stellen würde, daß aber der belebende Einfluß der größeren Vermögen — unter dem der Arbeiter selbst wieder profitiert — verloren ginge und für ihn aus dieser „allergerechtesten“ Verteilung nur Schädigung und Nachteil entstehen würde. Aber diese Thatsachen kennt der verhetzte Großindustrie-Arbeiter nicht, er weiß auch nicht, daß er zu mehr als ¾ seines Standes einen über den allgemeinen Durchschnitt hinausgehenden Lohn empfängt. Diese Thatsachen werden ihm von der revolutionären socialistischen Agitation vorenthalten, damit er leichter die Beute der infernalischen Hetzarbeit werden kann. Nun klingt es fast so, als lebten wir vielleicht auch in Bezug auf die Arbeiterwelt in der „besten aller Welten?“ Durchaus nicht. Es liegen tiefe Schäden vor. Aber dieselben liegen mehr auf dem rein socialen und sittlichen Gebiet. In erschreckend vielen Familien der Arbeiterwelt herrscht eine falsche Oekonomie und eine verkehrte Wirtschaftlichkeit, verbunden mit einer rein materiellen Genußsucht. Ich habe fast alle größeren Industrieetablissements Süddeutschlands und auch eine erhebliche Anzahl Norddeutschlands durch persönliche Anschauung studiert. Die wirtschaftliche Verschleuderung, die allein durch den intensiven Biergenuß vorgenommen wird, berechnet sich auf viele Millionen. Das Biertrinken während der Arbeitszeit ist fast in allen Fabriken zu Hause. Die Bierflasche ist der unzertrennliche Begleiter von Hunderttausenden unserer arbeitenden Brüder geworden. Die Bierflasche

findet sich auf der Drehbank, auf der Hobelbank, hinterm Amboß, in der Rocktasche, sie ist das Emblem der Arbeitsstätte, der Werkstätte. Doch damit nicht genug. In hunderttausenden von Fällen besteht das Mittagsbrod aus Bier und Wurst. Wurst ist nämlich der andere Genuß-Pol in tausenden von Arbeiterfamilien.

In meiner Nähe befindet sich ein Spezereiladen; in demselben kauft eine Arbeiterfamilie in 14 Tagen für 28 Mk. Bier und Wurst. Für die Hälfte dieses Betrages konnte sich die aus drei Köpfen bestehende Familie in einfacher, aber kräftiger Kost doch 14 Tage hindurch ernähren. Unsere Karlsruher Volksküche liefert für 30 Pfennige ein reichliches, schmackhaftes, kräftiges Mittagessen, mit dem zahlreiche Mitglieder der „Bourgeoisie“ schon wochen- und monatelang zufrieden waren! Nun ein anderes Bild. In der badischen Stadt L. von 12000 Einwohnern giebt es Textil- (Weberei-) Industrie, Cigarrenfabrikation, große lithographische Anstalten. In diesen sind aus den umliegenden Ortschaften A. B. C. und D. an 600 Arbeiter Sommer und Winter beschäftigt. Die Ortschaften A. B. und C. waren früher arm, sehr arm, die Industrie hat die Leute wirtschaftlich vorwärts gebracht. Aber weshalb? Weil sie nüchtern und sparsam waren. Das verdiente Geld legen die Arbeiter im Erwerb von Grundstücken an; ein Acker nach dem anderen wird gekauft, Frau und Kinder bewirtschaften ihn. Infolge dieser Nachfrage nach Grundstücken ist im Zeitraum von 10 Jahren der Grundstückpreis um 50% in die Höhe gegangen! Trotzdem erfreuen sich die Leute eines relativen, langsam wachsenden Wohlstandes und der Kundenmüller der Gegend — ein bewährter, tüchtiger Konservativer — berichtet mir freudestrahlend, daß die Quanten des von jenen Arbeitern in die Mühle gebrachten Getreides mit jedem Jahr größer werden. Nun aber das 4. Dorf. Es steht unter denselben wirtschaftlichen und socialen Bedingungen, wie die drei anderen. Aber hier ist kein Wohlstand; die Leute sind nicht sparsam und nicht nüchtern; sie kommen zu nichts. Das Bier ist der Generaltrunk der Fabrikler des Dorfes. Die Unnüchternheit geht so weit, daß die Arbeiterfrauen mit der Milch unter der Schürze bei den Bäckern erscheinen, die auch Flaschenbierhändler sind, um Milch gegen Bier einzutauschen! In den drei erstgenannten Gemeinden giebt es keine Socialdemokraten, auch in der 4. sind nur wenige. Aber das ist nur ein Zufall. Kommt heute die socialdemokratische Agitation in diese Gemeinden, dann bleiben die ersten drei fest und die 4. wird socialdemokratisch, denn wenn ihnen die Agitatoren auseinandersetzen, daß sie viel zu wenig Bier und Genußmittel bekämen und daß die Ausbeutung der Fabrikherrn daran schuld sei, so findet diese Behauptung ein lebhaftes Echo in den Herzen.

Diese socialpolitischen Bilder lassen sich zu hunderten und tausenden entrollen. Sie beweisen uns, daß die Socialreform auch eine sittliche Reform sein muß, daß die rein wirtschaftliche Auffassung derselben eine Versündigung an unserem Volke ist. Der Arbeiterstand muß korporiert werden. Dazu ist nötig, daß die Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung, wo es nötig ist, verbessert und vereinfacht wird, daß die Kinderarbeit beseitigt, die Frauenarbeit beschränkt wird, um den Arbeiterfamilien die Mutter und Hausfrau zurückzugeben. Der Arbeiterstand muß eine ständische Vertretung haben, welche besonders in social-sittlicher Beziehung erfolgreich wirken wird. Ich bedaure es darum lebhaft, daß die konservative Partei der Bildung von Arbeitervertretungen entgegen war. Wollen wir nach dem konservativen Princip der ständischen Gliederung den Arbeiterstand wirtschaftlich und moralisch intakt unserem socialen Körper angliedern, so muß für die gesetzlichen Bedingungen seiner gesunden Fortentwicklung gesorgt werden. Die Hauptsache muß aber der Arbeiterstand nunmehr selber thun: nüchterner, mäßiger, einfacher, wirtschaftlicher werden. Soll dies erreicht werden, dann ist nötig vor allem, daß der socialdemokratischen Infektion rücksichtslos entgegengetreten wird. Diese socialdemokratische Agitation ist es, die mit ihrem Appell an die niedrigsten Instinkte, die in jedes Menschen Herz schlummern, mit ihrer Revolutionierung und infernalischen Religionsfeindschaft das socialistische Gleichgewicht unserer

arbeitenden Brüder stört, sie unzufrieden macht und aufreizt, sie mit allen Strebungen eines genußsüchtigen Materialismus erfüllt.

Damit bin ich schon in die Erörterung des letzten Dissensus zwischen Herrn v. Oertzen und mir eingetreten: die Betrachtung der Socialdemokratie. Herr v. Oertzen betrachtet die Socialdemokratie als das Produkt unserer wirtschaftlichen Entwicklung; ich betrachte sie als ein Erzeugnis der vom Liberalismus aufgebrachten Lehren der Feindschaft gegen Autorität, Religion und Kirche in Verbindung mit einer allgemein gerichteten Doktrin politischer Revolutionierung. Daß die vor unserer Socialgesetzgebung herrschenden Notstände — Mangel an Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung — Pathe gestanden haben bei der Entstehung der Socialdemokratie, ist ganz zweifellos; aber die Hauptursache sind diese „wirtschaftlichen Verhältnisse" nicht. Als Lassalle in Berlin 1863 seine Ideen vor Hunderten von Industriearbeitern entwickelte, ist er ausgepfiffen und fast hinausgeschmissen worden. Und damals gaben wir noch nicht eine Million pro Tag für Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung aus. Die Socialdemokratie ist die fleischgewordene Begehrlichkeit, Aufhetzung, Verbissenheit, der principielle Neid und Haß gegen den „Besitz", die verkörperte Frechheit gegen alles Transcendentale, die brutale Diesseitigkeit. Das sind „schwere Worte". Wer aber die Socialdemokratie praktisch kennt, wird mir zustimmen.

Die „socialistisch" gerichteten Christen sind im besten Zuge, uns in Ansehung der Socialdemokratie auf die alte, längst überwunden geglaubte Psychologie des Liberalismus zurückzuführen. Der Liberalismus war es ja wohl, der die Lehre aufgebracht hat, der Mensch ist gut, man muß ihn nur frei sich entwickeln lassen. Von der Schlange im Paradies an, über Jean Jacques Rousseau im „Emile", bis auf den vulgären Liberalismus der heutigen Zeit war dies ja die Predigt der Diesseitigkeits-Psychologie.

Der christliche Konservatismus war von je dieser Auffassung entgegengetreten; er wußte, daß jene These eine Phrase, eine Lüge ist, er wußte, daß im Menschen neben dem Guten das Böse steht, dargestellt in den Leidenschaften, Instinkten und Begehungen der Sünde. Diese Seiten des menschlichen Wesens vor der verhängnisvollen Berührung mit dem Versucher zu schützen, das war im Anschluß an die sechste Bitte des Vaterunsers eine Hauptaufgabe konservativ-christlicher gesetzgeberischer Thätigkeit. Das Volk muß regiert, vor dem Bösen geschützt werden. Heute heißt es vielfach der socialdemokratischen Agitation gegen irdische und himmlische Autoritäten gegenüber: Freiheit, die Socialdemokratie muß man „innerlich überwinden" — die alte liberale Psychologie in neuer Auflage und in christlichem Munde. Die furchtbare Macht der Verführung und Versuchung, vor der wir uns selbst und unsere Mitbrüder bewahren sollen, soll „innerlich überwunden" werden, sie läßt man frei an die Herrenlosen und Ahnungslosen, an die moralisch nicht Festen und Starken, an die Zweifelhaften herantreten. Welch furchtbare Verblendung. Diese Macht der socialistischen Verführung muß man an sich selbst und an anderen erlebt haben, um einzusehen, daß keiner, der es gut meint mit seinem Volk, diese Agitation gewähren lassen kann. Ich will nur in aller Kürze auf eins der vielen von mir in der praktischen Arbeit erlebten Beispiele hinweisen. Der bekannte Herr v. Wächter, „christlicher Theologe und Socialdemokrat", überzog eine größere konservative Gemeinde meiner Nachbarschaft. Auf Ersuchen der Parteifreunde nahm ich an der Versammlung teil. Herr v. Wächter „redete und ließ alle Kunststücke der infernalischen Agitation — und dabei war der Mann noch christlich — spielen." Immer frecher und verführerischer wurde die Hetze. Da richtete sich mehr als ein sorgendes ungewisses Augenpaar auf mich, in denen die Frage zu lesen war: nun, was sagst du dazu? Als Wächter geendet, lag auf den Gesichtern der konservativen Bauern und Handwerker eine merkwürdige Mischung alterierter Gefühle. Er hatte auch gar zu schön gesprochen von diesen „großen Herren" und immer wieder von diesen „großen Herren", die den Bauer, den Handwerker und Arbeiter aussaugen, ihn, der die Reichtümer erwirbt, die dann andere verprassen. Erst im Verlauf meiner Ent-

gegnung wurden die Gesichter wieder heller, ich fühlte ordentlich, wie den Leuten ein Alp von der Brust fiel, wie sie froh waren, doch ihrer konservativen und christlichen Ueberzeugung treu bleiben zu können. Nun wende man diesen Fall, der typisch ist, auf andere Verhältnisse an und male sich den Erfolg aus. Die socialdemokratische Agitation tritt mit einer Verlogenheit auf, die furchtbar ist. In einer anderen Versammlung von Arbeitern und Bauern trat ein junger Agitator dritten Ranges gegen mich auf. Er hatte besonders an den „Reichen" auszusetzen, an den „Bourgeois", daß sie nur um Geld freiten und die Ehe durch fortgesetzten Ehebruch korrumpierten. Der mitanwesende Pfarrer war, dem Zuge der Zeit folgend, nicht abgeneigt, dem Manne in diesem Punkt recht zu geben. Ich mußte widersprechend darauf hinweisen, daß in diesen Dingen in allen Ständen gesündigt würde und in dem des Bürgertums wohl weniger als in den socialdemokratischen Kreisen. Der Unterschied sei, daß dort jeder Fall an die große Glocke gehängt würde, während die Sünden der unteren Kreise nicht so zur öffentlichen Kenntnis gelangten. Es sei also für Alle Besserung not. Da erwiderte der Herr: „wir Arbeiter gehen mit einem Mädchen, studieren seinen Charakter und heirathen es dann, aber die Bourgeois u. s. w." Dieser Herr war, wie ich leider erst später feststellen konnte, der Zuhälter einer Dirne, von der er sich in der Hauptsache ernähren ließ; nebenbei besorgte er die socialistische Agitation zweiten und dritten Ranges. So liegen die Verhältnisse, die man aber praktisch kennen muß. Meine Schlußfolgerung ist die: wenn man sich gegen die socialdemokratische Agitation und Agitatoren nicht energisch wehrt mit den Mitteln der strafenden Obrigkeit, versäumen wir eine christliche und konservative Pflicht an unseren Mitbrüdern.

Zum Schlusse möchte ich noch einige persönliche Bemerkungen anfügen. Herr von Oertzen weist an der Hand einer socialdemokratischen Quelle auf die verkürzte Lebensdauer der Industriearbeiter hin. Er meinte, ich würde das Buch nicht lesen, weil es einen socialdemokratischen Leiter habe. Ich darf versichern, daß mir kein irgendwie nennenswertes Werk der socialistischen Litteratur unbekannt ist. Aber ich habe mir von dem Augenblick an, wo ich mir der socialdemokratischen Irrlehre als solcher bewußt wurde, vorgenommen, der gesammten socialistischen Litteratur durchaus kritisch gegenüber zu treten. Und dasselbe zu thun, möchte ich allen meinen konservativen Parteifreunden dringend empfehlen. Die socialistische Litteratur steckt voll Lüge, Fälschungen, Einseitigkeiten und voll Unfähigkeit eines kritisch-objektiven Urteils, wie keine andere. Möchte man endlich in konservativen Kreisen alles, was von socialistischer Seite kommt, zunächst mit Mißtrauen auffassen und dann an der Hand kritischer Forschung der Wahrheit auf den Grund zu kommen suchen.

Wie verhält sichs nun mit jener Behauptung des sog. Arztes? Wir wollen nur ganz kurz die Thatsachen reden lassen. Die „Sterbegelegenheit", d. h. die Gestaltung der Relation zwischen Geburtenziffer und Sterbeziffer, hat nach den statistischen Zusammenstellungen von Boido und Pfeiffer und der amtlichen englischen Statistik (vergl. Wolf, System der Socialpolitik S. 213) folgende Entwicklung genommen:

in	1871/75		1889		binnen 8 Jahre zurückgegangen um
Ungarn	35,0	auf	29,2	=	16,6 %
Oesterreich	32,5	„	27,7	=	14,8 „
Italien	30,5	„	24,5	=	19,7 „
Deutschland	27,8	„	25,0	=	10,0 „
Frankreich	22,4	„	21,7	=	3,1 „
England	22,0	„	19,3	=	12,3 „

In den angeführten Großstaaten sterben also jährlich 900,000 weniger, als nach dem Modus von 1871/75 hätten sterben müssen. Und die Statistik lehrt ferner, daß die Staaten, die die größte „industriell-kapitalistische Ausbeutung" haben, eine geringere Sterblichkeitsrate besitzen, als beispielsweise der Agrarstaat Ungarn. Die große

Kindersterblichkeit, die in manchen Arbeiterkreisen herrscht (in verschiedenen baierischen und württembergischen Bezirken starben von 100 Geborenen im ersten Lebensjahre 45—50, manchmal über 50), darf man mit Recht auf den Alkoholmißbrauch zurückführen, denn in allen diesen Kreisen ist der Bierkonsum am höchsten im ganzen Deutschen Reich, mit Ausnahme von München. Man muß immer die Ursachen suchen, wo sie sind.

Herr von Oertzen wendet sich besonders scharf gegen meinen „Individualismus" und bezieht sich dabei auf eine Stelle in meiner Schrift „Christlich-konservativ". Ich habe selbstverständlich nicht den ökonomischen Individualismus gemeint, sondern denjenigen, der als Princip der gesamtmenschlichen Entwicklung im Gegensatz zum Socialismus, der die Menschen als Herdentiere behandelt, gelten muß, und habe hervorgehoben, daß dieses Princip auch in socialer Beziehung nach adäquatem Ausdruck ringt.

Am lebhaftesten muß ich dem Schlußsatze der Polemik des Herrn von Oertzen widersprechen. Er weist das Christentum und die christliche Erneuerung als Element der Socialreform mit dem Hinweis darauf zurück, daß über dem Portal der christlichen Kirche der Satz von den „wenigen Auserwählten" stünde, und meint, die Besserung der „wirtschaftlichen Lage" bedeute das Hauptsächliche Das wäre die Bankerotterklärung des Christentums, dann hätte die Socialdemokratie recht. Die Schar der Auserwählten wird sicher gering bleiben, aber die Zahl derjenigen, die sich mit ihrem Denken und Fühlen, ihrem innerlichen Streben und äußerlichen Verhalten in die regenerierende Atmosphäre des Christentums stellen, die Durchdringung der Oeffentlichkeit, der Erziehung, der Bildung, der Gesetzgebung mit dem Geist des Christentums, wird sicher in größerem Umfange eintreten müssen, wenn die ganze Specialgesetzgebung kein toter Buchstabe bleiben soll. Die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage eines Volks allein vermag nicht, dies sittlich fortzubilden. Die Thatsachen lehren uns ja leider, daß in den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs zwar die Verbrechen gegen das Eigentum abnehmen, die Verbrechen der Unsittlichkeit, der Widersetzlichkeit, der Rauferei und Schlägerei zunehmen. Nein, ohne die „christliche Erneuerung" — nicht im transcendentalen Sinne des theologischen Sprachgebrauchs aufgefaßt, sondern als die Bethätigung praktischen, handelnden Christentums — wäre unser Volk verloren. Gebe Gott, daß die christliche Erneuerungskraft in Millionen von Seelen entbrenne, dann wird die Socialreform zu dem werden, was sie sein soll: nicht ein System, das sich nur mit dem „Soll und Haben" befaßt, sondern eine Thätigkeit, bestimmt, die socialen Gruppen unseres Volks sittlich und wirtschaftlich zu festigen und auszubilden.

Karlsruhe, im September. A. Röder.

Redaktions-Bemerkung.

Ich habe Herrn Röder die Spalten der Monatsschrift bereitwillig zu einer Entgegnung von etwa 8 Seiten geöffnet. Unter den Händen ist ihm nun der Stoff auf etwa den doppelten Raum angeschwollen. Das ist erklärlich. Wenn Herr Röder nun aber mehrfach über den Mangel an Raum klagt, der ihm nicht gestattet, alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat, so habe ich jedenfalls mehr Recht zu solcher Klage. Denn er hat mir fast allen verfügbaren Raum zu einer Entgegnung fortgenommen und ich muß mir dieselbe für spätere Gelegenheit vorbehalten.

Nur kurz will ich heute ein Paar Hauptsachen festzustellen suchen.

Herr Röder beginnt damit, mir eine wohlgemeinte Ehrenerklärung zu machen, daß ich nämlich auf individualistischem Boden stehe und nur Ausnahmen in socialistischer



Hinsicht zulassen wolle. Ich muß leider diese réparation d'honneur ablehnen. Ich stehe als Konservativer auf geschichtlichem Boden und überlasse es Anderen, die Welt nach Theorien umformen zu wollen. Ich kämpfe für Reformen, wo ich sie für nötig halte, und kümmere mich dann wenig darum, ob sie in individualistischer oder socialistischer Richtung liegen. An sich und als solche halte ich diese Richtungen für indifferent und weder für gut noch für böse. Wenn ich glaube, daß nach der ausschweifend individualistischen Periode Lasker-Bamberger jetzt manche Reform in entgegengesetzter Richtung liegen muß, so ist das nicht Frage des Princips, sondern nur eine Sache der volkswirtschaftlichen Diätetik und Therapeutik.

Die Statistik kann ich bei der Kürze der Zeit zunächst nur auf sich beruhen lassen nnd behalte mir vor, sie in gelegentlicher Muße genauer zu prüfen, wenn ich auch geringe Hoffnung habe, daß sie meine Ansichten im ganzen und großen erschüttern werde. Schon die Ziffern als solche werden wohl mancher Korrektur bedürfen. Daß z. B. in Italien in den wirtschaftlich ungünstigen Jahren von 1875 bis 1889, also in 14 Jahren sich die „Sterbegelegenheit" um 19,7% gemindert habe, halte ich für ganz unmöglich. Sollten wirklich die blutigen Arbeiterrevolten in Sizilien, in Carrara und unter den Landarbeitern der Lombardei ganz widersinnig gewesen sein?

Bei anderen Ziffern wird sichs um die Deutung handeln. Die Thatsache, daß in gewissen Distrikten von 100 Kindern schon 50 im ersten Lebensjahr sterben, führt Herr Röder an. Aber er erklärt sie brevi manu nur aus dem Alkoholismus. Und fügt schnellfertig hinzu: „Man muß immer die Ursachen suchen, wo sie sind." Da Herr Röder meine ganze Statistik, um der Widerlegung überhoben zu sein, als socialistisch und darum als falsch verdächtigt und bezweifelt hat, so will ich ihm heute nur bemerken, daß es auch ganz unsocialistische Aerzte giebt, z. B. den Dr. Biedert, Hospitalarzt in Hagenau im Elsaß, der ein ganzes Buch „Ueber Kinderernährung" dem Nachweis des engsten Zusammenhanges zwischen der Kindersterblichkeit und der socialen Lage der Eltern gewidmet hat. Andere Aerzte, z. B. Dr. Henoch an der Charité in Berlin, haben dasselbe gethan. Gewiß spielt hier der Alkoholismus auch seine Rolle. Aber er ist keineswegs der einzige Faktor. Mit bloßen Machtsprüchen sind die anderen Ursachen nicht aus der Welt zu schaffen.

Im übrigen muß ich, wie gesagt, heute aus Raummangel mich aufs äußerste beschränken. Nur über das Handwerk noch ein kurzes Wort. Herr Röder meint, daß meine Ansichten hier „am falschesten und verkehrtesten" sind. Ich kann ihm versichern, daß dieses Urteil auf voller Gegenseitigkeit beruht.

Meiner Ansicht nach liegt wohl ein großer Fehler der bisherigen Handwerkerbestrebungen darin, daß man alle Gewerbe über einen Leisten schlagen, für alle eine gemeinsame Ordnung finden wollte. Das geht nicht. Jedes muß ganz separatim nach seiner Eigentümlichkeit behandelt werden. Daß es aber einzelne giebt, die nicht zu retten sind, daran halte ich fest, auch wenn sie sich im Adreßbuch ins Ungemessene vermehren sollten. Es kommt nicht darauf an, wie viele da sind, sondern wie es denen, die da sind, geht.

Was z. B. die Konkurrenzfähigkeit des kleinen Meisters im Schneider- und Schuster-Gewerbe mit der Großindustrie betrifft, so glaube ich, daß Herr Röder sich auf Grund eines an sich sehr achtungswerten Idealismus, bei dem überdies sein Herz und seine Familientradition beteiligt sind, starken Täuschungen hingiebt. Ich bleibe bei der Ansicht,

1. daß der Großbetrieb dem Kleinbetrieb weit überlegen ist,

2. daß es daher unwirtschaftlich und verfehlt ist, den Kleinbetrieb künstlich am Leben zu halten, seine Agonie zu verlängern.

Die Vorteile des Großbetriebes sind so evidente, daß ich nicht verstehe, wie man sie geringschätzen kann.

1. Der Großbetrieb kauft alle Rohstoffe und Halbfabrikate viel billiger ein; er kann Konjunkturen und Gelegenheiten benutzen;

2. der Großbetrieb kann eine Teilung der Arbeit eintreten lassen, welche die Leistungsfähigkeit jedes beschäftigten Gesellen vervielfacht; es ist die bekannte Progression: wenn 1 Geselle wöchentlich vielleicht 3 Paar Stiefel macht, so machen 10 Gesellen bei Teilung der Manipulationen nicht 10×3, sondern vielleicht 20 oder 30×3, bei Maschinenbenutzung vielleicht 50×3 Paar.

3. Der Großbetrieb kann sowohl die motorischen (Dampf, Gas, Petroleum), als auch die mechanischen Maschinen-Kräfte ganz anders ausnutzen, als der Kleinbetrieb. Die Folgen dieser Vorteile liegen am hellen Tage. Herren-Stiefeletten aus der Fabrik kosten 6, aus der Werkstatt 12 Mark; derselbe Anzug kostet aus der Kleiderfabrik bezogen 40, vom Meister gearbeitet 70 Mark. Und die Handwerker geben auf Befragen selber zu, daß die Fabrikware durchaus nicht Schundware zu sein braucht.

Ich kann es daher, so gern ich den alten Mittelstand, das Handwerk der Vergangenheit in diesen Branchen retten möchte, nicht für richtige Politik halten, Zeit und Kraft für Bestrebungen einzusetzen, denen elementare Hindernisse entgegenstehen. Vielmehr muß das meines Erachtens das Ziel bleiben, einen neuen Mittelstand der Zukunft zu schaffen. Dieser aber kann hier nicht durch Aufrechterhaltung des Kleinbetriebs, sondern nur durch genossenschaftliche Handhabung des Großbetriebs gewonnen werden. Der Staat muß in diesen beiden Gewerben die Innungen privilegieren und ihre Stärke nach statistischen Ermittlungen normieren. Die Organisation der Arbeit, die Ordnung des Gesellen- und Lehrlingswesens, die Einrichtung des Verkaufs der fertigen Ware muß den Genossen überlassen bleiben, wie sich versteht unter fortwährender Aufsicht und Kontrole von Staat und Kommune.

Läßt man die Dinge gehen, wie Herr Röder sie gehen lassen will, so sehe ich eine Entwicklung kommen, wie sie sich jetzt schon anbahnt, eine Teilung des Handwerks in zwei große Teile: der eine Teil besteht aus den jüdischen Großindustriellen. Diese machen das wesentliche Geschäft und verdienen das ganze Geld. Ein Lohnarbeiterstand hilft ihnen dazu. — Der andere Teil besteht aus den Innungsmeistern, die alle den Befähigungsnachweis geliefert, aber für das Publikum keine Stiefel mehr zu liefern haben.

Ich kannte in Berlin einen pietistischen Eckensteher, der in Bibelstunden und Männervereinsversammlungen selten fehlte. Ich fragte ihn einst, wie er bei seiner religiösen Richtung dazu gekommen sei, gerade Dienstmann zu werden. Seine Antwort ging dahin, er sei Nagelschmied gewesen. Dies Gewerbe sei aber, als er zu alt gewesen, ein neues Handwerk zu lernen, derart durch die Großindustrie weggefegt worden, daß ihm nichts übrig geblieben sei, als einen Beruf zu wählen, zu dem es der Vorkenntnisse nicht bedurfte.

Nun fürchte ich zwar nicht, daß alle Schuhmacher Eckensteher werden. Aber ich glaube allerdings, daß sie in 50 Jahren entweder unselbständige Fabrikarbeiter, oder genossenschaftlich organisierte Meister sein werden. Warum Herr Röder dekretiert, daß eine solche Organisation unmöglich sei, verstehe ich nicht. Es sind schon schwierigere Organisationen geschaffen worden.

Daß aber, wie Herr Röder annimmt, die Verdrängung der Kleinbetriebe durch die Ware der Großbetriebe zum Stillstand gekommen sei, widerspricht durchaus meinen Erfahrungen, die nun ein gutes Vierteljahrhundert umfassen, und gerade denen aus allerjüngster Zeit.

In der Mittelstadt, die ich bewohne, wurden vor Jahresfrist a tempo zwei oder drei neue „Kleider-Paradiese" eingerichtet. Sie füllten die Zeitungsspalten mit Inseraten und lockten das Publikum derart an, daß einzelne Meister einfach aufs Trockene gesetzt

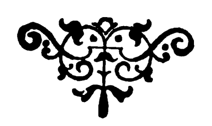
wurden. Einen tüchtigen Meister, der ein Jahr vorher noch 2 Gesellen beschäftigt hatte, traf ich bei der Kolportage wieder. Er griff nach jedem Verdienst, nur um sich und die Seinen durchzubringen. Das allgemeine Unbehagen unter den Schneider- und Schustermeistern hat auch die sehr erklärliche Folge, daß unter ihnen die Socialdemokratie ihre wirksamsten und treuesten Anhänger hat.

Weder durch politische Belehrung, noch durch religiöse Bekehrung wird man diese Elemente wieder gewinnen, sondern nur so, daß man die Thatsachen beseitigt, welche das Unbehagen hervorrufen.

Und ganz dasselbe steht mir im Wesentlichen auch für die Arbeiterfrage fest. Es mag sein, daß Herrn Röders optimistische Statistik mein vielleicht etwas zu pessimistisches Bild ein wenig verschiebt. Aber auch wenn man alle Verführung der Arbeiter durch Verhetzung von der Socialdemokratie subtrahiert, so bleibt doch immer noch ein Rest, der nicht in moralischer Besserung, sondern nur in wirtschaftlichen Reformen aufgeht, d. h. eben jener „berechtigte Kern", vor dem Herr Röder sich mit soviel Abscheu bekreuzigt. Und wenn alle Konservativen sich der Ansicht anschließen sollten, daß das Heil der Zukunft in reiner Repressionspolitik liege, so würde ich meinerseits immer streben, nicht mitschuldig zu werden an solchem Verfahren, das mutatis mutandis noch zu allen Zeiten die Revolution gebracht hat und sie, wenn man daran festhält, auch dies Mal bringen müßte.

Zu meiner Freude beweisen mir zahlreiche Zuschriften, daß ich nichts weniger als allein stehe.

Schwerin, den 23. September 1895. Dietrich von Oertzen.





Monatsschau.

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

„Wie schal erscheint einem die Kunst, wenn man einmal wochenlang in schöner Natur gelebt hat!" — Das sagt und schreibt heute nicht etwa ein Kunstlaie, sondern ein Kunstkritiker von Beruf, und zwar zur Einleitung eines bisher schuldig gebliebenen, also „verbummelten" Schlußkapitels über die Berliner Ausstellung. Ich habe oft genug den Eindruck gehabt, daß vielen Kritikern die Kunst nur eine Fähigkeit bedeutet, andere Leute zu ärgern, wie es auch Pädagogen giebt, denen die Kinder nur zum Aerger der Lehrer auf der Welt zu sein scheinen. Man kann aber kein aufrichtiger Freund der Kunst sein, wenn man Sätze wie den eben citierten mit Ueberzeugung hinschreibt. Wem die Natur so erhaben über der Kunst vorkommt, der betrachte sich doch lieber die lebendigen Menschen, als die Menschendarstellungen auf Bildern, der höre lieber den Vogelgesang an, als den Kunstgesang der Menschen, der lese statt Dramen und Epen die Stadtchronik der Zeitung nebst dem Polizeibericht, der meide alle Gartenanlagen und gehe nur in Wald und Feld hinaus. Ich denke, Herr B. wird sich die Sache noch überlegen und einsehen, daß ihn sein Kunststudium erst zum rechten Naturgenuß erzogen hat, und daß seine augenblickliche Geringschätzung der Kunst nur eine Folge kritischer Ueberreizung ist. Man muß sich doch klar darüber sein, daß die Freude an der Natur mit der Freude an der Kunst gar nicht verglichen werden kann. Im Specialitäten-Theater treten oft Artistengesellschaften auf, die in weißen Trikots mit mehlbestreuten Gesichtern „plastische Gruppen" stellen, oder ein mimischer Verwandlungskünstler steckt sein Gesicht in Rahmen mit verschiedenen aufgemalten Kostümen und läßt es als Porträt bekannter Männer erscheinen. Im Panorama wird der Vordergrund nicht gemalt, sondern aus wirklicher Erde mit lebenden Pflanzen und ächten Gerätschaften hergestellt. Hier haben wir eine mit unmittelbar der Natur entnommenen Hülfsmitteln unterstützte „Kunst". Ist diese mehr, als die der lebenden Natur grundsätzlich und ganz fern bleibende Bildnerei und Malerei? Wer die Natur über alles schätzt, muß „ja" sagen, denn je mehr die Natur in einem Kunstwerk, desto höher muß ihm dieses stehen. So konsequent wird aber selbst der extremste „Naturalist" nicht sein, wie er denn auch darüber nicht zürnen wird, daß er gemalte Austern nicht essen, in gemaltem Wasser nicht baden, an gemaltem Sonnenlicht sich nicht wärmen, mit gemalten Menschen nicht über Politik streiten kann. Die Landschaft in der Natur erfreut (wenn das Wetter günstig ist) zunächst rein physisch, die seelische Stimmung legen wir selbst hinein (wenn unser Gemüt bei Laune ist), und einen ästhetischen Wert verleihen wir ihr erst durch

eine Art symbolischer Umdeutung (wenn wir Sonntagskinder sind). Ganz ähnlich stehen wir den Lebewesen in natura gegenüber; auch sie bereiten uns unter günstigen Umständen physische und psychische Freuden, ästhetische nur, wenn wir sie mit Künstlersinn betrachten. Die Freude an der Kunst hat keinerlei praktische Nebenabsichten sondern entsteht erst, wenn wir uns über das Vermögen am Besitz und Gebrauch erheben. Dann erst können wir festen Fuß fassen in dem rein geistigen Gebiete der Kunst, in dem wir uns als Künstler oder als Genießender mit Bewußtsein einer Illusion hingeben, für die alles Materielle nur Mittel zur Erzeugung einer vom Materiellen sich befreienden Anschauung ist: wir hören nicht Schwingungen von Saiten und Luftwellen, wir sehen nicht Farbpasten und Marmorblöcke, wir folgen mit Auge und Ohr nicht dem Schauspieler, wir lesen nicht Worte: über dem allen werden Vorstellungen in uns lebendig, an deren freiem, nur eigener Gesetzmäßigkeit folgendem Spiele wir die Freude des Schaffens und des Empfangens zugleich erleben. Solche Freuden kann die Natur nicht bieten.

* * *

Ich will gern zugestehen, daß die Kunst neben der Freude auch Aerger bereiten kann, namentlich dem Kritiker, der alles ansehen und anhören und dann auch noch beurteilen muß. Aber auch der Kritiker ist recht oft unverständig, schwerfällig und nörgelnd, eine Quelle reichlichen Aergers für den Künstler. Er ist gegen das Ende des Sommers von allen den Massenausstellungen der bildenden Kunst, gegen das Ende des Winters von den Theater-Aufführungen so übersättigt und abgestumpft, daß ihm die ganze Kunst einmal schal erscheinen kann, und dann ist ihm eine Erfrischung in freier Natur allerdings sehr nötig, gerade wie der Künstler selbst der stets erneuten Natur-Anschauung bedarf. Sogar Phantasie-Maler wie Corot und Böcklin, deren Bilder ohne jedes Modell gemalt sind, schöpfen aus einem Fonds von Natur-Erinnerungen, und man merkt es einzelnen ihrer Bilder recht wohl an, daß die Erinnerungen zu Zeiten recht blaß und unbestimmt gewesen sind. Aber nur dann wird der Kunstfreund neue Kraft zum Nachschaffen künstlerischer Illusionen aus dem Verkehr mit der Natur gewinnen, wenn er nicht im Kunstwerk die Natur selbst wie in einem treuen, mechanisch nachbildenden Spiegel wiederfinden will. Für den Realisten ist kein besserer Rat gefunden, als der, er möge die Kunst auf sich beruhen lassen und sich mit der Natur selbst begnügen.

* * *

Die Münchener Ausstellungen lassen dieses Jahr noch mehr als im vorigen Jahre erkennen, daß die Zeit des Sturmes und Dranges in der bildenden Kunst ebenso vorüber ist, wie in der Litteratur. Sogenannte Kunstereignisse haben sie nicht gebracht. Ich fand sie darum aber nicht minder interessant, selbst nach den reichen Gaben der großen Berliner Ausstellung. Die „Modernen" haben ihre plebejischen Manieren abgelegt. Sie haben es als Irrtum erkannt, daß man populär sein könne, indem man banal wird.

Man muß in der That geistig sehr hoch stehen, um echte Naivität überhaupt würdigen zu können. Dazu gehört vor allen Dingen die Erkenntnis, daß auch die höchste Kultur nur relative Wahrheiten und Vorteile gewährt, daß dagegen die höchsten Wahrheiten, vor allen Dingen die sittlichen und religiösen, ebenso das höchste menschliche Gut, die Gotteskindschaft, auch dem auf niedriger Kulturstufe stehenden Menschen zugänglich sind. Nur wer das weiß, — nein, nicht bloß weiß, sondern freudig anerkennt, dem ist das Kind, der einfältige, unverbildete Bauer ein vollberechtigter Mensch, der zwar mit geringen geistigen Mitteln arbeitet, aber damit virtuell oft mehr leistet, als der Kulturmensch, der, angethan mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts, nur Hirngespinnsten nachjagt. Man vergleiche Zolas Typen aus den sogenannten unteren Gesellschaftsschichten mit denen Fritz Reuters und man wird den Unterschied in der persönlichen Stellung der Dichter zum „Volke" mit Händen greifen können. Realisten

sind sie beide, Reuter wohl noch entschiedener, als Zola, dessen subjektive Zuthaten auf jeder Seite nach Herkunft und Zweck erkennbar sind. Man vergleiche Uhdes Armelout-Bilder mit denen Ludwig Richters oder E. v. Gebhardts, und man wird auf einen ganz ähnlichen Unterschied stoßen. Man kann nicht volkstümlich dichten und malen ohne ehrlichen Respekt vor dem Volke, und man kann dem Volke keine Ideale nahe bringen, wenn man sie zu ihm herabsteigen läßt. Das „Volk", soweit es nicht vom Bildungsdünkel angefressen ist, ist in seinen Kunstanschauungen durchaus aristokratisch, d. h. es sucht seine Ideale über sich, ganz wie die Leute aus höheren Ständen, die Ihresgleichen zu genau kennen, um sie noch als Ideale gelten lassen zu können.

Wenn Empfänglichkeit für Kunst die Fähigkeit ist, mit Absicht und Bewußtsein die vom Künstler angeregte Illusion zu eigener Freude in sich zu erzeugen, so ergiebt sich von selbst, daß der Gegenstand der Illusion dem Reproduzierenden sympathisch sein muß, daß also die Aesthetik des ehemaligen Realismus ein großes Loch hat, weil sie behauptet, daß es in der Kunst nur auf die Form, nicht auf den Gegenstand ankomme.

Davon haben sich die ehemaligen Anführer des Realismus einer nach dem anderen überzeugt. Ihre Bilder sind „vornehm" geworden, nicht nur in der Farbenwirkung, sondern auch in der Wahl des Gegenstandes, — vornehm in dem Sinne, daß sie nicht mehr ins Gemeine hinabsteigen, sondern das Gemeine verklären.

* * *

Eine merkwürdige Unsicherheit herrscht gegenwärtig in den Berliner Theater-Verhältnissen. Die alte Praxis der Theater-Direktoren, mit einigen wenigen erfolgreichen Bühnenschriftstellern Haus zu halten und sich auf Experimente mit Neulingen nicht einzulassen, scheint immer mehr Fiasko zu machen. Die Theaterbesucher schwören nicht mehr auf Autoritäten. Am besten besucht sind immer noch die litteratisch wertvollen, allgemein bekannten Stücke älteren Ursprungs, während die Fabrikerzeugnisse wohl akkreditierter Doppelfirmen und die lediglich auf äußere Effekte abzielenden Schauspiele und Schwänke der Theaterpraktiker leere Häuser machen. Ich spreche von den teuren Theatern. Die billigeren Possenbühnen finden ihre Rechnung immer bei der Spekulation auf die bloße Schaulust und das Lachbedürfnis junger Handlungsbeflissener mit ihren Mädchen.

Sieht man sich die feineren Theater Berlins an, so gewahrt man wenig Erfreuliches. Die Bühne Blumenthals kämpft mit großen Repertoire-Schwierigkeiten, und ihr Personal entspricht durchaus nicht mehr den Berliner Ansprüchen. Es ist, als ob hier die Schauspielerinnen mehr nach ihrem Toiletten-Reichtum, als nach ihrem Können ausgewählt würden, was bei den wahren Beziehungen der Börse gerade zu diesem Theater nicht Wunder nehmen kann. Zwei gute Komiker, ein passabler Intrigant, eine treffliche komische Alte und eine recht anmutige Naive — das ist alles, was das Lessing-Theater augenblicklich an wirklichen Künstlern zur Verfügung hat. Damit läßt sich wenig genug anfangen. Ein früher sehr beliebter Bonvivant, Herr Stahl, hat eine beschränkte Verwendbarkeit, da er kein Mime ist. Auf das Lessingtheater kann man also keine Hoffnungen setzen. Herr Blumenthal verhandelt deshalb auch mit auswärtigen Ensembles, um sein Haus doch nicht leer stehen zu sehen.

Das „Deutsche Theater" des Herrn Brahm hat eine Reihe ganz vorzüglicher Schauspieler, wirkliche Kräfte ersten Ranges. Sie sind aber meist mehr für das feine Lustspiel, als für das ernste Drama geeignet, so daß ein Versuch, Schillers Don Carlos neu zu beleben, hier fehlschlug. Man muß es Herrn Brahm übrigens lassen, daß er als Theater-Direktor kein solcher Principienreiter ist, wie er es als Kritiker war, — vielleicht nur deshalb nicht, weil sich mit den paar Talenten seiner Schule kein ständiges Theater versorgen läßt. Was Mannigfaltigkeit der Darbietungen betrifft, kann kein Privattheater Berlins sich mit dem seinigen messen. Dabei hält er sich in der Ausstattung auf einer anständigen Mittelstraße, was hinsichtlich der Damentoilette für den

Direktor immer teurer ist, als wenn er es auf Luxus ablegte, den die Schauspielerinnen durch den Verkauf ihrer Person an einen reichen Freund erschwingen müssen. Große Thaten hat das „Deutsche Theater" in dieser Saison auch noch nicht gethan. Die Aufführung von Hirschfelds „Müttern", einer Berliner Familientragödie, die ein hübsches novellistisches Talent verrät, ist nur eine Reprise aus den Sommermonaten. „Romeo und Julia" mit Herrn Kainz und Frau Sorma war eine schöne Leistung, die alle Anerkennung verdient, aber doch nichts Ungewöhnliches bot.

Das „Berliner Theater", das nun Herr Prasch aus Mannheim leitet, will auch ferner ein gutes Familientheater sein und stellt für den Anfang wenigstens ein lobenswertes Programm auf. Man muß abwarten, ob nicht auch hier Geschäftsrücksichten stärker werden, als der gute künstlerische Wille.

Mit viel Energie geht das königliche Schauspielhaus in die neue Saison. Es hat seinem Ensemble einige neue Kräfte zugeführt, von denen man sich Gutes verspricht. Dem Jubiläumsjahr brachte es seinen Tribut mit einer patriotischen Dichtung des jungen bayerischen Schriftstellers von der Pfordten, die sich bescheiden „1812" nennt und General York, Napoleons Flucht aus Rußland und die Konvention von Tauroggen in den Mittelpunkt stellt. Das Stück ist etwas zu gelehrt für ein Drama, teilweise eine einfache Dramatisierung historisch genau bis aufs Einzelne überlieferter Scenen und Zustände. Doch ist es wohl geeignet, das Gedächtnis an die Volkserhebung gegen Napoleon aufzufrischen und die patriotische Gesinnung zu stärken. So ist es im Schauspielhause recht an seinem Platze, Regisseur und Schauspieler verhelfen ihm zu einem guten Bühnen-Erfolge.

Wir stehen erst im Anfange der Saison, obwohl eine einzige Septemberwoche 9 oder 10 Premieren gebracht hat. Die eigentlichen Ereignisse sollen erst noch kommen.

* * *

Trotz der mißlichen Theaterzustände Berlins tauchen immer neue Theatergründungen auf, und zwar solche größten Stiles. Zwei außerordentlich große Theater sind im Westen Berlins schon im Bau begriffen. Man bezweifelt aber zunächst, woher sie gute Schauspieler und gute Stücke nehmen wollen. Tüchtige Künstler sind nicht von einem Jahr zum anderen zu gewinnen, da sie alle in festen Kontrakten stehen, und mit Erfolg versprechenden Stücken sieht es auch nicht so glänzend aus, wie „beteiligte" Schriftsteller der Oeffentlichkeit immer glauben machen wollen. Doch der Berliner ist nun einmal überzeugt, daß man hier für Geld alles haben könne. Geld für neue Theater ist hier allerdings stets zu haben. Warten wir es nun ab, ob sich auch die guten Schauspieler, die guten Stücke und die zahlenden Zuschauer finden. Mir machten in diesem Herbst die älteren Theater stets den Eindruck, als seien sie nicht ausverkauft, sondern ausverschenkt. Die neuen Theater haben aber vielleicht mehr Glück.

Kolonialpolitik.

Am 24. Juli ist Major von Wißmann wohlbehalten in Dar-es-Salaam eingetroffen. Sein Empfang vollzog sich in recht schmuckloser Weise, namentlich vermißte man die Entfaltung militärischen Glanzes. Zwar begab sich der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstlieutenant von Trotha, zur Bewillkommnung an Bord des Dampfers, aber die Ehrencompagnie am Ufer, die blitzenden Waffen, die Galauniform der Offiziere fehlten. Die Kölnische Zeitung bringt einen Brief aus Dar-es-Salaam, der sich nicht unbefriedigt über die Form ausspricht, mit der der Sieger über Bushiri an der Stätte seiner früheren Triumphe begrüßt wurde; man möchte fast meinen, daß der Schreiber

des Briefes dem Bureau des Gouverneurs nicht allzufern stände. „Es ist nicht richtig", so heißt es mit beißendem Hohn in dem Briefe, „daß Major von Wißmann in dieser kleinlichen Weise daran erinnert wird, daß er seine Majorsepauletten nicht im Friedensdienst, sondern auf dem sonnendurchglühten Boden Afrikas gegenüber den wilden Horden der Araber und Suahelis erworben hat." Der Verfasser geht zu weit, wenn er in der Angelegenheit Bestrebungen wittert, Herrn von Wißmann das Wirken in Ostafrika unmöglich zu machen, und meint, letzterer könne durch solche kleinliche Ränke schon jetzt veranlaßt werden, seinen Posten wieder aufzugeben. Wir halten es für ganz ausgeschlossen, daß der Kommandeur der Schutztruppe den Gouverneur eigenmächtig und absichtlich verletzt haben sollte. Immerhin aber scheint eine Ungeschicklichkeit vorzuliegen, die Eugen Richter und Konsorten im Reichstage Gelegenheit geben kann, sich schnell den beliebten Dualismus zwischen Gouverneur und Militär zu konstruieren und die ganze Organisation als falsch und unzweckmäßig hinzustellen. Es wäre erwünscht, wenn die Regierung bald eine Erklärung über die Vorgänge bei der Ankunft des Gouverneurs an der Küste geben könnte.

Mittlerweile hat nun Herr von Wißmann gleich nach seinem Eintreffen in Dar-es-Salaam in einem Rundschreiben an die Europäer der Kolonie die Grundsätze bekannt gemacht, nach denen er die Verwaltnng zu führen gedenkt. Als Ziele stellt er hin: Wirtschaftliche Erschließung der Kolonie für das Mutterland, kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung. Er erinnert die Verwaltungsbeamten daran, „als ihre vornehmste Aufgabe stets die Förderung jeder wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebung anzusehen und denselben die weitgehendste, innerhalb der gesetzlichen Grenzen irgend zulässige Unterstützung zu gewähren. Die Verwaltung wird bei dieser Auffassung ihrer Bestimmung gegen die Gefahr, einem unfruchtbaren Bureaukratismus zu verfallen, am wirksamsten geschützt und damit zugleich zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe am besten befähigt sein." Mit diesen Grundzügen sind wir einverstanden. Wert bekommen die Worte erst durch die That und die Zukunft muß lehren, ob das Programm lebensfähige Gedanken enthält. Zu seiner Durchführung gehört freilich auch, daß sich das deutsche Privatkapital mit ganz anderen Mitteln als bisher an der Erschließung und Entwicklung des Landes beteiligt, und daß das Reich großen Gesellschaften, die dort arbeiten wollen, unter Umständen eine Zinsgarantie gewährt. Geschieht beides nicht, so müssen alle schönen Pläne im Sande zerrinnen. Grade jetzt, wo England sich anschickt, mit großen staatlichen Mitteln in Afrika aufzutreten, werden auch wir die finanzielle Hülfe des Reiches nicht entbehren können, wenn wir nicht in dem Wettkampf unterliegen wollen.

Von Bedeutung sind auch die Worte, welche Herr von Wißmann in seinem Rundschreiben der Schutztruppe widmet. „Die Schutztruppe" — so lautet die betreffende Stelle — „gedenke ich in der Art zu verwenden, daß dieselbe ihre Aufgabe, unsere kulturelle Arbeit zu sichern und zu schützen, jederzeit schnell und erfolgreich zu erfüllen vermag." Er will also augenscheinlich keine Rachezüge unternehmen und die Schutztruppe nur auf solche Stationen verteilen, von denen aus die Sicherung der Straßen und der wirtschaftlichen Unternehmungen übernommen werden kann; daneben wird er zweifellos einen bedeutenden Teil der Truppe als Reserve, als Expeditionskorps bereit halten, mit dem er schnell und in entscheidender Weise auf bedrohten Punkten erscheinen kann. Nach diesen Grundsätzen hat er wenigstens nach Niederwerfung des Aufstandes 1890 die damalige Truppe verwendet, und es ist wohl anzunehmen, daß er zu einer ähnlichen Praxis auch jetzt wieder zurückkehren wird. Die Schutztruppe hat augenblicklich eine Stärke von 12 Compagnien zu je etwa 150 Mann; jede derselben hat an deutschem Personal 1 Compagnieführer, 2 Offiziere und 10 Unteroffiziere. Die Mannschaften sind teils mohammedanische Sudanesen vom oberen Nil, teils Askaris, d. h. eingeborene Suahelis. Die ersteren sind tüchtige Soldaten, gewissermaßen Landsknechte, die letzteren sind weniger militärisch veranlagt, ziemlich unzuverlässig und ohne rechte Pflichttreue.

Es würde natürlich, schon um billiger zu wirtschaften, wünschenswert sein, die Schutztruppe mit der Zeit mehr und mehr aus dem Schutzgebiete zu rekrutieren, allerdings mit der Bedingung, daß die an der Küste geworbenen Mannschaften im Inneren, die aus dem Westen an der Küste zur Verwendung gelangten. In der engeren Heimat kann man die Leute im Falle eines Aufstandes nicht gebrauchen, und man wird deshalb auch in der Zukunft neben ihnen immer noch Sudanesen oder Abessynier, mit denen neuerdings Versuche gemacht sind, anwerben müssen. Neben der Schutztruppe giebt es eine 150 Mann starke, ebenfalls aus Farbigen bestehende Polizeitruppe, über die die Bezirkshauptleute in ähnlicher Weise, wie bei uns der Landrat über die Gendarmen, verfügen. Bewaffnet ist die Schutztruppe mit dem Zündnadelgewehr M/71, bekanntlich keine schlechte Feuerwaffe, namentlich im Gefecht auf nahe Entfernungen. Das Artilleriematerial ist sehr verschiedenartig; da giebt es italienische Berggeschütze, Maxime-Guns, Nordenfeldgeschütze, Revolverkanonen, Schnellfeuerkanonen, Mörser, leichte Feldgeschütze u. a. — eine buntscheckige Musterkarte! Kavallerie fehlt ganz; dem Fortkommen der Pferde setzen die schlechten Negerpfade, das tropische Klima u. s. w. zu große Hindernisse entgegen. Mit den Leistungen der Schutztruppe kann man bis jetzt zufrieden sein. Sie ist ein außerordentlich wichtiger Faktor für die Beherrschung des Gebiets und es wird ein wesentlicher Teil der Thätigkeit des Gouverneurs sein, sie tüchtig zu erhalten und im Ernstfalle geschickt zu verwenden.

Wohlthuend berührt in dem Rundschreiben des Gouverneurs der Appell an die Einmütigkeit und die gute Kameradschaft aller in der Kolonie lebenden Deutschen, Beamten und Offiziere, Missionare, Pflanzer, Kaufleute, Techniker u. s. w. „Halten wir Deutsche", so lautet der Schlußsatz „in der Kolonie einmütig zusammen, stets eingedenk, daß es der Ehre und dem Wohle Deutschlands gilt, so wird der Erfolg auch nicht ausbleiben und unsere Arbeit ihren Lohn in dem Dank des Vaterlandes und der Anerkennung unseres Allerhöchsten Herrn, des Kaisers, finden." Im Zusammenhange hiermit steht der oben erwähnte Ausspruch, daß die Verwaltung der Gefahr entgehen möge, einem unfruchtbaren Bureaukratismus zu verfallen. Gewiß ist der Bureaukratismus der schärfste Feind einer auf große Ziele gerichteten Arbeit, weil er jeden Versuch einer freien Entwicklung mit einem Drahtzaum von hemmenden Bestimmungen umgiebt; sein Gegensatz, die übertriebene Genialität, dürfte beinahe ebenso schädlich sein, und wir wollen hoffen, daß Herr von Wißmann, dem schon vieles in Afrika gelungen ist, auch diese Scylla und Charybdis, unbeirrt durch kleine Seelen und mißgünstige Neider, durchsegeln wird. Ganz ungestraft wandelt man so leicht nicht unter den Palmen von Dar-es-Salaam; auch der neue Gouverneur wird vermutlich dort nicht immer auf Rosen gebettet sein.—

Ebenso wie in Ostafrika scheint auch für Südwest-Afrika in Major Leutwein der richtige Mann gefunden zu sein, um die Entwicklung der Kolonie einzuleiten und zu sichern. Alle von dort herüberklingende Stimmen sind des Lobes über seine Verwaltung voll. Sicherheit des Auftretens, Freundlichkeit und Gleichmäßigkeit im Verkehr mit jedermann, schnelle Erledigung der Geschäfte haben ihm die Herzen gewonnen. Das Land beginnt für unseren Export von Bedeutung zu werden. So berichtet neuerdings der Landeshauptmann, daß alle Waren, die in Deutschland ebenso gut und billig oder besser wie anderswo zu haben sind, schon jetzt, nachdem eine regelmäßige Dampferverbindung mit Hamburg eingerichtet ist, von dort bezogen werden. Bei Ausdehnung der Fahrten nach dem Süden des Schutzgebiets und Vermehrung ihrer Zahl dürften die deutschen Waren bald ausschließlich den Markt beherrschen. Das ist doch ein greifbarer Erfolg der Kolonialpolitik! Das von uns in früheren Berichten erwähnte Syndikat für südwestafrikanische Siedelung wird sich wahrscheinlich im Oktober endgültig konstituieren, das erforderliche Kapital von 300 000 Mark soll bis dahin zusammengebracht sein; in seinen Händen liegt auch die Leitung der Dampferverbindung und es wird beabsichtigt, die Frachtkosten möglichst niedrig festzusetzen, um der drohenden englischen Konkurrenz begegnen zu können. Wesentlich für eine gute Verbindung mit Deutschland ist der Ausbau des

Hafens Swakopmund, und es muß als ein bedeutsamer Fortschritt begrüßt werden, daß endlich ein Techniker gefunden und ausgesendet ist, um die Vorarbeiten für den Hafenbau an Ort und Stelle anzufertigen. Bei der Auswahl der Ansiedler wird das Syndikat sehr vorsichtig sein müssen, seine Aufgabe ist in dieser Hinsicht keine leichte. Wir würden es als ganz verfehlt ansehen, wenn man auf Südwestafrika den vor einiger Zeit in der Rheinisch-Westfälischen Gefängnißgesellschaft besprochenen Plan anwenden wollte, in unseren Kolonien deutsche Sträflinge in Anstalten unterzubringen und sie bei guter Führung dort anzusiedeln. Der Regierungsrat Dr. Freund behandelt diesen Gedanken im Septemberheft der Preußischen Jahrbücher mit ausdrücklichem Hinweis auf Südwest-Afrika, und in welche andere unserer Kolonien sollte man wohl auch Sträflinge für lange Jahre verschicken, ohne sie dem sicheren Tode zu weihen? Dr. Freund verkannte die Gefahren der Einrichtung einer Strafkolonie dort nicht, aber setzt sich ziemlich schnell darüber hinweg, indem er meint, daß die Luftveränderung die Gefangenen bessern würde; besserten sie sich nicht, so könnte man sie ja wieder nach Deutschland zurückschicken. Ganz abgesehen davon, daß andere Staaten mit der Deportation recht schlechte Erfahrungen gemacht haben, und daß die Sache wegen des weiten Transports ziemlich kostspielig sein dürfte, scheint uns Südwestafrika für diesen Zweck gar nicht geeignet zu sein. Das Land bietet vorläufig nur Raum für eine beschränkte Zahl von Ansiedlern, mischt man diesen gleich von vornherein das bedenkliche Element der Sträflinge bei, so läßt sich das Ende der Kolonie unschwer voraussehen. Für solche Experimente ist das Land noch nicht reif. Die kulturelle Hebung der Eingeborenen, wie sie Herr von Wißmann in Ostafrika anstrebt und wie sie von der rheinischen Mission seit Jahrzehnten in Südwestafrika mit Erfolg ins Werk gesetzt ist, wird durch die Einführung und Ansiedlung von Sträflingen jedenfalls nicht gefördert.

Einen ganz interessanten Aufsatz brachten die „Times“ am 17. September über die Kolonien am Meerbusen von Guinea. Gerade so, wie das auch von uns oft ausgesprochen ist, erklärt das englische Blatt den noch immer an der Küste blühenden Handel mit Spirituosen für den gefährlichsten Feind einer gedeihlichen Entwicklung der dortigen europäischen Kolonien. Man solle auch ja nicht meinen, so äußern sich die Times, daß die im Innern wohnende, mohammedanische Bevölkerung aus religiösen Bedenken nicht auch Schnaps trinken und dann sittlich verkommen würde. Die Mohammedaner Westafrikas hätten in den Gegenden, nach welchen durch Europäer Spirituosen gebracht wären, diese keineswegs verschmäht, the religion of these peoples differs in many particulars from the pure Mohamedanism of the East. Die beteiligten Mächte: England, Deutschland und Frankreich müßten durch gemeinsam zu vereinbarende hohe Eingangszölle der jeder guten Sitte und dem Christentum Hohn sprechenden Einfuhr von Spirituosen entgegentreten. Von der Erschwerung, welche der Zwischenhandel der Eingeborenen an der ganzen westafrikanischen Küste dem Vordringen der Europäer bereitet, ist auch in der Monatsschrift schon oft die Rede gewesen. Als ernstes Hindernis für die Entwicklung der Kolonien sehen schließlich die Times mit Recht die Mohammedaner im Innern an, unter denen es bekanntlich gährt und deren Haß gegen die Christen immer bedenklichere Formen annimmt. Wenn es wahr ist, daß Samory, der früher den Franzosen starke Beklemmungen verursacht hat, sich jetzt auf Kumassi, die Hauptstadt von Aschanti, vorbewegt, so wird dadurch in erster Reihe für die Engländer an der Goldküste, dann aber auch für unser Togogebiet keine angenehme Nachbarschaft entstehen. Glücklicherweise sind die verschiedenen mohammedanischen Machthaber im Innern, namentlich der Sultan von Sokoto, der Abenteurer Rabeh und andere, unter sich uneinig, sodaß von einer gemeinsamen Erhebung des westlichen Sudans gegen die Europäer an der Westküste nicht gesprochen werden kann. Echt englisch ist das Mittel, das der Artikelschreiber der Times zur Bekämpfung der mohammedanischen Sultane vorschlägt: man solle sie weniger mit Waffengewalt, wie mit Geld besiegen. Probatum est!

Während zum Glück in unseren Kolonien selbst Friede herrscht, hat sich in der Heimat ein ziemlich heftiger Federkrieg über die Frage entsponnen, ob den Eingeborenen Afrikas Unterricht in der deutschen Sprache erteilt, oder ob das Hauptgewicht auf den Unterricht in der Muttersprache gelegt werden solle. Das Schlagwort dieses Kampfes lautet: Kolonisation und Muttersprache; die „Allgemeine Missionszeitschrift", die deutsche Kolonialzeitung und verschiedene Tagesblätter, auch die Zukunft, haben sich mit dem Gegenstande befaßt. Vom Standpunkte der Mission aus hat sich Missions-Inspektor Dr. theol. Zahn (Bremen) in der Allgemeinen Missionszeitschrift dahin ausgesprochen, daß der Unterricht im Deutschen, wie er in unseren Regierungsschulen in Ostafrika und an der Westküste gegeben wird, ein arger Fehler sei. Wollte man z. B. die Jungen in einem deutschen Dorfe von einem Fremden in dessen Sprache unterrichten lassen, so würde jeder Pädagoge sagen, eine solche Schule sei die beste Brutstätte für einige eingebildete Bengel. Derselbe Erfolg sei auch in Afrika zu erwarten: „Die Schulen verleiten das Volk auf einen Weg der Halbbildung und Verbildung." Die scharfe von Pastor Zahn geübte Kritik hat Antworten hervorgerufen, namentlich von einem früheren Lehrer der Regierungsschule in Tanga, Herrn Barth, der seinerseits den Unterricht in der deutschen Sprache als bildend und auch als notwendig erklärt, um Dolmetscher, Unterbeamte u. dgl., welche des Deutschen bis zu einem gewissen Grade mächtig sein müssen, heranzubilden. Für uns ist es selbstverständlich, daß der Religionsunterricht in den Missionsschulen nur in der Muttersprache der Eingeborenen erteilt werden kann; auch die deutsche Kolonialzeitung stimmt in dieser Hinsicht dem vom Missions-Inspektor Zahn vertretenen Standpunkt zu. Ist ein Bedürfnis vorhanden, die Eingeborenen für Stellungen vorzubilden, bei denen die Kenntnis des Deutschen erforderlich ist, so mag man für diesen Zweck besonders eingerichtete Schulen gründen, deren Zöglinge bezw. die Eltern derselben sich verpflichten müssen, ununterbrochen mehrere Jahre unter strenger Aufsicht dem Unterricht zu folgen. Die Regierungsschulen in Ost- und West-Afrika sind in ihrer jetzigen Verfassung für diesen Zweck ungenügend und lassen vielmehr die Befürchtung entstehen, daß die Voraussage Dr. Zahns über die Heranbildung „eingebildeter Bengel" sich schnell erfüllen wird. Gelingt es dem Evangelischen Afrika-Verein, in Ost-Afrika ein passendes Grundstück zu erwerben und eine Freistätte für befreite Sklaven anzulegen, so kann auch hier der Unterricht der Kinder nur in der Muttersprache erfolgen. Die Forderung scheint uns allerdings im deutschen Interesse gestellt werden zu müssen, daß in solchen Missionsschulen oder Seminaren, in denen überhaupt eine europäische Sprache gelehrt wird, innerhalb unserer Kolonien die deutsche Sprache gewählt wird. In Togo wird, soweit uns bekannt, in den höheren Klassen der von der Norddeutschen Missionsgesellschaft (Bremen) unterhaltenen Schulen vorläufig noch Englisch getrieben; eine Aenderung ist hier nicht übereilt herbeizuführen, aber sie muß bald angebahnt werden.

In die Frage: Kolonisation und Muttersprache, mischt sich noch eine andere von Bedeutung hinein. Der bekannte Afrikareisende und Forscher Baumann hatte in Anregung gebracht, man solle in den Regierungsschulen das Lesen des Korans einführen, mit anderen Worten mohammedanischen Religionsunterricht erteilen. Der Zweck dieser eigentümlichen Zumutung war, die Araber in den ostafrikanischen Küstenstädten, überhaupt die dortigen Mohammedaner heranzuziehen, ihnen das Mißtrauen gegen diese Schulen zu nehmen. Letztere sind zwar konfessionslos, christlicher Religionsunterricht ist ausgeschlossen, aber die Mohammedaner wittern doch in ihnen den Versuch, ihre Kinder zu Christen zu bekehren. Der „Ausschuß der deutschen Missionen" hatte die Sache mit Recht für wichtig genug erachtet, beim Zusammentreten des Kolonialrats im Frühjahr d. Js. in einer Eingabe an das Auswärtige Amt gegen den Baumannschen Vorschlag zu protestieren und darauf hinzuweisen, daß die geplante Maßregel eine Stärkung des ärgsten Feindes aller Christen, des Islam, bedeute und von allen christlichen Kreisen einmütig verurteilt werde. Der Kolonialrat lehnte, wie wir im Juliheft mitgeteilt haben,

den auf Anstellung eines mohammedanischen Religionslehrers in Dar-es-Salaam zielenden Vorschlag ab, und wir würden die Angelegenheit nicht noch einmal erwähnt haben, wenn die deutsche Kolonialzeitung in ihrer Nummer 35 vom 31. August d. Js. nicht auf den Baumannschen Vorschlag mit einer, einer besseren Sache würdigen Beharrlichkeit zurückgekommen wäre. Die Absicht, die Eingeborenen in ihrer Muttersprache zu unterrichten, ist gut, aber sie darf nicht dazu führen, daß in deutschen Regierungsschulen Ostafrikas mohammedanischer Religionsunterricht erteilt wird, während christlicher ausgeschlossen ist. Die Einführung des Koranlesens in diese Schulen würde eine Schmach für unsere von Christen geleitete Verwaltung der Kolonien sein, und wir hoffen, daß sich niemals ein Gouverneur finden wird, der seine Zustimmung zu einer solchen Maßnahme giebt.

Wirtschaftspolitik.

Der diesjährige Sommer hat auf wirtschaftspolitischem Gebiete keine Ereignisse von großer Tragweite gebracht. Wir nehmen aber die Berichterstattung zu einer Zeit wieder auf, da sich mancherlei Anzeichen eines bedeutungsvollen Umschwunges bemerkbar machen. Das Jahr 1895 schien eine Periode niedrigster Zinssätze in Deutschland einzuleiten. Der Börsendiskont hielt sich monatelang unter 1½ Prozent, die dreiprozentigen Anleihen des Reiches und Preußens erreichten und überschritten den Parikurs, auf beste städtische Hypotheken war Geld zu 3½ Prozent kaum unterzubringen, die preußischen Landschaften konvertierten ihre Pfandbriefe auf 3 Prozent, nachdem Städte, Provinzen und Staaten, nicht minder die industriellen Gesellschaften und Eisenbahnen ihre Obligationen auf niedrigere Zinssätze gebracht hatten. Man erwartete mit immer größerer Bestimmtheit, daß auch im Reiche und in Preußen die gesamte Staatsschuld in eine dreiprozentige umgewandelt werden würde. Hier stieß man aber bei den Ministern auf einen Widerstand, dem namentlich der Reichsschatzsekretär Graf Posadowsky seine klassische Begründung gab: eine Kredit-Operation von solcher Ausdehnung könne nur gewagt werden, wenn gar kein Zweifel an der Dauer des großen Kapitalangebotes und des niedrigen Zinsfußes mehr möglich sei, sonst werde die Zinsersparnis des Fiskus erkauft durch eine Kapitaleinbuße bei späteren Anleihen, durch eine Einbuße der kleineren Kapitalisten an spekulativen Anlagen in exotischen und Industriewerten; und außerdem dürfe der Staat nicht einer flüchtigen Konjunktur sich anpassen, weil in seinen Schuldtiteln auch die Kapitalien kleiner Sparer, minorenner Kinder, wohlthätiger Stiftungen, Beamten-Kautionen u. s. w. angelegt seien; fiskalische, volkswirtschaftliche und Billigkeits-Rücksichten erheischten als gleichmäßig eine äußerst vorsichtige Behandlung dieser Angelegenheit. Diese Ausführungen sind von verschiedenen Seiten bemängelt worden. Es gab Leute, die von einer staatlichen Konvertierung einen bestimmenden Einfluß auf die Stabilisierung des billigen Zinsfußes erwarteten. Sie glaubten, wenn vom Staate der „landesübliche Zinsfuß" auf drei Prozent festgesetzt werde, müsse er sich auch auf so niedrigem Stande behaupten. Von diesem Irrtum brauchte hier kaum die Rede zu sein, wenn er nicht gerade in konservativen Kreisen geherrscht hätte. Man übersah merkwürdiger Weise, daß zwar der Anleihe-Zinsfuß auf drei Prozent festgesetzt werden kann, daß aber der Kurs der Anleihen, also die thatsächliche Verzinsung nicht normiert werden kann, sondern sich nach der Lage des Kapitalmarktes richtet. So wünschenswert es für die gewerblichen und landwirtschaftlichen Produzenten ist, daß die Leihgebühr für fremdes Kapital möglichst niedrig ist, so wenig ist doch selbst der Staat in der Lage, auf diesem Gebiete Vorschriften zu machen. Auch er muß seine Zinszahlungen erhöhen,

d. h. neue Anleihen zu niedrigerem Kurse begeben, wenn die Nachfrage nach Kapital das Angebot übersteigt. Das ist so selbstverständlich, daß man die entgegengesetzte Meinung kaum begreifen kann. Sie wurde, wie gesagt, auch nur vorübergehend geltend gemacht, was freilich nicht hindert, daß die demokratische Presse auch heute noch behauptet, das Drängen auf Konvertierung gehe hauptsächlich von den Agrariern aus. Interessiert an der Konvertierung ist thatsächlich allein die Börse. Spekulanten und Börsen-Kommissionäre brennen darauf, daß die zahlreichen kleineren und in Effektengeschäften unbewanderten Kapitalisten, die zusammen eine riesengroße Kapitalsumme vertreten, aus ihrem ruhigen Besitze sicherer Papiere aufgestört und der Börse zugeführt werden. Teilweise ist dies schon durch die Presse geschehen, die eine alle 4- und 3½prozentigen Staatsanleihen umfassende Konvertierung als absolut sicher und unvermeidbar hinzustellen liebte. Sie hat es in erster Linie verschuldet, daß sich in den letzten Monaten wieder alles zur Börse drängte, um durch Kursgewinne den Zinsen-Entgang zu ersetzen. Eine Zeit lang fliegen alle Kurse ohne Ausnahme mit ziemlicher Stetigkeit, — das ist das beste Mittel, um die vorsichtigen Effektenbesitzer zu allerlei Tausch- und Spekulations-Versuchen anzufeuern, und zugleich ist es auch wieder die Wirkung dieser Operationen. So befinden wir uns denn trotz Börsenreformvorlage in einer Spiel-Epidemie, die notwendig zu einem bösen Ende führen muß.

Daß den blinden Käufern des Privatpublikums die jüngste Hausse in erster Linie zuzuschreiben ist, erhellt am deutlichsten daraus, daß die sogenannten „Motive“ der Börsenbewegung wechseln wie das Wetter, daß aber kein „ungünstiges Moment“ Beachtung findet. So lange die Berufsspekulation allein die Börsenbewegung macht, wie das in den letzten Jahren geschah, schwankt die Tendenz hin und her. Erst wenn es der Börse gelungen ist, weitere Kreise in die Spekulation hereinzuziehen, kommt Stetigkeit in die Bewegung.

Bis vor einigen Monaten haben Oesterreich und Ungarn das Haupt-Kontingent der Gelegenheitsspekulanten geliefert. Dort ist der Schwindel so weit gediehen, daß sich die Regierungen ins Mittel legen und Maßregeln gegen die Volksverführer ergreifen mußte, — natürlich nur gegen die kleinen, die sogenannten Börsen-Comptoirs, deren Geschäfte man jetzt konzessionspflichtig machen will. Der Brunnen wird zugedeckt, wenn auch nur leicht, nachdem das Kind hineingefallen ist. Den stärksten Anreiz zum Spiel gab übrigens, wie wir s. Z. berichteten, die höchst merkwürdige Kooperation des Verkehrsministers Graf Wurmbrand mit dem Häuptling der Großspekulanten Ritter von Taussig; die Aussichten, die er den Aktionären der zu verstaatlichenden Bahnen eröffnete, waren so ungeheuerlich, daß jeder und jede von dem Millionenregen bei der Verstaatlichung Nutzen ziehen, d. h. ebenfalls Aktionäre werden wollte. Dies hatte eine solche Steigerung der Kurse zur Folge, daß an eine Verstaatlichung bei solchen Ansprüchen nicht zu denken war. Wurmbrands Nachfolger hat mit Energie diese Hochflut zurückgedämmt, und damit begann in Wien eine Baisse, die um so verderblicher wirken muß, als die ganze Last der Hausseverpflichtungen auf schwachen Schultern liegt. Die Großen haben ihren Gewinn in Sicherheit gebracht, die Kleinen müssen ihn bezahlen.

Wir sehen also von Wien jetzt eine Reaktion ausgehen, die dem, was an der wirtschaftlichen und finanziellen Bewegung des letzten Jahres ungesund und künstlich gemacht war, ein Ende bereiten kann. Aber nicht Wien allein hat den Ruhm, durch Extravaganzen sich hervorgethan zu haben. Noch größer ist der Schwindel, der anfangs in England, dann in Frankreich und auf dem ganzen Kontinent mit den Goldminen-Aktien getrieben wird. Die afrikanischen und australischen Goldminen sind ein Spekulationsterrain, auf dem nur einige wenige Spezialisten sich auskennen. Je ferner und unkontrollierbarer dieses Terrain ist, desto mehr reizt es die Phantasie an, und da diese Minenaktien nur auf 1 Pfund Sterling lauten, kann sich auch der kleine Mann, der ihren Text kaum versteht, an dieser Spekulation beteiligen. Einen offiziellen Kurs notiert

man für diese Papiere in Europa nur an der Londoner und Pariser Börse; aber nur ein kleiner Teil der südafrikanischen Goldminengesellschaften ist mit ihren Aktien so vor die Oeffentlichkeit getreten. Die meisten vertreiben ihre Anteilscheine unter der Hand und werden in den Zeitungen gar nicht genannt. Man darf vollkommen überzeugt sein, daß alle Minen, die größere Chancen bieten, seit längerer Zeit sich in festen Händen befinden, und daß daher alle anderen Minen-Aktien, wie sie auch heißen, nur imaginäre Werte sind. Bisher hat von den überhaupt bekannten, südafrikanischen Goldminen noch nicht der fünfte Teil eine Dividende gezahlt trotz der unstreitig glänzenden Erfolge, die man den verbesserten Produktionsmitteln zuzuschreiben hat. In jenen etwa 200 Gesellschaften steckt ein Anlagekapital von über 4,3 Milliarden Mark; davon ist ein Kapital von 3,5 Milliarden Mark bisher und für längere Zeit ganz ertraglos. Man braucht die ganze Goldminen-Angelegenheit nicht pessimistisch zu betrachten und kommt doch zu dem Schlusse, daß nicht nur die Zinsen dieses Kapitals, sondern auch das Kapital selbst in der Hauptsache für die letzten Käufer der Aktien als verloren anzusehen ist. Es ist nicht ganz von der Bildfläche verschwunden, sondern hat zum Teil nur die Besitzer gewechselt, und zwar um ein Nichts. Solche fast gewaltsam, unter dem Einfluß einer Art von Volkskrankheit sich vollziehenden Verschiebungen des Besitzes bringen erfahrungsgemäß auf dem Geldmarkt Störungen hervor, da ein großer Teil der Spekulationen mit fremdem Gelde, mit Bankier-Kredit, gemacht zu werden pflegen, also bei einem Rückschlag in der Konjunktur, wenn die Kurse schnell fallen, den Zinsfuß in die Höhe treiben. Da verschwinden von den imaginären Milliarden Millionen auf Millionen, die nur auf dem Papiere standen, der scheinbare Kapitalreichtum der Welt nimmt um ebenso viel ab, und dies hat eine allgemeine Zinsfußerhöhung zur Folge.

Ob wir jetzt vor einem solchen Umschwunge stehen, das ist die große Frage, die sich der Finanzmann und der volkswirtschaftliche Beobachter täglich vorlegt. Glücklicherweise hat die wirtschaftliche Weltlage zur Zeit nicht viel Bedrohliches, so daß aus einem Zusammenbruch der Spekulation auf einzelnen Gebieten keine allzu große Schädigung allgemeiner Interessen zu befürchten ist. Man kann wohl sagen, daß, wenn die Landwirtschaft einigermaßen rentierte, die wichtigsten Vorbedingungen für ein normales Gedeihen wenigstens in Deutschland alle vorhanden wären. Unsere Industrie entfaltet eine Energie und eine Regsamkeit in technischer und merkantiler Hinsicht, wie wohl nie zuvor. Es ist, als ob die socialpolitische Gesetzgebung, die den deutschen Fabrikanten sehr große Opfer auferlegt, ihre Thatkraft und ihren Erfindungsgeist erst recht aufgeweckt hätte. Das liegt ja in der germanischen Art, daß sie erst auf einen recht starken Druck reagiert, dann aber auch eine Elastizität beweist, die in Erstaunen setzt. Mit Stolz erfahren wir aus englischen Zeitungen, daß die alte britische Eisenindustrie nach Deutschland Spione schicken mußte, um den deutschen Konkurrenten das Geheimnis ihres Erfolges im internationalen Wettbewerb abzulisten. Die Ziffern unserer Fabrikat-Ausfuhr steigen trotz der höheren Selbstkosten und trotz des Schutzwalles von Einfuhrzöllen, mit denen Amerika unsere Arbeit von seinem Markte fernzuhalten sucht.

Das ist ein Triumph, der uns den Mut geben kann, auch an die Zukunft unserer so schwer darnieder liegenden Landwirtschaft zu glauben. Hier ist freilich infolge der engeren Grenzen, die der Intelligenz und der Thatkraft des Einzelnen gezogen sind, eine umfassende Hülfsaktion des Staates unabweislich. Gelingt es aber, die noch widerstrebenden Faktoren für eine solche zu gewinnen und also einen Stillstand in die rückläufige Konjunktur zu bringen, so werden unsere Landwirte schon Manns genug sein, ihr Gewerbe allmählich den veränderten Produktionsbedingungen anzupassen und der staatlichen Hülfe auf die Dauer zu entbehren.

Nach den Parlamentsferien wird die Agrarfrage wieder „in Fluß kommen", und dann werden wir über die Aussichten dieser Bewegung wohl Genaueres mitteilen können. Inzwischen hat die demokratische Presse alles daran gesetzt, um den für uns

so unsäglich betrübenden „Fall Hammerstein" zur Erschütterung der konservativen Partei auszunutzen. Ja, erschüttert sind wir; aber nicht durch die Gegner, sondern durch die für unmöglich gehaltene persönliche Erfahrung. Unsere Sache wird dadurch nicht schlechter, daß einer ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer sich in seinem Privatleben unseres Vertrauens unwürdig gezeigt hat. Die kleinen Intriganten aber, die sich rühmen, einen Catilina aus Rom vertrieben zu haben, und die nun auf „Catilinarier" fahnden, um den Staat vollends für sich zu „retten", die wollen wir nur freundlich eingeladen haben, mit der Wahrheitsleuchte in jeden Winkel zn dringen, denn die Aufgaben der christlich-konservativen Partei können sich nur um so unabweisbarer herausstellen, je mehr sie von persönlichen Interessen gereinigt werden. Es dient unserer Parteipolitik augenblicklich gewiß nicht zur Zierde, daß sie sich so viel mit den materiellen Forderungen einzelner Berufsstände beschäftigen muß. Ich wiederhole dies gern einmal an dieser Stelle, wo ich nur von materiellen Dingen zu reden habe, die mir selbst nur ein theoretisches Interesse abgewinnen können. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß in den Zeiten, da eine Partei die Wirtschaftspolitik in den Vordergrund schieben muß, gerade diejenige ihrer Wortführer, die hierfür ein besonderes, oder auch ein fast ausschließliches Interesse haben, der Partei das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufdrücken. Die anderen Kräfte der Partei liegen einstweilen mehr oder weniger brach, bis an sie wieder die Reihe kommt, die idealeren Ziele und Aufgaben vor der Oeffentlichkeit zu verteidigen. Ein flüchtiger Blick auf die Reihen unserer Gesinnungsgenossen in Stadt und Land lehrt uns, daß wir eine sehr stattliche Zahl wohlausgebildeter Führer haben, auf die wir uns in allen Fällen verlassen können. In Kunst und Wissenschaft, in Handwerk und Industrie, in Schule und Kirche, in Socialpolitik und innerer Mission, nirgends fehlt es uns an geistig und sittlich hervorragenden Männern, bei denen unsere Sache in den besten und reinsten Händen liegt, und unsere Wähler werden sie auch an die rechten Stellen zu bringen wissen, wenn die für die Aufgaben der Gegenwart erwählten Führer unter dem wohlverdienten Dank der Partei sich von dem ersten Platz zurückziehen.

Einstweilen stecken wir noch mitten in diesen materiellen Aufgaben. Wir dürfen sie umsoweniger vernachlässigen, als die Regierung gerade in diesen Dingen keine glückliche Hand zeigt. Ihre Handelsvertragspolitik erweist sich selbst nach dem Urteil mancher Handelskammern als wenig segensreich, d. h. man hätte wohl mehr erreichen können, als geschehen ist, ohne der Landwirtschaft so große Opfer zuzumuten. In der ostasiatischen Angelegenheit hat die rücksichtslose Politik des in Rußland jetzt thatsächlich regierenden Finanzministers Witte uns eine empfindliche Schlappe beigebracht. Wir brauchten die chinesische Anleihe nicht notwendig zu unserem Glücke, wie von anderer Seite behauptet wird; aber wir hätten chinesische Bestellungen, die mit dieser Anleihe bezahlt werden sollen, recht gut gebrauchen können. In diesen Tagen wird freilich das Gerücht verbreitet, Deutschland werde trotz alledem größere Lieferungen für chinesische Bahnbauten u. s. w. erhalten. Doch das steht in weitem Felde. Gewiß ist nur, daß unsere Industriellen sich alle Mühe geben, den Absatz nach China und Japan zu erweitern, der in den letzten fünf Jahren sich ziemlich gleich geblieben ist. Der Krieg hat dort viel Material vernichtet und zugleich die Lebensenergie beider Völker gestärkt, was sich auch im Handel und Verkehr bemerkbar machen muß. Die Chancen sind also nicht schlecht, und allem Anschein nach ist unsere Diplomatie nach Kräften bemüht, die Schlappe der Kooperation mit Rußland und Frankreich bei der Abänderung des Friedensschlusses von Shimonosaki wieder gut zu machen, indem sie die Bemühungen unseres Ausfuhrhandels in Ostasien unterstützt. In den inneren Angelegenheiten wirtschaftlicher Art liegt, wie gesagt, der Nachdruck auf der Agrarpolitik, und hier herrscht nach wie vor in Regierungskreisen die Meinung vor, daß mit kleinen Hülfsmitteln finanzieller und technischer Art genug gethan sei. Anerkennung verdient die passive Unterstützung, die Herr Miquel der Konvertierung der landschaftlichen Pfandbriefe hat angedeihen lassen, wenn sie auch gewiß nicht soweit ging, wie freisinnige Blätter behaupten. Es ist geradezu absurd, dem

Finanzminister vorzuwerfen, er habe recht wohl die Staatsanleihen schon konvertieren können, wenn er nicht den Landschaften den Vortritt überlassen hätte. Beide Transaktionen sind gar nicht mit einander zu vergleichen, weder in Hinsicht des Betrages, noch in Hinsicht auf die Art der Konvertierung. Die Pfandbriefe werden zur freiwilligen Konvertierung aufgerufen und zwar meist auf Rechnung und Gefahr der Schuldner, während eine Konvertierung der Konsols den Charakter einer Zwangskonvertierung haben würde. Ueber die vorzeitige Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals schweigt man besser. Doch hätte es gewiß den verantwortlichen Ratgebern der Krone wohl angestanden, wenn sie den Monarchen von der Notwendigkeit unterrichtet hätten, ein so großes, dem internationalen Verkehre dienendes Werk erst dann als vollendet auszugeben, wenn es wirklich seinem Zweck in vollem Umfange entsprach. Nach dieser mit beispiellosem Pomp erfolgten Einweihung wirken alle Nachrichten über die geringe Frequenz, die Unsicherheit der Uferbauten und die ungenügende Tiefe geradezu beschämend. Hier hätte freilich auch die parlamentarische Kontrolle von Regierungsmaßnahmen nichts bessern können. Aber es liegt doch ein Symptom dafür vor, daß eine unabhängige, teils retardierende, teils anspornende konservative Partei wichtige Aufgaben auf wirtschaftspolitischem Gebiete auch dieser Regierung gegenüber zu erfüllen hat.

Berlin, 23. September 1895. Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

Die letzten Monate sind Zeugen von Aufregungen gewesen, an welchen sich zwar hauptsächlich die politische Presse beteiligt hat, die aber von einem Beobachter der kirchlichen Bewegung nicht umgangen werden dürfen. Die christlich-konservative Partei hat den Schmerz erlebt, daß einer ihrer hervorragenden Führer zu einem öffentlichen Aergernis Anlaß gegeben hat, wie es seit langer Zeit nicht vorgekommen ist. Sein Name war nicht nur mit politischen, sondern ganz besonders mit kirchenpolitischen Bestrebungen eng verbunden, welche unsere volle Teilnahme besitzen und verdienen, die Bestrebungen auf Verselbständigung der evangelischen Kirche, und er hat mit Wort und Schrift manches Zeugnis für die gute Sache abgelegt. Wenn derselbe Mann nun der gemeinsten Verbrechen beschuldigt werden kann und eines ganz unsittlichen Lebenswandels, so ist die gegnerische Presse gern bereit, mit der Person auch die Sache zu bewerfen, die er vertreten hat. Für uns ergeben sich daraus ganz andere Folgerungen und Lehren. Wir werden dadurch erinnert an den ungeheuren Ernst, den es erfordert, wenn man als Christ im öffentlichen Leben wirken will. Wir sehen, daß es möglich ist, von dem Standpunkte des christlichen Glaubens und Lebens allmählich herunterzugleiten und durch ein Leben des inneren Zwiespaltes, der offenbaren Heuchelei schließlich zum Abfall zu kommen. Wie das psychologisch zu erklären ist, geht uns an dieser Stelle nichts an. Jemand, der in der hl. Schrift Bescheid weiß, wird sich nicht wundern, daß auch das apostolische Wort einmal vergeblich geredet sein kann: wer sich lässet dünken, er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Aber wir weisen es als Willkür oder Gehässigkeit entschieden zurück, wenn man jene Gefahren des Falles irgendwie mit den Grundsätzen in Verbindung bringen will, welche hier vertreten worden sind und werden. Der Schild derjenigen Partei, welche das gesammte öffentliche Leben unter dem Einfluß der christlichen Sittlichkeit zu bringen bestrebt ist und darum das Kreuz zum Panier nimmt, kann durch unwürdige Vertreter nur vorübergehend getrübt werden. Die Namen der lauteren Christen, welche zu unseren Führern und Vorgängern gehören und die gerade

auch mit der Kreuzzeitung in engerer Verbindung stehen — ich nenne nur die zwei: von Gerlach und von Kleist —, sind dafür Zeugen.

Den Umstand wird es freilich nicht hindern, daß auch auf Wohlgesinnte das betrübende Aergernis des Falles Hammerstein eine hemmende Wirkung üben wird. Die konservative Sache hat weniger darunter zu leiden als die kirchliche. Eine politische Partei verträgt auch unwürdige Mitglieder viel eher ohne sachlichen Schaden, wie ja das das Beispiel aller übrigen Parteien zeigt. Aber eine kirchliche Richtung wird durch den Fall eines Führers auf das tiefste verletzt. Zunächst bemächtigen sich der Sache die Gegner. — So sind sie alle! — das ist die Parole, die man ausgiebt. Und sie ist gerade in unserer Zeit bei der allezeit zum Mißglauben geneigten ungläubigen Masse um so wirksamer, als man sie schon mit lautem Schall seit dem Alexianerprozeß ausgesprochen und auf alle christlichen Liebesanstalten angewendet hat. Ich komme darauf weiter unten zurück und sage hier nur: diese Wirkung müssen wir einfach tragen als ein notwendiges Stück der Feindschaft der Welt, die uns zur Demütigung und Selbstprüfung gereicht. Aber wirklich verwirrend könnte es wirken, wenn die immer mehr anwachsende kirchliche Richtung den Fall Hammerstein verwertete, welche das Heil in einer möglichsten Fernhaltung vom öffentlichen, politischen und socialen Leben erblickt und die kirchliche Aufgabe einseitig in die „Sammlung der Gläubigen“ setzt. So unentbehrlich uns ein gesunder Pietismus ist, so wichtig die Aufgaben sind, die gerade er sich gestellt hat, so dankbar wir seine Warnungen vor Verweltlichung und Verflachung hinnehmen, so werden wir uns doch durch keine falsche Furcht und ihre scheinbaren Belege davon abbringen lassen, daß wir als Christen die Pflicht haben, unseren Volksgenossen die Leuchte vorzutragen, durch welche allein auch das sociale und gesamte öffentliche Leben aus der Verwirrung geführt und in gesunde Bahnen gelenkt werden kann.

Wir wollen daneben den mehr pietistischen Geistlichen und Laien ihre Arbeit und Auffassung nicht stören. Wir wissen uns darin mit ihnen eins, daß alles öffentliche Wirken, alle guten Gesetze, alle Vereine und Versammlungen nichts nützen, wenn nicht in den Herzen der Gläubigen das christliche Leben sich vertieft und aus dem Worte Gottes heraus die Gewissen aufgeweckt, gewonnen und befestigt werden. Wir möchten dies ganz besonders auch immer den sogenannten „socialen“ Geistlichen zurufen, welche sich in erfreulicher Weise mehren, so daß man jetzt schon als von einer bedeutenden Gruppe in den kirchlichen Zeitschriften von ihnen reden kann.

Wir haben mehrere Monate an dieser Stelle nicht berichtet. Und es müssen deshalb noch vom Sommer her kurz einige eigentümlich kirchliche Ereignisse nachgeholt werden. Mehrere sind als solche zu nennen, welche alle zu der persönlichen Stellung der Geistlichen Bezug haben. In dem Württembergischen Hause der Abgeordneten ist im Juli ein Disciplinargesetz gegen die Geistlichen zur Verhandlung gekommen, wobei es einige sehr interessante Erörterungen gab. Es entstanden nämlich Streitigkeiten darüber, ob bei den gerichtlichen Verhandlungen gegen Geistliche die Oeffentlichkeit auszuschließen sei oder nicht. Der Ausschluß war im Gesetzentwurf vorgesehen und wurde zu streichen beantragt. Der Präsident des Konsistoriums von Gemmingen, der auch in der Abgeordnetenkammer sitzt, hatte auf die Unzuträglichkeit aufmerksam gemacht, die es mit sich führte, wenn jüngere Geistliche, die mit den Ordnungen der Kirche zerfallen wären, vor öffentlichen Disciplinargerichten ihren Standpunkt vertreten würden. Als ihm nun diese jüngeren Geistlichen, die ihr Gewissen über die Ordnungen der Kirche stellten, als die echten Nachfolger Luthers hingestellt wurden, erwiderte er treffend: möchten sie doch auch darin dem großen Reformator folgen, daß sie aus der Kirche ausschieden, wie Luther aus der damals bestehenden Kirche ausgeschieden sei. — Uebrigens wurden die Abänderungsanträge abgelehnt, nachdem auch noch der Kanzler von Weizsäcker aus Tübingen darauf hingewiesen hatte, daß der Geistliche ein ganz besonders beliebter Angriffspunkt für üble Nachreden und Verläumdungen sei; der Geistliche aber sei schutz-

loser dagegen als andere, weil er sich vermöge seines Berufs und der von ihm zu vertretenden Anschauungen beschränkt fühle in den Verteidigungsmaßregeln, die sonst dem Bürger zu Gebote stehen. Es sei deshalb gut, bei etwaigen Disciplinarverhandlungen gegen ihn die Oeffentlichkeit auszuschließen.

Einen Belag zu Weizsäckers Worten giebt der Fall Schwabe in Berlin. Herr Pastor Schwabe war durch eine Reihe jüdischer Redakteure fortgesetzt mit den gemeinsten Verleumdungen angegriffen, so daß er zur Klage schreiten mußte. Die Sache ist verhältnismäßig schnell bis in ihre schmutzigen Wurzeln aufgedeckt. Nachdem aber die angeklagten Juden hatten eingestehen müssen, daß sie Unrecht hätten, indem sie sich durch eine ganz unsittliche Person in leichtfertiger Weise etwas hätten aufbinden lassen, kam ein Vergleich zu stande, indem Pastor Schwabe erklärte, daß er an der Verfolgung der Injurianten kein persönliches Interesse hätte, sondern nur ein amtliches an der Aufdeckung der Wahrheit.

Zwei Absetzungen von Geistlichen haben im Laufe des Sommers stattgefunden. Pastor Lisco in Berlin ist seines Amtes enthoben wegen Widersetzlichkeit gegen die Behörde. Es handelte sich um den Gebrauch des Glaubensbekenntnisses in der Liturgie, den Pastor Lisco verweigerte. Gewiß hat die Behörde recht, wenn sie sagt: Lisco ist nicht wegen seines materialen Glaubensstandpunktes abgesetzt, sondern wegen seiner formalen Widersetzlichkeit. Aber andererseits kann doch nicht geleugnet werden, daß bei anderen Punkten, wo sich eine Widersetzlichkeit zeigt, die Behörde sich auf entgegenkommende Verhandlungen einlassen kann, ohne zur Absetzung zu schreiten, und daß in diesem Falle doch der inhaltliche Differenzpunkt, der Glaube an die Gottheit Christi, den Ausschlag gegeben hat. — Der andere Fall gehört nach Mecklenburg, wo Pastor Müller in Rostock abgesetzt ist, weil er im Verein für Feuerbestattung einen Vortrag gehalten hatte, in dem er über seine Landeskirche sich sehr wenig respektvoll geäußert hatte. Doch ist von dem mecklenburgischen Oberkirchenrat betont, daß nicht jene Aeußerungen den Grund für die Amtsenthebung abgäben, sondern er habe „die Pflichten seines Amtes dadurch verletzt, daß er die Einladung des Feuerbestattungsvereins zum Vortrag in öffentlicher Versammlung angenommen hat, obwohl er wissen mußte, daß dieser nicht bestrebt war, christliche Interessen zu fördern, und ihm seiner eigenen Angabe nach auch sehr wohl bekannt war, daß der Verein Juden und Heiden zu seinen Mitgliedern zählte. Da er dies aber wissen mußte, so hätte er sich entweder Kautelen geben lassen, oder er hätte die Gelegenheit benutzen müssen, um vor Juden und Heiden von Christo Zeugnis abzulegen." — Der geschäftsführende Ausschuß des Verbandes der deutschen Vereine für Reform des Bestattungsrechts und fakultative Feuerbestattung hat einen Aufruf zu Müllers Unterstützung erlassen, der in 14 Tagen 3678 Mk. eingebracht hat.

In den kirchlichen Zeitschriften hat während der letzten Monate die Beschreibung und Besprechung des Evangelisch-socialen Kongresses in Erfurt einen breiten Raum eingenommen. Berichterstatter hätte nach den Gepflogenheiten der litterarischen Welt viel Ursache, sich nach allen möglichen Seiten mit denjenigen auseinanderzusetzen, welche seine Absage an den Kongreß und seine Beurteilung desselben kritisiert haben. Aber ich hoffe, daß unsere Leser sich nicht mehr dafür interessieren als ich selbst, denn ich habe, so oft ich meinem Namen in derartigen Artikeln begegnete, so schnell wie möglich einige Absätze übersprungen. Nur die Artikel und Erklärungen von Nobbe und Stöcker habe ich ganz gelesen und ich versichere hier, daß dieselben weder in der Hochachtung vor diesen verehrten Männern noch in meiner Beurteilung der Sachlage irgend etwas bei mir geändert haben. Auch alle thatsächlichen Verhältnisse hatte ich vollkommen richtig angegeben bis auf das eine, daß ich statt Bureau Vorstand gesagt hatte. Daß ich „thatsächliche Unrichtigkeiten" behauptet hätte, ist eine der Schnurren, die in der Presse sich überall finden, wie Spinngewebe auf den Stoppelfeldern, und die man am sachgemäßesten behandelt, wenn man sie ignoriert.

Dagegen teile ich den Lesern gern noch einige Urteile mit, die sich auf Frau Dr. Gnauck beziehen, diesen neuen Stern im Reiche Gottes, dessen Aufgehen Stöcker in eigenem Aufsatz im Daheim gefeiert hat. Ein Artikel in Schrempfs „Wahrheit" über den 6. evangelisch-socialen Kongreß gesteht ein, daß dem Schreiber nachträglich die Worte Stöckers, Harnacks und Wagners (die von einem Gedenktag für die evangelische Kirche, einem epochemachenden Ereignis und dergl. redeten) zu überschwänglich vorkämen, daß aber die „Stimmung des Augenblicks" damit doch richtig wiedergegeben sei. Also auch hier wird zugegeben, daß die Stimmung in Erfurt eine überschwängliche gewesen sei, und das wird wohl von dem „schwärmerisch", das ich gebraucht hatte, nicht weit abliegen. — Die „Nationalzeitung" hat ganz richtig geurteilt, wenn sie gegen jene Ueberschwänglichkeiten sagt: „Vor kurzem haben die Organe, die den evangelisch-socialen Kongreß unterstützen, einen wunderlichen Beweis von Unkenntnis der Vorgänge auf dem socialen Gebiete, das sie doch als ihr besonderes Wirkungsfeld betrachten, geliefert. . . Aufhebens hat man nämlich von dem Umstande gemacht, daß eine Frau einen Vortrag zu Gunsten der Ansprüche des weiblichen Geschlechts auf Gleichstellung mit dem männlichen hinsichtlich der Erwerbsberechtigung gehalten hatte. Das sollte ein epochemachendes Ereignis sein! Den Leuten, die zu Ehren desselben ein wahres Tamtamschlagen verübten, schien ganz unbekannt zu sein, daß seit Jahrzehnten auch in Deutschland Frauen im Sinne jener Kongreßteilnehmerin thätig, auch öffentlich als Rednerinnen aufgetreten sind und für die von ihnen verfochtenen Bestrebungen schon mancherlei geleistet und erreicht haben." — Die „Nat. Ztg." hätte sehr wohl auch die glänzenden Leistungen der Offizierinnen der Heilsarmee bei ihrer Aufzählung noch erwähnen können.

Wie oben bereits erwähnt, ist im Laufe dieses Sommers viel Schimpf und Schande über die christlichen Liebesarbeiten ausgegossen worden. Die Art von Presse, die für ihren Christushaß auf jede günstige Gelegenheit zur Aeußerung wartet, hatte in dem Prozeß von Mariaberg einen erwünschten Anlaß dazu gesehen. So hatte besonders der Kladderadatsch „um der Parität willen" die Bielefelder Brüder und Diakonissen in Wort und Bild verhöhnt. Und es ist den christlichen Anstalten ganz gut, daß sie in dieser Zeit, wo die Anerkennung ihrer Leistungen bei der Welt sehr im Steigen begriffen ist, daran erinnert werden, daß sie wohl *in* der Welt, aber nicht *von* der Welt sein sollen und daß das Wort des Herrn nie seine Anwendung verliert: der Jünger ist nicht über den Meister. — Einen sachlichen Kern hat jene Preßfehde insofern, als in ihr die Frage nach der ärztlichen oder geistlichen Leitung der Irren- und Blöden-, sowie überhaupt der Krankenanstalten ausgefochten wird. Es giebt Irrenärzte, welche in ihrem rohen Materialismus von einer spezifischen *Seelsorge* an den Geisteskranken nichts wissen wollen und am liebsten allen geistlichen Einfluß auf dieselben entfernten. Leider hat die soeben geschlossene Versammlung der Irrenärzte eine Resolution gefaßt, die sich ganz in dieser Linie bewegt, und niemand hat widersprochen. Die Organe der inneren Mission werden auf jene Anmaßungen zu antworten haben. Denn wenn wir auch gern und willig Schmach tragen, so ist es doch eine Pflicht gegen die öffentliche Meinung und gegen diejenigen Behörden, welche den christlichen Anstalten ihre Pfleglinge anvertrauen, es auch öffentlich zu bezeugen, daß die *Erfahrungen* speciell in der Idiotenpflege nicht auf seiten der sogenannten Psychiater, sondern auf seiten der Geistlichen liegen, welche seit 50 Jahren die Idiotenpflege in gesegneter Geduld betreiben. Und es wäre wünschenswert, wenn nur solche heißspornige Mediziner zur Beurteilung solcher Fragen zugelassen würden, welche mindestens sechs Wochen Pfleger in einer christlichen Blödenanstalt gewesen sind.

Neinstedt am Harz, den 24. September 1895. M. v. Nathusius.



Politik.

Der Schreiber dieser Chronik hat in den 13 Jahren, die er seines Amtes waltet, schon eine ganze Reihe für die konservative Partei recht bedrückender Ereignisse zu verzeichnen gehabt, und die Stimmung, in der er die Feder in die Hand nahm, ist nicht immer eine gehobene, sondern mehr als ein Mal schon eine recht niedergedrückte gewesen. Weit schmerzlicher und beschämender aber, als alle Mißgeschicke der Vergangenheit, waren die erschütternden Thatsachen, die der September dieses Jahres aus Befürchtungen und Verdachtsmomenten zu voller Klarheit enthüllt hat. Es ist nicht mehr und nicht weniger als Wahrheit, daß eine in der konservativen Partei durch viele Jahre hindurch sehr einflußreiche Persönlichkeit, daß der Chef-Redakteur der „Kreuzzeitung" Herr von Hammerstein, in Vermögensverfall geraten, von Stufe zu Stufe gesunken ist und schließlich in ebenso entschlossener als raffinierter Weise auf der Bahn des Verbrechens sich bewegt hat; und es ist Wahrheit, die alle mildernden Umstände noch entschiedener ausschließt, daß bei ihm die provozierende öffentliche Vertretung der christlichsten und sittlichsten Grundsätze und ein tief unsittlicher Lebenswandel sich schon lange Jahre hindurch parallel bewegt haben.

Inzwischen haben wir auf die persönliche Seite der Sache an dieser Stelle nicht einzugehen. Nur von der politischen soll die Rede sein. Im Grunde haben ja nun freilich die moralischen Vergehungen eines Einzelnen überhaupt keine politische Bedeutung, oder doch höchstens eine ganz minimale, kriminalstatistische, in Bezug auf das „Milieu", aus dem sie hervorgehen. Aber wie das Parteileben in Deutschland einmal beschaffen ist, wird auch das Persönliche parteitaktisch ausgebeutet. Und in diesem Falle erklärten selbst Blätter, die sonst für leidlich besonnen gelten, daß sie ein Recht hätten, das Persönliche politisch aufzubauschen und auszunutzen, da Herr von Hammerstein ein System, eine Parteirichtung bedeute, die nun vielleicht, nach seinem Abgang, mit ihm von der Bühne verschwinden werde. Und so kam es denn, daß wieder einmal gemeinsame Feindschaft den Herodes und Pilatus zu Freunden gemacht hat. Nicht nur die Socialdemokraten und Freisinnigen haben auf eigene Hand einen Sturm nach dem anderen gegen die Konservativen gelaufen, sondern ihre Todfeinde, die Nationalliberalen, haben treuliche Heerfolge geleistet, mit der ausgesprochenen Absicht, die konservative Partei zu sprengen und den abgesprengten linken Flügel für mittelparteiliche und Kartellzwecke nach Möglichkeit zu benutzen.

Aber damit erschöpfen sich die Gründe des Feldzugs nicht. Es ist ja keine so seltene Sache, daß auch angesehene Männer, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, in Laster und Verbrechen sinken. Noch in den letzten Jahren haben die Freikonservativen, die Nationalliberalen, das Centrum ihren Tribut in dieser Hinsicht zahlen müssen. Die Schuldigen sind abgetreten und niemandem ist es eingefallen, die Parteien für die Delikte der Einzelnen verantwortlich zu machen. Wie war es möglich, daß dies Mal mit einem geradezu ohrenbetäubenden Lärm der Versuch gemacht wurde, in der öffentlichen Meinung das „So sind sie alle!" in Bezug auf die Konservativen zur Geltung zu bringen?

Handelte es sich nur um den Umstand, daß man an uns Konservative einen schärferen Maßstab anlegt, als an alle anderen Parteien, so könnten wir uns die Strenge schon gefallen lassen. Denn wer christliche und sittliche Grundsätze öffentlich im Munde führt, darf nicht widersprechen, wenn sie zur Norm seines Handelns gemacht werden, und muß dann auch darüber hinwegsehen, wenn die wie Pilze aus der Erde emporwachsenden Sittenrichter durchaus nicht daran denken, bei sich selbst verwerflich zu finden, was sie an anderen aussetzen. In diesem Falle aber lag noch mehr vor.

Socialdemokratische Blätter verschärften den Fall, indem sie eine ganze Serie von irgendwie erlangten vertraulichen Briefen konservativer Männer an die Oeffentlichkeit brachten, darunter auch einen Brief des Hofpredigers Stöcker an Herrn von Hammerstein, den im Grunde nur dieser letztere selbst der Oeffentlichkeit preisgegeben haben kann, da er offenbar dazu dienen sollte, Herrn Dr. Kropatschek zu diskreditieren, den sein vormaliger Chef mit besonderer Abneigung verfolgt hat, weil er in ihm den Urheber seines Sturzes zu erkennen glaubte.

Freilich enthalten alle diese Briefe, einschließlich des vom Hofprediger Stöcker geschriebenen, durchaus nichts, was die Briefschreiber in irgend eine Beziehung zu den Unthaten des Herrn von Hammerstein setzen könnte. Wenn trotzdem auch die sogenannte anständige, oder gar „vornehme" liberale Presse den Vertrauensbruch weidlich ausgebeutet hat, so dokumentiert sie damit eben nur, daß ihr das kurzsichtigste Parteiinteresse weit höher steht als die ungeschriebenen Gesetze der Loyalität.

Unter anständigen Leuten hat immer das Briefgeheimnis für etwas Unverletzliches, wenn man will, für heilig gegolten. Man trägt Bedenken, einen Brief auch nur zu lesen ohne ausdrückliche Genehmigung des Adressaten. Und mit Recht. Denn im Briefe giebt sich der Briefschreiber vertraulich. Was er schreibt, darf nicht so verstanden werden, wie es da steht, sondern wie es gemeint war. Man braucht im Briefe schroffe Wendungen, starke Ausdrücke, oder gar Paradoxen, weil man weiß, daß sie richtig verstanden werden. Fällt nun so ein Brief in die Hände von unbeteiligten Dritten, die weder den Absender noch den Empfänger persönlich kennen, so entstehen Irrtümer und Zerrbilder, die mit der Wahrheit nichts zu thun haben.

Leider hat der Fanatismus des politischen Parteilebens mit vielen anderen sittlichen Kapitalbeständen auch diese früher allgemeine Auffassung beseitigt und an ihre Stelle das Recht des frivolsten Vertrauensbruches gesetzt, wie wir es nun allgemein in Uebung sehen. Daran ist aber jedenfalls nicht die konservative Presse schuld, sondern die socialdemokratische Partei- und die freisinnige Skandal-Presse, der alles recht ist, wenn es nur „Sensation" hervorruft. Und ihre vorurteilslose Freiheit hat diese Presse jetzt um so lieber gebraucht, als der gestürzte Chef-Redakteur der Kreuz-Zeitung nicht nur ein rücksichtsloser politischer Gegner, sondern auch — und das erklärt vieles — ein rücksichtsloser Antisemit war. Alles Andere hätte man ihm verzeihen können. Nur dies ist unverzeihlich.

Aus denselben Gründen geht ja anerkannter Maßen der Haß der Liberalen gegen Stöcker hervor, und es versteht sich, daß die „Entrüstung" des „Berl. Tageblatts" und geistesverwandter Blätter über den Stöckerschen Brief die höchsten Wellen geschlagen hat. Daß der Brief, so wie er ist, uns besonders sympathisch berührt hätte, können wir ja auch nicht sagen. Aber allzutragisch vermögen wir die Anklage der Pharisäer auf vorhandenen Widerspruch des Briefes mit manchem öffentlichen Auftreten Stöckers auch nicht zu nehmen. Wo in der Welt ist ein Politiker, bei dem jede vertrauliche Aeußerung sich mit den öffentlichen Worten völlig deckte? Vom Jesuiten hat Stöcker absolut nichts an sich. Wenn darum selbst konservative Blätter in diesem Falle den vormaligen Hofprediger preisgeben und die Ansicht vertreten, seine Taktik sei aus sittlichen Gründen nicht zu billigen, so widersprechen wir. Er hat durch geschickte Benutzung der Presse den Kaiser auf die von ihm für verderblich gehaltene Bismarcksche Politik aufmerksam machen wollen — das ist in unseren Augen der wesentliche Inhalt des Briefs. Gewiß ist es unvorsichtig im höchsten Grade, dergleichen Dinge zu schreiben, die man kaum unter vier Augen ausspricht, und sie so zu schreiben, wie Stöcker sie geschrieben hat. Aber wenn Stöcker vorsichtig wäre, so wäre er eben nicht Stöcker! Und Unvorsichtigkeit und Unsittlichkeit sind doch immer noch zwei recht verschiedene Dinge.

Neben dem Philosemitismus und der allgemeinen Feindschaft gegen die Konservativen spielt aber noch ein anderes Motiv für den Lärm der Liberalen die erheblichste Rolle.

Durch ein geradezu heillos freches Betragen in den Tagen des fünfundzwanzigjährigen Sedan-Jubiläums hatte die socialistische Presse alles, was Nationalgefühl in Deutschland besitzt, auf das äußerste gegen sich aufgebracht. Und die Folge dieses Gebahrens war gewesen, daß der Kaiser in Stettin wiederholt ebenso scharfe als zutreffende Worte gegen die Socialdemokratie öffentlich gesprochen, die weitere Folge, daß in der konservativen Presse ebendieselben sehr lauten Rufe nach einem Socialisten- oder Umsturzgesetz, die vor Jahresfrist erschollen, sich fast noch lauter erneuerten und das Einschreiten der Regierung mit Nachdruck forderten.

Natürlich blieb das Echo auf der Linken nicht aus. Man glaubte dort nun kein wirksameres Mittel, den Konservativen ein Paroli zu biegen, in Händen zu haben, als wenn man sie als die eigentlichen Umstürzler hinstellte, als Schuldige, die kein Recht hätten, sich über andere zu entrüsten.

So thöricht das auch ist — in diesem Falle mag es sein, daß, die das Böse wollten, insofern etwas Gutes gewirkt haben, als wenigstens die leidenschaftlichen Wallungen des Augenblicks eine Abkühlung erfahren haben. Gewiß stehen auch wir auf dem Standpunkt, daß nur die äußerste Strenge in der Handhabung der Gesetze den Socialdemokraten gegenüber am Platze ist, daß es keinen verhängnisvolleren Fehler geben könnte, als auch nur die geringste Schwäche ihnen gegenüber zu zeigen, und damit ihre Frechheit zu ermutigen. Auf der anderen Seite ist aber auch wohl zu erwägen, daß eine zu große Nervosität eben diesen unerwünschten Eindruck einer fortdauernden Sorge hervorrufen kann, und daß gesetzgeberische Fehlschläge den Gegner stärken müssen. Es genügt, an den letzten parlamentarischen Winter zu erinnern, wo 6 oder mehr Monate wertvoller Arbeitszeit ganz resultatlos verliefen, oder richtiger jede ernste Reformarbeit verhinderten.

Unseres Erachtens sind wohl einzelne Lücken im deutschen Strafrecht vorhanden. Wenn z. B. der „Vorwärts" alles Recht und alle Sitte dadurch verhöhnt, daß er Aktenstücke publiziert, die nur durch Meineid und Diebstahl in seinen Besitz gelangt sein können, so darf im Interesse der staatlichen Autorität eine Handhabe nicht fehlen, welche den Dieb oder den Hehler der Gerechtigkeit überliefert. Hier und an einigen anderen Stellen versuche die Regierung immer wieder die Lücken zu füllen. Kein halbwegs anständiger Abgeordneter kann gemeine Verbrechen in Schutz nehmen wollen. Aber man halte sich auch die Grenzen der gesetzlichen Macht gegenwärtig. Alles in der Welt läßt sich nicht durch Gesetze machen. Die sittliche Kraft des Volkes, von der der Kaiser sprach, muß auch das Ihre thun. Sobald man darauf ausgeht, die Partei als solche zu zerstören, wird man nur die Organisation aus der Oeffentlichkeit ins Dunkel treiben. Und sobald man versucht, die Gesinnung als solche unter das Strafrecht zu bringen, schafft man nur Märtyrer, die dann für ihre Ueberzeugungstreue auch noch die Sympathien mancher Gegner zu erwerben im stande sind.

Sehr richtig ist also die jetzt von den Regierungen geübte Praxis, in der Auslegung der bestehenden Gesetze an die äußerste Grenze der rechtlich zulässigen Strenge zu gehen. Und sehr richtig wird es sein, einige Lücken im Strafrecht ohne Zaudern zu ergänzen. Weiter aber möchten wir wenigstens nichts unternehmen. Geht dann mit solcher verständigen und wohlüberlegten Strenge eine weise und wohlwollende Reformgesetzgebung Hand in Hand, so braucht der Pessimismus in Hinsicht der socialen Revolution noch nicht das Feld zu behalten. Tritt aber dennoch der Aufruhr ein — nun, so wird man dann in Wahrheit „le coeur leger" und mit weit besserem Gewissen die metallene Sprache der Waffen mit den Revolutionären reden können, als wenn man durch hastige, ab irato gegebene Gesetze die Bethörten auch noch gereizt hätte.

Leider achtet der Kapitalismus in seinem wilden Eigennutz in keiner Weise auf die Zeichen der Zeit. Ueberall sehen wir ihn rücksichtslos die Dinge auf die Spitze

treiben, und an die Stelle der Konkurrenz die Koalition setzen. Der Trusts, Pools, Syndikate und Privatmonopole ist in der That kein Ende. Dem Petroleum-Ring sind die amerikanischen Lederhändler gefolgt, die alles Leder der Welt zusammengekauft haben und dem Schuhmacherhandwerk die Kehle zuschnüren; den Lederhändlern folgten die transatlantischen Dampferlinien, die ein Transportmonopol errichtet und den Passagepreis sofort um 25 Prozent hinaufgesetzt haben; in den letzten Tagen sind die Elektrizitätswerke gefolgt, bei deren Verbündung sich alle erdenklichen Nationen, sogar Deutsche und Franzosen brüderlich die Hand reichen. Kupferring, Zuckerring, Kohlenring gab es früher schon. Die chemische Industrie wandelt auf ähnlichen Wegen und andere machen's nach. Freilich — auch hier kann man dem Einzelnen keinen Vorwurf machen; das System wirkt sich aus. Die Unternehmungen werden immer gigantischer, die Produktivstände, die Landwirtschaft, das Handwerk und auch das konsumierende Publikum immer wehrloser. Aber mit dem Gang dieser Entwicklung wächst zum Glück auch die Erkenntnis, daß nur die Organisation der Produktivstände unter staatlicher Aegide helfen kann, und daß mit keinem liberalen Dogma so entschieden gebrochen werden muß, wie mit der in den letzten Generationen geradezu erbsündlich gewordenen These, daß die Gewerbefreiheit nicht „angetastet" werden dürfe.

Das moralische Ansehen der konservativen Partei hat im verflossenen Monat einen schweren Stoß bekommen. Und der Fall Hammerstein wird so schnell nicht aus der öffentlichen Diskussion verschwinden. Aber alles kann eingeholt, hergestellt und gut gemacht werden, freilich nicht durch Worte, die wirkungslos verhallen würden, wohl aber durch Thaten. Wenn es der konservativen Partei gelingt, die Führung in der Socialreform noch entschiedener an sich zu bringen, als bisher, so können schneller, als es im Augenblick glaubhaft scheint, die so unglücklichen Eindrücke der Gegenwart vergessen werden über den segensreichen und versöhnenden Wirkungen, die jede Besserung in der Lage des arbeitenden Volkes — der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer — naturnotwendig im Gefolge hat.

* * *

In der auswärtigen Politik ist es im Wesentlichen still gewesen; die diplomatische Welt kehrt eben erst aus den Bädern zurück; ein Besuch des Fürsten Hohenlohe in St. Petersburg scheint aber nur persönliche und Höflichkeitsgründe gehabt zu haben. Nur in Frankreich war etwas Bewegung. Es hat an seiner Westgrenze große Manöver abgehalten und diesen militärischen Schauspielen mit Hülfe Rußlands einen politischen Charakter aufzudrücken verstanden. Zunächst hat General Dragomiroff als militärischer Vertreter der russischen Regierung den Manövern von Anfang bis Ende beigewohnt und sodann hat sich auch noch der russische Minister des Auswärtigen Fürst Lobanoff in das in der Nähe des Manöverterrains belegene Bad Contrexéville begeben, um dort mit dem Präsidenten der Republik Herrn Faure zusammen zu treffen. Zuverlässiges darüber, was die beiden Herren verhandelt haben, ist bisher nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; doch wird man annehmen dürfen, daß der russische Minister des Auswärtigen nicht ohne triftigen Grund die auffallende Reise gemacht hat. Die russischen Blätter sprechen aus, daß man diesmal nun ganz gewiß den Abschluß der langersehnten „Allianz" erwarte. Aber erwartet ist dieses Ereigniß schon sehr oft. Und es ist jetzt nicht wahrscheinlicher als früher, da Rußland nicht das geringste Interesse hat, es zu verwirklichen. Andere Blätter wollten wissen, daß es sich darum handle, die Bedingungen einer Reise des französischen Präsidenten nach St. Petersburg festzustellen; indessen ist dieser Version das Dementi auf dem Fuße gefolgt. Daß kriegerische Pläne geschmiedet wurden, wird man kaum zu fürchten haben. Der russische Minister ist über die Jahre hinaus, wo man Händel sucht, und Herr Faure hat mit

einer Betonung, welche seinem Mut alle Ehre macht, zum ersten Male die Thatsache öffentlich anerkannt, daß jetzt die Vogesen die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden. Zu besonderen Besorgnissen liegt also, wenn der Schein nicht trügt, kein dringender Anlaß vor.

Andererseits hat es den Anschein, als ob die russische Regierung gegenwärtig doch gewisse Ziele mit etwas größerem Nachdruck verfolgen wolle, als es unter Alexander III. geschehen ist. In Bulgarien macht man unermüdlich der Regierung des Fürsten Ferdinand neue Schwierigkeiten, woraus mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, daß derselbe einstweilen unter keinen Umständen auf russische Anerkennung zu rechnen hat. Der Fürst ist zu allen erdenklichen Konzessionen bereit; er will aber offenbar, ehe er sie bringt, bestimmte und bündige Zusagen haben, daß sie den Zweck dann auch erreichen, dem sie gebracht werden. In Rußland hätte man es gegenteils wohl sehr gern gesehen, wenn die Zugeständnisse übereilt verwirklicht worden wären ohne bündige Zusagen aus St. Petersburg und man dann mit dem gegenwärtigen Fürsten ungefähr so hätte verfahren können, wie mit seinem Vorgänger, der blind in die Falle ging, die russische Diplomaten ihm gestellt hatten.

Mit dem zweideutigen Hinhalten der bulgarischen Regierung durch die Russen geht aber ein fortwährendes Minieren auf der ganzen Balkanhalbinsel Hand in Hand. Eine Schiffsladung Waffen als Geschenk des Zaren hat ganz Montenegro in Entzücken versetzt. Und in Macedonien und Rumelien sterben die „Räuberbanden" nicht aus, die schwerlich durch andere als klingende Gründe in ewiger Unruhe erhalten werden.

Nur die Zukunft kann lehren, ob wir es hier lediglich mit einer Fortsetzung der Orientpolitik Alexanders III. zu thun haben, eines kräftigen Monarchen, der alle Bewegungen und Stimmungen in Rußland mit souveräner Festigkeit beherrschte und immer rechtzeitig denen, die ein Mal ihre Grenze überschreiten wollten, ein „hierher und nicht weiter" zurief, dem niemand widerstand; oder ob es doch den Intransigenten in St. Petersburg gelungen sein sollte, jetzt stärkeren Einfluß zu erlangen, als früher, um, wenn nicht von heute auf morgen, doch mit der Zeit eine Aktionspolitik zu inaugurieren.

Die Dreibundmächte wünschen den Frieden. Zum Glück lassen ihre vereinten Machtmittel eine so ungeheure militärische Kraftentfaltung zu, daß auch der leidenschaftlichste Gegner sich's zwei Mal überlegen wird, ob er es wagen soll, diesen furchtbaren Widerstand leichthin gegen sich zu entfesseln.



Berichtigung.

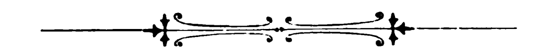
Im Augustheft S. 891, Sp. 2 unten, ist mitgeteilt worden, daß Lessing in Wolfenbüttel gestorben sei. Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Lessing, während er bei einem Freunde in Braunschweig zu Besuch war, daselbst gestorben ist. An dem Genusse der Wolfenbütteler Dienstwohnung ändert das freilich nichts.

Beim Niederschreiben jener Mitteilung dachte ich an die Wolfenbütteler Wohnung, nicht aber an das in Braunschweig am Egidienmarkt gelegene, mit einer Erinnerungstafel versehene Sterbehaus Lessings, auf das mich seinerzeit ein junger gefälliger Kaufmann aufmerksam gemacht hat.

O. K.



Späte Liebe.



Du kommst so spät! es ist so kalt geworden!
Es weht ein rauher Hauch vom eis'gen Norden —
Des Sommers Lust erstarb.
Die zarten Blumen all' in meinem Garten,
Sie thaten Dein in stolzem Prangen warten,
Bis ihre Pracht verdarb.

Du kommst so spät! . . schon kam der Herbst gegangen,
Und nahm den Rosenschimmer von den Wangen,
Von der verdorrten Flur —
Im Herzen nur, da herrscht ein stilles Leben:
Da leuchtet mit geheimnisvollem Weben
Des welken Lenzes Spur!





Neue Schriften.

1. Politik.

— Sociale Evolution von Benjamin Kidd. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer Mit einem Vorwort von Prof. Dr. August Weismann in Freiburg im Br. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.) 1895. 321 S. Pr. 5 M.

Das vorliegende Werk, von dem Uebersetzer in einer mustergültigen Verdeutschung wiedergegeben, wird meines Erachtens zu denjenigen gehören, welche langsam ihren Leserkreis finden, denen aber, welche es einmal gelesen haben, auf lange Zeit und für eine mehrmalige Lektüre Genüge bieten. Der Verfasser schreibt, obwohl er sein Buch überall auf die Grundlage des einfach Gebildeten stellt, dennoch weder leicht noch fließend; er sucht sich gleichsam selbst erst seinen Weg durch ein noch wenig betretenes Gebiet, und seine Leser werden selbst beim zweiten und dritten Durchlesen des Buches noch Stellen genug finden, denen sie lange nachsinnen können. Prof. Weismann nennt die Arbeit Kidds in seinen einleitenden Worten „einen Versuch, die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft auf dieselben Principien zurückzuführen, welche nach der Ansicht der heutigen Biologen die Entwicklung der Lebensformen selbst geleitet haben". — Das wäre an sich sehr wenig, denn einesteils ist es schon oft versucht worden, andererenteils sind die Erfolge der neueren Fachwissenschaft gerade in der Biologie nicht derartige, daß sie zur Uebertragung ihrer Gesetze auf den Menschen ermutigten. Eben jetzt scheint die Naturwissenschaft, während sie sich ins Kleine und Kleinliche vertieft und in Untersuchungen handwerksmäßiger Art und Einförmigkeit allen größeren Zielen vorsichtig aus dem Wege geht, ganz dazu angethan, den Zusammenhang mit den ethischen Forderungen der Menschheit mehr als je zu verlieren und Schopenhauers Herausforderung an die „Herren vom Tiegel und von der Retorte" zu rechtfertigen.

Kidds Untersuchungen wollen glücklicherweise mehr. Der Autor bietet nicht eine Naturgeschichte, sondern eine Philosophie der socialen Entwicklung, deren treibende Kräfte er mit seinem Geschick aus der Geschichte der vergangenen und gegenwärtigen Völker entwirrt. Sein wissenschaftlicher Boden ist dabei allerdings die moderne Evolutionstheorie und zwar in ihrer gegen die Hypothesen von Darwin, Huxley und Häckel wesentlich modifizierten Gestalt, wie die neueren Theoretiker und besonders Prof. Weismann-Freiburg sie entwickelt haben. Der Hauptpunkt aus dieser neueren naturwissenschaftlichen Richtung scheint für Kidd die Gewißheit zu sein, daß der Grundzug aller Lebensformen nicht die Neigung zum Fortschritt, sondern vielmehr ein tiefer Hang zum Rückschritt, zur Entartung ist, ein Hang, der nur durch den beständigen Kampf zwischen den überreichlich ausgestreuten Individuen und Arten an seiner Bethätigung gehindert und hier und da zum Fortschritt gewandelt wird. Mit anderen Worten, der Kampf um die Erhaltung der Art und die spärlichen, in seinem Gefolge auftretenden Verbesserungen der Rasse sind notwendig, wenn nicht Versumpfung eintreten soll, wie sie in allen Formen und Völkern, die nicht mehr zu kämpfen hatten und ihrem Egoismus genug thun konnten, eingetreten ist. „Von Zeit zu Zeit hören wir die Frage erörtern, ob überhaupt der Fortschritt des für ihn bezahlten Preises wert sei. Aber hierin steht uns wirklich gar keine Wahl zu. Der Fortschritt beruht auf einer Notwendigkeit, aus der es einfach kein Entrinnen giebt, noch je eines gab seit dem Beginn des Lebens" (S. 33).

Soviel über den Biologen Kidd, von dem ich nicht so viele Worte gemacht haben würde, wenn nicht der Philosoph Kidd über diese naturwissenschaftliche Grundlage des Werkes sehr weit hinausreichte. In allen Versuchen, die Gesetze der natürlichen Entwicklung von der uns umgebenden Welt auch auf den Menschen auszudehnen, ist bisher der Widerspruch zwischen dem persönlichen

Wohl des Einzelnen und dem Gemeinwohl der Rasse, des Volkes u. s. w. der Punkt gewesen, an dem die Theorien sich verwickelt haben oder ganz gescheitert sind. Die widersprechende Beurteilung, welche der Kommunismus von seiten der Darwinisten bisher erlitten hat, legt für die Schwierigkeit, jenen offenbaren Widerspruch zu lösen, Zeugnis ab. Auch Kidd ist diesem gordischen Knoten nicht aus dem Wege gegangen, der im Grunde genommen alles in sich schließt, was der Optimist etwa am Leben auszusetzen hat, und was dem Pessimisten die ganze Welt so schal und sinnlos erscheinen läßt. „Fortschritt ist überall erkennbar, aber der Weg dazu ist bedeckt mit all den Unglücklichen, die im Vorrücken, vom Erfolg verlassen, gefallen sind. Die erste Bedingung dieses Fortschritts war: Alle Individuen konnten unmöglich Glück und Erfolg haben. Denn keine Form kann irgendwie fortschreiten, noch ohne Entartung sich behaupten, außer sie vermehrt sich über das Maß hinaus, welches die Existenzbedingungen leicht und behaglich gestaltet" (S. 57). Nur der Mangel der Vernunft kann diese scheinbar sinnlosen Gesetze des Fortschritts erträglich machen. „Und doch war zuletzt ein Geschöpf aufgetreten, das über all das nachdenken konnte und auch wirklich darüber nachdenkt . . . Es pflanzt seine Art fort, wie jene . . ., ihm ist wie den anderen ein Fortschritt nur dann möglich gemacht . . ., wenn es ein Dasein führt in beständiger Rivalität mit seinen Genossen, wobei notwendig ein Teil leiden und sich plagen muß . . . Ja, es erhellt, daß der Fortschritt des Menschen diesen Bedingungen in einer viel drückenderen Form unterworfen war, als dies je zuvor der Fall gewesen. Denn da der Mensch seine höchste Entwicklung nur in der Gesellschaft erreichen kann, so wirken die Kräfte (der Entwicklung) nicht mehr auf ihn als Individuum ein, sondern sofern er ein Glied der Gesellschaft ist. Seine individuellen Interessen sind in der That fernerhin denen des socialen Organismus untergeordnet, der unendlich größere Interessen und ein unbegrenzt längeres Leben hat, als das Individuum. Wie läßt sich nun aber der Besitz der Vernunft vereinen mit der Entschließung, sich in so drückende Existenzbedingungen zu fügen, die eine völlige und stetige Unterordnung der individuellen Wohlfahrt unter eine fortschreitende Entwicklung verlangen, an der der Einzelne lediglich keinen persönlichen Vorteil haben kann?" (S. 59.) Und kurz darauf: „Unmöglich lassen sich die heute herrschenden Existenzbedingungen mit Vernunftgründen rechtfertigen für die breiten Massen der heutigen Gesellschaft, deren Leben nichts anderes ist, als ein Zustand ewiger drückender Rivalität . . . Mögen wir die Sachlage ansehen, wie wir wollen, an dem Schluß kommt man nicht vorbei, daß für das Gros der Menschheit . . . die Lebens- und Arbeitsverhältnisse einer vernünftigen Begründung und einer Sanktion durch die Vernunft entbehren."

Also was hält denn die heutigen socialen Organismen zusammen? Die Vernunft kann nach Kidd nur suchen, sie, sei es auf socialistischem oder anarchistischem Wege, zu sprengen, gleichviel ob für den Fortschritt der Menschheit Gutes oder Schlimmes dabei herausspränge, „denn das eigene Interesse gebietet, nicht Spekulationen über eine ferne Zukunft und noch ungeborene Geschlechter anzustellen, sondern sich selbst, entsprechend seiner Einsicht, die beste Gegenwart zu schaffen". — „Verzichtet denn einer von uns auf einen einzigen Korb Kohlen, damit einer einzigen Generation in der Zukunft unsere Kohlenminen besser gesichert sind?"

Das erste und seit Menschengedenken mächtigste Agens in der Entwicklung des Menschen ist eben nach Kidd überhaupt nicht Intelligenz und Scharfsinn, sondern einfach — die Religion. Sie, und sie allein, hat von jeher, dem selbstsüchtigen und auf die Vernichtung aller widerstrebenden Elemente gerichteten Charakter entgegen, den Menschen besänftigt und zu dem gemacht, was ihm allein höhere Gesittung schaffen konnte, zu einem Glied socialer Organisationen. Sie allein ist es noch heute neben den in ihrem Gefolge stehenden Eigenschaften: Bruderliebe, Ehrfurcht, Milde, Selbstzucht, die selbst faule Gesellschaftskörper in ihren besseren Elementen zusammenhält. Wo die Religiosität stark ist, da halten selbst arme, von socialen Kämpfen hart gerüttelte Volksstämme an ihrer ursprünglichen Kraft fest und vermögen sich weiter auszubreiten; wo das religiöse Gefühl aber schwindet, da gehen selbst unerschöpflich reiche, scheinbar mächtige Völker an innerem Zerfall zu Grunde. Verfasser vergleicht das alte Rom vor seinem Sturz mit dem heutigen Frankreich, das an Volksabnahme trotz der unerschöpflichsten natürlichen Hülfsmittel zu verdorren droht. Lassen wir den Autor noch einmal selbst sprechen: „Die vorherrschende Ansicht betreffs des (menschlichen) Evolutionsprozesses ist die, daß er das Produkt einer geistigen Bewegung, und daß die immer mehr zunehmende Intelligenz und Aufklärung des Volkes die erste treibende Kraft dabei gewesen ist. Allein wir werden sehen, daß diese Ansicht zu verwerfen ist. . . Wir können die treibende Kraft nur in den altruistischen Gefühlen finden, mit denen unsere Gesellschaften des Westens ausgerüstet waren, und diese waren das charakteristische und entscheidende Produkt des religiösen Systems, auf dem unsere Civilisation ruht."

Der Beweisführung für diese von einem Anhänger der Entwicklungstheorie wohl noch nie auch nur in Gedanken gestreifte Lehre ist fast das ganze Buch gewidmet. Die socialen Kämpfe, die französische Revolution, die Abschaffung der Sklaverei und Leibeigenschaft sind große, viele andere Ergebnisse und Bewegungen der Neuzeit kleine Glieder dieser begeisterten Beweisführung für die führende Rolle der Religion im Entwicklungsprozeß der Menschheit. Natürlich wäre es absurd, wenn der Gipfel einer auf solchem Fundament ruhenden socialen Evolution das Ziel sein sollte, das der gläubigen Menge heute von hundert liberalen Zeitungen täglich angepriesen wird und etwa in einigen „wissenschaftlichen" Theorien, in

der Beherrschung der Naturkräfte und der größtmöglichen Bequemlichkeit des Lebens erschöpft wäre. Kidd sieht, wie das Mittel, so das Ziel der Entwicklung in einer immer umfangreicheren Loslösung des Menschen von seinem lieben Ich, einem Anwachsen der „altruistischen Gefühle", einem selbstthätigen, vom eigenen Innern diktierten Nachgeben der herrschenden Kreise gegenüber den viel weniger von roher Selbstsucht als von einem tiefen, bedeutsamen Klassen-Mitleid zum Ausdruck gebrachten Forderungen der besitzlosen Klassen. Er beruft sich auf W. E. H. Lecky, der in seiner neuesten Schrift ›The Political value of History‹ sagt: „Reines Familienleben, Ehrlichkeit im Handel, hohe Schätzung des moralischen Wertes und des volkstümlichen Geistes, Mut, Rechtschaffenheit und gesundes, mildes Urteil, das ebensogut dem Charakter als dem Verstand entspringt, sind die Bedingungen aller nationalen Wohlfahrt." Und Kidd selbst sagt an anderer Stelle: „Ein vorwiegendes Element in dem Charaktertypus, welchen die in der menschlichen Gesellschaft thätigen revolutionären Kräfte langsam entwickeln, scheint das Gefühl der Ehrfurcht zu sein. Die Eigenschaften, mit welchen es eine nahe Verwandtschaft zeigt, sind: große geistige Energie, Entschlossenheit, Unternehmungsgeist, ausdauernder Fleiß und ein schlichtes, aufrichtiges, hingebendes Pflichtgefühl."

Das wäre ein sehr dürrer Abriß dessen, was Kidd in seinem Werke sagen will; nur eine öftere Lektüre kann in die interessante Gedankenfolge des Verfassers ganz und gar hineinführen, aber auch der erstmalige Genuß des schönen Werkes wird durch die Fülle von Nebenwegen und Auseinandersetzungen mit anderen geistigen Potenzen, die einen großen Raum des Buches einnehmen, keinen Leser leer ausgehen lassen. Die Bedenken, die mir kamen, unterdrücke ich gern, um zur Lektüre des Kiddschen Werkes aufzufordern. B.

— Die Bedeutung der heutigen Socialdemokratie für Staat und Gesellschaft oder: Was will, kann und soll man? Von Reichsfreiherr von Fechenbach-Laudenbach. (Frankfurt a. M., A. Foesser Nachf.) 1895. 152 S.

Bismarck und die Socialdemokratie. (Dresden, Druckerei Glöß.) 1895. 38 S. 50 Pf.

Was unsere Arbeiter vom socialdemokratischen Zukunftsstaate zu erwarten haben. Von W. Schwarze, Amtsgerichtsrat, Mitgl. d. deutsch. Reichstages und preuß. Abg.-Hauses. In einem Zwiegespräch für jedermann verständlich nachgewiesen. (Berlin 1895, J. H. Heine.) 40 S. 30 Pf. (In Partien wesentlich billiger.)

Wie hilft der Socialdemokrat, wie der Landwirt dem ländlichen Tagelöhner? Von Albert Schultz. (Leipzig, R. Werther.) 1895. 23 S.

Durch Atheismus zum Anarchismus. Von Nikolaus Siegfried. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet. (Freiburg i. B., 1895, Herder.) 151 S. 1 M.

Unter den aufgeführten Schriften zur Beurteilung der Socialdemokratie ist die des Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach wie die umfangreichste, so die bedeutendste. Die Schreibart des Verfassers steht leider der Wirkung seiner Gedanken einigermaßen im Wege, weitschweifig und abschweifend trägt er vor und behandelt die Sprache und nun gar die Fremdwörter mit erstaunlicher Rücksichtslosigkeit (Stoismus, Absolutität, Unicas, Präpondenz, klassiert, „von petitio principiis" [!]). Persönliches und Sachliches, Großes und Kleines, Polemik gegen längst vergessene Zeitungsartikel und die großen Fragen der Ethik und Socialpolitik fließen ineinander. Aber wer über dergleichen hinwegsehen kann und auch den grimmigen Bismarck-Haß nicht allzu tragisch nimmt, der kann doch seine Freude haben an dem kernigen Vorkämpfer christlicher Socialreform, der zwar von Herzen Katholik, aber kein Vertreter der halbherzigen Centrumspolitik ist. Sein Kampf gilt dem „petrefakten Doktrinarismus" des Manchestertums, der bekanntlich auch im Centrum sich geltend zu machen versteht, und der „Bourgeosie", d. h. dem Großindustrialismus à la Stumm und Vorster. Der Socialdemokratie gegenüber ist der Verfasser zwar Zwangsgesetzen und einer einschränkenden Reform des Wahlrechts nicht ganz abgeneigt, aber er macht positive sociale Reformen zur Vorbedingung. Denn den Entstehungsgrund der Socialdemokratie und ihrer Macht über das Volk sieht er mit Recht in den seit 1870 gewordenen und groß gezogenen wirtschaftlichen Verhältnissen. „Nehmt den Herren die Macht ihrer Thatsachen und ihr habt sie überwunden." Das wichtigste Ziel erkennt er in der Schaffung kleiner und mittlerer Vermögen, denn Eigentum der Massen ist die Bedingung ihrer konservativen und patriotischen Gesinnung. Dazu sind nötig: Schutz der produktiven Arbeit und Eindämmung der bloß „lukrativen" Erwerbsarten. Die Zeit zur Verstaatlichung der Großindustrie und des Bergbaues scheint ihm gekommen. Sein Buch ist ein kräftiger Appell an die Regierungen und die alten Parteien; möchte es vor allem bewirken, daß man den thörichten Wahn, als sei die Socialdemokratie „ein zufälliges Ergebnis", das Erzeugnis einer „Geschmacksrichtung oder Liebhaberei", endlich aufgiebt und die Dinge nimmt, wie sie sind: bös verfahren, aber noch nicht verloren.

Freiherr v. Fechenbach macht am Schlusse den Gleichgesinnten das Anerbieten, seine „Registratur" über das politische, sociale, religiöse und wirtschaftliche Leben zu benutzen, und giebt eine Uebersicht über die Abteilung derselben, welche die Socialdemokratie betrifft. Wenn die (nicht mitgeteilten) Bedingungen für die Benutzung einigermaßen coulant sind, so ist das ein sehr dankenswertes Entgegenkommen. —

Von gerade entgegengesetzten Gesinnungen und Auffassungen geht die zweite Schrift aus: „Bismarck und die Socialdemokratie", ein Abschnitt aus einer demnächst zu erwartenden größeren

Broschüre „Bismarck und der Kaiser". Hier ist die Socialdemokratie einfach eine „Meuterei" infolge jüdischer Verhetzung, und die Frage ist: „köpfen oder geköpft werden"; also der einzig rationelle Weg „Kampf bis aufs Messer" und zwar zunächst Expatriierung der jüdischen Agitatoren, in zweiter Reihe auch der germanischen. Erst dann ist es angezeigt, auch Reformen eintreten zu lassen, z. B. eine Versicherung der Betriebe gegen Zusammenbruch — von seiten der Arbeiter, von denen „jeder täglich 10 Pfennige Betriebsgarantie zu hinterlegen hätte, die im Falle eines schlechten Geschäftsjahres dem Prinzipal zufiele, in einem guten aber an die Arbeiter wieder zurückgezahlt würde"; also zwar nicht eine Gewinn-, aber eine Verlustbeteiligung der Arbeiter! Das wäre — dem Verf. zufolge — eine „christliche" Socialpolitik, wie sie den Pastoren zu Gesichte stände, „Pastorenpflicht". Denn nächst den jüdischen Agitatoren sind „Pastoralhysteriker und akademische Systemmacher" die Hauptschuldigen. „Die Professoren sind, frei gesagt, nicht so schlimm wie die Pastoren; denn ein Professor wird vom Volk niemals recht ernst genommen." Den Pastoren wird statt dessen empfohlen, Antisemiten zu werden, und wenn sie es noch nicht wissen, wird ihnen klar gemacht, daß „das Grundwesen Christi nicht plebejisch, sondern aristokratisch war"; wenn er gegen die „Reichen" sprach, so meinte er jüdische Schacherer, aber nicht deutsche Großindustrielle — eine Grenze, „die ein deutscher Pastor nicht wie ein verzückter Moraldervisch übertänzeln soll". Da die Pastoren aber von dem sittlichen Recht des Reichtums keine Ahnung haben, sind sie schuld daran, daß „verdiente Männer wie Krupp und Stumm wie ein gehetztes Wild (!) Spießruten durch die höhnischen Massen laufen müssen". König Stumm — ein gehetztes Wild! Wer so dreist mit den Thatsachen umspringt, der hat auch den Mut, Frechheiten gegen S. M. den Kaiser zu sagen (S. 35), die einen Schluß gestatten auf das, was von dieser Seite kommen wird, wenn S. M. sich dauernd weigern sollten, „hausväterliche Energie" à la Stumm zu zeigen. —

Das Zwiegespräch von Amtsgerichtsrat Schwarze geht von dem Kaiserhoch im Reichstage und allerlei Widersprüchen zwischen socialdemokratischer Theorie und Praxis aus und erörtert des Zukunftsstaats politische Unhaltbarkeit, das wahrscheinliche Zurückbleiben seiner wirtschaftlichen Ergebnisse hinter den erregten Erwartungen, die darin erforderliche Mehrarbeit und größere Arbeitssteuerleistung, den unvermeidlichen Zwang in seiner Organisation. Beiläufig werden noch andere Punkte, das Problem des „Mehrwerts", der Niedergang des Kleingewerbes u. s. w, besprochen. Eine genaue Darlegung des Wesens der Socialdemokratie findet man nicht entgegen der Verheißung des Vorworts. In der Darstellung wiegt die Voraussetzung vor, daß die Führer ihre Gefolgschaft irreführen, indes wird am Schluß die Notwendigkeit von Reformen anerkannt. Ohne die Darlegung der beabsichtigten Reformen aber wird eine Kritik des Zukunftsstaats wenig Wirkung thun; — die Zwecklosigkeit dieses rein negativen Verfahrens haben die bez. Reichstagsdebatten dargethan. Uebrigens ist der Druck dieser Schrift so klein und gedrängt, daß ihr schon deshalb keine nennenswerte Wirkung vorauszusagen ist, denn was gelesen werden soll, muß wenigstens lesbar sein. —

A. Schultz führt zwar die Socialdemokratie ebenfalls wesentlich auf Verhetzung zurück, da ihm nur die edelsten patriarchalischen Verhältnisse auf Rittergütern bekannt sind. Er deutet aber doch, wenn wir ihn recht verstehen, mit großer Bescheidenheit an, daß „Herr Kuhlmann" mit seinen patriarchalischen Reformen ein etwas schnelleres Tempo hätte einschlagen können, denn z. B. die Regelung der Arbeitszeit und die Anstellung einer Kindergärtnerin war auch schon vor der „Empörungs-Geschichte" möglich; daß die Abschaffung der Hofgänger an den durch die „Empörung" hervorgerufenen Baulasten scheitert, ist doch einfach eine Ausflucht. Im ganzen richtet sich die Schrift an die falsche Adresse. Sie schildert den Landarbeitern die Gefahr gewaltsamer Selbsthülfe und malt ihnen das Bild eines für sie besorgten wohlwollenden Arbeitgebers — aber dies Bild hat eben für viele Arbeiter aus guten Gründen nichts Ueberzeugendes. Zweckmäßiger wäre es, den Gutsherren zu Gemüte zu führen, daß mit vernünftigen Reformen etwas zu erreichen ist, und rechnungsmäßig zu zeigen, daß die Regelung der Arbeitszeit, die Sonntagsruhe, die Abschaffung des Hofgängersystems wirtschaftlich möglich ist. Denn daß Männer wie „Herr Kuhlmann" sehr wertvoll sind, ist nicht zweifelhaft: aber es kommt darauf an, daß wir welche haben, daß sie Schule machen, und zwar ein wenig schleunig. —

Für Siegfried ruht das ganze Problem echt katholisch in der Frage nach der Autorität. Der Student der Naturwissenschaften Alfred verliert in Berlin den Glauben an Gott durch die Schuld seiner akademischen Lehrer; folglich giebt es für ihn überhaupt keine Autorität mehr und er wird durch das Zwischenstadium der Socialdemokratie zum Anarchisten. Im St. Hedwigs-Spital überzeugt ihn der Rektor wesentlich durch Widerlegung des Materialismus und Pantheismus, als in sich widerspruchsvoller Weltanschauungen, daß weiter nichts übrig bleibt, als die Existenz eines Gottes anzunehmen, und indem er dies einsieht, hat er sich zum „Glauben" (!) bekehrt, — denn mit der verstandesmäßigen Einsicht, daß die Annahme eines Gottes vernünftig sei, ist ohne weiteres Marienverehrung und der gesamte Katholicismus bewiesen!! Die Moral von der Geschichte ist die Forderung einer „freien katholischen Hochschule". Im übrigen ist die Erzählung nach der Weise katholischer Zeitungspolemik mit Citaten aus den Schriften akademischer Docenten gespickt und durch allerlei Gehässigkeiten schmackhaft gemacht, z. B. „selbst unter den Geistlichen — wenigstens in der evangelischen Kirche — glauben die wenigsten noch an das Christentum, an Wunder u. dergl." Beweis? — Eine Aeußerung von „Dr. Rebetta (sic!)" in Hamburg — nach der „Germania".

Wi.

— Programm der Christlich-Socialen. Herausgeber: F. v. Wald-Rousseau, Friedrich Troscher, W. Tetzlaff. 1. Teil. (Berlin, Tetzlaff.)

Einen ähnlichen Unsinn haben wir lange nicht gelesen: Zukunftsbilder à la Bellamy. Weil die Großstädte schädlich sind, so soll Berlin geschleift werden. „Daß man es als ein Verbrechen bezeichnen wird, eine so „blühende“ Stadt wie Berlin, die „Metropole des deutschen Reiches“, die viertgrößte Stadt der Welt, wie eine alte Festung zu schleifen, das wissen wir. Aber trotzdem verlangen wir diese Schleifung. Es muß Alles mal ans Licht, was sich seit Jahrhunderten hier an Altem, Dummem, Ueberliefertem, an Gemeinheit, Dünkel, Unnatur angesammelt hat. Der behäbige Großstadtphilister sowohl, wie das verhungerte Genie, der patriotische Sechsdreierrentier und der „olle, ehrliche“ Revolutionär, der elegante Tagedieb und die Tiergartenpenne, die eingeschriebene und die nicht eingeschriebene Dirne, der auf Gummi fahrende Terrainspekulant und der auf Strümpfen tappende Einbrecher — alle müssen sie mal ans Licht, an die frische Luft, damit sie auf bessere Gedanken kommen. Es muß mal ein großes Reinmachen stattfinden, aller alte Schmutz muß mal fortgeschafft, alle guten Eulen müssen mal aufgeschreckt werden. Es muß mal Bewegung unter Alle kommen; Bewegung heißt Leben, wer sich bewegt, geistig und körperlich, der bessert sich schon. Wir sagten schon einmal, an sich kann doch eine Sache nicht gut sein; sie kann nur dann gut sein, wenn sie gut für die Menschen ist. Da Berlin nicht gut für die Menschen ist, so ist es eben überhaupt nicht gut, sondern schlecht.“ — Warum diese Tollheiten sich „christlich-social“ nennen, ist schwer verständlich.

— Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland von Friedrich Nippold. (Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa.) Pr. 1 M.

Die Jesuitenfrage steht noch immer auf der Tagesordnung des deutschen Reiches. Das Centrum sorgt dafür, daß sie nicht von derselben verschwindet, denn es erneuert immer wieder den Antrag auf die Wiederzulassung des Ordens in Deutschland. Bisher haben sich die Regierungen gegen denselben gewehrt, aber bei der eigenartigen Lage der Partei- und Machtverhältnisse im Reichstage ist es nicht zu wissen, ob nicht einmal die Einwilligung den Preis für eine Majorität in einer anderweit wichtigen Frage bilden wird. Professor Nippold gehört zu den besten Kennern und zu den eifrigsten Gegnern des Ordens, aber das hindert ihn nicht, dasjenige offen anzuerkennen, was von jener Seite einzelne geleistet haben und leisten. Der Jesuitismus bekämpft die Personen, er sucht sie zu vernichten, die Sachen fallen dann schon hinten nach. So wollen wir nicht verfahren, wir bekämpfen das Princip und nicht die Personen. Vielleicht sind wir dabei im Nachteil. Die Principien zeigen ihre Macht doch nur durch die Personen. Aber es ist doch besser so. Nippold führt uns nun unter 12 Rubriken der verschiedenen Wissenschaften diejenigen Namen von Jesuiten vor, an welche sich litterarische Leistungen knüpfen. Es ist eine ansehnliche Zahl. Und doch handelt es sich dabei nur um den Vorstoß, welcher von den Nachbarländern Belgien und Holland her gemacht wird, besonders von der Provinz Limburg her, ein zweiter wird von Oesterreich her, aus Tirol und Vorarlberg in die Wege geleitet Für jede jesuitische Arbeit aber, wie geringen wissenschaftlichen Wert sie habe, wird sogleich in lautester Weise Reklame gemacht, darin geben Jesuitismus und Semitismus sich unter einander nichts nach, und schon werden die Nachwirkungen davon bis hinauf in die Staatsregierungen bemerklich. Soviel ist gewiß, die Wiederzulassung des Jesuitenordens in Deutschland würde, um einen Döllinger'schen Ausdruck zu gebrauchen, ein Keil mehr sein, das deutsche Reich auseinander zu sprengen und die Gefahren des 17. Jahrhunderts neu heraufzubeschwören. Trotzdem bleibt es fraglich, ob man auf die Dauer den Jesuiten versagen kann, was man Socialisten und Anarchisten frei giebt. Und am wenigsten ist es die Furcht, welche uns einer solchen Restitution des Ordens abgeneigt machen würde. D.

— Die Reform des Agrar-Rechts. Von Hugo v. Knebel-Doeberitz. Vortrag, gehalten auf dem Deutschen Adelstage am 25. Febr 1895. (Herausgegeben von der Deutschen Adelsgenossenschaft. Berlin, 1895.) 27 S.

Nicht eine Agitationsschrift, sondern eine ruhige und nüchterne Darlegung des einen Hauptübels, an welchem die heutigen Landwirte leiden, der Verschuldung, und der zu seiner Abhülfe gemachten Vorschläge. Die Verschuldung geht wesentlich auf Erbabfindungen und Restkaufgelder zurück, entstammt dem Besitzwechsel. Wenn dem so ist, so ist damit erwiesen, daß der Grundbesitz durch die rechtliche Gleichstellung mit dem mobilen Kapital schwer geschädigt ist und daß hier vor allem mit Reformen eingesetzt werden muß. Statt Erbrecht nach Köpfen ist das Anerberecht wieder einzuführen, die kündbare Hypothek ist durch amortisierbare Rente zu ersetzen. Ueber die in dieser Richtung gemachten Vorschläge und ihren Wert, die einzuschlagenden Wege und die zu überwindenden, nicht geringen sachlichen Schwierigkeiten orientiert die kleine Schrift kurz und knapp, so daß sie jedem zu empfehlen ist, der bei der steigenden Bedeutung des agrarischen Problems nach einem zuverlässigen Wegweiser ausschaut, und derer werden nicht wenige sein. Wi.

— Das sociale Kaiserreich und das Ende der Kapitalherrschaft. Zwei Reichsgesetze aus dem Volke für das Volk. Von ?. (Leipzig, W. Friedrich.) 1895. 36 S. 50 Pf.

Die beiden Gesetzentwürfe, die bestimmt sind, das Ende der Kapitalherrschaft herbeizuführen, und für deren Zustandekommen der Kaiser und die deutschen Fürsten aufgerufen werden, sind: Jede Zinsforderung ist reichsgesetzlich ungültig, und zwanzigprozentige Reichserbschaftssteuer für

Wertpapiere, Privatgelder und Filial-Eigentumsrechte. Das „Milieu", dem diese Eisenbart-Kur entstammt, ist der radikale Antisemitismus. Daß sie der Kapitalherrschaft ein Ende machen würde, mag sein — aber sie würde auch manchem anderen ein Ende machen. Sie zu diskutieren, hat keinen Zweck. Bezeichnend ist es aber, daß sich an allen Enden der Widerspruch regt gegen den Kapitalzins. Es erinnert daran, daß das „Wucherproblem" von der evangelischen Ethik keineswegs gelöst ist: uns fehlt bis heute eine haltbare Theorie, durch welche der Kapitalzins gerechtfertigt würde. Andererseits bringt auch unser Verf. keineswegs überzeugende Beweise, daß er zu entbehren ist. Mit dem „Mute einer socialen Blut- und Eisenpolitik" ist es nicht gethan. Wi.

— Die wahren Ursachen vom Tode Ferdinand Lassalles. Von *** (Leipzig, Pfau.)

Eine völlig hohle und inhaltsleere Broschüre von 16 Seiten, deren Verf. den Socialdemokraten schaden will. Dazu sind aber andere Mittel nötig.

2. Kirche.

— Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer (D. Herm. Gebhardt in Wolfschleben). 3. Aufl. (Gotha, Schloeßmann.) 1895.

Dieses Buch kann allen, welche von Berufs wegen auf den Verkehr mit Dörflern angewiesen sind, und unter diesen wieder denjenigen, welche von Amts wegen auf dieselben einwirken sollen und wollen, Liebe zum Volk mitbringen und sich für die Liebesthätigkeit an demselben die rechten Wege zeigen lassen wollen, nicht angelegentlich genug empfohlen werden. In der Litteratur zur praktischen Theologie wird es dauernd seinen Platz einnehmen, und einem angehenden Landpastor kann kaum etwas Besseres zur Einführung in seinen Beruf in die Hand gegeben werden. Wenigstens bekenne ich von mir selbst, der ich auf dem Lande aufgewachsen, während meines Aufenthalts in Städten stets lebendigen Verkehr mit dem Lande unterhalten habe und nun seit funfzehn Jahren unter dem Landvolk in sehr verschiedenen Abstufungen wirke, daß ich herzlich bedaure, nicht längst einen Mentor, wie Gebhardt, gehabt zu haben, er hätte mich vor manchem Mißgriff und mancher Enttäuschung bewahrt; ja, ich leugne nicht, daß er mir noch jetzt, obgleich meine Studien längst die von ihm befolgte Richtung eingeschlagen haben, manches Rätsel hat lösen helfen. Nächst dem Theologen wird der Socialpolitiker hier für seine Studien eine reiche Fundgrube finden, gefüllt von einem fleißigen und kundigen Sammler. Gebhardt besitzt eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, es ist pure Bescheidenheit, wenn er sich noch die Ausforschungsgabe eines Jeremias Gotthelf wünscht. Man glaubt mitunter, er habe zu scharf gesehen, weil ein überraschend fertiges Urteil bei ihm hinzukommt — und es wird ja bei den tausend Behauptungen, die er auf Grund seiner Erfahrung aufstellt, nicht möglich sein, daß er überall Zustimmung findet —, indessen wird man nach genauer Prüfung zu allermeist finden, daß das Zünglein an seiner Wage richtig steht. Das ist eine Erscheinung, wie sie nur möglich ist bei einem Manne, welcher sozusagen mühelos das in Jahrzehnten festgestellte Ergebnis rastloser Thätigkeit und selbstloser Hingabe an Amt und Volk zusammenfaßt.

Zu dieser Ueberzeugung gelange ich allerdings auf einem Umwege. Es fehlt mir nämlich zu einer gewissenhaften Kritik der Darstellung Gebhardts gerade das Haupterfordernis: sie ist dem thüringischen Landvolk auf den Leib zugeschnitten, und ich als Mecklenburger kenne die Thüringer kaum. Aber es muß ein wunderbar gleichartiger Zug durch das ganze deutsche Bauernvolk hindurchgehen, denn viele seiner Schilderungen passen so gut auf Mecklenburg, als wären sie hier geschrieben, und manche davon sind mir so aus der Seele geschrieben, daß ich darauf die stehende Anerkennungsformel meines bayerischen Freundes hätte anwenden mögen: „Das jetzt grad' hätt' eigentlich ich schreiben müssen." Darin liegt der beste Beweis für die Gediegenheit der Gebhardtschen Arbeit: er zeichnet den Thüringer Bauer, aber so, daß man vor allem den Bauer sieht und nicht den Thüringer. Ueber die Eingliederung des Stoffes mit dem Verf. zu rechten, verlohnt sich nicht, ebensowenig über den Stil. Sein Stil ist Gänsefüßchen, könnte man sagen, so reichlich macht er von diesem Zeichen Gebrauch, aber man muß anerkennen, daß er damit in aller Kürze zu seinen festen Noten eine vorzügliche Koloratur schreibt.

In einem Nachwort stellt G. seine Gedanken über die Möglichkeit einer sittlichen und kirchlichen Erneuerung des Bauernstandes und die zu diesem Zweck einzuschlagenden Wege zusammen. Er ist kein Optimist, aber er glaubt an die Zukunft des christlichen deutschen Volkes, oder vielmehr an die Zukunft desjenigen Teiles des deutschen Volkes, welcher christlich bleiben wird. Predigt, Diakonie, Zucht sind die drei Mittel, welche er empfiehlt, allseitig und gründlich zu treiben, unter Ausschluß aller sonstigen Mittelchen und Vermeidung des Experimentierens. Unter Gründlichkeit in der Kirchenzucht versteht er gegebenen Falls Ausschluß aus der Kirche auf Zeit, den Ausgang der Erneuerung erwartet er von den größeren Städten, aus der Mitte der Gebildeten heraus, den Prozeß der Erneuerung sieht er bereits im Gange. Ich freue mich, in diesen Schlußsätzen Anschauungen wiederzufinden, welche ich selbst — nicht ohne Widerspruch — des öfteren vertreten habe.

O. Radloff.

— Was ein Schweizer Pfarrer in England gesehen hat Von Richard Preiswerk. (Basel, R. Reich.) 178 S. 1,60 M.

Der Verf. wollte die kirchlichen und die socialen Verhältnisse Englands näher kennen lernen. Er legt überall den Maßstab des Wortes Gottes an. Vorurteilslos wohnt er allen mög-

lichen Versammlungen bei, das eine Mal hört er Socialdemokraten (nicht in einem Vereinshaus, wo man nur durch „Genossen“ eingeführt werden kann, sondern im Freien), das andere Mal geht er zur Heilsarmee, die er wie das englische Geschäfts- und Industriewesen bewundert, „dessen Uebersetzung ins Christlich-Geistliche“ jene ist; aber das hilft uns nichts, wir brauchen ein Reichsgotteswerk und nicht eine „Reichsgottesfabrik“. Das schmutzige Judenquartier, ein Seemannsheim, Barnardos Barmherzigkeits-Anstalten, die Londoner Docks, Oxford, all dies und noch manches andere waren Gegenstände der aufmerksamen Beobachtungen des Verfassers. In Oxford hatte der Reisende Gelegenheit, die Zähigkeit der Engländer kennen zu lernen, mit der sie an ererbter Art und Sitte hängen. Die Fellows wurden bis vor kurzem wie mittelalterliche Mönche behandelt, sie durften nicht heiraten. Die Universität spendet wie vor Jahrhunderten zum Schreiben sauber und fein geschnittene Gänsefedern — Dem Methodismus der Engländer tritt der Verf. bei jeder schicklichen Veranlassung entgegen. Niemand wird das kleine Buch ohne reiche und mannigfache Belehrung aus der Hand legen. O. K.

3. Geschichte.

— **Kulturgeschichte des Mittelalters** von Dr. Georg Grupp. Zweiter Band mit 35 Abbildungen. (Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung.) 1895. Preis M. 6,80.

Der vorliegende Band des inhaltsreichen Werkes ist dem von uns im Novemberhefte 1894 besprochenen ersten gleichwertig. In ihm führt der Verf. die kulturgeschichtliche Darstellung des Mittelalters vom 11. durch das 12. und 13. Jahrhundert hindurch, also über den Höhepunkt dieses Zeitalters hinaus. Neben der Entwicklung der religiösen Ideen sind die wichtigsten Erscheinungen des mittelalterlichen Lebens behandelt, namentlich die Kreuzzüge; die Ritterorden; das Leben auf der Burg und am Hof, in den Städten und auf dem Lande; Staat und Recht; Kaisertum und Pabsttum; die Inquisition; das geistige Leben u. s. w. Die Schilderung dieser verschiedenen Lebensformen ist eigenartig und oft geistreich, niemals langweilig, fast immer unterhaltend und belehrend zugleich. Allerdings tritt hier noch mehr wie im ersten Bande hervor, daß der Verf. ganz im Banne römischer Auffassung der Geschichte befangen ist und demgemäß urteilt. Daher rührt die äußerst ungünstige Beurteilung der Hohenstaufen, namentlich Friedrichs II., uud andererseits die überschwengliche Lobpreisung des Papstes Innocenz III., sowie die ungerechte Schilderung der den Albigenserkriegen zu Grunde liegenden Ursachen. Das sich auf die Albigenser beziehende XXII. Kapitel (S. 393) ist überaus unklar und verworren, bei weitem der schwächste Teil des Buches. Wie weit der Verf. sich von der evangelischen Auffassung der Stellung der Kirche entfernt, zeigt deutlich der folgende Satz (S. 165): „Eine macht- und glanzlose Religion ist ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Machthaber; die Religion bedarf der Macht, um ihre Wirksamkeit über die widerstrebenden Herzen der Menschen ausüben zu können u. s. w.“ Also die Kirche soll mächtig und glänzend sein, der Papst Herrscher über Leib uud Seele. Unser Herr und Heiland wandelte aber in Knechtsgestalt, in Armut und ohne jede äußere Macht auf dieser Erde und war und ist trotzdem unser Herr und König! In Bezug auf die Stellung der Kirche, des Papsttums u. s. w. stimmen wir mit dem Verf. nicht überein, seine Auffassung ist schriftwidrig und deshalb irrig. Im übrigen aber ist dieser 2. Band sehr gut geschrieben und enthält eine vortreffliche Darstellung der kulturgeschichtlichen Entwicklung vom 11. bis 13. Jahrhundert. v. H.

— **Die jüdischen Blutmorde von ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte bis auf unsere Zeit.** Von Bernardin Freimut. (Münster in Westf., Ad. Russels Verlag.) 1,50 M.

Nachdem unlängst Professor Strack ein Verhör der Geschichte im Sinne einer Verneinung der Frage abgehalten hat, bringt Freimut es zu einer Bejahung derselben. Unter Ritualmord versteht er die Schädigung oder Tötung eines Menschen, welche zu gottesdienstlichen Zwecken geschieht. In diesem Fall handelt es sich um Gewinnung des Blutes, denn daß das Fleisch irgendwie verwendet würde, liest man nicht. Die erste Frage ist: lehrt das Judentum irgend welche gottesdienstliche Verwendung von Christenblut? Der Verf. behauptet auf Grund von Aussagen bekehrter Rabbiner, daß Christenblut wirklich als Sakramentale bei den Juden gebraucht werde, und zwar in verschiedenen Anlässen, besonders aber beim Passahfest; er behauptet weiter, daß jüdische Geheimbücher den Blutmord und den Blutgebrauch forderten. Bekanntlich wird das von anderer Seite her heftig bestritten. Die zweite Frage ist: weist die Geschichte unzweifelhaft das Vorkommen solcher Fälle nach? Freimut geht die Ueberlieferung durch. Von den ältesten Zeiten her findet sich die dunkle Sage, die schauerliche Mär, und sie reicht bis in unser Jahrhundert, bis in die jüngste Gegenwart herab. Ich erinnere nur an Tisza Eszlar, an Korfu, an Xanten. Nirgendwo ist die Anklage als solche erwiesen, aber nirgendwo auch ist die Unschuld unzweifelhaft klar ans Licht gestellt, es bleibt immer ein Etwas übrig, teils an dem Hergang selbst, teils an der Untersuchung, teils an der gerichtlichen Behandlung desselben, ein dunkles Etwas, und dies Etwas genügt, um den Volksglauben zu erregen. Dem alttestamentlichen Judentum sollte man keine Blutmorde zur Last legen; daß es aber im Judentum Geheimlehren und fanatische Menschen giebt, geben kann, die solche Greuelthaten möglich machen, sollte man nicht leugnen. Man kann ja hoffen, daß nach Xanten nicht sobald wieder ein solcher Frevel geschieht, der unter diesen Verdacht fällt. Wenn aber etwas dem ähnliches wieder vorkäme, dann

wäre allerdings zu wünschen, daß die richtigen Richter zur Stelle wären, welche gleich von der ersten Untersuchung an die Sache so führen, daß entweder die Schuld oder die Unschuld zweifellos klar an den Tag gebracht würde. Der Verf. ist Katholik. Er bringt zum Schluß noch die Ansicht Roms über die jüdischen Blutmorde und die Grundzüge des Judenrechts im kanonischen Recht.
D.

— Der Sachsenspiegel (Landrecht.) Uebersetzung nebst einer kurzen Untersuchung über das Alter desselben von Rotermund, Referendar. (Herrmannsburg, Verlag der Missionshandlung.) Pr. 1 M.

Der Sachsenspiegel ist ein Denkmal alten deutschen Rechtslebens aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die hier angestellte Untersuchung ergiebt das Jahr 1229 als wahrscheinliche Zeit der Abfassung. Wenn das deutsche Reich auch einen Kaiser hatte, war das Volk doch in seinen Stämmen und Landschaften zu kräftig gesondert, als daß es hätte zu einem Recht kommen können: doch geht unleugbar ein gemeinsamer Zug durch die partikularen Volksrechte hindurch, und so darf man doch von einem gemeinen deutschen Recht sprechen. Die Rechtsüberlieferung war zunächst eine mündliche. Dann fing man an, dieselbe niederzuschreiben. Der gräflich Falkensteinische Gerichtsschöffe Eike von Repgow hat das in niederdeutscher Mundart für das nördliche Deutschland gethan. Er nannte sein Werk einen Spiegel, weil man darin der Sachsen Recht erkennen könne, „wie de frouwen an einem spigele ihre antlitze beschouwen“. Besonders bekannt ist ja die Heidelberger Handschrift mit ihren Miniaturen. Der Sachsenspiegel gewann über Deutschland hinaus in die nordischen Lande und nach Polen hin Geltung. Gregor IX. verdammte 14 Sätze desselben. Es fehlte an einer guten hochdeutschen Uebersetzung. Eine solche wird uns hier gegeben. Wer sich für altes deutsches Rechtsleben interessiert, für den ist der Sachsenspiegel unentbehrlich. Ist er doch auch heute noch auf manchen deutschen Gebieten aushülfliche Rechtsquelle. Man darf darum diese Arbeit willkommen heißen.
D.

4. Biographie.

— Ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Von Heinrich von Struve. (Leipzig, E. Ungleich.) 145 S. 1,75 M., geb. 2,60 M.

Den Lesern der Monatsschrift ist dieses Lebensbild im ersten Vierteljahr des laufenden Jahrgangs mit dem Erfolge dargeboten worden, daß der Wiederabdruck in der Form eines besonderen Buches rätlich war und die Ergänzung der Lebenserinnerungen des liebenswürdigen, hoch-[illegible]rten Erzählers, die im Augustheft zu erscheinen angefangen haben, in hohem Grade wünschenswert erschienen ist. Wer den erfahrungsreichen, durch viele wechselnde Schickungen zur abgeklärten, glücklichen Ruhe eines hohen Lebensalters gelangten Erzähler persönlich kennt, wird in keinem Augenblick darüber im Zweifel sein, daß die ohne eine Spur von Selbstgefälligkeit oder Eitelkeit schlicht und wahrheitsgetreu in gefälliger, anspruchsloser Form erzählten Erlebnisse ganz denselben Eindruck machen, den die gelegentlichen mündlichen Mitteilungen des ehrwürdigen Verfassers auf solche machen müssen, die wissen, was das menschliche Leben hier auf Erden in Wahrheit ist: viel Mühe und Arbeit auf der Wanderschaft zur ewigen Heimat. Ich gebe Dahn, Ebers, Spielhagen und mancher anderen umfangreiche Romane hin für das kleine gehaltreiche Buch, das nach dem Leben geschrieben ist, während die Bücher jener der Gelehrsamkeit und einer mehr oder weniger lahmen Dichter-Phantasie ihr Dasein verdanken.
O. K.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Sibirische Erzählungen. Von O. O., Verfasser der Sibirischen Briefe. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1894. 315 S. 5 M.

Sibirien, diese ungeheure hinterrussische Welt mit mehr Quadratmeilen als Europa und weniger Menschen als Bayern, ist außerhalb seiner Grenzen noch immer ein unbekanntes Land. Unbekannt seiner Natur, unbekannt seinen Sitten, seinen Menschen nach. Soviel über Sibirien geschrieben wurde, so wenig konnte das Geschriebene sagen von diesem Stück Erde, das so vielerlei Leben auf räumlich endlosen Gefilden beherbergt. Auch die Sibirischen Erzählungen können nur einiges wiedergeben, aber sie geben es anschaulich, voll innerer Wahrheit, in schmuckloser Form, aber ganz erfüllt von einem Leben, das den Westler fremdartig und poetisch, wie die ersten Kunden von den Rothäuten Amerikas etwa, berührt. Einige seiner Erzählungen, besser Kulturgemälde, hat der Verfasser schon vorher in russischen Blättern veröffentlicht, andere sind ganz neu.

Ich gebe den Inhalt der dritten, und vielleicht schönsten Skizze wieder: Sibirische Vagabunden. „Auf der Etappe fanden sich die beiden, der im Vagabundenleben vor der Zeit ergraute Mann und der schmächtige blasse Bursch, dem Aussehen nach fast noch ein Kind.“ Mitri Maurin, der Stammgast des Urwaldes im Sommer und der sibirischen Gefängnisse im Winter, und Wanja, der verwahrloste Findling, den eine ungewollte Schuld aus der Gesellschaft der Ordnung verstoßen hat. Der Knabe ist auf dem Marsche erschöpft; vom Fieber gepackt, bricht er in der Etappe zusammen, und Mitri, der gutmütige Riese mit dem Kinderherzen, pflegt ihn, setzt es mit der List des alten Etappenstammgastes durch, bei dem in die Krankenabteilung Aufgenommenen zu bleiben, und bald sind sie Freunde. Der Alte erzählt dem finsteren Knaben tagaus, tagein seine

Erlebnisse, er spricht ihm von Sibirien, von den Gefängnissen, den Bergen, der Tundra und von dem herrlichen Urwald, von der Wildnis der Taiga, in die er jeden Frühling, „wenn die Lerche es ansagt", entwischt, und endlich von der winterlichen Flucht zu den Menschen, zum Gefängnisaufseher, der lachte, „ach sieh, da bist du ja schon wieder, Mitri Maurin!" und ließ mir meine Portion aufzählen, — ändern konnt' er das nun mal nicht wegen 's Gesetzes — und nahm mich in Gnaden wieder auf. — Offenheit gegen Offenheit setzt Wanja, der Findling. „Du warst — entgegnet er — dein Lebtag bloß ein Vagabund! Das aber, das andere, ist zehntausendmal ärger. Sieh, herumgestoßen zu werden von dem Augenblick an, dahin du zurückdenken kannst, herumgestoßen, geschimpft, geschlagen und getreten werden; gestraft werden, wo andere sündigen; verrichten müssen, was andere nicht mögen; arbeiten müssen, wenn andere ruhen; zusehen müssen, wenn andere essen; ohne Vater und Mutter ... ohne Kamerad als den Hofhund, Gutfreund nur mit Hunger und Durst, mit Kummer und Elend ... ein Aussätziger, dem man die Brotrinden hinauswirft — sieh, Vater, das ist ein Findelkind!" — Und dann seine Flucht in die Taiga und das Zurückholen und die Strafe und das Erlernen des Handwerks, des scheußlichen, vor dem er, soviel sie ihn schlugen, heulend floh. Und dann wurde er doch Schlächter („weichgeprügelt und ausgehungert"), und nun wurde Wonne, was erst Ekel war. Bis er schließlich in einem Anfall sinnloser Wut den gehaßten Pflegebruder erschlägt, den Sohn des Hauses. „Und jetzt, Vater, jetzt habe ich auch den Himmel verloren, das Letzte, worauf ich hoffte, denn ich bin nicht mehr ein unschuldig Verfolgter, ich bin ein Mörder, ein Bösewicht!" — Und Mitri Maurin sagt nur zärtlich: „Nein, mein Jung'! kein Bösewicht, Mörder — ja, ärmstes Kind, das bist du, aber, dem Herrgott sei Dank, kein Bösewicht! nur ein Verwahrloster wie ich, ein Unglücklicher wie ich, ein zehnfach Unglücklicher."

So trösten und helfen sich die beiden, bis Wanja nach einer blutigen Schlägerei der Gefangenen das bischen Vernunft verliert, das ihm sein elendes Leben und seine Krankheit übrig gelassen haben. Sie bringen ihn ins Irrenhaus der Stadt, und „in der folgenden Nacht war der alte Vagabund Maurin spurlos aus dem Gefängnis verschwunden. Draußen war bitterkalter Winter."

Im Irrenhaus treffen wir ihn, dem stumpfsinnigen Wanja gegenüber, wieder. Selbst irr sich stellend, sucht er dem kranken Freunde durch Gesang die Erinnerung wiederzugeben, und schließlich gelingt das.

Wanja horcht, und die Freiheitssehnsucht erwacht. Am Ostermorgen finden sie ihn „am Fuß der Fichte, glückseliges Lächeln auf dem toten Gesichte, und das gebrochene Auge gen Himmel gerichtet, den Himmel derer, die reines Herzens sind ... Gewiß, ach gewiß! aber doch auch den Himmel — der Unglücklichen!"

Wer ein Freund schwermütiger, aber von echter Gottes- und Menschenliebe erfüllter Dichtung (und wohl mehr Wahrheit als Dichtung) ist, mag die Sibirischen Erzählungen lesen, wenn sie auch zum Teil noch weit düsterere Probleme behandeln.

B.

6. Naturwissenschaft.

— **Operationslose Behandlung und Heilung von Lupus und äußerem Krebs.** Ausgeführt von Dr. Standke, Arzt in Bremen. (Bremen, G. A. von Halem.) 1894. 22 S.

Wie viele Unglückliche seufzen unter der schrecklichen im Titel genannten Krankheit! Die Operation hat schon manchen im Stich gelassen und auch viele andere Behandlungsweisen haben nicht gehalten, was sie versprachen, da wird mancher gern nach einem neuen Heilmittel greifen, zumal es ohne Operation helfen soll. Wir sind natürlich nicht in der Lage zu sagen, ob die in obiger Schrift empfohlene Behandlung helfen wird, machen aber immerhin auf sie aufmerksam. Sie besteht in Anwendung einer Salbe, die aus Amerika stammt und die ein dort ansässiger deutscher Arzt Dr. Engelken dem Verf. zur Verfügung gestellt hat; derselbe hat dann seit 3 Jahren Heilversuche angestellt und bei 62 Lupus- und 12 Krebserkrankungen thatsächlich Heilung erzielt. In der genannten Schrift beschreibt er 12 bezw. 5 dieser Fälle und illustriert dieselben durch Reproduktion photographischer Aufnahmen jener Kranken vor und nach der Heilung. Diese Bilder sind allerdings frappant und werden manchen veranlassen, mit der Salbe ebenfalls sein Heil zu versuchen.

Dt.

— **Die Elektricität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung, für Jedermann verständlich kurz dargestellt** von Dr. B. Wiesengrund. 51 Abbildungen. 6—10. Tausend. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) 60 S. 1 Mk.

Wenn 5000 Exemplare von einem Buche verkauft sind, so muß wohl irgend etwas dahinter stecken. Thatsächlich ist auch das vorliegende kleine Buch über die Elektricität, jene in unseren Tagen so bedeutsame Kraft, es wert, in vielen Exemplaren verbreitet zu werden. Wer nicht viel Zeit hat, große Werke über dies Thema zu lesen, der nehme dieses kleine billige Heftchen zur Hand, er findet in demselben alles Wissenswerte darüber, kurz und doch klar zusammengestellt, und wird sich durch dasselbe soweit orientieren, daß er den Erörterungen des täglichen Lebens über elektrische Fragen gut wird folgen können. Ein Einblick in das Inhaltsverzeichnis belehrt uns über die Reichhaltigkeit, weshalb wir es wiedergeben: 1. Grundbegriffe (Elektrischer Strom, Widerstand, Spannung 2c.). 2. Elektrisches Maß und Maßeinheiten (Volt, Ampère, Ohm) — es ist mir kein Werk bekannt, in dem diese schwierigen Begriffe auch nur annähernd so klar gemacht wären, wie in

dem vorliegenden Werke. — 3. Wirkungen des elektrischen Stroms: Wärmewirkung und elektrisches Licht (Schaltung elektrischer Lampen), Arbeitsleistung des elektrischen Stroms, Physiologische Wirkungen, chemische Wirkungen, Elektromagnetismus und Induktionsströme. 4. Meßinstrumente. 5. Dynamomaschine (Stromerzeugung durch Maschinen) — dies Kapitel zeichnet sich durch vorzügliche Zeichnungen der neuesten Konstruktionen aus. — 6. Elektromotoren. 7. Elektrische Kraftübertragung. 8. Elektrische Beleuchtung. 9. Elektrische Bahnen und Boote. 10. Verwendung der Elektricität in der Medizin. 11. Telegraphie, Telephonie und Signalwesen. — Dt

7. Poesie.

— Aus Deutschlands Vergangenheit nach 1870 für Deutschlands Zukunft. Politische Epigramme. (München, Staegmeyer.) 1895. 100 S.

Der Verfasser dieser Epigramme ist ein reichsfeindlicher Partikularist. Wir stehen also auf entgegengesetztem Boden. Das würde uns nun nicht hindern, seine Leistungen vom ästhetischen Standpunkt zu beurteilen und zu loben, wenn sie lobenswert wären, bez. ihnen die relative Anerkennung auszusprechen, die man auch dem geschickten Gegner zollt. Aber leider fehlt gar zu oft auch das, was Epigrammen schlechterdings nicht fehlen darf: die feine, gefeilte Form und das attische Salz in der Spitze.

Wir greifen eins heraus:

Opposition.

Führte zu allen Zeiten der Streit zur Erkenntnis der Wahrheit,
Scheltet ihr doch „Opponent"! Jeden, der selber noch denkt.
Wenigstens Eines ist klar: wer ja sagt, kann damit schmeicheln,
Nicht aber schmeichelt der, der sich entscheidet für Nein.

Diese und manche andere Distichen sind bestenfalls Wahrheiten, bisweilen sogar etwas triviale, deren poetische Aussprache doch wohl kaum der Mühe wert ist. Dagegen geben wir zu, daß in anderen Fällen dem Dichter sein Vorhaben besser gelungen ist. Z. B.

Wirkliche Gleichheit.

Socialdemokraten bekämpfen die Gleichheit im Himmel,
Aber die irdische schwebt ihnen vor Augen als Ziel.
Giebt's eine irdische? Ja: wenn Jeder für sich und für Alle
Nur das Gute erstrebt. Diese ist himmlisch zugleich.

Bis auf das unskandierbare „Socialdemokraten" kann man sich das Epigramm gefallen lassen. Am boshaftesten tritt die politische Feindschaft des Dichters gegen das Reich in folgendem zu Tage:

Kissingen.

Dort in Kissingen war's, wo Deutsche die Deutschen bekämpften,
Wo in heißem Gefecht Hunderte fanden den Tod;
Dort in Kissingen sprach Bismarck zu dem Volk: „Wenn ein Landsmann
Auf einen anderen schießt, das ist wahrhaftig nicht schön!"

Alles in Allem: wenn der Dichter Beifall findet, so wird die Politik ihr Teil an der Beurteilung haben.

— Der ewige Jude. Episches Gedicht von Joseph Seeber. Dritte Aufl. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) 1895. 2 M.

Joseph Seeber ist 1856 in Tirol geboren, war zuerst katholischer Priester und ist jetzt Professor für deutsche Sprache und Litteratur. In katholischen Kreisen wird er überschwenglich gepriesen und Nachfolger Webers, des Dichters von „Dreizehnlinden", genannt. Er ist zweifellos ein Dichter von großer Begabung, mehr Lyriker wie Epiker; seinen Gestalten fehlt oft die scharfe Zeichnung, aber für diesen Mangel entschädigen phantasiereiche Bilder und Schönheit der Sprache. Aehnliche Eigenschaften zeigt auch sein Epos „Der ewige Jude", dessen Held Ahasver ist, und das im Anschluß an den Propheten Daniel und die Offenbarung St. Johannis ein Bild der letzten Zeit entrollt. Das Reich des Antichrists, den der Dichter Soter nennt, ist in Jerusalem aufgerichtet, die ganze Welt ihm unterworfen; zuletzt wird auch der Papst durch den Feldherrn des Antichrists Ahasver gefangen. Damit ist der letzte Widerstand gebrochen, das Zeichen zur Entfesselung jeder Willkür, Grausamkeit und tierischen Wollust gegeben. Aber ein kleiner Haufen Christen, denen Gott Elias und Henoch als Führer sendet, ermannt sich und befreit den Papst. Ahasver, angeekelt durch das wüste Treiben Soters, tritt diesem entgegen, aber er wird von ihm geblendet; er verläßt Jerusalem, irrt umher, gelangt schließlich, ohne es zu wollen, zu den Christen und bekehrt sich. Als Soter sich selbst zum Gott machen will, vernichtet ihn der Allmächtige mit seinen Heerscharen, das Christentum triumphiert, das Judenvolk bekehrt sich und Ahasver kann sterben. Man sieht: ein gigantischer Stoff, der von Seeber in ergreifender Weise behandelt ist. Für den evangelischen Christen wird der Genuß der vielen Schönheiten der Dichtung dadurch wesentlich beeinträchtigt, daß Seeber als Christentum nur die römisch-katholische Kirche, das Papsttum anerkennt, das Dasein der vielen Millionen evangelischer Christen aber ignoriert. v. H.

— Am Pilgerstabe. Gedichte von Wilhelm Klose. (Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann.) V u. 247 S. Eleg. geb. 3 M.

Der pilgernde Sänger bietet in vier Abteilungen: Die Sterne zu Häupten, die Blumen am Wege, das liebe Geleit, am beschatteten Quell,

eine Fülle poetischer Gedanken dar, die größtenteils sein Eigentum sind. Die aus fremden Sprachen übertragenen Gedichte, wie beispielsweise das frei nach dem norwegischen Gesangbuch übersetzte Gedicht „Des Christen Lebensgang“, beweisen, daß der Dichter auch das zu schätzen und trefflich wiederzugeben weiß, was andere gedichtet haben. Die aus dem Englischen der Felicia Hemans übertragene „Klage des Bruders“ kann freilich gegen die vollendet schöne Uebersetzung Freiligraths nicht aufkommen; Freiligrath hat wie das Original nur klingende Reime, während Klose, nicht zum Vorteil seiner Uebersetzung, dem zweiten und vierten Verse stumpfe Reime gegeben hat. — Zu den besten Gedichten gehören die Herbstgedanken (19), Venedig (87), In den Schären Westschwedens (160), Das Träbeser Loch (177), Ein Dünenbild (195), Sorget nicht (198) und die Vergeltung des Christen (213). — Alle Gedichte zeichnen sich durch leichte, ungezwungene Versifikation aus. Nur selten begegnet man sprachlichen Härten, wie S. 15 volltön'ger Gesang, wofür es hätte heißen können: volltönender Sang. — S. 186: Zerfall'n sind jetzt die Mauern, Zinnen stehn nicht mehr, wofür es besser hieße: Zerfallen sind die Mauern u. s. w. — „Ziehn“ kann unmöglich als kurze Silbe verwendet werden, wie S. 191 geschieht. — Da und dort könnte das Flickwort nun fehlen, z. B. S. 16, Z. 13; S. 191, Z. 1. — Der Fledermaus S. 190 würde ich ein anderes Epitheton gegeben haben als das matte „garstge“; man hätte sagen können: unstät und ängstlich flattert die scheue Fledermaus.

Der Verf. ist Pfarrer der lutherischen Kirche Braunschweigs. Seine Dichtungen sind zum Teil unmittelbar dem Berufe des Dichters zu verdanken, von allen Gedichten widerspricht aber keins dem geistlichen Amt. Das kann man leider nicht von den poetischen Leistungen aller dichtenden Pfarrer sagen. O. K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Zwischen drei Feuern. Roman von Hermann Heiberg. 2 Teile in einem Bande. 172 u. 170 S. (Berlin, Otto Janke.) 6 M.

Die drei Feuer sind drei flammende Frauenherzen. Ernst Dolzig, ein junger, energischer, edeldenkender Landwirt aus guter Familie, vermögend, hat bei dem verschuldeten Grafen Dennwitz im Schleswigischen die Stelle eines Verwalters erhalten. Seine Jugendfreundin und Braut Konradine von Hauch, die Tochter eines in ländlicher Ruhe lebenden Generals, hebt brieflich die Verlobung mit ihm auf. In der Folge wird ihm die Aussicht auf eine der beiden Töchter seines Gutsherrn eröffnet. Zuerst liebt er beide. Julia, die jüngere, erwidert seine Neigung rückhaltlos, Lore, die ältere, läßt ihn dagegen über ihre Gegenliebe bis zuletzt im Ungewissen: „Lore war die Sonne am Firmament, Julia war ein funkelnder, Konradine ein erloschener Stern.“ Zuletzt wird er der glückliche Bräutigam der Gräfin Lore. Zum Glück geht neben der vielgestaltigen Liebesgeschichte die Erzählung her, die den Leser einen Einblick thun läßt in das Berufsleben des tüchtigen jungen Mannes. Ernst Dolzig rettet das Dennwitzische Gut aus den Händen von Wucherern, und da er nach dem Tode seines einzigen Bruders der Besitzer des väterlichen Gutes wird, so kann die gräfliche Familie nach dem Tode des von Standesvorurteilen befangenen Familienhauptes in der Verbindung mit dem ehemaligen Verwalter bürgerlichen Standes nur ein großes Glück erkennen. —

Der Roman ist in schlichter Sprache gut erzählt; er ist der beste von allen Heibergischen Romanen, die ich bisher zu lesen die Aufgabe hatte.

Der Verf. bedient sich mit Vorliebe der Ausdrücke: den Mund oder die Lippen spreizen, was ohne Zweifel sehr häßlich klingt, und die Schultern, die Lippen, die Stirn ziehen, was ohne Zweifel nicht bezeichnend genug ist. Die Lippen lassen sich beispielsweise nach verschiedenen Richtungen ziehen. Fast immer setzt der Verf. jegliches, wo der gewöhnliche Sterbliche alles setzt. „Die Pferde rühren“ ist ein im Hochdeutschen nicht üblicher Ausdruck. Die Fremdwörter Imposanz und Sentimentalist sind neu und klingen abscheulich. Im zweiten Bande S. 91 läßt der Verf. bei einer Springflut den Sturm so um das Schloß des Grafen Dennwitz rasen, „daß Steine und Mörtel herabfliegen und ringsum das Gebäude bedecken“ Das Gebäude schwerlich, denn von dem fliegen ja Steine und Mörtel herab.

Der Verf. läßt auch einen Pfarrer auftreten, legt ihm aber seine — des Verf. — ganze Unwissenheit in religiösen Dingen in den Mund. Die Pharisäer sollen „wegen des Vergehens fürchterlicher Langeweile“ aus dem Tempel getrieben worden sein! Ich will zum Besten des Verf. annehmen, daß er mit diesen Worten keinen Witz hat machen wollen. Und in einer Leichenrede läßt der Pastor den allbarmherzigen Gott die Schwachheiten des Verstorbenen „um seiner übrigen sittlichen Eigenschaften halber“ vergeben. Um — halber sagt man nicht, sondern entweder halber oder um — willen. Von einem moralischen Kontobuch, das auf der einen Seite das Soll und auf der anderen das Haben zeigt, weiß nur der allerplatteste Rationalismus zu fabeln. O. K.

— Der Erlenhof. Roman von M. Schmidt-Cartlow. (Dessau, Paul Baumann.) 381 S.

Das Erstlingswerk einer jungen Schriftstellerin. Erstlingswerke pflegen Lehrlingsarbeiten, keine Meisterwerke zu sein. Die Verf. kann bei Fleiß und gutem Willen eine ganz tüchtige Erzählerin werden, wenn sie mit unerbittlicher Selbstkritik und Nüchternheit ihre entworfenen und ihre ausgeführten Arbeiten prüft. Wenn ich ausführlicher als sonst auf die Gebrechen des Romans „Erlenhof“ nach Inhalt und Form eingehe, so geschieht dies wesentlich im Interesse der Verfasserin.

Fünf Verlobungen sind des Guten zuviel. Josephine Helger, die Heldin des Romans, ist bei

seinem Beginne 17, am Ende 28 Jahre alt. Ihre Eltern sind tot. Das stille, idyllische Leben bei dem als Oberförster den Erlenhof bewohnenden frommen Großvater ist durch eine Reise in die Schweiz unterbrochen worden, zu der der in Berlin wohnende reiche Onkel von Erwig eingeladen hat. Am Gießbach (nicht „auf dem Gießbach") lernt sie den Forstassessor Werner Rudorff kennen. Die jungen Leute verlieben sich sofort ineinander mit der bestimmten, aber nicht ausgesprochenen Hoffnung, daß sie sich einst heiraten werden. Josephine kehrt in den Wald zu ihrem Großvater zurück. Wohin sich Rudorff begiebt, wer seine Eltern sind, was seine Heimat ist, darüber erfährt der Leser nicht das Mindeste. Irgend welche Erkundigungen durch Vermittlung Dritter oder durch einen, wenn auch noch so spärlichen Briefwechsel werden weder von ihr noch von ihm eingezogen. Nach drei Jahren stirbt der alte Oberförster. Josephine hat diese ganze Zeit hindurch vergeblich auf den Geliebten gewartet, sie hat selbst einen mehrtägigen Aufenthalt bei den Berliner Verwandten, die sie als Brautjungfer zur Hochzeit der Base Wera von Erwig eingeladen hatten, darum abgelehnt, weil unterdessen Werner Rudorff hätte kommen können! Kaum hat sie nach des Großvaters Tod Aufnahme bei jenen Verwandten gefunden, so trifft eines Tages Rudorff auf dem verlassenen Erlenhof ein. Von dort reist er nach Berlin. Als er aber das Erwigsche „Palais" betreten will, sieht er die Geliebte am Arme ihres Vetters, des Lieutenants Eberhard von Erwig, über die Straße gehen. Das genügt ihm zur Feststellung der Thatsache eines Verlöbnisses. Nun vergehen abermals fünf Jahre. In dieser Zeit hat sich Josephine als höchst talentvolle Malerin einen Namen gemacht und im Hause des verwitweten Grafen Branka in Ostrowo eine zweite Heimat gefunden. Und abermals nach drei Jahren sieht der Oberförster Werner Rudorff in einer Berliner Gemäldeausstellung ein Bild, „Der Erlenhof", gemalt von Josephine Helger, und nachdem er den Wohnort der Künstlerin erfahren hat, reist er nach Ostrowo und umarmt die seit elf Jahren geliebte Josephine ohne weiteres als seine Braut. An sonstigen Freiern hat es übrigens dem liebenswürdigen Mädchen nicht gefehlt. Vetter Eberhard und Graf Branka haben sich Körbe bei ihr geholt, die in so beglückender Weise die Wahrheit des Sprichworts erfahren hat: „Wer warten kann, kriegt auch einen Mann".

Ganz anders gestaltete sich das Leben der stolzen Base Wera. Sie liebt leidenschaftlich einen Grafen Kronau. Weil sie aber einmal ein Gespräch dieses Mannes und eines seiner Freunde belauscht hat, aus dem sich eine ziemlich starke Geringschätzung der Frauenliebe ergab, so hat sie sich mit ihrer Freundin Sibylle van der Mehren (nicht Sybille, wie es im Anfang irrig heißt), verpflichtet, den Grafen Kronau nicht zu heiraten. Wera hält ihr Wort, Sibylle bricht es, sie wird die glückliche Gattin eines trefflichen Mannes. Die Geschwister Eberhard und Wera werden für das von ihnen wider und mit Willen aufgegebene Glück kümmerlich entschädigt. Der Bruder heiratet das „originelle Geschöpfchen" Kätha van der Mehren, früher ein alberner Backfisch, jetzt eine junge Dame ohne Zartsinn und Takt. Wera ist die Gemahlin eines braven Offiziers geworden, der ihr täglich das preisgegebene Glück ins Gedächtnis ruft. Graf Branka endlich heiratet auf Zureden Josephinens seine häßliche Schwägerin Adaschka. —

Neben den zahlreichen Liebesgeschichten gehen Kindergeschichten her, die sich durch eine Fülle von altklugem und naseweisem Wesen auszeichnen.

Die Verf. mag viel Zeit auf ihren Roman verwendet haben, trotzdem sind zahlreiche Ungereimtheiten stehen geblieben. S. 14 hört eine „Mama" nicht auf das Gespräch zweier Basen, auf S. 15 macht sie aber eine Bemerkung, aus der sich genau das Gegenteil ergiebt. — S. 36 teilt Josephine mit, daß sich der Forstassessor Rudorff neulich gefällig gegen sie erwiesen habe, während die Gefälligkeit an demselben Tage sich zugetragen hat, an dem die Mitteilung erfolgt. — S. 47 soll der beste Maler den Kopf des Rudorff kaum mit mehr Sinnigkeit haben malen können, als es der ungeübten Mädchenhand Josephinens gelungen war. — S. 50 soll eine Kahnfahrt auf dem Brienzer See gemacht werden. Alle Teilnehmer sind am Ufer. „Nur Frau von Erwig selbst fehlte immer noch, um endlich aufbrechen zu können." Das kann unmöglich der Zweck des Nichterscheinens gewesen sein. Frau von Erwig fehlte immer noch, so daß man nicht aufbrechen konnte. Auf S. 51 ergiebt sich aber, daß sie oben am Hotel mit den Teilnehmern der Kahnfahrt sich unterhält. — S. 114: „alles dies vereinigte sich, um das schwache Flämmchen zu einem neuen Funken zu entfachen". Es dürfte doch wohl zuerst der schwache Funke und dann das Flämmchen vorhanden gewesen sein. — S 130 ist die Rede von Bäumen, deren gefallenes Laub den Boden bedeckt, so daß nur wenige Blätter an den Zweigen verblieben sind. Gleichwohl sollen die fast entblätterten Bäume farbenreiche, goldig schimmernde Kronen haben. — S. 166 fährt Wera mittags zu Sibylle, sie schickt den Wagen nach Hause, abends soll der Bruder sie abholen, gleichwohl soll sie nicht die Absicht gehabt haben, lange bei Sibylle zu bleiben. — S. 184 ist die Rede von dem grausamen Verfahren eines kleinen Mädchens mit seinem Papagei; begreiflicherweise war das Gesicht des Kindes beinahe häßlich verzerrt, trotzdem wird mit demselben Atemzuge dieses Gesicht der ungetrübte Spiegel dieser kleinen Menschenseele genannt. — S. 200 rinnt einem aus einer eben geschlagenen Wunde Blut über das Gesicht. Warum soll dieses Blut kühl fließen? — S. 229: „Das Rot auf ihren Wangen ergoß sich noch tiefer herab über Stirn und Schläfe, bis in den Nacken" u. s. w. Stirn und Schläfe befinden sich aber an höherer Stelle als die Wangen. — S. 63 ff. ist die Rede von der Fama, gemeint ist aber das Fatum. — Die oft erwähnte Sibylle van der Mehren soll eine pikante Erscheinung gewesen sein. Nun wird aber wiederholt ihr müdes, gelangweiltes, apathisches, blasiertes Aussehen erwähnt. Wie soll sich das reimen?

— „Abendsonnenglanz. So schön, so rein, so erquickend für ein müdes mit Schuld beladenes Menschenherz.“ Was hat der Sonnenglanz mit der Schuld zu thun? — „Abendnebel. Sie können sein warmes Herz nicht erkälten.“ Eine recht überflüssige Bemerkung. — „Kühle, feuchte Flocken legten eine dichte Decke über sein heißes Herz.“ Diese Schneeflocken blieben keinesfalls auf dem heißen Herzen liegen. — „Im Dunkel der Lampe“ ist eine unvollziehbare Vorstellung. — Bismarck hat oft mit berechtigtem Unwillen von „unartikulierten Tönen“ der oppositionellen Reichstagsabgeordneten gesprochen; von „unartikuliertem Kläffen“ der Hunde zu sprechen, geht dagegen nicht an. — Man kann auch nicht von „unwissenden Charakteren“ reden. — S. 255 müßte es statt „frisch gegrabene Hügel“ frisch aufgeworfene Hügel heißen. — „›Auf Wiedersehen, mein Theochen!‹ sagte sie leise, dann sah sie bleich und ermattet aus“ (S. 121); als ob das die Folge des Leisesprechens gewesen wäre!

Der Satzbau der Verf. leidet an mancherlei Gebrechen. Der mit den Worten: „Nur muß ich augenblicklich“ beginnende Satz S. 23 hat keinen Schluß. — „Sobald sie einige Schritte Entfernung zwischen sich und diese imponierende Gestalt gelegt“ ist ein Muster von Wortschwall für eine sehr einfache Sache. — „Er blickte zurück — in die Zeit seines Großmütterchens Liebe.“ Es müßte heißen „in die Zeit der Liebe seines Großmütterchens“. — Man sagt nicht verkreuzte Arme, sondern gekreuzte oder verschränkte Arme. — Man schmerzt nicht ein Herz. — Man schnallt auch nicht ein Gewehr um. — Statt Kindeskopf, Kronenleuchter, Formenfehler sagt man Kindskopf, Kronleuchter, Formfehler. — „Unpassenheit“ ist kein deutsches Wort. Man sagt „das Unpassende“. — Die Mißachtung der Hülfszeitwörter und die Vorliebe für das Particip Activ mag der Verf. ebensowenig zum besonderen Vorwurf gemacht werden, wie die zahllosen Diminutiva. Bei Sibylle van der Mehren z. B. Füßchen, Köpfchen, Stühlchen, Kinderhändchen, Gesichtchen. —

Im Reichstag hat einmal ein im Reden ganz ungeübter Demokrat einen Heiterkeitserfolg erzielt durch formlose, zerrissene, halbe Sätze. Einer von der Rechten rief dem Manne zu: „Ja, das ist nicht so leicht hier.“ An diesen aus der Erfahrung geholten Satz muß ich immer denken, wenn ich über die oft kaum zu zählenden Verstöße gegen die deutsche Grammatik, gegen den deutschen Satzbau in so manchem Roman unserer Tage stolpere. Gutes Deutsch schreiben und scharf logisch denken ist nicht so leicht, wie die meisten glauben. Es kostet viel Fleiß und Mühe.

Ich wünsche der Verf., daß ihr die vielen Ausstellungen an ihrem ersten Roman als eine Mahnung dienen möchten, mit ihrem nächsten Buch nach Inhalt und Form fortzuschreiten, sich insbesondere in der Verherrlichung der „Liebe“ etwas zu mäßigen und mit der Lust, zu fabulieren, den Ernst kühlster Kritik und nüchternster Beurteilung zu verbinden.

O. K.

— Perlycross. A Tale of the Western Hills by R. D. Blackmore. 2 vol. Tauchn. ed.

Daß der auch ins Deutsche übersetzte Roman von Blackmore „Lorna Doone“ eine so freundliche Anerkennung in der Monatsschrift gefunden hatte, veranlaßte mich, nach diesem neuesten Roman desselben Verf. zu greifen, und gern will ich ihn nun solchen Lesern empfehlen, die sich mit englischem Provinzial- und Dorfleben bekannt machen mögen. Wie man 1835 in einem Dorfe von Devonshire, also im südwestlichen England, lebte, das wird mit gutem Humor und in gemütlicher Breite erzählt. Die Sache läßt sich allerdings zunächst recht ernst und bedenklich an, denn es handelt sich um Grabschändung und Leichenraub, und der Leser ist mit den Personen des Romans sehr interessiert bei der Frage nach dem Thäter und seinen Motiven, er faßt bald diesen Verdacht, bald jenen, um endlich — die Lösung des Problems will ich nicht verraten — die Moral, die der Verf. aus seiner Erzählung zieht, voll zu billigen: if you wish to be sure of a thing, see it with your own good eyes! Sie hatten alle nicht ordentlich zugesehen, jeder hatte sich auf das verlassen, was ihm andere erzählten, und daher dies Gewebe von anscheinend sehr bösen Dingen, die sich schließlich in nichts auflösen, als nur einer einmal richtig zusieht. Köstliche, aber echt englische, so in Deutschland gar nicht vorkommende Gestalten treten auf, vor allem der alte Dorfpfarrer Philipp Penniloe, nicht mehr jener ältere Typus des fox-hunting Rektors, sondern ein stiller, milder, evangelisch gesinnter Mann, etwas unpraktisch und kindlichen Gemütes, aber im ernsten Augenblicke feststehend auf den Forderungen seines Amtes und daher auch allgemein geliebt und respektiert. Wenn ich nun dies Buch zur Lektüre empfehle, so kann ich doch auch nicht verschweigen, daß der Verf. einen für den deutschen Leser oft nicht ganz durchsichtigen Stil schreibt. Der breite Humor, die Einmischung von allerlei „Schnäcken“ und Redensarten, so etwas, was der Engländer „slang“ nennt, machen dem Schwierigkeiten, der mehr die Buchsprache als die Umgangssprache kennt. Ich habe manchen Satz wiederholt gelesen und seinen Sinn dann doch nur mehr geahnt als verstanden. Aber man kommt über diese Anstöße hinweg und freut sich dann doch des tüchtigen, frischen, gesunden Geistes, der in dem ganzen Buche herrscht.

J. P.

— A Gentleman of France. Being the Memoirs of Gaston de Bonne, Sieur de Marsac, by Stanley J. Weyman.

Ein tüchtiges Buch eines bisher uns unbekannt gebliebenen Schriftstellers kennen zu lernen, ist eine große Freude und eine doppelte Freude ist es, einen größeren Leserkreis auf solch Buch hinweisen zu dürfen. Wohl 14 Tage lang hat mich in meinen Mußestunden der „französische Edelmann“ in Spannung erhalten und bedauert habe ich es, als ich auf der letzten Seite angekommen war. Zu Anfang verglich ich den Roman mit

dem von Scott, aber bald wurde mir klar, daß vielmehr der ältere Dumas in seinen besten Werken, etwa den „drei Musketieren", zur Vergleichung sich heranziehen lasse. Ein historischer Roman mit treuem geschichtlichen Hintergrunde, aber kein professorenhaftes Prunken mit antiquarischer Gelehrsamkeit und dafür auch keine in alte Zeiten zurückdatierten modernen Charaktere und Tendenzen. Der Verf. erzählt nicht bloß von der geschilderten Zeit, dem 16. Jahrhundert, sondern er entrückt seinen Leser in dieselbe und läßt ihn mit den Leuten jener Tage denken und leben. Ein armer, schon über die ersten Mannesjahre hinausseiender, hugenottischer Edelmann erzählt uns seine Erlebnisse während der Zeit zwischen der Ermordung des Führers der Ligue, des Herzogs von Guise, und der Ermordung Heinrichs III., des letzten Valois, also von Weihnacht 1588 bis zum 1. August 1589. Die beiden Heinrichs, der Valois und der Navarra, all die großen Parteiführer jener Zeit, z. B. der ältere Turenne, Rambouillet, Rosny u. a., werden in lebensvoller Charakteristik uns vorgeführt, ja wir durchleben mit jene erregte Zeit, in welcher durch das Aufkommen der Bourbons dem hugenottischen Bekenntnis Anerkennung geschafft wurde. Doch aber ist politisches Intriguenspiel nicht der Gegenstand unseres Romans, sondern, aber allerdings erst ganz allmählich, merken wir, daß wir es mit einer zarten Liebesgeschichte zu thun haben. Der Sieur Marsac bekommt von Heinrich von Navarra den geheimen Auftrag, ein im Verwahrsam Turennes befindliches Fräulein zu entführen, weil dieses im Besitze gewisser politischer Geheimnisse ist, welche Navarra bei Heinrich III. gegen Turenne verwerten möchte. Alles steht Marsac im Wege, er ist arm und heruntergekommen, nicht mehr jung, das Fräulein de la Vire ist dabei gewesen, wie er einmal von den Hofleuten gehänselt worden ist, sie sieht es fast als eine Beschimpfung an, daß ein solcher Mensch nur die Erlaubnis hat, sein Leben für ihre Befreiung in die Schanze zu schlagen, und doch gewinnt er durch sein ebenso mannhaftes wie bescheidenes Auftreten allmählich erst ihre Achtung und dann ihre Liebe. Atemlos werden wir von Abenteuer zu Abenteuer geführt, wir kommen aus aufregender Spannung gar nicht heraus, seine schöne Entführte wird ihrem Befreier immer wieder entführt, aber eben durch Bescheidenheit und Mannhaftigkeit erreicht er immer wieder, was gerade jedesmal nötig ist, sei es in dem Gewirre der Hofhaltung Heinrichs III. zu Blois, sei es als Verfolger oder Verfolgter, sei es von einem händelsüchtigen Raufbold angegriffen oder von den Agenten Turennes gestellt, und endlich werden selbst seine Feinde mit ihm zufrieden, er wird von Heinrich IV. zu einem hohen Amte befördert und erhält die Hand von Mademoiselle. Endlich noch ein, und zwar nicht das geringste, Lob unseres Romans: es ist eine so reine und keusche Luft, die darin weht, daß man ihn, trotz seines spannenden Inhaltes, unbedenklich jedem jungen Mädchen in die Hand geben kann.

J. P.

— Klein Käthchen. Erzählung von Frances Hodgson Burnett. Uebersetzt von Walter Eichner.

Die Verfasserin wurde uns zuerst bekannt durch den kleinen Lord, eine sehr anmutige amerikanisch-englische Kindergeschichte. Weniger konnte ich mich mit ihrer kleinen Miß befreunden. Sie scheint kleine Leute zu lieben. Denn nun bringt sie uns wieder ein klein Käthchen. Das kleine Käthchen tritt freilich in der Erzählung weit, weit zurück, man könnte von ihm sagen: es war einmal, jetzt aber ist da eine stolze, glänzende Weltdame, die mit Männerherzen spielt wie die Flamme mit dem geflügelten Wesen, welches sich an ihr den Tod holt. Circe nennt man sie darum in ihrem Kreise. Endlich findet sie in einem Maler Karl Seymour den Mann, der ihr Liebe, wirkliche Liebe abgewinnt. Aber sie betrügt und verläßt ihn, weil er arm ist, weil sie nicht in die Armut und in die Enge und ins Gedränge einer einfachen Häuslichkeit hinein will, weil sie hofft, ein Millionär werde sie heiraten. Einige Jahre später. Er ist ein berühmter Maler geworden. Und sie ist arm geblieben und muß als Gouvernante ihr Brod suchen. So kommt sie in das Haus der Schwester Seymours und lernt da das Glück ehelicher, mütterlicher Liebe, lernt da den Segen treuer, mühevoller Pflichterfüllung kennen und findet sich endlich auch wieder zusammen mit dem, der sie geliebt hat, als sie noch ein Kind war, der sie immer geliebt hat, immer lieben wird. Die Erzählung schließt mit dem Bekenntnis: Ja, Gott ist sehr gütig gegen mich gewesen, ich denke, er hat mich wieder zum Kinde gemacht, noch einmal zu Käthchen, zu Klein Käthchen. Ein ansprechender Gedanke: aus der Weltdame zu einer Frau, die ihren Meister gefunden hat. Wer nur die erste Hälfte des Buches liest, wird es enttäuscht und traurig weglegen; man muß es durchlesen, die zweite Hälfte entschädigt und belohnt für den Mangel der ersten. Die Verfasserin läßt aber die Umwandlung doch zu äußerlich sich vollziehen. Aus einem Weltkinde wird gewiß nie ohne die Gottesgnade in Christo ein Gotteskind, ich denke, aus einer Weltdame wird ohne diese Gottesgnade in Christo auch nie eine richtige Ehefrau und Mutter werden. Und sie, diese Gnade, fehlt gerade in der Erzählung.

D.

— Graf Eßterhazy. Roman von H. von Schreibershofen. (Jena, Costenoble.) 310 S.

Die Verfasserin giebt uns hier einen frisch geschriebenen Roman in die Hand, der interessanter sein könnte, wenn er nicht ganz so interessant sein wollte; aber die Erlebnisse und Thaten des falschen Grafen Eßterhazy, der sich in einer kleinen mitteldeutschen Residenz eine gesellschaftliche Stellung zu machen und sogar bei Hof Zutritt zu verschaffen weiß, um schließlich als ganz gemeiner Spitzbube entlarvt zu werden, stellen an die Leichtgläubigkeit der Leser doch zu große Anforderungen, als daß eine ernstliche Spannung entstehen sollte. Im einzelnen ist übrigens die Schilderung des kleinresidenzlichen Lebens und

Treibens der Verfasserin recht gut gelungen, ja einige Persönlichkeiten sind mit feinem Humor gezeichnet. Leichte harmlose Ferienlektüre bietet der „Graf Eßterhazy"; tiefere Gedanken und Probleme höherer Art würde man vergebens darin suchen.

9. Verschiedenes.

— Die Vorteile der Unteroffizier-Laufbahn. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Berufswahl von L. M. Kiesling. (Berlin, 1895. Liebelsche Buchhandlung.) 30 Pf.

Eine übersichtliche und richtige Zusammenstellung der sich auf die Unteroffizier-Laufbahn beziehenden Bestimmungen u. s. w., die Versorgungsaussichten, die besondere Laufbahn als Zahlmeister, die Stellungen bei der Militär-Intendantur, Proviantamt und Fortifikation sind mit berücksichtigt. Verf. hält mit Recht bei der Ueberfüllung so vieler anderer Berufsstände die Laufbahn als Unteroffizier für vorteilhaft. Die kleine Schrift kann zur Orientierung gut benutzt werden.

v. H.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. (Bremen, Müller.) 1896. 355 S.

Die Christoterpe für 1896 ist da und bringt einen reichen Inhalt. Wir finden liebenswürdige Plaudereien von Funcke und Frommel, ernste Poesie von Rudolf Kögel, eine erbauliche Einleitung von Professor Schlatter über „Schrift, Glaube, Erfahrung", die große Frage der Zeit, eine interessante biographische Skizze über Spurgeon von Robert König, eine artige Novelle von R. Pfannschmidt-Beutner und anderes mehr. Daß in einem Sammelwerk von 355 Seiten auch einiges Minderwertige mit unterläuft, ist nur der Gang der Welt. Der Essay über Blumen dürfte, wenn er Beifall findet, mehr auf Leserinnen als auf Leser rechnen; desgleichen wird Hermann Oeser in seiner Jean Paul'schen Art und Weise nicht nach jedermanns Geschmack sein. Dagegen ist noch als sehr ansprechend zu nennen, was Wilhelm Baur, der Meister in biographischen Essays, über des Freiherrn Julius von Gemmingen und des Pfarrers Aloys Henhöfer Uebertritt von der römischen Kirche zum evangelischen Glauben erzählt. Wir wünschen der Christoterpe Glück auf die Reise.

— Vom Tage, vom heute gewesenen Tage. Lebensspiegelungen von Hermann Oeser. 2. neubearbeitete Auflage. (Basel, R. Reich.) 132 S. 2 Mk.

Aus der ersten Auflage sind 17 Stücke ausgeschieden und durch 21 neue Stücke ersetzt worden. Der Grundton dieser „Lebensspiegelungen" ist in dem Worte enthalten: „das ist aber der Wille Gottes eure Heiligung." Dieser Grundton klingt auch durch die Stücke durch, die humoristisch angehaucht sind, wie „Würde", „Sein Ordensfest", „Doleirio". Norddeutschen Lesern hätte übrigens erklärt werden müssen, daß Doleirio hochdeutsch „da liegt er ja" lautet. Und um noch eine kleine Ausstellung anzufügen: im sechsten Stück müßte nicht bloß, wie einmal S. 17, sondern immer „Käppele" geschrieben werden. — Ganz vortrefflich sind die Stücke „Der Alte" mit der meisterlichen Rede des Jungen, „Der barmherzige Samariter", „Zwei Fragen und zwei Antworten", „Die lieben alten Gesichter". — Hier und da springt der Gedanke zu kühn über dazwischen Liegendes. Da und dort finden sich auch Sätze, die in ihrer Kürze irre führen können, z. B. S. 97, daß jeder Mensch von Ewigkeit her existiert. — Andere Sätze sind trotz ihrer Kürze klar und verständlich, z. B. S. 73: „Frömmigkeit und Zerteiltheit heben einander auf; wo das eine ist, kann das andere nicht sein. Folglich ist kein moderner Mensch fromm. Und wer fromm ist, ist nicht von dieser Zeit."

„Des Herrn Archemoros Gedanken", „Am Wege und abseits" und „Vom Tage" sind drei „Moralprediger", die man nie müde wird. Zwischen dem Prediger und dem Hörer besteht das Band brüderlicher Liebe, die sich der Wahrheit freut. Drei Bücher für Jung und Alt, auch für Fromme und Moderne.

O. K.

— Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Zum ersten Male nach dem Oxforder Original-Manuskript herausgegeben von Dr. Erich Bischoff. (Leipzig, Verlag von W. Friedrich.)

Dr. Bischoff beabsichtigt in einem größeren Werk das jüdische Leben Jesu in seinen verschiedenen Fassungen herauszugeben. Das vorstehende Büchlein ist ein Vorläufer davon. Es enthält die Geschichte Jesu von Nazareth auf Grund von alten, für uns verloren gegangenen Talmudstellen. Das Bild des Herrn darin ist ein Zerrbild, wie nur jüdischer Haß es erfinden konnte. Jesus, ein Sohn des Josef und der Maria, geht hernach bei einem Rabbi in die Lehre und wird ein großer Gelehrter, aber zugleich ein frecher, hochmütiger Mensch; er bemächtigt sich des geheimnisvollen, wunderkräftigen Namen Jehovas, des Schem, und vollbringt damit wie durch einen Zauber Wunder vor allem Volk und vor der Königin Helena, die damals im Lande regiert; aber auch Jehuda Judas bemächtigt sich des Namens: beide fliegen in die Luft und kämpfen miteinander, keiner vermag den anderen zu bewältigen; da verunreinigt Jehuda Jesum und nun verliert dieser die Kraft des Namens. Er wird gefangen, gesteinigt, an eine Krautstange aufgehängt und begraben; der Leichnam wird von Judas gestohlen, worauf seine Jünger das Gerücht verbreiten, er ist auferstanden und gen Himmel gefahren, aber Judas verrät den Ort, wo der Leichnam liegt, und dieser wird nun durch die Straßen von Jerusalem geschleift und vor Pilatus geschändet. Paulus dann, ein heuchlerischer, ab-

trünniger Jude, scheidet die Jüngergemeine von den Juden, gründet die Kirche und giebt ihr die erste Ausgestaltung in Lehre und Leben. Diese Tholdoth Jeschu ha-Nozri sind in eben dem Jüdisch-deutsch geschrieben, welches die Juden heute noch führen, untermengt mit hebräischen Worten: z. B. seine Mutter hat geheißen Mirjam (Maria) un sie war eine scheine (schöne) Jungfrau un sehr fromm, un sie war anschpöst (angesponst, verlobt) geworn zu ein bachur (junger Mann), der hat geheißen Jochanan. Wie das moderne Judentum es liebt, das Christentum mit Schmutz zu bewerfen und zum Gespött zu machen, so hat es das mittelalterliche Judentum schon gehalten, es findet sich in diesem Buch eine unaussprechlich ekelhafte Mischung von Feindschaft und Gemeinheit. D.

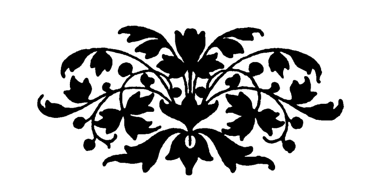
— Der Schnupfen. Seine Ursachen und seine Behandlung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Birnbaum. (Berlin NW., Karl Duncker.) 1892. 8°. 38 S. 60 Pf.

Verfasser hat recht, wenn er in den einleitenden Worten hervorhebt, wie verderblich es ist, daß die meisten den Schnupfen als Krankheit vernachlässigen; denn oft genug wird er die Quelle schlimmerer Leiden. Einmal heißt es: nur ein Schnupfen! Das andere Mal: der Schnupfen ist ein ganz guter Ableiter! — und beide Male achtet man des kleinen Leidens nicht und zieht sich dann ein größeres zu; vielfach ist der Schnupfen dem Menschen auch so zur Gewohnheit geworden, daß er ihm nicht abhilft; das geht dann fort, bis ein anderes Leiden ihn zwingt, zum Arzt zu gehen, der dann oft genug das Grundübel in der überempfindlichen und kranken Nasenschleimhaut findet.

Bei dieser leider nur zu verbreiteten Nachlässigkeit der Menschen ist ein kleines belehrendes Büchlein hoch willkommen. Das vorliegende bespricht zuerst „die Entstehung des Schnupfens" auf 11 Seiten, dann „die Symptome des Schnupfens" auf 7 Seiten und endlich „die Behandlung des Schnupfens" auf 14 Seiten. Es ist leicht faßlich geschrieben und verdient der Bibliothek der Hausapotheke einverleibt zu werden. Dt.

— Unsere wichtigsten eßbaren Pilze. Von Georg Poppendorff, Realschullehrer. Mit 12 nach der Natur aufgenommenen Zeichnungen. (Berlin, 1895. R. Oppenheim [Gustav Schmidt].) 30 S. 30 Pf.

Ein Büchlein in Taschenformat, welches 12 wichtige und leicht kenntliche eßbare Pilze behandelt, dabei aber auch immer kurz die von den nahe verwandten giftigen Pilzen unterscheidenden Merkmale berücksichtigt. Die beigefügten Rezepte für Zubereitung werden auch manchem willkommen sein. Die Abbildungen sind gut. Das Heftchen ist wohl geeignet, unerfahrenen Pilzsammlern, die sich ja stets auf die wichtigsten Arten beschränken sollten, als Führer zu dienen, und sein geringer Preis ermöglicht auch armen Leuten die Anschaffung; es kann daher dazu beitragen, die Pilze verdienter Weise zum Volksnahrungsmittel zu machen. Dt.



Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Die Formen und Grenzen der Gemeinwirtschaft.

Von

R. Baumeister,

Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe.

Vor den Worten Socialismus und Kommunismus, hat Fürst Bismarck einmal gesagt, brauche man sich nicht zu fürchten, sei doch jedes Gemeinwesen eine socialistische und kommunistische Einrichtung. Es komme nur darauf an, zu bestimmen, wie weit den Umständen nach die Gemeinschaftlichkeit durchzuführen und die individuelle Freiheit einzuschränken sei.

In diesen Worten ist schon das Thema der nachfolgenden Darstellung ausgesprochen. Statt der angeführten und zuweilen mißbrauchten Fremdwörter aber dürfte es sich empfehlen, die klaren deutschen Bezeichnungen Gemeinwirtschaft und Einzelwirtschaft anzuwenden. Wir verstehen demnach unter Socialismus die Voranstellung der Gemeinwirtschaft vor der Einzelwirtschaft in einem besonderen Fall; das Extrem davon für alle Vorgänge des Wirtschaftslebens, mit gemeinsamem Eigentum an Boden und Kapital, mit gemeinsamer Erzeugung aller menschlichen Bedürfnisse ist der Kommunismus. Umgekehrt ist Individualismus die Voranstellung der Arbeitsthätigkeit der Einzelnen vor derjenigen der Gesamtheit, und im Extrem, wo jedermann sich selbst überlassen wird, weil er angeblich selbst am besten für sich sorgen kann, wo freie Konkurrenz ohne kräftigen Eingriff des Staates gestattet ist und demnach der Stärkere, Geschicktere, Schlauere seine Selbstsucht ungehindert durchsetzen kann, entwickelt sich der Kapitalismus, dessen Endergebnis in zwei weit von einander abstehenden Klassen der Reichen und der Armen besteht. Um den zwei Extremen vorzubeugen, handelt es sich nicht um ein Entweder — Oder, sondern um ein Mehr oder Weniger von Gemeinwirtschaft und Einzelwirtschaft. Diesen Standpunkt nimmt in der Wissenschaft der sog. Kathedersocialismus, im Parteileben die christlich-sociale Bewegung ein, beide jedoch mit nicht scharf begrenzten Umrissen und aus mannigfaltigen Gesichtspunkten. Insbesondere möchte ich zum Verständnis dieses Aufsatzes mit Bezug auf die „Evangelisch-Socialen" bemerken, daß ich weder mit den religiösen Ansichten aller Mitglieder, welche zum Teil den Kern des Evangeliums leugnen, übereinstimme, noch mit allen dort vertretenen wirtschaftlichen Ansichten, welche sich zum Teil der Socialdemokratie bedenklich nähern.

Gemeinwirtschaft ist von alters her betrieben worden und hat sich mit fortschreitender Kultur erweitert. Sie zeigt sich gegenwärtig in dreierlei Hauptformen:

1. Die Gemeinschaft erstreckt sich nur auf den Besitz von Hilfsmitteln zur Arbeit, z. B. Boden, Maschinen, Betriebskraft, welche den Einzelnen gleicherweise zu

gute kommen, oder auf gemeinsamen Ankauf von Material, oder auf gemeinsame Einrichtungen zum Verkauf von Erzeugnissen, während aber die Arbeit selbst und ihr Ertrag Privatsache bleiben. Hierher gehören die Allmendgüter, welche unter die Bürger eines Ortes verteilt sind, ferner Darlehnskassen mit gemeinsamer Haftbarkeit, Genossenschaften zum Einkauf von Sämereien und Zuchtvieh für die Landwirtschaft, von Rohstoffen für das Handwerk, von Lebensmitteln (Konsumvereine), Genossenschaften zum Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten, von Handwerkserzeugnissen, z. B. Möbeln (Schreinergenossenschaft).

2. Die Gemeinschaft bezieht sich zugleich auf die Arbeit, auf deren Anordnung, Gewinn und Verlust. Wegen des Risikos muß dann zwischen allen Mitgliedern der Gemeinschaft gegenseitiges Vertrauen stattfinden, daher ihre Zahl nicht sehr groß sein kann. Ein Beispiel giebt der uralte und jetzt noch manchmal gebräuchliche Betrieb von Jagd und Fischerei, deren Beute unter allen Genossen gleich verteilt wird, trotz deren verschiedener Thätigkeit. Ferner die Gesellschaften von Erdarbeitern (sog. Schächte), welche bei einem Eisenbahnbau und dergleichen einen bestimmten Abschnitt in Akkord übernehmen, gemeinsam unter frei gewählten Vormännern ausführen und die Bezahlung dafür unter sich teilen. Auf industriellem Gebiet haben sich die Produktiv-Genossenschaften bemerklich gemacht, welche freilich oft auch verfehlte Versuche gewesen sind; denn nur bei einfacher, ziemlich gleichartiger Arbeitsart, bei geringem Kapitalbedarf und bei stetigem, gesichertem Absatz ist auf dauernden Zusammenhang der Teilnehmer zu hoffen, während es umgekehrt bei verwickelter Arbeitsteilung und bei großem Risiko leicht zu Streit und zur Trennung kommen mag.

3. Eine größere Gemeinschaft, nämlich Ortsgemeinde oder Staat, betreibt ein Geschäft mit allen Anschaffungen, Betriebseinrichtungen, Verkauf der Leistnngen; die erforderlichen Beamten und Arbeiter stehen in festem Lohn und nehmen nur etwa als Bürger, gleich allen anderen Bürgern, an dem Geschäftsgewinn mit teil. Derartige Betriebe sind in Händen einer Gemeinde: Wasserversorgung, Gasbeleuchtung, Elektricitätswerke, Schlachthöfe und Markthallen, in einigen englischen und schweizerischen Städten auch Straßenbahnen, in vielen Dörfern Gemeindewaldungen mit direkter Verteilung ihres Ertrages. Von seiten des Staates werden auf solche Art geleitet: Forsten, Bergwerke, Eisenbahnen, Post und Telegraph, in manchen Ländern auch die Industrie mit Tabak, Zündhölzchen u. a. Daß mehrere der im Vorstehenden angeführten Betriebe nicht die Erzeugung, sondern die Verteilung von Gütern zum Zweck haben, macht keinen wesentlichen Unterschied hinsichtlich ihrer gemeinwirtschaftlichen Formen und Eigenschaften.

Wenn nun die Frage gestellt wird, wie weit Gemeinwirtschaft zweckmäßig sei, so ist zweifellos einfach zu antworten: so lange durch sie die Wohlfahrt der Menschen besser erreicht wird, als durch Einzelwirtschaft. Allein der Begriff Wohlfahrt ist ein verwickelter. Es muß darunter verstanden werden nicht bloß das Wohl des Einzelnen, sondern auch das der Gesamtheit, mit welcher der Einzelne in seinem Wohl und Wehe zusammenhängt. Es handelt sich ferner nicht bloß um die Bedürfnisse der Notdurft, sondern auch um solche höherer Kultur, und zwar in dem Sinne, daß jene allen Menschen zukommen müssen, diese aber nach Stand und Beruf ungleich zu verteilen sind. Denn das einfache natürliche, wie das bewußte christliche Gefühl fordern übereinstimmend das „Recht auf Arbeit" für arbeitswillige und arbeitsfähige Menschen, sowie die Pflicht eines gesitteten Gemeinwesens, dafür zu sorgen, daß niemand vor Hunger und Elend umkomme. Andererseits würde es keineswegs dem wahren Glück der Einzelnen wie dem der Gesellschaft entsprechen, wenn alle Welt gleich genährt und gekleidet wäre oder gar zu dem gleichen Genuß an geistigen Gütern gelangen müßte. Unter Wohlfahrt ist endlich nicht bloß das leibliche, sondern auch das geistige, insbesondere das religiös-sittliche Gedeihen zu verstehen, und beide werden mit- und durcheinander gefördert, wenn Ordnung, Gerechtigkeit und Zufriedenheit bestehen.

Zwischen den angeführten Bedingungeu der Wohlfahrt können allerdings Zweifel über ihre Bedeutung und ihr gegenseitiges Verhältnis vorkommen. Solche sind zu entscheiden durch Vernunft und Erfahrung, zusammengefaßt in der Wissenschaft (Volkswirtschaftslehre), tiefer durch die Religion, deren Ziel ja das wahre Wohl für Zeit und Ewigkeit ist. In unserer Frage spricht die christliche Sittenlehre direkt weder für noch gegen Gemeinwirtschaft. Dagegen vielleicht, insofern der Einzelne für sein Verhalten verantwortlich erklärt, die sittliche Ausbildung der Persönlichkeit wichtig gehalten wird, also der Individualismus wenigstens in moralischer Beziehung hervortritt. Aber auch dafür, indem die brüderliche Gemeinschaft hoch gepriesen wird und bekanntlich in der ersten Christengemeinde völliger Kommunismus stattfand, jedoch nicht zwangsweise, sondern freiwillig. Das Christentum will jedoch überhaupt nicht alle irdischen Verhältnisse in Politik, Erwerbsleben u. s. w. unabänderlich ordnen, sondern nur in den Beteiligten christliches Leben wecken und die allgemeinen sittlichen Grundsätze befestigen, welche bei der Entwicklung und Beurteilung des äußeren Daseins dienen sollen. Darin läßt es uns auch auf dem vorliegenden Gebiet nicht im Stich, giebt vielmehr sogar eine große Zahl von unmittelbar wirtschaftlichen Regeln, z. B. du sollst nicht stehlen, liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ein Arbeiter ist seines Lohnes wert, wer viel hat, von dem wird viel gefordert, es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen.

Um die Grenzen für die Berechtigung der Gemeinwirtschaft zu untersuchen, müssen wir von den einzelnen Bedingungen ausgehen, welche für die Erzeugung und für die Verteilung von Gütern zu erfüllen sind. Auf allen Wirtschaftsgebieten — Landwirtschaft, Handwerk, Industrie, Verkehr, Handel — kommen in Frage:

1. Körperliche Arbeit, sei es direkt mit der Hand, oder mit Werkzeugen, oder an Maschinen.

2. Geistige Arbeit beim Erfinden, Anordnen und Leiten.

3. Besitz eines Inventars von Boden, Gebäuden, Tieren, Werkzeugen, Maschinen, welches Zinsen, Steuern und die Kosten der Instandhaltung veranlaßt.

4. Betriebskapital, um Auslagen zu bestreiten bei Arbeitsteilung, im Großbetrieb, für Maschinenkraft und um das Risiko beim Einkauf und Verkauf auszugleichen.

Daß nun der Ertrag aus einem Geschäft entsprechend den Leistungen aller dazu Beitragenden verteilt werde, mag wohl als billig anerkannt werden, aber es ist ungemein schwer, den Maßstab der Verteilung entsprechend jenen vier Leistungen zu finden, und darum dreht sich im Grunde aller Streit im Wirtschaftsleben. Der Kleinbauer und Kleinhandwerker kommt allen vier Aufgaben persönlich nach, eventuell unter dem Beistand von Familiengliedern. Bei etwas größerem Betrieb wird die erste, die körperliche Arbeit, mehr oder weniger an Gehilfen übertragen. Schließlich tritt völlige Scheidung ein zwischen Arbeitern und Unternehmer, welcher letztere nun 2. bis 4. leistet. Ihm gebührt dafür ein Teil des Ertrages und zwar gewöhnlich ein ganz beträchtlicher, sonst würde er ja lieber das Geschäft unterlassen. Das wird aber in der socialdemokratischen Theorie geringgeschätzt oder vernachlässigt, denn der Vorzug der Intelligenz sei als Naturgabe nicht besonders hoch zu belohnen, Inventar und Kapital seien ursprünglich auch durch „Arbeiter" erzeugt. Zudem drücke der Unternehmer in der Regel den berechtigten Lohn für die körperliche, die „eigentliche" Arbeit herab mittelst Ersatz derselben durch Maschinen, durch Steigerung der Produktion, also Vermehrung der Arbeitslosen. Diese Ausbeutung sei allein schuld an den gegenwärtigen Notständen.

Wir müssen anerkennen und beklagen, daß die Verteilung des Arbeitsertrages im allgemeinen nicht in Ordnung ist, wenn Kapital besitzende Unternehmer jährlich Hunderttausende einnehmen und Arbeiter nur mit knapper Not ihr Leben fristen. Dies hervorzuheben, war die socialdemokratische Bewegung nötig und heilsam, wenn man ihre

Forderung zum Besten der Arbeiter und nicht im Sinne des Umsturzes auffaßt. Es ist nunmehr schon vieles gebessert, aber freilich noch vieles zu thun. Befriedigend scheint die Lage der Arbeiter am ersten da, wo eine gewisse Geschicklichkeit gefordert wird und deshalb auch bezahlt werden muß, z. B. im Maschinenbau und Kunsthandwerk, sowie auf dem Lande da, wo patriarchalische Zustände herrschen. Besonders schlimm aber sieht es noch aus, wo die Arbeiter nur als „Hände" gezählt werden oder ihre Gesundheit mit zusetzen müssen, z. B. in chemischen Fabriken, in den Konfektionsgewerben, auf manchen großen Landgütern, auch noch hier und da im Eisenbahnbetrieb wegen übermäßig langer Dienstzeit. Man muß jedoch zweierlei Hindernisse beachten, welche sich dem Ziel der Zufriedenheit entgegenstellen. Einerseits kann die Verbesserung wohl niemals soweit gehen, wie die Begehrlichkeit verführter, des Sparens entwöhnter Arbeitermassen. Andererseits vermag unter den heutigen Konkurrenz-Verhältnissen ein einzelner Unternehmer in der Regel nicht viel zu helfen, denn eine erhebliche Steigerung des Lohnes verteuert die erzeugte Ware und hemmt deren Absatz, so daß vielleicht schließlich die Arbeitsgelegenheit ganz verloren geht.

Nach der socialdemokratischen Theorie soll die „ungerechte" Verteilung des Arbeitsertrages zwischen Arbeitern und Unternehmern einfach dadurch geändert werden, daß der letztere verschwindet. Seine bisherigen Leistungen sollen durch die Gesamtheit, durch den Staat vollzogen werden, und zwar die geistige Arbeit durch Besoldung von Beamten, das Inventar durch Beseitigung des Privateigentums, das Betriebskapital durch gemeinsame Geldwirtschaft. Als charakteristische Merkmale dieses Systems treten hervor: Gütererzeugung mit gemeinsamen Mitteln, Großbetrieb mit hohem Ertrag, Austeilung der Arbeit möglichst im Verhältnis zu den mannigfaltigen Bedürfnissen und Fähigkeiten, Verteilung der Erzeugnisse, soweit sie nicht im Gemeinbesitz bleiben, nach der Arbeitszeit (namentlich Lebensmittel), Ausgleichung alles Risikos mittels der Gesamtwirtschaft, allgemeine Glückseligkeit! Die Einzelheiten dieses Ideals hat freilich noch niemand genau dargelegt, nicht einmal in den „wissenschaftlichen" Werken eines Marx u. s. w. Der socialdemokratische Zukunftsstaat ist bislang ein unklares Nebelbild und dient hauptsächlich als Agitationsmittel. Jedenfalls läßt er sich nur erreichen durch Maßregeln der Gewalt, unter Abbruch der geschichtlichen Entwicklung, mit Raub oder „Zwangsenteignung" des Privateigentums, durch Abthun der bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnungen, d. h. durch den Umsturz. Aber selbst angenommen, daß alle Welt sich freiwillig zu jenem Ideal bekehrte, daß die Schwierigkeiten des Ueberganges und der Neuorganisation überwunden würden, so giebt es eine Reihe von Gründen, welche das erträumte allgemeine Glück unerreichbar machen. Sie mögen im Folgenden geschildert werden, weil sie nicht bloß gegen den extremen Kommunismus sprechen, sondern auch bei einzelnen Formen und Vorschlägen der Gemeinwirtschaft wohl zu beachten sind und somit eben die Grenzen für die Zweckmäßigkeit der letzteren erkennen lassen.

Der Grundirrtum liegt darin, daß Millionen von Menschen keine christlichen Brüder sein werden. Die Selbstsucht wird auch bei den besten Formen des Wirtschaftslebens bleiben und nur andere Uebelstände schaffen. Der riesenhafte Großbetrieb von hunderten verschiedener Arbeitsgattungen erfordert, sofern er überhaupt von einem Mittelpunkt aus erreichbar ist, eine höchst planmäßige Leitung und starken Zwang, um leistungsfähig zu bleiben. Unausbleiblich würde die freie Wahl vernichtet, welche gegenwärtig selbst auf den niedrigsten Stufen des Daseins noch einigermaßen hinsichtlich der Art der Arbeit und der Einrichtung des Lebens besteht. Ist es nun glücklicher, die Freiheit dem durch einzelne Leiter dargestellten Gesellschaftswillen zu opfern, statt dem Willen von Unternehmern? Darüber dürfte die minimale Mitwirkung zu jenem Gesellschaftswillen vermöge des allgemeinen Stimmrechts kaum trösten. Allerdings gewährt der Großbetrieb die Vorzüge von technischen Fortschritten und Maschinen, allein bis zu einem gewissen Grade läßt sich solches auch im Kleinbetrieb, also in Einzelwirtschaft erreichen

mittelst Verbreitung von Kenntnissen, Ausleihen von Maschinen, Verteilung kleiner Betriebskräfte durch Wasser, Gas, Elektricität. Die schädliche Anhäufung des Arbeitsgewinnes an einzelnen Stellen, welche dem jetzigen Großbetrieb durch Unternehmer eigen ist, bedarf nicht sowohl der Gemeinwirtschaft als Heilmittel, sondern der Decentralisation, damit der Kleinbetrieb Produktion und Gewinn verteile, mehr Kräfte beschäftige und dadurch den Lohn hebe.

Ein eigentümlicher Vorzug der Einzelwirtschaft besteht in dem Wetteifer an Fleiß, Nachdenken und Geschicklichkeit, ferner in dem Trieb zur Selbständigkeit, zur Sparsamkeit und anderen damit zusammenhängenden Tugenden. Das alles ist im Kommunismus zwecklos, da man bei Wegfall des Privateigentums nicht mehr in der Lage ist, sein eigenes Lebensglück zu fördern. „Konkurrenz ist unsittlich", es mag nur noch Konkurrenz in der Faulheit stattfinden. Deshalb wird wahrscheinlich trotz der technischen Vorteile des Großbetriebes nicht einmal das materielle Ergebnis der Gesamtheit höher ausfallen, als die Summe aller heutigen Einzelwirtschaften, geschweige der sittliche Zustand. Es wird wohl darauf hinauskommen, wozu jetzt schon die Agitatoren ermahnen: Allgemeine Unzufriedenheit ist gut, Zufriedenheit ein Laster. Nicht viel glücklicher dürfte sich die Welt stellen bei dem Vorschlage, die gesamte industrielle Produktion auf ein Pachtsystem zu gründen, derart, daß der Staat die Arbeitsteilung vorschriebe und die Arbeitsmittel besorgte, die Einzelnen aber auf eigene Rechnung arbeiteten. Denn wenn hierbei auch ein gewisser Wetteifer einträte, so würde doch noch Zwangs genug verbleiben und die Verwaltung beinahe ebenso schwierig ausfallen wie bei einem vollständigen Staatsbetrieb.

Im Gesellschaftskörper herrscht von Natur ebensowenig Gleichheit aller Glieder, wie in irgend einem anderen Organismus. Vielmehr lehrt die Geschichte, daß mit fortschreitender Entwicklung die Fähigkeiten und Neigungen mannigfaltiger werden. Sociale und ökonomische Ungleichheit ist Bedingung und Kennzeichen wahrer Kultur, nicht bis zu den ausschließlichen Extremen von Schwelgerei und Elend, aber innerhalb breiter Mittelstände. In diesen erblüht zumeist die geistige Arbeit, welche eine gewisse Freiheit von materieller Sorge voraussetzt. Wie sollen im socialdemokratischen Staat Künste und Wissenschaften ihren Antrieb und ihren Lohn (nach Arbeitszeit) finden?

Auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft würde ein etwaiger materieller Vorteil der Gemeinwirtschaft überwogen durch den Wegfall anderweitiger wichtiger Vorzüge der Einzelwirtschaft. Letztere entstehen hier hauptsächlich aus der socialen Bedeutung der Seßhaftigkeit auf der eigenen Scholle. Ein König von Preußen hat den Bauernstand geschützt, um sich „Kerls, Pferde und Steuern" zu sichern. Der Segen der Landbevölkerung geht aber noch weiter, denn sie enthält den Vorrat von leiblicher und sittlicher Kraft, um den raschen Verbrauch der großen Städte zu decken und die ganze Nation gesund zu erhalten. Auch der Großgrundbesitz sollte im nationalen Interesse gestützt werden, falls er seinen socialen Aufgaben entspricht durch persönliche Bewirtschaftung, Pflege landwirtschaftlicher Fortschritte, Sorge für das allgemeine Wohl der Landbevölkerung — Aufgaben, welche freilich ein jüdischer „Rittergutsbesitzer" nicht zu erfüllen pflegt. Den Segen des Eigenbesitzes vermag ein Pachtsystem niemals zu erreichen, deshalb halte ich den Vorschlag der sog. Bodenreformer, alles Land in das Obereigentum von Staat oder Gemeinde zu bringen, für ganz verkehrt.

Aus allen vorstehenden Gründen ist der Kommunismus nicht bloß als revolutionärer Versuch, sondern auch als wirtschaftliches System durchaus zu verwerfen. Um so wichtiger wird die Aufgabe, den vorhandenen Notständen auf andere und zweckmäßigere Weise abzuhelfen, insbesondere die Verteilung des Ertrages der Einzelwirtschaft zwischen Unternehmern und Arbeitern, wo noch Mißverhältnisse bestehen, zu regulieren. Glücklicherweise erscheint solches möglich, und zwar zunächst durch eine Reihe von Maßregeln,

welche zwar nicht direkt den Lohn betreffen, aber die Lage mittelbar verbessern. Wir führen in dieser Beziehung an:

1. Die Arbeiter-Gesetze zur Kranken- und Unfall-Versicherung, zur Invaliden- und Alters-Versorgung, zum Schutz der Gesundheit, insbesondere betreffend Sonntagsruhe, Beschäftigung von Frauen und Kindern.

2. Organisationen zur Vertretung und Versöhnung der Interessen beider Teile (Unternehmer und Arbeiter) zur Arbeitsvermittlung, bei Lohnstreitigkeiten, Geschäftshemmungen, gegen Arbeitslosigkeit.

3. Auf landwirtschaftlichem Gebiet Rechtsbestimmungen, um das Interesse der Gesamtheit bei Besitzwechseln zu wahren in Fällen von Erbschaft, Verkauf, Zwangsverkauf, Teilung.

4. Für das Handwerk Innungen mit Befähigungsnachweis, soweit er sachgemäß zum Vorteil der Produzenten und der Konsumenten erscheint, ferner Verbreitung gewerblicher Fortschritte, gemeinsame Einrichtungen zum Einkauf von Material und Verkauf von Erzeugnissen, geordnete Erziehung des Nachwuchses.

Alle diese Reformen bezw. Vorschläge sind entsprungen aus dem Grundsatz der Solidarität und aus dem Bestreben praktischen Christentums, also christlich-social im besten Sinne; sie werden im politischen Leben hauptsächlich gefördert durch diejenigen Parteien, welche auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen, Deutschkonservative und Centrum. Außerdem gilt es, die eingangs aufgezählten Formen der Gemeinwirtschaft zu erhalten und auszubilden, hier und da auch zu beschränken. Und endlich seien noch drei weitere Methoden kurz geschildert, welche verdienen, in Zukunft zur Erwägung zu kommen.

1. Prämiensystem. Bekanntlich beziehen die Beamten einer Fabrik außer festem Gehalt häufig einen gewissen Anteil vom Geschäftsgewinn; Lokomotivführer erhalten „Kohlenprämien" von den durch ihre Geschicklichkeit ersparten Brennstoffen; auch bei der Eisenbahn-Unterhaltung giebt es mancherorts Prämien für eine Gruppe der damit betrauten Angestellten, wenn dieselben verstanden haben, von dem ausgesetzten Voranschlag etwas zu erübrigen. In der einen oder anderen Fabrik hat der Besitzer das Verfahren schon auf die Arbeiter ausgedehnt, und dieses eben dürfte nachahmenswert sein, weil es die Arbeiter anspornt und erfreut, weil es die persönlichen Beziehungen zum Arbeitgeber befestigt und das Interesse am Geschäftsgang hebt. Zwar hat man gemeint, daß die Arbeiter durch den Bezug von Prämien allmählich selbständige „Kapitalisten" werden und sich dann vom Betrieb lösen möchten; allein diese Besorgnis scheint mir übertrieben und wird keineswegs bestätigt durch das vorherrschende Verhalten der oben angeführten Beamten, welche sich gerade durch Prämien an ein blühendes Geschäft fesseln lassen. Ueberdies wird es nicht so leicht zum Erwerb von Reichtümern kommen, weil die Arbeiter an Verlusten im Geschäft nicht ebenso wie am Gewinn teilnehmen wollen und können, daher das Prämiensystem mit Vorsicht einzurichten ist.

2. Staatsmonopole an Stelle von Privatgeschäften können vorteilhafter für das ganze Volk sein, wenn die betreffenden Leistungen ein allgemeines Bedürfnis bilden und nur im Großbetrieb dargeboten werden können, z. B. Gewinnung von Kohle, Erdöl, Silber und Gold (mit Rücksicht auf Münzen), in gewissem Sinne auch die jetzt angeregte Regulierung der Einfuhr ausländischen Getreides. Der Staat kann sich bei geordneter Verwaltung mit geringem Gewinn begnügen, daher zum allgemeinen Besten den Preis herabsetzen, welcher bisher oft durch die Großunternehmer und ihre Ringe hinaufgeschraubt wird. Zudem sind Produktion und Konsumtion besser vor Schwankungen und Störungen zu schützen. Daß nun bei Staatsmonopolen zahlreiche neue Beamte und Arbeiter mit sicherem Einkommen anzustellen seien, scheint mir für dieselben nur erfreulich, und der zuweilen gegen Staatsmonopole gerichtete Vorwurf, daß dieses Einkommen von anderen Klassen des Volks bezahlt werden müsse, ist

unrichtig, denn dasselbe fließt einfach aus dem Ertrag des Geschäftes. Wichtiger ist wohl der Einwand, daß der Staat teurer arbeite als Private, teils wegen der umständlicheren bureaukratischen Verwaltung, teils weil seine Angestellten leicht in eine gewisse sowohl sittlich als geschäftlich unerfreuliche Trägheit verfallen. Deshalb wird ein Staatsmonopol allerdings nur da geeignet sein, wo dieser Uebelstand durch den oben nachgewiesenen allgemeinen Vorteil überwogen wird, und bei guter Leitung dürfte das doch meistens eintreten. An Stelle von zahlreichen Kleinbetrieben sollte jedoch ein Staatsmonopol nicht treten.

3. Städtische Bodenreform. Bei unbebauten Grundstücken im Bereich einer Stadterweiterung ist Einzelbesitz in der Regel dem allgemeinen Wohl nachteilig und auch nicht der Schonung würdig. Denn solche „Bauplätze" haben nicht die sociale Bedeutung von landwirtschaftlichem Gelände, sie gehen leicht von einer Hand in die andere, sind Gegenstände der Spekulation. Die meistens rasche und erhebliche Steigerung ihres Wertes vom Acker zum Bauplatz erfolgt ohne Zuthun des Besitzers, vielmehr durch Aufwendungen der Gemeinde (Straßen, hygienische Einrichtungen u. s. w.), zu welchen die Nichtgrundbesitzer mit Steuern zahlen und hernach durch hohe Mieten bestraft werden. Hohe Bodenpreise sind die Hauptursache der Wohnungsnot mit all ihrem physischen und moralischen Elend. Soweit ihnen nicht durch eine strenge Bauordnung gewehrt werden kann, sollte die Gemeinde durch umfassende Besitzergreifung abzuhelfen suchen, vorläufig wenigstens auf dem Wege gelegentlichen freihändigen Ankaufs, später erforderlichen Falles zugleich mit Hülfe einer zu hoffenden Ausdehnung des Rechtes zur Zwangsenteignung. Aber dann gilt es auch beim Einteilen und Verkaufen von Bauplätzen, nicht möglichst hohe Preise zu erstreben, wie die Gemeinden leider gewöhnlich thun, sondern für mäßige Preise abzugeben, um den Markt zu beherrschen und der Wohnungsnot der mittleren und armen Klassen abzuhelfen. Nach Umständen mag eine Gemeinde selbst zum Häuserbau schreiten oder finanzielle Beihilfe dazu gewähren: bei solchem Geschäft braucht sie kein Opfer zu bringen und kann doch sowohl direkt billige Wohnungen anbieten, als auf den allgemeinen Stand der Mieten wohlthätig einwirken.

Selbstverständlich sollen die angeführten Formen der Gemeinwirtschaft: Prämiensystem, Staatsmonopole, städtische Bodenreform nicht zur unbedingten, alsbaldigen und allgemeinen Einführung empfohlen werden, sondern nur zur Beachtung und zur Anwendung nach Bedarf. Im ganzen aber muß sich meines Erachtens die Grenze zwischen Einzelwirtschaft und Gemeinwirtschaft künftig noch mehr im Sinne der letzteren verschieben, um zum wahren Wohl der menschlichen Gesellschaft die richtige Mitte zu finden und damit die Extreme des Kapitalismus und Kommunismus zu verscheuchen.





Cuba.

Von

Spanuth - Pöhlde.

(Schluß.)

Die Metropole Habana mit 200448 Einwohnern zählt nicht weniger als 26 Kirchen und Klöster. In der Kathedrale unweit der Plaza de las armas ruhen die Gebeine des großen Columbus. Zu Valadolid in Europa hatte der berühmte Entdecker sein von Mißgunst gekränktes Leben geendet, doch wie die Asche Napoleons sollten auch seine irdischen Ueberreste noch spät den Ocean durchwandern. Der Sarg des Columbus wurde von Valadolid nach Sevilla und von hier nach San Domingo gebracht, damit die Gebeine in der Erde ruhen möchten, mit der so eng sein Geschick verknüpft war. Aber auch auf Domingo sollten sie keine bleibende Stätte finden. Nach Beendigung des Krieges mit Frankreich mußten die Spanier diese Insel abtreten, aber die Asche des Columbus konnten sie nicht missen. Der von Gold und Seide strotzende Sarg, welcher die Reste des großen Mannes aufnahm, langte 1796 in der Habana an, wo er in der Domkirche unter allen erdenklichen Begräbnisfeierlichkeiten an der rechten Seite des Hochaltars eingesenkt ward.

Die Berichte der Reisenden können nicht genug den herrlichen Anblick rühmen, welchen Habana von der Seeseite dem Ankömmling darbietet. Glockentürme ragen über die flachen Dächer, Palmen umkrönen die Häusermassen, und über die Straßen der auf einer Halbinsel gelegenen Stadt und zwischen den Türmen gewahrt man den Mastenwald des inneren Hafens. Das Auge weidet sich an dem vielgestaltigen Ufersaume, der bald in schroffer Wildheit heranspringt, bald gefällige Hügel zu formen allmählich in die Ferne sich hinzieht. Kommt man näher und löst das Gesamtbild in Einzelnheiten sich auf, so verliert der geschilderte Eindruck um vieles. Die einstöckigen Häuser sind niedrig, plump und massig, meist rosa, hellblau oder gelb, oder auch in allen drei Farben zugleich bestrichen; die Fenster alle ungewöhnlich hoch und breit, alle mit eisernen Gittern und Holzläden versehen; die Hausthüren womöglich noch größer als die Gitterfenster, die ohne Ausnahme den Tag über wegen der Sonnenhitze hermetisch verschlossen sind, um erst dem kühlen Abendwinde sich wieder zu öffnen.

Dieses sind die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker, die reicheren Leute dagegen besitzen meist Häuser mit zwei Etagen, ringsum mit zierlichen Balkons von Holz oder Stein umgeben. Man stößt auf einzelne recht hübsche Häuser oder besser Paläste, welche denen der größten Städte Europas gleichkommen. Aber welcher Gegensatz zwischen diesen Gebäuden mit den geräumigen Hallen, den Treppen von Marmor, den glänzenden Kronleuchtern und den Straßen, in denen sie sich befinden! Letztere

sind alle gleich eng, gleich schlecht und fast gar nicht unterhalten. Eigentliche und uneigentliche Trottoire fehlen und es bleibt der Gewandtheit des Fußgängers überlassen, zwischen den hochrädrigen Volanten, die ihm rücksichtslos in den Weg rollen, auszuweichen, so gut er es eben vermag.

Diese Fahrzeuge sind nur für zwei Personen eingerichtet, laufen auf zwei Rädern, die höher sind als der Kasten selbst; letzterer macht beim Fahren eine solche Bewegung, daß eine gute Natur dazu gehört, um zum Schlafen Neigung zu bekommen. Der Kutscher ist immer ein Neger, auf dem Pferde sitzend, mit hohen Reiterstiefeln, weißen Hosen, blauer oder roter Jacke und bordiertem Hute bekleidet.

In Habana ist es nicht Mode, zu Fuß zu gehen, und außer der Menge Privatvolanten, deren manche Familie drei und vier besitzt, existiert noch eine Unzahl von Mietsgefährten. Eine Dame von Stande kann nie zu Fuß in den Straßen gehen, und manche, welcher der Hauptgegenstand gebricht, um sich eine Equipage zu kaufen, ist durch ihren Kreolenhochmut dazu verurteilt, stets zu Hause zu bleiben. Das Gehen ist unter Weißen nur für Geschäftsleute geduldet; obgleich sich Europäer im allgemeinen weniger aus dieser Mode machen, so fristet doch manche Kreolenfamilie ihr Leben kümmerlich mit Pataten und Reis und verzichtet jahrelang auf Fleisch, um sich das nötige Geld zur Erwerbung einer Volante zu sparen.

Zur Kirche kann eine Dame im Notfalle zu Fuß gehen und ist dann meist gefolgt von einem kleinen Negerburschen, der in der Hand den Fußschemel und den Teppich für seine Gebieterin trägt. Mit einem Neger oder einer Negerin kann überhaupt eine Dame mit Fug und Recht sich auf die Straße wagen, während es der herrschende Brauch nicht zugiebt, daß ein lediger Vetter z. B. allein mit seiner Cousine, eine Braut mit dem Bräutigam ohne Begleitung älterer Personen auf der Promenade erscheine, und eine unverheiratete Dame, ist sie auch hoch in den zwanziger Jahren, setzt ihren Ruf aufs Spiel, wenn sie bei Abwesenheit der Eltern einem ledigen Manne, sei es auch der beste Hausfreund, die Pforte des Hauses öffnet.

Der Ruf der Leichtfertigkeit, in welchem die spanischen Kreolinnen stehen, ist im allgemeinen übertrieben; viel hat hier wohl die leichte, dem Auge des Nordländers ungewohnte Kleidung beigetragen; doch man versetze sich in eine Hitze von mehr als 30 Grad Reaumur, um zu begreifen, wie klimatische Notwendigkeit gebieterisch werde, ohne doch der Sittlichkeit im mindesten zu nahe zu treten.

Der Cubaner hat sehr viel religiösen Sinn. Die kirchlichen Festlichkeiten werden sehr pomphaft begangen. Jeder Frau der höheren Stände ist der Besuch der Kirche in der Frühe eine heilige Pflicht. Wenn während einer Theatervorstellung die Stimme des Glöckleins, welches dem zum Kranken eilenden Priester voraufgetragen wird, in das Theater dringt, dann knieen die Schauspieler wie die Zuhörer andächtig nieder; die Vorstellung bleibt unterbrochen, bis der Schall des Glöckleins in der Ferne verhallt. Mit dieser Religiosität ist auch Wohlthätigkeitssinn im reichen Maße verbunden. Manche Reiche öffnen regelmäßig vor der Mittagszeit den Bettlern ihre Hausthüre, und dann eilen die Hungrigen herbei, die schon vorher auf die Spende gewartet haben.

In den Tagesstunden, wo im nördlichen und mittleren Europa das Leben auf offener Straße am regsten sich tummelt, herrscht in Habana feierliche Stille. Der Karrenführer schläft im Schatten seines Fuhrwerks, der Ananasverkäufer ist neben seinen Früchten im Schutze des Leindaches friedlich entschlummert. Die Privathäuser sind wie ausgestorben; selbst die schwarzen Hausdiener, deren Reiche oft hundert besitzen, sind unbeschäftigt, stehen umher oder haben sich behaglich ausgestreckt.

In den Cafés erwacht bald eine um so regere Thätigkeit, Gläserklirren mischt sich in den Lärm der Billardspieler; Hunderte von Müßiggängern versammeln sich hier während der heißen Mittagsstunden. Da das Militär nur im Dienste Uniform trägt, hat die Menge ein sehr civiles Aussehen, und bewegt sich, weil nie eine Dame ihren Fuß auf die Schwelle dieser Räume setzt, in ungezwungenster Weise.

Gegen 7 Uhr abends ist die vornehme Zeit herangerückt, wo der Habanero seine Wohnung verläßt. An allen Thüren harren Volanten, die bald, von weißgekleideten Damen bestiegen, nach der Alameda de la Reyna Isabella, dem eleganten Korso der Großstadt, hinausrollen.

Man findet vielfach die Meinung verbreitet, in Habana, dem reichen Tabakslande, rauche eine Dame so gut und publik ihre Cigarre auf der Straße, wie der Herr. Dieses ist ein Irrtum; eine Dame wird, wenn sie auf guten Ton sieht, nie, weder auf der Straße, noch am Fenster rauchen, und diejenigen, welche es thun, werden gewiß nicht den Mut haben, sich als Damen auszugeben. Hierbei ist übrigens wohl zu bemerken, daß der größere Teil wirklicher Damen im Familienzirkel, sowie auch vor Leuten, mit denen sie näher bekannt sind, im Hause und auf diese Weise halb im geheimen rauchen. In ärmeren Familien fröhnt diesem Genusse meistens alles, Mutter und Tochter, aber auf der Straße wird sich außer den Negerinnen niemand mit einer Cigarre sehen lassen.

Je tiefer die Sonne sinkt, je dämmeriger die Luft, desto reger pulsiert das Leben in den Promenaden; mit zahlreichen Gaslaternen taghell erleuchtet, bieten sie das lebendige Gegenspiel des toten Mittags. Die wogende Menge eilt dem Schauspielhause zu, oder versammelt sich auf der Plaza de las armas, dem Arsenalplatz, der, reich an Fontainen und wohlriechenden Pflanzen, mit majestätischen Palmbäumen umgeben, für einen der fashionabelsten Spaziergänge der Stadt gehalten wird. Bis zur zehnten Stunde währt das allabendlich hier von einer gutbesetzten Militärkapelle gebotene Freikonzert; um diese Zeit löst und verliert sich die Menge, die Volanten eilen den Wohnungen zu und das öffentliche Leben ist wieder verstummt. —

Das Aufblühen seiner Pflanzungen und seines Handels verdankt Cuba, nächst dem Abfall der spanischen Kolonien auf dem amerikanischen Festlande, nächst der Revolution auf Haïti, welche eine Menge französischer Flüchtlinge auf die Nachbarinsel hinübersandte, nächst der Intelligenz und dem Kapital der Engländer und Nordamerikaner, hauptsächlich der von den afrikanischen Schwarzen ausgeführten Sklavenarbeit.

In dem heißen Klima der Zuckerrohrniederungen durfte der Weiße nicht wagen, sich anstrengenden Arbeiten hinzugeben. Es ist eine oft beobachtete Thatsache, daß das Umbrechen des Bodens für eine geraume Zeit von Jahren die tödlichen Ausdünstungen vermehrt, und genug Ansiedler haben diese ihnen unbekannte Wahrheit durch ihren Tod bekräftigen müssen. Der Neger kann, vermöge seiner ganzen körperlichen Begabung, den Kampf mit der üppigen Natur bestehen; er ist von den Krankheiten jener Zone befreit; das gelbe Fieber, diese Pest der Weißen, verschont seinen Körper, ja es ist behauptet worden, daß schon eine geringe Beimischung von farbigem Blute genüge, um das gelbe Fieber fern zu halten.

Namentlich der Zuckerbau erforderte den größten Aufwand an Arbeit, und die fortlaufende Zufuhr frischer Kräfte, so verwerflich an sich selbst, war ein Hauptbedingnis für den Fortbestand der Blüte Cubas. Dieses sah England ein und verpflichtete im Jahre 1817 die spanische Regierung durch Zahlung von 70000 Pfd. Sterling zur völligen Aufhebung der Schwarzeneinfuhr binnen zwanzig Jahren. Zugleich setzte es hohe Einfuhrzölle auf Sklavenzucker und entlastete nach Kräften das Erzeugnis der eigenen Ansiedlungen, die aber dennoch kaum im stande waren, mit Cuba und Brasilien Schritt zu halten.

Die menschenfreundlichen Bemühungen der englischen Regierung, welche, durch die Stimmen humaner Männer gedrängt, am 1. Januar 1808 das Verbot des Sklavenhandels dekretiert hatte, waren nicht ohne eine Beimischung weltlicher Berechnung. Die einheimische Entwicklung hing in sehr bedeutendem Grade davon ab, daß die Konkurrenz Amerikas in tropischen Erzeugnissen überwunden werde, und dieses Ziel suchte England zu erreichen einerseits durch Vermehrung seiner Produkte in Ostindien und auf den west-

indischen Inseln, andererseits dadurch, daß es mit allen Mitteln auf Beseitigung der Sklaverei hinwirkte.

Spanien verstand den abgeschlossenen Vertrag auf seine eigene Weise, und statt die empfangenen Mittel zur Hebung oder Erleichterung des Uebels anzuwenden, verausgabte es das Geld zum Ankauf mehrerer aus der russischen Kriegsflotte als untauglich ausgemerzter Schiffe, welche zur Beförderung spanischer Truppen an die Küsten der für ihre Unabhängigkeit aufgestandenen Provinzen Mexiko und Peru dienen sollten. Die spanische Regierung duldete, ob freiwillig, ob außer stande, dem Unwesen zu steuern, die fortgesetzte Sklaveneinfuhr, welche weit entfernt war, sich auch nur in Etwas zu mindern. Aber England wurde immer dringender, machte immer neue Ansprüche, bis endlich das Durchsuchungsrecht der Schiffe, das nur scheinbar auf Gegenseitigkeit beruhte, so schimpflich es für Spanien war, angenommen werden mußte. Die Handhabung des gewonnenen Rechtes wurde aber mit so wenig Umsicht ausgeführt, daß es auf den Stand der Dinge ohne Einfluß blieb.

Seit 1837 stellte England ein Kriegsschiff vor den Hafen von Habana und sein Konsul Turnbull, der sich Superintendent der emancipierten Neger zu nennen liebte, ließ kein erlaubtes und unerlaubtes Mittel unbenutzt, die Schwarzen zur Unruhe, die Spanier zum Unwillen zu reizen. Er ging endlich so weit, zur Aufregung der Neger auf einer unbefestigten Küstenstelle Cubas eine Menge freier Schwarzer von genommenen Sklavenschiffen eigenmächtig ans Land zu setzen. Die Zulassung einer solchen Einfuhr lehnte die spanische Regierung jedoch mit großer Bestimmtheit ab, weil dadurch Frieden und Ruhe, ja die Wohlfahrt der Kolonie überhaupt auf das äußerste gefährdet würden. Die schon Gelandeten stellte man zur Verfügung des Gouverneurs, der sie gegen eine geringe Vergütung an verschiedene Pflanzer mit der Verpflichtung abgab, die Schwarzen nach einem Jahre wieder vorzustellen; hatten sie bis dahin keinerlei Arbeit erlernt, so wurden sie aufs neue den Kolonisten auf einige Jahre überantwortet. Da nun der von Natur träge Neger eine Beschäftigung, die ihn zu ernähren im stande war, aus freiem Antriebe nicht erlernte, so blieb er thatsächlich unter dem Titel eines Freien für das ganze Leben Sklave, und war schlimmer daran als seine verkauften Brüder, weil niemand seiner mit Sorgsamkeit sich annahm und der Gouverneur über seine stets unfreie Person verfügte.

Anerkannt muß werden, daß das Los des Sklaven auf den spanischen Besitzungen bei weitem besser war als das seines schwarzen Stammesgenossen in den übrigen Teilen Amerikas. Von seinem Herrn erhielt er Wohnung, Nahrung und Kleidung; während der Erntezeit des Zuckerrohrs mußte er zwar schwer arbeiten und elf bis dreizehn Stunden aushalten, aber in der toten Saison bestand seine Beschäftigung im Unkrautlesen, Wegeverbesserungen und ähnlichem; der Herr kam häufig in Verlegenheit, Arbeit für alle aufzutreiben. Der Neger stand ferner unter dem Schutze des Gesetzes, und jede gegen ihn verübte Grausamkeit wurde von der Regierung mit starker Geldstrafe oder Gefängnis geahndet. Seine Lage war um so erträglicher, als der Kreole, in dessen Besitz die meisten Plantagen sich befinden, seinen Untergebenen ein milder und nachsichtiger Herr ist und es vor allem versteht, mit dem Neger umzugehen und sich seine Liebe zu erwerben.

Man hat häufig von Grausamkeiten der Sklavenbesitzer berichtet, welche Mann und Frau getrennt verkauften. Das Gesetz, selbst das französische, welches bei weitem strenger und rücksichtsloser als das spanische war, verbot solche Scheidung, und es können die Erzählungen, wenn sie überhaupt auf Wahrheit beruhen, nur auf uneheliche Verhältnisse bezogen werden, denen sich der Neger mit Vorliebe hingiebt.

Die Darstellungen in „Onkel Toms Hütte“ entsprechen nicht der Wirklichkeit. Die einzelnen Handlungen und Begebenheiten zwar mögen als wahrscheinlich zugestanden sein, aus dem Schlüssel zu diesem Buche aber erfahren wir, daß jene Greuelthaten nicht in einen Knäuel zusammengewirrt, sondern im ganzen großen Lande nicht an den nämlichen, sondern immer wieder an anderen und von anderen Leuten verübt wurden.

Und ferner, wollte Miß Beecher Stowe den schwarzen Stamm, wie er im allgemeinen ist, kennen lehren, so durfte sie nicht seine besten, seine seltensten Glieder als Repräsentanten aufstellen; sie durfte nicht den Einzelnen zum Typus der Gattung machen, der vielleicht der einzige seiner Art ist, ja wahrscheinlich so nirgends existiert hat. Die Mehrzahl der Schwarzen stellt sich nicht so geduldig, nicht so hingebend, so großmütig wie Onkel Tom; wohl kaum ist ein junger Neger so talentvoll und so durch und durch tugendhaft wie Georg, und eine Mulattin meistens nicht so zurückhaltend wie Lizzy.

Dem milden Sinne der spanischen Antillenbewohner verdankte der Schwarze eine Reihe menschenfreundlicher Verordnungen, deren die Sklaven der Engländer und Franzosen sich nicht rühmen konnten. Der cubanische Neger konnte sich loskaufen und der Herr war verpflichtet, auf Abschlag einen Teil des Kaufgeldes anzunehmen; sobald dieses aber geschehen, durfte der Schwarze außerhalb des Hauses seines Herrn auf eigene Rechnung leben und nach seinem Gutdünken sein Fortkommen suchen; er stand von nun an in keinem anderen Verhältnisse zu seinem Herrn, als der Schuldner zum Gläubiger. Der cubanische Sklave besaß eine Hütte mit eigenem Garten; beides fiel nach seinem Tode gesetzlich zwar dem Herrn zu, der Brauch aber rettete den Kindern und der Witwe das Erbe. Er hatte ferner das Recht, Vieh aufzuziehen und für sich zu verkaufen; ebenso konnte er in seinem Garten Gemüse über den Bedarf hinaus bauen und auf eigene Rechnung an den Markt bringen. Das französische Gesetz, der code noir, dagegen untersagte die Veräußerung solcher Erzeugnisse bei Leibesstrafe. Von der Möglichkeit des Freiheitskaufs wurde häufig Gebrauch gemacht, die meisten Sklaven fanden es jedoch bei der im ganzen menschenfreundlichen Behandlung bequemer, in der Sklaverei zu verharren; bei einigen war es auch die Anhänglichkeit an die Person des Herrn.

Das hier Gesagte gilt für friedliche und ruhige Verhältnisse; in Zeiten der Aufstände jedoch pflegten die Pflanzer, von der Regierung sogar noch ermuntert, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, leider oft auch solche, welche eines grausamen Charakters nicht entbehrten.

Trotz der Aufmerksamkeit der englischen Wachtschiffe nahm die Sklaveneinfuhr auf Cuba ihren ungestörten Fortgang. In den seltensten Fällen vermochten die Engländer die Sache festzustellen, da die Sklavenhändler, auf alle erdenklichen Schliche geübt, so leicht keine Blößen sich gaben. In Cuba fanden sich stets spanische Behörden, die den Negerschiffen regelmäßige Papiere ausstellten, ja es gab selbst Raubschiffe, welche als Küstenwächter figurierten und Regierungsvollmachten vorzeigen konnten. Diese Konnivenz der spanischen Beamten, worüber die englischen Flottenoffiziere fortwährend klagten, stellte der Gouverneur Tacon so ziemlich ab, doch dauerten Sklavenhandel und Seeräubereien auch dann noch fort, nachdem in Habana eine gemischte Prisenkommission ihren Sitz genommen hatte. Während zu Tacons Zeiten die eine Hälfte des auf die Sklaveneinfuhr gelegten Zolles den Ordnungsgerichtskassen zugezählt, die andere für öffentliche Arbeiten verausgabt wurde, verschwand unter seinen Nachfolgern diese Abgabe meist in den Taschen der Gouverneure und war nur eine feinere Form der Bestechung der spanischen Regierungsbeamten.

Die Regierung sah sich endlich genötigt, durch ein Dekret vom 2. Juni 1843 die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels anzubefehlen, allein das Dekret selbst gab den Behörden einen Wink, wie der Befehl zu verstehen sei, indem der Sklavenhandel darin ein Institut genannt wurde, welches wirksam dazu beigetragen habe, den Ackerbau auf Cuba zu erhalten, auf der Insel die Keime des Reichtums zu entfalten und ihr ein Gedeihen zu verschaffen, das in Westindien ohne Beispiel sei. Die Beamten befolgten den Wink um so lieber, als sie von dem Handel bedeutende Prozente bezogen, woran nach nicht unglaubwürdigen Nachrichten auch die Königin Mutter, Marie Christine, ihren Anteil gehabt haben soll. Ein altes Herkommen sicherte dem Generalkapitän von jedem eingebrachten Sklaven eine Unze Gold (nach unserem Gelde 75 Mark) zu, und diese Abgabe wurde nach wie vor erhoben.

Die von den Engländern unter den Schwarzen Cubas genährten Emancipationsideen gewannen immer mehr an Boden. Infolge der Agitation des durch Sir Crafword ersetzten Konsuls Turnbull brach im November 1843, nach haïtischem Muster geleitet, ein gefährlicher Negeraufstand aus, der durch den neuen Gouverneur, General Leopold O'Donnel, erst nach vielem Blutvergießen unterdrückt wurde.

In Matanzas hatte sich ein Komplott gebildet, welches, gleichwie im Jahre 1812, die Ermordung aller Weißen auf den in die Verschwörung hineingezogenen Pflanzungen an einem Tage bezweckte. Die mitverschworenen Haussklaven waren bestimmt, durch die Vergiftung der Weißen die Ausführung des allgemeinen Mordplans einzuleiten; in der alsdann entstehenden Verwirrung sollten alle Pflanzungen angezündet und die von Gift verschonten Weißen mit dem blanken Eisen vertilgt werden. Die Verschwörung wurde durch eine alte Negerin an ihren Herrn verraten, der dann ungesehen einer Zusammenkunft der Verschworenen beiwohnte und durch seine Anzeige die ersten Verhaftungen veranlaßte. Ein aus Habana gekommenes Regiment verscheuchte die Schwarzen bald in die Wälder, wo man sie später zahlreich an den Bäumen aufgehängt fand, alle mit dem Gesichte nach Osten gekehrt, um sich im Tode dem Vaterlande zuzuwenden.

So milde sonst die Behandlung des Sklaven, so grausam war das Verfahren bei der Unterdrückung des Aufstandes. Die Hinrichtungen der Farbigen fanden mehrere Monate lang in jeder Woche statt und das Schreckenssystem wurde bis zu dem Grade ausgedehnt, daß man die Leichen der Erschossenen verbrannte, wodurch nach den religiösen Ansichten der Neger jeder Anspruch auf ein ewiges Leben verloren geht.

Der bessere Teil der weißen Bevölkerung wurde durch den Aufstand zu der Untersuchung geführt, ob die Sklaverei wirklich zur Erhaltung der Blüte der Insel notwendig sei. Das Resultat der Erörterungen war die Gründung einer Gesellschaft zur Begünstigung der Einwanderung freier Arbeiter, um die Sklavenarbeit allmählich überflüssig zu machen. Die Behandlung der am Aufstande Beteiligten ward menschlicher, Freilassungen kamen häufiger vor, und die spanische Regierung, der diese Bewegung unangenehm war, sah sich doch durch die öffentliche Meinung genötigt, wenigstens scheinbar der Emancipation nahe zu treten.

Mehrere nach Madrid abgeschickte und von den angesehensten Einwohnern unterzeichnete Petitionen, die durch eine sehr scharfe und peremtorische Depesche des Grafen Aberdeen, daß Spanien seinen Vertrag endlich erfüllen müsse, unterstützt wurden, riefen einen erneuten Befehl gegen den Sklavenhandel hervor. Auch nahm die cubanische Junta de Fomento in Verbindung mit mehreren Landeigentümern den Plan auf, weiße Kolonisten kommen zu lassen, und es kamen 1845 ungefähr 1800 Einwanderer, Männer, Weiber und Kinder, aber keine Ackerbauer, die man wünschte, sondern Handwerker, Dienstboten und manche heruntergekommene Subjekte.

In den beiden nächsten Jahren ruhte die Sklavenfrage, aber das Jahr 1848 erinnerte die Pflanzer an die Gefahr, die neben ihnen schlummerte. Die Freilassung der Neger auf den französischen Antillen erzeugte eine leicht begreifliche Aufregung unter den Schwarzen; es kam zum Aufstande, der abermals nach einigen Gefechten damit endete, daß die Neger in die Gebirge geworfen wurden, wo sie sich zu hunderten das Leben nahmen.

Vom Jahre 1845 an erhalten die Beziehungen Cubas zum Auslande eine besondere Bedeutung, da das Streben der Amerikaner, die Perle der Antillen für sich zu gewinnen, stärker hervortritt Vor dieser Zeit glaubte Spanien nur gegen England auf seiner Hut sein zu müssen, und betrachtete die Eifersucht der Amerikaner als ein nützliches Gegengewicht. Von den Engländern wurde zwar jeder Anschlag gegen Cuba in Abrede gestellt, aber es sprechen zu viele Zeichen dafür, als daß man die englischen Beteuerungen für aufrichtig halten sollte. Die in den Berichten der Seeoffiziere immer wiederkehrende Hinweisung, daß England im Interesse der Menschheit Cuba nehmen müsse, weil die spanische Verwaltung die Unterdrückung des Sklavenhandels unmöglich mache; die

Sprache der Journale, zu gewissen Zeiten wie auf ein Signal auf denselben Punkt gerichtet; gewisse Unterhandlungen zur Zeit des Bürgerkrieges über den Ankauf von Cuba, durch das ihnen antwortende feindliche Echo in Washington zur öffentlichen Kenntnis gelangt; endlich der offene Vorschlag im Parlament, sich mit Cuba für den englischen Anteil an der spanischen Schuld bezahlt zu machen, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß England zugegriffen haben würde, wenn nicht die Gewißheit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten das Verlangen gemäßigt hätte.

Ende des Jahres 1845 wurde im Senat zu Washington der Antrag gestellt, mit Spanien in Unterhandlung zu treten behufs Erwerbung der Insel Cuba, welche viel mehr zu Florida als zu Spanien gehöre. Zu Anfang des nächsten Jahres bildete sich eine Gesellschaft nordamerikanischer Kaufleute und angesehener Cubaner, die sich zum Zweck gesetzt hatten, zweihundert Millionen Dollars zusammenzuschießen und diese der spanischen Regierung als Kaufsumme anzubieten. Ja, man sann sogar darauf, Cuba mit gewaffneter Hand zu erobern. In den Städten des Südens wurden Werbungen angestellt und umfassende Rüstungen betrieben, die aber von der amerikanischen Regierung alsbald inhibiert wurden.

Die in New-York lebenden Habanesen ließen sich dadurch nicht abhalten, die revolutionäre Propaganda mit allen Mitteln zu fördern. Sie hofften auf die Sympathien der cubanischen Pflanzer, und es ist nicht zu leugnen, daß diese mit den spanischen Verhältnissen sehr unzufrieden waren, obwohl sie sich später, als die Eroberungsversuche zur That wurden, vor der persönlichen Beteiligung sehr wohl hüteten.

Ganz offen behandelt das Mutterland Cuba als ein steuerbares Objekt, dem man nur Wohlthaten zufließen lassen müsse, um die Ertragsfähigkeit desselben zu erhalten und zu erhöhen. Während des Bürgerkrieges wurden, so oft die Staatskasse den Boden zeigte, Wechsel auf Cuba gezogen, und außerdem wußten die spanischen Staatsmänner auch auf außergewöhnlichem Wege von Cuba Geld zu erhalten. So erfolgte 1842 die Veräußerung der durch Aufhebung der Klöster gewonnenen Staatsgüter, wovon die Insel keinen Anteil bekam.

Die Verfassung vom Jahre 1812 stellte die spanischen Kolonien in politischer Beziehung, nicht aber in ökonomischer Hinsicht dem Mutterlande gleich. Bei einem solchen Widerspruch blieb die politische Gleichheit bloß auf die Sendung der Repräsentanten zum Kongreß beschränkt, welche meistens zu spät oder gar nicht kamen, und es war Ferdinand VII. leicht, die förmliche Einführung der Verfassung auf Cuba zu hindern. Nach dem Tode Ferdinands dachte die Regierung daran, die Cubaner durch Reformen von Unabhängigkeitsgedanken fernzuhalten. Diese Aufgabe fiel dem Gouverneur Tacon zu, der, wie schon erzählt, seine Mission mit hervorragendem Geschick erfüllte. Die Verfassung von 1837 nahm zwar die in der That unmögliche Gleichstellung der Kolonie mit dem Mutterlande nicht an, verordnete aber die Entwerfung einer eigentümlichen Gesetzgebung für dieselbe, um die aus der Selbständigkeit des Generalkapitäns resultierende, völlig willkürliche Verwaltung einigermaßen zu mildern.

Statt der versprochenen Verbesserungen erhielt die Insel eine Verschlimmerung ihrer Lage durch die unter Tacon fast beseitigte, jetzt aber erneute Einführung des im Mutterlande so grassierenden Uebels der Beamtenabwechslung nach Eingebung des Favoritismus und des Parteigeistes.

Um nicht revolutionäre Ideen aufkommen zu lassen, übte die Regierung von jeher eine äußerst strenge und argwöhnische Censur, die nicht einmal das Lesen spanischer Zeitungen erlaubte. Alle Klagen mußten an Zeitschriften des Mutterlandes eingesandt und dann auf die Insel eingeschmuggelt werden. Neben diesem Mittel diente der Regierung vor allem die künstlich genährte Furcht vor der schwarzen Bevölkerung, eine Besorgnis, die im Grunde nicht gerechtfertigt war, da die Million Weißer auf Cuba gegenüber der halben Million Farbiger eine mächtige Körperschaft bildete, die bis zu den untersten Volksklassen hinabreichte und über alle Mittel zu ihrer Selbstverteidigung

verfügte. Aber die Politik der Regierung wollte, daß die Sklavenfurcht nie eingehend geprüft werde, weil sie dann den Vorwand verloren haben würde, ein starkes Heer von 20 000 Mann und darüber auf Cuba zu unterhalten.

Die amerikanische Agitation für die Erwerbung Cubas erhielt durch den General Narcisso Lopez neue Nahrung und Hoffnung auf Verwirklichung. Dieser Mann, der als Führer mehrerer Expeditionen eine nicht beneidenswerte Berühmtheit erlangt hat, war kein Cubaner, sondern in Caracas auf Venezuela geboren. Durch Geist und Kühnheit ausgezeichnet, trat er mit seinem sechzehnten Jahre unter Bolivar in den Kriegsdienst, ging jedoch nach Besiegung der Patrioten, durch Not getrieben, zu der königlichen Armee über und kämpfte nach Wiederaufnahme der Unabhängigkeitsbestrebungen gegen sein eigenes Vaterland mit solcher Tapferkeit, daß ihm, obgleich er damals kaum 23 Jahre zählte, das St. Ferdinanduskreuz mit dem Range eines Obersten zu teil wurde. Als aber die spanische Armee Venezuela räumte, quittierte er den Militärdienst und begab sich nach Cuba, richtete sich dort ein und wurde bald als ein Mann von durchaus liberaler Richtung bekannt.

Nach dem Tode Ferdinands VII. bot er, zufällig in Madrid, der Königin Christine seine Dienste an und half bei der Entwaffnung der Carlisten mit solchem Mut, daß er zum ersten Adjutanten des Generals Valdez ernannt wurde. In dem darauf folgenden Bürgerkriege bethätigte er bei mehreren Gelegenheiten kriegerische Eigenschaften, die ihn in der Achtung von Freund und Feind hoben und seine Ernennung zum Obersten und bald auch zum General zur Folge hatten.

Als General Valdez im Jahre 1839 die Statthalterschaft über Cuba antrat, wurde auch Lopez zum Gouverneur von Trinidad ausersehen und mit dem Oberbefehl der militärischen Streitkräfte des Mitteldepartements betraut. Nach Esparteros Sturz und der Abberufung des ihm befreundeten Valdez legte auch er seine Stelle nieder, zog sich ins häusliche Leben zurück und begann über die Losreißung der Insel vom Mutterlande, das ihrer Entwicklung überall hemmend entgegentrat, nachzudenken.

Das Geschäft eines Minero brachte ihn mit dem Landvolke in Berührung, er fand Vertrauen und Zuneigung und begann für die Unabhängigkeit zu agitieren. Die Geldsummen, welche er diesem Zwecke opferte, waren so groß, daß sie fast sein ganzes Vermögen verschlangen.

Im Jahre 1848 wurde die spanische Regierung, die ihn seit längerer Zeit aufmerksam beobachtet hatte, mit seinen Plänen so weit bekannt, daß er vor Gericht gestellt werden konnte, aber Lopez war gewarnt und floh. Er ging nach Rhode Island, indessen der Prozeß seinen Fortgang nahm und mit einem Todesurteil in contumaciam endete. Was aber eigentlich ein Mißlingen der Expedition herbeiführte, waren die Maßregeln der nordamerikanischen Regierung, welche den offenen Konflikt mit Spanien scheute.

Da die Schiffe mit den Mannschaften einzeln und verstohlen abgehen mußten, so konnte keine imposante Macht auf einem Punkt vereinigt werden und die getrennt landenden Abteilungen erlagen eine nach der anderen. Lopez selbst, der am 19. Mai 1850 mit 600 Mann zu Cardenas ans Land gestiegen war, eroberte zwar den Ort, fand aber bei den Kreolen nicht die erwartete Hülfe und mußte seinen Versuch aufgeben. Das Dampfboot, das ihn gebracht hatte, nahm ihn wieder auf; hart verfolgt von dem spanischen Kreuzer „Pizarro", war es jedoch so glücklich, Amerikas Küste zu erreichen.

Doch Lopez war nicht entmutigt. Der unruhige, nach Neuem, nach Wechsel, nach Freiheit trachtende Charakter ließ ihm keine Ruhe. Im Vertrauen auf die von den verschiedensten Seiten zugesagten Unterstützungen, mehr noch in der Hoffnung, durch glückliche Führung das Unternehmen bei den Cubanern in guten Glauben zu setzen, nahm er den Plan einer Expedition wieder auf. Die Rüstungen konnten nicht so geheim bleiben, als es dem Vorhaben dienlich gewesen wäre. Nachrichten liefen im

Norden um, fanden ein wachsames Ohr bei der spanischen Regierung, die ihrerseits nicht versäumte, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Die Anstrengungen, welche Lopez machen mußte, um seine Pläne ins Werk zu setzen, waren nicht gering, denn zu den unzureichenden eigenen Mitteln flossen nur spärliche Unterstützungen von Cuba ein. Neben der Unruhe und dem Freiheitsdrange seines rastlosen Wesens machte sich unersättlicher Ehrgeiz geltend. Daß der Name Lopez an die Geschicke der Insel, an Cubas Freiheit geknüpft, diese von ihm erworben werden könne, spornte ihn an im Wachen, weckte ihn aus seinen Träumen. Der Leichtblütige glaubt alles möglich, und jedes Mtttel, obgleich keines gut genug erscheint, wird mit Lebhaftigkeit ergriffen. Woher sollte das nötige Geld fließen, wenn nicht aus dem Schatze der künftigen, noch zu gründenden Republik? So kam er auf den kühnen Einfall, Bons auf die Einkünfte des noch zu bildenden Freistaats zu stiften, warb mit seinen Freunden mutige, abenteuerlustige Leute, die nichts zu verlieren hatten, aber gerne an den Einnahmen, den Zöllen und Abgaben Cubas sich beteiligt hätten, Freiheitskämpfer, Kossuthfreunde, vertriebene, heimatlose Ungarn.

Endlich waren die nötigen Geldmittel zusammengebracht und am 22. Juli 1851 verließ der Dampfer „Pampero" den Hafen von New-Orleans, an Bord General Lopez und seine waghalsige, kampfbegierige Mannschaft.

Es war ein Fehler, daß man sich nicht zuvor eines kundigen Piloten versichert hatte; nach einigen Irrfahrten an der Küste Cubas landete die Schar westwärts von Bahia Honda bei Playtas am Morgen des 31. Juli. Zwanzig Mann spanischer Truppen hatten vergeblich die Landung der ersten Boote zu hindern gesucht. Nach wenigen Salven und nach Verwundung nur eines einzigen Amerikaners suchten sie das Weite. Nachdem Lopez das zehn Meilen entfernte Dorf Las Posas von seiner nahen Ankunft durch einen Boten benachrichtigt und bei Todesstrafe jedem Kampffähigen sich anzuschließen befohlen hatte, begann er mit 453 Mann, unter Anführung des Obersten Dowemann, den Vormarsch. Alsbald stieß man auf den Feind; es kam zu einem hitzigen Gefechte, in welchem die Aufständischen Sieger blieben.

Zwei Tage gönnten die Insurgenten sich einige Ruhe, um frische Mannschaften zu erwarten, die bald auf zwei Dampfern eintrafen. Lopez wandte sich, von einigen Landleuten unterstützt, westwärts gen San Diego de Nunez, unweit Bahia Honda, und nach Cabanas, das Fort zu besetzen. Der Oberst Crittenden suchte mit 50 Mann der Feste beizukommen, ward aber von dem Dampfer „Habanero" überrascht und gefangen nach Habana abgeführt. Hier wurde ein Warnbeispiel an ihnen aufgestellt. In Gegenwart einer zahllosen Volksmenge, die sich aus Stadt und Umgegend versammelt hatte, ließ man die Gefangenen, darunter 40 Nordamerikaner, je zwölf Mann in zwei Reihen antreten. Nachdem die vordere Reihe niedergekniet und erschossen war, trat die hintere Linie vor, um gleichen Todes zu sterben.

Unterdessen hatte Lopez bei einer Hacienda sich gelagert, welche die Regierung vor zwei Jahren ihm eingezogen hatte. Am 4. August erfolgte ein neuer Angriff durch 600 Mann Fußvolk, denen 200 Lanciers zur Unterstützung beigegeben waren. Lange schien der Sieg zweifelhaft, da endlich wichen die Regierungstruppen, nachdem sie die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt hatten. Auch Lopez bedurfte der Ruhe, und kaum waren die Spanier außer Sicht, als er in entgegengesetzter Richtung aufbrach.

Am 7. August verdarb ein heftiger Regenguß sämtlichen noch übrigen Pulvervorrat, denn im Gebirge fand sich kein Obdach, welches geschützt hätte, und alle Feuergewehre waren von Stund an unbrauchbar.

Während des Frühstücks am Morgen des 8. August erfolgte ein neuer Angriff, und zwar durch Ueberrumpelung, weil die Vorpostenwache, welche im Flusse gebadet hatte, von dem Feinde überrascht und getötet worden war. Die gewehrlose Mannschaft der Lopezianer vermochte nicht zu widerstehen und erlitt eine völlige Niederlage. Was menschliche Kraft nicht hatte über sie gewinnen können, hatte ein Platzregen vermocht.

Allgemeine Flucht dem Gebirge zu, in allen Richtungen! Lopez selbst entschlüpfte mit genauer Not zu Pferde — Sattel, Pistolen, Fernrohr, alles blieb zurück. Im Gebirge, auf einem der höchsten Gipfel, obdachlos, ohne Nahrung, ohne Feuer, den wütenden Nordwestwinden preisgegeben, vom Donner umtobt, von Blitzen umrast, im brausenden Regen, unter stürzenden Bäumen, brechenden Felsen büßte die Schar kühner Abenteurer ihre Lust. Und doch war nicht Zaghaftigkeit, nur Mißmut war bei den Kämpfern eingekehrt. Sie glaubten an die Wunder ihres Armes, ihrer Ausdauer. Unter der ganzen Schar, welche um Lopez sich versammelte, war nicht ein einziger, welcher Kenntnis, Erfahrung und Besonnenheit gehabt hätte, das eigene Unternehmen zu beurteilen.

Vier ganze Tage irrten Lopez und seine Anhänger im Gebirge umher, bis sie endlich auf die Straße trafen, welche von Bahia Honda nach Christobal in die Ebene hinableitet. Man folgte dem Wege und gab sich der Hoffnung auf erquickende Nahrung, auf stärkende Nachtruhe hin, als gegen Einbruch der Dunkelheit sich zwei Lanzenreiter zeigten. Lopez machte Halt und beschloß den Rückzug. Kaum war dieser angetreten, als ein Angriff von seiten des Feindes erfolgte, der mit 900 Mann im Hinterhalte gelegen. Die zerstreuten Flüchtlinge hatten sich bald den spähenden Augen der Truppen entzogen.

Die ganze folgende Woche verging unter Nachforschungen im Gebirge; Mann für Mann, Schar um Schar wurde von Bluthunden ausgewittert, von Landleuten gefangen genommen, gebunden und den Behörden ausgeliefert. Schon lag in Mariel der Dampfer für den Gefangenentransport zum Abgang bereit, als durch einen Eilboten die Nachricht von der Festnahme Lopez' gemeldet wurde. Die Regierung hatte allen Flibustiern, welche vom 14. August ab in vier Tagen sich melden würden, das Leben zu schenken versprochen, mit Ausnahme des Generals, welcher den Tod erleiden sollte. Nach Habana gebracht, wurde er vermittelst der Garrote, eines zusammenschraubbaren eisernen Ringes, am 20. August öffentlich vor zahlloser Volksmenge hingerichtet.

In Besorgnis vor nordamerikanischen Einmischungen hoffte Spanien durch Hemmung der Sklaveneinfuhr der sittlichen und thätlichen Stütze der europäischen Großmächte sich zu vergewissern und sandte nach Cuba Beamte hin, welche ihrer persönlichen Ueberzeugung nach dem Sklavenhandel feind waren. Unter diesen that sich der Bezirksgouverneur Concha durch Thatkraft und unbestechliche Gesinnung hervor. Infolge vielfacher Anfeindung von seiten der reichsten und angesehensten Personen in seiner Stellung erschüttert, verließ er 1852 Habana, nachdem ein anderer an seinen Posten berufen worden war. Er hatte die Genugthuung, daß er zwei Jahre später, freilich unter sehr unsicheren Verhältnissen, mit der Gesamtverwaltung der Insel betraut wurde.

England und Frankreich, kaum minder besorgt als Spanien, übergaben im November 1852 der nordamerikanischen Regierung den Vorschlag zu einem Dreibund, mittelst welches diese Mächte zum Schutze Spaniens gegen die Eroberung Cubas sich vereinigen sollten. Dadurch wollte man Amerika für alle Zukunft binden. In richtiger Erkenntnis dieser Absicht lehnte das Kabinett zu Washington ab; man respektiere die Rechte Spaniens, aber niemand könne zweifeln, daß die Amerikanisierung Cubas im Lauf der Zeit unvermeidlich sei und daß es sich dabei nur um die Frage des „Wann" handle.

Was Amerika offen nicht auszuüben wagte, duldete es unter dem Namen der wohlbekannten Flibustierangriffe auf Cuba, die den Spaniern fortwährend zu thun gaben.

Es kam zu neuen Reibungen, als infolge vermuteten Waffenschmuggels ein nordamerikanisches Postschiff angehalten und die Postpackete geöffnet worden waren. Eifrige diplomatische Auseinandersetzungen, welche ihrerseits um ein Haar thatsächliche Feindseligkeiten Nordamerikas gegen Spanien herbeigeführt hätten, veranlaßten die Beschlagnahme des Dampfers Black Warrior in der Habanabucht.

Der Präsident General Pierce überreichte am 15. März 1854 dem Kongreß eine Botschaft, in welcher er die Gewaltthat für so augenscheinlich erklärte, daß er volle Entschädigung erwarte, sobald die Sache zur Kenntnis der spanischen Regierung gebracht

sei. Unverzüglich wurde ein besonderer Eilbote mit Briefen nach Madrid an den amerikanischen Gesandten Soulé geschickt, der sofort Genugthuung oder seine Pässe verlangen sollte. Das Ergebnis der Untersuchung wurde spanischerseits veröffentlicht und ging ungefähr dahin, daß der Dampfer allerlei Frachten zur Unterschlagung der Tonnengebühren verheimlicht hatte. Konterbande sowie Fälschung der Schiffspapiere wurden bei Gelegenheit der Durchsuchung entdeckt.

Ein Krieg mit Spanien schien unvermeidlich. Die Regierung zu Madrid weigerte sich, den Anforderungen des nordamerikanischen Konsuls Soulé Raum zu geben; während eine drohende Note in Washington eintraf, erließ der Präsident eine gleich kriegerische Botschaft. Indessen brach im spanischen Mutterlande ein Aufstand aus. Das Kabinett in Washington, die Verlegenheit der Königin benutzend, beauftragte Soulé, wegen käuflicher Erwerbung der Insel Cuba zu verhandeln und ließ die Alternative, ob Krieg oder Frieden, sehr wohl durchblicken.

So standen die auswärtigen Angelegenheiten, als 1854 der genannte General Concha mit der Gesamtverwaltung der Insel Cuba betraut wurde. Seinem wachsamen Auge gelang es, Ende November zu Baracoa, der bekannten Hafenstadt auf der Haïti zugekehrten Landspitze, eine Verschwörung zu entdecken. Ein nordamerikanischer Bürger namens Scott war als Haupt der Meuterer ermittelt; zwei Schiffe gleicher Herkunft wurden im Hafen mit Beschlag belegt, weil sie eine Menge Waffen und aufrührerische Bekanntmachungen an Bord hatten. Es schienen neue Reibungen mit den Vereinigten Staaten unvermeidlich, denn ebensowenig wie Spanien, zumal in diesem Augenblick, die Landesverräter schonen durfte, ebenso gewiß sah man voraus, daß der amerikanische Konsul das Leben und Eigentum seiner staatsangehörigen Aufwiegler werde schützen wollen.

Concha, unerschrocken und umsichtig wie er war, ließ sich durch nichts beirren; er entdeckte mehrere geheime Gesellschaften, welche, mit den Flibustiern verbündet, darauf hinausgingen, bei der Ankunft der letzteren ihn, den Gouverneur, zu ermorden und dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstande zu geben. Man verhaftete die Rädelsführer und richtete sie hin. Trotz aller Vorstellung von Washington aus unterlagen auch die an der Verschwörung beteiligten Amerikaner der ganzen Strenge des Gesetzes.

Alle Aufstände, Verschwörungen und Geheimgesellschaften hatten an Amerika einen mächtigen Rückhalt gehabt; man wollte Spanien ermüden und hoffte auf eine friedliche Lösung bezüglich der Frage der cubanischen Erwerbung. Als man aber das Madrider Kabinett in seinen Entschließungen unerschütterlich fand, so zog die Regierung zu Washington plötzlich andere Seiten auf; man scheute die Opfer des Krieges, vor allem aber die mit ihm verbundenen Gefahren für Handel und Gewerbe. Soulé wurde abberufen und beschuldigt, seine Mission vollständig verkannt und absichtlich Zerwürfnisse hervorgerufen zu haben. Dazu kam noch der hereinbrechende Bürgerkrieg, der die Angelegenheit vollends in den Hintergrund drängte.

Indessen wuchs die Unzufriedenheit mit der spanischen Herrschaft in Cuba täglich mehr. Für die Anlagen der Straßen im Innern geschah so gut wie nichts. Handel und Schiffahrt konnten sich nur schwach entwickeln unter einem System, das den Verkehr mit fremden Nationen nur ungern sah und besonders den wichtigen Handel mit den Vereinigten Staaten durch unerhörte Zölle erdrückte. Die Landwirtschaft ward gelähmt, zunächst durch die Steuer des Zehnten, noch mehr durch die sogenannte Alcabala, die Abgabe von 6 Prozent vom Nettoertrag des Verkaufes oder Austausches unbeweglicher Güter. Durch die Erhöhung der unmittelbaren Steuern um 10 Prozent im Sommer 1868 und durch die unsinnigen Verfolgungen der Reformpartei wurde die Erbitterung aufs höchste gesteigert. Am 2. August organisierten die Gebrüder Aguilera in Bayamo eine Verschwörung, um Cuba von der spanischen Herrschaft zu befreien. Namentlich breitete sich die Bewegung im östlichen und mittleren Teile der Insel aus und in Manzanillo stellte sich Cespedes an die Spitze. Am 10. October wurde die Unabhängigkeit

Cubas proklamiert. Bald befanden sich der Osten und das Centrum in den Händen der Aufständischen, die ihrerseits sofort eine republikanische Regierung einsetzten.

Im Winter 1868 auf 1869 drehte sich der Kampf um die Eisenbahn zwischen Nuevitas und Puerto Principe, wobei die Spanier meistens den Kürzeren zogen. So bot denn der spanische Oberbefehlshaber, General Dulce, Februar 1869 den Cubanern Amnestie und Abstellung aller ihrer Beschwerden an; allein er bestand auf die Abhängigkeit von Spanien und fand daher nur taube Ohren. In demselben Monat erhoben sich noch andere Distrikte unter Führung des Polen Ruloff, der in allen Gefechten gegen die Spanier Sieger blieb.

Am 10. April 1869 fand ein Nationalkonvent in Guaimaro statt, welcher die zur Republik erklärte Insel in vier Staaten einteilte, eine Verfassung annahm und Cespedes zum Präsidenten, Quesada zum Oberbefehlshaber ernannte. Der Kampf gestaltete sich für die Spanier immer ungünstiger und bedenklicher, da im Mai die Insurgenten durch zwei in den Vereinigten Staaten ausgerüstete Expeditionen Zufuhren an Mannschaften, Waffen und Munition erhielten und die spanischen Truppen durch das gelbe Fieber in furchtbarer Weise decimiert wurden. Sodann waren die Legionen der Voluntarios durch ihre Zuchtlosigkeit für die Regierung mehr eine Verlegenheit als eine Hülfe und drückten durch Schandthaten und Grausamkeiten jeder Art dem Kampfe den Stempel des rücksichtslosesten Verwüstungskrieges auf.

Noch mehrere Jahre schwankte der Kampf unentschieden hin und her, wobei den Aufständischen die karlistischen Unruhen in Spanien eine wesentliche Stütze boten. Erst nachdem der Karlistenaufstand unterdrückt war, gelang es dem 1876 nach Cuba geschickten General Martinez Campos und dem zum Generalkapitän ernannten Jovellar, Februar 1878, nach zehnjähriger Dauer des Aufstandes die letzten Rebellen zur Unterwerfung zu bringen.

Nach der Unterdrückung der Insurrektion verlieh ein königliches Dekret vom 3. Juli 1878 der Insel dieselbe Kommunal- und Provinzialvertretung, die das Mutterland genießt. Ein Gesetz, das die Sklaven für frei erklärte, wurde am 8. Mai 1880 proklamiert. Im April 1881 wurde die spanische Verfassung auf Cuba verwirklicht, doch blieb es noch der Aufsicht des Ministers der Kolonien und des Generalkapitäns unterworfen und hat somit keine eigene Gesetzgebung. Ein Dekret vom 7. Oktober 1886 machte dem sogenannten Patronatssystem, dem letzten Rest der Sklaverei, ein Ende und setzte etwa 25000 Neger, die noch Sklaven geblieben waren, in Freiheit. Die Arbeit der freigewordenen Farbigen sucht man seit jener Zeit durch Einführung indischer und chinesischer Kulis zu ersetzen.

Hiermit beschließen wir diesen Abschnitt, um noch über die natürliche Beschaffenheit und wirtschaftliche Bedeutung der Insel einige Worte zu sagen.

Was wir an eigentlich geologischen Kenntnissen Cubas besitzen, verdankt man Alexander v. Humboldt, der die Insel ziemlich genau durchforscht hat. Er fand drei Kalkarten; die eine an Farbe gelblich weiß mit glattem Bruch, stellenweise löcherig und zahlreiche Versteinerungen bergend; die andere rötlich weiß mit jener schichtweise abwechselnd und nur geringen Spuren von Petrefakten. Eine dritte Kalkbildung entdeckte Humboldt an verschiedenen Teilen der Küste und auf Inseln, welche, wie die Jardines, die Entstehung ihr verdanken. Es ist dieses ein aus Korallentrümmern und Kalkgebilden zusammengefügtes Gestein, das noch täglich sich fortbaut und am Rande des caraibischen Meeres auf Portorico, Guadeloupe und Martinique repetiert.

Aus dem Steinreich sind in Cuba mächtige Gypslager, Marmorbildungen und neben manchem anderen nutzbaren Mineral die schönsten Jaspisarten zu nennen, letztere durch tadelfreie Glättungsfähigkeit um so wertvoller. Erdpech, Stein- und Braunkohle werden mit Nutzen, aber unzureichend ausgebeutet. Magnetstein von mäßiger Kraft wird in großer Menge zwischen Santiago und Kap Cruz angetroffen. Ueber Vorkommen von Gold hat man früher viel gefabelt; ausgemachte Sache ist, daß seit

200 Jahren keine Spur dieses Minerals oder seiner alten Fundorte hat ermittelt werden können.

Silber, das zuerst 1838 auf Cuba gefunden wurde, und Eisen werden wenig gewonnen, dagegen Kupfer sehr viel, am meisten in den ergiebigen Distrikten von Cobre. Was sonst über die Gebirgsverhältnisse der Insel Cuba mitgeteilt werden könnte, wäre mehr durch Schlüsse als auf Untersuchung zu begründen. Ganze Bergmassen liegen noch als unnahbare Wildnisse dem Auge des Forschers verschlossen; oberflächliche Untersuchungen lassen auf Granit, Gneis, Syenit, Porphyr und Serpentin unzweifelhaft schließen.

An den Grenzen der Tropenzonen gelegen, hat Cuba im allgemeinen ein glückliches Klima. Die Nähe der See mildert zusehends die tropische Hitze, die Sonnenglut wird gelinder und die rauhen Lüfte des Winters erscheinen geschwächt; nur an rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thälern, oder an Abhängen, die sich nach Süden senken, erreicht die Hitze eine höhere Staffel. Die angestellten Beobachtungen ergeben für Habana einen Jahresdurchschnitt von 25 Grad Celsius; für das an der Südküste gelegene Santiago erhöht sich das Mittel um etwa 1½ Grad. Im Innern der Insel betrug die Wärme im Durchschnitt von fünf Jahren 23 Grad Celsius, während auf den höchsten Punkten das Thermometer ab und zu, jedoch als Ausnahme mehrerer Jahre, auch unter den Gefrierpunkt fällt. Man hat beobachtet, daß bei anhaltenden Nordstürmen in den Wintermonaten die Gebirgskämme mit Glatteis sich überziehen. Gewitter giebt es in Habana mit Ausnahme der Monate Dezember und Januar das ganze Jahr.

Die von Mai bis Oktober häufigen Niederschläge und die dadurch plötzlich entstehende Abkühlung der Temperatur verursachen häufig den Ausbruch des gelben Fiebers, zu welchem namentlich die Europäer disponieren, solange sie nicht den ersten und zweiten cubanischen Winter zwecks Akklimatisation überstanden haben.

Doch behaupten die Aerzte, daß es durch mäßiges Leben, durch Enthaltung des Liqueurs und sonstiger geistiger Getränke sehr wohl zu verhüten sei; daß ferner das Fieber auf Cuba, wo das ganze Jahr beinahe erfrischende Winde wehen, bei weitem nicht so gefährlich auftrete und kaum den gleichen Namen verdiene wie in den Städten an der Südküste Nordamerikas oder in den Seehäfen Mexikos.

Bevor wir auf die cubanische Landwirtschaft und deren wesentliches Erzeugnis übergehen, haben wir noch einige wild wachsende und eingeführte Pflanzenarten zu erwähnen, die entweder Nutzen oder Annehmlichkeiten dem Menschen bieten.

Unter den Palmen tritt dem Besucher der Habana zuerst die Königspalme entgegen, ein bis Guanajay und südlich verbreiteter Baum, dessen Beschreibung wir A. v. Humboldt verdanken. Seine Blätter dienen zum Dachdecken, seine riesenhaften Blütenscheiden zur Verpackung, u. a. auch der großen sogenannten Pflanzercigarros, welche nur selten auf den europäischen Markt gelangen. Die etwa drei Zoll dicke, sehr harte Holzkruste, welche die innere Fasermasse des bis neun Fuß Umfang haltenden Stammes umgiebt, wird zum Bauen der Negerhütten verwandt, liefert Sparren und Wandhölzer nach Bedürfnis.

Von der durch ihr goldgelbes Nußöl auch in Europa bekannten Acrocomiapalme besitzen die Antillen mehrere Arten. Außer diesen kommt noch, jedoch als eingeführt, die Dattel- und Kokospalme vor.

Farbenprächtige Gewächse in Menge. Die Zahl der Orchideen ist groß und ihre Verbreitung nicht gering, da der stäubende Same, von den Winden weit umhergeführt, überall günstigen Stand findet, wo schattige Wälder rauschen.

Von Nutzpflanzen haben die cubanischen Gartenzüchter das Beste aus allen Tropenländern sich angeeignet, so den Zucker und Kaffee, den Reis, die Yamswurzel, die Mango, das Guineagras, welches als Viehfutter dient, den Sesam, dessen Oel von den Negern genossen wird. Unter den einheimischen Früchten sind Ananas, die Advokat-

birne, die Kartoffel, unter den Wurzeln die Batata, die Yucca, das Aron zu nennen. Unter den Lianen, welche die Waldbäume umwirren, zeichnet sich ein sogenannter wilder Wein aus, dessen Stengel eine Fülle wohlschmeckenden Wassers enthalten; eine Gummipflanze, deren Ranken in fünf Jahren eine Länge von 200 Fuß treiben, giebt in einer einzigen Saftzeit 50 bis 60 Pfund des kostbaren Extraktes, ohne daß der Pflanze dabei ein wesentlicher Abbruch geschähe.

Werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Tierreich der Insel, so ergiebt sich die Thatsache, daß von den großen Raubtieren des Festlandes schon zur Zeit der spanischen Eroberung keines angetroffen wurde. Doch ist es übertrieben, wenn man gesagt hat, Cuba besäße kein einziges schädliches Tier. Eine Art Nachtschmetterlinge gefährdet den Kaffeebaum; Zucker, Reis und Mais leiden unter den Verheerungen eines verderblichen Insekts; eine cubanische Plage ist der Fadenwurm, und schließlich nennen wir noch den Kaiman, die Skorpionen und Moskitos, welche dem Reisenden immer eine unangenehme Zugabe sind.

Affen zählt man einige Arten; auch das Kaninchen und der Dachs finden sich häufig. Unter den Raubvögeln ist der auch im Norden bekannte schwarze Aasgeier ein sehr nützliches und wohlthätiges Tier, weil es, die bewohnten Gegenden aufsuchend, diese von faulenden tierischen Körpern säubert.

Eine wahre Zierde der Landschaft sind die weiß- und rotgefärbten, stolzen Flamingos, denen man in den Savannen auf Cuba häufiger begegnet, als in Deutschland den Störchen. Löffelreiher, Gänse und Enten beleben die Küsten und Flüsse; Tauben, Papageien und verschiedene Hühnervögel bevölkern den Wald. Daneben giebt es Singvögel, unter diesen die cubanische Nachtigall, deren Gesang schon Columbus entzückte; ferner mannigfache Arten farbenprächtiger Vögel, darunter mehrere Species Kolibris.

Aus der Zahl der Reptilien ist der Leguan als Speise geschätzt, ebenso eine große Seeschildkröte, welche ein Gewicht von fünf Centnern erreicht und zahlreiche Eier in den Ufersand legt, die sorgfältig aufgelesen zu Markte gebracht werden; ihr Fleisch aber ist minder beliebt wegen eines eigentümlich fremden Beigeschmacks, den die Kochkunst bis jetzt noch nicht zu heben gelernt hat.

Unter den Fischen nennen wir einige Arten mit lebhafter Färbung und auffallender Gestalt, so den Rochen und fliegenden Fisch, die beide ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen gesucht sind. In großer Zahl findet sich auch der Haifisch, welcher das Baden zu einem lebensgefährlichen Wagestück macht.

Unter den verschiedenen Anbaupflanzen verdienen Kaffee, Zucker und Tabak besondere Aufmerksamkeit, insofern eine ansehnliche Menge, besonders der letzten beiden Erzeugnisse, den Weltmarkt betritt, wogegen der gleichfalls gewonnene Kakao, Reis und die ganze Zahl der übrigen Nutzpflanzen nur in geringerer Menge und hauptsächlich für den heimischen Bedarf gezogen werden.

Verhältnismäßig spät ist der Kaffee nach Cuba übergesiedelt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde im Jardin des Plantes zu Paris dieses persische Gewächs mit Aufmerksamkeit gepflegt und vermehrt. Ein Schiffsfähnrich im Dienste Ludwigs XIV. hatte ein Bäumchen mit Sorgfalt und Aufopferung seines spärlich zugemessenen Trinkwassers, das er während der Ueberfahrt zum Begießen der Pflanze aufsparte, glücklich über den Ocean nach Martinique gebracht, und gab mit diesem einen Gewächse den reichen Pflanzungen der Antillen ihren Ursprung. Im Jahre 1728 von Engländern nach Jamaika versetzt, wurde der erste Kaffee 1748 von einem Franzosen aus Portorico nach Cuba gebracht, gewann jedoch erst durch die aus Haïti dorthin flüchtenden Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgedehnteren Anbau. Die Produktion des Kaffees hat infolge der Konkurrenz von Brasilien und Java sehr abgenommen und wird für die Folge noch mehr heruntergehen.

Die eigentlichen Stapelprodukte Cubas sind Tabak und Zucker, mit denen es weithin über die ganze Erde bekannt ist. Gleichwie die Kultur des Kaffees, so hat es

die des Zuckerrohrs durch französische Flüchtlinge erhalten. Der Trieb, diesen Handel auszubeuten, regte sich um so lebhafter, als die Preise des Zuckers durch die Zerstörung der Plantagen Haïtis auf dem europäischen Markte eine fabelhafte Höhe erreicht hatten und die spanische Regierung, den Vorteil im rechten Augenblicke wahrnehmend, die Zölle ermäßigte und anderweite Erleichterungen den Ansiedlern bewilligte.

Der östlich von der Habana gelegene Landstrich, von zahlreichen Hügelketten durchzogen, bietet einen vielfach geklüfteten, dürren Kalkboden, der, mit Waldungen bedeckt, zu keinerlei Anbau sich eignen wollte, weil das Wasser, in Felsspalten und Grotten durchsickernd, tiefere Gegenden aufsucht. Zwischen diesen Hügelzügen und der schroff abfallenden, sandigen, mit Dorngesträuch überwucherten Küste zieht sich ein Landstrich hin, welcher, aus den höheren Felsklüften bewässert, zahlreiche Tabak- und Zuckerpflanzungen beherbergt.

Unter den Erzeugnissen des gesamten heißen Erdgürtels ist der Rohrzucker eines der angesehensten. Sein Anbau ist für Cuba Lebensfrage. Die Zuckerpflanze, den Gramineen zugehörig, ist mit dem Mais, Reis, Weizen, Roggen, dem gewöhnlichen nordischen Schilfe nahe verwandt; sie erwarb eine um so größere Wichtigkeit für den Weltmarkt, als es Völker giebt, denen der Zucker das Salz ersetzt. Zwar gedeiht das Zuckerrohr auch in Spanien und Italien bei einer durchschnittlichen Sonnenwärme von 17 bis 20 Grad Reaumur, erreicht aber entschieden erst zwischen 23 und 25 Grad Reaumur seine höchste Entwicklungsfähigkeit. Der Boden Cubas hat zudem noch eine besondere, dem Zucker zusagende Nährkraft, da er 25 bis 75 Jahre ungedüngt trägt, während auf den französischen Antillen eine Zuckerpflanzung nur 7 bis 12 Jahre mit Hilfe europäischen Düngers erhalten werden kann. Die Gesamtproduktion betrug im Jahre 1890: 645000, 1891: 725000, 1892: 710000 und wird für das Jahr 1894 auf 712000 Tonnen geschätzt. Die Produktion ist im Fortschreiten begriffen, was wohl vorzugsweise der Anwendung verbesserter Maschinen zu danken ist.

Ueber Ursprung und Vaterland des Tabaks hat man sich häufig gestritten und war über die Zeit seiner ersten Einfuhr nach Europa in Zweifel. Erwägt man, daß die Nikotiana zur Zeit der Entdeckung Amerikas noch unbekannt waren, daß die Spanier zuerst den Genuß des Tabaks auf Cuba beobachteten und die Sitte, wie berichtet wird, mit vielem Wohlgefallen alsbald nachahmten, so sind damit alle Zweifel beseitigt. Nicht nur die Cigarre, auch die europäische Pfeife hat ihren Ursprung von Cuba genommen, wie mancherlei alte Funde bezeugen.

Da die Spanier den Tabaksbau von den Ureinwohnern überkamen, so war seine Kultur eine der ersten, welche sich auf der Insel ausbreitete. Ursprünglich nutzte man nur die zur Regenzeit überschwemmten Uferländereien, sah aber bald durch steigende Nachfrage sich genötigt, den Anbau auch auf weniger üppigen Boden auszudehnen. Die Güte der Ernte hängt auf Cuba von dem Eintreffen der nassen und trockenen Jahreszeit ab, da gegen Ende der ersteren der Same gestreut, und die Ernte im Monat März mit Schluß der trockenen Jahreszeit eingebracht werden muß. Je nach den verschiedenen Landstrichen ist auch die Qualität des Tabaks sehr von einander abweichend. Von Consolacion bis Christobal ist derselbe sehr gut, aber herbe; von Christobal bis Guanajay minder gut, und so ostwärts bis Holguin und Santiago, wo endlich ein besseres Blatt gedeiht. Der Tabak des Thales von Guines eignet sich am besten zu Schnupftabak, weniger zum Rauchen. Die feinen Vuelta de Abajo-Erzeugnisse sind meist auf Jahre im voraus an berühmte Fabriken der Habana vergeben. Aus solchen Gründen fällt es europäischen Fabrikanten schwer und wird ihnen fast unmöglich, Cigarren zu fertigen, welche den besten der Habana gleichkommen. Auch ist der Käufer durchaus nicht vor Betrug gesichert, da viel Tabak eingeführt wird, einzelne Jahre sogar mehr, als Habana selbst produziert hatte. Die jährliche Tabakernte beläuft sich etwa auf 400 000 Ballen, von welchen aber nur etwa die Hälfte zur Ausfuhr gelangt.

Der Gesamtexport Cubas betrug im Jahre 1894 306 Millionen Mark und nicht viel weniger wertete die Einfuhr, die sich, abgesehen von Manufakturen aller Art, hauptsächlich aus Nahrungsmitteln, Spirituosen, Blech- und Metallwaren zusammensetzte.

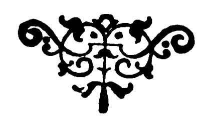
Vermöge eines unerschöpflichen Reichtums natürlicher Hilfsquellen, über welche Cuba verfügt, hat die Ertragsfähigkeit dieser Insel, einige Schwankungen ausgenommen, von Jahr zu Jahr sich gesteigert. Hätte es die spanische Regierung verstanden, ihrerseits den neuen Zeitverhältnissen gerecht zu werden, so würde sie in Cuba eine außerordentlich reiche und treu ergebene Kolonie besitzen. Spanien aber hat aus der Vergangenheit nichts gelernt, hat zwar die früheren Aufstände nach langjährigen Kämpfen niedergeworfen, ohne aber die Ursachen zu beseitigen.

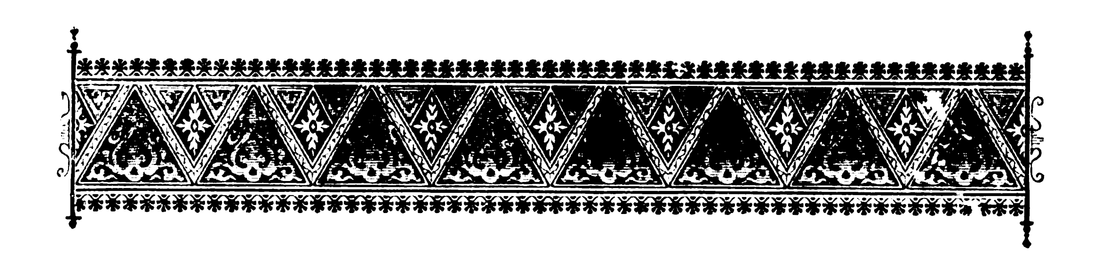
Nach wie vor muß Cuba alle spanischen Waren zollfrei einlassen, seine eigenen Produkte aber im Mutterlande hoch verzollen und, was noch schlimmer, die Repressalien des Auslandes dafür tragen, daß Spanien fremde Einfuhr in Cuba hoch belastet. Der starre spanische Charakter kann sich von der altererbten Vorstellung, die Kolonien als Objekt der Ausbeute zu betrachten, nicht trennen.

Die Ausschließung der Cubaner von der Gesetzgebung und der Verwaltung ihres eigenen Landes, die Korruption der meist käuflichen und für jede dienstliche Handlung Geschenke fordernden spanischen Beamten sind weitere Faktoren, welche, ähnlich wie im Jahre 1868, so auch jetzt den Funken der Revolution entfacht haben.

Für Spanien steht viel auf dem Spiele. Gelänge es Cuba dieses Mal, sich unabhängig zu machen, so würden die übrigen Kolonien vermutlich sehr bald dem Beispiel folgen, und dann sänke Spanien, welches heute noch immer eine gewisse Weltstellung behauptet, zum Range von Griechenland hinab. Aus dem Budget der Insel bestreitet es eine Menge Ausgaben zu seinen eigenen Gunsten. Die überaus reichen, stets sich mehrenden Einkünfte, welche Spanien seit Mitte dieses Jahrhunderts aus Cuba bezogen hat, haben dazu beigetragen, die Finanzverhältnisse des Mutterlandes auf einem erträglichen Niveau zu erhalten.

Eifersüchtig und streng bewachte es stets seine kostbare Provinz; angesichts der Gefahr des Verlustes wird es alles thun, das Aeußerste versuchen, sich die Perle der Antillen zu wahren.





Schwefel*).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Von

Pauline Klaiber.

In der Schlafstube von Paul Hansen herrschte eine feierliche Stille. Das durch die runden Scheiben der kleinen Fenster hereinfallende Morgenlicht bekam durch die vor dem Zaun stehenden Ulmen einen grünlichen Schein. Einzelne Sonnenstrahlen zitterten auf dem sandbestreuten Fußboden und verlängerten sich gegen das große Bett in der Ecke dem Fenster schräg gegenüber. Sie schienen gerade auf ein paar magere Hände, die nach dem Gesangbuch auf der Bettdecke tasteten. Diese Hände gehörten Paul Hansen. Wie schrecklich abgemagert waren die früher so arbeitsamen Fäuste, die den Pflug und den Zügel so sicher geführt hatten, wie nur einer im Dorf, und im Wirtshaus die Karten auf den Tisch getrumpft bis spät in die Nacht. Gelb und abgezehrt, so daß man jeden Knochen unterscheiden konnte, kamen sie aus den blauen Hemdärmeln hervor; ihre jetzige Beschäftigung schien ihnen ungewohnt; ungeschickt blätterten sie in dem Buche und konnten die Nummer nicht finden, die der Lehrer gestern mit einem riesigen Eselsohr bezeichnet hatte.

Der zu diesen Händen gehörende Kopf war der eines alten Mannes. Das Gesicht war breit und aufgedunsen und die kleinen hellgrauen Augen, deren Blick sich ratlos auf die Schrift des Gesangbuches heftete, brannten im Fieber. Seine Haare waren noch feucht und glatt vom Kämmen mit Wasser und die Wangen waren so glatt rasiert wie am Sonntag, obgleich es Mittwoch-Morgen war.

Der Kranke blickte verstohlen nach der Thüre, die jetzt behutsam aufgemacht wurde. Seine Frau kam herein im schwarzen Kleid und frisch geplätteter Haube. Sie rückte einen Tisch vor das Fenster und legte ein weißes Tuch darauf. Dann nahm sie aus dem Schranke neben der Thür ein Paar angelaufene Messingleuchter mit langen schräg sitzenden Talglichtern und stellte sie neben einander auf den Tisch vor der Fensterbank. Eine Lichtschere und eine Schachtel Zündhölzer kamen auch noch dazu.

Sie setzte sich mit ihrem Strickzeug in den Lehnstuhl neben dem Kopfende des Bettes; lautlos zählten ihre Lippen die Maschen. Die Augen ihres Mannes waren zugefallen, sie glaubte, er schliefe. Das Klirren der Stricknadeln und sein pfeifender Atem waren die einzigen vernehmbaren Laute.

---

*) Anm. d. Redaktion. In ihrer Tendenz stimmt die Novelle mit den Ansichten, welche die Redaktion vertritt, nicht ganz überein. Aber da sie für die kirchlichen Zustände Dänemarks charakteristisch ist, haben wir geglaubt, sie dennoch bringen zu sollen.



„Maren,“ erklang es nach einer Weile.

„Was willst du, Paul?“

„Was sollen die Lichter?“

„Der Pfarrer will es so haben, wenn er vorbereitet.“

Jetzt kam ein Schein von Interesse in Pauls Augen. „Lege auch das Testament und Hannes Konfirmationsbuch dazu,“ sagte er. „Man kann nicht wissen, es gefällt ihm vielleicht.“

Kurz nachher kam es zögernd — die Finger zupften nervös an der Bettdecke: — „Was glaubst du, daß er sagen wird?“

„Nur Gutes, Paul,“ und ihre runzlige Hand strich zärtlich über die Bettdecke, „was sollte er sonst zu einem kranken Menschen sagen? Sei nicht verzagt, du bist ja keiner von den Schlimmsten gewesen.“

„Denkst du das wirklich nicht, Maren?“ Die Augen bekamen einen gespannten Ausdruck und wurden feucht. „Wenn du es nicht meinst, dann glaube ich auch, daß der Pfarrer nicht so sehr streng sein wird. Denn über dich ist es doch immer hergegangen, wenn ich des Nachts so spät nach Hause kam.“

„Ja, Paul, ich bin freilich manche Nacht voller Angst vom Bett aufgefahren, wenn du betrunken heim kamst. Aber das war bloß, als die Kinder noch klein waren. Ich hatte Angst, sie würden aufwachen und weinen, denn dann schlugst du sie allemal. Später gewöhnte ich mich daran, die Mannsleute müssen doch auch ihr Vergnügen haben. Mich selbst schlugst du ja niemals.“

„Maren, Maren, du warst viel zu geduldig! Warum warfst du mir niemals vor, daß ich ein Schweinekerl war?“

„Das wußtest du ja selbst, Paul.“

„Ja, einmal begriff ich es auch; ich dachte damals, ich würde es nie wieder vergessen, — aber doch vergaß ich es am selben Tage.“

„Ich erinnere mich nicht, wann das war.“

„Ach, das ist nun viele Jahre her. Ich weiß nicht warum, aber ich kam an jenem Abend zeitig vom Jahrmarkt nach Hause und ich war ganz klar im Kopfe. Du sagtest kein Wort, aber während ich am Tisch saß und mein Abendbrot verzehrte, hörte ich Hanne — sie war noch ein ganz kleines Ding — zu Peter sagen: „Heute ist der Vater nicht betrunken.“ Und sie sah so vergnügt dabei aus. Ja, das that wahrhaftig weh, daß so ein unschuldiges dreijähriges Ding so genau Bescheid über ihren Vater wußte.“

„Hanne war ein frühreifes Kind, es war sehr traurig, daß wir sie verloren. Und so groß und schön war sie geworden.“

„Der Pfarrer sagte, es sei eine Strafe Gottes! — Glaubst du so Böses von unserem Herrgott, Maren?“

„Man kann es nicht wissen.“

„Der frühere Pfarrer, Pastor Hansen, der war nicht von der Sorte. Er sagte mir nicht ein böses Wort darüber, als ich ihm damals die schlechtmelkende Kuh verkauft hatte.“

In der Erinnerung an jenen schlauen Handel zog ein Lächeln über sein Gesicht, das sich aber gleich wieder in eine starre Feierlichkeit verwandelte, als man jetzt das Rollen eines Wagens auf der Straße hörte, das in ein Rumpeln auf dem Pflaster des Hofes überging.

Maren eilte hinaus und die Finger des Kranken umfaßten wieder das Gesangbuch.

Der Pfarrer stand schon auf der Staffel des Hauses. Es war ein großer junger Mann mit dunklem Vollbart. Eine weiße Halsbinde guckte unter dem Kragen des Sommerüberziehers hervor.

„Guten Tag und willkommen, Herr Vanborg, und vielen Dank, daß Sie kommen. Er sehnt sich so nach Ihnen.“

Bei dieser vertraulichen Anrede glitt ein unwilliger Zug über das Gesicht von

Pastor Vanborg. Von Marens Seite drückte sie übrigens die tiefste Ehrfurcht aus; sie redete die nicht zum Bauernstande gehörenden Personen immer mit ihrem Familiennamen an.

„Guten Tag, Frau Hansen. — Heißt Ihr nicht Maren? Wie geht es Eurem Manne?"

Und als die Frau versuchte, an ihm vorbei an den Wagen zu kommen, fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort:

„Nein, es ist nichts zu holen, ich habe die Abendmahlsgefäße nicht mitgebracht."

„Aber er möchte doch so gerne zum Tische des Herrn gehen," sagte Maren und sah den Pfarrer erschreckt an. Dann sich langsam zu dem Sohne wendend, der noch ganz verwettert auf dem Bocke saß und die Peitsche in der Hand drehte, fragte sie: „Hast du ihm das nicht gesagt, Peter?"

„Doch, Euer Sohn hat seinen Auftrag richtig ausgerichtet," beeilte sich der Pfarrer zu sagen, „aber das wagte ich nicht zu verantworten, nach dem Leben, das Euer Mann geführt hat."

„Ach, lieber Gott," klagte Maren, „er ist schon so jämmerlich drau, nun wird es vollends schlimm mit ihm werden."

Der Pfarrer öffnete die Thüre der Wohnstube und trat ein. Hier hatte sich die Schwiegertochter, Peters Frau, mit einem zahnenden Kinde eingefunden. Verlegen lächelnd gab sie dem Pfarrer die Hand, als er an ihr vorbei in die Schlafstube ging, gefolgt von der schweratmenden Maren.

„Guten Tag, Paul Hansen."

„Guten Tag, Herr Pfarrer, es freut mich, bitte, kommen Sie näher."

Der Kranke streckte die Hand aus, und seine Augen glitten am Pfarrer vorbei und richteten sich fragend auf Marens verstörtes Gesicht.

„Nun, wie geht es heute?" fragte der Pfarrer.

„Es steht recht schlecht — aber man muß sich darein finden, ach Gott, ja."

„Der Herr hat sich in viel bei Euch gefunden, Paul Hansen; wenn ich recht sehe, ist seine Langmut nun zu Ende."

„Da hat der Herr Pfarrer recht, ja, wir sind alle Sünder. Nein, ich treibe es gewiß nicht mehr lange, so sehr habe ich es auf der Brust. Aber ich bin ganz zufrieden damit, wenn es Gottes Wille ist; ich bin ja ein alter Mann und habe mein Gutes genossen. Nun möchte ich noch so schrecklich gerne zu Gottes Tisch gehen."

Nach dieser langen Rede, während der die Stimme schwächer und schwächer geworden war, mußte er sich ermattet niederlegen; ein Hustenanfall erschütterte den ganzen Körper. Maren eilte zu ihm hin und hielt seinen Kopf in die Höhe.

„Nun, Paul, ist es jetzt besser?"

Der Pfarrer ließ ihm Zeit, sich zu erholen, dann sagte er: „Ihr sagt, Ihr wollt zum Tische des Herrn gehen. Da kann ich Euch nicht zu Willen sein. Ich wage diese Verantwortung nicht auf mich zu nehmen, Euch zu Eurer eigenen Verdammnis essen und trinken zu lassen."

Die Lippen des Kranken bewegten sich, aber er konnte die Worte nicht hervorbringen. Sein Gesicht war aschgrau geworden; der Pfarrer beachtete es nicht.

„Ihr seid ein Säufer gewesen, Paul Hansen, Euer ganzes Leben lang; die ganze Gemeinde weiß es." Es war eine unterdrückte Weichheit in seiner Stimme; die Worte klangen tief und bestimmt.

„Das will ich nicht leugnen, Herr Pfarrer — ich bin schlecht gewesen", kam es nach einer Pause; — die Augen suchten Hilfe bei Maren — „aber jetzt ist es vorbei, der Herr Pfarrer kann mir glauben; ich habe in den letzten vierzehn Tagen keinen Branntwein geschmeckt."

Der Pfarrer wandte sich an die Frau. „Sagt mir einmal, wie lange ist Euer Mann krank?"

„Morgen werden es zwei Wochen," schluchzte Maren; sie war in den Lehnstuhl gesunken.

„Das dachte ich mir. Nein, Paul Hansen, Ihr lügt Euch bis zuletzt an, Ihr seid noch mitten in Euren Sünden.“

Maren sah auf. „Ihr dürft glauben, Herr Vanborg, er ist immer ein friedliebender Mensch gewesen. Mich hat er nie geschlagen.“ Sie weinte laut über diesen rührenden Zug ehelicher Aufmerksamkeit. „Wenn er auch hie und da einmal heimkam und ‚Mirakel‘ machte, so bereute er es doch immer nachher, wenn er darüber geschlafen hatte.“

Der Pfarrer stutzte ein wenig über die weltliche Anwendung dieses theologischen Wortes, aber er sagte nichts darüber.

„Und dann hat er auch in der letzten Zeit ein solch unmäßiges Verlangen nach Gottes Wort bekommen. Es vergeht kein Tag, an dem ihm Peter und Dorthe nicht etwas vorlesen müssen.“

„Gieb ihm das Predigtbuch,“ warf Paul eifrig ein. „Da sollen der Herr Pfarrer sehen, das bekam unsere Hanne zur Konfirmation von dem vorigen Pfarrer, weil sie immer so gut geantwortet hatte.“

Der Pfarrer nahm das Buch. „‚Hostrups Predigten‘, wißt Ihr, daß der Mann Schauspiele geschrieben hat? Und seine Predigten taugen auch nicht viel mehr.“

„Wie, der Mann, der hier Gottes Wort geschrieben hat, der soll ein Schauspieler gewesen sein? Das habe ich noch nie gehört.“ Paul sah mißtrauisch aus.

„Er hat Schauspiele *geschrieben* zum Vergnügen der Kinder der Welt, und die ungläubigen Menschen haben gelacht und sich gefreut, während unser Herr und Heiland sich abwandte und weinte.“

„Das ist ja schlimm.“ Pauls Gesicht nahm das Gepräge dummer Erstarrung an, von der man annehmen konnte, sie solle eine fromme Mißbilligung über das Schreckliche, das der Mann gethan hatte, ausdrücken. „Ja, ja, Maren, lege nur das Buch wieder hin.“

Der Pfarrer stand drüben am Fenster und trommelte auf die Scheiben; er überlegte, was er zu dieser umnachteten Seele sagen solle.

„Ach, du lieber Gott,“ erklang es vom Bette her.

Der Pfarrer drehte sich um. „Sagtet Ihr etwas?“

„Ich bitte unseren Herrgott, mir gnädig zu sein; das thue ich den lieben langen Tag, der Herr Pfarrer können mir glauben, ich werde kaum damit fertig in all der Zeit.“

Der unglückliche Paul wollte nicht, daß seine Gebete als Zeitvertreib aufgefaßt werden sollten, aber vielleicht verstand ihn der Pfarrer besser, als er sich selbst. Seine Worte weckten einen Sturm der Entrüstung im Herzen des Pfarrers und mit sprühenden Augen trat er an das Bett: „Ihr betet zu Gott, sagt Ihr. Was ist das für ein Gott, zu dem Ihr betet? Ich will Euch etwas sagen, Paul Hansen. Ihr habt die ganze Zeit während Eurer Krankheit zum Teufel gebetet und er wird Euch auch bald holen.“

„Ja, wenn es Gottes Wille ist,“ stöhnte der Kranke mechanisch; er verstand es gar nicht.

„Wenn ich sterbe,“ fuhr der Pfarrer fort, „so werde ich von Engeln in Abrahams Schoß getragen, aber wißt Ihr, wo ein Säufer hinkommt? In die Hölle kommt er.“

„Wir müssen uns darein finden, wenn es Gottes Wille ist,“ murmelte Paul. Er war jetzt halb bewußtlos, seine Wangen glühten und seine Augen brannten im Fieber.

„Und jetzt hört mein letztes Wort“ — der Pfarrer war ganz außer sich über den vermeintlichen Spott des verstockten Sünders — „hört nun mein letztes Wort: so gewiß ich in den nächsten vierzehn Tagen Erde auf Euch werfe, so sicher seid Ihr verloren. Jetzt ist des Herrn Langmut zu Ende.“

Paul Hansen hörte nichts von dem, was der Pfarrer sagte; er war in einen Halbschlummer gesunken und röchelte. Aber Maren gab es einen Stoß, als er die Verdammnis aussprach. Sie hatte noch nie viel darüber nachgedacht, was auf der anderen Seite des Grabes sei, aber die letzten Wochen hatten sie in einen Gedankenkreis

hineingeführt, der ihre Phantasie mit drohenden Gestalten aus der Bilderbibel, die sie als Kind bei ihrer Patin gesehen hatte, bevölkerte. Seit Pauls Krankheit war das Haus nämlich häufig von den „Auferweckten“ der Gemeinde besucht worden, einer ganz kleinen, aber unermüdlichen Schar Prediger der schwärzesten Sorte sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Im täglichen Leben hielten sich diese Menschen von den „Kindern des Teufels“ fern, darunter wurden alle verstanden, die nicht an den Sonntagsversammlungen beim Schmied teilnahmen; aber sobald es irgendwo eine Krankheit gab, kamen sie eines nach dem andern angezogen und erfüllten das Haus mit Liedergesang, so daß die Fenster klirrten. Wenn der Besucher allein mit den Hausbewohnern war, konnte es vorkommen, daß ihm oder ihr der Mut mangelte, die verlegene Stille, die dem Gesange folgte, zu unterbrechen und er sich mit ein paar Bemerkungen über Wind und Wetter davon schlich. Kam aber eine Ablösung von „Freunden“ oder waren mehrere zusammen da, kam es nicht selten vor, daß einer oder der andere die Erlaubnis von oben bekam, Zeugnis abzulegen, in denen der Satan und die Hölle sehr beliebte Mittelpunkte des Vortrages waren.

„Hier ist ein Leichengeruch,“ hatte Stine gesagt, als sie zuerst ihren Einzug in Paul Hansens Hof gehalten hatte. Und jeden Tag, während die Krankheit stetige Fortschritte machte, wurde Paul mit steigender Häufigkeit aufgefordert, an seine Sünden zu denken und sich zu bekehren, so daß er sich daran gewöhnt hatte, wie an die Arzenei, die ihm von Maren alle anderthalb Stunden in einem verbogenen Zinnlöffel gegeben wurde.

Aber Maren hatte sich durch diese Besuche bedrückt gefühlt. Sie wußte, sie sollte dankbar dafür sein; es verkürzte Paul doch immer die Zeit etwas, wenn er andere Menschen sah. Aber sie atmete immer freier, wenn sie nach Verlauf einer gewissen Zeit sich in die Küche stehlen und den Kaffee besorgen konnte. Maren war ein gastfreies Weib und der Kaffeetopf kam immer auf den Tisch, ehe die Gäste gingen. Die „Gottesleute,“ wie sich die Freunde selbst unter einander nannten, bekamen immer zwei Tassen Kaffee, aber das machte sie nicht milder in ihren Reden, nur lauter.

Maren hatte mit diesen Leuten nichts gemein, sie verstand sie einfach nicht. Ihre Worte brachten ihr eine Botschaft aus einer Welt, mit der sie nichts mehr zu thun gehabt hatte, seit sie in den Konfirmationsunterricht gegangen war, mit Ausnahme der Pflichtbesuche zwei Mal im Jahre beim Pfarrer, wenn sie und Paul zum hl. Abendmahl gingen, und an den Festtagen, an denen Paul zum Opfer in der Kirche auf seinem Platz sein mußte. Bekannt waren ihr die Worte allerdings und nach und nach weckten sie eine Ueberzeugung wieder auf, die in so vielen Jahren von Werktagsgedanken und Werktagsumtrieb überwuchert gewesen war. Sie sah die niedere weißgetünchte Stube wieder vor sich, in der der dicke, gutmütige alte Pfarrer ihrer siebzehn zur Konfirmation vorbereitet hatte. Aber es war merkwürdig, wie die Worte ihre Bedeutung verändert hatten. Der Pfarrer hatte sie anders angewendet als die Schmiedestine und die anderen, wenn sie von Bekehrung und Verderben sprachen. Sie konnte sich wohl erinnern, daß der Pfarrer gesagt hatte, sie müßten umkehren und gute Menschen und folgsame Kinder und nützliche Bürger werden, und er hatte Thränen in den Augen gehabt, als er dieses am Konfirmationstag wiederholte; aber Stine sagte, daß man sich bekehren müsse zum Glauben an das Blut Jesu. Von dem Blute Christi hatte der Pfarrer nicht viel gesprochen; vor Marens Seele stand der Heiland, wie sie damals hatte von ihm sprechen hören, ganz und gar nicht blutig, sondern ein milder Mann in reinen weißen Kleidern, der herumging und sie mit sanften Worten ermahnte, gut und brav zu werden. Bleich war dieser Jesus immer gewesen, und bleicher stand er jetzt in ihrem Gedächtnis, sogar etwas unbehaglich, aber das Göttliche soll auch nicht zum Vergnügen da sein. Und die Verdammnis die war nur für die schlechten Menschen, hatte der Pfarrer gesagt: „Wenn Ihr darnach trachtet, auf dem Pfad der Tugend zu wandeln, dann macht Euch Gott selig.“ Aber Stine sagte — und es war nicht ohne Absicht, denn sie hatte dabei fest mit der Hand auf den Tisch geschlagen —, daß alle Kinder des Verderbens seien, bis

sie sich in Jesu Schoß niederlegten, und daß für den, der starb, ohne in Jesu Blut reingewaschen zu sein, das höllische Feuer brenne.

Maren dachte ganz ruhig an solche Dinge. Sie verehrte ihren alten Pfarrer und mit diesem im Hinterhalt war sie ganz mit sich einig, nicht so schlimm von dem lieben Gott zu denken. Freilich konnte sie nicht behaupten, daß Paul immer gerade tugendhaft gewesen war — aber ein schlechter Mensch — nein, sie wußte es ja am besten, wie gutmütig er im Grunde war. In diesen Tagen war es ihr ein Trost gewesen, an den überwältigenden Kummer zu denken, den sie mit der Hanne gehabt hatten. Sie hatten sie verloren, als sie in ihrer schönsten Jugendblüte, stand, und der Pfarrer hatte gewiß recht gehabt, es war eine Strafe Gottes gewesen. Der Mensch thut ja manches Schlechte in einem langen Leben und zweie thun noch viel mehr, und das hatten sie beide gewiß auch gethan damals, als sie einander zu nahe gekommen waren und Peter nachher geboren wurde, ehe sie verheiratet waren. Aber dann hatte ihnen Gott später die Hanne genommen, da hatte er sein Recht bekommen, nun war die Rechnung in Ordnung: Das eine machte das andere quitt.

Aber jetzt, bei Vanborgs drohenden Worten war ihre ganze Sicherheit in die Brüche gegangen. Die entsetzliche Schande für Paul, nämlich vom Tisch des Herrn zurückgewiesen worden zu sein, hatte sie tief erschüttert. Und dann diese Sicherheit des Pfarrers, als er von Pauls Verderben sprach, als von etwas, das ganz gewiß und wahrhaftig war. War er nicht dagestanden mit der ausgestreckten Hand und der Zornesfalte auf der Stirn, ganz wie Moses in der Bibel der Patin.

„Ebenso gewiß, als ich binnen vierzehn Tage Erde auf Euch werfe, ebenso gewiß seid Ihr verloren,“ — diese Worte klangen in ihren Ohren, wie wenn sie die Warnungsstimme eines Propheten vernommen hätte. Es zerschmetterte sie. Sie sank schluchzend auf dem Stuhle zusammen.

Drinnen in der Stube hörte sie Dörthe schluchzen, sie hatte wohl auch die Worte des Pfarrers gehört. Von diesem Augenblick an war es für Maren entschieden: wenn Paul an einem der nächsten Tage starb, so gab es keine Rettung mehr für seine arme Seele. Und besser wurde es doch nicht mehr, daß Gott erbarm! Gestern hatte der Doktor gesagt, es sei unnötig, ihn wieder zu holen, allerhöchstens habe ihr Mann noch drei Tage zu leben.

Pastor Vanborg stand schon unter der Thüre. Sie trocknete schnell ihr Gesicht und ging ihm nach. „Darf ich Herrn Vanborg eine Tasse Kaffee anbieten,“ fragte sie und versuchte ihre Stimme fest zu machen; sie zitterte jämmerlich.

„Danke, ich nehme keinen Kaffee, jetzt habt Ihr an anderes zu denken.“

Er sah herab auf ihr runzliges Gesicht, das vom Weinen mit roten schwarzumrandeten Flecken bedeckt war. Ihre matten braunen Augen sahen so gut und gramerfüllt aus. Sie that ihm leid.

„Ja, das ist schwer, sehr schwer,“ sagte er, „demütiget Euch nun unter Gottes mächtige Hand, damit er Euch zu seiner Zeit erhöhen könne. Wenn Ihr zu Gott beten könnt, so befehlet Euren Mann“ — — — — in seine Erlöserhand, wollte er sagen, aber er brach hastig ab, als ihm einfiel, daß diese Anweisung nicht richtig mit dem übereinstimme, was er drinnen am Krankenbett gesagt hatte. Abschwächen oder zurücknehmen konnte und durfte er nicht; er stand in diesem Haus als Diener des Herrn ausgerüstet mit der verantwortlichen Macht, den Unbußfertigen ihre Sünden zu behalten.

Pastor Vanborg hatte ein menschliches Herz in der Brust unter dem Panzer des Richtens, mit dem er sich umgeben hatte. Als er vor vier Jahren als junger Prediger in diese Gemeinde gekommen war, hatten ihn die „Erweckten“ sich gleich als ihr rechtmäßiges Eigentum zugeeignet. Im Anfang hatte er nicht immer ganz mitthun wollen und hatte auch manchmal an einem Sonntag-Nachmittag, wenn er müde von seinen Hausbesuchen gekommen war, das Klavierspiel seiner in der Hauptstadt erzogenen Frau der dumpfigen Stube des Schmieds Jansen, wo sich die „Freunde“ versammelten, vor-



gezogen, aber der hatte hie und da, wie er selbst sagte, „dem Pfarrer ins Gewissen reden müssen,“ und bald hatte letzterer seinen festen Platz unter den Heiligen, d. h. er folgte dem kleinen Kreis durch Dick und Dünn, und es war für den unselbständigen jungen Mann eine Erleichterung, daß er so leicht auf einem entschiedenen Standpunkt angekommen war. Allerdings war ihm dadurch seine Wirksamkeit, dem größten Teile seiner Gemeinde gegenüber, bedeutend erschwert und er predigte beinahe leeren Bänken. „Der Schmied schreibt seine Predigten,“ sagten die Witzbolde. Aber um so heller strahlte sein Licht außerhalb der Gemeinde. In dichten Haufen scharten sich die „Freunde“ um seine Versammlungen, wenn er seine Streifzüge in die anderen Pfarrdörfer unternahm. Er war ein eifriger Reiseprediger geworden, der jedes Jahr, wenn zur bestimmten Zeit Rechenschaft über die geistliche Wirksamkeit abgelegt werden mußte, mit Dutzenden von abgehaltenen Versammlungen glänzte. Bei alledem war er eine Art Sprechmaschine geworden und überschätzte sich in seinen eigenen Gedanken; ein Mann mit engen Ansichten und hartem Urteil; aber im innersten Kern gar nicht so schlimm, wie er gerne bei den „Kindern der Welt“ scheinen wollte.

Als er jetzt in Marens verstörtes Gesicht sah, fühlte er große Lust, auch einmal menschlich mit einem armen Menschenkind zu sprechen. Er hatte schon die Hand erhoben und wollte ihr auf die Schulter klopfen und ihr ein paar freundliche Worte sagen. Aber die Hand sank wieder herunter; er war zu hoch hinaufgeschraubt, als daß sich ihm die einfachen Worte gefügt hätten. Er konnte viel leichter große Worte anwenden. Vielleicht war diese weiche Bewegung am Ende gar eine Einflüsterung des Bösen. Nein, hier durfte er nicht trösten; diese Frau könnte den falschen Trost der Welt annehmen und den wollte er nicht bringen.

Deshalb sagte er kurz „adieu“ und ging.

Peter spannte gerade an. Dörthe stand neben ihm und trocknete ihre Augen mit der gestärkten Schürze.

„Ihr braucht mich nicht zurückzufahren,“ sagte der Pfarrer, „ich gehe ebenso gern zu Fuß.“

Während er auf der Hausstaffel stand und seinen Rock zuknöpfte, kam ihm Maren zögernd nach. Sie hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen, aber es wurde ihr schwer, es herauszubringen. „Da ist noch etwas,“ sagte sie und legte die Hand vor die Augen, wie zum Schutze gegen die helle Vormittagssonne, „es ist nur etwas ganz Kleines, das ich mit dem Herrn Pfarrer besprechen möchte.“

„Ihr dürft mich nicht bitten, Eurem Manne das Abendmahl zu geben, denn das kann ich nicht.“

„Nein, das können Sie wohl nicht, es ist auch etwas anderes. -- Es geht ihm schrecklich schlecht, er treibt es nicht mehr lange.“

„Das glaube ich auch,“ sagte der Pfarrer und bohrte mit seinem Stock ungeduldig im Pflaster.

„Nein, er treibt es nicht mehr lange. Gestern früh, als er mich weckte, war es, als wie wenn ihm der schreckliche Tod schon aus den Augen sehe. ‚Himmel, bist du zusammengefallen‘ — sagte ich — ‚du bist am Ende schon tot‘. — ‚Das habe ich selbst gedacht‘, antwortet er, ‚und wenn ich doch sterben muß‘, sagt er, ‚so möchte ich gerne‘ — sagt er —“ Sie stockte und sah forschend in des Pfarrers Gesicht.

„Was möchte er?“

„Er möchte, aber Sie müssen nicht böse werden, Herr Vanborg, denn schwer ist es, — er möchte —“

Der Pfarrer war es müde, ihr weiter zu helfen, er schwieg und bohrte weiter.

„Er möchte seinen Sarg sehen.“

„Seinen Sarg?“

„Ja, seinen Sarg.“ Als sie die schwierigen Worte endlich gesagt hatte, kam es in unhemmbarem Redestrom: wie er seit gestern, sobald er zu sich gekommen war, bis heute

Morgen sie um den Sarg geplagt habe, und jetzt möchte sie so gerne wissen, ob sie es ihm gewähren dürfe. „Der arme Tropf sieht ihn ja sonst gar nicht, wie wir anderen, und es ist ja sein eigener Sarg. Es wäre seine letzte Freude auf der Welt," schloß sie ihre Rede.

Der Pfarrer war unerwartet teilnehmend. „Wenn Ihr glaubt, daß ihm das Freude macht," sagte er, „so lasset ihn seinen Sarg nur sehen. Er wird ihn bald nötig haben."

Marens Gesicht strahlte und sie vergaß ihre Herzensangst eine Weile. Sie hatte sich auf ein donnerndes Nein im Namen der Kirche gefaßt gemacht, als wenn sie mit dieser Bitte den Frieden des Grabes hätte stören wollen.

Sie dankte wieder und wieder, bis der Pfarrer schon weit vom Hofe entfernt war, und eilte dann zu Peter hin, der eben die Pferde in den Stall zurückführte. Als er hörte, er solle in die Stadt und den Sarg holen, war er sehr gegen diesen Auftrag; das würde den Leuten etwas zu reden geben, das ganze Dorf wisse ja, daß der Vater noch nicht tot war. Aber hier kam Dörthe der Schwiegermutter zu Hilfe. „Du kannst deinem Vater wohl deinen guten Willen zeigen, es braucht es ja niemand zu erfahren; du kommst ja bei der Hitze beinahe um, deshalb kannst du gut etwas vom Wege wegfahren. Lege ein wenig von dem in der letzten Woche geschnittenen Reisig um den Sarg und einen ordentlichen Haufen oben darauf, wir müssen ja doch am Begräbnis backen. Fahre dann nur ganz ruhig zu und es schert sich gewiß keine Katze darum."

„Das wäre das erste Mal, daß ich Reisig im Sonntagsstaat führe," wandte Peter brummend ein. Aber er bewunderte seine Frau bei dieser Gelegenheit wie schon oft vorher, und es waren noch keine fünf Minuten vergangen, als er zum Hofe hinausrollte.

Gegen Abend kam Peter mit dem Sarg zurück. Den ganzen Tag waren keine Besuche dagewesen und jetzt war die Tageszeit lange vorbei, daß man noch jemand erwarten konnte. Maren wußte den Grund genau; die Schmach, die die Familie durch die Zurückweisung vom Abendmahl erlitten hatte — es war das erste Mal gewesen, daß der Pfarrer den Mut gehabt hatte, eine solche Verhaltungsmaßregel anzuwenden —, mußte sich in dem Dorfe verbreitet haben, und nun genierten die Leute sich zu kommen, ehe sie es mit jedem einzelnen besprochen hatten. Paul hatte seit dem Morgen geschlummert, nur wenn der Husten kam, wimmerte er. Aber als Peter und Dörthe mit mächtigem Stampfen der Holzschuhe auf dem Steinboden und mit Stoßen und Schieben an der Thürverkleidung den Sarg in die Wohnstube hineinzwängten, wachte er auf. Er glaubte, es brenne, und rief angstvoll nach Maren.

„Ich komme gleich," erklang es von dort in dem Augenblick, als der Sarg auf dem Boden aufschlug. Der Kranke drehte sich mit großer Anstrengung auf die Seite und stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Hast du schlecht geträumt, Paul?" Maren stand unter der Thür. „Sei nicht böse, ich komme ja schon."

„Ich glaube, ihr dreht das Haus um, Maren. Ach Gott! wie weh thut mir meine Seite."

„Es ist Peter; er war in der Stadt und hat den Sarg geholt — der Pfarrer sagte, du dürfest ihn wohl sehen."

„Der Sarg — meinen Sarg?" Er wurde plötzlich ganz lebhaft. „Ach Gott im Himmel, so darf ich diese Freude erleben."

Maren richtete ihren Mann im Bette auf und stützte ihn mit einem Kissen im Rücken; mit viel Mühe wurde der Sarg hereingebracht und auf zwei Stühlen vor dem Bett aufgestellt.

„Er ist wirklich hübsch, Peter," winselte er vergnügt und strich zärtlich mit den Fingerspitzen über die glänzend schwarzen Seiten hin. „Lieber Gott, in diesen legt man mich hinein."

„Ihr sollt nach Eurem Willen und der Sitte des Landes begraben werden," murmelte Peter mit einem glücklichen Citat aus dem Kontrakt des Altenteils bei der Hofübernahme.

„Ja, ja, Peter, das ist schön von dir, daß du mich anständig bestatten willst. Ach ja, Hannes Sarg — kannst du es dir erinnern, Maren — wie hübsch sie dalag, kreideweiß wie eine geknickte Lilie, wie es der Schullehrer in ihrer Grabschrift ausdrückte. Ihre Nase war ganz krumm und klein geworden und man konnte die weißen Zähne in ihrem Munde sehen. Sie war eigentlich die schönste Leiche, die ich je gesehen habe, wenn ich das selbst sagen darf."

Diese Erinnerung that ihm gut, er konnte weiter sprechen, ohne daß ein Hustenanfall kam.

„Solltest du dich nicht lieber wieder hinlegen, Paul?" fragte Maren, die am Fenster stand und leise weinend sich die Nase putzte. Aber Paul hörte nicht, was sie sagte, er wiegte den Kopf hin und her und plauderte halblaut weiter: „Ja, ja, nun folge ich bald meiner kleinen Hanne in die schwarze Erde hinab. Glaubst du, ich werde sie wieder kennen, Maren?"

„Was sagst du, Paul?"

„Glaubst du, ich finde sie dort oben bei unserem Herrgott?"

„Du wirst sie dort wohl finden, sie war ein gutes Mädchen. Lege dich jetzt nieder, Paul."

„Ich möchte auch innen in den Sarg hineinsehen. Könnt ihr ihn nicht näher heranschieben?"

Als sie ihm willfahrt hatten und er das Innere mit einem langen Blick von oben bis unten untersucht hatte, sah er ganz mißtrauisch aus.

„Er ist viel zu klein, Peter, du hast ein unrichtiges Augenmaß, bedenke, daß ich immer ein wohlbeleibter Mann war."

Von Wohlbeleibtheit war jetzt nichts mehr an der elenden Figur, die sich da im Bette hin und her wiegte, zurückgeblieben, aber alle Vorstellungen halfen nichts, er ließ nicht nach, bis sie ihn in den Sarg hinübergehoben und ein Kissen unter seinen Kopf gelegt hatten.

„Jetzt kann der Vater sehen, daß er gut darin Platz hat," stöhnte Peter, schweißtriefend vor Anstrengung.

„Ach ja, hier ruht man gut," murmelte der Vater und sank gleich in eine Art Schlummer. Er war so schwer geworden, daß sie ihn beinahe nicht wieder in das Bett gebracht hätten.

In dieser Nacht schlief Maren nicht viel; Paul redete verwirrt von Hanne und dem Schippen-Knecht und von Särgen und den Engeln des Himmels in weißen Leichenhemden.

Am nächsten Tage war er von den Morgenstunden an ohne Bewußtsein, so daß er von den Besuchen nicht belästigt wurde, weder von den weltlichen noch von den heiligen, die sich mit Ausnahme von ein paar Ruhestunden am Nachmittag ununterbrochen ablösten.

Schon in der Frühe, als Dörthe draußen im Stall die Kühe melkte und Maren den Kranken zurecht machte, kam die Nachbarsfrau, Marens gute Freundin und Stütze seit vielen Jahren, die einzige, bei der sie sich manchmal beklagt hatte, wenn Paul besonders schlimm gewesen war. Für Maren war sie der liebste Besuch — sie hatte wohl gewußt, Anne-Christine würde die Hand nicht von ihr abziehen, selbst wenn der Pfarrer sie vor der ganzen Gemeinde beschimpft hätte.

Anne-Christine ging direkt auf die Sache los. Nachdem sie Pauls Hand genommen hatte und ihre unmaßgebliche Meinung ausgesprochen, daß er sehr zusammengefallen sei und es nicht mehr lange treiben werde, sah sie Maren von der Seite an und sagte:

„So, also er wollte ihm das Abendmahl nicht geben, — nun, der Pfarrer ist nicht unser Herrgott."

„Ach nein," gewiß nicht," flüsterte Maren und wandte die Augen weg.

„Das mußte endlich einmal kommen, er hatte es uns ja so oft in der Kirche angekündigt. Es bleibt auch nicht bei euch allein, damit könnt ihr euch trösten."

„Ach nein, gewiß nicht," wiederholte Maren mechanisch. Sie fragte sich, ob wohl Anne-Christine wisse, daß der Pfarrer ihren Mann geradezu verdammt hatte.

„Ich habe schon die ganze Zeit auf so etwas gewartet, seit ich ihn mit meinen eigenen Ohren auf der Kanzel habe sagen hören, daß die Wöchnerinnen, die ihren Kirchgang nicht halten, nicht besser als Huren seien."

„Wir haben immer unseren Kirchgang gehalten, nicht wahr, Anne-Christine?"

„Ja freilich, Maren, man muß der Sitte gehorchen. Ich habe nie vornehm thun wollen, wie die Müllerin und die Kaufmannsfrauen und solche. Aber sie einfach Huren zu nennen, das ist doch abscheulich. Ich mußte dabei denken, daß er damit auch seine eigene Mutter verdammt, denn sie ist aus der Hauptstadt, und wie man mir gesagt hat, hält dort keine Wöchnerin einen Kirchgang."

„Das ist ganz richtig, Anne-Christine. Ach, wie hatten wir es doch so friedlich und gut im Dorfe, ehe diese ‚Heiligen' kamen."

„Ganz gewiß! Aber man kann selbst einem Schelm unrecht thun. Das habe ich doch gemerkt, seit die mit dem Predigen angefangen haben, saufen die Leute nicht mehr so schrecklich wie vorher, auch fluchen sie viel weniger."

„Bei Paul hat es nichts geholfen."

„Nein, bei Paul hat es nichts geholfen. Der arme Tropf! Jetzt hat er auch seinen letzten Schnaps getrunken. — Aber ich stehe hier und schwatze, ich muß nach Hause und arbeiten, denn unser Mädchen hat seit gestern Magenweh und liegt im Bette. Adieu, Maren, es nützt doch nichts, wenn ich hineingehe und ihm gute Besserung wünsche, denn er merkt nichts mehr davon."

„Nein, adieu, Anne-Christine, schönen Dank, daß du hereingeguckt hast." —

Die zwei Frauen des Hauses standen in der Küche. Maren schälte Kartoffeln und dabei liefen ihr die hellen Thränen die Wangen herunter. Eine Weile that Dörthe, wie wenn sie es nicht merkte, aber zuletzt war es ihr zu schmerzlich, sie konnte es nicht mehr mit ansehen.

„Ihr dürft nicht so schrecklich betrübt sein, Mutter," sagte sie, „vielleicht geht er doch noch selig fort."

„Ich weiß nicht, wie er hier fortkommt, aber wenn er begraben wird und Herr Vanborg wirft Erde auf ihn, so ist er verloren, — er sagte doch so." Sie hatte sich ganz in den Gedanken verbissen, diese drei Hände voll Erde müßten Pauls ewiges Schicksal entscheiden.

„Das kann man nicht so genau wissen," sagte Dörthe. „Ich habe auch von meiner Mutter gehört, als ich noch zu Hause war, in früherer Zeit konnte der Pfarrer am Grabe, wenn er in seinen Hut blickte, sehen, wo die Seele hingegangen war. Aber jetzt sieht ja kein Pfarrer mehr in seinen Hut; vielleicht können sie es aus den weichen Baretten, die sie jetzt haben, nicht mehr erforschen. Und Pastor Vanborg hatte ja nicht einmal ein Barett, als er es sagte."

Dörthe versuchte den Witz so ungezwungen als möglich herauszubringen, aber es gelang ihr nicht recht, die Sicherheit des Pfarrers hatte auch ihr imponiert.

„Diese Heiligen hier sprechen soviel mit Jesus, sowohl morgens als abends, vielleicht hat der Pfarrer eine Offenbarung gehabt," sagte Maren.

„Da ist keine Gefahr," antwortete Dörthe, die jetzt ihr Gleichgewicht wieder gefunden hatte. „Der Schmied ist der einzige, der Offenbarungen hat; er ist der reinste Cimbrianus. Könnt Ihr Euch erinnern, wie ihm damals der hl. Geist verbot, für den Weber Hans Bürge zu werden um lumpige 50 Thaler, und doch sind sie Brüder des

Herrn, wie sie selbst sagen, ja, ja, der heilige Geist roch den Bankerott, der Schmied ist gut, nicht wahr?"

„Ich fürchte mich so, bis der Schmied und Christine Randrup und alle die anderen kommen, sie werden mich so hart anlassen, daß ich mich nicht aufrecht halten kann. Wir können doch den Menschen die Thüre nicht vor der Nase zuschließen."

„Nein, das können wir nicht gut. Ich wünschte sie wären —" Dörthe vollendete auf mimische Weise ihren frommen Wunsch und warf den Strohwisch, mit dem sie eben scheuerte, auf den Kehrichthaufen.

„Herr Gott! da sind sie schon." Maren fuhr beim Aufgehen der Hausthür zusammen. „Dörthe, du mußt hineingehen, mir ist ganz elend zu Mute."

Es war indessen nur die alte Brigitte, eine Armenhäuslerin, die gewöhnlich kam, wo man einen Todesfall erwartete; sie kleidete nämlich die meisten Leute im Dorfe an.

„Ich darf ihn doch ankleiden, nicht wahr?" fragte sie Maren, die beim Erkennen der Stimme, sich die Hände an der Schürze abreibend, in die Schlafstube kam.

„Ja, das darfst du, Brigitte, du hast es ja auch bei Hanne gethan."

„Ich habe alle Leichen auf der nördlichen Seite der Kirche besorgt und niemand ist bis jetzt mit mir unzufrieden gewesen. Er soll hübsch werden, Maren, das verspreche ich. Das weiße Haar, das ziert eine Leiche — die Krone der Gerechtigkeit, wie der Psalmist sagt."

Brigitte hielt darauf, in hohem Stil zu schließen, sie rechnete sich wegen der Art ihres Geschäftes schon halb zur Geistlichkeit. Als man ihr dann ihren Topf mit abgerahmter Milch und einem Klumpen dickgekochter Grütze gefüllt hatte, entfernte sie sich mit vielen Danksagungen.

Die Vormittagsarbeit wurde heute gar nicht fertig; einer nach dem anderen kam und wollte sich nach Paul erkundigen, und so oft die Hausthüre ging, sah Maren zuerst durch einen Spalt in der Küchenthüre, ehe sie sich hervorwagte. Es gab heute nur Kartoffeln und Speck zum Mittagessen, aber Peter war ein friedliebender Mensch, der nicht brummte: die Weiber können auch nicht mehr leisten, als sie eben können. —

Maren hatte sich zu einem halbstündigen Nachmittagsschläfchen auf den Lehnstuhl neben dem Krankenbett geschlichen. Plötzlich fuhr sie auf. Der Hund bellte zum zwanzigsten Mal wie wütend. Schlaftrunken suchte sie der Küche rettenden Hafen zu erreichen und rief zugleich nach Dörthe, aber es war schon zu spät, und sie war erst in der Mitte der Wohnstube, als die Thüre aufging und zwei Frauen hereinkamen. Ein ordentlicher Schreck durchfuhr sie bei deren Anblick.

Die erste, ein wenig unter Mittelgröße, konnte in den Dreißigern sein. Sie hatte eine breite knochige Figur, ein breites, eckiges, mit niederer Stirn versehenes Gesicht, das glänzte, als ob es, besonders über der Nase, mit einer Bürste bearbeitet worden wäre; die kleinen grauen Augen blinzelten mit einem kalten Ausdruck, wenn sie einen ansahen. Der vorherrschende Gesichsteil war entschieden der Mund: er war außergewöhnlich groß und unter den langen dünnen farblosen Lippen zeigten sich, wenn sie ihn während des Sprechens weit aufmachte, einige wenige grasgrüne Zahnstumpen und dahinter eine unergründliche schwarze Tiefe.

„Guten Tag," sagte sie, und gab Maren die Hand, das Gesangbuch hatte sie in der Linken. „Ja, da habt Ihr mich wieder," plapperte sie aufdringlich weiter und setzte sich dadurch über die Schranke, die in Marens abweisender Zurückhaltung lag, weg. „Die Kinder Gottes müssen arbeiten, so lange es Tag ist, wißt Ihr, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Ich fange nie mit einem Gespräch über das Wetter an, müßt Ihr wissen, ich komme gleich zur Sache. Ich will mit Eurem Mann einen Psalm singen, deshalb bin ich gekommen."

„Er kann Euch nicht verstehen, er kennt niemand mehr," versuchte Maren einzuwenden, während ihre Blicke an der Frau des Schmieds vorbeigingen und ihre Begleiterin suchten, ein schönes, üppiges Landmädchen mit gutmütigem Gesicht.

Aber Madame Jensen hörte gar nicht, was Maren sagte, und der Richtung ihres Blickes folgend, sagte sie schnell: „Das ist wahr, Ihr kennt sie wohl gar nicht, sie ist die Tochter von Matthias Masen aus Oberstadt; sie hat seit dem Frühjahr angefangen, den Herrn zu suchen. Sie ist das einzige Kind Gottes dort in der Gemeinde, deshalb nehmen wir Heiligen von Asperup uns ein wenig um sie an, wenn sie die Erlaubnis bekommt, von zu Hause fortzugehen, denn ihre Eltern sind erklärte Feinde des Reiches Gottes."

Als die Eltern genannt wurden, seufzte das besprochene junge Mädchen. Seit die Gottesleute von Asperup sie im Triumph als das „einzige fromme Mädchen von Oberstadt" herumführten, hatte sie sich das Seufzen angewöhnt. Das Seufzen stand aber dem kräftigen, dickbackigen Mädchen gar nicht, es schien von einem überladenen Magen zu kommen. Sie trat vor und gab die Hand. Ihre wasserblauen, einfältigen Augen hatten einen schmachtenden Blick angenommen; er senkte sich zärtlich-mitleidig in Marens, und der Händedruck war lang und fest, als wollte er nie wieder loslassen.

„Jetzt will ich Euch vorsingen," sagte die Schmiedsfrau; sie hatte sich inzwischen dem fortwährend schlummernden Paul genähert und seine widerstandslose Hand gefaßt.

„Sie sehen wohl, Frau Jensen, er kennt Sie garnicht oder doch wenigstens kaum."

„Er wird schon aufwachen, wenn wir singen," sagte die Schmiedsfrau vertrauensvoll und blätterte in dem Gesangbuch. „Ach, das habe ich ganz vergessen," — jetzt kam ein boshafter Schein in ihre Augen, — „Ihr nahmt ja gestern das Abendmahl, ich wünsche Euch Glück und Segen dazu." Ihre Hand suchte die von Maren. Maren aber hatte sich schnell nach dem Schranke gedreht und zog verwirrt ein paar Schubladen heraus; sie antwortete nicht.

„Ich sah Euren Sohn gestern früh den Pfarrer fahren — habt Ihr nicht das Abendmahl genommen?"

„Nein, nein," sagte Maren und stürzte schluchzend aus der Stube.

„Nun, Sina, jetzt können wir anfangen," sagte Frau Jensen unangefochten, „wir wollen Nummer 286 nehmen: ‚Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast'." Sie setzte mit einer Trompetenstimme so hoch ein, daß der Kranke auffuhr und sie schon in der zweiten Linie wie eine riesige Grille zirpte. Unverdrossen begannen sie wieder aufs neue. Der Kranke war unruhig geworden und fing an zu stöhnen und sich herumzuwerfen. „Jetzt wacht er auf," sagte ihr triumphierender Blick zu Sina, „ja, ja, Gottes Wort kommt nicht leer zurück."

Aber er wachte nicht auf, er lag bloß da und röchelte, bewegte den Kopf hin und her und ächzte schwach.

Während des Gesanges kamen die zwei Frauen des Hauses herein; man brach nicht ab, um Dörthe zu begrüßen, man nickte nur feierlich. Als das Lied zu Ende war, las Frau Jensen den einen Vers noch einmal, die eindringlichen gefühlvollen Worte wurden flach und saftlos in ihrem großen Munde. „Akkurat denselben Vers hat der Pfarrer in seiner letzten Predigt gesagt — weißt du es noch, Sina?"

Sina seufzte und sah zu der Decke empor!

Stine fuhr fort: „Kehre wieder, fürchte nicht, daß der Gnädige dich verdamme, denn sein Herz vor Liebe bricht! Er sagte das mit solchem Ausdruck und zeigte gerade hinunter auf die Schulmeisterin; sie wurde puterrot wie ihr Halsband. Nein, die Kinder des Satans können sich vor dem Diener des Herrn nicht verstecken, sie werden durchschaut. Waret Ihr am Sonntag nicht in der Kirche, Maren?"

Sie wußte ganz gut, daß Maren nicht darin gewesen war; der Zuhörerkreis von Pastor Vanborg war immer leicht zu übersehen. Maren entging jedoch jeglicher Antwort, denn es ließen sich Schritte in der äußeren Stube vernehmen. Marens Gemüt war zwischen Erleichterung und Beklommenheit geteilt, als die Eintretende sich als die Hebamme Frau Laugesen auswies; sie wußte, jetzt brauchte weder sie selbst an dem Gespräch teilzunehmen, noch würde die Schmiedsfrau Gelegenheit zum Predigen

bekommen, so lange die Hebamme in der Stube war; diese würde ganz allein die Unterhaltung besorgen. Aber Maren hatte, wie alle Bauernleute, eine abgemachte Scheu vor einer Scene und eine solche konnte nun leicht ausbrechen, das wußte sie auch, denn Frau Laugesen verstand es nicht mit den „Heiligen" und am allerwenigsten mit der Schmiedestine. Sie war eine gerade Frau, die mit ihrer Ansicht nicht hinter dem Berge hielt. Sie kam mit Menschen der verschiedensten Art in Berührung und sah sie in den Verhältnissen der äußersten Verzagtheit, wenn sie ganz sie selbst waren, und deshalb war es schwer, ihr zu imponieren.

„So, so, Ihr habt Besuch," sagte Frau Laugesen, und begrüßte die Schmiedsfrau und ihre Begleiterin steif. „Ich mußte doch noch hereinsehen und hören, wie es ihm geht; ich war in Geschäften bei Anna Kolbeck, es war eine böse Stunde für die kleine Frau, es ist übrigens ein schwerer Bengel — ein Junge — ja, dieses Jahr sind es beinah lauter Buben. — Ach ja, einer kommt, der andere geht," seufzte sie und betrachtete Paul mit der Miene eines Doktors, „er muß bald fort, der Aermste."

Auf diese Kundgebung war nichts zu erwidern. Maren hatte heute der Ausstellung von so viel Todesattesten für ihren Mann beigewohnt, so daß ihre Antworten vorerst alle verbraucht waren und Frau Jensen saß da und machte ein saures Gesicht. Minutenlang herrschte vollständige Stille.

„Gehen denn diese Menschen niemals," dachte die Hebamme; sie fühlte sich zu ihrer eigenen Verwunderung von dieser Sachlage bedrückt. Aber es war keine Rede davon, daß sie gehen wollten. Madame Jensen hatte während des Singens den Geist über sich gefühlt, aber sie konnte nicht „Zeugnis ablegen", während diese große Person sie anglotzte. Deshalb versuchte sie es mit der Sonntagspredigt, in der sie unterbrochen worden war; aber es kam ein wenig gezwungen heraus. „Wie ich Euch gesagt habe, Maren, Ihr hättet am Sonntag in der Kirche sein sollen; er sprach so schön von den unglücklichen irrenden Schafen, die draußen in der Wildnis der Welt in der Irre gehen."

„Ach ja," seufzte Maren und war auf das Schlimmste gefaßt, sie faltete schon die Hände, während sie verstohlen nach den Kaffeetassen auf dem Schranke blickte. Da kam ihr die Hebamme zu Hilfe.

„Sagen Sie mir einmal, Frau Jensen, sind Sie ein irrendes Schaf?"

„Ich danke dem Herrn, Frau Laugesen, daß ich eins seiner kleinen Herde geworden bin," lautete die Antwort. Die Stimme klang scharf und das persönliche Fürwort war stark unterstrichen.

„Dann weiß ich nicht, was Sie von der Predigt gehabt haben, denn dann war sie ja nicht für Sie, wenn sonst nichts darin war. Ich mag Vanborg nun einmal nicht predigen hören, denn wenn er erklärt hat, wie die Kinder des Teufels sind, dann paßt es nicht auf mich — so bin ich nicht. Und wenn er dann erzählt, wie sanft und gut und lieblich die Kinder Gottes sind, dann paßt es auch nicht auf mich. Aber eins von beiden sollte doch passen, denn er sagt ja, daß es nur diese zwei Sorten giebt."

„Wenn man dem Geist Gottes widerstrebt, kann man keine Befriedigung finden. Die Prediger des Herrn können es der Welt nicht recht machen, aber sie vermögen alles in dem Herrn, der sie stark macht. Bei Pastor Vanborg giebt die Posaune einen deutlichen Ton."

Ihre Stimme klang süßlich und die Worte waren beinahe an den Kachelofen gerichtet. Die Hebamme bekam einen roten Kopf — doch bezwang sie sich. „Da haben Sie übrigens recht, eine Posaunenstimme hat er, eine solche tiefe Stimme, daß ihn selbst taube Sitze hören können. Aber sind Sie auch ganz gewiß, daß er so mächtig ist, wie Sie sagen? — Ich meine innerlich — verstehen Sie? Ich habe immer gedacht, es muß nicht so schwer sein, auf der Kanzel stark zu sein und einem die Wahrheit zu sagen, aber im Täglichen, da ist so einer ja auch nicht mehr als ein anderer Mensch. Ja, ja, Frau Jensen, man sieht und hört manches, wenn man in Amtsgeschäften herumgeht."

Frau Jensen sah halb ärgerlich, halb neugierig aus. „Pfarrer Vanborg ist auch in seinem Hause Geistlicher, das weiß ich; er hat nur erweckte Dienstleute und die Heiligen der Gemeinde sind an seinem eigenen Tisch gesessen.“

„Von wegen dessen bin ich auch an seinem Tisch gesessen und da war er nicht ganz zufrieden mit der geschmelzten Suppe. Nein, Frau Jensen, Sie haben seine Frau im letzten Jahre nicht entbunden. Da habe ich es kennen gelernt: ein Mann ist eben auch nur ein Mensch, selbst wenn er am Sonntag einen Talar anhat. Während die Frau dalag und ächzte, fuhr er in der Stube hin und her, war kreideweiß im Gesicht und zerdrückte sein Taschentuch, bis es nur noch ein nasser Fetzen war. ‚Ach Gott, ach Gott‘, stöhnte er in einem fort. Stark war er da gerade nicht und es war, mit Verlaub zu sagen, Dreck in die Posaune gekommen. Da predigte ich denn dem Pfarrer: ‚Darf ich dem Herrn Pfarrer etwas sagen,‘ sagte ich, ‚unser Herrgott lebt noch.‘ Er sah mich an — so jämmerlich, wie wenn er sagen wollte: ‚Seid Ihr auch ganz sicher?‘ Ich hatte ihn beinahe gern, als er mich mit diesen Augen ansah, denn die Leute sind doch immer am besten, wenn sie keine Zeit haben, sich zu zieren.“

„Die Kinder Gottes sind auch nicht frei von den Versuchungen des Satans,“ antwortete die Schmiedsfrau, zahmer als sie sonst gewohnt war. Sie fühlte sich nicht ganz erbaut von dieser Schilderung der Hebamme, aber sie durfte sie nicht in Zweifel ziehen, sie war zu glaubwürdig.

„Nun, dann sind wir ja wieder ganz einig, Frau Jensen, aber dann kommt es mir auch vor, als ob ihr Heiligen nicht ganz so lieblich wäret, wie der Pfarrer in der Kirche sagt. Es war wirklich sonderbar, ihn am Sonntag so reden und urteilen zu hören, wie wenn die Welt bis zur letzten Faser aus seinem Herzen herausgerissen wäre und dann am Dienstag Abend darauf so außer sich selbst — das war gerade, wie wenn der Prophet Elias Zahnweh hätte. Nein, da lobe ich mir den Pastor Hansen, den wir vorher hatten, der war sich vielmehr gleich.“

„Pastor Hansen war kein Freund der Heiligen,“ seufzte die Frau des Schmieds.

„Davon weiß ich nichts, aber mein Freund war er, und er hat mir viele gute Worte gesagt, denn ein anderer kann das Wort Gottes auch lieb haben, wenn es aus dem richtigen Fache ist, aus dem man es gerade braucht. Erst in der vorigen Woche schrieb er mir und erzählte von seinen Buben; ich habe sie alle sechs in Empfang genommen, als sie geboren wurden. Ich hatte auch nicht gedacht, daß wir so gute Freunde würden, als ich das erste Mal mit ihm sprach, da hatte ich eher im Sinne, ganz wütend über ihn zu werden; das war übrigens eine ganz possierliche Geschichte.“

Jetzt kam Frau Laugesens große Historie, die kurioseste Geschichte ihres Lebens. Merkwürdigerweise schien niemand neugierig auf sie zu sein, obgleich sie nicht öfters als 119 Mal zur Erheiterung der Kaffeegesellschaften im ganzen Distrikt gedient hatte.

„Ja, das war übrigens eine sehr possierliche Geschichte,“ lachte sie wieder. „Das Kleinchen hier von Oberstadt hat sie vielleicht auch noch nicht gehört, nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete Sina arglos und bemerkte nicht, daß die Schmiedsfrau ihr mit den Augen zuwinkte.

„Sie gehört ja auch nicht zum Distrikt,“ warf Maren ein, und geleitet von einer Gedankenverbindung zwischen der Geschichte von Frau Laugesen und dem Kaffeetrinken, das diese gewöhnlich begleitete, schlich sie sich hinaus in ihre geliebte Küche.

„Da sollst du sie also zu hören bekommen; ja, es ist eine sehr possierliche Geschichte,“ sagte die Hebamme, ohne Marens Verschwinden übel aufzunehmen. Sie setzte sich zurecht, beugte sich vor und legte eine Hand auf das Knie von Sina, während sie deren Augen mit ihrem aufwärts gerichteten Blick festhielt.

„Du mußt wissen, ich hieß damals Madam Nielsen. Zwar die Bauern nannten mich auch Lene wie heute noch; aber eine Hebamme ist ebensogut wie eine Madam. Der Name Laugesen ist freilich seltener, wenn ich es selbst sagen darf, aber damals hieß ich Nielsen, denn mein erster Mann hieß Michael Nielsen, — doch den hast du

nicht gekannt, aber er war ein äußerst ehrbarer Mann, ganz gewiß. Man konnte alles von ihm verlangen, was man wollte, und das ist sehr gut für eine Hebamme, die immer parat sein soll und nicht alles selbst besorgen kann wie ein anderes Bauernweib. Niemand konnte die Kinder so gut versorgen wie er. Da, eines Tages um die Mittagszeit — er war draußen im Laden und wog Zucker — denn er hatte ja einen kleinen Laden; das ist so eine nette Beschäftigung für den Mann einer Hebamme — und klein Stinchen saß auf dem Ladentisch und lutschte an einer Zwetschge und ich war eben dabei, mich anzuziehen, denn ich war in der Nacht im Geschäft gewesen — da höre ich die Ladenglocke klingeln und jemand sagen: ‚Guten Tag, ich bin der Pfarrer‘ — ich natürlich in einem Nu in die Kleider, eine Decke über das Bett geworfen und hinaus in den Laden. Richtig, es war der Pfarrer; er war freilich neu damals, aber gesehen hatte ich ihn doch schon im Gottesdienst.

„Ihr seid wohl der Michel Nielsen,“ sagte er zu meinem Mann, als ich herauskomme. „Ich begegnete einem kleinen Jungen drunten auf dem Weg,“ sagt er, „und er wies mich hierher.“

„Ja, das ist ganz richtig,“ nehme ich das Wort, denn Michel war nie flink mit der Zunge und jetzt war er ganz verschüchtert; ich konnte merken, er dachte darüber nach, ob der Pfarrer gestoßenen Zucker kaufen wolle oder ob er zu der Hebamme wolle oder warum er eigentlich gekommen sei. „Ja, das ist ganz richtig,“ sage ich wieder, nehme das Kind vom Tische und putze ihm die Nase, „es ist recht hübsch, daß der Herr Pfarrer hereinsehen, — wollen der Herr Pfarrer nicht so gut sein und hereinkommen, der Herr Pfarrer sind noch warm von dem weiten Weg, — und wollen der Herr Pfarrer sich nicht ein wenig setzen, dann darf ich dem Herrn Pfarrer eine Tasse Kaffee anbieten“ — und was man dergleichen mehr zu einem Pfarrer sagen kann.

„Sie sind also die Frau von Michel Nielsen,“ sagt er, und sieht mich so mitleidig an, daß mir ganz schwer ums Herz wird.

„Ja, das bin ich, Herr Pfarrer,“ sage ich — „doch Michel, kannst du nicht nach der Kleinen sehen, jetzt ist sie wieder die steinerne Staffel hinuntergefallen. Beeile dich ein wenig, Michel“, sage ich etwas heftig, „hörst du nicht, wie sie weint?“ Denn Michel stand da und kaute an einem Stück Bindfaden, und war in einer ganz anderen Welt mit seinen Gedanken, wie das so seine Gewohnheit war. Als nun Michel eilig davon lief, sah ihm der Pfarrer so verwundert nach, daß mir noch schlimmer zu Mute wurde.

„Aber wollen der Herr Pfarrer sich nicht setzen,“ sage ich, denn er stand immer noch mit dem Hute in der Hand und besah sich unsere Bilder, als hätte er Jesus und die Jungfrau Maria noch nie gesehen.

„Danke, danke,“ sagt er mit ausgesuchter Höflichkeit, „ich bin übrigens gekommen, — ich komme, um mit Eurem Mann über eine ernste Sache zu sprechen.“

„Deshalb können sich der Herr Pfarrer aber doch gut setzen,“ sage ich, und es fährt mir ordentlich in die Kniee; ich zittere und muß mich an der Wand halten.

„Wie geht es Euch jetzt?“ fragt er dann und sieht mich wieder so mitleidig an wie eine Hebamme in der Praxis.

„Danke,“ antworte ich, „es war wohl eine schwierige Zeit für mich seit Pfingsten, wie der Herr Pfarrer selbst aus den Kirchenbüchern sehen werden, aber man muß Gott für eine gute Gesundheit dankbar sein.“

„Was meint Ihr?“ sagt er und sieht mich wieder an, aber in diesem Augenblick kommt Michel mit dem Kinde und drückt sich an der Thüre herum, wie gewöhnlich, wenn Besuche in der Stube sind.

„Der Herr Pfarrer will mit dir sprechen, Michel, setz' dich her und bück' dich,“ sage ich. „Vielleicht möchten der Herr Pfarrer, daß ich meiner Wege gehe,“ frage ich ihn, denn man weiß doch, was sich gehört, aber große Lust hatte ich nicht dazu, Michel konnte auch wohl jemand brauchen, der für ihn sprach.

„Nein, Ihr könnt ruhig dableiben," sagte der Pfarrer und räusperte sich. „Hm, hm. Ja, Michel Nielsen, es ist ein ernster Anlaß, der mich herführt; es thut mir leid, daß mein erster Besuch in diesem Hause nicht erfreulich sein kann. Nun, Ihr versteht wohl selbst, auf was ich anspiele, Michel Nielsen?"

Es gab Michel einen Stoß, als der Pfarrer das sagte, und so feierlich, wie wenn er es aus einem Buche herauslesen würde. Michel sah zuerst den Pfarrer an und dann mich; aber ich war zu eingeschüchtert, ich konnte nichts sagen. „Was ist das nur?" dachte ich.

„Nicht wahr, Ihr versteht mich doch?" sprach der Pfarrer weiter und sah ganz strenge aus.

„Ja," antwortete Michel und verstand doch keine Silbe davon.

„Es würde Euch auch gar nichts nützen, es zu leugnen," fuhr der Pfarrer fort, und seine Augen blitzten, „denn es ist mir von verschiedenen Seiten und von glaubwürdigen Personen zu Ohren gekommen, daß Ihr nicht gut gegen Eure Frau seid. Wie ich höre, habt Ihr sie des Nachts zum Hause hinausgejagt und sie noch obendrein geschlagen. Verhält sich das nicht so?"

Ein Stein fiel mir bei diesen Worten vom Herzen, aber ich wurde trotzdem ganz wütend, denn das konnte doch wahrhaftig jedermann dem Michel ansehen, daß dieser Strohwisch seine Frau nicht schlagen konnte, selbst wenn er Lust dazu gehabt hätte. Er saß so reuevoll da, wie wenn er mich wirklich totgeschlagen und vergraben hätte, aber da sagte ich: „Der Herr Pfarrer sollten nicht auf das Geschwätz der Leute hören. Sehen Sie ihn doch an, glauben Sie, daß der einer Katze etwas zuleide thun kann?"

Nein, das kam dem Pfarrer auch nicht so vor, das mußte er einräumen. Aber er blieb dabei, er hätte es als ganz sicher gehört von Leuten, denen er glauben könne.

Und welche Leute denn das gewesen seien? Das könne er nicht sagen. Nun, ich will jetzt nicht repetieren, was ich sagte, denn aufgebracht war ich und reden kann ich ja auch. Da sagte Michel plötzlich: „Lene," sagt er, „glaubst du nicht, der Herr Pfarrer seien fehl gegangen?"

„Jawohl, er ist in ein falsches Haus gekommen."

„Ich meine, er hätte dem Böttcher-Michel diese Predigt halten sollen."

„Böttcher-Michel," sagt der Pfarrer und macht ein langes Gesicht, „ja, seid Ihr nicht Michel Nielsen, der Böttcher-Michel genannt? Denn zu diesem wollte ich, ich hatte gewiß geglaubt, Ihr seid derselbe."

„Verstehst du nun, wir hatten die Schelte bekommen, die der Sausaus drunten im Dorfe hätte bekommen sollen — jetzt ist er im Armenhaus in Listrup. Nun der Pfarrer entschuldigte sich so oft, er wußte nicht, was er uns alles Liebes und Gutes sagen sollte. Ehe er ging, waren wir ganz gut Freund geworden; aber zu dem Böttcher-Michel kam er an diesem Tage nicht mehr. — Ja, Pfarrer Hansen und ich, wir haben seither oft über diese Geschichte gelacht."

Die dicke Sina verzog verbindlich den Mund zu einem Lächeln, das ihr blaßrotes Zahnfleisch sehen ließ; im übrigen hatte sie halb geschlafen, denn für die Geschichten der Weltkinder hatte sie keine Spur von Interesse. Auch das Lachen der Frau Laugesen verstummte plötzlich wie abgeschnitten, als ihre Augen das Bett streiften, und es ihr einfiel, daß ihre Lustigkeit schlecht zu der Umgebung paßte. Mit steifer Haltung und strengem Blick hielt sie die Hand über die Tasse, als Maren ihr zum dritten Mal Kaffee anbot.

Maren hatte jedoch das Lachen der Frau Laugesen durchaus nicht beleidigt. Sie war ihr, während sie sich mit den Kaffeetassen beschäftigte, im Herzen für jede Minute, die sie mit ihrer Unterhaltung ausfüllte, dankbar gewesen. Es war indessen spät geworden, die Schmiedsfrau erhob sich, winkte ihrer Begleiterin und beide verabschiedeten sich ziemlich verlegen. Marens kleine Augen glänzten förmlich, als sie sie hinausbegleitet hatte.

„Jetzt hat sie den ganzen Abend Mutterwehen über ihre Predigt, die sie nicht loswerden konnte,“ sagte die Hebamme, während sie ihre umfangreichen Röcke zusammennahm und sich verabschiedete. — „Ja, behaltet nur den Mut aufrecht und verlaßt Euch auf unsern Herrgott, er schützt uns schon auch noch ein wenig.“

Als Dörthe, die in der folgenden Nacht bei dem Kranken gewacht hatte, gegen Morgen vom Stuhle auffuhr — sie hatte bloß fünf Minuten gedußelt, wie sie glaubte — lag Paul tot im Bette. Er war schon ganz kalt; die Nase sah blau aus in dem weißen Gesicht. Sie holte eilig die Schwiegermutter.

„Ach Gott, ach Gott,“ jammerte Maren.

Pastor Vanborg war ein Frühaufsteher; er machte gerne früh am Morgen einen Spaziergang, wie auch immer das Wetter sein mochte. Am Samstag-Morgen war er noch früher auf, als gewöhnlich; er hatte die Richtung nach dem etwa eine halbe Meile entfernten Pfarrhaus von Oberbeck eingeschlagen. Die Kirchen von Asperup und Oberbeck leuchteten im Morgenlicht, jede auf ihrem Hügel; es schien nur eine Entfernung von fünf Minuten zwischen ihnen zu liegen. Vanborg marschierte mit aufgeknöpftem Rock und freute sich der in der Nacht durch ein Gewitter abgekühlten Luft. Der Pfad durch die Aecker war trocken aber noch schwarz von der Feuchtigkeit und die Regentropfen hingen glänzend an dem saftiggrünen Roggen. Die Sommerfrucht war in diesem Jahre spät aufgegangen und lag, wenn man von der Sonne weg sah, wie ärmlicher grüner Schimmel zwischen den Ackerfurchen; wandte man sich aber gegen die Sonne, so bemerkte man die zollangen Triebe dicht hervorsprießen, und doch hob sich jeder einzelne mit seinen hellgrünen Zungen von dem schwarzen Boden ab, so daß man sie beinahe hätte zählen können.

Vanborg hielt oft an und schaute sich um. Es war eine herrliche Aussicht hier auf der Anhöhe. Die grünen und schwarzen Flächen des Feldes zogen in weichen Wellen gegen das Flußthal hin; Höhen und kleine Wälder, ein glänzender Fluß — hie und da wurden die Linien von einem Gebüsch unterbrochen. Weit drunten blinkten die Schieferdächer der Eisenbahnstation und auf der dem Thal entgegengesetzten Seite blaute über den braunen Linien der Wälder Bergrücken über Bergrücken, bis der letzte sich wie ein heller Rauchstreifen am Horizonte verlor. Weit, weit entfernt fielen die Sonnenstrahlen auf ein paar Häuser, deren Fensterscheiben helle funkelten.

Es that ihm gut, sich nach einer beinahe schlaflos verbrachten Nacht im Morgenlicht zu baden. Er schlief sonst wie ein Sack, sobald er den Kopf aufs Kissen legte, aber heute Nacht war er stundenlang wach gelegen und hatte sich unruhig herumgeworfen.

Drunten von Asperup war Peter gegen Abend bei ihm gewesen und hatte ihm des Vaters Tod gemeldet. Er solle von seiner Mutter grüßen und fragen, ob die Beerdigung am nächsten Freitag sein könne? Und auch, ob der Herr Pfarrer eine Leichenrede in der Kirche halten wolle?

„Ja, Peter Hansen, das kann ich gut,“ hatte der Pfarrer geantwortet, „der Tod ist eine ernste Sache und wir anderen müssen daran erinnert werden, daß nach dem Tode das Gericht kommt, damit wir umkehren, so lange noch die Zeit der Gnade ist.“

„Meine alte Mutter hat einen Trost so sehr nötig, Herr Pfarrer, sie kann es beinahe nicht verwinden, daß der Herr Pfarrer dem Vater das Abendmahl nicht geben wollten. Sie sitzt die ganze Zeit in einem Winkel und wimmert, und wenn wir mit ihr reden, so antwortet sie bloß immer, daß der Vater verloren sei.“ Und Peter drehte die Kappe in den Händen und weinte. „Aber, wenn der Herr Pfarrer ihm eine Leichenrede halten, so hoffen wir, wird sie Linderung spüren.“

„Das will ich thun, Peter Hansen, aber das muß ich Euch sagen, meine Worte werden weder von noch über des Toten Seligkeitsfrage handeln. Und ich muß Gottes

Wort verkündigen wie es ist, denn es ist ein zweischneidiges Schwert, das dem Fleisch und der Seele weh thut. Habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, ich glaube; der Herr Pfarrer werden reden, so gut Sie können und wie Sie es verantworten können."

„Ganz recht, das will ich. Ihr werdet also am Freitag um ein Uhr in der Kirche sein. Adieu, Peter Hansen, grüßet Eure Mutter und Eure Frau."

Und dann hatte Peter Hansen, während er dem Pfarrer die Hand zum Abschied bot, ihn mit so traurigen Augen, in denen die Thränen standen, angesehen und gesagt: „Und dann wird der Herr Pfarrer wohl nicht zu hart mit meiner alten Mutter sein, und — auch nicht mit dem Vater, denn das ist gerade das Schrecklichste."

„Gut, gut, Peter, vergeßt nur nicht, daß Ihr um ein Uhr in der Kirche sein müßt, und denkt an den Totenschein und die anderen Papiere." Dann war Peter mit schweren Tritten fortgegangen und Vanborg war in tiefe Gedanken versunken sitzen geblieben und konnte gar nicht mit seiner Predigt für den Sonntag ins Reine kommen.

War er zu hart gewesen, als er dem Alten das Abendmahl verweigerte? War es nicht eher eine That der Barmherzigkeit gegen ihn gewesen, wenn er ihn von der schrecklichen Verantwortung frei machte? Nun, eigentlich barmherzig gesinnt, das mußte er zugeben, das war er nicht gewesen, als der alte Mann dalag und lästerte. War es Eifer für die Sache des Herrn gewesen, oder war es — nun ja — schlecht und recht, Hitzköpfigkeit gewesen, die ihn sagen ließ, daß des Anderen Verderben unwiderruflich sei? Aber wahr war es doch, denn er starb in seinen Sünden, und die meisten gehen ja verloren. Aber die Frau, der arme Tropf. — — War es denn um eines Menschen willen erlaubt, die Gotteswahrheit zurückzuhalten?

Vanborg hatte eine seiner guten Stunden, da er sich selbst prüfte, ob seine Art des Vorgehens auch die einzig richtige sei. Solche Stunden waren selten bei ihm, er war immer so sehr beschäftigt. Vielleicht umging er sie auch in dem dunklen Gefühl, je mehr Selbstvertrauen er habe, desto mehr werde er ausrichten.

Es wurde ein langes Selbstverhör. Die Flamme in seiner Lampe flackerte und verlöschte, zuletzt saß er im Dunkeln; aber immer noch war es ihm, als ob die vergrämten Augen des alten Weibes ihm aus dem Dunkel entgegenstarrten. Er ging ins Bett, aber die Augen verfolgten ihn. Er sagte sich Schriftstellen vor, während er sich hin und her warf; sie gaben ihm alle recht, nur die alten Augen, die ihn anblickten, nicht. Und was konnte er in der Leichenrede verantworten; was durfte er sagen? — Diese Fragen verfolgten ihn in seinem unterbrochenen Schlummer, und klangen durch seine verwirrten Träume. Als er beim ersten Morgenschimmer erwachte, war er sich gleich klar darüber, er mußte hinüber zu Pfarrer Schuh in Oberbeck und mit diesem reden. Dieser Entschluß brachte ihm Ruhe und er schlief noch ein paar Stunden.

Er nahm sich Zeit zum Ankleiden und nach dem Kaffee beschäftigte er sich noch mit seinen Blumen. Durch das offene Fenster hörte er das Zwitschern der Vögel und die lauten Hammerschläge aus der Schmiede. Sollte er zu Jensen hinuntergehen, wie schon so oft? Nein, heute mußte es Schuh sein, das stand fest. Aber, wie wenn er seiner selbst nicht ganz sicher wäre, wenn er noch länger zögerte, nahm er eilig Rock und Hut und ging sehr frühe fort, früher als gewöhnlich.

Er mußte langsam gehen, Schuh war keiner von denen, die früh aufstanden.

Es war eigentlich sonderbar, daß er gerade auf Schuh verfallen war, dachte er unterwegs. Die Nachbarschaft war nicht der einzige Grund; Schuh hatte etwas, das ihn anzog. Vielleicht gerade, weil er nicht zur Partei gehörte. Die Heiligen in Asperup — dem Herrn sei gedankt dafür! — aber das konnte man nicht leugnen, daß der Gesichtskreis der lieben Kinder Gottes etwas eng war. Wenn er nach den Versammlungen, in denen die Brüder immer dieselben Anfangserfahrungen verkündeten und immer dieselben Urteile fällten, so daß einem das Herz dabei erstarrte und man schließlich keinen Gedanken mehr fassen konnte, und wo der brüderliche Ton ihm oft einen

süßlichen Geschmack im Munde machte, — dann einmal zu Schuh kam, war es ihm immer wohlthuend, wenn er mit diesem eine ordentliche Disputation haben konnte. Es konnte ganz heiß dabei zugehen, aber er hatte den kleinen beweglichen Herrn beinahe am liebsten, wenn er mit seinen feinen Händen in seiner grauen Mähne herumfuhr und die Augen hinter den Brillengläsern funkelten, während er mit kurzen nervösen Schritten im Zimmer hin und her lief. Es wurde einem ganz warm ums Herz bei diesen kurzen scharfen Worten. Denn es war offenbar, sie kamen aus einer tiefergriffenen Seele, die um ihre Altäre kämpfte. Jensen konnte sagen, was er wollte, Schuh war kein ungläubiger Mann. Aber die Deputationsabende, die er eingerichtet hatte, mit diesem ewigen Kommen und Gehen der Redner von der Hochschule? Und daß ein ernster Mann Vorstand eines Schützenvereins sein könne, das ging über Vanborgs Verstand.

Er erwachte aus seinen Träumereien mitten in der Straße von Oberbeck, wo ein Hund kläffend auf ihn losfuhr. Schräg gegenüber lag das neue rote Versammlungshaus mit ausgehauenen Drachen unter dem Dache.

Im Pfarrhaus traf er gegen sein Erwarten Schuh schon auf und am Schreibtisch, aber es war ja auch heute Samstag.

„Ach, guten Morgen, Vanborg, das hatte ich wahrhaftig nicht erwartet. Zu dieser Zeit!“ Schuh sprang vom Stuhl auf und warf die Feder weg. Mit einem Sprung war er neben Vanborg und half ihm den Ueberrock ausziehen. „Seien Sie willkommen! doch zuerst sollen Sie eine Tasse Kaffee haben. — Emilie!“ rief er durch die Thüre, „wir haben feinen Besuch bekommen.“

„Nein, ich danke, machen Sie Ihrer Frau keine Mühe!“ Vanborg kam gleich zur Sache. Er wäre zu einem Sterbenden gerufen worden, einem notorischen Säufer, und hätte ihm das Abendmahl verweigert. Hätte er anders handeln können?

„Und nun beißt Sie das Pfarrersgewissen und Sie kommen zu mir um ein Pflaster? Das freut mich höchlich, Vanborg, dann sind Sie noch nicht ganz verhärtet. Ich glaubte, es wäre noch viel schlimmer mit Ihnen; Ihr heiliger Schmied hat ausgesprengt, Sie hätten einem Mann ein Zeugnis für das heißeste Höllenfeuer ausgestellt und Ihr Siegel darunter gesetzt.“

„Das habe ich auch, es war gerade dieser Mann, ein Kind des Verderbens.“

„Ein Kind des Verderbens! Hu! Denken Sie daran, daß es jetzt nicht der hochwohllöbliche Schmied von Asperup ist, mit dem Sie sprechen, und lassen Sie alle geschraubten Redensarten beiseite.“

„Das ist ein wenig zu stark, Schuh. Nennen Sie Gottes eigene Worte Redensarten?“

„Ach, papperlapap! Sie wissen sehr gut, daß der Herr nur einen einzigen Menschen ein Kind des Verderbens genannt hat. Demnach muß der Mann, von dem Sie sprechen, ein reiner Judas gewesen sein.“

„Er war ein ungläubiger Mensch, das beweist sein Leben. Und ist das nicht genug zum Verderben? Ich weiß wohl, ihr mit dem ‚fröhlichen Christentum‘, ihr glaubt, daß nur die Schlimmsten verloren gehen; aber das ist dem Wort Gottes gerade entgegen.“

„Haben Sie nie in Ihrem neuen Testamente gelesen, wo Jesus auf die Frage, ob viele oder wenig selig werden, nicht antwortet. Ihr könnt eure Bibel wie eine Citrone auspressen, es nützt alles nichts. Gott schweigt darüber. Und wo er schweigt, da will ich das Recht haben, nach dem Drange meines Herzens zu glauben. Ich habe Ihnen gewiß schon früher gesagt, der Gott, an den ich glaube, muß meiner Ansicht nach der Stärkste sein. Wenn nun zuletzt der Teufel die meisten bekommt, dann scheint es mir, dieser sei der Stärkere von beiden.“

„Und deshalb wollen Sie das nicht sehen, was vor Ihren eigenen Augen steht: daß sich die meisten Menschen im Schmutz wälzen und wie die Tiere dahinsterben.“

„Da tauchen Sie aber doch zu tief in den schwarzen Topf, mein lieber Vanborg — das haben wir durchaus nicht vor Augen. Ich kenne viel mehr ehrbare Leute als Trunkenbolde und Ausschweifende, und ich brauche die Augen, die mir Gott gegeben

hat, ganz gut. Die Frauen hier in der Gegend, die verheirateten auf alle Fälle — was meinen Sie – , die sind doch alle brav und tüchtig? Und die sind doch gewissermaßen auch Menschen. Nun, es ist übrigens nicht die Ehrbarkeit, die selig macht."

„Nein, das sage ich auch, und deshalb frage ich: wie viele lieben den Heiland?"

„Wissen Sie das?"

„So viel weiß ich, daß die, so sich nicht um ihn kümmern, ihn auch nicht lieben können."

„Aha, das Kirchengehen, die leeren Bänke in Asperup! Aber Mensch auch! Sie jagen ja die Leute aus der Kirche hinaus mit Ihren Schwefelpredigten."

„Die Kirche muß sich leeren, ehe sie gefüllt werden kann." Vanborg sagte dies ein wenig ungeduldig. Es war ein wunder Punkt bei ihm, daß die Leute seiner Gemeinde ihn nicht gerne hörten.

„Jetzt repetieren Sie eine Lektion, Vanborg, und dazu hier eine ärmliche. Ist es dem Apostel von Asperup nun gelungen, Ihnen weiß zu machen, Sie sollen sich über die leeren Kirchen freuen? Ich käme gewiß nicht wieder in Ihre Kirche hinein, wenn ich erst einmal hinausgepeitscht worden wäre."

„Und wenn ich die Kirche von den Kindern des Teufels vollgepfropft hätte, so gingen sie doch verloren. Das sind die wenigsten, die dem Herrn angehören, können Sie das leugnen?"

„Nein, das kann ich nicht, obgleich ich keine Liste über die Seelen halte; aber können Sie behaupten, daß am jüngsten Tage dasselbe Facit herauskommen wird?"

„Wenn die Menschen in ihrem Unglauben sterben — ja."

„Sind Sie aber auch" — Schuh ergriff Vanborgs Rockkragen und ein leichtes Lächeln erhellte sein Gesicht — „sind Sie aber auch ganz sicher, daß der Tod das letzte Wort in dieser Sache spricht?"

„Ich konnte mir denken, daß es darauf hinauslief." Vanborg lächelte überlegen. „Bleiben Sie mir nur mit Ihrer Bekehrung nach dem Tode zu Hause."

„Und ich hoffe doch auf eine Bekehrung nach dem Tode, das habe ich niemals geleugnet."

„Wo steht das geschrieben?"

„Ach! Ihr mit Eurem ‚geschrieben, geschrieben', als ob die Bibel ein Lexikon wäre, das auf alle Fragen antworten könnte! Ich glaube es, weil ich es glauben muß. Aber wenn Sie schließlich eine Schriftstelle haben müssen, was halten Sie von dem Wort des Heilands, daß die Sünde wider den heiligen Geist weder in dieser, noch in der kommenden Welt vergeben werde, während alle Sünde und die Lästerung des Menschensohnes vergeben werde; spricht diese Stelle nicht davon, daß eine Vergebung nach diesem Leben noch möglich ist?"

„Das überzeugt mich nicht."

„Nein, natürlich nicht; wir suchen in der Schrift mit den Augen, die wir haben, und Sie lesen sie wie ein Richter das Gesetz."

„Ist Gott nicht ein verzehrendes Feuer?"

„Mein Gott ist eine wärmende Flamme. Ich denke gerade wie Luther: ‚wenn ich mir ein Bild von Gott machen sollte, so malte ich eine ganze Feuersbrunst von Liebe'. — Sagen Sie mir einmal, nicht wahr, Sie haben noch nie eins Ihrer Lieben verloren?"

„Nein, warum fragen Sie danach?"

„Ja, denken Sie sich einmal, daß Ihre eigene Mutter — Sie haben gewiß eine gute Mutter, das sehe ich Ihnen an — ohne Glauben stürbe, könnten Sie dann den Gedanken ertragen, sie brenne in der Hölle von dem Augenblicke an, da sie die Augen geschlossen hätte. Wenn Sie ein menschliches Herz in der Brust haben, so müßten Sie schon um ihretwillen die Entscheidung eine Weile aufschieben und sich an den Gedanken festklammern, daß sie dort, wo sie hingegangen, noch eine Gnadenzeit vorfinden könnte. Ihre Mutter, hören Sie, Ihre eigene liebe Mutter."

Während er sprach, war Schuh mit den Händen in den Hosentaschen im Zimmer

hin und her gelaufen. Mit einem Ruck hielt er jetzt vor Vanborg an und betrachtete ihn mit leuchtenden Augen. Vanborg schlug die seinigen nieder.

„Meine Mutter, ja, ich weiß nicht — es würde mir natürlich ungeheuer schwer fallen, meine eigene Mutter zu verdammen.“

„Und Sie würden sich an diese Hoffnung mit ganzer Seele anklammern, ganz gewiß würden Sie das. Aber der Mann, von dem Sie mir erzählt haben — für den dürfen seine Frau und seine Kinder nicht hoffen; sie dürfen nicht für ihn beten, nicht auf ein Wiedersehen warten. Zwischen ihm und ihnen soll von seiner Todesstunde an ein Feuermeer brennen, das steht durch die Entscheidung des Pfarrers felsenfest. Denn dieser Tote war nicht von den Schafen des Pfarrers, sonst würden ihn die Flammen der Hölle nicht versengen. O Vanborg, Vanborg! Soll ich Ihnen sagen, warum es Ihnen so leicht wird, die sterbenden Menschen in die Hölle zu verurteilen? Bloß weil Sie sie nicht so lieben, wie Ihre eigene Mutter. Wenn wir alle Menschen mit einer richtigen barmherzigen Liebe liebten, so würden wir sie nicht härter beurteilen als unsere eigene Mutter.“

„Ich danke Ihnen für dieses Wort über die fehlende Liebe, lieber Schuh.“ Vanborg ergriff des Anderen Hand. „Sie haben recht, wir machen einen Unterschied zwischen den Menschen, und das sollten wir nicht thun. Aber das hat nichts mit dem ewigen Erlösungsweg Gottes zu thun. Nein, ein Sohn kann seine Mutter nicht verdammen, mag man es Schwachheit, mag man es Liebe nennen! Aber was beweist das davon, wie Gott liebt oder wie Gott verdammt. Das ist zu leicht von dem Wunsche zur Wirklichkeit übergegangen. Und ist das barmherzige Liebe, wenn man den Menschen die Wahrheit verbirgt: ‚Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.‘“

„Die Bibelstelle, die Sie da anführen, sollten Sie einmal in ihrem Zusammenhang lesen, dann würden Sie sehen, daß sie in dieser Sache gar nichts beweist. Nein, ihr verkündet nur sogenannte Wahrheiten, nicht, weil die heilige Schrift euch dazu zwingt — das thut sie keineswegs —, sondern einzig und allein aus praktischen Gründen: ihr habt gesehen, daß ihr auf diese Weise schnelle Erfolge erzielen könnt.“

„Ich wüßte nicht, daß Erfolge zu verachten wären.“

„In der Eile erworbene Erfolge, mein lieber Vanborg, was nur anklebt, wird vom Regen weggeschwemmt, heißt es — wissen Sie wohl, ja, ihr seid die echten Kinder des Jahrhunderts des Dampfes — wenn euer Dorf nicht an allen vier Ecken brennt, ehe ihr ein halbes Jahr da seid, so taugt das Ganze nichts.“

„Der Herr ist gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und die Priester des Herrn sind auch dazu da.“

„Ja, ja, nehmt euch in acht, daß ihr nicht ein Feuer anzündet, von dem ihr wünschtet, ihr könntet es wieder löschen. Das Feuer anfachen, ja, das könnt ihr, und wir anderen könnten diese Kunst leicht von euch lernen. Wir können nur unseren Mund und unser Herz nicht dazu bringen, Teufelstum anstatt Christentum zu predigen.“

„Der Satan muß mächtig verkündigt werden, sonst wird kein ungläubiger Mensch erweckt.“

Schuh verzog das Gesicht, wie wenn er eine bittere Pille verschlucken müßte. „Wissen Sie was — jetzt reden Sie selbst wie ein Ungläubiger. Als ob die Gnadenworte Gottes keine Kraft hätten. Ja, ich verstehe euch gut: die Sonne am Himmel, die liebe warme Sonne, ist ein erbärmlicher Tropf, eigentlich nur ein fauler Tagdieb, denn sie braucht Zeit zu ihren Unternehmungen; sie schmilzt das Eis nicht in einem Tage, und es dauert Monate, bis sie die Keime aus der Erde hervorlockt und die Saat zur Reife bringt — — aber die Brandfackel, die ihr aus dem Höllenfeuer reißt, die ist famos: sie kann in einem Nu die ganze Ladung Angst, die da in einem Sünderherzen aufgehäuft ist, zum Explodieren bringen, einen Brest von Selbstverdammnis und kochendem Dampf starker Gefühle anfachen.

Ja, diese starke Gefühlsquelle, die uns Gott als einen warmen Born ins Herz gesetzt hat, daß er leise und tropfenweise rinne und die in einem ganzen langen Menschen-

leben wachsende Frucht bewässern soll — diese verbraucht ihr vor der Zeit, die laßt ihr verdampfen in diesem Erweckungsrausch. Und je hitziger er ist, je schrecklicher es in dem durch die Stimmungen geheizten Tiegel brodelt, um so mehr preist ihr die Arbeit des Geistes an euren Anhängern.

Ihr führt euch auf wie gedankenlose Kinder, ihr verschwendet ein Kapital, das euch für das ganze Leben hätte reichen sollen. Aber das rächt sich: Seht, was aus ihnen wird, den Aermsten, nachdem die erste Erweckung vorüber ist: ausgebrannt und vertrocknet inwendig, sauertöpfisch und seufzend gehen sie herum, daß sie den heiligen Geist nicht mehr so nahe fühlen, wie in der ersten Zeit, daß sie träge zum Gebet sind und keinen Frieden schmecken. Dann giebt's nichts anderes, ihr müßt sie zusammentrommeln in die Versammlungen und dieselbe Melodie wieder und wieder spielen, nur eine Terz höher und auch öfter, immer öfter. Das hilft auch, so lange sie unter der Macht des Wortes Gottes sind, aber nachher klatschen sie zusammen wie ein leerer Luftballon."

Schuh hatte sich warm geredet, er rannte mit kleinen ungleichen Schritten hin und her.

„Aber, lieber Schuh, Sie thun uns wirklich unrecht, wir predigen nicht bloß vom Teufel. Sie kommen ja nie mit den ‚Freunden' zusammen, wie können Sie wissen, wie sie sind?"

„In meiner Gemeinde an der südlichen Grenze war so ein Pfarrer Ihres Schlages vorher dagewesen und es wimmelte von wilden Hummeln ausgesuchter Heiligkeit. Die kamen am Sonntag Nachmittag herbeigestürmt und teilten mir mit, wie ich hätte predigen sollen, gerade wie es der Jensen mit Ihnen macht. Die meisten von ihnen wurden übrigens liebe Kinder Gottes, als sie das Christentum zu hören bekamen. Einer der rabiatesten von ihnen sagte zu mir auf seinem Totenbett: ‚Als ich bei den Heiligen, wie wir uns nannten, war, hatte ich nicht einen einzigen Tag Frieden.'"

„Sie thun uns unrecht, Schuh, wir predigen Jesus."

„Glaubt ihr, ich weiß nicht, wie ihr predigt. Ja wohl, predigt ihr Jesus auch: ‚Sieh auf Jesus.' Ja, das kenne ich. Auf Jesus, wie er an seinem Kreuze hängt, mit Wunden und blutigen Striemen bedeckt, ein bemitleidenswerter Jesus, über den man richtig warme Thränen weinen kann — eine Huldigung, die er sich im übrigen selbst verbat. Aber den Heiland, der seiner Gemeinde nahe ist, der lebendige Jesus in der Taufe, im Abendmahl, kennt ihr den recht? Sein erstes Wort ist ja: ‚fürchtet euch nicht'. Aber ihr wagt es nicht, eure Leute von der Furcht, der heilsamen Furcht, loszulassen. Ihr fürchtet euch vor der selbstverständlichen Reaktion, aber diese kommt doch und dann wird das Letzte ärger denn das Erste."

„Die Reaktion, was meinen Sie damit?"

„Ich meine ganz einfach: Ihr pflanzt und der Rationalismus erntet. Wenn die Menschen nicht auf des Herrn feste Worte gegründet, sondern bloß von Höllenangst hypnotisiert sind, und zwischen Jesusliebe und Weltliebe hin und her schwanken, was haben sie dann, an dem sie sich halten können, wenn die Woge der Verleugnung kommt, die jetzt bald über das Land hereinbrechen wird."

„Da müssen Sie freilich zuerst davon reden, Schuh, denn eure Jugend ist es vielleicht, die auf die Verleugnung hört und sie selbst auch ausübt."

Es zog ein wehmütiger Zug über Schuhs Gesicht: „Wir bauen allerdings keine chinesische Mauer um unsere Jugend, das ist wahr; aber wir verlassen uns darauf, daß sie sich mit Gottes Hilfe auf den guten Weg zurückfinden, wenn sie ihn je verlassen haben sollten. Wir versuchen sie zu Menschen heranzubilden, warmen, lebendigen Menschen, die sich selbst und ihre Bedürfnisse kennen, auch das, daß sie einen Heiland brauchen. Ihr aber, ihr wollt mit Gewalt bei euren Anhängern eine Saite niederspannen, eine Saite, die frei liegen sollte, die unter des Lebens mannigfaltigem Anschlag in der Menschenbrust zittern und singen muß, zittern in Schmerz und Begeisterung auf rein menschliche Weise. Dieses Menschliche habt ihr hinuntergezwungen, nehmt euch in acht,

daß diese Saite nicht wieder hervorspringt, wenn sie dann ganz zersprungen ist. Der Rationalismus hat das relative Recht, daß er der Protest der Menschlichkeit gegen die Unnatur ist — gebt wohl acht, meine lieben Freunde."

„Das ‚Menschliche' ist ein unbekanntes Wort für uns."

„Unsinn, Vanborg, gerade heraus Unsinn. Ihr kennt eure Lektion, ja, ich weiß wohl, daß euer letztes Wort so lautet. Aber eine Dummheit kann so kolossal sein, daß es für einen vernünftigen Menschen einfach unanständig sein kann, sie in den Mund zu nehmen. Probiert es doch, führet es aus und werdet Trappisten. Sie sind übrigens ganz auf dem richtigen Wege dazu. Vorläufig haben Sie damit angefangen, die Menschlichkeit auf die Seite zu setzen, armen unglücklichen Menschen gegenüber, die sich nach einem Worte sehnen, das ihnen über den grimmigen Tod hinaus helfen soll. Der Anfang ist respektabel; aber das Ganze hat doch keine Art, ehe Sie nicht ebenso unmenschlich gegen sich selbst werden."

Vanborg kämpfte mit sich selbst; der ironische Ton in den Worten des Anderen brachte ihn auf. Er blickte nach seinem Hut und hatte die größte Lust, zur Thüre hinauszustürzen, um diese Stube nie wieder zu betreten. Aber er bezwang sich, als er ein leises Lächeln um Schuhs Mund spielen sah: er war im Grunde gutmütig.

„Ich frage Sie, Schuh, und darum bin ich gekommen, hätte ich diesem Manne das Abendmahl geben können? Hätten Sie es gekonnt?"

„Sie sind ein guter Kerl, lieber Nachbar," Schuh klopfte ihm auf die Schulter, „Sie fressen Ihren Aerger in sich hinein, wenn ein alter Brummbär einmal persönlich wird. Ich werde Ihnen nun ganz gerade heraus antworten — nicht was Sie hätten thun sollen, denn ich habe Ihr Gewissen nicht in meiner Westentasche; ich hätte mich nicht besonnen, es zu thun. Sie dürfen mir glauben, ich verstehe mich auf Pfarrersanfechtungen in diesem Kapitel, wenn man das allerteuerste, Gottes Gemeinschaft, einem Menschen darreichen soll, bei dem man nicht das entfernteste geistliche Leben spürt. Aber dann sage ich zu mir selbst: Bist du vielleicht dieses Menschen Geheimrat; weißt du, was sich in seines Herzens tiefstem Grunde regt? Du mußt dich daran halten, daß er zum Tische des Herrn **will**. Ob dieses Wollen ein Bekenntnis oder bloß eine Gewohnheitssache ist, dieses zu entscheiden, davon entbindet dich der liebe Gott."

„Aber des armen Menschen eigene schreckliche Verantwortung?"

„Diese kann ich wirklich nicht auf mich nehmen, ich bin der Diener des Worts und kann nicht über die Gewissen herrschen."

„Könnte ich es doch so leicht nehmen, wie Sie? Und nun habe ich auch noch versprochen, am Freitag eine Rede für ihn zu halten. Hätte ich doch das nicht gethan."

„Schweigen Sie nur ganz still von dem Toten und beten Sie um ein mildes Wort, das Sie den Hinterlassenen sagen können. An den Gräbern spricht man am allerbesten zu den Leuten, wenn man ein wenig Gefühl für sie hat."

„Ich wäre froh, wenn ich Sie anstatt meiner schicken könnte."

„Meinen Sie, ich wolle Ihr Aaron sein? Das dürfen Sie nicht glauben. Es kann ganz gut sein, daß der Herr gerade an diesem Grabe Ihnen eine Thüre zu Ihrer Gemeinde öffnen will. Es muß auf die Dauer doch ein wenig trocken werden, nur für den Schmied und seine Knüppel Pfarrer zu sein. Und jetzt wollen wir wahrhaftig sehen, ob wir nicht auf diesen Kampf hin eine extra Tasse Kaffee bekommen können: Aber machen Sie die Augen zu, im Fall auf dem Frühstücksteppich Flecken sind. Und unordentlich sieht es in allen Zimmern aus! Solch ein Durcheinander nennen die Frauen Sonnabendreinemachen."

Als Vanborg nach Hause ging, hatte das Gewitter des Wortstreits sein niedergedrücktes Gemüt aufgerichtet und er dachte mit leichterem Herzen an die Rede am Freitag. Etwas hatte er gelernt: die Menschen können in Gewissenssachen keinen Rat bei einander holen.

(Fortsetzung folgt.)





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

Nachträge.

(Schluß.)

IX. Polnische Behörden und Zustände.

Ich muß nun noch einmal auf die nur kurz berührten Zustände zurückkommen, von welchen ich in der konservativen Monatsschrift berichtete.

Die Verwahrlosung, in welcher ich die Gutsverhältnisse der angetretenen Besitzung vorfand, spotten einer jeden Beschreibung. Obgleich dicht an der preußischen Grenze, war es, als läge sie ganz verloren in Sibirien. Die Bauern und Arbeiter lebten in Löchern zerstreut im herrschaftlichen Lande. Ein Arbeiter unter anderen lebte in einem Loche mit der Kuh, dem Schwein, den Hühnern, dem alten blinden Vater und 5 Kindern zusammen; wer es nicht gesehen, wird es nicht für möglich halten. Als die Reihe an ihn kam, ausquartiert zu werden, rannte er in den Wald und schrie, er hänge sich auf. Die Frau riß sich die Lumpen vom Leibe und warf sich auf den Misthaufen vor dem Loche, als man die Kuh herauszog und sie in den Deputat=Viehstall im Hofe abführte, denn der Mann, sonst ein guter Kerl, sollte Hirte werden. Dem alten Blinden aber sagte ich: du gehst nun in die Brennerei und setzt dich an den Dampfkessel, des Morgens gehst du in die herrschaftliche Küche und holst dir deine Suppe, ebenso des Abends, und gehst dann zu deinen Leuten im schönen, neuen Gesindehaus. Wer war glücklicher als der arme Alte. Er trollte sogleich ganz vergnügt ab. Die Wände um das Loch wurden sofort eingerissen und mit dem Schutt das Loch ausgefüllt, damit ein nochmaliges Einfahren unmöglich wurde. Gegen Mittag sah ich die Frau um die Ecke kommen und nach dem Stall schleichen, dann ins Gesindehaus gehen, wo sie in einer geräumigen Kammer ihre dahin gebrachten Habseligkeiten vorfand. Gegen Abend stellte sich auch der Mann ein, der sich also nicht aufgehängt hatte. Er wurde einer meiner besten Diener.

Nachdem ich das Nötigste für den Gutshof gethan, war nun mein Bestreben darauf gerichtet, diesen schauderhaften Zuständen ein Ende zu machen, mit denen eine ordentliche Wirtschaft nicht geführt werden konnte. Ich baute daher gleichzeitig fünfzehn Bauerhöfe nebst Stall und Scheune und acht Familienhäuser für je acht Familien am Ende des herrschaftlichen Landes und teilte jedem Bauerhof zwanzig Morgen Land zu, statt desjenigen, welches sie bisher nach Belieben im herrschaftlichen Felde benutzt hatten. Jeder

Arbeiterfamilie teilte ich je einen Morgen zum Garten hinter den Arbeiterhäusern zu. Nachdem dieses alles rasch hergestellt war, denn ich hatte viele Zimmerleute angestellt, befahl ich den Leuten, in ihre neuen Häuser einzuziehen. Aber sie befolgten den Befehl nicht gutwillig, wie schon oben ein Fall mitgeteilt, und leisteten den heftigsten Widerstand. So ließ ich denn die schlechten Dächer herabreißen und auf den Hof zur Streu fahren und die Schornsteine, welche bei manchen Löchern angebracht waren, einschlagen, und glaubte sie dadurch zu nötigen, dem Befehle Folge zu leisten. Aber auch dies fruchtete nicht. Da mußten denn andere Mittel gebraucht werden. In der benachbarten Stadt lag eine Compagnie russischer Infanterie. Mit deren Hauptmann war ich bekannt geworden und ersuchte ihn, mir etliche zwanzig Mann zur Hilfe zu senden, was er gegen 1 Rubel per Mann gerne zugestand. Den folgenden Morgen marschierten 25 Mann mit einem Unteroffizier bei mir auf und stellten sich mir zur Verfügung. Es wurden nun sechs Wagen angespannt und vor die ersten sechs Löcher gefahren mit den nötigen Mannschaften zum Ausräumen der Höhlen. Bettzeug und alles darin Enthaltene wurde im Umsehen von den Soldaten herausgebracht und verladen und alsbald vor den betreffenden Häusern abgeladen, dann ging es vor die nächsten sechs Höhlen und dieselbe Procedur ging vor sich. Zu Mittag waren sämtliche fünfzehn Bauern dislociert. Nachmittags ging es an die Arbeiterhöhlen, wo dieselbe Arbeit binnen kurzem bewerkstelligt war. Die Knechte, welche ich unter diesen Leuten gemietet hatte, wohnten noch nicht auf dem Hofe in dem neuen Gesindehaus, sondern mit ihren Leuten in den Löchern. Diese wurden ebenfalls delogiert und ihren betreffenden Räumlichkeiten einverleibt und die Kühe in den Deputat-Viehstall abgeführt. Folgenden Tages wurden alle diese früheren Wohnstätten zusammengerissen, das Holzwerk vor die Brennerei geführt und die Verwandlung hatte sich vollzogen, worauf das Kommando abzog. Es wäre noch gern länger geblieben, denn es war bestens verpflegt und mit wodka traktiert worden. Der Hauptmann erhielt seine 52 Rubel, was die Mannschaft davon erhalten, weiß ich nicht.

Die Bauern söhnten sich bald mit ihren neuen Verhältnissen aus und wurden zufrieden. Auf den umgepflügten Höfen aber wuchs ein Hafer, wie ich ihn schöner noch nicht gesehen habe.

Sämtliche Bauten waren in zwei Jahren aus eigenem Material fertig hergestellt, die Felder in Schläge abgegrenzt und eine schöne Landwirtschaft im Gange.

Da ich auch die Polizei auf meinem Gebiete zu verwalten hatte, fehlten die Beziehungen zu den Kreisbehörden natürlich nicht. Mit den Grenzbehörden hatte ich mich bestens gestellt. Die höheren Beamten vermittelst oftmaliger Einladungen zum so beliebten Frühstück, die unteren durch lappurka (Trinkgeld), ließen mich unbehelligt über die Grenze hin und her fahren, ohne zu revidieren, und so war der Zustand erträglich bis zum Jahre 1848, wo alles sich änderte. Wenn mich Geschäfte nach der Kreisstadt brachten, begannen die Besprechungen beim Wein und leckeren Imbiß, zu dem das gesamte Bureau eingeladen werden mußte, wenn eine Erledigung der Angelegenheiten erfolgen sollte. Mußte ich aber in der Gouvernementsstadt Geschäfte machen, wurde die Geschichte kostspieliger, hier mußte auf die Küche gewirkt werden. Ein Hut Zucker, ein Reh oder anderes Wild, ein Stück Leinwand, in der Küche abgelegt, verfehlte seine Wirkung nicht, denn die treue Gemahlin unterließ es nicht, dem Herrn Gemahl den Vorfall zu berichten, was sich beim folgenden Besuch deutlich bemerkbar machte, denn die Angelegenheit wurde bald geregelt zum Vorteil des Spenders. Das Sprichwort: „Wer gut schmärt, der gut fährt" wurde nirgends so wahr, als zur damaligen Zeit in Polen. Wurde man aber veranlaßt, gar an die Regierung in Warschau zu appellieren, war es am kostspieligsten. Denn da hieß es, für die Herren Räte ein Diner im feinsten Restaurant, wo das Couvert mit Wein selten unter 20 Rubel zu stehen kam. Wenn man nun, wie dies immer der Fall war, mit dem ganzen Bureau sich abfinden muß, so ist dies ein kostspieliges Vergnügen. Es war daher nicht zu verwundern, daß ich



mich, trotz dem Verlust meines ansehnlichen Vermögens, erleichtert fühlte, als ich für immer die russischen Schlagbäume hinter mir hatte.

Es mag ja nun anders sein, da das frühere Polnische ins Russische übersetzt wurde. Ich wünsche dem Lande alles Gute, aber bin froh, daß ich auf Nimmerwiedersehen mein Leben anderswo zu Ende spinnen kann.

Von allen Lebensperioden, durch welche ich geführt wurde, ist mir meine polnische die traurigste, denn nach ganz außergewöhnlichen Anstrengungen meiner körperlichen und geistigen Kräfte ein solches Ende erlebt zu haben, ist doch niederschlagend.

Zu all dem oben berührten Jammer kam nun noch der traurige moralische Zustand der Gutsbevölkerung! Diebisch, verlogen, dem Trunke im höchsten Grade ergeben, und knechtisch gegenüber der Herrschaft, hörte der Aerger und Verdruß nicht auf. Bei einer so schrecklichen Verwahrlosung, die seit Jahren in den Gutsverhältnissen obgewaltet hatte, kann man sich allerdings nicht wundern, daß die Insassen so waren. Sonst war ein gewisser guter Kern bei ihnen nicht zu verkennen. Sie waren anstellig und konnten gut arbeiten. Auch habe ich bei einzelnen eine Anhänglichkeit erfahren, die mich manchmal erfreute. — Ich hatte dem Inspektor bei meinem Antritt auf das strengste geboten, das gewohnheitsmäßige Prügeln einzustellen. War ich doch von Schlesien aus gewohnt, in freundlicher Weise mit meinen Leuten umzugehen, mit denen ich in den 6 Jahren meines dortigen Lebens nie auch die geringste Ursache zum Aerger hatte, und wünschte, meine polnischen Leute ebenso zu behandeln, aber ich hatte mich geirrt. Der Kantschu und die Schnapsflasche waren die einzigen Beweggründe, die Wirkung hatten. Ich sollte dies bald erfahren, denn mein mildes Verfahren wurde als Schwäche und Dummheit angesehen und die Diebereien, wo immer es geschehen konnte, nahmen erschreckend zu. Wenn gedroschen wurde, füllten sie ihre großen Taschen, die in ihren Leinwandröcken angebracht waren, mit Getreide, die Weiber, die ihnen das Frühstück brachten, füllten die Töpfe damit, um sie zu Hause zu leeren. Hinter den Scheunen versteckten sie, was sie erhaschen konnten. Die Kontrolle war schwierig. Wenn die Drescher nach Hause gingen, mußte jeder von den Vögten untersucht werden, und trotzdem fand man in den Stiefeln und Taschen täglich Korn, Erbsen und das jeweilen gedroschene Getreide. Ich ließ sie dann in das in meinem alten Speicher improvisierte Arrestlokal sperren und daselbst über Nacht sitzen. Das war ihnen ganz angenehm, da schliefen sie ganz sanft auf dem Boden und wurden nicht vom Ungeziefer geplagt, das sie zu Hause quälte. Kurz, man mußte tausend Augen haben, um die Veruntreuungen zu entdecken. Infolge eines Gespräches, das ich zwischen meinem Kutscher und Hauptpferdeknecht mit anhörte, wurde ich anderen Sinnes. Dieser Mann war ein Prachtkerl aus einem benachbarten Dorf, das einem Herrn von Karsnitzki gehörte, der als ein furchtbarer Tyrann bekannt war. Dieser ging nur einmal in der Woche in die Wirtschaft, mit zwei Vögten hinter sich. Jeden Knecht oder Magd, alt oder jung, der oder die ihm begegnete, ließ er ohne weiteres hinlegen und fünf aufbrennen. Von diesem Herrn sagte mein Hauptknecht zum Kutscher: „Unser Herr ist ein tüchtiger Herr, er haut jeden.“ Dies war also das Ideal eines Herrn. Uebrigens sollte der Brave bald an sich erfahren, daß auch anderswo diese Maxime angewandt werden könne. Ich hatte dem Burschen meinen besten Ackerzug, vier Schimmel, den ich zuweilen als Relais brauchte, gegeben. Diese Tiere bekamen eine stärkere Ration und der Knecht bekam einen Thaler mehr Lohn, als die anderen, weil er die Schimmel des Morgens waschen mußte. Ich bemerkte nach einiger Zeit, daß die Pferde magerer wurden, obgleich sie mehr geschont und besser gefüttert wurden als die anderen. Ich machte dem Schreiber, der die Aufsicht über das Zugvieh hatte, Vorwürfe deshalb. Eines Morgens kam er und meldete, daß er es nun herausgefunden habe, warum die Schimmel so schlecht aussähen. Als er nach zehn Uhr zum Ableuchten in den Stall gekommen wäre, hätten alle Pferde gelegen, nur die Schimmel hätten gestanden, und als er zwischen sie

getreten und in der Krippe nachgesehen hätte, ob sie auch ausgefressen hätten, hätte er bemerkt, daß die Tiere hoch aufgebunden waren, so daß sie sich nicht legen konnten. Dies hatte der Schuft darum gethan, damit er die Schimmel nicht zu waschen brauchte. Nun war meine Geduld zu Ende. Diesmal ging ich auch mit zwei Vögten in die Wirtschaft, nachdem ich dem Racker seine Nichtsnutzigkeit vorgehalten, wurde er auf eine Schütte Stroh gebettet und jeder von den anderen Pferdeknechten mußte ihm fünf aufzählen, was sie mit großem Vergnügen thaten und ihm nach jeder Dosis zuriefen: „Siehst du, du Racker.“ Die 45 Hiebe thaten ihm aber sehr gut, er wurde ein so guter Bursche und blieb bei mir, bis ich Polen verließ. Aber nicht nur mit der Unehrlichkeit der Bauern und Arbeiter hatte ich zu kämpfen, ich sollte auch traurige Erfahrungen an einem Wirtschaftsbeamten machen, der am meisten Ursache zur Dankbarkeit hätte haben sollen. Mein Inspektor ging fort und ich mußte mich nach einem anderen umsehen. Es meldete sich eine große Anzahl, unter anderen ein gewisser Kutzner, der schon längere Jahre in Polen war und die polnischen Verhältnisse auf den Gütern genau kannte. Die Zeugnisse waren gut, aber die letzten zwei Jahre fehlten. Auf meine Frage, warum diese fehlten, sagte er mir, daß er keine Stelle hätte erhalten können, da er eine zahlreiche Familie hätte. Dies sollte bei mir nicht die Ursache einer Abweisung sein. Ich engagierte ihn und gab ihm in Anbetracht seiner vielen Kinder ein doppeltes Deputat. Zu dem Gute gehörte auch eine Papiermühle, welche das Privilegium allein hatte, die Lumpen der Gegend sammeln zu lassen. Dies geschah durch Lumpensammler, welche ihre Beute an das Dominium abliefern resp. verkaufen mußten. Die Sammler brachten ihre Waren auf den Hof, wo sie vom Materialverwalter, dermalen Kutzner, in Empfang genommen, gewogen und bescheinigt wurden, worauf sie an der Kasse bezahlt wurden. Eines Nachmittags kam der Schäfer zu mir und berichtete, daß er Kutzner mit dem stärksten Lumpensammler sich habe besprechen hören, in der Nacht solle er mit seinem Fuhrwerk an die hintere Scheune, wo Hafer gedroschen wurde, kommen und eine Anzahl Säcke mit Hafer gegen einen mäßigen Preis ihm abkaufen. Ich verabredete nun mit dem Schäfer, daß er aufpassen solle, wenn der Lumpensammler mit seinem Fuhrwerk hinter der Scheune angekommen sei, um mich sogleich zu rufen. Ich blieb daher auf und erwartete die Dinge, die da kommen sollten. Gegen 11 Uhr meldete mir der Schäfer: das Fuhrwerk sei da. Infolge dessen wies ich ihn an, mit seinen Knechten sich an die Scheune zu schleichen und mein Zeichen zum Erscheinen abzuwarten Ich selbst ging mit dem Wächter, einem russischen Veteranen, von der anderen Seite zur Scheune, wo ich gerade dazu kam, als Kutzner mit dem Lumpensammler beschäftigt war, den Wagen mit Säcken aus der Scheune zu beladen. Sie waren so sicher, daß alles schliefe und sie ungestört ihren Raub ausführen könnten, daß sie auf nichts weiter achteten. Der Schreck war furchtbar, als ich den Schelm plötzlich am Kragen faßte, und der Schäfer mit den Knechten sich auf das Fuhrwerk stürzten; während der Lumpensammler ausriß und in der Dunkelheit nicht verfolgt werden konnte, hatten wir doch sein Fuhrwerk in Händen. Während ich Kutzner am Kragen hielt, legte der Wächter die mitgenommenen Handschellen dem Dieb an die Hände und führte ihn dann zu dem Arrestlokal, wo er bis zur Verhandlung am folgenden Tag über seine Niederträchtigkeit nachdenken konnte. Der Wagen und die Pferde wurden auf Nummer Sicher in den Hof gebracht und auf einer Scheunentenne mitsamt der Ladung verschlossen, da er als corpus delecti wahrscheinlich dienen mußte, wenn das Gericht von dem Falle würde benachrichtigt werden. Den folgenden Tag wurde der Verbrecher mir vorgeführt. Er stürzte auf die Kniee, seine Frau mit allen Kindern waren auch herbeigeeilt und lagen auf den Knieen, um Erbarmen flehend, dem Gericht den Dieb nicht zu übergeben, wo jedenfalls mehrjähriges Zuchthaus ihm geworden wäre. Die arme Frau und die Kinder thaten mir leid, ich konnte ihnen den Vater nicht nehmen und ließ Gnade für Recht ergehen Den folgenden Tag zog die Familie ab; was aus ihnen geworden, ist mir nicht bekannt geworden. Der Schäfer mit

den Knechten und der Wächter erhielten die Geldsumme, welche der Lumpensammler für Rückgabe seines Fuhrwerks erlegen mußte und damit gut genug abkam.

Auch die anderen Beamten wurden demoralisiert, denn die Juden wußten sie gar bald in ihre Netze zu ziehen. Sie gewöhnten sich das Grog- und Punschtrinken mit den Grenzbeamten an, und verfielen den lauernden Wucherern. Auch an manchen mußte ich trübe Erfahrungen machen. Die Juden hatten alles in Händen. Ausschankspacht, Milchpacht, Getreide, Felle, Wolle, Spiritus, jeder andere Artikel waren in ihren Händen. Die Faktoren besorgten alles, vom Heiratstiften bis in hohe Kreise hinein, bis zum Vermieten des bescheidensten Dienstmädchens mußte dem Juden tributpflichtig werden. Während meines Lebens in Polen habe ich kein größeres und kleinstes Geschäft abschließen können, der Jude drängte sich in alles und ließ keinen Christen zu. Was Wunder, daß Adel und Bauer zu Grunde gehen mußten.

X. Rheinfelden.

Die Episode von Rheinfelden, welche 16 Jahre meines Lebens in Anspruch nahm, war eine höchst angreifende. Wie ich in den Monatsheften kurz erzählt habe, war ich im Begriffe, meine Knochen noch einmal zu Markt zu tragen, indem ich an dem in den Vereinigten Staaten ausgebrochenen großen Krieg teilnehmen wollte. Als alter Artillerist konnte es mir nicht fehlen, eine Artillerie-Compagnie zu erhalten, wozu ein Empfehlungsschreiben des amerikanischen Gesandten in Berlin mir schon verholfen hätte. In Deutschland war fast keine Aussicht, eine dauerhafte und den Bedürfnissen der Familie entsprechende Existenz zu erringen. Wie ich bereits in der Monatsschrift erwähnt habe, griff ich zu und beschloß, ein Soolbad zu gründen. Ich wurde hiermit in eine Lebensstellung versetzt, zu welcher ich keinerlei Vorbildung erhalten hatte, aber der Amerikaner setzt sich in alle Sättel, die einzunehmen er gezwungen ist, und so auch ich. Natürlich wollte ich mich nicht als sachkundiger Hotelier aufstellen, sondern mehr als Hausvater oder Anstaltsdirektor mich darstellen. Der Bau des Etablissements gelang ausgezeichnet. Land, das angrenzende, wurde erworben und zu einem Park umgeschaffen, in welchen große Bäume teils aus dem Gemeindewald, teils von Handelsgärtnern gepflanzt wurden, und wuchsen so gut an, daß kein einziger einging und sie bereits nach einem Jahre Schatten brachten. Ich baute im Park eine Villa, an der Grenze des Besitzes eine Dependance, worin die Stallung für 10 Pferde, Remise für 6 Wagen im Unterstock und über den gewölbten unteren Räumen noch eine Anzahl Fremdenzimmer angebracht wurden. Zu allen diesen Bauten hatte ich die Pläne gemacht und die ganze Einrichtung berechnet und an Ort und Stelle gebracht. Im ersten Jahre 1863 waren die Anfänge zu schnellem Fortschreiten gegeben. Die Kuren, die gemacht wurden, waren überraschend und die Ermunterungen von Basel aus außerordentlich ermutigend, so daß ich mit größter Energie zum Bau schreiten konnte. Im Herbst desselben Jahres wurde schon begonnen und den Winter hindurch fortgesetzt, so daß mit dem 1. Mai 1864 die große Saison eröffnet werden konnte. Der brasilianische Gesandte mit der ganzen Familie und Dienerschaft bestellte persönlich 16 Zimmer, der französische Gesandte 6 Zimmer, der italienische schloß sich an und eine glänzende Saison nahm ihren Anfang. Von Jahr zu Jahr wurde der Ruf der Anstalt berühmter und der Besuch häufiger. Die hergestellten Räumlichkeiten konnten 90 bis 100 Personen auf das comfortabelste aufnehmen. Trotz der bereits erwähnten Ueberschwemmungen wurde die Frequenz nicht gemindert. Der Schaden wurde schleunigst wieder gut gemacht, besonders hatte das Pumpwerk, das vermittelst eines Rades das Rheinwasser 70 Fuß in ein Reservoir hob und in die Bäder, die Springbrunnen im Park und in die Villa sandte, gelitten, wurde aber, ohne lange Unterbrechung, in Ordnung gebracht. Ich wurde von hohen Personen besucht, der Erzherzog Heinrich beehrte mich und ließ sich

das Etablissement zeigen, sein großes Wohlgefallen an der schönen Lage äußernd. In der That, es war schön, gegen Norden lag der Schwarzwald, gegen Süden und Osten der Jura und gegen Westen die Vogesen. Der grüne Rheinstrom, der die herrlichen Gestade links und rechts bespülte, gab der ganzen Landschaft den höchsten Reiz. Dazu die günstigste Verbindung auf der badischen, rechtsuferigen und der linksuferigen schweizerischen Bahn machte es leicht, sich in wenig Stunden an den Bodensee, oder ins Berner Oberland, Zürich, Luzern, den Rigi zu versetzen. Außer dem hohen, oben erwähnten Besuch waren auch Prinz Doria aus Genua, der Feldmarschall Siuer aus Wien und andere vornehme Herrschaften zur Kur in der Anstalt. Alle waren befriedigt von dem Erfolg derselben und sprachen sich vorteilhaft aus. Besonders kamen viele Damen, mit denen ich manche komische Unterhaltung am Sonnabend, dem Zahltag, hatte. Die Guten kamen immer zu mir ins Bureau, anstatt dem Kellner, der Wochenrechnungen überbrachte, zu zahlen, wollten sie mit mir verhandeln. Bei etwaigen Ausstellungen gab ich ihnen stets die Feder in die Hand und bat, sie möchten streichen, was sie genierte, ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihnen mit den Abstrichen ein Präsent zu machen, womit ich sie alsbald aus dem Felde schlug. Eine Wiederholung fand dann nie wieder statt. Dann wollten sie auch immer von mir ärztlich beraten werden, da sie den kleinen Badearzt nicht leiden möchten. Kurz, ich hatte viel mit dem schönen Geschlecht zu thun, aber auch zu leiden. So schmeichelhaft nun auch das mir geschenkte Vertrauen war, so störte es mich oft in meinen Geschäften. Ich war natürlich immer der erste und letzte auf dem Platz und behielt alles im Auge. Daß auch viel Verdruß unterlief, war selbstverständlich.

Die Geschäfte gingen vortrefflich und ich konnte alljährlich ansehnliche Summen abzahlen. Das Etablissement war obrigkeitlich auf 360 000 Fr. taxiert, und ich hatte alle Schulden bis auf 150 000 Fr. so heruntergezahlt, so daß ich mir sagen konnte, daß ich 200 000 Fr. erworben habe. Bis zum Ausbruch des französisch-deutschen Krieges war ich vom Glücke sehr begünstigt worden. In Anbetracht des winzigen Kapitals, mit dem ich beginnen mußte, ein wirklich schöner Erfolg. Der Krieg brach aus und von den 97 Kurgästen befanden sich am Tage der Kriegserklärung schon nur noch 18 Personen im Hause und einige Tage später nur noch 6. Die Russen, die Franzosen und die Deutschen, sowie die Schweizer stieben auseinander. Die Saison war also zu Ende und ein Personal von 22 Angestellten mußte bis Anfang Oktober unterhalten und bezahlt werden. Dies war der erste Schlag, dann kamen die Kündigungen, die mir schwere Sorgen bereiteten, denn bei der Panik war kein Geld aufzutreiben. Nichts desto weniger behauptete ich mich tapfer.

Als der Krieg sich in die Nähe der Grenze zog und Belfort belagert wurde, schrieb ich an den General von Treskow und Graf Degenfeld, einen Schulkameraden und Spielgenossen aus der Karlsruher Lyceum-Zeit, daß ich mit Freuden Verwundete bei mir aufnehmen und verpflegen wolle und meinen Omnibus zu deren Abholung senden würde, wenn dies dem General-Kommando angenehm wäre. Es wurde höflichst geantwortet und mit Dank angenommen, aber mein Anerbieten wurde nicht benutzt; nach beendetem Krieg machte ich dem deutschen Kriegsministerium ebenfalls das patriotische Angebot, eine Anzahl Rekonvaleszenten bei mir aufzunehmen, was ebenfalls freundlichst angenommen wurde, auch kamen zwei liebenswürdige junge Offiziere infolge dieser Einladung, welche durch das Kriegsministerium bekannt gemacht worden war.

Nachdem Bourbaki gezwungen war, in die Schweiz überzutreten, wurden die geschlagenen Truppen im ganzen Lande verteilt. Nach Rheinfelden kamen 500 Mann, welche im Schulhaus untergebracht wurden und wie die Pökelheringe auf einander gepackt waren. Eine Compagnie Schweizer Milizen und ein Hauptmann hatten die Aufsicht über sie. Ich ging einige Tage nach ihrer Ankunft in die Stadt und wollte mir die Leute ansehen. Die armen Kerle konnten kaum neben einander Platz haben; sie jammerten mich und ich fragte den Hauptmann, ob er mir eine Anzahl davon geben wolle,

ich würde sie gut unterbringen. Recht gerne wolle er sie mir verabfolgen, wenn ich die Verantwortung übernehmen wollte, daß sie nicht auskniffen; ich machte mich dazu anheischig und ging in einen der Säle, wo ich schon vorher einige recht nette Burschen bemerkt hatte, die trübselige Gesichter machten. Ich redete sie freundlich an und fragte, ob sie mit mir hinaus aufs Land gehen wollten. Als die Leute dies hörten, standen sofort eine Menge von ihrem Strohlager auf, oh oui, oh oui, riefen alle. Ich konnte und wollte aber nur 10 Mann mitnehmen, die ich mir auslas, fast alle aus der Bretagne. Bevor wir abmarschierten, hielt ich ihnen eine Rede und sprach zu ihnen: „Meine Freunde, mit Vergnügen nehme ich euch bei mir auf, aber ihr müßt mir, als Männer von Ehre, versprechen euch nicht zu entfernen, denn ich habe mich für euch verbürgt." Oh jamais, jamais riefen sie einstimmig mit der Hand auf dem Herzen. Zu Hause angekommen quartierte ich sie in einem geräumigen Saale ein und räumte ihnen auch eine Küche ein, wo sie ihre Rationen kochen konnten, im Nu hatten sie sich eingerichtet und waren sehr vergnügt. Während ihres sechswöchentlichen Aufenthaltes betrugen sie sich musterhaft, wollten überall helfen. Drei davon waren Gärtner, und machten sich alsbald im Garten zu schaffen. Wir waren recht gute Freunde geworden, nach abgeschlossenem Frieden erhielten sie Befehl, abzumarschieren. Da sie keinen Centime besaßen, gab ich jedem einen 5 Fr.-Thaler, worüber sie ganz außer sich vor Freude und Danksagungen waren und nur noch baten, auch der Dame des Hauses Lebewohl sagen und danken zu dürfen, was ich natürlich gerne zugab. Sie marschierten dann in das Wohnzimmer und dankten aufs anständigste. Ich bekam von der Bretagne aus noch Dankbriefe von den braven Burschen. Es giebt auch unter den Franzosen gute Menschen.

Im Jahre 1874 kam gegen Ende der Saison ein Engländer und etwas später noch ein englischer Doktor. Beide waren entzückt über die schöne Lage und das ganze Etablissement und drückten ihre Verwunderung aus, keine Landsleute zu sehen, da ja dies wie für Engländer geschaffen wäre. Ich sagte ihnen, daß ich über 1000 Broschüren nach England geschickt hätte und keinen Erfolg davon gehabt. In der That hatte ich 30 000 Fr. für Anzeigen und Broschüren in englisch, französisch und deutsch über meine Anstalt ausgegeben und dadurch Rheinfelden zu einem angesehenen Badeort gehoben, welcher in den letzten Jahren bis 1500 Badegäste hatte, denn im Städtchen hatten sich nun alle Gasthäuser Bäder eingerichtet, welche mir eben keine loyale Konkurrenz machten. 40 Jahre war die Saline schon in der Nähe, ohne daß man sich derselben bedient hätte. Mein Beispiel hat die Herren Wirte nun aufgeweckt. Auch wurde die Rheinfelder Soole durch meine Agitation berühmt und bis nach Interlaken und sogar bis auf den Rigi und nach vielen anderen Fremdenorten exportiert und von denselben bekannt gemacht, daß man auch bei ihnen Rheinfelder Soolbäder erhalten könne, obgleich in der Wirkung die Bäder nie so wirksam sein konnten, ohne das Rheinwasser, was erfahrungsmäßig feststand. Es ist nämlich eine gesättigte Soole, gewissermaßen Essenz, und mit Rheinwasser zusammen, das so merkwürdig weich ist, ganz besonders heilkräftig.

Nachdem besagte Herren einige Tage da waren, sagte mir der eine, der Redakteur einer englischen Zeitung in Genf war: Sie müssen eine Aktien-Gesellschaft gründen und das Etablissement großartiger ausbilden. Auf meine Erwiderung, daß ich in derartigen Geschäften ganz unerfahren sei, sagte er, er ginge in einigen Tagen nach London und wolle mir die Sache schon einrichten. Bald reiste er nun auch ab und ging nach der Weltstadt. Schon nach wenigen Tagen kam ein Brief, der mir meldete: er habe mit einem Finanz-Agenten über die Angelegenheit gesprochen und dieser sei willens, die Sache in die Hand zu nehmen, ich solle ihm die Bedingungen kund thun. Diese bestanden in Folgendem: Der Preis der Anstalt solle die obrigkeitliche Taxe sein, der gemäß 200 000 Fr. mir zufielen, mit welcher Summe ich mich beteiligen wolle, wenn ich als Direktor verbleiben dürfe mit einem Gehalt von 300 Liv. und freier Station für mich und meine Familie. Umgehend kam die Antwort, daß die Bedingungen loyal und mäßig wären und daß man auf dieser Grundlage ungesäumt vorgehen werde.

Wieder nach einigen Tagen kam die Nachricht, daß die Organisation eingeleitet, ein Verwaltungsrat bestellt sei, welcher lauter angesehene Namen enthielt, und daß der Sekretär der künftigen Gesellschaft binnen kurzem bei mir erscheinen würde, um alle Details mit mir zu verabreden. Dies erfolgte nun, ein Prospekt wurde aufgesetzt, unter dem die Gesellschaft zusammentreten würde, und der ungefähr dahin lautete, daß ein Aktienkapital von einer Million Franken emittiert werden solle, mit welchem das Etablissement angekauft, ein „Grand Hotel“ gebaut, ein ansehnliches Stück Land zum bestehenden Park erworben werden sollte. Die Prospekte wurden in London in Menge verteilt, die Gesellschaft inkorporiert und in die Register eingetragen, eine Kommission von drei Personen, wovon der eine Gesundheits-Ingenieur, der andere ein technischer und der dritte Advokat war. Sämtliche Gutachten waren durchaus günstig. Im Sommer langten der Präsident der Gesellschaft und zwei Herren des Verwaltungsrates an, besichtigten alles genau und sprachen ihre volle Befriedigung aus. Alles war daher im besten Gang, der Präsident teilte mir sogar mit, daß der Jockey-Klub, dessen Mitglied er war, die Absicht habe, ein Klubhaus bauen zu lassen und eine Rennbahn zu begründen, welche auf dem zu erwerbenden und anstoßenden Grundstücke sich sehr gut gestalten könnte, ferner habe er mit dem Direktor der Londoner Chatham-Dover-Eisenbahn, seinem intimen Freund, Rücksprache genommen, welcher versprach, das Etablissement immer voll zu halten, da er von Tausenden von Personen aus den Kolonien fortwährend angefragt und um Rat gebeten werde, wohin sie sich auf dem Kontinent wenden sollten, wenn sie nach Europa kämen, und daher leicht sie nach dem englischen Gesellschafts-Badeort weisen könne. Alles dieses waren ja sehr erfreuliche Zusagen, welche eine große Zukunft versprachen, es handelte sich nun aber vor allem um die Realisierung der Aktien, welche nun auf den Markt gebracht werden mußten, um die zu den Plänen erforderlichen Gelder zu erhalten. Wir saßen gemütlich beim Diner, da kam ein Telegramm: Gangé (der Finanz-Agent) hat falliert! Da dieser das ganze Unternehmen in Händen hatte, war dieses nun auch vernichtet, denn wer sollte nun Aktien kaufen? Der Schlag war wirklich hart, nachdem man sich in die schönste Hoffnung gewiegt! Die Herren vom Verwaltungsrat, sowie der Sekretär der Gesellschaft, die nicht zur Geburt kam, reisten alsbald ab, und so war ich wieder, wo ich vor dem ganzen geplanten Unternehmen gestanden, aber um 10000 Fr. ärmer, die mich die Geschichte gekostet. Daß es nicht an schwerer Arbeit, unendlichem Nachdenken und zahllosen schlaflosen Nächten gefehlt hat, kann man sich einbilden. Also auch hier wieder mein Schicksal auf der Messerschneide!

Es kamen nun sehr trübe Zeiten über mich, die mich tief beugten und todmüde machten, so daß ich mich entschloß, zu liquidieren. Mein jüngster Sohn bat dringend, dies nicht zu thun, und so übertrug ich ihm eine General-Vollmacht, der gemäß er die Verwaltung übernehmen sollte, wie ich in den Monatsheften bereits berichtet habe, und wandte mich nach Texas. Conrad führte die Geschäfte noch zwei Jahre, und da kaum bessere Zeiten eintraten, schritt er zur Liquidation, welche dahin ausfiel, daß wir alles verloren. Denn das schöne Etablissement, das ich begründet und mit unsäglicher Mühe geführt, wurde für die eingetragene Hypothek verkauft. Sic transit gloria mundi.

XI. Gustav.

Ich kann es mir nicht versagen, über meinen Bruder Gustav einiges zu erwähnen, was den Fernerstehenden über seine Persönlichkeit unbekannt ist, welche sich wohl infolge der seiner Zeit gespielten politischen Rolle ein unrichtiges Bild gemacht haben mögen, und eine kurze Geschichte seines Lebensganges beizufügen.

Der Charakter dieses Mannes ist über allen Zweifel erhaben, er war von im höchsten Grade wohlwollender Gemütsart, einer Selbstlosigkeit, die selten übertroffen werden

kann, denn er dachte in allen Lagen, in welche ihn seine Ideale gebracht, nie an sich, sondern nur an seine Nebenmenschen. — Einige Züge, von denen ich durch andere Kenntnis erhalten, werden dies bekunden. — Z. B. Als er in Oldenburg sein juristisches Examen bestehen mußte und zwar während des sehr strengen Winters der Jahre 1828—1829, wohnte er im selben Hause mit einer subalternen Beamten-Familie, deren Vater seit über drei Monaten in schwerer Krankheit darniederlag. Zu damaliger Zeit erhielten diese Beamten keinen Gehalt mehr, wenn sie über besagte Zeit nicht Dienst thun konnten, die Familie war daher in bitterster Not, hatte kein Feuerungsmaterial und kein Geld, um solches zu kaufen. Gustav brachte diese traurige Lage in Erfahrung und übergab der Familie eine Summe, welche er in seinem Budget für sein Feuermaterial bestimmt hatte, und machte im Fußsack, Pelz und Handschuhen seine schriftlichen Examen-Arbeiten, wobei er sich Hände und Füße erfror. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, von seinem Onkel in Hamburg diesen Ausfall zu decken, aber dann hätte er nicht geholfen, sondern ein anderer.

Selbst das Tierleben war ihm heilig. Als ich mit ihm in Göttingen lebte, pflegte er nach dem Mittagessen seine philosophischen Bücher zu lesen und seine schriftstellerischen Arbeiten zu unterbrechen.

Ich sehe ihn noch heute plötzlich vom Sofa aufspringen und ausrufen: „Ja, es ist unrecht, einem lebenden und fühlenden Wesen das Leben zu nehmen, um es zu verzehren." Er hatte gerade den „Emile" von Rousseau gelesen. Von Stunde an genoß er, bis zu seinem Tode, kein Fleisch und nichts, was von einem getöteten Tiere herkam. Selbst in dem blutigen Krieg, den er in seinem sechzigsten Jahre mitmachte, der in den Vereinigten Staaten entbrannt war und mit Aufhebung der Sklaverei endete, Arroruth, Mais und andere Getreidearten. Seine letzten Worte, die er sprach, als er die Nachricht, noch auf seinem Totenbett, von den blutigen Schlachten um Metz erhielt, waren: „Ach das schreckliche Blutvergießen!"

Hartnäckige Konsequenz war ein Hauptzug seines Charakters, den nichts beugen konnte. Diese Eigenschaft war die Hauptursache der oft sehr mißlichen Lagen, in die er gekommen. Seine glänzenden Aussichten, die ihm bevorstanden und die seine ungewöhnlichen Talente und Kenntnisse wohl verdienten, opferte er seinen Idealen, die eben nicht erreichbar für ihn waren und sein Lebensglück vernichteten.

Gustav von Struve (erst nachdem er in das republikanische Fahrwasser geraten, legte er den Adel ab) wurde im Jahre 1807 in München geboren, woselbst sein Vater an der russischen Gesandtschaft als Legationsrat angestellt war. Nachdem derselbe nach Stuttgart versetzt worden war und zuletzt in Karlsruhe als Gesandter beglaubigt wurde, besuchte Gustav das dortige Lyceum und blieb auf demselben, bis er sein Abiturienten-Examen mit Glanz bestand. Er war erst 16 Jahre alt, als er die Universität Göttingen bezog, denn er war sehr früh geistig und körperlich entwickelt. Nach zweijährigem Studium daselbst, wo er juristische und kameralistische Kollegien hörte, ging er nach Heidelberg und studierte daselbst besonders Kameralia und Staatswissenschaft. Der Großherzog von Oldenburg, welcher sehr gnädig gegen meinen Vater gesinnt war, wünschte einen Sohn in seine Dienste zu nehmen, was natürlich mit großem Danke angenommen wurde. Gustav wurde hierzu bestimmt und reiste infolgedessen nach Oldenburg, um sich Sr. Königlichen Hoheit vorzustellen und sein Examen über Staatswissenschaft, Geschichte, Völkerkunde und allgemeine Geographie, sowie fremde Sprachen abzulegen. Nachdem er dasselbe ebenfalls summa cum laude (höchstes Lob) bestanden, wurde er in die oldenburgische Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt a. M. als Legationssekretär angestellt. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst, während dessen er das Wesen der Bundes-Versammlung gründlich kennen gelernt und zu verabscheuen gezwungen worden, bat er den Großherzog um Entlassung aus dem diplomatischen Dienst und um die Erlaubnis, in die juristische Laufbahn eintreten zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Nach Oldenburg zurückgekehrt, mußte er zuvörderst sein Examen für das

Rechtsfach ablegen, das er, wie oben erzählt worden, im harten Winter 1828—1829 vorbereitete und im folgenden Monat März so glänzend ablegte, wie ein solches in Oldenburg noch nicht abgelegt worden war, worauf er als Assessor an das Landgericht in Jever gesandt wurde. Damals war noch die Verwaltung mit der Justiz verbunden. Bei einem Prozeß, welcher gegen eine arme Witwe wegen Nichtzahlung von Steuern angehängt worden war, hatte Gustav das Decernat und verweigerte seine Unterschrift unter das Urteil des Kollegiums als ein ungerechtes. Der Präsident berichtete an die Justizkanzlei, welche dem widerspenstigen Assessor einen strengen Verweis erteilte. Seine Gegenschrift wurde mit einem noch strengeren Tadel beantwortet, worauf er ohne weiteres seinen Abschied verlangte. Der Großherzog, welcher meinen Bruder sehr gerne mochte, schrieb ihm persönlich (den Brief habe ich gelesen), es sei ihm leid, daß er abtreten wolle und ersuchte ihn, das Gesuch zurückzunehmen. Gustav erwiderte darauf seinem gnädigen Fürsten, er habe seine Pflicht gethan, indem er seine Unterthanen gegen das ungerechte Urteil eines voreingenommenen Gerichts-Präsidenten verteidigt habe, und könne nicht im Dienste bleiben, wenn die Justizkanzlei ihm nicht wegen der schweren Beleidigung, die sie ihm zugefügt habe, Genugthuung leiste. Unter unterthänigstem Dank für die große Ehre, welche sein gnädiges Schreiben ihm erwiesen, müsse er auf seinem Gesuch bestehen, wenn nicht obige Genugthuung erfolge. Der Großherzog schrieb dann an seinen Onkel Heinrich in Hamburg, der als russischer Gesandter an den Hansestädten und Oldenburg stand und eine persona gratissima beim Großherzog war, er möge seinen Einfluß auf seinen Neffen zur Geltung bringen. Er verliere ihn sehr ungern, da er den talentvollen und tadellosen jungen Mann trotz seiner Hartnäckigkeit schätze. Auch die Bitte des Onkels konnte Gustav nicht umstimmen, und als er nach Verlauf von drei Monaten keine Antwort erhielt, entließ er sich selbst und ging nach Göttingen, woselbst er sich der akademischen Laufbahn widmen und den Studien leben wollte. Da er aber die licentia docendi (Erlaubnis zu lehren) nicht von der hannoverschen Regierung erhalten konnte, ging er nach Baden, kaufte sich in einem Dorfe als Bürger ein und meldete sich zum Examen für die Rechtspraxis. Nachdem er dieses wiederum, trotz vieler Schwierigkeit, die ihm entgegengestellt wurde, ausgezeichnet abgethan, mußte er noch bei Amt, bei Oberamt und Appellationsgericht je drei Monate praktizieren. Dann etablierte er sich als Prokurator beim Oberhofgericht in Mannheim. Eine vortreffliche Praxis wurde ihm bald zu teil und würde er eine sehr einträgliche Stellung sehr bald errungen haben, wenn er sich nicht in die leidige Politik gestürzt hätte. Wegen Preßvergehungen, die gegen Metternich gerichtet waren, hatte er zweimal Gefängnisstrafen zu erleiden, nach deren Verbüßung er jedesmal unter großem Geleite der Bürger abgeholt wurde. Ueber sein folgendes Leben und Wirken brauche ich nicht zu berichten, da es genugsam bekannt ist.

Nachdem Gustav seine politische Rolle in Deutschland ausgespielt hatte, flüchtete er über England nach New-York, wo er an der Beendigung seiner Weltgeschichte arbeitete, welche ihn schon seit dreißig Jahren beschäftigte. Es ist ein vortreffliches Werk und würde gewiß große Verbreitung gefunden haben und finden, wenn es nicht vom republikanischen Standpunkt und mehr objektiv geschrieben wäre. Dabei wurde er vielseitig in politischer Richtung zum Stumpreden aufgefordert. Besonders war er thätig bei der Kandidatur Lincolns, für den er unter den Deutschen New-Yorks mit seiner Rednergabe eintrat. Seinem Einfluß ist es zu danken, daß die Wahl durchgesetzt wurde, denn die Deutschen gaben im Staate New-York den Ausschlag und diese hatte er von der demokratischen Partei, zu welcher sie früher gehalten hatten, zur republikanischen herübergezogen. Da der New-Yorker Staat im Kongreß den entscheidenden Ausschlag gab, so ist es Gustavs Verdienst, daß Lincoln durchkam. Auch hat ihm dieser seine Wirksamkeit nie vergessen und ihn bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet.

Als der Krieg zwischen Süd- und Nord-Amerika ausbrach, trat der bereits 60jährige Mann in großer Rüstigkeit sogleich in ein deutsches Freiwilligen-Regiment ein, das er

zum Teil durch Aufrufe an die deutsche Bevölkerung auf die Beine gebracht. Die Mannschaften wollten ihn zum Hauptmann der ersten Compagnie wählen, was er vorläufig ablehnte; bevor er von der Pike auf nicht den Dienst gelernt hätte, wollte er kein Kommando übernehmen. Nachdem dies geschehen, nahm er die Wahl an und befehligte zuerst die Compagnie, dann das Bataillon mit Auszeichnung in allen Schlachten, die am Potomak geschlagen wurden. Die deutsche Brigade rettete nach der ersten Schlacht bei Bullrun, in der die republikanische Armee zur völligen Auflösung geschlagen wurde, Washington und damit die Union, indem sie die Virginischen Dragoner, welche mit Heftigkeit nachsetzten, aufhielt und durch ihre Standhaftigkeit zurückschlug. Lincoln versäumte nie, den alten Struve aufzusuchen und zu begrüßen, wenn er in das Lager am Potomak kam.

Nach Beendigung des Krieges entschloß sich Gustav, nach Deutschland zurückzukehren. Bei dem Abschied von Lincoln sprach dieser sein Bedauern aus, daß ein so verdienstvoller Mann fortziehen wolle, und fragte ihn, ob er nichts für ihn thun könne, worauf ihm Gustav erwiderte, daß er nur seine Pflicht gethan und durch die Achtung des Präsidenten hinreichend belohnt sei. Immer wieder vergaß er seine Interessen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, ein lukratives Amt zu erhalten, wenn er ein solches begehrt hätte, aber an sich dachte er nie! Er kam also wieder nach Deutschland, landete in Hamburg und stürzte sich gleich wieder ins politische Leben, indem er einen offenen Brief an „Deutschlands Fürsten" veröffentlichte. Die Zeiten waren sehr bewegt, als er wiederkehrte. Der Kampf in Preußen zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Regierung, die Holsteinische Frage und die Bildung des National-Vereins beschäftigten die öffentliche Meinung ganz Deutschlands in hohem Grade und entzündeten in Gustavs Kopf alle Hoffnungen früherer Jahre. Von Hamburg ging er nach Koburg. Hier wurde er wegen Preßvergehens angeklagt und verurteilt zu 3 Monaten Festung. Um dieser Strafe zu entgehen, kam er zu mir in die Schweiz Vorher hatte ihm Lincoln die Ernennung zum Konsul bei den Thüringschen Fürstenthümern zugesandt, welches Konsulat das beste in ganz Deutschland war, da diese zum großen Teil für die Vereinigten Staaten arbeiteten und durchschnittlich 15- bis 16000 Thaler an Gebühren dem Konsulate zu zahlen hatten, welches darauf angewiesen war, und die als Gehalt gelten sollte. Natürlich wurde ihm das Exequatur verweigert infolge seines Briefes an die Fürsten Deutschlands. Bei mir beschäftigte er sich mit Schriftstellerei über verschiedene Materien. Dann ging er nach Stuttgart und zuletzt nach Wien, woselbst seine irdische Laufbahn endete. Mit ihm ging eine große Kraft dahin, welche viel Gutes hätte stiften können, wenn sie in rechte Bahnen geleitet worden wäre.

Er starb an einem Absceß am Kopfe, die Folge eines Sonnenstichs, den er während des amerikanischen Krieges erhalten hatte und an dem er seit dieser Zeit sehr zu leiden hatte und der ihn dem Tode nahebrachte.

So leb denn wohl, armer edler Bruder, und ruhe sanft nach deinem ruhelosen und verfehlten Leben; wer dich näher kannte, mußte dich, trotz deiner Irrtümer, lieben und hochachten.

Er hinterließ gänzlich mittellos zwei Töchterchen, von denen die ältere Damajanti Frida beim Neffen Gemmingen in Gernsbach, die jüngere Amalie für mehrere Jahre bei mir Unterkunft fand. Amalie wurde dann von ihrem großmütigen Vetter, dem General Gustav von Struve in Moskau, übernommen und bestens ausgebildet.

* * *

Damit schließe ich diese Blätter ab nnd bitte den gütigen Leser, denselben dieselbe Sympathie zuzuwenden, welche sie für die früheren Erinnerungen bezeigten.





Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

II. Der Dorfdiakon.

Von

A. Potapenko.

Deutsch von Hans Ronne.

„Ach, was für eine Märtyrerin bin ich, eine unglückselige Märtyrerin! Anderen Leuten ist der Herrgott doch auch einmal gnädig! Bei dem Kollegen drüben hat er in einer Woche zwei solche . . . zu sich genommen . . . . . Nun, was brüllst du denn schon wieder? Sage mir, um Gottes willen, was brüllst du denn so?"

„Natonka, Natonka! Gott vergebe dir! Was sagst du da? Es ist Sünde, an so etwas auch nur zu denken, und du nimmst solche Worte in den Mund! . . . . O du mein Gott!"

Natonka lag, in einen Knäuel zusammengekrümmt, auf einem kurzen, unbequemen Sofa, das mit grünem Plüsch überzogen war und an verschiedenen Stellen schon das Gelbe durchschimmern ließ. Im stark geheizten Zimmer mit niedriger, leicht geneigter Decke, mit kleinen Fenstern, deren grünliche, unebene Scheiben dem Lichte eine abscheuliche Färbung gaben, war es dumpf; es roch etwas nach Rauch; trotzdem schauerte Natonka dann und wann zusammen und wickelte sich enger in den alten Rock ihres Mannes. Im Zimmer herrschte ein unaussprechlicher Lärm; sechs Kinder tobten darin herum, von denen das älteste erst sieben Jahre alt war und das jüngste erst vermochte, auf dem löcherigen Teppich zu grappeln. Diese ganze Gesellschaft spielte und lärmte, wobei das älteste Kind, Timoschka, den Priester vorstellte, indem es die Manieren und die Intonation des dortigen Oberpfarrers Vater Pankratj nachahmte; die übrigen stellten die niedere Geistlichkeit, die Kirchendiener und die Gemeindeglieder vor. Gerade hatte der Kirchendiener, dessen Rolle der vierjährigen Pascha zuerteilt worden war, irgend einen Fehler begangen, wofür er von dem fünfjährigen Rüpel Waska eine tüchtige Ohrfeige bekam. Der Pascha kam die sechsjährige Marinka zu Hilfe, ein blasses Mädchen mit ernstem, nachdenklichem Ausdruck in den Augen; auf Marinka wieder stürzte sich Timoschka, so daß ein allgemeines Geheule entstand.

Natonka schmerzte der Kopf, die Knochen thaten ihr weh; jeden Augenblick mußte sie aufstehen und Gericht über die Kinder halten. Natürlich wurde die arme Kranke dadurch auf das äußerste gereizt und am Ende ganz rasend. Vater Antonj, der Dorfdiakon*), saß an einem kleinen viereckigen Tischchen, mit dem Rücken gegen Natonka

*) An jeder russischen Kirche ist außer dem Priester, unserem Pfarrer entsprechend, ein sogen. Diakon angestellt, welcher dem ersteren bei den Gottesdiensten zu assistieren hat und durch die Konsekration zum Priester aufrücken kann. Dazu kommt noch der Diatschok (Psalmenleser), welcher in der

und die Kinder, die Ellenbogen breit auf den Tisch gelegt, den Kopf vornüber gebeugt, und schrieb in einem Kirchenbuche. Jeden Tag wurde im Dorfe der Propst erwartet, der die Bücher könnte revidieren wollen, und Vater Antonj hatte wegen Natonkas Krankheit diese Arbeit vernachlässigt. Gerade jetzt aber war es für ihn besonders wichtig, daß der Propst alles bei ihm in Ordnung fand.

Er eilte sich schrecklich, in solchem Grade, daß er Natonka unter seinem Rocke zittern ließ, ohne zu fragen, wo es ihr wehe that und wie sie sich überhaupt fühlte.

Vom Fenster aus sah man auf die Kirche, den Kirchplatz und den zugefrorenen Fluß. Auf dem Platze, dem Kirchdach, den flachen Ufern des Flusses und auf seiner Eisfläche lag eine weiche, gleichmäßige Decke von nachts eben erst gefallenem, in der Sonne glitzerndem Schnee. Ein Bauer in geflicktem Pelze, grauem Hute und hohen Stiefeln, welche in dem weichen Schnee halbellenlange Stapfen hinterließen, fuhr auf dem Eise einen Schlitten Röhricht. Das magere Pferdchen hatte auf der glatten Bahn eine leichte Arbeit und die hölzernen vorn hoch aufgebogenen Kufen glitten wie von selbst dahin.

„Laß nur die Kinder auf die Straße, da können sie im Schnee spielen; auf der Straße ist es so schön,“ sagte Vater Antonj, ohne seine Stellung zu verändern, da er dabei im Kirchenbuche weiterschrieb.

„Ach, mir ist es einerlei; meinetwegen kann sie die Erde verschlingen. Verschaffe mir nur einen Augenblick Ruhe!“ rief Natonka mit gebrochener Stimme und drehte sich geräuschvoll auf die andere Seite, so daß ihr Gesicht an der Sofalehne lag.

Vater Antonj schüttelte den Kopf, sagte aber nichts. „Ach mein Gott, mein Gott! was für Reden!“ dachte er. „Das ist die Krankheit, die aus ihr spricht; sie selber denkt so etwas nicht, sie ist gut, meine Natonka, meine arme Kleine. Es ist nur die Krankheit.“

Er dachte darüber nach, wie er aus seiner Natonka diese Krankheit herausbringen könnte, welche Gott weiß wie über sie gekommen war. Der Feldscher hatte sie untersucht und gesagt, es wäre Fieber. Aber dieses Fieber dauerte nun schon zwei Jahre lang. Zwei, drei Tage ist Natonka auf den Füßen, dann muß sie sich wieder legen und liegt jedesmal eine ganze Woche lang. Oder sie bleibt aus dem Bette, nimmt die äußerste Kraft zusammen, fröstelt und wickelt sich ein. Sie klagt über Schmerzen in der Brust, die Knochen thun ihr weh, Gott weiß, was für eine Krankheit das ist. Vater Antonj hat einen bekannten Arzt in der Stadt um Rat gefragt; der Doktor aber kann nicht in das Dorf kommen, er hat keine Zeit; die Stadt ist weit, vierzig Werst; wie kann man eine Kranke, noch dazu im Winter, hinschleppen? Auch Natonka selber möchte das nicht. „Es ist nichts weiter,“ sagte sie, „eine leichte Erkältung! Der Frühling wird kommen, die Sonne wird wärmen und alles vergeht von selbst.“ Der Feldscher hatte ihr Chininpulver gegeben, aber davon hatte sie nur Sausen im Kopf bekommen und gar keine Linderung. Es giebt eine kluge Frau im Dorfe, die hat ihr Wurzeln gegeben; sie soll sie abkochen und den Satz am Montag und Freitag bei nüchternem Magen trinken. Vielleicht, denkt Vater Antonj, ist es richtig, daß die warme Sonne im Frühling alles wieder in Ordnung bringt. Die Kinder regen sie so sehr auf; sie müßte liegen bleiben, schön ausschlafen können, aber diese zerren und zupfen sie jeden Augenblick. Dann gerät sie außer sich und stößt Worte aus, die sie gar nicht auf dem Herzen hat. Und sie hat niemanden, der ihr die Wirtschaft besorgt. Seine, des Vater Antonj, Schwester kommt dann und wann zu ihnen; sie lebt bei ihren Brüdern nach der Reihe herum; sollte er sie jetzt nicht lieber aus Tiatjinka kommen lassen? Diesmal scheint es mit Natonka ernst zu werden. Und das alles kommt nur

Regel nicht zum Priester aufrücken kann, da er eine theologische Ausbildung nicht empfangen hat. Die unter dem Priester rangierende niedere Geistlichkeit wird unter dem Namen Pritscht ähnlich dem Worte „Klerus“ zusammengefaßt.



von der Armut. Die Gemeinde ist nicht reich und er hat noch dazu nur den Diatschok-(Psalmenleser)-Gehalt, da überhaupt keine Diakonstelle mit der Pfarre verbunden ist. Er bekommt nur 20 Kopeken von jedem Rubel der Einnahmen aus kirchlichen Handlungen. Davon muß er leben, wie es eben geht. In den acht Jahren ihrer Ehe aber sind ihnen sechs Kinder geboren worden! Er ist erst achtundzwanzig Jahre und Natonka sechsundzwanzig, welche Menge Kinder sie da noch bekommen können! Und wie sollen sie die nähren, kleiden und erziehen? Wenn der Erzbischof nur die Gnade hätte und ihn zum Priester weihte, da würde ein ganz anderes Leben anfangen. Natonka würde sich eine Frau zur Hilfe ins Haus nehmen und sich wieder erholen, auch könnte man die Kinder ordentlich erziehen. So aber würde er vielleicht gezwungen sein, sie ohne Ausbildung zu lassen, und was soll dann aus ihnen werden? Ja, wenn Se. Magnificenz die Gnade haben wollte, wie würde es dann schön werden!

Ganz nahe vor den Fenstern fuhr ein hübscher städtischer Schlitten, von zwei Pferden gezogen, vorüber. Vater Antonj erkannte ihn gleich und auch seinen Insassen.

„Hm . . . da ist der Propst angekommen. Gerade zum Vater Pankratj vorbeigefahren," sagte er laut. „Ach, und die Kirchenbücher sind nicht fertig! Nun, vielleicht verlangt er sie nicht. Ich muß gehen und nachfragen, ob er vielleicht etwas für mich hat . . ."

Er stand vom Tische auf, streute Sand auf das Geschriebene, füllte den Sand wieder in die Sandbüchse, klappte vorsichtig das Buch zu und legte es beiseite.

„Nun, Kinder, zieht euch an! Gleich dürft ihr auf die Straße. Du, Timoschka (kleiner Timotheus) ziehe Pelageja an, Waska hilft der Aksiutka und Marinka fährt Sascha im Schlitten. Tummelt euch!"

„Ach, ich habe Angst, sie lassen den Sascha herausfallen!" sprach Natonka mit schwacher Stimme.

„Siehst du, erst führt sie greuliche Reden, und jetzt hat sie doch Angst um die Kinder," dachte Vater Antonj bei sich. „Ja, ja, so ist es." Und laut beruhigte er sie:

„Nein, nein, habe keine Sorge, unsere Marinka ist ein braves Kind. Ich werde schon selbst nach ihnen sehen. Und du, schlafe du nur ein bischen. Da fühlst du dich abends wieder ganz wohl."

Die Kinder hatten unterdessen ihr Spiel aufgegeben und zogen einander an. Das Kreischen und Jammern verwandelte sich in Jubelgeschrei, denn alle freuten sich über die glänzende Sonne und den weißen Schnee. Nach drei Minuten hörte man ihre Stimmen schon auf dem Kirchplatz. Schneebälle flogen durcheinander und die Nachkommenschaft des Vater Antonj tummelte sich in unbesorgter Lust, ohne zu merken, daß sie nur Lumpen mit Löchern und Flicken auf dem Leibe hatten.

„Siehe, wie sie purzeln, wie sie sich freuen!" rief Vater Antonj aus, indem er zum Fenster hinaussah und zugleich seinen Wintermantel anzog.

„Sage ihnen, sie sollen nicht aufs Eis gehen; es ist ein Loch drin, sie könnten hineinfallen," sagte Natonka.

„Schon gut, mache dir keine Sorge, mein Täubchen, schlafe du nur, schlafe . . . Warte nur, es wird uns schon noch besser gehen. Wenn Se. Magnificenz die Gnade hat, nun dann . . . . du weißt, dann ist ja unser Wunsch erfüllt, dann geht es uns auch besser . . . . schlafe du, Natonka, und ich gehe derweilen zu Vater Pankratj, vielleicht weiß der Vater Propst etwas . . . ." Vater Antonj beugte sich zu Natonka nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Laß Maria auf die Kinder aufpassen," sagte Natonka und folgte ihm mit den Augen.

Der Diakon machte ihr mit der Hand ein beruhigendes Zeichen und ging in den Flur hinaus, indem er vorsichtig die Thür hinter sich schloß. Im dunklen Flur öffnete er eine andere Thür und sah in eine winzige Küche hinein. Maria mit aufgestecktem Kleide rührte in einem Töpfchen Fett zur Suppe. Sie war ein junges, kräftiges, rot-

backiges Mädchen mit außerordentlich lebhaftem und lustigem Gesichte. Ihr Vater war ein Trunkenbold und die Mutter lag ewig an einem Beinbruch darnieder, welchen sie ihrem Manne verdankte. Deshalb war es auch immer leer und kalt in ihrer Hütte. Trotzdem war Maria immer lustig und hatte immer ein Lied auf den Lippen. Es gab keinen einzigen Burschen im Dorfe, welcher der Versuchung widerstehen konnte, sie im Vorübergehen in den fleischigen Arm zu zwicken oder ihr auf den Rücken einen Klaps zu geben. Dann kreischte sie und lachte hell auf. Jetzt auch trällerte Maria ein Liedchen, während sie das Fett rührte.

„Höre, Maria, passe du auf die Kinder auf, daß sie nicht an den Fluß geraten," sagte ihr der Diakon und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Wenn eins von ihnen weinet oder kalt bekömmt oder sonst was anderes, so nimm es zu dir in die Küche und lasse niemanden ins Zimmer herein. Matuschka möchte ausruhen. Hörst du?"

„Ich bin nicht taub, freilich habe ich es gehört," antwortete Maria lachend.

Der Diakon trat wieder in den dunklen Flur hinaus, und nachdem er sich nach einer dritten Thür hingetastet hatte, ging er auf die Straße. Tiefer Schnee bedeckte den Weg zur Kirche wie auch den Fußpfad zum Hause des Vater Pankratj. Nur Fußstapfen von kleinen Kinderfüßchen und die zwei Spuren, welche der Schlitten des Propstes hinterlassen hatte, unterbrachen die schneeweiße Fläche, welche in ihren unzähligen Krystallen die glänzenden Sonnenstrahlen wiederspiegelte. Es war ziemlich frostig, um so angenehmer aber fühlte man auf Gesicht und Händen die durch die frostige Luft strahlende Sonnenwärme.

In seinen hohen Stiefeln schritt Vater Antonj durch den tiefen Schnee, bog rechts um die Ecke, dann geradeaus zum Hause des Oberpfarrers.

Vater Pankratj Scheptuschenko wohnte im Kirchenhause, welches er sich selbst gebaut hatte, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der Bau fest und bequem war. Von außen zeichnete sich das Haus nicht durch architektonische Schönheit aus, dafür war es aber breit und tief, noch einmal so hoch wie die Bauernhütten, hatte ein Dach aus Blech und — die Hauptsache — es war aus Ziegelsteinen gebaut, während die übrigen Dorfbewohner meistens in Erdhütten wohnten und nur „die Reichen" sich Paläste aus einem Gemenge von Lehm und Mist errichteten. Neben dem Wohnhause standen auch die notwendigen Wirtschaftsgebäude: ein Pferdestall, ein Gehege, ein geräumiger Speicher, eine Menge Scheunen und Schuppen, und zu alledem ein ganzer Hektar Garten, hauptsächlich mit Kirschbäumen, aber auch mit einigen Apfel- und Birnbäumen bestanden. Das alles war auf Kircheneigentum gebaut, nämlich auf dem Grund, den die Gemeinde dem Pritscht*) zum ewigen Eigentum überlassen hatte, und mit dem Gelde, das von diesen selben Gemeindegliedern etwa vor 15 Jahren ebenfalls für den ganzen Pritscht geschenkt worden war. Vater Pankratj fand aber, daß bei seiner großen Wirtschaft dieses Haus mit Zubehör gerade für ihn allein genügte und überließ es dem übrigen Pritscht, in gemieteten Hütten zu wohnen, ohne sie jedoch daran zu hindern, eigene zu bauen. Der Pritscht dachte zuerst daran, sich bei der vorgesetzten Behörde zu beschweren. Nachdem sie aber bedacht hatten, daß Vater Pankratj ein Dutzend große Getreideschober und vier mächtige Heuschober vor dem Dorfe stehen hatte, dazu noch zwei volle Scheunen mit vorjährigem Korn gefüllt, fünf Stück starke, muntere Pferde, eine ganze Herde Kühe, ein Tausend Schafe, einen gedeckten Wagen und einen einfachen, — nachdem sie das alles bedacht hatten, ferner, daß Vater Pan-

*) Der Pritscht besteht aus den sämtlichen kirchlichen Angestellten, also dem Priester, dem Diakon (welcher, um Priester werden und eine eigene Pfarrstelle erhalten zu können, erst noch die Priesterweihe erhalten muß), und endlich dem Diatschok oder Psalmenleser, meist ohne theologische Vorbildung. Die Haupteinnahmen des Pritscht sind die kirchlichen Gebühren, welche unter ihn verteilt werden, und zwar so, daß der Priester den Löwenanteil, der Diakon weniger und der Diatschok sehr wenig erhält.



kratj mit dem ganzen Konsistorium in guten Beziehungen stand, kam der arme Pritscht zur Ueberzeugung, daß dem Vater Pankratj das ganze Haus wirklich zukäme.

Vater Pankratj Scheptuschenko war ein Geistlicher, wie es wenige im Gouvernement gab. Er war halb Priester, halb Gutsbesitzer oder richtiger Gutspächter, da sein Dienstland nicht bedeutend war, etwa ein halbes Hundert Hektar. Seit er seine Stelle in der ärmlichen Gemeinde angetreten hatte, hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf seinen landwirtschaftlichen Betrieb gerichtet, und seit nun zwanzig Jahren führte er eine umfangreiche Wirtschaft, besäete alljährlich nicht weniger als 2000 Hektar und in den letzten Jahren hatte er sogar auf eine Reihe von Jahren hinaus das benachbarte Gut gepachtet, dessen Besitzer wahnsinnig geworden war.

Besondere Thatkraft entfaltete Vater Pankratj in seinem Betrieb, seit ihm seine Frau in jungen Jahren gestorben war und einen Sohn und ein Töchterchen hinterlassen hatte. Mochte es Langeweile oder angeborener Trieb sein, er ging ganz auf in seiner Landwirtschaft. Er pflegte zahlreiche Verbindungen mit Händlern in der Stadt; russische wie jüdische Kaufleute gingen in seinem Hause als gute Bekannte aus und ein, besahen sich seine Scheunen, befühlten die Wolle seiner Schafe und kosteten von seinem Käse und seinem sauren Rahm. Man konnte den Vater Pankratj in der Stadt auf dem Jahrmarkte beim Handel und Pferdetausch sehen, wie er ganze Gesellschaften von Arbeitern zur Heuernte mietete, wie er seine Säcke in die Getreideniederlagen der Kaufleute ausschüttete.

Er besorgte gerne alles selber und hatte dazu auch genug Rührigkeit und Gesundheit. Jetzt war er bereits sechzig Jahre alt, aber noch keine der Greisen-Krankheiten hatte sich an den rüstigen, frischen Mann gewagt, und sein Haar zeigte noch wenig Grau. Den Priestermantel zog er auf dem Markte aus, steckte die Schöße des Kaftans in die Höhe und schritt dann kräftig über den Marktplatz, indem er bei einem Händler nach dem anderen stehen blieb, nach den Preisen fragte und seine Geschäfte abschloß. In solchem Aufzug konnte man ihn auch im hintersten Zimmer der Wirtschaften treffen, wohin er durch die Wohnstube der Wirtsleute ging (um Aergernis zu vermeiden), in Gesellschaft des Getreide-, Milch- oder Wollhändlers, um die Geschäfte abzuschließen und schriftlich zu machen. Niemand aber wunderte sich über seinen Priesterrock in so ungewohnter Umgebung, da man seit lange daran gewöhnt war. —

Vater Antonj trat in den geräumigen Hof des Vater Pankratj. Der Schlitten des Propstes stand mitten im Hof. Die Pferde waren nicht zu sehen, man hatte sie in den Pferdestall geführt. Auf dem Hofe, dessen Schnee zu einem Haufen zusammengekehrt war, liefen Hühner, Enten, Gänse und Schweine durcheinander; zwei große Hunde knurrten bösartig, als sie den Diakon sahen und stürzten mit lautem Gebell auf ihn los; als er näher trat, erkannten sie ihn aber sofort und leckten ihm schwanzwedelnd die Hände. Vater Antonj trat in den Flur ein. Hier machte die alte Wirtschafterin Vater Pankratjs, eine entfernte Verwandte von ihm, die Sakuska*) zurecht. Der geräucherte Fisch, rosig, fleischig, fett, lag schon auf dem Teller; Lachs schnitt sie gerade ab und schälte dazu Zwiebeln; große grüne Oliven lagen daneben.

„Gute Gesundheit, Akssinja Melentjewna!“ sagte Vater Antonj, nickte ihr einige Male mit dem Kopfe zu und stampfte auf dem Strohteppich den Schnee von den Füßen.

„Hm, hm . . . .“ entgegnete unwillig Akssinja, warf Messer und Gabel auf den Tisch und fuhr mit beiden Händen nach der linken Backe. „Machen Sie doch die Thüre zu, Vater Antonj, die ganze Kälte kommt ja herein — ich hab's in den Zähnen!“

Vater Antonj beeilte sich, die Thüre zuzumachen.

„Ist der Vater Propst zu sprechen?“ fragte er mit einschmeichelnder Stimme.

---

*) Sakuska ist gesalzener oder geräucherter Fisch, Schinken, Sardinen oder ähnliches Scharfes, das auf keinem guten russischen Tische fehlen darf und bereits vor der Suppe zur Anreizung des Appetites mit einem Gläschen Branntwein genommen wird.



„Sie glauben nicht, wie ich mit den Zähnen zu thun habe!“ antwortete ihm Aksinja. „Was ich alles angewendet habe, nichts hilft! Solche Schmerzen! Manchmal kommt mir der Gedanke, Hand an mich zu legen, wenn das nicht Sünde wäre, bei Gott!“

„Sie müßten Weihrauch darauf legen, haben Sie es nicht mit Weihrauch versucht? Er hilft sehr,“ meinte Vater Antonj.

„Vom Weihrauch bröckelt der Zahn, ich hab es versucht. Und wie steht es mit der Gesundheit Ihrer Frau, Vater Antonj? Ist sie noch immer krank, wie?“

„Ja, sie ist noch immer krank, armes Ding, ich weiß nicht, wie ich ihr Erleichterung schaffen soll . . .“

„Ach ja, Vater Antonj, es ist sehr schwer, wenn die Hausfrau im Bett liegt . . . Möge Gott jeden davor bewahren! Sie haben ja einen ganzen Haufen Kinder . . . . Und wie ist es, hat sie nicht Schmerzen in der Brust?“

„Ja, es kommt vor . . . sie hat dann einen Druck auf der Brust und Atmungsbeschwerden . . . .“

„Hm, wissen Sie, was ich denke, Vater Antonj? Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich meine, sie hat die Schwindsucht. Mein Mann ist auch an der Schwindsucht gestorben und hat sich auch drei Jahre lang so hingeschleppt.“

Vater Antonj sah sie mit großen, erschrockenen Augen an.

„Was sagen Sie? Um Gottes willen! Wie können Sie denn so etwas aus dem Munde bringen? O du mein Herrgott!“ Und er bekreuzte sich.

„Kann man hinein zum Vater Propst?“

„Gehen Sie nur, gehen Sie hinein, sie sind drinnen bei Vater Pankratj.“

Und Aksinja trocknete die Thränen, welche ihr die Zwiebeln auspreßten. Vater Antonj aber wurde durch diese Bewegung noch mehr ergriffen. Es kam ihm vor, als ob sie schon um seine arme Natonka weinte.

Vater Antonj trat in den Saal ein, der war aber leer; so ging er in das Wohnzimmer. Hier auf weichen Sesseln saßen zwei Männer mit ausgeprägt geistlichen Gesichtern, zu denen sich jetzt noch Vater Antonjs nicht weniger typische Gestalt gesellte.

Auf den ersten Blick zeigte sich Vater Pankratj als rüstiger, energischer, beweglicher und selbständiger Mann. Von mittlerem Wuchse, stark gebaut, war er nicht nur nicht mager, sondern hatte sogar ein kleines Bäuchlein und volle Backen. Aber allem Anschein nach belästigten ihn diese Zeichen einer guten Nahrung und eines sorgenlosen Lebens nicht im geringsten. Der scharfe Blick seiner großen, beweglichen Augen war selbstbewußt und ohne jeden Schatten von Befangenheit oder Unterwürfigkeit. Seine Bewegungen waren einfach und ruhig, wie bei einem gutgestellten Landwirt, dem es Freude macht, einen geehrten Gast in behaglichem Raume mit einem guten Imbiß und frischem Trunke zu empfangen. Durch sein Aussehen, seine Art zu sprechen und seine Haltung schien er jede Minute zu wiederholen: Ich empfange dich mit Ehrerbietung, weil du der Probst bist. Du bist zwar mein Vorgesetzter, aber wenn es darauf ankommt, pfeife ich auf dich, denn ich habe auch meine Hunderttausend in der Bank.

Das Gesicht des Vaters Pankratj war voller Bart, braun und finster, durch seinen beständigen Aufenthalt in frischer Luft stark verbrannt. Auch sein Kopfhaar war stark, aber es fiel in schlichten Strähnen auf seine Schultern nieder.*) Wenn aber Vater Pankratj seinen Geschäften nachging, wurden die Haare in einen Zopf gebunden und unter der Mütze versteckt. Vater Pankratj empfing seinen Gast im Kaftan, da er es nicht für nötig hielt, den Priesterrock anzulegen.

Einen ganz anderen Eindruck machte der Propst. Er war in sein Amt trotz seiner jugendlichen Jahre gekommen, weil er ein Verwandter des Erzbischofs war. Von

*) Der russische Priester darf nach seiner Priesterweihe weder Haar noch Bart schneiden, eine Erinnerung an die „Gottgeweihten“ im alten Israel.



ziemlich jugendlichem Aussehen, mit kleinem Barte, gelocktem Haar, das aber kürzer gehalten war, als es sonst die Priester tragen, war er außerordentlich adrett und niedlich angezogen. Die engen Aermel seines hellen Kaftans schlossen sich so akkurat an seine weiße Hand an, welche wie zum Küssen geschaffen schien;*) die Knöpfe an diesen Aermeln und oben am Kragen waren so niedlich in Form und Farbe, seine Stiefel hatten einen so weichen Gang, und er selber war so weich, so delikat und so liebenswürdig gegen alle und gegen alles! Dieser Mann mit den gutmütigen blauen Augen, mit dem sonnigen, sympathischen, von goldblonden Locken umrahmten Gesicht war offenbar nicht im stande, irgend jemandem etwas zuleide zu thun.

Er redete stets in der Schriftsprache, welche gegenüber dem Gemisch von Russisch, Alt-Slavisch und Klein-Russisch, in welchem sich Vater Pankratj ausdrückte, ziemlich eigentümlich klang. Alle wußten, daß der junge Propst, welcher mit dem Erzbischof zusammen aus einem der nördlichen Gouvernements in den Süden gekommen war, zu Sr. Magnificenz freien Zutritt hatte, und sie verstanden das wohl zu schätzen.

„Ah, Vater Diakon!" rief der Propst dem Vater Antonj mit freundlichem Lächeln entgegen. „Gerade wollte ich zu Ihnen kommen! — freut mich sehr, Sie zu sehen!" Er reichte Vater Antonj die Hand und drückte sie nach weltlicher Art, während sonst der vorgesetzte Geistliche die Untergebenen mit dem Kreuzeszeichen zu segnen pflegt. Er rechnete sich überhaupt zum weltlichen Stande und sprach es auch aus, daß er nur auf wiederholtes Drängen des Erzbischofs den geistlichen Stand gewählt hatte.

„Nimm Platz, Vater Antonj!" sagte Vater Pankratj, indem er ihm mit dem Fuße einen Stuhl heranzog.

Er nannte den Diakon immer „du", ausgenommen, wenn er böse auf ihn war. Dazu gab ihm der Unterschied ihres Alters das Recht, sowie auch das Wohlwollen, das er dem Vater Antonj schon als kleinem Jungen bewiesen hatte.

Zu Vater Antonj mußten die beiden hoch hinaufsehen, denn unser Held hatte eine außerordentliche Länge. Dazu war er ausnehmend mager, hielt sich immer kerzengerade, als hätte er eine Bohnenstange verschluckt; auf dem langen dünnen Halse saß ein kleines Köpfchen mit einem Urwald dichter schwarzer lockiger Haare, darunter ein gänzlich unbärtiges Gesicht mit kleinen, beinahe kindlichen Zügen; es war Vater Antonj in der That eine ganz absonderliche Erscheinung.

Er setzte sich, räusperte sich und sagte mit zarter Tenorstimme: „Ich habe Sie bei uns vorbeifahren sehen, Vater Propst — nun, und da bin ich hergekommen, — konnte es nicht über mich gewinnen — beunruhige mich so sehr . . ."

„Wegen Ihres Gesuches?"

„Ja freilich, Vater Propst; wegen was anderem denn sonst?"

„Ich habe Se. Magnificenz gesehen und mit ihm darüber gesprochen. Ich kann nicht gerade sagen, daß er besonders geneigt wäre."

„Nicht geneigt?" Vater Antonjs Stimme war ganz klanglos. „Also nicht geneigt! . . ." sagte er wie zu sich selber.

„Se. Magnificenz hat einen sonderbaren Charakter," fuhr der Propst fort. „Stellen Sie sich vor, daß er Sie liebt!"

„Liebt?!" sagte mit bitter-zweifelndem Tone Vater Antonj.

„Ja, stellen Sie sich vor, was für einen sonderbaren Charakter! Als ich ihm von Ihrem Wunsche sprach und ihm Ihr Gesuch vortrug, sagte er: ‚Ah, das ist jener Lange, ich weiß, ich weiß! Es ist ein guter Bursche, auch nicht ungelehrt, ich weiß . . .' ‚Ja gewiß, Ew. Magnificenz,' sage ich, ‚er hat die Kirch-Schule unter sich, hat alles selbst eingerichtet,' sage ich, ‚und hat die ganze Leitung der Schule, da der Oberpfarrer

*) Das russische Volk küßt dem ihm begegnenden Priester die Hand und erbittet von ihm den Segen, welcher durch Schlagen des Kreuzeszeichens gewährt wird.



keine Zeit hat.' — Ich mußte das sagen," setzte der Propst zu, indem er sich zu Vater Pankratj wendete, worauf der andere mit dem Kopfe nickte, zum Zeichen, daß er nichts dagegen hatte. „Ja, also so sage ich es ihm, und er: ‚Siehst du, ich habe immer etwas von ihm gehalten; dieser Lange gefiel mir immer.' — Nun, da denke ich, die Sache wäre abgemacht. Aber gerade das Gegenteil: ‚Aber,' sagte er, ‚zum Priester mache ich ihn doch nicht.' . . ."

„Warum denn nicht?" fragte Vater Antonj mit derselben Bitterkeit in der Stimme. Denn auf diese Erklärung hin konnte es ihm auch nicht leichter zu Mute werden.

„Ja, stellen Sie sich vor, worin der Grund liegt. ‚Er kann den Ton nicht treffen', sagte er. ‚Als ich im Johannis-Kloster Gottesdienst hielt und er' — das sind Sie, Vater Antonj — ‚als zweiter Diakon fungierte, da konnte er', sagt Se. Magnificenz, ‚durchaus den Ton nicht treffen. Die Sänger singen fa und er nimmt sol-b-moll; und es gab einen Mißklang, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen.' — Sagen Sie, bitte, ist es so gewesen oder nicht?"

„Ja, es ist so gewesen, Vater Propst. Bin ich aber schuld daran? Ich hatte niemals mit dem Erzbischof zusammen celebriert, und man hat mich da gleich als zweiten Diakon hingestellt. Wenn man mir wenigstens eine Probe ermöglicht hätte. Nein, einfach: ziehe dein Meßgewand an und celebriere! Natürlich bekam ich es mit der Angst zu thun; wie konnte ich da den Ton treffen? Das kann ja dem Sichersten einmal so gehen. Sonst kenne ich aber die Liturgie wie meine fünf Finger, Se. Magnificenz selber hat mich examiniert."

„Ja, ja, daran hat er sich auch erinnert. ‚Die Liturgie kennt er ganz genau', sagte er, und im allgemeinen liebt Sie Se. Magnificenz, wird Sie auch noch zum Priester machen; Sie müssen nur noch etwas warten. So sagte er auch: ‚Er soll erst lernen den Ton zu treffen; er ist so noch so jung!'"

„Ach, ach, ach," schaltete der bis jetzt schweigsame Vater Pankratj ein. „Der hat gut reden, weil er keine Familie hat. Wo es aber wie bei Vater Antonj sechs sind, da möchte man manchmal nicht nur den Ton nicht treffen, sondern auch das Meßgewand verkehrt anziehen!"

„Ja, wenn die Kinder nicht wären — wenn die Kinder nicht wären!" sagte mit einem Seufzer Vater Antonj.

Das Gespräch brach ab. Die Sakuska und der Branntwein wurden aufgetragen. Vater Pankratj trat sofort ganz in die Rolle des Gastgebers ein. Der Propst bemerkte, er habe einen guten Appetit mitgebracht, und machte sich sofort an den Fisch. Vater Antonj lehnte ab und folgte traurig den Bewegungen des Mundes vom Propste, desselben Mundes, der ihm soeben eine so unangenehme Nachricht gebracht hatte und sich jetzt am Fische gütlich that.

„Wissen Sie, was ich meine?" wandte sich Vater Pankratj an die beiden. „Nach meiner Meinung ist das alles Unsinn, wirklich Unsinn! Ich glaube, daß, wenn der Sekretär des Konsistoriums wollte und dem Erzbischof dies und jenes zuflüsterte, da würde das alles wie Rauch verfliegen. Das ist *meine* Meinung."

„Ich — glaube — nicht!" sagte der Propst gedehnt und mit so unsicherer Stimme, daß es augenscheinlich war, er hatte dieselbe Ansicht.

„Und ich bin vollständig sicher. Sie müssen entschuldigen, Vater Propst; Sie sind noch jung und können das nicht wissen. Ich aber weiß es; ich weiß es sogar sehr genau. Unbedingt muß man dem Sekretär einen Besuch machen — — freilich — — mit Verstand — — —"

„Was ich nicht weiß, davon will ich nicht reden," bemerkte diplomatisch der Propst; und nachdem er das dritte Gläschen geleert hatte, machte er den natürlichen Uebergang vom geräucherten Fisch zu den Sardinen.

„Und ich will es Ihnen gerade heraus sagen, brauche es Ihnen auch gar nicht zu verbergen, daß ich mich geradeso habe abplagen müssen, als ich für meinen Sohn um die Stelle in Duchoska bat. Was hatte der Erzbischof nicht alles auszusetzen! Er wäre jung und unerfahren und leichtsinnig — meinen Sohn meinte er. Und ich überlegte mir die Sache und ging zum Sekretär. So und so! erzählte ihm, wie die Sache stand — ‚ich bitte, Ihren Einfluß für mich geltend zu machen; und damit Sie es nicht vergessen, habe ich es schriftlich aufgesetzt, und hier in diesem Couvert habe ich die Ehre, es Ihnen zu überreichen‘. Er ist kein Dummkopf, hat gleich verstanden und das Couvert nicht geöffnet, so lange ich dabei war. ‚Gut‘, sagte er, ‚wir werden sehen‘. Nun, denke ich, weiter brauche ich auch nichts, als daß du nachsiehst, und das andere wird sich schon finden. Und, was denken Sie, zwei Tage darauf komme ich, der Vortrag bei Sr. Magnificenz ist schon erstattet und die Resolution ist fertig: Ernannt!“

Der Propst hielt es für seine Schuldigkeit, ein solches Gespräch nicht zu fördern, und hatte sich sogar bis dahin das Aussehen gegeben, als hörte er gar nicht zu. Aber gerade in diesem Augenblick leerte er das vierte Gläschen und seine Zunge fing an, sich von selber ohne seinen Willen zu bewegen, und er fragte:

„Haben Sie denn viel gegeben?“

„Das sage ich nicht. Jeder giebt nach seinen Mitteln. Das eine kann ich Ihnen aber sagen, daß es zuviel war; er hätte es auch für weniger gethan. Das ist ein gewandter Mensch, dieser Sekretär, gewandt, sage ich Ihnen! Hier plage ich mich schon zwanzig Jahre; mit meinen eigenen Händen, Füßen und mit dem Kopf arbeite ich, und als Erfolg habe ich einige sechzigtausend daliegen (Vater Pankratj sagte niemals die wirkliche Summe); und er, der Sekretär, hat sich in den zwölf Jahren ein Haus kaufen können, das zweimalhunderttausend kostet. Der versteht seine Sache.“

„Ja, ich sage Ihnen, Vater Pankratj, ich weiß noch Schöneres,“ platzte plötzlich der Propst heraus, der alle Herrschaft über seine Zunge verloren hatte. „Zwei Kandidaten aus den Priester-Seminars hatten ihr Auge auf dieselbe Stelle geworfen, eine gute Stelle. Der eine kam zu dem Sekretär und ließ ein Päckchen zurück, und nach einer Stunde kam der andere und ließ auch ein Päckchen zurück. Er nahm beide an, die Stelle natürlich gab er nur dem einen; die ganze Sache war, der eine hatte ihm zweihundert, der andere dreihundert gegeben; nun, dem letzteren gab er auch die Stelle.“

„Und die zweihundert gab er zurück?“

„Bewahre! Hahaha! Dachte gar nicht daran!“

„Ja, warum sieht denn der Erzbischof nicht zum Rechten?“

„Der Erzbischof?“ fuhr der Propst schon in lustigem Tone fort, „was kann denn der Erzbischof machen? Man muß sich doch auch in seine Lage versetzen. Er beobachtet unsere sündige Welt entweder bei sich im Empfangszimmer, wenn diese Welt ihm in Person eines Bittstellers entgegentritt, und dann natürlich bekommt er nur die gute Seite zu sehen, oder er sieht sie aus dem Fenster seines Wagens, wenn diese Welt an ihm vorüberfliegt und er ihr den Segen erteilt, oder beim Festmahl, wenn diese Welt sich im Frack und meistens mit einem Stern präsentiert, oder endlich, wenn er seine Visitationsreise durch die Diözese macht und ihn die Geistlichen festlich empfangen. Das wahre Leben aber, das weltliche Leben, das können die Erzbischöfe schwerlich beobachten.“*)

„Das ist die Wahrheit, Vater Propst, die reine Wahrheit!“ sagte Vater Pankratj, und Vater Antonj seufzte nur tief auf.

„Ja, natürlich ist es die Wahrheit! Wissen Sie auch, wer mir das gesagt hat? Der Erzbischof selber! Bei Gott, er hat es mir gesagt. Genau das ist seine Meinung.

*) Die Erzbischöfe werden nur aus der sogenannten „weißen Geistlichkeit“, dem Mönchsstand, genommen.



‚Wir können gar nichts gegen den Uebelstand thun, wie nun einmal unsere Stellung ist. Wären wir weltliche Leute, ja, dann könnten wir auch die Welt kennen‘. Das hat der Erzbischof selber gesagt . . .“

Hier fühlte der Vater Propst, daß er zuviel ausgeplaudert hatte, und verstummte plötzlich. So sehr ihn auch Vater Pankratj bat, noch ein Gläschen zu trinken, lehnte er dennoch standhaft ab.

Vater Antonj stand auf.

„Was soll ich denn nach Ihrer Ansicht thun, Vater Propst?“ fragte er und sah sanft von seiner Höhe in die lustigen Augen des Propstes. Der aber antwortete nicht, zuckte nur mit den Schultern und machte ein Gesicht, als verstände er überhaupt in solchen Sachen nichts.

„Was thun?“ antwortete für ihn Vater Pankratj, „nur das eine, in die Stadt fahren und den Sekretär besuchen, Vater Antonj.“

Vater Antonj gab nicht zu erkennen, wie er über diesen Ratschlag dachte, verabschiedete sich und ging hinaus. „Das ist eine Gerechtigkeit!“ dachte er unterwegs. „Eine Schule hat er eingerichtet, sagt er, weiß auch die Liturgie und alles, kann aber den Ton nicht treffen . . . Die sechs Kinder sind doch aber da, Herr, mein Gott! Magnificenz, habt doch Erbarmen! Hm, ‚fahre zum Sekretär!‘ Ja, aber mit was denn in der Hand? Wird er denn verstehen, wenn ich ihm sage, daß ich sechs Kinder habe und eine kranke Frau? Wieso denn? Er ist gewiß wie von Stein; sie sind dort alle wie von Stein! Was soll ich denn der armen Natonka sagen? Sie wartet ja so sehnlich, mein armes, kleines Ding — und nun, da . . . . . Ach, du lieber Gott, du lieber Gott, was soll ich ihr sagen, der Armen? Die Wahrheit sagen? — Das ist unmöglich! Dann wird sie vollends verzweifeln; sie wird weinen, weinen und das Leben verfluchen! — Ein grobes Weib, diese Akssinja! Ohne jede Zartheit! Was fällt denn der ein? Die Natonka hätte die Schwindsucht. Du mein Gott, wie ist es doch den Leuten so leicht, ein grausames Wort zu sagen! Und so gerade heraus! Ein grobes Weib ist sie, nichts anderes!“

Er beschloß, auf jeden Fall Natonka nicht die Wahrheit zu sagen.

Die Kinder trieben sich an der Kirchmauer herum. Sie hatten einen mächtigen Schneemann gebaut, und um den Kopf auf die Schultern aufzusetzen, stieg Wasja gerade auf einen Schemel, den sie aus dem Hause geholt hatten. Nur Marinka war nicht mehr da; es stellte sich heraus, daß sie in der Küche den kleinen Sascha einlullte.

Vater Antonj zog seinen Priesterrock in der Küche aus, trat den Schnee von den Stiefeln, ging zum Ofen, in dem ein Feuer von getrocknetem Mist faul brannte, wärmte sich ordentlich, und dann erst entschloß er sich, in das Zimmer einzutreten.

Natonka schlummerte, öffnete aber sofort bei seinem Eintritt die Augen.

„Nun, was hat der Propst gesagt?“ frug sie. Man merkte, daß sie die ganze Zeit nur an dies eine gedacht hatte.

„Nichts, Natonka, nichts besonderes! Der Erzbischof, sagte er, ist Ihnen gnädig gesinnt.“

„Also er wird es thun?“

„Natürlich wird er es thun; nur muß man ein wenig warten, sagte er. Nun . . . da . . . ich müßte mich ihm persönlich vorstellen . . . er möchte mit mir sprechen.“

„Wer? Der Erzbischof?“

„Nun ja, der Erzbischof; wer denn sonst?“

„Was Wunder? Hat er dich denn nicht genug gesehen, nicht genug bewundert?“

„Wahrscheinlich doch nicht, Natonka. Laß ihn nur mich ansehen, wenn es ihm gefällt; das nimmt mir nichts weg.“

Und um Natonka vollends aufzuheitern, lachte Vater Antonj mit leichtem, fröhlichem Lachen. Auf seiner Seele aber lag eine schreckliche Bitterkeit. Womit sollte er nach der Stadt fahren? Er weiß nicht, bei wem er sich etwas borgen könnte, und zu verkaufen hat er auch nichts. Vielleicht sein einziges Pferdchen oder seine Kuh? Was würde man denn auch dafür geben? Ende des Winters, wenn das Futter bei allen knapp wird, giebt man ja nur Groschen! Und wie kann man denn die Wirtschaft ohne Milch und ohne Pferd lassen? Nein, daraus wird nichts — und er macht der Natonka nur vergebliche Hoffnung.

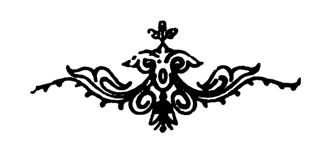
Natonka aber hatte es eilig.

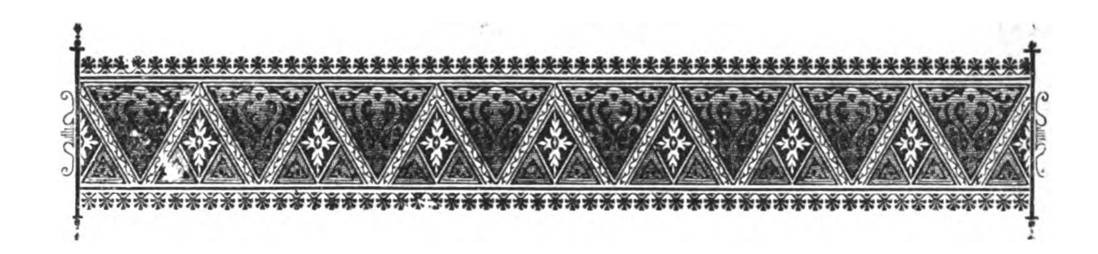
„Wenn du dich vorstellen sollst, so fahre gleich; man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist.“

„Gut, gut, Natonka, ich werde schon hinfahren; ich will nur erst Schwester Dunja kommen lassen.“

Und er setzte sich und schrieb an Dunja, sie sollte schnell kommen, ohne im geringsteu zu wissen, mit welchen Aussichten er nach der Stadt fahren und was er überhaupt dort thun wollte. Am meisten in der Welt fürchtete er jetzt, daß sich Natonka aufregte, das Leben verfluchte und „grausame Worte“ sagte.

(Fortsetzung folgt.)





Monatsschau.

Politik.

Die Eröffnung des Reichstages steht nun im kommenden Monat bevor und die Aufgaben, welche ihn beschäftigen sollen, werden in der Presse diskutiert. Allen voran sollten diejenigen Gesetze stehen, welche bestimmt sind, die sociale Spannung zu mildern, der darbenden Landwirtschaft zu helfen, dem Handwerk die unerläßlichsten Forderungen zu erfüllen, die Lage der Industriearbeiter zu bessern. Aber es ist leider die Frage, ob in dieser Richtung überhaupt etwas Wirksames zu erwarten steht.

Was zunächst das Handwerk betrifft, so wartet man auf das Ergebnis der Studien, welche eine Anzahl deutscher Geheimräte in Oesterreich über den Befähigungsnachweis gemacht haben. Genaues darüber ist bisher nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen. Daß aber irgend ein Resultat die Vorurteile der Bureaukratie, soweit sie liberal ist, gegen eine energische und durchgreifende Organisation des Handwerks beseitigen könnte, ist wohl kaum zu erwarten. Das Dogma von der unantastbaren Gewerbefreiheit leidet noch immer so wenig einen Widerspruch, daß, wer ihn dennoch erhebt, der Gefahr nicht entgeht, sich lächerlich zu machen.

Die Handwerker fahren inzwischen unbekümmert um diesen Widerstand fort, die obligatorische Innung und den Befähigungsnachweis zu verlangen. Ein bayerischer Handwerkertag in Kaiserslautern hat dies jüngst mit einem Nachdruck gethan, der nichts zu wünschen übrig läßt. Ja, man ist sehr ungehalten gewesen über die Berliner Obermeister, mit denen man sonst sachlich übereinstimmt, daß diese in ihrer letzten offiziellen Konferenz mit den amtlichen Instanzen des Gewerbeministeriums sich haben vergewaltigen und den Befähigungsnachweis von der Diskussion ausschließen lassen. Zwar schnellen Erfolg wird auch das entschiedenste Auftreten der Handwerker nicht haben, zumal die den Handwerkern unfreundliche Bureaukratie bei den Parteien der Linken immer noch den stärksten Rückhalt findet. Immerhin wächst jetzt doch die Bewegung allmählich zu solchem Nachdruck an, daß auch die amtlichen Kreise sich ihrem Drucke schließlich nicht werden entziehen können.

Daß wir unsererseits die Entwicklung der Innungsbewegung mit obligatorischem Beitritt und Befähigungsnachweis nicht als Abschluß, sondern hierin erst den Anfang des Kampfes gegen das Großkapital sehen, haben wir wiederholt betont. Diesen Kampf siegreich durchführen kann, wenigstens in einigen Gewerben, nur die genossenschaftliche Produktion, weil nur diese im stande ist, die unabweisbare, natürliche und elementare Ueberlegenheit des Großbetriebes so auf das Kleingewerbe zu übertragen,

daß dieses nicht nur lebensfähig bleiben, sondern dann in glücklichster Kombination von Groß- und Kleinbetrieb die bisherige Form der Großproduktion durch Herstellung besserer und gediegenerer Ware noch weit übertreffen kann.

Daß auch nach ihren anderen Richtungen hin, nach der agrarischen und industriellen, die sociale Frage auf der Tagesordnung geblieben — dafür haben die socialdemokratische Partei durch einen Parteitag und ihre Exaltados durch ein neues Attentat zu sorgen gewußt.

Was zunächst das Attentat betrifft, so hat die Ermordung des Fabrikanten Schwartz in Mülhausen durch einen vor längerer Zeit entlassenen Arbeiter dem deutschen Kaiser Anlaß gegeben, an den Statthalter Fürsten Hohenlohe ein Telegramm zu richten, welches die Unthat verurteilt und in dem Wunsche gipfelt, daß sich das deutsche Volk endlich „ermannen" möge. Natürlich hat dieser kurze Wunsch eine große Reihe von Kommentaren hervorgerufen, und zwar von je nach der politischen Parteistellung sehr verschiedenartigen. Eine Anzahl von Blättern, die man zu den „regierungsfreundlichen" zählt, sprach die Forderung aus, daß die Regierung in einem Feldzug gegen die Socialdemokratie vorangehen und die Führung übernehmen müsse. Darauf bemerken aber die Offiziösen nicht mit Unrecht, daß die Regierung im vorigen Winter Vorschläge genug zu Repressionsgesetzen gemacht habe; nicht an der Initiative der Regierung fehle es, sondern an einem Reichstag, der dieser Initiative folge. Immerhin sind hier „Regierungsfreundliche" und Offiziöse in dem Wunsche einig, daß die „Ermannung" in Unterdrückungsmaßregeln bestehen möge. Ob der Kaiser dergleichen wirklich gemeint hat, muß aber sehr zweifelhaft erscheinen. Der Wortlaut des Telegramms läßt nur an eine sittliche und religiöse Ermannung denken, wonach solchen Parteien definitiv vom Volke der Abschied gegeben werden soll, aus denen verbrecherische Unthaten hervorwachsen.

Freilich erheben hier nun die Socialdemokraten den Einspruch, daß das vorgekommene Verbrechen mit ihrer Partei als solcher durchaus nichts zu schaffen habe, und sie bestreiten, daß der Mörder einer der Ihrigen sei. Und in dem Sinne ist diese Behauptung auch richtig, daß weitaus die Mehrzahl der socialistischen Wähler mit Verbrechen nichts zu thun haben will, und daß auch den Führern für den Augenblick die Sache sehr unangenehm ist. Trotzdem aber kann es der Partei nicht gelingen, solche vereinzelte Ausschreitungen ganz von sich abzuschütteln. Das unausgesetzte und durch Jahre hindurch tagtäglich betriebene Wühlen und Hetzen und Aufregen der handarbeitenden Klassen gegen die sogenannten Besitzenden, verbunden mit der Verhöhnung aller gesetzlichen Autorität, kann doch auf die Dauer gar nicht anders wirken, als es wirkt. Wohl haben die Führer noch die Mehrzahl ihrer Anhänger so weit in der Hand, daß sie sie von unüberlegtem und nutzlosem Dreinschlagen in der Regel abhalten; die Faust wird einstweilen noch in der Tasche gemacht. Daß aber einzelne exaltierte Naturen, die es immer gegeben hat und immer geben wird, das fortwährende Aufwiegeln nicht ertragen, das Kommando nicht abwarten, sondern vorzeitig auf eigene Rechnung losgehen — das ist ebenso natürlich und notwendig, als es unzulässig erscheint, diese Einzelthaten aus ihrem geistigen Zusammenhang zu lösen und sie für Singularitäten zu erklären, an denen nur der schuldig sei, der sie begeht.

Welcher nihilistische Geist aber in gewissen führenden Kreisen der Socialdemokratie lebt, hat der Parteitag in Breslau wieder deutlich genug erwiesen. In der jesuitischen Theorie, daß der Zweck die Mittel heiligt, findet man so wenig etwas Unzulässiges, daß Täuschung und Heuchelei nur als Fragen der Taktik behandelt werden.

Es handelte sich in Breslau in erster Linie um das sogenannte Agrarprogramm, d. h. um eine vom Parteivorstand ausgearbeitete Sammlung politischer Forderungen, die bestimmt war, den mittel- und süddeutschen Kleinbauern zu gewinnen. Die Partei stand vor der Erkenntnis, daß mit den bisherigen Mitteln der Agitation für sie auf dem Lande nicht viel zu machen sei. Der Bauer hängt am Eigentum und

die ländlichen Arbeiter waren auch nur teilweise zu gewinnen. Mit den städtischen Arbeitern allein würde aber niemals die politische Macht zu erreichen sein, die man braucht, um den Gegenwartsstaat in den Zukunftsstaat zu verwandeln. Daher hatten die Herren Bebel und Liebknecht zum erstenmal den bisher so zähe festgehaltenen prinzipiellen Boden verlassen und waren in das Lager der Opportunisten gegangen: man formulierte nicht mehr die Wünsche der Besitzlosen gegen das Eigentum, sondern man schmeichelte den eigennützigen Instinkten der kleinen Besitzer, weil ihre Zahl zu groß sei, als daß man sie zur Gewinnung der Macht entbehren konnte. Es versteht sich, daß dieser heuchlerische Standpunkt sogar auf einem socialistischen Parteitag schwer zu verteidigen war. Und Bebel brachte denn auch für das Agrarprogramm nur ganz gekünstelte Gründe vor. Und da überdies der Genosse Schippel, der selbst am Entwurf mitgearbeitet hatte, plötzlich schwenkte und seinem vormaligen Mitarbeiter als Verräter und Gegner in den Rücken fiel, so war es kein Wunder, daß der Parteitag mit großer Mehrheit sich gegen die Heuchelei der Opportunisten entschied, die den Bauern vorspiegeln wollten, daß man sie im Besitzstand zu stärken trachte, während doch die geheime Absicht unerschüttert blieb, sie, sobald man mit ihrer Hilfe die Macht erlangt haben würde, wie jeden anderen Besitzer zu enteignen und zu Staatstagelöhnern zu machen.

Wenn die Niederlage, welche Bebel und Liebknecht auf diesem Tage erlitten haben, eine wesentlich durch den Verrat von Schippel und Genossen, die in der Schlacht zum Feinde übergingen, verursachte gewesen, so bleibt ja dieser Verrat ein Ausfluß niedriger Gesinnung, wie sie im socialistischen Lager trotz alles Zukunfts-Idealismus massenhaft vorkommt. Immerhin kann der große Zwiespalt zwischen den Prinzipientreuen des Zukunftsstaates und den Opportunisten, die sich mit der Gegenwart abfinden wollen, insofern mit Genugthuung begrüßt werden, als er immerhin dazu beitragen wird, den naiven Glauben so vieler wohlmeinender Arbeiter an eine absolut feststehende socialistische „Wissenschaft“ immer mehr zu erschüttern und den Boden für solche Reformen zu ebnen, die das Erreichbare auf konservativ-historischer Grundlage zu erreichen trachten.

Außer für den Arbeiter lassen sich aber auch für den Bauern und für jedes Mitglied der „bürgerlichen“ Parteien ersprießliche Nutzanwendungen aus den Verhandlungen von Breslau ziehen.

Der Bauer weiß jetzt klar und genau, was er von der Socialdemokratie zu erwarten hat. Sein Eigentum soll ihm genommen werden — das ist der Beschluß des Breslauer Parteitages. Zu drehen und zu deuteln ist daran nichts. Und daneben bleibt ja dem Nichtsocialisten die Erwägung überlassen, welchen Wert er dem Zwiespalt beilegen will, der durch die gegnerische Partei hindurchgeht. Uebertriebene Hoffnungen von einem Zerfall der Partei wird ja kein besonnener Politiker daran knüpfen; sie wird bestehen, solange die Mißstände bestehen, welche das Wahrheitsmoment in ihren Beschwerden bilden. Aber so sehr wird auch niemand den Zwiespalt unterschätzen, daß man sich nicht gerade jetzt vor allen Maßregeln hüten sollte, welche geeignet sein könnten, in der zerklüfteten Partei den Corpsgeist und das Solidaritätsgefühl von neuem zu wecken.

Beklagenswert ist freilich dabei, daß die „bürgerlichen“ Parteien noch weit zerklüfteter sind als ihre Gegner. Die Ansichten, wie denn dem kranken Volks- und Staatsleben geholfen werden könne, gehen außerordentlich weit auseinander. Gerade in der konservativen Partei stehen leider die Dinge annähernd so, daß, wie einst in Israel, „Jedermanns Hand wider den Anderen“ ist. Es hilft nichts — es muß das offen gesagt werden. Denn nur in der Selbsterkenntnis liegt der Anfang der Besserung.

Zunächst handelt es sich da um die Grenze zwischen Konservativen und Christlich-Socialen. Bisher war dieselbe eine schwankende, verschwimmende. Stöcker*), der erste

*) Stöcker hat soeben in der Buchhandlung der Berliner Stadtmission zu seiner Verteidigung und zur Klarstellung seines öffentlichen Wirkens eine kleine Broschüre erscheinen lassen: „Dreizehn



praktische Christlich-Sociale, sitzt bis heute mit im Vorstand auch der konservativen Partei. Inzwischen hatten sich nun aber die Christlich-Socialen so scharf in ein linkes und in ein rechtes Lager geschieden, daß es für die Konservativen notwendig wurde, deutlich zu erklären, wie weit man sich als Bundesgenosse des Nachbarn ansehen könne, und wie weit nicht. So hat denn die „Kons. Korr." eine partei-offiziöse Kundgebung erlassen, in welcher sie die Pastoren Göhre, Naumann, Habermann-Zwinge, Kötzschke-Sangerhausen, Rauh-Cladow, Wagner-Pritzerbe und Wittenberg-Liegnitz als solche bezeichnet, die den Klassenhaß schürten, den Frieden störten und der Förderung gesunder socialpolitischer Reformen lediglich entgegenarbeiteten. Mit der konservativen Partei hätten solche Elemente nichts zu schaffen.

Und der konservative Verein für Pommern hat diesen Protest dahin ergänzt, daß er ebenfalls die Ausschreitungen der „Jungen" ablehnte, dann aber hinzufügte: „Wir Konservativen stehen in der socialen Frage auf dem Standpunkte, den unser Parteigenosse, der auch Präsident der Christlich-Socialen ist, Hofprediger a. D. Stöcker einnimmt. In seinem Sinne halten wir mit ihm das Wort „christlich-social" für das Losungswort der Zukunft."

Dieser Kundgebung aus Pommern wird man nur beipflichten können. Die Grenze ist damit kurz und klar bezeichnet und so bezeichnet, wie es den Verständigen auf beiden Seiten recht sein kann. Wenn die liberale Presse sehr unzufrieden mit der letzteren Kundgebung ist, so spricht das nicht gegen ihre Richtigkeit. Die Zufriedenheit der großkapitalistischen Börsenpresse wird erst dann zu erlangen sein, wenn man Stöcker den hungrigen Wölfen vorwürfe, die ihn nun schon seit anderthalb Jahrzehnten heulend verfolgen.

Wenn aber, wie anzuerkennen ist, für eine vorläufige Stellungnahme die pommersche Formel genügt, so kann sie doch den Wunsch nicht überflüssig machen, daß auch über Einzelfragen eine parteiamtliche Feststellung erfolge. Der offenen Fragen sind zu viele.

Gehen wir beispielshalber auf die Differenzen zurück, welche zwischen uns und der „Badischen Landpost" obwalten, so wird kaum irgend jemand sagen können, welche der beiden Anschauungen die offiziellere wäre. Ganz ähnlich tiefgreifend sind die Differenzen zwischen dem „Reichsboten" und dem „Bund der Landwirte", und nicht etwa nur über den Antrag Kanitz, sondern auch über die Währungsfrage. Als die erwähnte Kundgebung der „Kons. Korr." eine Anzahl christlich-socialer Pastoren „abschüttelte", machte der „Reichsbote" sehr deutliche Anspielungen, daß man sich auch des Bundes der Landwirte bei dieser Gelegenheit hätte erwehren sollen. Und man würde sich kaum haben wundern dürfen, wenn etwa in jenen Tagen die „Deutsche Tageszeitung" verlangt hätte, auch den „Reichsboten" von Partei wegen „abzuschütteln". Denn eben damals machte dies Blatt zur Verhütung von abnormen Vermögensbildungen einen Vorschlag, der an kommunistischer Gewaltthätigkeit gegen das Eigentum alles hinter sich läßt, was jemals von christlich-socialer oder agrarischer Seite vorgeschlagen wurde. Der Staat sollte autorisiert werden, jedem Geschäftsmann, der ein gewinnbringendes Geschäft gemacht hat, seinen Gewinn sofort brevi manu zu konfiszieren, wenn er 8 bis 10 Prozent des Anlagekapitals übersteigt. Man hat den Vertreter dieses Vorschlages mit Recht darauf hingewiesen, daß der Staat dann doch auch Geschäftsverluste ersetzen müsse, denn kein Landmann mache immer gute Ernten,

---

Jahre Hofprediger und Politiker", die viel interessante Mitteilungen enthält und überall die wärmste Teilnahme erwecken wird. Im Vorwort kennzeichnet er ganz richtig den Unterschied zwischen den alten und den jungen Christlich-Socialen dahin, daß erstere auf dem Boden der Solidarität aller Stände stehen, während die jungen sich mit einem einzigen Stande, dem Arbeiterstande, identifizieren und einen Klassenkampf führen wollen, den der beamtete Geistliche schon aus formalen Gründen nicht führen darf. — Wenn die Broschüre alles in allem den Erweis liefert, daß Stöcker zum Märtyrer seiner Ueberzeugungen geworden ist, so mag er sich damit trösten, daß es nicht die Helden, sondern die Märtyrer sind, welche die Weltgeschichte vorwärts bringen.



kein Industrieller habe immer guten Absatz, sondern gute und böse Jahre müßten sich ausgleichen. Aber der Vertreter jener „Reform“ bleibt dabei, seine Idee zu empfehlen; es sei nicht gut, wenn zuviel Geld schnell verdient werde; Parvenus machten meist einen schlechten Gebrauch von ihrem Gelde; der neue Gedanke ruhe auf dem Prinzip der „Solidarität“ und — sein größter Vorzug — er sei nicht socialistisch!

Wie gesagt — die „Deutsche Tageszeitung“ hat den Ausschluß des „Reichsboten“ aus der konservativen Partei nicht direkt befürwortet, sondern sich darauf beschränkt, ihm ungeheure Grobheiten zu sagen. Aber im Hinblick auf den Frieden unter den Bundesgenossen läuft das schließlich auf Eins hinaus.

Warum wir dies hervorheben? — Nicht um Unfrieden zu stiften und Zwiespalt zu schüren. Die Gefahr aller Polemik im eigenen Lager ist uns vollkommen gegenwärtig. Sondern um mit allem Nachdruck zu betonen, daß Klärung not thut. Wir stiften nicht den Zwiespalt, sondern wir konstatieren nur, daß er vorhanden ist. Seine Ursache erkennen wir darin, daß es in wichtigen Fragen an parteioffizieller Stellungnahme fehlt. Und als Folge der Unsicherheit müssen wir, wenn sie fortdauern sollte, befürchten, daß Franktireurtum und Guerillakrieg sich noch weiter ausbreiten werden.

Erfolgt eine Klärung, so kann sich noch manches ausgleichen. Besonders unter den christlich-socialen evangelischen Geistlichen sind offenbar viele, die der aktionslustigen Richtung der „Jungen“ zuneigen. Und gewiß ist nicht alles zu billigen, was sie reden, schreiben und thun. Aber wir möchten auch hier noch die Hoffnung festhalten, daß ein klares Aktionsprogramm weit wohlthätiger wirken könnte, als ein immer wiederholtes „Abschütteln“. Noch zum Septemberheft schrieb uns einer der zu den „Jungen“ gehörigen Geistlichen, daß er, bei „Kreuzzeitung“ und „Reichsbote“ groß geworden, sich nur ungern von diesen getrennt, aber doch habe trennen müssen, weil „die Konservativen das, was uns auf dem Herzen brennt, als Nebensache behandeln“.

Ob und wie weit dieser Vorwurf ein berechtigter oder unberechtigter, mag hier unerörtert bleiben. Wir führen das Citat nur an als Bestätigung unserer Ansicht, daß man die Versuche der Verständigung nicht aufgeben möge. Es hat doch sein Bedenkliches, gerade die arbeitsfreudigen Elemente abzustoßen, den gährenden Most zu verschütten, nur weil er überschäumt. Das Geheimnis des Erfolges liegt doch nur im Positiven. Wenn jetzt unsere Partei die rechte Formel für ein plausibles sociales Programm fände — sie würde u. E. von neuem im stande sein, ein großes Volk um ihre Fahne zu sammeln. — —

Die Hauptaufgabe, mit welcher sich der Reichstag in der bevorstehenden Session zu beschäftigen haben wird, besteht in der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuches. Offiziöse und nationalliberale Blätter drängen darauf hin, daß der Reichstag auf eine gründliche paragraphenweise Durchberatung des Riesenwerkes verzichten möge, anderenfalls die Session getrost zehn Jahre dauern könnte, ohne daß damit das Zustandekommen des Gesetzes gewährleistet wäre. Inzwischen aber fehlt es erfreulicherweise nicht an Stimmen, die von einem „übers Knie brechen“ nichts wissen wollen und eine — nochmalige gründliche Umarbeitung, wenigstens einzelner Teile, verlangen. Nach Maßgabe der bisher erschienenen Kritiken wird kaum zu bezweifeln sein, daß einige Abschnitte des neuen Gesetzbuches reines Juristenrecht sind, dem unser Volk zunächst verwirrt und ratlos, dann aber sehr bald verstimmt und bitter gegenüberstehen würde. Es ist daher nichts so notwendig, als gründliche Prüfung des Entwurfs auch durch solche Männer, die nicht nur den Maßstab der juristischen Wissenschaft, sondern auch den des gesunden politischen Menschenverstandes und der Volkstümlichkeit anlegen. Ob das umfangreiche und an sich wünschenswerte Werk ein Jahr früher oder später fertig wird, hat dem Erfordernis gegenüber, daß das Angenommene zweckmäßig sei, sehr wenig oder auch gar nichts zu bedeuten.

* * *

Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik sieht es unruhig genug aus. Zwar der russische Minister des Auswärtigen, Fürst Lobanow, ist in Frankreich und Deutschland gewesen und hat überall die lebhaftesten Friedensversicherungen abgegeben. Und man wird diesen Versicherungen insoweit glauben dürfen, als Rußland augenblicklich in Ostasien aufs stärkste engagiert ist und daher allen Anlaß hat, im Westen keine Händel zu suchen. Persönlich ist auch der greise Staatsmann schwerlich noch zu Abenteuern geneigt. Ob aber der in Europa zunächst wahrscheinliche Friede auch in Asien wird gewahrt werden können, ist eine andere Frage. Wenigstens ziehen sich eben jetzt so dunkle Wolken über Korea zusammen, daß eine plötzliche Entladung derselben kaum jemanden überraschen könnte. Eine genaues Bild der Lage läßt sich ohne Kenntnis der diplomatischen Verhandlungen und ohne sicheren Ueberblick über die disponiblen russischen Streitkräfte zu Lande und zur See nicht gewinnen. Aber soviel ist klar, daß die russisch-japanischen Beziehungen aufs äußerste gespannt sind, denn beide Staaten rüsten in fieberhafter Weise, besonders Japan verstärkt seine Flotte ohne Rücksicht auf die gewaltige finanzielle Belastung — Rußland von chinesischen und Japan von englischen Sympathien begleitet. Japan scheint fest entschlossen, sich von den Früchten seiner Siege nicht mehr entreißen zu lassen, als es seiner Zeit unter dem Druck der deutsch-russisch-französischen Koalition zugestanden hat. Nicht unerheblich mag es unter diesen Spannungen noch werden, daß zwischen Rußland und Frankreich eine merkliche Abkühlung eingetreten ist. Die Franzosen wollen die Russen benutzen, um Elsaß-Lothringen von Deutschland zurück zu erobern. Statt dessen benutzen nun die Russen ihre französischen Beziehungen, um in Ostasien ihr ohnehin unermeßliches Gebiet durch neue Annexionen noch zu vergrößern. Man merkt in Paris, daß bei dem „Flirt" immer weniger reeller Vorteil herauskommt. Und so bleibt nichts übrig, als sich ganz den friedlichen Sorgen der großen Weltausstellung hinzugeben — einem Gebiet, auf dem die Meisterschaft der Franzosen von allen Völkern der Erde bereitwillig anerkannt wird.

Hat aber die rücksichtslose Einmischung der Russen in Ostasien eine Spannung verursacht, die zum Kriege führen kann, so haben die Engländer in der Türkei ungefähr dasselbe Unglück angerichtet. In Großbritannien begeistert man sich seit Jahr und Tag, in ähnlicher Weise wie früher Deutschland für die Griechen, jetzt für die „christlichen" Armenier. Man will diese „Glaubensgenossen", mit deren Christentum es übrigens nie weit her gewesen ist, vom Joch der Muhammedaner befreien und den Provinzen, in denen sie leben, christliche Gouverneure gesetzt, auch eine Menge anderer Reformen eingeführt sehen. Um keine Eifersucht der Mächte zu erregen, hat England sich mit Frankreich, das im Orient gewisse Vorrechte verlangt, und mit Rußland, das vor allem als „Befreier" der Christen vom türkischen Joch zu gelten wünscht, zusammengethan, und gemeinsam hat man dem Sultan die Pistole auf die Brust gesetzt, er möge selbst die „Reformen" einführen, wenn nicht andere dies für ihn übernehmen sollten. Den rücksichtslosen Drohungen hat die Pforte nachgegeben und auf dem Papier die gewünschten Zugeständnisse gemacht. Aber wie jüngst noch im letzten Balkankriege zeigt das sinkende Türkentum gerade in den Momenten scheinbar größter Schwäche doch noch eine Lebenskraft, die überraschend wirkt. Das ganze muhammedanische Selbstgefühl, auch in den jungtürkischen Kreisen, die nach der religiösen Seite hin mit der Tradition längst gebrochen haben, hat so intensiv gegen die aufgedrungenen Reformen bez. gegen die Schwäche des Sultans revoltiert, daß Stadt und Staat und Dynastie in die schwersten Gefahren geraten und ganz besonders die Armenier vom Regen in die Traufe gekommen sind. Hat man sie früher einzeln ermordet, so werden sie jetzt massenhaft massakriert, und ein Ende dieser Greuel ist bisher nicht abzusehen. Auch der Sultan selbst kann sich nur so der Revolution erwehren, daß er mit eiserner Strenge alles hinrichten läßt, was der Verschwörung verdächtig ist. Alles in allem: das Blut fließt in Strömen, und der es fließen läßt, ist wesentlich Lord Salisbury, weil er sich in Dinge gemischt hat, die ihn nichts angehen, und eine Aktion begonnen hat, die er nicht durchführen

kann. Denn selbst wenn man zugeben wollte, daß es eine Pflicht des Christentums und der Humanität ist, den leidenden Armeniern beizustehen, so durfte doch der Versuch des Beistandes nicht gemacht werden, wenn man nicht im voraus überlegt hatte, ob und wie man ihn durchführen könne. Einstweilen ist die Aera der Hilfe weit schlimmer ausgefallen, als die Aera der Uebelstände, denen sie abhelfen sollte. Und wie sie enden wird, kann niemand sagen.

Lord Salisbury will entgegen der oft gezeigten Schwäche des alten Gladstone die Welt durch englische Energie in Erstaunen setzen. Der erste Versuch ist aber kein sehr glücklicher gewesen; diplomatische Lorbeeren wird er aus seinem Feldzug am Bosporus nicht viele davontragen.

D. v. O.

Kolonialpolitik.

Eine der wichtigsten Fragen auf kolonialem Gebiet, mit welcher sich Bundesrat und Reichstag voraussichtlich in nächster Zeit zu beschäftigen haben werden, ist unzweifelhaft die Regelung des Auswandererwesens. Sie war während der letzten Jahre weniger brennend, weil in Amerika und in unseren Kolonien die Zustände nicht verlockend genug waren, um einen starken Strom von Auswanderern dorthin zu ziehen. Aber die Lage der Dinge hat sich geändert. In Nordamerika bessern sich die bis dahin ungünstigen Verhältnisse zusehends; auch andere Gebiete, wir nennen Anatolien und Bosnien, werden als geeignete Ziele für deutsche Auswanderer neuerdings genannt, und schließlich ist in Südwestafrika unter dem Einflusse des Landeshauptmanns die für eine Einwanderung nötige Ruhe eingekehrt. Die deutsche Kolonialgesellschaft und der Kolonialrat sind im Laufe des Sommers der Sache näher getreten. Erstere beschloß am 6. Juni in Kassel, den Reichskanzler zu ersuchen, dem nächsten Reichstage ein Auswanderungsgesetz vorzulegen und in dieses eine Bestimmung aufzunehmen, daß neben der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes eine eigene Abteilung für das Auswanderungswesen gebildet wird, welche alle auf die Auswanderung bezüglichen Angelegenheiten erledigt, Informationen über Ansiedlungsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, sowie in fremden Einwanderungsländern sammelt und die gesammelten Informationen weiteren Kreisen bekannt giebt. Ganz ähnlich sprach der Kolonialrat in seiner Sitzung vom 11. Juni einen Wunsch aus auf möglichst schnelle reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens und zwar im Sinne thunlichster Erleichterung der Uebersiedlung von Deutschen nach unseren Schutzgebieten. Wir lassen hier die Frage bei Seite, wie die Reichsregierung sich zu der Regelung des Auswandererwesens im allgemeinen, Schutz der Ausgewanderten, Einrichtung eines offiziellen Auskunftsbureaus u. s. w. stellen wird und wollen nur die für die Entwicklung unserer Kolonien wichtige Seite der Sache ins Auge fassen. Welche unserer Kolonien eignen sich zur Besiedlung durch Deutsche, was darf und kann die Regierung thun, um die Auswanderung dorthin zu leiten und zu fördern, inwieweit fällt solche Leitung Privatgesellschaften zu?

Das erste ist leicht zu beantworten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß noch für lange Zeit Neu-Guinea, Togo, Kamerun und vermutlich auch Ostafrika für die Einwanderung von Ackerbauern, die selbst die Hand an den Pflug legen, ungeeignet sind. Einzelne Afrikakenner haben zwar die Ansicht geäußert, hochgelegene Teile des ostafrikanischen Gebietes, namentlich am Kilimandscharo, böten schon jetzt die Möglichkeit der Besiedlung durch Europäer, aber die überwiegende Mehrzahl ist der Meinung, daß das Klima und die Bodenbeschaffenheit auch der hochgelegenen Bezirke unserer tropischen

Kolonien noch viel zu unbekannt seien, um schon jetzt Deutsche dorthin senden zu können. Wir teilen diese Ansicht in vollem Umfange. Die klimatischen und meteorologischen Untersuchungen, die Tropenhygiene, die Erforschung der Bodenverhältnisse stecken noch so in den Kinderschuhen, daß die Bildung eines zutreffenden Urteils über die Besiedlungsfähigkeit der genannten Kolonien ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ehe hier nicht sichere Ergebnisse vorliegen, würde die Hinleitung deutschen Zuzuges nach Deutsch-Ostafrika, ganz abgesehen von den anderen tropischen Gebieten, ein Kolonialabenteuer schlimmster Art sein, an dem sich die Regierung nicht allein nicht beteiligen darf, sondern das sie verhindern muß. Neuerdings ist auch Samoa genannt; ein Privatbrief in den „Grenzboten" schilderte das Dasein eines Deutschen dort als paradiesisch, die Gewinnung des Lebensunterhaltes leicht, das Klima als für Europäer sehr zuträglich. Das glauben wir alles gern, aber als conditio sine qua non für die Verwendung der schönen Inseln als Ansiedlungsgebiet für Deutsche würden wir es ansehen, daß zur Erzwingung des Friedens die deutsche Schutzherrschaft über Samoa ausgesprochen wird. Und dazu scheint augenblicklich nicht die geringste Aussicht zu sein. So bleibt von allen unseren Kolonien für deutsche Einwanderung nur Südwestafrika übrig. Hier ist für den deutschen Bauer und Viehzüchter thatsächlich die Möglichkeit gegeben, zu leben, zu arbeiten, eine neue Heimat zu gründen und vielleicht zum Wohlstande zu gelangen. Allerdings kann zur Zeit nur eine verhältnismäßig beschränkte Zahl von Familien dort Platz finden und es ist ungewiß, ob im Laufe der späteren Jahre ihnen tausende nachfolgen können, aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen.

Ueber die Bedingungen, unter denen Deutsche in Südwest-Afrika Fortkommen finden können, liegen verhältnismäßig gute Nachrichten vor. Neben den von uns früher (Märzheft 1895) erwähnten Arbeiten von Sander, Dove und Hindorf hat der dort längere Zeit als Viehzüchter thätig gewesene E. Herman im Septemberheft der Deutschen Kolonialzeitung Mitteilungen veröffentlicht, die in kurzer Form praktische Ratschläge enthalten. Herman war, wie bekannt, mehrjähriger Leiter der Versuchsstation Kubub, die im besten Aufblühen begriffen war, als Hendrik Witbooi sie auf einem Raubzuge 1894 zerstörte; er wird dem Vernehmen nach bald wieder ein ähnliches Unternehmen in der Kolonie begründen. Er weist in der Deutschen Kolonialzeitung darauf hin, daß Anbau von Kaffee, Baumwolle und ähnlichen tropischen Kulturen wegen der kalten Nächte unmöglich ist. Ob Mineralschätze in der gehofften Weise zu heben sind, läßt er dahingestellt sein, wohl aber besitzt das Land gute, natürliche Weidefelder. Ackerbau ist nur in geringem Umfange, Gartenbau dagegen an vielen Orten möglich. Hauptsächlich findet also der Viehzüchter dort sein Arbeitsfeld. Für ihn ist mindestens ein Besitztum von 10000 Hektar erforderlich; den jetzt geforderten Preis von 1 Mark pro Hektar hält Herman für zu hoch, er warnt außerdem den Käufer davor, mehr als ein Zehntel des Kaufpreises bar anzuzahlen; das Restkaufgeld soll er mit höchstens 5 Prozent Zinsen unkündbar eintragen lassen. Die beste Aussicht auf Erfolg haben also junge, mit der Viehwirtschaft vertraute, mit tüchtigen und wirtschaftlichen Frauen verheiratete Männer, falls sie außer den Mitteln für die Ueberfahrt und den Ankauf des Gutes noch etwa 15000 Mark Vermögen mitbringen. Es ist augenblicklich nicht leicht gemacht, passendes Land zu kaufen, aber man kann unter Umständen sehr günstig von den eingeborenen Häuptlingen mit Zustimmung des Landeshauptmanns, ferner von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika (Berlin, Wilhelmsstraße 68) und von dem Syndikat für die südwestafrikanische Siedlung (Berlin, Königgrätzerstraße 49) Farmen bekommen. Inwieweit die jetzt wie Pilze aus der Erde schießenden Minen- und Land-Gesellschaften, zum großen Teil englischen Ursprungs, geneigt sind, Land zu verkaufen, wissen wir nicht. Neben Viehzüchtern und Gartenbauern finden auch Handwerker mit etwas Vermögen Beschäftigung; Herman schätzt ihren allerdings nicht ganz regelmäßigen und sicheren Verdienst auf 5—7 Mark täglich. Die Verbindung mit Deutschland ist im laufenden Jahr durch die regelmäßig verkehrenden Dampfer des Siedlungs-Syndikats

gebessert, namentlich auch, weil diese der Woermann-Linie gehörenden Schiffe in Zukunft auch Lüderitzbucht (Angra-Pequena) anlaufen werden und verhältnismäßig niedrige Frachtsätze haben. Die Verhältnisse in Südwest-Afrika sind übrigens gerade jetzt in dem Stadium einer sehr schnellen Entwicklung, und die vorstehenden Angaben werden deshalb voraussichtlich bald nicht mehr in jeder Beziehung zutreffend sein.

Wie soll sich nun die Reichsregierung zu der Frage der Auswanderung nach Südwest-Afrika stellen? In Kolonialkreisen wird ihr vielfach eine zu große Rolle zugemutet. So heißt es in der Kolonialzeitung Nr. 37: „Am vorteilhaftesten dürfte sich das Land bei einer staatlichen Kolonisation entwickeln", und in demselben Blatt Nr. 40: „Es wäre wohl zu überlegen, ob nicht seitens des Reiches unter Aufwendung größerer Summen die Einwanderung nach Südwest-Afrika gefördert werden könne." Der im ersten Satz gebrauchte Ausdruck „staatliche Kolonisation" ist etwas nebelhaft, aber mit ihm scheint gemeint zu sein, daß die Regierung zur Auswanderung auffordern, die sich Meldenden auf ihr Vermögen, landwirtschaftlichen Kenntnisse u. s. w. prüfen, eine Auswahl treffen, die Ueberfahrt besorgen und Land anweisen soll. „Ohne Aufwendung größerer Summen" würde das allerdings nicht möglich sein, und derartige Pläne scheinen uns schon deshalb viel zu weit zu gehen. Welches Interesse hat denn die Reichsregierung, die Vertreterin Ganz-Deutschlands, eigentlich an dieser Auswanderung? Mit ihr werden gesunde, tüchtige Leute des Mittelstandes mit etwas Vermögen der Heimat und dem Heere entzogen, und es ist doch immerhin zweifelhaft, ob es gelingen wird, mit Hilfe der Auswanderer Südwest-Afrika zu einem Absatzgebiet für unseren Handel zu machen. Die Nachteile der Auswanderung liegen klar vor Augen, die Vorteile sind ungewiß. Die Regierung ist also schwerlich berechtigt, in so weitgehender Weise, wie das von einzelnen Kolonialfreunden gewünscht wird, die Auswanderung zu fördern, sie wird vielmehr gut thun, die Aufforderung, Auswahl, Ueberführung und Ansiedlung der Auswanderer Privatgesellschaften zu überlassen; sie wird aber in der Heimat dafür Sorge tragen müssen, daß die Privatgesellschaften die Auswanderer nicht übervorteilen, und daß jeder in Hamburg oder Bremerhaven an Bord gehende Ansiedler weiß, wo und zu welchem Preise er Land bekommt, oder wo er sich als Handwerker niederlassen kann. Die Hauptwirksamkeit der Regierung liegt wohl in Südwest-Afrika selbst. Hier kann für den Ausbau von Swakopmund, für die Besserung der telegraphischen Verbindungen, der Straßen und der Brunnen sehr viel geschehen; die Sicherheit des Eigentums wird in Zukunft weit mehr gewährleistet werden müssen, wie das bisher der Fall sein konnte. Ob die Regierung selbst in größerem Umfange Land verkaufen kann, lassen wir dahingestellt sein; jedenfalls wird zu erwägen sein, ob an Stelle des Verkaufs nicht Erbpacht treten muß. Für Kirchen und Schulen, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen muß frühzeitig und in ausreichender Weise gesorgt werden; die Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Sitte wird wesentlich durch Kirche und Schule erleichtert. Von Wichtigkeit ist die Art und Weise, wie die Ansiedler und ihre Söhne die Wehrpflicht abzuleisten haben; der Dienst muß auf irgend eine Weise in der Kolonie selbst möglich gemacht werden. Die Landeshauptmannschaft wird schließlich dafür sorgen müssen, daß die Eingeborenen von den Einwanderern nicht unmenschlich behandelt werden, wie das in anderen Teilen Südafrikas der Fall gewesen ist und zum Teil noch ist. Auch so, mit der Beschränkung, daß die Regierung die Leitung der Einwanderung nicht selbst in die Hand nimmt, sondern Siedlungsgesellschaften überläßt, ist ihre Aufgabe diesen Gesellschaften und den Einwanderern gegenüber so groß, daß von der Art ihrer Durchführung das Schicksal der Kolonie zum wesentlichen Teil abhängen wird. —

Wenn die mit Bezug auf Südwestafrika an die Kolonial-Verwaltung zu stellenden Anforderungen binnen kurzem erheblich wachsen werden, so trifft das bei Ostafrika in ähnlichem Maße zu. Hier spielt freilich die deutsche Einwanderung keine Rolle, aber dafür liegen wirtschaftliche und kulturelle Fragen von großem Umfange vor. In dieser

Beziehung ist der erste große Bericht des Gouverneurs von Wißmann über seine Bereisung des nördlichen Teils des Küstengebietes von Interesse. Sein Urteil über die Plantagen in Usambara und an der Küste deckt sich durchweg mit den von uns im Septemberheft gemachten Mitteilungen, so daß wir auf Einzelheiten nicht einzugehen brauchen; es lautet günstig und hoffnungsvoll und darf Beachtung beanspruchen, weil Herr von Wißmann bis dahin als kühler und besonnener Beobachter galt. Hoffentlich läßt sein Bericht über den südlichen Teil der Küste und über die für die Centralbahn zu wählende Richtung nicht zu lange auf sich warten. Seine Ansichten über die Aussichten der Kolonie werden für den Verlauf der Reichstagsverhandlungen von größter Bedeutung sein, namentlich über die Frage des Zuschusses zum Weiterbau der Usambarabahn, der Uebernahme einer Zinsgarantie für die Centralbahn und die Gewährung von Landkonzessionen an einzelne Gesellschaften. Soll jetzt, nachdem die Zeit der ersten wirtschaftlichen Versuche vorüber ist, dort ohne pekuniäre Hilfe seitens des Reiches weiter gearbeitet werden, so fürchten wir, daß Mißerfolge unausbleiblich sind; schon zur Stärkung des Vertrauens wird eine, wenn auch in mäßigen Grenzen gehaltene staatliche Unterstützung nicht zu umgehen sein. Vorsichtig muß die Regierung bei Gewährung von Landkonzessionen verfahren, die übrigens, soweit uns bekannt, bisher in größerem Umfange nur im Südwestafrika erteilt sind. Der bewährte Kenner Afrikas, Herr Missions-Inspektor Merensky, sagt hierüber in Nr. 10 der Zeitschrift „Afrika", man solle ja nicht zulassen, daß Spekulationsgesellschaften große Strecken Landes an sich brächten und dann lange unbebaut liegen ließen. Vielmehr müsse man die Eingeborenen zur Bebauung des Bodens anregen; neben der Abstellung der Gewaltherrschaft vieler Häuptlinge, der Beschränkung der Vielweiberei und der Abschaffung des Unfugs der Zauberei sei dies das beste Mittel zur kulturellen Hebung der Eingeborenen. Gewiß sind das goldene Worte. Auch wir meinen, dasjenige Europäern gehörende Land, welches innerhalb einer nicht zu lange bemessenen Frist nicht bebaut und bewirtschaftet wird, muß nach Ablauf dieser Zeit der Krone verfallen und von dieser Eingeborenen oder solchen Europäern zugewiesen werden, die es sofort in Kultur nehmen wollen. Für die Anregung der Araber und Neger zur Arbeit kann die bei Pangani geplante Zuckerfabrik von gutem Einfluß werden, weil sie den Anbau des Zuckerrohrs in größerem Umfange als bisher herbeiführt; die Aussichten des Unternehmens sind nach den von Dr. Baumann im Sommer angestellten Untersuchungen günstig. Im Norden des Schutzgebiets scheint im allgemeinen Ruhe zu herrschen; im Süden dagegen, westlich von Kilwa und Lindi, sind so ungeordnete und unsichere Zustände, daß über kurz oder lang Einschreiten nötig sein wird. Herr von Wißmann ist im September dort gewesen und wird zweifellos denselben Eindruck gewonnen haben. —

Wie sehr sich zu rechter Zeit gemachte Ausgaben lohnen, hat der Zug Dr. Gruners in das Hinterland von Togo gezeigt. Die von ihm geschlossenen Schutzverträge bieten eine gute Grundlage für die diplomatischen Verhandlungen, die voraussichtlich bald zwischen Frankreich und Deutschland in betreff der Abgrenzung von Dahome und Togo beginnen werden. Wir hoffen bestimmt, daß es gelingen wird, eine ununterbrochene Landverbindung von der Togoküste bis zum Niger auf Grund dieser Verträge zu erlangen. Weniger aussichtsreich scheint uns die Möglichkeit zu sein, so erwünscht die Sache an sich ist, Togo eine etwas breitere Küste, z. B. bis einschließlich der Voltamündung zu geben; es ist zu fürchten, daß weder Frankreich noch England uns entgegenkommen werden. Im übrigen hat man in Frankreich augenscheinlich den ernsten Wunsch, mit uns an der Goldküste in friedlicher Weise auseinander zu kommen, einmal der anderen großen Aufgaben wegen, die vor Frankreich liegen, namentlich in Madagaskar, und dann, um England gegenüber, unbehindert durch uns, fester auftreten zu können. Uns kann das recht sein, vorausgesetzt, daß Frankreich seinen abenteuerlichen Plan, Dahome nördlich von Togo auf dem Lande mit Senegambien zu verbinden und Togo dadurch vom Niger abzuschneiden, fallen läßt; von den Forderungen Frankreichs wird

es abhängen, wie weit wir unsere Rechte auf Borgu aufrecht erhalten. Auch England wird wegen des in Aussicht stehenden Krieges mit Aschanti vielleicht geneigt sein, uns gegenüber weniger anspruchsvoll wie gewöhnlich aufzutreten. Der Vortrag, den Herr Dr. Gruner am 5. Oktober vor der Deutschen Kolonialgesellschaft (Abteilung Berlin) über seinen Zug nach dem Niger hielt, war sehr gut besucht, und es war interessant, aus dem Munde des erfolgreichen Reisenden den Verlauf der ebenso schnellen wie kühnen Unternehmung schildern zu hören. Mit Nachdruck betonte er, daß der von ihm mit dem Sultan von Gandu geschlossene Vertrag politisch bindend und rechtsgültig sei, während die früher dort von der englischen Royal-Niger-Compagnie vereinbarten Verträge ohne politische Bedeutung und lediglich als Handelsverträge anzusehen seien. Ob man in England über diesen Punkt nicht anders denkt, wird abzuwarten sein. Für die Entwicklung unseres Togogebietes aber ist es erforderlich, daß die von Dr. Gruner gemachten Erwerbungen unbeirrt festgehalten werden, damit bald mit Ausführung wirtschaftlicher Unternehmungen, Bau einer Eisenbahn nach dem Niger u. s. w. begonnen werden kann. —

Aus dem Nachbargebiet Kamerun kommt die erfreuliche Nachricht, daß der Widerstand der Bakoko so ziemlich beendet zu sein scheint. Rittmeister von Stetten ist im August von der Yaunde-Station nach Kribi zurückmarschiert und meldet, daß bis zu den Nachtigalfällen (280 Kilometer von Kribi) volle Handelsfreiheit herrsche; der Zwischenhandel sei völlig gebrochen. Es ist kein Zweifel, daß dieses Vorgehen nur in Anlehnung an die Regierungsstationen geschehen konnte. Auf dem Marsche seien ihm 16 ins Innere gehende Karawanen begegnet. Zur Zeit sind, wie aus Berichten von Missionaren hervorgeht, die Bakoko ebenso wie die Bualeute bei Viktoria durch das energische Auftreten der Regierung und der Schutztruppe einigermaßen eingeschüchtert; neben der notwendigen Entschiedenheit werden Offiziere und Beamte jetzt mit Milde auftreten müssen. Solche Zustände, wie sie der Aufstand der Dahomeleute seinerzeit ans Licht gebracht hat, werden hoffentlich nie wieder eintreten. Wohin es führt, wenn in den Kolonien Gewinnsucht Beamte und Offiziere beseelt, zeigt der Kongostaat. Meuterei folgt auf Meuterei, ein Stamm nach dem andern empört sich gegen die Europäer, die Zustände dort nähern sich vollständiger Anarchie; es scheint sogar, als ob lediglich Konkurrenzneid den belgischen Kapitän Lothaire veranlaßt hat, an dem Elfenbeinhändler Stokes ein ungesetzliches Todesurteil vollstrecken zu lassen, weil dieser seine Ware nicht über den Kongostaat, sondern über Deutsch-Ostafrika nach Europa zu bringen pflegte. Man sagt den belgischen Offizieren im Kongostaat nach, sie seien Elfenbeinjäger geworden, weil ihnen aus den Zolleinnahmen u. s. w. Tantiemen zuflössen. Welche Schlüsse aus solchem Verhalten auf die Behandlung der Eingeborenen gezogen werden müssen, liegt klar zu Tage. Mit Hochmut auf die Zustände im Kongostaat zu blicken, wäre nach den Vorgängen im Kamerun schlecht angebracht. Nur der dringende Wunsch kann ausgesprochen werden, daß sich unsere Kolonialbeamten und Offiziere der Schutztruppen in erster Linie den Negern gegenüber von den Geboten der christlichen Nächstenliebe leiten lassen wollen, damit diese in ihnen nicht ihre Peiniger und Feinde, sondern ihre Freunde sehen. Die guten Folgen werden nicht lange auf sich warten lassen.

Zum Schluß wollen wir darauf hinweisen, daß in nächster Zeit das „Kolonialheim" der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft in der Potsdamerstraße 22a eröffnet wird. Ein mit etwa 150 Zeitungen u. s. w. ausgestattetes Lesezimmer, eine gute Kolonial-Bibliothek, behagliche Klub- und Restaurations-Räume, Zimmer für Vorträge u. s. w. werden gewiß dazu beitragen, dieses „Heim" bald zum Mittelpunkt für die in Berlin wohnenden und von auswärts kommenden Kolonialfreunde zu machen.



Wirtschaftspolitik.

Der Monat Oktober brachte eine Krisis auf dem Geldmarkte, die bei der maßlosen Kreditanspannung der Börsenspekulation in Paris, London, Wien und Berlin längst vorausgesehen, bis hierher aber von einem Teil der Hautebanque noch zurückgehalten worden war. Die Folgen dieses Rückschlages haben sich in Deutschland nicht sehr fühlbar gemacht, und zwar deshalb nicht, weil die Reichsbank mit einer an die Grenze des Zulässigen streifenden Liberalität ihren Metallvorrat dem Markte zur Verfügung hielt. Selbst als sie hierdurch innerhalb einer Woche zu einer Noten-Ausgabe von über einer Viertel-Milliarde (270 362 000 Mark) genötigt wurde und 46 Millionen Mark der ausgegebenen Noten versteuern mußte, setzte sie nicht nur ihren offiziellen Diskontsatz nicht herauf, sondern diskontierte sogar weiter am offenen Markte (in der Provinz) die großen Finanzwechsel der Banken mit 2 3/8 Prozent, d. i. 5/8 Prozent unter dem offiziellen Satze. Erst als der Privatdiskont sich immer mehr diesem letzteren näherte, ihn sogar einmal erreichte, stellte sie die Wechselkäufe an der Frankfurter Börse ein. Die Bayerische Notenbank schloß sich dieser Diskontpolitik nicht an, sondern erhöhte ihren Diskont auf 3 1/2 Prozent, offenbar in der Befürchtung, sonst sehr bald an der Grenze der gesetzlichen Bardeckung ihrer Noten anzukommen, der sich auch die Reichsbank Ende September bis auf 9 Prozent genähert hatte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein großer Teil der unseren Centralbanken auf Wechsel- und Lombardkonto entnommenen Beträge in das Ausland geflossen sind, um dort (vornehmlich in Paris und Wien) von den für Prolongationen der Hausse-Engagements bewilligten Wucherzinsen Vorteil zu ziehen. Da es sich indes hier nur um vorübergehende Kapitalausfuhr handelt, sei darauf kein besonderes Gewicht gelegt. Wohl aber verdient der Vorwurf eine Untersuchung, daß die Reichsbank durch ihr Festhalten am billigen Zins für ihre Darlehen auf Wechsel und Lombard der bedenklichen Haussespekulation Vorschub geleistet habe. Wir können diesem Vorwurf nicht zustimmen, und zwar aus folgenden Gründen.

Der Rückschlag auf dem Effektenmarkte begann auf dem Gebiete der afrikanischen Goldminen-Aktien. Diese Papiere überfluteten England, Frankreich und Oesterreich-Ungarn seit einem Jahre in solchen Mengen und lockten durch ihre märchenhaften Kurssteigerungen so sehr das ganze Börsenpublikum an, daß für andere Unternehmungen der großen Banken kaum noch Interesse und Geld übrig blieb. Dabei beachte man wohl, daß es nicht die erbeingesessene Hautebanque war, die diese Goldminen-Aktien auf den Markt brachte, sondern lauter neue Leute, Eindringlinge, denen die Hautebanque nur solange freies Spiel ließ und Unterstützung lieh, als es galt, die Spiellust im allgemeinen neu anzufachen. Nun aber wollen die alten Emissionsfirmen selbst mit ihren längst vorbereiteten Unternehmungen meist internationaler Art herauskommen, und da wird ihnen das „Goldfieber" hinderlich. Sie versagten also zum Ultimo September den Spekulanten in Minen-Aktien den Kredit, und damit war der Krach fertig. Die englischen, französischen und österreichischen Reporteure suchten Geld zu machen, wo nur irgend möglich, und selbstverständlich legte ihnen die deutsche Hautebanque Schwierigkeiten in den Weg, die in erster Linie zu der Versteifung der Geldsätze führten und führen sollten. So wurde die große Luftblase aufgestochen. Die Reichsbank aber konnte sich doch nicht an dieser Operation beteiligen. Sie hatte andere Interessen als die der vereinigten Großbanken zu pflegen. Hätte auch sie durch eine Erhöhung des Diskonts und des Lombardzinsfußes ohne dringendste Notwendigkeit den Geldmarkt beunruhigt, so wäre die offenbar schon stark gefährdete Konvertierung der landschaftlichen Pfandbriefe noch mehr gestört, vielleicht unmöglich gemacht worden. Außerdem muß betont werden, daß die Reichsbank in sehr hohen Beträgen Getreide diesjähriger Ernte für Rechnung der Produzenten lombardiert hat, daß also eine Erhöhung des Lombardzinsfußes viele Landwirte geschädigt hätte. Es wird so viel

auf die Reichsbank gescholten, und gewiß kann es uns nicht gefallen, daß der gegenwärtige Reichsbankpräsident seine Pflicht gegen unsere Währung gar so buchstäblich und dogmatisch auffaßt; aber in diesem Falle muß doch anerkannt werden, daß die Reichsbankverwaltung gegenüber dem Ansinnen der Hautebanque, sie möge schleunigst den Zinsfuß heraufsetzen, mit ruhigem Blute die kleine akute Krisis des Effektenmarktes für zu unbedeutend gehalten hat im Vergleich mit der chronischen Notlage der Landwirtschaft, daß sie lieber ein kleines Opfer an Notensteuer gebracht hat auf Kosten ihrer Dividende, die noch immer reichlich hoch genug ausfallen wird, als daß sie der Landwirtschaft den Kredit verteuerte. Die Reichsfinanzverwaltung ist ihr darin übrigens nicht nur mit guten Ratschlägen zu Hilfe gekommen, sondern auch mit einer vorübergehenden Stärkung ihrer Reserven, so daß sie schon sehr bald wieder einen vollständig normalen Status veröffentlichen konnte. Inzwischen haben sich nun die Geldverhältnisse an den Börsen wieder verschlechtert, d. h. die größten Geldgeber sind um so schwieriger geworden, je mehr Geld aus kleineren Kanälen zur Börse strömt, um hier von den hohen Reportzinsen Vorteil zu ziehen. Es schwimmen so viel englische und französische Reitwechsel, mit denen die Minenspekulation sich zu retten sucht, daß Vorsicht wohl am Platze ist. Andererseits haben die Banken sich in eigenen Geschäften überreichlich engagiert, was aus der Kapitals-Erhöhung einer ganzen Reihe der größten Bankinstitute zur Genüge hervorgeht. So scheint gegen Ende dieses Jahres der so viel gerühmte Geldüberfluß der Börse ganz dahinschwinden zu wollen, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Reichsbank schließlich doch noch ihre Sätze erhöhen muß.

Das hier gegebene Stimmungsbild wäre unvollständig, wenn ich nicht gleich hinzufügte, daß trotz alledem die Banken noch Mittel und Wege gefunden haben, um die Tendenz der Berliner Börse immer wieder zu befestigen, denn es liegt natürlich in ihrem Interesse, den Glauben an gutes Standwetter auf dem Effektenmarkte nicht ernstlich erschüttert werden zu lassen. Diese Leistung der Banken ist ein technisches Meisterstück. Man erinnere sich, daß seit Jahr und Tag die von ihnen ausgegebene Parole lautete: „Geldüberfülle, daher Zinsrückgang, daher Kurssteigerungen, folglich Konvertierungen überall, Mobilisierung aller Kapitalien, also wiederum Kurssteigerungen in perpetuum.“ Von dieser logischen Kette sind die Prämissen fortgefallen. Geld ist knapp geworden, und nach den Erklärungen des Reichskanzlers kann die Konvertierung der 4- und 3½ prozentigen Reichs- und Staatsanleihen als ins Weite verschoben gelten. Trotzdem steigen die Kurse nach jedem kleinen Rückgange sofort wieder, weil man sich eben daran gewöhnt hat, an eine jahrelange Haussebewegung zu glauben.

Man vergleiche mit diesem tollen Treiben, dem natürlich der Katzenjammer auch nicht erspart bleiben wird, die Klagen aller Produktivstände über schechte Preise, geringen Verdienst, Mißtrauen der Kreditgeber, hohe Zinsen. Noch immer werden in den kartellierten Industrien die verhältnismäßig rentablen Inlandspreise durch Verschleuderung der zuviel erzeugten Ware an das Ausland aufrecht erhalten. Dieser ungesunde Zustand ist so zur Regel geworden, daß nun auch die Spiritusfabrikanten sich nicht anders retten zu können glauben, als indem sie sich vereinigen, um durch Abschiebung des über den inländischen Bedarf hinaus erzeugten Spiritus in das Ausland, selbst unter dem Selbstkostenpreise, im Inlande sich bessere Preise zu erzwingen.

Das ist aber nur eines der Symptome für die gänzlich ungesunden, langsam zum allgemeinen Ruin führenden wirtschaftlichen Zustände. Man muß geborener Optimist sein, um glauben zu können, daß auf die Dauer die Menschheit bei einer solchen Vergeudung ihrer Kraft, bei einer so absoluten Unordnung in ihrem wirtschaftlichen Gebahren bestehen könne. Wir befinden uns in einer Periode der billigsten Warenpreise; nur vereinzelt haben die Preise in den letzten Monaten eine Aufbesserung erfahren. Man sollte denken, das sei das goldene Zeitalter für alle Konsumenten, und Konsumenten sind wir ja alle. Aber weit gefehlt! Da die Produktion so schlecht lohnt, werfen sich

unzählige, bisher in der Produktion beschäftigte Individuen auf den Handel. Der verspricht noch namhafte Prozente als Gewinn, besonders der Detailhandel. So kommen diese Leute zwar zu einer Existenz, aber der Vorteil der billigen Warenpreise geht durch sie verloren. Denn nun muß der Handel die produktiv unthätigen Hunderttausende ernähren, also die Detailpreise, wie es thatsächlich jetzt der Fall ist, um 30 bis 40 Prozent verteuern. So verwandelt sich der Segen einer billigen Produktion in sein Gegenteil. Man sagt zwar: „Der Kaufmann muß doch auch leben." Aber woher leiten zehn Kaufleute das Recht, von einer Arbeit zu leben, die gut und besser ein einziger leisten kann?

Zum Glück wird dieser unwirtschaftliche, warenverteuernde Einfluß einer ungemessenen Konkurrenz im Handel in immer weiteren Kreisen klar erkannt, die Landwirte ganzer Kreise schließen sich zusammen, um durch Genossenschaften ihre Produkte unmittelbar an die Konsumenten zu bringen; eine Genossenschaft im Westen will sogar ihr Getreide selbst vermahlen, verbacken und als Brot verkaufen. Hier in Berlin bezahlt man für das Pfund Roggenbrot bis zu 15 Pfennigen, während das Pfund Roggen nur 8 Pfennige kostet, also auch das Pfund Brot recht wohl zu 8 Pfennigen verkauft werden könnte. Bei Weizenbrot ist infolge der Ueberzahl unserer Bäckereien der Aufschlag des Bäckers noch weit höher. Wenn also jene bäuerliche Genossenschaft das Brot erheblich billiger liefern kann, so erfüllt sie eine volkswirtschaftlich segensreiche Aufgabe und sollte sich um das Geschrei, das auch von angeblich konservativer Seite gegen sie erhoben wird, nicht kümmern. Man ist leicht mit dem Vorwurf der Agrar-Demagogie bei der Hand, wenn zu Gunsten der Produktivstände gewohnheitsmäßig eingerissene Uebelstände an der Wurzel angefaßt werden sollen. Man sehe aber einmal andere, nicht agrarische Wirtschaftsgebiete an, ob da etwa der Zwischenhandel weniger verderblich wirkt. Aus welchem Grunde verdient der Berliner Konfektionsarbeiter kaum soviel, daß er sich vor dem Verhungern schützen kann? Man sehe die Preislisten seiner Arbeitgeber in den großen Konfektionszeitungen an und vergleiche sie mit den Ladenpreisen des Geschäftes, in dem man zu kaufen pflegt. Die Fabrikanten sind es nicht, die ihm den Hungerlohn aufzwingen, sondern die Menge der Detaillisten thut das, die nicht bestehen kann, wenn sie nicht auf jeden Artikel hundert Prozent und mehr aufschlägt. Der Detailhandel bestimmt den Engrospreis und die Löhne, er ist der eigentliche „Blutsauger". Jedes zehnte Haus in den Städten und auf dem Lande ist eine Kneipe. Der Wirt bezahlt für das Bier 8 bis 10 Pfennige, das er für 30 Pfennige verkauft. Jedes zehnte Haus ist ein Cigarrengeschäft. Der Händler bekommt die Dreipfennigs-Cigarre für 1 Pfennig, die Fünfpfennigs-Cigarre für 2½ Pfennig ins Haus geliefert. Neulich rechnete uns ein konservativer Publizist vor, wie sehr sich die Zahl der Handwerksmeister vermehrt habe. Wieviel selbständige Klempner, Schlosser, Kupferschmiede, Schuster, Schneider, Posamentiere u. s. w. giebt es aber noch, die nicht den größten Teil ihrer Nahrung aus einem offenen Ladengeschäfte ziehen, in dem sie Fabrikerzeugnisse mit 100 Prozent Aufschlag verkaufen? Auch der Handwerkerstand ist dem Schachergeiste verfallen und hilft dazu, daß dem Volke die Waren zu teuer werden, daß infolge dessen die Produzenten immer billiger produzieren müssen und doch den Konsum nicht beleben können.

Ein alter Kaufmann, dem diese Erkenntnis das Gewissen beschwert, hat in einer lesenswerten Schrift („Kaufmann oder Schmarotzer?" Neubrandenburg, Verlag von Otto Rahmmacher) mit vielen anderen Zahlen und Beispielen nachgewiesen, wo der Schaden sitzt. Er verlangt nicht weniger als die Verstaatlichung des Handels mit den wichtigsten Lebensmitteln. Das ist eine zu weit greifende, unter den heutigen Verhältnissen unerfüllbare Forderung. Aber daß nur auf dem Wege der Vergesellschaftung, des Socialismus Abhilfe möglich ist, will auch mir unbezweifelbar erscheinen. Und da liegt es am nächsten, daß sowohl die Produzenten als die Konsumenten sich in Genossenschaften zusammenthun, um die bisher dem wuchernden Zwischenhandel zugefallenen Prozente zu

teilen. (Die Händler werden dann alle in der Produktion lohnende und befriedigendere Beschäftigung finden können; denn wenn die Waren durchschnittlich um ein Drittel billiger in den Konsum kommen, wird es bald an Händen fehlen, um den Konsum zu befriedigen.) Verkaufssyndikate für den Engroshandel haben wir schon in der Montan-Industrie. Sie haben bisher die anfangs auch von uns gehegte Befürchtung, daß sie Monopolpreise schaffen würden, nicht im geringsten gerechtfertigt. Verkaufssyndikate für den Detailhandel haben einzelne Meiereigenossenschaften eingerichtet. Leider haben diese wenigstens zur Verbilligung der Ware nichts beitragen können, weil sie vereinzelt sind und der Einzelne auch im Detailhandel immer mit den Wölfen heulen muß. Das Gleiche gilt von den meisten Verkaufsläden, die sich einzelne Fabriken in großen Städten eingerichtet haben, obwohl mir auch deren einige bekannt sind, die weit billiger und ebensogut verkaufen, als die bewährten Konsumvereine. Eine musterhafte Organisation besitzt der deutsche Buchhandel, der dem Detailhändler, dem Sortimenter ganz bestimmte Maximalpreise für den Einzelverkauf festsetzt. Hier liegen freilich andere und einfachere Verhältnisse vor, als auf dem Warenmarkte. Die Gegenpartei, die der Konsumenten, hat nur da bedeutende Erfolge zu verzeichnen, wo sie örtliche Verbände herstellen konnte, obwohl das billige Packetporto ihre Bestrebungen erleichtert. Die Zukunft wird aber gewiß überall Konsumvereine für einzelne unentbehrliche Nahrungsmittel mit örtlicher Begrenzung entstehen lassen, die durch eine rationelle Verteilungsart die Unkosten auf das geringste Maß beschränken. Insofern liegt in dem socialistischen Gedanken allerdings ein „gesunder Kern"; es nützt nichts, gegen dieses Zugeständnis Zeter zu schreien. Wer so individualistisch ist, daß er nur bei einem bestimmten Bäcker, Schuster, Schneider und Brauer nach seinem Geschmack bedient werden kann, der wird sich einen großen Geldbeutel anschaffen müssen. Leute mit beschränktem Einkommen werden stets darauf sinnen, für ihr Geld möglichst viele und gleichmäßig gute Ware zu erhalten, um selbst bestehen, heiraten und Kinder aufziehen zu können. Und diesem Bedürfnisse werden sich allmählich auch die Produzenten anpassen, die bei der fabelhaften Vereinfachung des Handels in unseren Tagen wahrlich nicht mehr nötig haben, ein Heer von selbständigen Distributeuren (Kleinhändlern) zu unterhalten. Es wäre z. B. kein gewagter Schritt, wenn sich eine Anzahl von Fabrikanten verwandter Gewerbe in jedem kleinen Orte einen, und in jedem größeren Orte mehrere Läden mieteten, Agenten hineinsetzten und diesen ihre Ware in Konsignation gäben. Damit wäre ihnen und den Konsumenten schon ein großer Vorteil gesichert. —

In der großen Wirtschafts- und Finanzpolitik hat der verflossene Monat wenig Neues gebracht. In Vorbereitung ist ja manches. Liberale Zeitungen deuten an, daß sich die Regierungen mit einschneidenden Maßregeln zu Gunsten der Landwirtschaft tragen. Der Landwirtschaftsminister erklärt indessen, daß der Regierung sowohl der Antrag Kanitz wie der Bimetallismus noch als undurchführbar gelten. Dagegen gewinnt in konservativen Kreisen wenigstens der erstere immer mehr Anhänger, und soviel steht wohl fest, daß auch die Regierung sich von weniger einschneidenden Mitteln kaum noch Erfolg versprechen kann gegenüber der sich immer bedenklicher verschärfenden Krisis im Osten Deutschlands. Mit dem Großschen Vorschlage der Kornhaus-Organisation wäre ja schon viel gewonnen, ebenso mit einem Gesetz, das minderwertiges ausländisches Getreide vom Börsenumsatz ausschließt, und mit so manchem anderen Vorschlage, der die Landwirtschaft vor dem ausbeutenden Handel und vor der ferneren Verschuldung schützen soll. Aber um ein wirkliches Notgesetz nach Art des Kanitzschen werden wir nicht herumkommen, da alle Reformen nur langsam wirken können.

Die Konvertierung unserer 4- und 3½ prozentigen Staatsanleihen ist angesichts der Schwierigkeiten auf dem Geldmarkte verschoben worden, und aufgeschoben ist in solchen Dingen so gut wie aufgehoben. Was das nächste Jahr bringen wird, kann freilich niemand wissen. Vor der Hand ist es sehr wahrscheinlich, daß die Anforderungen der Börsen, der Industrie und des Handels an das Barkapital sich noch steigern, die

Rentenpapiere also für einige Zeit den Höhepunkt überschritten haben. Abergläubische Gemüter sehen auch in der großen Berliner Gewerbe-Ausstellung ein böses Omen, da die letzten Ausstellungen die Vorboten eines Krachs zu sein pflegten. Allein hier verwechselt man Ursache und Wirkung. Die letzten Ausstellungen wurden geplant unter dem Einfluß einer steigenden Konjunktur, und da sie stets jahrelanger Vorbereitungen bedürfen, so kamen sie eben an das Ende der guten Konjunktur und beschlossen dieselbe mit einem Knalleffekt. Die Berliner Ausstellung bezeichnet hoffentlich einen neuen Aufstieg. Bisher ist von einer ungesunden Spekulation auf dieses Ereignis hin verhältnismäßig wenig zu spüren. Sie hält sich wenigstens in engsten lokalen Grenzen. Immerhin wird auch diese Ausstellung große Summen festlegen, und mit dem billigsten Zinsfuß für Staatspapiere hat es einstweilen gute Wege.

Berlin, 25. Oktober 1895. Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

Unmittelbar nachdem ich den Bericht für das Oktoberheft abgeschlossen hatte, reiste ich ab zum Kongreß für innere Mission nach Posen. Und der Bericht war wohl noch kaum an seinen Bestimmungsort gelangt, als schon wieder so viel des Interessanten sich ereignet hatte, daß man einen eigenen Bericht darüber schreiben könnte. Das, was mich besonders nach Posen gezogen hatte, war die angekündigte Besprechung des Centralausschusses mit seinen Agenten und Freunden über das Verhältnis der inneren Mission zu den christlich-socialen Bestrebungen. Während diese nun ziemlich kurz abgebrochen und resultatlos war, gestalteten sich überraschender Weise die Verhandlungen des ersten Vormittags über den Vortrag Professor Sohms: Der Christ im öffentlichen Leben — zu einer höchst lehrreichen und signifikanten Auseinandersetzung über die Stellung der Christen, also auch der inneren Mission zu den socialen Aufgaben und Bestrebungen.

Die Stellungnahme Sohms wird unseren Lesern im wesentlichen bekannt sein. Seine Ausführungen liefen aus in den kraftvollen Ruf: Fort mit dem christlichen Staat, denn ein christliches Recht giebt es nicht! Die liberale jüdische Presse war darauf hineingefallen, diesen Ruf in ihrem Sinne zu nehmen, und glaubte in dem hervorragenden Vertreter des Kirchenrechts schon einen neuen Bundesgenossen in dem Feldzug gegen das Christentum im öffentlichen Leben zu erblicken. Es entspricht das ganz dem Mangel an Bildung bezüglich aller kirchlichen und christlichen Fragen, der jener Presse eigen ist. Nachdem schon in der mündlichen Verhandlung in Posen die Gegensätze bezüglich dieser wichtigen Frage zum deutlichen Ausdruck gekommen waren, habe ich kürzlich in der Kreuzzeitung die Sohmsche Stellung angegriffen, was eine sehr dankenswerte Entgegnung von ihm an derselben Stelle hervorgerufen hat. Durch dieselbe ist die etwas radikal klingende Losung: Fort mit dem christlichen Staat! sehr erheblich gemildert, zugleich aber der Kernpunkt der Differenz, um die es sich in der ganzen Sache handelt, deutlich herausgestellt. Da verschiedene kirchliche Richtungen und Bestrebungen in der Gegenwart ihre grundsätzliche Stellung eben der Beurteilung dieser Frage entnehmen, welche durch Sohm zum Hauptgegenstand des Kongresses für innere Mission gemacht worden war, so ist es wohl angezeigt, auch an dieser Stelle die verschiedenen Gesichtspunkte klar zu stellen, unter denen sie betrachtet wird.

Sohm hatte ausgeführt: Ein christliches Recht kann es darum nicht geben, weil es das Wesen des Rechtes mit sich bringt, daß seine förmlichen Festsetzungen sich nie ganz mit den höchsten Anforderungen der christlichen Sittlichkeit decken können. Dies

findet seine Anwendung auf die christlich-socialen Bestrebungen, die darum in sich verkehrt sind, weil die sociale Frage auf eine sociale Gesetzgebung hinausstrebt, und eine christliche Gesetzgebung ist nicht nur intolerant, sondern beeinträchtigt auch das christliche Sittlichkeitsideal, das durch jede gesetzliche Festlegung abgeschwächt wird. Ich hatte in der Kreuzzeitung darauf erwidert: Das Wesen des Rechtes bringt es allerdings mit sich, daß es sich mit den Anforderungen der christlichen Sittlichkeit niemals decken kann; das Recht will durch Zwang diejenige Haltung des Einzelnen herstellen, die von der Sittlichkeit erfordert, aber nicht erreicht wird; es ist richtig, daß es dem Recht nicht daran gelegen ist, den Einzelnen selbst moralischer zu machen, und eine durch gesetzliche Gewalt erzwungene Handlung kann nie als eine christlich-sittliche anerkannt werden. Trotzdem hat das Recht eine Beziehung zur christlichen Sittlichkeit. Es ist dazu da, um die Sittlichkeit der Gesamtheit, der Gesellschaft, der Staatsbürger zu schützen, und zwar dadurch zu schützen, daß es die dieser Sittlichkeit nicht entsprechenden Handlungen einzelner Staatsbürger bestraft oder verhindert. Die in einem Volke herrschenden sittlichen Begriffe müssen also vom Recht berücksichtigt werden; in einem christlich gesinnten Volke wird das Staatsgesetz in der Bestrafung unsittlicher Handlungen viel weiter gehen können und müssen, als in einem heidnischen u. s. w. So steht also auch das Staatsgesetz, das Recht, der Staat in einem gewissen Sinne im Dienst der christlichen Sittlichkeit, indem sie das christlich sittliche Gefühl des Volkes schützt, schärft und erhält.

Nun antwortet Herr Professor Sohm in Nr. 495 der Kreuzzeitung und stellt unsere Uebereinstimmung darüber fest, daß das Christentum mittelbar das Recht beeinflusse (in der von mir beschriebenen Weise, indem nämlich der Fortschritt des sittlichen Volksbewußtseins vom Heidentum zum Christentum hin eine Aenderung resp. Besserung des Rechts mit sich führe). Aber das Christentum besitze keine unmittelbare positive Macht über das Recht und den Staat (und ich kann diesen Satz ruhig zugeben). Der Inhalt des Rechts könne nie ein christlicher sein. Deshalb könne man auch nicht — wie ich es gethan — von christlichen resp. geoffenbarten Grundordnungen für das sittliche Gemeinschaftsleben reden. Undenkbar, sagt Sohm, ist eine Zwangsordnung, die das Leben des Volkes zu einem christlichen Leben macht. Die Folge einer in diesem Sinne christlichen Gesetzgebung sei doch immer die, daß — auch wenn dieselbe nur darauf berechnet wäre, die Gesamtsittlichkeit zu schützen — doch der Einzelne zu einem christlichen Verhalten genötigt würde. Er verdeutlicht das an der Alters- und Invalidengesetzgebung. „Ist der Inhalt des Gesetzes christlicher Natur? Nicht von ferne. Ist das christlich, daß der Arbeiter Rechte auf Alters- oder Invaliditätsrente hat? Das Christentum kennt überall keine Rechte. Ist das praktisches Christentum, wenn auch der widerstrebende Arbeitgeber gezwungen wird, seinen Beitrag zur Versorgung des Arbeiters zu zahlen? Praktisches Christentum mit Gewalt! . . Zwang, auch der Zwang zum Guten, ist, unter Rechtsgenossen geübt, nicht christlich, sondern heidnisch. Das Recht ist heidnisch. Es ist dem Christentum dienstbar, es empfängt durch das Christentum Richtung seiner Entwicklung, aber getauft kann es nicht werden."

Wir könnten uns völlig mit der Anerkennung genügen lassen, daß das Recht vom Christentum Richtung seiner Entwicklung erhält und daß es ihm dienstbar ist. Denn daraus ergiebt sich für den christlichen Politiker die heilige Pflicht und Aufgabe, das Recht seines Vaterlandes — wenn dasselbe dem Christentum überhaupt dienstbar sein kann — auch in diesen Dienst zu stellen. Und dann haben wir eben das, was sowohl wir heutzutage, als auch was unsere Vorfahren „der vierziger und fünfziger Jahre" christlichen Staat genannt haben. Dann heißt aber Sohms Losung: Fort mit dem christlichen Staat! nur noch so viel als: wir wollen nicht den Staat, den Valentin Andreä in seinem Roman vom Christenstaat, oder Campanella im Sonnenstaat, oder Thomas Morus auf seiner Insula Utopia beschrieben hat. Dazu aber bedurfte es doch wahrlich keiner Mobilmachung des Kongresses für innere Mission.

Wenn wir nun also soweit mit Sohm übereinstimmen, so erstreckt sich die Uebereinstimmung nicht auf die von ihm gebrauchten Ausdrücke. Ist es wirklich richtig, daß das Christentum überall keine Rechte kenne? Ist es nicht ein unveräußerlicher Bestandteil der christlichen Ethik, daß die Obrigkeit ein Recht habe auf den Gehorsam der Unterthanen, die Eltern ein Recht auf die Ehrfurcht der Kinder? Das weist schon auf die von Sohm bestrittenen „Grundordnungen" des christlichen Gemeinschaftslebens als Bestandteile der göttlichen Offenbarung. Aber ehe ich auf diesen Kernpunkt eingehe, frage ich noch: wird wirklich bei der Bestimmung des Wesens des Rechtes der richtige Gegensatz zu christlich durch die Bezeichnung heidnisch getroffen? Der Zwang, den das Recht übt, ist weder heidnisch noch christlich, aber ebenso wenig unchristlich oder unheidnisch, sondern es ist eben eine formale Bestimmung des Wesens eines jeden Rechtes. Die Frage: Ist es praktisches Christentum, wenn — um es kurz zu sagen — die Thaten der Nächstenliebe da erzwungen werden, wo keine Nächstenliebe vorhanden ist? — diese Frage beantworte ich mit einem vollen und runden Ja im wahrsten Sinne des Wortes. Ist es praktisches Christentum, wenn der christliche Vater von dem Kinde die Handlungen des Gehorsams erzwingt, wo keine Gesinnung des Gehorsams vorhanden ist? Ist es praktisches Christentum, wenn das rechtliche Verhalten erzwungen wird, wo ehrliche Gesinnung nicht vorhanden ist? — Richtig ist, daß der Einzelne nie zu einem „christlichen Verhalten" genötigt werden kann; er kann überhaupt nicht zu einem sittlichen Verhalten genötigt werden, weil zur Sittlichkeit und so auch zur Christlichkeit die herzliche Gesinnung gehört, das „gerne thun nach seinen Geboten"? Jene erzwungene Handlung der Nächstenliebe seitens des unwilligen Arbeitgebers ist darum freilich kein Christentum. Aber praktisches Christentum ist die Reaktion des Volksbewußtseins gegen das lieblose Verhalten in seiner Mitte, welche Reaktion sich eben in jenem Altersversorgungsgesetz mit seinem Zwange äußert. Ich habe darum auch immer nur gesagt: das Recht ergänzt gleichsam die Sittlichkeit, indem sie dasjenige äußere Verhalten erzwingt, was die Sittlichkeit (als ein von innen heraus wachsendes) verlangt, aber von sich aus nicht erreicht. Also in die individuelle christliche Sittlichkeitsentwicklung gehört das Recht nicht hinein. Darüber ist kein Zweifel. Und z. B. das von Sohm gebrauchte Beispiel von der Ehescheidung hatte ich selbst schon in meinem Artikel in der Kreuzzeitung in demselben Sinne gebraucht, daß es nämlich zwar eine Forderung der christlichen Sittlichkeit sei, an welche der Einzelne sich unbedingt gebunden wisse, seine Ehe nicht zu lösen, es sei denn um Ehebruchs willen, — daß aber trotzdem niemals der Staat diese christliche Heiligungsforderung zum allgemeinen bürgerlichen Gesetz machen könne, weil die Durchschnittshaltung der Sittlichkeit auch eines christlichen ganzen Volkes den christlichen Ansprüchen nie genüge, und weil ein Gesetz, das nicht von dem sittlichen Gesamtbewußtsein des Volkes getragen werde, nur sittlich auflösend wirken könne. (Beiläufig bemerke ich, daß gerade in Bezug auf Ehescheidung das Staatsgesetz schon manchmal diesen specifisch christlichen Charakter gehabt hat, nämlich in den ersten fast ganz religiös verfaßten Freistaaten Nordamerikas; aber eine solche Gesetzgebung kann sich nie lange halten.)

An dem sittlichen Bewußtsein des Volkes entscheidet es sich, wie weit das Recht gehen kann in seinen Festsetzungen, durch welche die Handlungen als strafbar hingestellt werden, welche eben jenem sittlichen Bewußtsein zuwider sind, — also wie weit das Recht auch von dem Widerwilligen eine äußere Haltung verlangen darf, deren Unterlassung das sittliche Bewußtsein der Gesamtheit verletzen müßte. Danach ist auch die Einführung der Invalidengesetzgebung zu beurteilen. Sie ist ein Sieg der christlichen Gesinnung in der Gesellschaft. Und wenn Sohm sie, weil sie eben Recht und Zwang mit sich führt, nicht christlich nennen will, weil man sonst in den Irrtum verfallen könnte, zu meinen, dem Christentum käme es nicht auf innere Gesinnung, sondern nur auf äußeres Verhalten an, — so scheint mir das eine übertriebene Vorsicht, eine Vorsicht, die dadurch überflüssig wird, daß ich das Recht als ein pädagogisches Hilfsmittel

der Sittlichkeit ganz deutlich von der Sittlichkeit selbst unterschieden habe. Und weil das Christentum auch pädagogische Hilfsmittel der Sittlichkeit will, so will es auch ein Recht. Und das will ja auch Herr Prof. Sohm, indem er das Recht dem Christentum dienstbar sein lassen will.

Aber die Sohmsche Ausdrucksweise geht doch nicht bloß aus einer falschen Vorsicht hervor, sondern aus einer ungenügenden Auffassung des Gesetzes im Christentum. Hier kommen wir zu den von mir behaupteten geoffenbarten Grundordnungen. Ich kann dieselben hier nicht begründen. Ich habe zu ihrer Beschreibung ein Buch von 470 Seiten geschrieben, nämlich den zweiten Band meiner Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage, und ich kann den Inhalt desselben nicht in einem kirchlichen Monatsbericht wiederholen. Weil ich von diesen Grundordnungen schon in Posen bei der Diskussion sprach, hat ein Gelehrter der Christlichen Welt, D. Baltzer, in seinem Bericht über den Kongreß gesagt: ich brächte im Grunde doch nur ein neues Gesetz (die römisch-katholische Bezeichnung des Christentums als nova lex). Es könnte wirklich etwas Befriedigendes für das eigene Bewußtsein haben, wenn nichts anderes als solche Phrasen gegen einen vorgebracht werden können, deren Oberflächlichkeit einen Mangel an biblischem Verständnis verraten, wie er nur bei einem Ritschlianer möglich ist. Ich muß mich mit dem armen Apostel Paulus trösten, dessen rabbinische Ethik von den Heilgehilfen der modernen Schule gründlich gesäubert zu werden verspricht. Aber es wird doch wohl dabei bleiben, daß wir im Dekalog Grundordnungen haben, von deren Innehaltung das Gedeihen des sittlichen Menschen und der menschlichen Gesellschaft ebenso abhängig ist in Griechenland wie in Palästina und im 19. Jahrhundert wie im ersten. Und wir werden nicht aufhören, die Barmherzigkeit Gottes zu preisen, daß er uns nicht nur geoffenbart hat das Heil der Sündenvergebung in Christo, sondern auch die Wege gewiesen, auf dem wir in der Wanderung durch die Sündenwüste dieser Welt in dem göttlichen Heil bewährt werden können. „Ich wandele fröhlich, denn ich suche deine Befehle."

Um noch einmal zu unserem verehrten Freund und Gegner Sohm zurückzukehren, so sehe ich an ihm einen Fehler der Auffassung der christlichen Sittlichkeit, den wir freilich auch bei vielen theologischen Ethikern erblicken. Sie kennen wesentlich nur die Sittlichkeit des einzelnen Individuums, und geben Regeln, wie sich dieses Individuum auch in dem öffentlichen Leben und in den socialen Gemeinschaftsformen sittlich durchzuhelfen habe. Dem gegenüber halte ich es für die Aufgabe der christlichen Ethik der Gegenwart, nicht nur die Ziele der individuellen christlichen Tugendentwicklung aufzustellen, sondern die Aufgaben der christlichen Gesellschaft zu beschreiben, die sie hat, wenn sie die öffentlichen Verhältnisse nicht zum Schaden, sondern zur Förderung der christlich-sittlichen Volkspädagogik ausschlagen lassen will. Die Ethik hat dazu die idealen Grundordnungen der christlichen Gesellschaftsordnung aufzuzeigen, und die Politik hat zu erwägen, wieviel sie davon in Anbetracht der zeitweiligen Reife des christlich-sittlichen Urteils im Volk in die Gesetzgebung aufnehmen kann resp. muß, um eben jenes christlich-sittliche Urteil nicht zu schädigen.

In Posen war es nun in hohem Maße interessant, in den verschiedenen Aussprachen der Gegner Sohms die ganz verschiedenen treibenden Beweggründe zu verfolgen. Am stärksten opponierte scheinbar Naumann. Ihm muß es nach seiner ganzen Stellung sehr angelegen sein, christliche Grundsätze auch gerade im socialen Leben zur Anwendung kommen zu lassen. Und doch ist dem tiefer Blickenden klar, daß der Unterschied zwischen Naumann und Sohm nur ein zufälliger und relativer ist, während die eigentliche Scheidelinie (sit venia verbo!) zwischen jenen beiden Männern auf der einen Seite und der von Stöcker und auch von mir vertretenen Stellung auf der anderen hindurchgeht. Auch Naumann wird den Ausdruck „göttliche Ordnungen für das menschliche Gemeinschaftsleben" verwerfen. Wenn er für den Einfluß des Evangeliums auf die sociale Lage eintritt, so meint er damit den Einfluß der Liebesgesinnung und des

Gerechtigkeitsgefühls; er hat darum auch keine prinzipielle Grenze gegen Kommunismus, Internationalität, Revolution u. s. w. Daß er dieselben verwirft — und er thut es —, ist mehr die Folge einer praktischen Erwägung als der Gebundenheit an christliche Grundanschauungen. Daß er von Sohm abweicht, ist gleichfalls mehr eine Frage der Stimmung, des Gesichtskreises, der Parteitradition u. dgl., als eine Frage der Grundsätze. In seiner ganz anderen Stellung zum Worte Gottes — nicht etwa zur Inspiration, sondern zu der Idee der göttlichen Offenbarung und des göttlchen Heils — sehe ich die Gefahr der christlichen Schwärmerei, die größte Gefahr, welche es in der Gegenwart für die Kirche geben kann.

Ich brauche kaum noch einmal zu wiederholen, was ich am Anfang obiger Betrachtungen aussprach, daß die hier entwickelten Gegensätze von Ausschlag gebender Bedeutung sind bei den Richtungen und Bestrebungen, welche gegenwärtig durch die kirchlichen Kreise und speziell unsere Geistlichkeit gehen. Eine andere Frage, die nicht minder in die Tiefe führt und die gegenwärtig mehr Staub aufwirbelt als irgend eine, ist die nach dem Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft, über die wir schon oft an dieser Stelle berichtet haben. Im Laufe der letzten Monate und Jahre sind unter den Besetzungen theologischer Professuren, die von dem preußischen Kultusministerium ausgehen, in der That einige im positiven Sinne ausgefallen. Man erkennt dankbar das Bestreben an, frühere Ungerechtigkeiten, die in der einseitigen Bevorzugung von Richtungen lagen, in etwas auszugleichen. Dies erfüllt nun die gesamte liberale Welt mit den ernstesten Besorgnissen und mit viel Zorn. Nachdem es schon sehr verdrossen hatte, daß auf den Wunsch der kirchlichen Organe in Hessen dem nach Marburg berufenen Professor Johannes Weiß, dessen radikale Stellung auch zum Neuen Testamente hinreichend belegt war, Pastor Lic. Cremer als Extraordinarius an die Seite gesetzt war, scheint die Berufung des Konsistorialrats Göbel nach Bonn, für den eine besondere Stelle geschaffen werden mußte, die Erregung auf das Höchste gesteigert zu haben. Es sind in der Kölnischen und in der Nationalzeitung Angriffe gegen den Minister Bosse erschienen, welche die Erregung gegen jene Berufungen, gegen die Greifswalder Fakultät und die ihr nachgesagten Einflüsse und gegen die Personen der neu Berufenen zum Ausdruck bringen. Es wird darin berichtet, was man sich „in Fachkreisen" über Vorgänge im Kultusministerium, über Aeußerungen besonders eines Mannes aus der Greifswalder Fakultät, unter dessen Einfluß das arme Pommern nicht zu seinem Heile stünde, erzähle. „In Fachkreisen" erzählt man sich nun, daß der Artikel der Kölnischen, der in wenig liebenswürdiger Weise den jungen Marburger Extraordinarius begrüßt, von Professor Hermann in Marburg, und der der Nationalzeitung von Professor Schürer in Göttingen verfaßt sei. Wenn ihnen damit Unrecht geschieht, so werden die Herren selbst die Gelegenheit gern begrüßen, diesen Gerüchten entgegenzutreten. Und es sollte uns herzlich freuen, wenn auf diese Weise konstatiert würde, daß das Unwesen der anonymen Artikelschreiberei unter den deutschen Theologieprofessoren noch nicht eingerissen ist. Ich möchte bei dieser Gelegenheit im allgemeinen bemerken, daß, wenn die sehr hübsche und anständige Sitte, jeden Zeitungsartikel mit dem Namen des Verfassers zu unterzeichnen, bei uns in Deutschland schon eingebürgert wäre, dann jedenfalls sehr viele Artikel ungeschrieben bleiben würden, und es ist nicht zu zweifeln, ob daraus der öffentlichen Sittlichkeit Vorteil oder Nachteil erwachsen würde.

In der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung hat Stöcker eine Reihe von Artikeln über die Selbständigkeit der Kirche veröffentlicht, die zu einer Polemik Beyschlags in den Deutsch-evangelischen Blättern geführt haben. Es war interessant, zu bemerken, wie auch als dieses Streites eigentlicher Kernpunkt die „freie Wissenschaft" hervortrat. — In Rheinland und Westfalen geht der **Verein der Freunde des**

evangelischen Bekenntnisses rüstig und energisch vor. Er hält Versammlungen ab und hat kürzlich auch sein erstes Flugblatt ausgehen lassen, in dem seine Grundsätze ausgeführt und das Recht der Kirche an dem Einfluß auf die Vorbildung ihrer künftigen Diener stark betont wird.

Zum Schluß muß ich mich noch gegen eine Aeußerung der „Christlichen Welt“ wenden, in der sie versucht — wie die Liberalen den Fall Hammerstein gegen Stöcker —, so denselben gegen die ganze kirchliche Bewegung auszubeuten. Es heißt wörtlich: „Die öffentliche Thätigkeit Hammersteins stimmt nur allzu sehr mit den Enthüllungen über sein Privatleben. Dieser Mann hat vornehmlich den Apostolikumstreit zu dem gemacht, was er geworden ist, dieser Mann hat die Professorenhetze dirigiert u. s. w.“ — Diese Sätze zeigen eine so wenig hohe Gesinnung des Schreibers, wie ich sie dem Leiter jenes Blattes bisher nicht zugetraut hätte. Ich kann kaum hoffen, daß er so unbedacht geschrieben, daß er nicht wüßte, welche gemeine Gesinnung er damit von allen seinen Gegnern in dem Apostolikumstreit, der „Professorenhetze“ u. s. w. aussagt. Vermutlich wird das Wenigste von dem, was über jene Themata in der Kreuzzeitung gestanden hat, aus der Feder jenes unseligen Mannes geflossen sein, deren Spitzigkeit uns Leuten der Konservativen Monatsschrift nie behagt hat, wovon wir mehrfach Zeugnis abgelegt haben. Aber das Urteil darüber, daß es frivol war, wie jener Streit begonnen ist, daß es sich bei ihm um die Grundlage der christlichen Kirche handelte, daß der Streit niemals schweigen darf, — das Urteil, daß es sich nicht um eine Hetze gegen die Professoren, sondern um die Verteidigung der Kirche in ihren Lebensbedingungen handelte, ist völlig unabhängig davon, daß ein Heuchler sich an jenem Kampf beteiligt hat. Uebrigens müßte dem unbefangenen Beurteiler auffallen, wie wenig sich jener Mann in den letzten Jahren an der öffentlichen Wirksamkeit der Partei beteiligt hat im Unterschied von früheren Jahren. Ich habe es auf eine gewisse Gebrochenheit geschoben, die mir erst erklärlich wurde, als ich vor Jahresfrist zuerst von großen finanziellen Verlegenheiten bei ihm erfuhr, bis dann die traurigen Enthüllungen dieses Sommers mehr Licht hineingebracht haben. Seinen „Fall“ aber gegen die kirchliche Selbständigkeitsbewegung auszubeuten, steht auf demselben Niveau, wie die Ausbeutung gegen Stöcker.

Greifswald, den 26. Oktober 1895. D. M. v. Nathusius.



Nochmals die Frage der Konsumvereine.

Von W. Berdrow.

Zu meiner Arbeit über diesen Gegenstand im Juniheft der Konservativen Monatsschrift teilt Herr Pfarrer H. Dangler-Pfaffenhofen folgende sehr im Gegensatz zu den mit Konsumvereinen sonst gemachten guten Erfahrungen stehende Beobachtung mit, die mit freundlicher Zustimmung des Herrn Einsenders hier wiedergegeben werden möge.

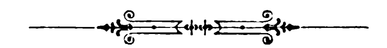
„Seit etlichen Jahren wachsen Auswüchse der Konsumvereine in Elsaß-Lothringen wie Pilze aus dem Boden heraus. In vielen Dörfern, wo von Industrie keine Rede ist, wo die Bauern ohne Gesinde und meist ohne Tagelöhner ihr Eigentum bestellen, erstehen Konsumvereine. Kapitalisten oder Aktiengesellschaften gründen ein Depot von allen möglichen Waren, besonders aber von Bier und Schnaps — wer zehn Mark

jährlich bezahlt, erhält zu Minderpreisen, was er braucht, meist Schundware. — Das Bier besonders findet großen Absatz; in solchen Lokalen werden Getränke verabreicht die ganze Nacht hindurch zum großen Schaden häuslicher Sitten. Von Anteil am Profit, von Ersparnissen ist hier keine Rede. Es entsteht dadurch eine Verlotterung unserer bisher sittlich gesunden Landbevölkerung, — und wer hat den Gewinn? Irgend ein Spekulant. Wer den Schaden? Nicht bloß der Kleinhandel, sondern die ganze Bevölkerung."

Offenbar stehen wir da vor einem nichtswürdigen Mißbrauch des guten Namens, den die Konsumvereine in anderen Landesteilen sich erworben haben. Die Landbewohner, welche über den Segen der Konsumvereine vielleicht einmal etwas vernommen haben, fallen einem Betrüger zum Opfer, der ihnen nicht allein schlechte Ware liefert, sondern sie obendrein noch um einen Jahresbeitrag schröpft, für den sie in keiner Gestalt ein Entgelt zu hoffen haben. Das Schlimmste ist dabei — denn die Minderwertigkeit der Waren würde sich schließlich wohl von selbst an den eigennützigen Unternehmern rächen — die den „Konsumvereinen" verliehene Schankgerechtigkeit, gegen deren Nachteile sich auch der Briefschreiber im besonderen richtet. Daß diese Schankgerechtigkeit sogar bei den besprochenen Schwindelgründungen die Hauptsache, ja der einzige Zweck von vielen derselben ist, geht aus den von Herrn Pfarrer Dangler mir freundlichst zur Verfügung gestellten Protokollen der Oberkonsistorialsitzungen des Elsaß, in denen die leidige Angelegenheit bereits zur Sprache gekommen ist, noch deutlicher hervor.

Mit ehrlichen Konsumgenossenschaften haben diese Gründungen augenscheinlich nichts zu thun. Nicht eine der Vorbedingungen des Genossenschaftswesens ist in ihnen erfüllt, mit einziger Ausnahme eines minimalen Beitrages, der bis auf 50, ja 20 Pfennige pro Monat sinkt und nur den einen Zweck hat, die betreffenden Kneipen, denn nur auf solche scheint es abgesehen, unter das Vereinsgesetz anstatt unter das gewöhnliche Polizeigesetz zu bringen. Die betreffenden sogenannten „Konsumwirtschaften" (so scheint auch im Elsaß ihre Bezeichnung zu sein) haben dann vor den öffentlichen Lokalen das Recht voraus, die ganze Nacht offen zu bleiben — natürlich für die Mitglieder, und wer würde nicht leicht Mitglied, wenn womöglich der Wirt die 20 Pfennige Beitrag mit Vergnügen selbst bezahlt?

Wie dem beizukommen ist? In den betreffenden Verhandlungen des Oberkonsistoriums hat der Bezirkspräsident erklärt, daß ohne Gesetzesänderung dem Unfug der schänkenden Konsumwirtschaften, besonders so lange sie ihren Betrieb auf die Mitglieder beschränken, schwer beizukommen sei. Ein Entwurf, betreffend die Ausdehnung der Konzessionspflicht auf Konsumvereine, welche geistige Getränke verkaufen, sei in der nächsten Zeit zu erwarten. Nun, hoffentlich stellt er sich bald ein; es hätte nicht geschadet, wenn in den Bestimmungen über Konsumvereine die geistigen Getränke ganz gestrichen wären, einer Erleichterung zur Beschaffung dieser Genüsse bedarf leider der Deutsche am wenigsten. Mindestens aber könnte der Ausschank den Konsumvereinen genommen werden, selbst wenn solche Maßregel ein wenig das Kind mit dem Bade verschüttete. Die Möglichkeit, Mißbräuchen des Genossenschaftsgesetzes, wie sie hier offenbar vorliegen, zuvorzukommen, ist, wie mir scheint, wertvoll genug, um die hier und da im Gefolge der angedeuteten Beschränkung auftretende Erschwerung eines recht zweifelhaften Vergnügens reichlich aufzuwiegen. Bis dahin dürfte Aufklärung über das Wesen des echten Konsumvereins das beste Mittel sein, schädlichen Auswüchsen der Bewegung zu begegnen.





Nero.

Ballade

von

Rudolf Bode.

Wie des Sturmwinds Stimme, welche brausend
Durch die Wipfel eines Hochwalds fegt,
Tönt das Rauschen jener Hunderttausend,
Die des Cirkus weiter Ring umhegt.
Strahlend vor dem Volk in goldner Rüstung
Thront der Kaiser an der Marmorbrüstung,
Nero, der das Leben einer Welt
In den blutgetränkten Händen hält.

Sanft und mild, im ungeschmückten Kleide
Rechts Oktavia, sein frommes Weib;
Links, bedeckt von blitzendem Geschmeide,
Prangend mit dem göttergleichen Leib,
Vor der Männer feurigem Entzücken,
Vor der Frauen neiderfüllten Blicken
Gießt Poppäa ihre Schönheit hin,
Seine Herrin, seine Buhlerin.

Nero winkt. Ein Weib betritt verschleiert,
Eine Christin, der Arena Sand,
Daß sie sterbend jenen Schwur erneuert,
Der sie dem Gekreuzigten verband.
Stolz durch der Gewänder keusche Faltung
Bricht der Glieder Reiz und edle Haltung,
Und im Arme ihren jungen Sohn,
Schreitet sie zu des Cäsaren Thron.

„Nero, die als treue Zeugen sterben
Für den Gott, des Liebe du nicht kennst,
Wissen, daß sie eine Krone erben,
Welche heller als die deine glänzt.
Wartend dieser seligen Belohnung,
Nicht für mich erfleh' ich deine Schonung,
Gnädig aber, gnädig sei gesinnt
Diesem süßen, ahnungslosen Kind!

Sieh ihn an, wie friedevoll er lächelt,
Seiner Glieder Zartheit, diesen Kranz
Reicher Locken, die der Zephyr fächelt
Um der dunklen Augen Himmelsglanz!
O entsetzlich marternder Gedanke,
Diese Reize von des Raubtiers Pranke,
Dieses Leben, höchster Liebe wert,
Von des Hungers Wut zermalmt, zerstört!"

Atemloses Schweigen in der Runde.
„Ist der Knabe deinem Gott geweiht?"
Tönt es fragend aus des Kaisers Munde,
Und das Weib erbebt in heißem Streit.
Blendend wie ein Blitz ist des Cäsaren
Frage auf ihr Haupt herabgefahren,
Und entsetzt hat sie des Abgrunds Rand,
Der zu ihren Füßen gähnt, erkannt.

Grausam zur Entscheidung und zur Klarheit
Ruft der Kampf der Liebe mit der Pflicht:
Hier der Mutter Ja in strenger Wahrheit,
Das dem Sohn sein Todesurteil spricht;
Dort das feige Nein, der Lebensretter,
Der die Waise in den Dienst der Götter
Führt zurück, in des Verderbens Flut,
Und die Mutter zu der Hölle Glut.

Zaudernd steht sie, hin und her gerissen
Von des Glaubens, von der Liebe Macht.
„Jesu," fleht sie, „stärke mein Gewissen,
Sende Licht auf meines Weges Nacht!"
Und zum Kaiser spricht sie: „Ueberwunden
Hat das Herz und seine Wahl gefunden:
Dieses Kind wird seines Gottes sein
Lebend, sterbend — laß die Löwen ein!"

„Weib, wer bist du? Weg mit deinem Schleier!"
Herrscht der Kaiser, und ein Angesicht,
Dessen Züge einst ihm, ach, so teuer,
Blickt ihn an mit strafendem Gericht.
O warum, warum sind sie entschwunden,
Dieser Liebe süße Feierstunden!
Aber als den neuen Gott sie fand,
Hat sie reuig sich von ihm gewandt.

„Du?" ruft Nero mit erstickter Stimme,
„Du sollst sterben, weil du Christin bist?
Und vergehn in eines Untiers Grimme
Diese Pracht, die mein gewesen ist?
Cara, Cara, tritt zu dem Altare
Unsrer alten Götter, und erspare
Deinem Freunde, was er nie gewollt,
Daß dein Blut zu seinen Füßen rollt!"

„Herr, was deine Lippe Liebe nannte,
Wollust war es, die das Herz verzehrt.
Ich erlag, weil ich den Gott nicht kannte,
Der uns jeder Sünde Dienst verwehrt.
Aber nun, der Liebe Macht, der echten,
Lernt ich an dem Tode des Gerechten.
Er ist mein, ich bin auf ewig sein,
Lieb' um Liebe! — Laß die Löwen ein!"

„Laß sie leben, die du einst verehrtest!"
Flüstert rechts Oktavia voll Huld.
„Laß sie sterben!" zischt Poppäa, „hörtest
Du den Stolz nicht auf die eigne Schuld?
Mag im Todesschrei das Weib erblassen,
Das die Götter Roms und dich verlassen,
Mag der gottverachtende Verrat,
Mag die Falschheit ernten ihre Saat!"

Sinnend, in Erinnerung verloren,
Sitzt der Kaiser. Aber drohend dringt
Ihm des Volkes Murren in die Ohren,
Das wie fernes Donnerrollen klingt.
„Cara," ruft er, „alles sei vergeben —
Rette dich und deines Kindes Leben!"
„Meines?" und das Kind hält sie ihm dar:
„Dein Sohn ist es, den ich dir gebar!"

„Mein?" ruft er mit Freude und Entsetzen,
Hebt die Hände jubelnd und erbleicht,
„Mein der köstlichste von allen Schätzen?
O, und fliehend wird er mir gezeigt!
Aber, Weib, wär deine Botschaft Lüge —"
„Nero, dieses Angesichtes Züge,
Prüfe sie, und schilt es dann Betrug,
Wenn dein Bild dich anlacht Zug um Zug!"

„Laß ihn leben!" fleht die Gattin wieder,
„Schone deines einzgen Sohnes Haupt!"
„Laß ihn sterben!" höhnt es links hernieder,
„Rom wird lachen, wenn du ihr geglaubt."
Aber wie des Sturmwinds Stimme schwellend,
Alles übertönend, tobend, gellend
Dröhnt des Volkes Forderung darein:
„Cäsar, Cäsar, laß' die Löwen ein!"

Schaudernd schwankt des Imperators Seele,
Und die Augen hat er scheu verhüllt,
Zitternd vor dem rasenden Befehle,
Der ihn wilder, drohender umbrüllt.
Da — Poppäas schlanke Hand gebietet
Schnell dem Sklaven, der die Tiere hütet —:
„Nehme das Verhängnis seinen Lauf!"
Und die Pforte thut sich klirrend auf.

Da horch, aus des Käfigs brütender Nacht,
Wo er lag und träumte von Jagd und Schmaus,
Erdröhnt seiner Stimme gebietende Macht,
Und langsam tritt er ins Licht heraus
Und läßt den Blick mit verächtlichem Grollen,
Die Menge musternd, im Kreise rollen.

Stolz hebt sich des Löwen königlich Haupt,
Von schwarzer Mähne lockig umwallt,
In Wolken empor der Boden staubt,
Den ungeduldig der Wedel ballt,
Und johlend reizt ihn von allen Stufen
Das Volk zum Zorne mit hetzenden Rufen.

Und sieh, jetzt hat er das Weib erblickt,
Das wartend, knieend, zur Erde gebeugt,
Ans Herz den schlafenden Knaben drückt:
Da krümmt er den Rücken und schleppt und schleicht
Sich näher und näher auf leisen Sohlen,
Den leichten Gewinn sich als Beute zu holen.

Nun duckt er sich nieder, von Gier entbrannt,
Nun prüft er zum Sprung der Entfernung Maß,
Elastisch sind alle Glieder gespannt,
Und jetzt, und jetzt — doch was ist das?
Er steht und wittert und winselt leise
Und umschreitet das bebende Weib im Kreise.

Er drückt sich an sie mit schmeichelndem Thun
Und läßt bei dem Knaben an ihrer Brust
Sanft schnurrend das Haupt, das gewaltige, ruhn
Und weckt der Erinnerung schmerzliche Lust,
Und freudig erkennt sie den stolzen Genossen
Der Kindertage, die längst verflossen.

„O Magnus, Magnus!“ lacht sie und weint,
„Kommst du, zu wenden mein Mißgeschick?
Du solltest morden, mein alter Freund,
Und bringst mir Leben und Liebesglück!
O lernten die Menschen an deiner Liebe,
Wie man Erbarmen und Treue übe!

Wie haben wir fröhlich als Kinder gespielt,
Gewärmt von numidischer Sonne Glut,
Und uns als Bruder und Schwester gefühlt,
Wir beide geboren aus fürstlichem Blut!
Doch weh, da wir endlich uns neu gefunden, —
Zwei Sklaven sind wir, zum Tode verbunden!“

Liebkosend streicht sie das glänzende Fell,
Das thränenfeuchte, von Schmerz übermannt,
Und zärtlich leckt ihr der wilde Gesell
Die lang vermißte, die gütige Hand —
Da tobt es von oben: „Hinweg mit den beiden!
Kampf fordert das Volk, sich am Blute zu weiden!“

„Wohlan,“ ruft der Kaiser in bitterem Spott,
„So öffnet dem besseren Helden die Thür!
Sie ehrt als Braut den gekreuzigten Gott,
Als Freundin der Wüste herzloses Getier —
Und hat ihr der Eine die Treue gehalten,
Nun zeige der Andre sein göttliches Walten!“

Und mit Donnergebrüll aus dem engen Gelaß,
Den Raum durchfliegend im Riesensprung,
Stürzt auf die Gruppe voll Hunger und Haß
Ein zweiter Löwe, gewandt und jung.
Doch blitzschnell wirft sich und stolz verwegen
Der alte heulend dem Feind entgegen.

Und sie packen einander auf Leben und Tod,
Und sie hacken ins Fleisch sich mit wütendem Biß;
Breit malt sich das Gelbe mit Purpurrot,
Wo die stählerne Kralle das Fell zerriß,
Und fiebernd verfolgt in heißer Erregung
Das Volk des rasenden Kampfes Bewegung.

Und Leib auf Leib an einander geschmiegt,
Rollt um einander das grausige Paar,
Die Muskeln starren, der Atem fliegt,
In Flocken sträubt sich das blutige Haar,
Und laut begleiten die frohen Hände
Der jauchzenden Menge des Kampfes Ende.

Denn endlich lähmt sich des Alten Kraft,
Die mit der jungen vergeblich ringt.
Du siehst, wie er wankt, wie er müde erschlafft,
Und wie er röchelnd zu Boden sinkt,
Und unaufhaltsam Leben und Seele
Entfliehn aus der gräßlich zerrissenen Kehle.

Und mit lechzendem Rachen, er trieft von Blut,
Wirft sich der Sieger auf Mutter und Sohn.
Mit heiserm Schrei, von des Kampfes Glut
Noch glühend, begehrt er des Kampfes Lohn,
Und über dem niedergesunkenen Weibe
Stillt er die Gier an des Säuglings Leibe. —

— Und sieh, gelehnt an des Thrones Bau'
Er selbst ein Löwe an Kraft und Art,
Steht hoch und herrlich, die Augen blau,
Goldblond die Locken in Haar und Bart,
Der Fürst, der den Kaiser mit seinen Germanen
Beschirmt vor den eigenen Unterthanen.

Ihm hat der mutigen Dulderin Bild,
Des Kampfes furchtbare Wendung ihm
Mit lodernden Flammen die Seele gefüllt.
Da reißt der zornige Ungestüm
Der Liebe zu rettender That den kecken,
Den schwertgewaltigen deutschen Recken.

Und jählings ist er herabgesaust
Wie des Wetters Strahl auf den schmausenden Leun,
Und Stich auf Stich von der sehnigen Faust
Bohrt sich die Klinge ins Herz hinein,
Und wehrlos unter den schnellen Händen
Sieht man das zuckende Tier verenden.

Und er beugt sich zu ihr voll Erbarmen,
Die bewußtlos auf dem Sande liegt,
Trägt sie wie ein Kind auf seinen Armen,
Die er sanft um ihren Körper schmiegt;
Liebevoll das Haupt, das er gerettet,
Hat er an sein wogend Herz gebettet,
Und er tritt, von heilgem Mut erfaßt,
Vor den Kaiser mit der schönen Last:

„Deine Löwen, Cäsar, sind gefallen;
Was du wolltest, du erreichst es nicht.
Ob den Völkern, ob den Herrschern allen
Waltet unentrinnbar ein Gericht.
Deines Kindes Blut, aus dieser Lache
Schreit es wider dich zu Gott um Rache,
Und ich ahn' es: deiner Unthat Lohn
Wird es sein, zu sterben ohne Sohn.

Diese Perle hab' ich aufgelesen,
Die du fortwarfst, weil du schwer geirrt,
Und ich hoffe, mehr als sie gewesen,
Daß sie meines Hauses Engel wird.
Denn auch ich bin in der Christen Orden
Des Gekreuzigten Vasall geworden.
Und nun an uns beiden, was du magst,
Cäsar, übe aus, wenn du es wagst!"

Wie ein Sieger trägt er seine Beute
Königlichen Schrittes aus dem Thor,
Und des Beifalls brausendes Geläute
Donnert aus den Galerien empor.
Blumen fliegen nieder, ihn zu grüßen,
Kränze winden sich zu seinen Füßen.
Aber Nero sitzt, das Haupt verhüllt,
Schweigend, rachedürstend, furchterfüllt.



Sinnsprüche

von

Jul. Lohmeyer.

Kein Weisheitswort kann dir ersparen,
Den Weg zu Gott durch Leid zu geh'n:
Du mußt Gott finden und erfahren,
Im Kampf wie Jakob selbst besteh'n.

*

Und ob manch' Teures sinkt und fällt
In diesen irren Tagen,
In Gott ruht auch die kranke Welt,
Wie sollt' ich um sie zagen!

*

Wie unter den Lasten am Wege sie keuchen,
Den Sorgenlasten um Ehren und Habe,
Und könnten am leichten Wanderstabe
So fröhlich das Ziel ihrer Reise erreichen.

*

Leidenszeiten sollst du segnen;
Nicht in sonn'ger Tage Lauf,
Nach Gewitter-Sturm und Regnen
Strahlt des Friedens Bogen auf.

*

War je ein Wirt mit seinem Gast geduldig
Wie Gott mit uns, mit seinem Erdengast,
Der, nie zufrieden, schmählend zecht und praßt,
Und, seit die Welt steht, blieb die Zeche schuldig?

*

Sie stürzen dem Glück nach in rasendem Lauf,
Sie jagen nach Gold und nach Lust:
Du sah'st im Gebet zu den Sternen hinauf,
Da sank es dir still in die Brust.

Wenn es ein Glück giebt, wie die Besten lehren
Das durch die Ewigkeit uns Treue hält,
Lohnt es als Höchstes sich ein Glück begehren,
Das ohne Halt und Stütze morgen fällt?

(Nach C. Hilty.)

*

Baum ohne Frucht,
Schiff ohne Bucht,
Alter ohne Gott und Dank:
Nichts Trauriger's die Welt entlang.

*

In ihrem Hause wohnen
Soll Gott mit seinem Segen,
Doch will es keinem lohnen,
Die Schwelle ihm zu fegen.

*

Gott lieben, heißt nicht: seinen Ruhm
Psalmierend, auf Wolken wallen,
Es heißt, in jauchzendem Heldentum
In seiner Wahlschlacht fallen.

*

„O tragt mich, Glaubensflügel,
Empor zu Gottes Licht!"
Die Welt auch ist sein Spiegel,
Komm', schau' sein Angesicht.

*

Sieh', aus des Grabes Nacht und Moder saugt
Der Rosenstrauch sich Kraft und Glut und Düfte,
Verhüllt die Gruft in lichtes Grün und haucht
Noch seines Dankes Labsal in die Lüfte.





Neue Schriften.

1. Politik.

— **Der Militär-Strafprozeß in Deutschland und seine Reform.** Zweite Hälfte. 1 Halbband. Von Dr. jur. von Marck. (Berlin, R. v. Deckers Verlag [G. Schenk].) 1895.

Dem 1893 erschienenen und von uns im Novemberheft 1893 besprochenen ersten Teil ist jetzt nach zweijähriger Zwischenzeit die erste Hälfte des zweiten gefolgt. Verfasser hat in ihm seine Untersuchungen über die Reform des Militär-Strafprozesses derart geordnet, daß er für alle zu besprechenden Fragen zuerst das in Preußen, Baiern und Württemberg geltende Recht bespricht, vielfach unter Hinweis auf außerdeutsche Verhältnisse, und dann seine Vorschläge de lege ferenda macht. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Art der Behandlung zu einer sehr umfangreichen Arbeit führen mußte, und hieraus erklärt sich das späte Erscheinen des vorliegenden Bandes. Andererseits war aber auch nur auf diesem Wege eine erschöpfende Darstellung der schwierigen und durch Hineintragung von parteipolitischen Streitpunkten verwickelten Frage möglich. Als Grundzüge einer neuen Militär-Strafgerichts-Ordnung stellte der Verfasser hin: die Militärgerichtsbarkeit soll sich thunlichst dem bürgerlichen Recht anschließen, aber sie bedarf besonderer Einrichtungen, weil sie Erziehungsmittel und Ausfluß der kriegsherrlichen Kommandogewalt ist, und weil sie für Frieden und Krieg brauchbar sein, also leicht den Uebergang aus dem einen in den anderen Zustand gestatten muß. Daß der Verfasser mit diesen Grundgedanken nicht nur den Berufssoldaten, sondern jeden auf seiner Seite hat, der dem Heere straffe Disziplin erhalten zu sehen wünscht, ist sicher. Im vorliegenden Halbbande spricht der Verfasser von dem „Wesen und Anfang der besonderen Militär-Strafgerichtsbarkeit" und von den „Leitenden Grundsätzen für Gerichtsverfassung und Verfahren im Militär-Strafprozeß." Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Nur im allgemeinen sei bemerkt, daß der Verfasser in überaus klarer Weise seine Vorschläge begründet und auch bei Besprechung der zu politischen Streitfragen gewordenen Punkte durchaus objektiv verfährt. Von letzteren erwähnen wir nur den Gerichtsstand der Offiziere zur Disposition; die Frage, ob die Laien, d. h. Personen des Soldatenstandes mehr in der Art der Geschworenen oder der Schöffen am Gericht teilnehmen sollen, wobei Verfasser sich für letztere Art der Heranziehung ausspricht; die Stellung des Auditeurs; die des untersuchungsführenden Offiziers und seine juristische Vorbildung für diesen Dienst; die Abstimmung beim Spruchgericht nach Klassen oder Stimmen. Die Ansichten des Verfassers entsprechen sowohl der jetzt herrschenden allgemeinen Auffassung des Rechts, wie auch den besonderen Verhältnissen des Heeres. Diese erste Hälfte des zweiten Teils ist ebenso wie der erste Band eine wissenschaftlich ausgereifte und objektiv gehaltene vortreffliche Arbeit, eine ausgezeichnete Grundlage für die bevorstehende Neu-Regelung des Militär-Strafprozesses. Die folgende Hälfte wird von der Oeffentlichkeit vor Gericht, vom obersten Gerichtshof und von prozessualen Fragen handeln, schließlich wird im dritten Kapitel eine zusammenhängende Darstellung der Militär-Gerichtsverfassung und des Verfahrens bringen. Hoffentlich läßt der Schlußband des Werkes nicht zu lange auf sich warten. v. H.

— **Deutsche Zeit- und Streitfragen** begr. von F. v. Holtzendorf. — N. F. 218: **Das deutsche Kleingewerbe in seinem Kampfe gegen die Großindustrie** von Dr. Max Haushofer. 52 S. 1,20 M. — N. F. H. 83: **Die Bewegung für Errichtung von Heimstätten** von K. Schneider. 36 S. 1 Mark. (Hamburg, vorm. J. F. Richter.)

Zwei Erscheinungen, auf die ich, obwohl sie nicht neuesten Datums sind, angesichts der zugespitzten socialen Verhältnisse gern noch einmal

hinweise. Die Frage der Bedrückung des Handwerks und Kleingewerbes durch die Großindustrie ist noch heute so brennend wie vor 10 und vor 20 Jahren; das Kleingewerbe beschäftigte nach der 82er Gewerbezählung noch immer eine so große Menschenzahl, daß es fast halb soviel Betriebe gab als Gehilfen und Arbeiter; die diesjährige Zählung wird zeigen, in welcher Weise die Großindustrie sich seitdem ausgebreitet hat. Aber diese Menge von kleinen Gewerbetreibenden hat sich politisch seit zehn Jahren zu wenig entwickelt. Die wichtigsten, schon von Haushofer zur finanziellen Kräftigung des Handwerks vorgeschlagenen Mittel des Genossenschaftswesens werden noch heute viel zu wenig benutzt. Noch immer fehlt es, wenn auch die Kredit- und Vorschußvereine jetzt endlich einen kräftigen Aufschwung zu nehmen scheinen, an der für ein kräftiges Kleingewerbe unerläßlichen Verbreitung der Rohstoffgenossenschaften, sowie der Magazine für gemeinsamen Verkauf, endlich der Maschinenanschaffung auf Vereinsrechnung und der Produktivgenossenschaften. Eine gewisse Elasticität, sagt der Verf. ebenfalls mit Recht, ist die Hauptbedingung für das künftige Gedeihen des Kleinhandwerks. Es muß sich angewöhnen, die Lücken, welche der Großbetrieb nachläßt, genau zu beobachten, um in sie einspringen zu können. Die Ausbildung des Handwerkers muß technisch und kaufmännisch eine vollkommenere werden.

Einen irreleitenden Titel trägt die zweite der angeführten Schriften insofern, als sie nichts mit der Errichtung neuer, etwa mit dem Rentengutswesen oder ähnlichen Kolonisationsbestrebungen in Beziehung stehender ländlicher Heimstätten zu thun hat, sondern nur in einem Gesetzentwurf zur Erhaltung der vorhandenen Bauernhöfe und sonstigen ländlichen Besitztümer kleinen und kleinsten Umfanges gipfelt. Vorher werden die ausländischen, besonders die amerikanischen Bestrebungen derselben Richtung, sowie der Riepenhausensche Heimstätten-Gesetzentwurf von 1891 kurz besprochen und kritisiert. Gegenüber den jetzt wieder recht flott betriebenen jüdischen Güter-Ausschlachtungen wären allerdings die Schneiderschen Entwürfe (Beleihungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Besitztümer nur bei öffentlichen Leihanstalten u. s. w.) sehr beachtenswert, doch scheint dem Andrang des kapitalistischen und industriellen Zeitgeistes gegenüber die beschleunigte Entwicklung eines vermehrten Bauernstandes mindestens ebenso notwendig und jedenfalls nicht so leicht von der Hand zu weisen, wie es der Verf. willens scheint zu thun.

Eine dritte Schrift derselben Sammlung liegt mir in N. F. H. 40: **Das russische Asien und seine wirtschaftliche Bedeutung** von **Ewald Paul**, Graz, vor. 38 S. 1 M. Wieder ein Problem, das für unsere äußere Wirtschaftspolitik so bedeutsam ist, wie die vorerwähnten für die innere. Die riesigen, unselbständigen Länder Asiens können nicht ewig unaufgeschlossen, auch nicht ewig unselbständig bleiben. Rußland besitzt in Sibirien seit Jahrhunderten die größte Kolonie der Welt und hat noch nichts damit zu beginnen vermocht, als es zum Aufenthaltsort einiger hunderttausend mißliebiger oder nichtsnutziger Existenzen zu machen. Was sich sonst in Sibirien, einem Lande, das Provinzen von ungeahnter Fruchtbarkeit besitzt, angesiedelt hat (auf je drei Quadratkilometer ein Mensch), ist nicht durch Rußland, sondern trotz Rußland geschehen. Das Schriftchen von E. Paul geht die einzelnen Teile des russischen Besitzes in Asien in wirtschaftlicher Ansehung nach einander durch, leider ganz in den Regionen des Handels und der Industrie stecken bleibend und nur selten sich daran erinnernd, daß es auch ein Ding wie Ackerbau in neu bevölkerten Ländern geben könne. In Wirklichkeit dürfte in Zukunft in Asien ebensogut Platz für den internationalen europäischen Menschenüberfluß sein wie in Amerika, und zwar ohne daß in den heute noch russischen Provinzen eine überlästige Bevormundung oder Quälerei von Petersburg aus, wie beispielsweise in den baltischen Provinzen, zu befürchten sein wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sich Kolonien europäischer Länder in den gemäßigten Zonen fremder Erdteile über kurz und lang stets emancipieren, und was England in den Vereinigten Staaten und im Kapland nicht möglich war, wird Rußland einst auch in Asien nicht gelingen. B.

— **Reform oder Revolution.** Von **C. von Massow**, Geh. Regierungsrat. Zweite veränderte Auflage, 3.—7. Tausend. (Berlin, 1895. O. Liebmann.) VIII und 245 S. 2 M., geb. 3 M.

Der wesentliche Unterschied der zweiten von der ersten Auflage dieses nicht genug zu empfehlenden Werkes besteht in der Hinzufügung eines Kapitels über „die ökonomische Lage des Beamtenstandes.“ Die Arbeit und die Kosten des Lebensunterhaltes sind gestiegen, das Gehalt der Beamten ist ziemlich das gleiche geblieben. Die Folge ist teils Verarmung und Verkümmerung der Beamten und ihrer Familien, teils die Rekrutierung des Beamtenstandes aus den Kreisen derer, die nichts als reich sind, — beides zum Nachteil des Staates. Das ist nun freilich eine Beobachtung, die in Bezug auf einzelne Beamtenkategorien (z. B. Professoren) und auch im allgemeinen schon häufig gemacht ist, aber die Forderung einer ausgiebigen **Gehaltserhöhung** ist mit Rücksicht auf die Finanzlage unerfüllt geblieben. Der Verfasser verzichtet darauf, solche aussichtslose Forderungen zu erheben. Seine Vorschläge bewegen sich im Gebiete des — wenigstens rechnungsmäßig — Möglichen; er will nur eine zweckmäßigere **Verteilung** der schon jetzt aufgewandten Mittel. Die heute bestehenden, oft sehr auffallenden Ungleichheiten in der Besoldung haben ihre Ursache in einer ganzen Menge geschichtlich gewordener, aber innerlich überlebter Herkömmlichkeiten, so die Unterschiede zwischen den verschiedenen Branchen der Verwaltung, zwischen den höheren und niederen Stufen der Hierarchie, die aus Reisediäten, Remunerationen, Gratifikationen, Dienstalterszulagen, Nebenfunktionen stammenden Einnahmen u. s. w. All dergleichen

sollte abgestellt oder wesentlich eingeschränkt werden, damit alle Beamte ein wirklich auskömmliches Gehalt erhalten könnten. Zulagen müßten nur denen werden, die eine stärkere Familie zu ernähren und zu erziehen haben („Kinderzulage" zur wirklich „standesgemäßen" Erziehung, d. h. zur Erzielung eines gleichartigen Nachwuchses aus dem Beamtenstande selbst). Die einzelnen Vorschläge sind natürlich diskutabel, aber der ganze Gedanke, durch bessere Verteilung der schon jetzt verwandten Gehaltsbeträge zu helfen, ist wertvoll: es ist ein im guten Sinne socialistischer Gedanke. Vieles an den Gehaltsverhältnissen entstammt der völlig antiquierten, mittelalterlichen Auffassung des Amtes als eines Privilegs, einer Pfründe, eines Lohns. Damit würde gründlich aufgeräumt und damit muß aufgeräumt werden.

Die konservative Partei sollte den Gedanken erwägen und die Forderung stellen: bessere Verteilung des Gehalts für die höheren Beamten, Gehaltserhöhung für die niederen Beamten.

Der Verfasser beschränkt sich aber, wie es seine verständige und gerechte Art ist, nicht auf die Forderung von Staatshilfe, er appelliert zugleich an die Selbsthilfe von einem geschärften und geläuterten Standesbewußtsein aus, welches in erster Reihe immer ein Pflichtbewußtsein ist. Er wünscht Mäßigkeitsvereine für höhere Stände gegen den gesellschaftlichen Luxus und ein Hilfswerk für Beamtentöchter, die er in Genossenschaften zu vorübergehender Hilfeleistung organisiert wissen möchte nach dem Vorbilde der Diakonissenhäuser. Für beide Vorschläge können wir ihm nur den besten Erfolg wünschen. Wir halten sie nicht nur für wohlgemeint, sondern auch für praktisch durchführbar, wenn in ersterer Hinsicht die „obersten Stellen" mit dem Dringen auf Einfachheit Ernst machen und das Beispiel geben, in letzterer Hinsicht die vorliegenden Erfahrungen der Diakonissenhäuser, Schwestern vom roten Kreuz u. s. w. sorgfältig berücksichtigt werden.

Wi.

— Der Untergang der antisemitischen Parteien. Ein Mahnwort an die nationale Bewegung im deutschen Reiche von einem alten Antisemiten. (Leipzig, Müller.) 62 S.

Schade, daß Verf. seinen Namen nicht nennt. Er hätte es getrost wagen können, denn was er geschrieben hat, ist vielfach recht verständig. Soweit es sich um das geschichtliche und persönliche Detail der antisemitischen Bewegung handelt, vermögen wir natürlich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines großen Materials nicht durchweg zu urteilen. Aber wir haben die Empfindung, daß Verf. seine Leser meist richtig führt, und wir lassen uns um so lieber von ihm führen, als er mit seiner politischen Kritik den Nagel recht oft auf den Kopf trifft. Verf. kommt zu dem bekannten Resultat, daß der im Rückgang begriffene Antisemitismus sich geradezu ungeheuerlich zersplittert hat, und daß in der früher oft anerkennungswerten Bewegung die demokratische Phrase immer mehr die Oberhand gewinnt. Die vernünftigen Leute ziehen sich zurück. Was übrig bleibt, sind Böckel, Ahlwardt und Genossen. Ganz unzutreffend ist unseres Erachtens die Kritik Stöckers, daß er im Banne „kirchenpolitischer Papstaspirationen" stehe. Stöcker vertritt ja im Gegenteil die Verselbständigung der Kirche, nicht auf episkopaler, sondern auf ziemlich breiter Basis! Die Antisemiten sollten sich nur von Stöcker führen lassen. Das würde ihnen weit förderlicher sein, als die Fabrikation immer neuer Programme. Verfasser schließt mit der Forderung einer berufsständischen Volksorganisation auf aristokratischer Grundlage. Das ist ganz gut. Aber es steht im direkten Widerspruch mit der Haltung des eben beendeten antisemitischen Parteitages, der sich wieder für das allgemeine gleiche Wahlrecht begeistert hat.

D. v. O.

— Das Reich Bismarckscher Schöpfung und die deutsche Frage. (Hannover, Feesche.) 1895. 122 S.

Unter diesem Titel hat die „Deutsche Rechtspartei" die Verhandlungen ihres diesjährigen, am 11. September in Frankfurt a. M. stattgehabten Kongresses herausgegeben. Wir bedauern, auch jetzt wieder sagen zu müssen, daß uns jedes Verständnis für diese Art, Politik zu treiben, abgeht. Wenn und so lange die Glieder der „Rechtspartei" sich einfach auf den Legitimitätsstandpunkt stellen und als vormalige Unterthanen vertriebener Fürsten an ihren einstigen Herren bez. Häusern quand même festhalten zu wollen erklären, so ist solcher persönlichen Mannentreue die rein menschliche Sympathie gewiß. Aber diese Sympathie verschwindet, wenn das verletzte Gefühl sich eine politische Theorie für seine Empfindungen bildet. Auch für die leidenschaftliche Geschichtsbetrachtung der Ereignisse von 1866 und nun gar von 1870 fehlt uns, wie gesagt, ebenso das Verständnis, wie für die mannigfachen, ganz unvollziehbaren auf die Gegenwart bezüglichen Vorschläge, z. B. die Ernennung eines österreichischen Erzherzogs zum Statthalter von Elsaß-Lothringen! Welchen Nutzen kann es haben, sich in dieser Weise mit Idealpolitik zu befassen? und von einer „deutschen Frage" zu reden, die doch nach Gottes Willen längst gelöst ist?

D. v. O.

2. Kirche.

— Unser Streit um die Bibel. Vorläufiges zur Verständigung und Beruhigung für „Bibelverehrer" von einem der Ihrigen, Martin Kähler, Professor in Halle. 2. Auflage. (Leipzig, Deichert.) 78 S. 1,25 M.

An die, welche wie er selbst in der Bibel das feststehende Gotteswort verehren, welche nach dem Ausdrucke des reformierten Theologen Mencken „Bibelverehrer" sind, wendet sich der bekannte Hallenser Professor Kähler, um sich mit ihnen über den jetzt so lebhaft um die Bibel entbrannten Streit zu verständigen. Denn um dies Fundament unseres Christentums handelt es sich aller-

dings, und daß viel fromme Gemüter unruhig darüber sind, wo es mit all diesem Streiten hinauswill, steht fest. Nicht um die Geltung des apostolischen Bekenntnisses wird gestritten, sondern um die Bedeutung der Heilsthatsachen für den Glauben und damit um die Bibel, die uns solche Thatsachen bezeugt. Es ist ein Streit nicht mit Rom, auch nicht mit dem rohen Unglauben, sondern mit solchen, die auch Christen sein wollen, aber die ihren Glauben nicht auf Gottes gewisse Thaten und Worte gründen, sondern ihn lediglich in unaussprechbaren Gefühlen und Stimmungen ihrer Herzen finden; fromm wollen sie sein, aber in keinem Dogma soll ihre Frömmigkeit sich äußern. So ist ihnen denn die Bibel auch nicht das Wort Gottes, welches uns Zeugnis giebt von seinen gewissen Heilsthaten, sondern es ist für sie eine wertvolle religionsgeschichtliche Urkunde, welche uns Kunde giebt von dem religiösen Fühlen und Denken auf einer früheren Stufe der religionsgeschichtlichen Entwicklung. Daher dann die ganz verschiedene Behandlung der Bibel je nach der verschiedenen Stellung zu ihr. Kähler stellt sich nun entschieden auf die Seite derer, denen die Bibel Gottes Wort ist, d. h. „die Art, wie es Gott gefällt, sich uns kund zu machen oder zu offenbaren", und vier Sätze sind es, die er nicht aufzugeben gewillt ist, nämlich: 1) Die Bibel ist der Rechtsgrund unseres evangelischen Bekenntnisses wider die Priesterkirchen, aber auch wider die Schwärmer. 2) Die Bibel ist Maßstab und Quell der öffentlichen Verkündigung. 3) Jeder Christ ist unabhängig im Gebrauch der Schrift als des Gnadenmittels. 4) Die Bibel ist That- und Sachbeweis für die geschichtliche Offenbarung Gottes. Aber indem der Verfasser so die Bibel entschieden Gottes Wort will bleiben lassen, erklärt er doch, daß er nicht gewillt sei, für die absolute Irrtumslosigkeit der Schrift auch in allen Nebensachen, also für das Dogma von der Verbalinspiration streiten zu wollen. Soweit die Bibel von dem, was zu unserem Heile nötig ist, redet, ist sie ihm das inspirierte und darum irrtumslose Gotteswort, nicht aber behauptet er als Glaubenssatz die Irrtumslosigkeit auch alles dessen, was viele oder alle Augen gesehen, die Ohren gehört und aus und in der Menschen Herz gekommen ist; was man zuvor in anderen Büchern gelesen hat. Er will nicht, um mit Claudius zu reden, „ein Terrain okkupieren, das er nicht soutenieren kann", und er behauptet wohl nicht mit Unrecht, daß schließlich kein gläubig Herz darüber zu Fall kommen wird, ob es z. B. ausgemacht ist, daß die Evangelien alle die Einsetzung des Abendmahles auf einen und denselben Wochentag erzählen, oder ob Johannes einen anderen Tag hat als die Synoptiker. Nihil ad rem, sagte Augustinus. Wenn dann weiter der Verf. auch nicht von vorne herein gegen die Anwendung historischer Kritik auf die Bibel als einer historischen Urkunde streitet, so weiß er doch sehr entschieden wider jedes Uebergreifen der Kritik zu zeugen und verfehlt auch nicht, auf die Unsicherheit all jener kritischen Hypothesen aufmerksam zu machen. Wer wie er durch Jahrzehnte mit offenem Auge der theologischen Entwicklung gefolgt ist, der weiß, in welchen stillen Winkel der Vergessenheit oft nach wenig Jahren schon die lautesten Hypothesen einer angeblich unfehlbaren Wissenschaft verschwinden. Wer weiß, wie bald auf dem Wege, den der alte Tübinger Baur und Strauß gegangen, auch Wellhausen folgen wird. Nubila sunt, transibunt, sagte der alte Kirchenvater, und Kähler führt als Motto das Wort von Bengel an: „Das Wort steht fest; der unbedachte Mensch gleitet vorbei." — Doch es mag genug sein mit diesem Hinweis auf die ausgezeichnete Schrift eines unserer geistvollsten Theologen. Namentlich gläubigen Laien, die durch den Lärm um die Bibel beunruhigt sind, möchte ich sie dringend empfehlen, ihnen wird bei der Lektüre desselben etwas von der Freudigkeit ins Herz kommen, mit welcher einst Luther sang: „Das Wort sie sollen lassen stan." J. P.

— Wachset in der Gnade. Von A. Murray. (Cassel, E. Röttger.) 134 Seiten.

Jener reiche Mann, dessen Sohn Maler geworden, pflegte, wenn er einem Fremden von diesem Beruf seines Sohnes sprach, bedeutungsvoll hinzuzusetzen: „Aber er hat es nicht nötig!" Das möchte man so manches Mal statt jeder Empfehlung eines guten Buches aus bewährter Feder auch sagen Der Mann hat deine Empfehlung nicht nötig. Murray ist einem großen christlichen Leserkreise schon so lieb und wert geworden, daß man gewiß auch dieses neueste Büchlein vertrauensvoll aufnehmen wird. Er führt wirklich in die Tiefe des Umgangs der Seele mit Gott ein und darum sind die einzelnen Abschnitte des vorliegenden Büchleins langsam mit sinnendem Versenken zu lesen. Hier ist kein blendendes Feuerwerk, sondern in einem Gebetsleben gereifte Studien eines erleuchteten Gotteskindes. Ich kenne in der neueren asketischen Litteratur wenig, was so an Scriver oder Bogatzky erinnerte, wie Murrays Schriften. Möge auch von diesem neuen Büchlein ein Lebenshauch des Geistes, der da lebendig macht, in vieler Leser Herzen übergehen. S Keller.

— Deine Rechte sind mein Lied. Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen. Gesammelt von D. theol. Rudolf Kögel, Ober-Hofprediger. (Bremen, Müller.) 1895. 399 Seiten. 4,80 M., geb. 6,— M.

Verfasser hat, angeregt durch Tholuck, seit langer Zeit Belege aus der Kirchen- und Missionsgeschichte für die erbauliche Kraft des Psalters gesammelt. „Die unkontrollierbare Anekdote erregt mehr Verdacht als Vertrauen, der nachweisbare geschichtliche Zug dagegen beglaubigt in Beweisung des Geistes und der Kraft. Der Psalter ist ein Baum, der, wenn der Hauch der Kirchengeschichte hindurchgeht, in allen Zweigen zu tönen beginnt." Neben den eigenen Excerpten wurden schon vorhandene Sammelwerke ausgiebig benutzt. Es ist mithin ein Werk geschaffen worden, welches der

erbaulichen Auslegung der Psalmen die wertvollsten Hilfsdienste leisten kann und um so besser leisten wird, als beigegebene Register das Nachschlagen erleichtern. Praktische Theologen werden das neue Sammelwerk gerne besitzen.

3. Geschichte.

— Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. Auf Grund authentischer Quellen bearbeitet von v. Müller, Lieutenant im Regiment Nr. 75. Mit Skizzen und Karten. 1. und 2. Teil. (Berlin, Liebelsche Buchhandlung.) 1895. 2,40 M.

Die bis zum März 1895 geführte Darstellung des chinesisch-japanischen Feldzuges ist namentlich für Offiziere von Wert, weil sie in ihr das in Zeitungen und Zeitschriften verstreute Material übersichtlich geordnet finden. Dem eigentlichen Inhalt geht ein Bericht über die Veranlassung des Krieges und über den Geist und die Zusammensetzung der beiderseitigen Heere voraus. Dann folgt die Schilderung der kriegerischen Ereignisse, der Gefechte bei Asan und Pjöng-Yang, der Seeschlacht am Yalufluß, des Uebergangs der Japaner über diesen Strom, der Einnahme von Port Arthur; hieran schließen sich im zweiten Teil die Kämpfe in der Provinz Ljao-Tong, die Einnahme von Weihaiwei und die Kämpfe am Ljao-Flusse. Die Besprechung des Buches in militärwissenschaftlicher Beziehung überlassen wir den Fachzeitschriften. In formeller Hinsicht wollen wir bemerken, daß Verfasser gut gethan haben würde, sein Manuskript vor dem Druck noch einmal durchzuarbeiten, er würde dann manche Härten des Stils verbessert haben, die jetzt die Freude am Lesen nicht gerade erhöhen. Als Beispiel für die oft flüchtige Satzbildung diene folgender Satz (S. 52): „Noch war vielleicht ein Intervenieren zu früh, da Japan noch keine Friedensgelüste hatte, wie wir gleich sehen werden und dann vor den Kopf gestoßen würde, wie es England auch thatsächlich dadurch gethan hatte." Wem fällt bei dem Satz nicht Paula Erbswurst ein! — Die Karten sind übersichtlich und für den Zweck des Buches genügend. v. H.

4. Biographie.

— Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit. Von Dr. Rudolf Steiner. (Weimar, Emil Felber.) 1895. IX und 125 Seiten.

Zur Orientierung über den vielgenannten Propheten des Individualismus und Egoismus kann diese kleine Schrift immerhin empfohlen werden. Sie bespricht Nietzsches Charakter, den „Uebermenschen" und N.s Entwicklungsgang. Der zweite Abschnitt giebt eine übersichtliche und durchsichtige Darstellung der Gedanken, die N. in seiner letzten Phase vertreten hat, und durch die er bekannt geworden ist, weil sie — zwar in der Pose eines „Kampfes gegen seine Zeit" — so ganz aussprechen, was viele Zeitgenossen fühlten und übten: die souveräne Hinwegsetzung des Individuums, seines „Willens zur Macht" und seiner „Instinkte" über die veralteten Schranken der Moral. Denn nicht nur in dem „Raffinierten und Exaltierten", wie auch wohl seine Freunde zugeben, sondern eben in dem rücksichtslosen Egoismus, den er predigt, ist N. in hohem Maße der Philosoph unserer Zeit — wenigstens gewesen. Denn wir hoffen freilich, daß die Zeit des alleinseligmachenden Individualismus vorbei ist, und halten N. mehr für den Totengräber einer abgewirtschafteten, als für den Vorboten einer neuen Epoche. Das unaufhörliche Jammern aber über das Vorherrschen idealistischer, altruistischer, christlicher Beweggründe in dieser schwachen Zeit und über das Nachlassen des gesunden Egoismus kann dem, der das Leben kennt, nur abgeschmackt erscheinen; davon, daß der „Wille zur Macht" in unseren Tagen schwach geworden sei, ist schlechterdings nichts zu spüren. Wohl aber ist deutlich, daß eine grundsätzliche Emancipation der „Instinkte" zur Anarchie führen muß, und so sieht sich denn Steiner wohl oder übel genötigt, einige Korrekturen an den N.schen Gedanken anzubringen (S. 89 ff.), die indes schwerlich zum Ziele führen dürften.

Seine Schrift verfolgt aber noch einen besonderen Zweck: sie will dem Werke von Frau Lou Andreas-Salomé (F. N. in seinen Werken. Wien, 1894), dem sie sich auch in der Disposition anschließt, entgegentreten. Wie es sich mit dem „Uebermenschen" verhält, ob er „das mystische Ungetüm" ist, „das Frau Salomé aus ihm gemacht hat", oder das sehr plane Ungetüm, welches er nach Dr. Steiner sein soll, und als welches er gemeinhin von den Lesern Nietzsches aufgefaßt wird, — mögen die N.-Gelehrten unter sich ausmachen. Eine Widerlegung der Thesen seiner Gegnerin hat Steiner jedenfalls nicht gegeben, auch nicht in Bezug auf den Einfluß, welchen sie Dr. P. Rée auf Nietzsche zuschreibt. Ihre ganze Auffassung Nietzsches ist natürlich denjenigen unter seinen Anhängern höchst fatal, die ihn für eine neue Schule oder Sekte ausnutzen möchten. Denn wenn zwar beide Teile darin übereinstimmen, daß seine Philosophie sich in hervorragendem Maße „auf Personalakten reduzieren" läßt, daß der Mensch bei ihm ganz und gar der Entstehungs- und Erklärungsgrund der Philosophie ist — bis an die Grenzen des Wahnsinns und über diese Grenzen hinaus, so besteht da doch ein ungeheurer Unterschied: für Schulsüchtige ist sein Charakter normal; er besitzt, was den meisten Zeitgenossen abgeht, die völlige Uebereinstimmung von Erkenntnis und Instinkt; für Frau Salomé (und auch für uns!) gehen seine besonderen Gedanken auf besondere Anomalien und pathologische Zustände in seinem Jammerleben zurück. Sie hat unseres Erachtens mit vollem Recht den religiösen Ausgangspunkt Nietzsches hervorgehoben und seine Philosophie als das Ergebnis eines abgeirrten, ziellos suchenden religiösen Triebes zu begreifen gesucht. Zu ihren Deduktionen und Konstruktionen wird man manches Fragezeichen setzen, aber gegenüber

dem leidigen Mechanismus und Materialismus im Betriebe der Philosophie vertritt sie eine äußerst wertvolle Wahrheit, die Herrn Dr. Steiner ganz verborgen geblieben ist: den Zusammenhang alles Philosophierens mit der unveräußerlichen religiösen Anlage des Menschen. Um sie zu befriedigen, irrte N., als der Gott seiner Eltern tot war, von Schopenhauer zum Positivismus, vom Positivismus zur Selbstvergötterung und damit in die Nacht hinaus. Wi.

— Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sitten-Bild aus der Reformationszeit. Von G. Loesche, Professor der Kirchengeschichte in Wien. Zweiter Band. (Gotha, F. A. Perthes.) 6 M.

Dem von uns im Maiheft d. J. angezeigten ersten Bande ist schnell der Schluß-Band gefolgt. Die systematische Charakteristik der Mathesiusschen Predigten, die der Verfasser auf den ersten 184 Seiten giebt, ist eine vortrefflich gelungene Arbeit. Er bespricht die Predigten in Bezug auf homiletische Richtlinien, Exegese, Dogmatik, Aberglauben, Polemik und Ethik, schließlich in betreff der Form, Sprache und des Stils, sowie der Hilfsmittel, deren Mathesius bei ihrer Abfassung sich bedient hat. Mag der Leser mehr Sinn für die religiöse oder kulturgeschichtliche Seite der Predigten haben, auf jeden Fall findet er in ihnen eine reiche Ausbeute für sein Studium. Als besonders lesenswert wollen wir das dritte Kapitel: „Zur Dogmatik“ bezeichnen; in ihm wird auch die Stellung des Bergpredigers zu der Lehre von der Seligwerdung durch den Glauben allein und zu der Lehre von den guten Werken erwähnt. Mathesius war ebenso wie Luther Solafidist, aber er folgerte aus dieser Anschauung die Unentbehrlichkeit der guten Werke e necessitate consequentiae. Ihre Notwendigkeit hat er immer auf das nachdrücklichste in Wort und Schrift betont, und er ist somit ein gewaltiger Zeuge gegen die falsche und verläumderische Janssensche Geschichtsschreibung, nach welcher die Reformatoren alle guten Werke für unnütz und gleichgültig erklärt haben sollen. Mathesius stand mitten im Volk, er kannte seine Freuden und Leiden, seine Tugenden und Laster. Daß der Tadel der letzteren oft in sehr derber Weise ausgesprochen wird, daran war man damals gewöhnt, und Mathesius war ganz ein Kind seiner Zeit. Das macht sich auch recht bemerkbar in seinen Ansichten über die Notlüge, den Tanz, die Trunkenheit und dergleichen; über diese Punkte denkt er viel nachsichtiger, wie der gläubige Christ unserer Zeit. Seine Stellung den Juden gegenüber ist ebenso schroff, wenn nicht schroffer wie die des wildesten Antisemiten von heute. Am Schluß der Charakteristik der Predigten sagt Loesche über ihn mit Recht (S. 185): „Er ist nicht nur von kulturgeschichtlichem Wert, sondern in gewissem Sinne wenigstens mittelbar auch bahnweisend. In der Verknüpfung von Theologie, Wissenschaft und Kunst, in der verständnisvollen, ja technischen Rücksicht auf die Berufsarten seiner Gemeinde, in der Mannigfaltigkeit der Texte, der Fülle der ausschmückenden und veranschaulichenden Mittel kann, sollte noch die heutige, meist viel zu sehr in ausgefahrenen und doch abseits von den Verkehrsstraßen gelegenen Geleisen sich fortschleppende Predigt mit allem Eifer lernen.“ Den „Dichterling“ Mathesius thut Loesche mit Recht kurz ab. In den Beilagen sind 187 Briefe an und von Mathesius aufgeführt, davon 80 noch nicht gedruckte mit vollem Inhalt, die übrigen mit Inhaltsangabe; unter ihnen finden sich sechs bisher nicht gedruckte Melanchthoniana und zwar ein Brief von ihm und fünf an ihn. An den Briefwechsel schließt sich eine Biographie der Schriften, die ein Zeugnis von der erstaunlich großen Thätigkeit des Joachimsthaler Pfarrers auch auf diesem Gebiet giebt, endlich ein Personenregister. Ebenso wie der erste Band ist auch der vorliegende ein Werk von großer wissenschaftlicher Bedeutung, ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Reformation in theologischer und sittengeschichtlicher Hinsicht, recht geeignet, uns Evangelischen vor Augen zu führen, was wir den Helden der Reformation zu danken haben. Wenn auch in erster Reihe für theologische, überhaupt gelehrte Kreise bestimmt, bietet das Buch doch auch für den gebildeten Laien eine Fülle von Anregung und Belehrung. v. H.

— Graf Leo Thun-Hohenstein. Biographische Skizze von Dr. S. Frankfurter. Sonderabdruck aus der allgemeinen deutschen Biographie. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 83 S.

Graf Thun, vom 28. Juli 1849 bis 20. Oktober 1860 österreichischer Kultus- und Unterrichtsminister, entstammt einem der ältesten deutschen Adelsgeschlechter. Ursprünglich in Südtirol ansässig, kamen die Thun 1628 nach Böhmen. Der vorübergehende Besitz der niedersächsischen Herrschaft Hohenstein hatte die Erhebung in den Grafenstand zur Folge. Leo Thun ist geboren auf dem Stammschloß Tetschen am 7. April 1811, gestorben in Wien am 17. Dezember 1888. In der Taufe erhielt er den Namen Leopold, bei der Firmung den Namen Leo. Wie von jedem im öffentlichen Leben hervortretenden Mann, kann auch von ihm gesagt werden: „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ „Wenn auch nicht national als Czeche, betrachtete er sich doch politisch als Böhme.“ Hier schwankt nicht nur das Bild, sondern der Mann selbst. Welchen Beruf hat ein deutscher Edelmann, in der Politik antideutsch zu denken und zu handeln? Den seiner Meinung nach übertriebenen Forderungen der Böhmen mußte er gegenübertreten. An dem Abschluß des Konkordats mit Rom und an der Begünstigung der Jesuiten war er stark beteiligt, aber allen Bestimmungen jenes Vertrages und allen Forderungen dieses Ordens konnte auch er nicht nachkommen. Grillparzer hat auf ihn das beißende Epigramm gemacht:

„Einen Selbstmord hab ich euch anzusagen:
Der Kultusminister hat den Unterrichtsminister totgeschlagen.“

Den größten Schmerz seines Lebens bereitete ihm das Jahr 1866. Die „liberalen Schwindeleien“

des Grafen Beust, seines Jugendfreundes, lehnte er ab. Mit dem Grafen Clam-Martinitz, seinem Schwager, kämpfte er für das „böhmische Staatsrecht."

S. Frankfurters biographische Skizze zeichnet sich durch gerechte Darstellung aus. Von einigen österreichischen Absonderlichkeiten abgesehen, ist sein Stil klar und flüssig. Das dem Hefte beigegebene Bildnis Leo Thuns ist nach einer Lithographie photographiert. O. K.

— Ein Gast auf Erden und sein Pilgerlauf in der alten und neuen Welt. Eine Selbstbiographie niedergeschrieben für seine Kinder und Kindeskinder von Leopold Gast. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1894. 620 S. 6 M.

Ein Buch, geschrieben zunächst für Kinder und Kindeskinder, hinausgegeben auf den Rat der Freunde, daß es auch anderen diene. Ob es dazu im stande ist, wird von Charakter, Lebensführungen und Schreibweise des Selbstbiographen abhängen. Der Verfasser ist geboren in der Zeit des Rationalismus; die Periode des erwachenden Glaubenslebens hat auch ihn zu einer christlichen Persönlichkeit heranreifen lassen. Aus einfachen Lebensverhältnissen hat er sich unter viel Mühe und Fleiß, auch manchen Verfehlungen, die er nicht verschweigt, zu selbständiger Stellung emporgearbeitet, ist auch durch seinen etwas unruhigen Geist und lebhaften Unternehmungstrieb in mancherlei wechselvolle Lebenslagen geraten. Die Erfahrungen eines so reichen Menschenlebens bieten des Interessanten gar vieles. Auch die Darstellung ist recht gut, wenn sie auch die klassische Höhe der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" nicht erreicht. Die Kürzung einiger Stellen, die vielleicht für die Familie, nicht aber im allgemeinen Interesse gewähren, würde dem Buche nicht zum Schaden gereicht haben. Ohne Zweifel ist aber das ganze zu den guten Biographien zu rechnen, die bleibenden Wert haben und manche nützliche Lehre darbieten. Da der vorliegende Band mit den sechziger Jahren des Verfassers, der ein Achtziger ist, abschließen, so ist eine Fortsetzung nur zu wünschen. Wt.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence. Von V. Ottmann. Mit 9 ganzseitigen und 116 Textbildern nach photographischen Aufnahmen. (Berlin, Schall und Grund.) 1895. 6 M., geb. 7 M.

Das Buch ist von einem Mann geschrieben, der neben der Gabe, die Wunder Italiens mit vollem Verständnis zu sehen, die noch größere besitzt, seine Eindrücke und Erlebnisse in anziehender, fesselnder Form zu erzählen. An Zeit und Geld hat es ihm, wie es scheint, nicht gefehlt; er wandert fast immer zu Fuß, bleibt, wo es ihm gefällt, treibt Natur- und Kunststudien, beobachtet Eingeborene und Fremde, photographiert, so gut es geht, und berichtet uns von allem in leichter, scheinbar nur hingeworfener Manier. Das Buch ist nie langweilig, oft geistreich, reich an guten Bemerkungen über Kunst und Künstler. Neben vielen witzigen und satirischen Einfällen muß der Leser freilich auch einige schlimme Kalauer mit in den Kauf nehmen, wird sie aber dem Verf. leichter verzeihen, wie einzelne unangenehme und ans Rohe streifende Scherze über Personen der heiligen Geschichte, z. B. über Johannes den Täufer. Der Religion gegenüber zeigt sich der Verf. gleichgültig, die Worte „mein Gott" scheint er nur als bedeutungslosen Ausruf zu kennen. Die zahlreichen Abbildungen sind zum Teil recht hübsch, einzelne sind allerdings gänzlich mißraten und wären besser fortgeblieben. Alles in allem ist das vorliegende Buch eine der lesenswertesten Reisebeschreibungen, die uns zu Gesicht gekommen sind, und eignet sich recht gut zur Vorbereitung auf eine Reise nach Italien und der Provence. v. H.

6. Poesie.

— Gedichte. Von Max Bewer. 210 S. (Dresden, Glöß.) Preis 2,— M.

Die „Dresdener Elegien", welche die Seiten 41—72 auch dieses Bandes füllen, sind bereits im Augustheft besprochen. Die hier hinzugefügten lyrischen Gedichte in Reimen oder antiken Rhythmen stehen bedeutend höher und verdienen Anerkennung. Max Bewer ist doch kein Alltagsdichter und seine Lyrik keine rein technische Leistung in einer Sprache, die für so manchen „Dichter" dichtet und denkt. Die Gedichte sind nicht gemacht, sondern entstanden, nicht gekünstelt, sondern wahr und aus wirklicher Stimmung geboren. Zum Beispiel:

Stimmung.

Abends, wenn die Sterne kommen
Und der sanfte Mond erglüht,
Steh ich still und fühl beklommen
Gottes Nähe im Gemüt —

Und ich spüre, wie er leise
Meine Seele stimmt und frommt,
Bis aus meinem Innern leise
Eine mildbewegte Weise
Wie ein Schwan geschwommen kommt.

Wie ein See ruht ausgebreitet,
Tief und still und wunderträumend,
Die entschlafne Welt vor mir;
Meine Seele schwebt und gleitet,
Als wenn eine Hand sie leitet,
Vater unser, hin zu dir.

Oder das folgende:

Bereitschaft.

Ich will so still sein, wie ein Blatt im Winde,
Das weht, wohin des Windes Wehen weht,
So still, wie einem schlummermüden Kinde
Die Mutter spricht ein leises Nachtgebet —

Und ihm zum letzten tröstenden Bedarfe
Aus ihrem Kleid den milden Busen reicht;
So still sein, wie ein Engel seine Harfe
Mit einem sanften Abendsang durchstreicht.

So stimm auch mich, auf daß ich deinen Willen
Aus tiefster Seele künde dieser Welt,
Nichts soll in mir das heil'ge Tönen stillen,
Als du allein, wenn dir es so gefällt.

Nimmm hin mein Blut, nimmm hin mein Leben,
Wenn du der Menschheit Leiden damit stillst,
Ich hab mich ganz in deine Hand gegeben,
Nun mache Vater mit mir, was du willst.

Nicht durchweg einwandfrei sind die Liebesgedichte, an denen hier und da auch die Sinnlichkeit ihr Teil hat. Wenn diese vom Dichter mit den Worten verteidigt wird:

Die Liebe, die am Kreuz verblutet,
Die Liebe, die dein Herz durchflutet,
Sind eine Liebe allezeit! —

so müssen wir diese Apologie entschieden ablehnen. Die Liebe am Kreuz hat mit der egoistischen Sinnenliebe absolut nichts zu schaffen, sondern nur mit der selbstverleugnenden Nächstenliebe, die Gott und den Brüdern, aber nicht sich selber dienen will. — Ein Kapitel: „Sprüche, Verse und Gedanken" bringt auch Prosa und in Prosa die bekannte Bismarckomanen-Gesinnung des politischen Schriftstellers Bewer zum Ausdruck.

Die Bewerschen Gedichte dürfen wir mit den obigen Einschränkungen empfehlen. Sie sind nicht Alltagsware, sondern haben etwas Originelles, Markiges an sich.

— Im Kriegsjahr 1870. Drama. Eine Jubiläumsgabe von Fortunat Torney. (Gotha, F. A. Perthes.) 1895. Preis 1,20 M.

Das Drama spielt in Frankreich 1870—71. Deutsche Truppen haben nach kurzer Gegenwehr der Einwohner ein kleines Städtchen besetzt, beziehen Quartiere und richten sich, so gut es geht, in Feindesland ein. Der Dichter stellt in seinem Spiel deutsches und französisches Wesen gegenüber. Vermittelnd stehen zwischen den Vertretern der beiden Völker der alte, aus dem Elsaß gebürtige Maire von Orli und seine jüngste Tochter Aline, weil beide die Nutzlosigkeit längeren Widerstandes einsehen; die ältere Tochter Clemence, heißblütig und von Rachedurst erfüllt, sucht mit ihrem Geliebten die deutsche Besatzung zu verderben, aber ihr Plan mißlingt. Daneben läuft die Liebesgeschichte Alines und eines deutschen „Freiwilligen." Zum Schluß klingt das Ganze in einen Hymnus auf Deutschlands Ruhm und glückliche Zukunft aus. Eine allzu scharfe Kritik in Bezug auf ihre Eigenschaft als Drama verträgt die Dichtung nicht; es wird zu viel geredet, zu wenig gehandelt. Als schwerwiegender Fehler ist anzusehen, daß der im Vordergrunde des Stückes stehende deutsche Major nicht als Krieger, sondern als ein in langen Reden sich ergehender Menschenfreund auftritt. Es mag ja im Kriege 1870 solche Leute im Heere gegeben haben, aber hier, wo der Verfasser Volkstypen geben will, ist diese Art der Schilderung eines deutschen Offiziers ein Mißgriff. Anerkennung verdient das Drama wegen seiner feinsinnigen Charakteristik der Vertreter des französischen Volkes, mit Ausnahme einiger Nebenpersonen, wegen der edlen Sprache, mancher dichterisch wohlgelungener Einzelheiten und der Gesinnung die es durchzieht. Gewiß wird jeder den Schlußversen des Dramas zustimmen:

„Nicht wehe hohles Wort, gelehrter Wind
Die wahre Gottesfurcht aus unserm Land!
Nicht mache Hochmut gegen Fehler blind!
Nicht herrsche Selbstsucht über Herz und Hand!

Vereint sei Fürst und Volk durch Lieb' und Recht!
Es blühe jeder Stamm und jeder Stand!
Es heiße bis zum spätesten Geschlecht:
Ja glücklich, glücklich ist das deutsche Land!"

v. H.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Kitai-Gorod. Roman aus dem Moskauer Kaufmannsleben von Peter Boborykin. Aus dem Russischen von Erwin Bauer. (Leipzig, A. Bleiers Verlag.) 2 Bde. 246 und 371 S.

Dem zweibändigen Roman ist folgende Recension vom Verleger beigegeben: „Von Peter Boborykin, dem berühmten russischen Realisten, ist ein Roman aus dem Moskauer Kaufmannsleben „Kitai-Gorod" in einer gelungenen deutschen Uebertragung von Erwin Bauer erschienen. Das zweibändige Werk behandelt in ungemein spannender Darstellung das Emporkommen der Moskauer Großkaufmannswelt und das Verkommen des russischen Adels, wie sie sich in den letzten beiden Jahrzehnten vollzogen haben. Der heiße sociale Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Stadt und Land erfährt in den charakteristischen Formen, in denen er sich in der City Moskaus, im alterthümlichen „Kitai-Gorod" abgespielt hat und sich auch noch heute weiter abspielt, eine eigenartige, lebensvolle und manchmal vielleicht drastische, aber immer treffende Schilderung, die durch den satirischen Hauch, der das Buch durchweht, nur gewinnt. In dem Helden des Romans, Paltussow, erscheint zum erstenmale in der russischen Nationallitteratur der Edelmann, der gewissermaßen als Pionier seiner Standesgenossen in die Geschäftswelt eintritt und in der Jagd nach dem Gelde der Großkaufleute und Börsianer sich und dem durch eigene Schuld geistig, sittlich und materiell herabgekommenen Adel ein neues Glück und eine neue Zukunft schaffen will. Daß Paltussow scheitert, ist weniger in den persönlichen Mängeln dieser interessanten Gestalt, als in den Anschauungen seiner Umgebung und in den gesamten russischen Zuständen begründet, der Roman aber, in dem auch die Rolle des Weibes im russischen Leben in vollendeter Weise gezeichnet ist, gewinnt hierdurch die Bedeutung eines kulturgeschichtlichen Gemäldes.

Boborykin legt weniger Wert auf das rasche Fortschreiten jener Handlung als auf die psychologische Kleinmalerei, in dieser aber ist er ein Meister, wie Emile Zola, mit dessen besten Schöpfungen der Roman „Kitai-Gorod" verglichen werden darf. Wer das moderne Rußland wirklich kennen, verstehen und beurteilen lernen will, der versäume nicht, Boborykins „Kitai-Gorod" zu lesen!" — So weit die Offizial-Recension, die in diesem Falle wesentlich zutreffend ist. Gereiften Lesern bietet „Kitai-Gorod" ein treffendes Kulturbild von überzeugender Lebenswahrheit. Aesthetisch angesehen bleibt das gut geschriebene Buch aber eine recht unerfreuliche Lektüre. Denn in dem ganzen Roman kommt thatsächlich nicht eine einzige wirklich sympathische Persönlichkeit vor. Der Verfasser wühlt geradezu im Häßlichen. Vollends enttäuschend ist es, daß der Held des Buches, Paltussow, der den im guten Sinne aufgeklärten Edelmann darstellen soll, schließlich auch zum Schwindler wird und in der charakterlosesten Weise eine geschiedene Kaufmannsfrau heiratet. Man legt das Buch mit der Empfindung aus der Hand, daß ganz Moskau eine Kloake ist, und daß auch kein Schimmer von Hoffnung besteht, es könne anders und besser werden. Boborykin ist Pessimist mit dem Lächeln der Selbstverspottung auf den Lippen. — Die Uebersetzung von Erwin Bauer ist eine ganz vortreffliche.

— Eigene Wege. Eine Geschichte nach Ueberlieferungen erzählt von Ludwig Meinardus. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) 503 S. 4 M.

Der talentvolle Sohn eines mit einer Adligen verheirateten Magisters, der jenem nie die geringste Mitteilung über die Familie der Mutter und seine vornehme, einflußreiche Verwandtschaft gemacht hat, wird zuerst in der Schule Talmas Schauspieler, dann Soldat. In der Schlacht bei Leipzig wird er wie sein Rittmeister, der ihm wie ein Zwillingsbruder ähnlich sieht und von dem er sich nur durch ein Muttermal zu seinem Nachteil unterscheidet, verwundet. Der sterbende Offizier schenkt dem ihn pflegenden Unteroffizier seinen gesamten Nachlaß, darunter wertvolle Familienurkunden. In der Folge nimmt Hans Volkmar, der für gefallen geltende Sergeant, des Rittmeisters Namen an: Freiherr Kurt von Saaleck Schenk von Vargula weiß sich in dieser Rolle dreißig Jahre lang zu erhalten und es bis zum General zu bringen. Auch seiner Frau sagt er nichts von seinem richtigen Namen. Dieser Pseudo-Saaleck ist in jeder Beziehung ein musterhafter, untadeliger Mann. Der falsche Name belästigt ihn dann und wann, viel mehr aber der müßige Gedanke, ob er nicht durch unbeabsichtigte Nachlässigkeit in der Pflege seines Rittmeisters dessen Tod herbeigeführt hat. Ab und zu gehen Gerüchte über den Betrug des braven Offiziers um, sie werden aber immer wieder zerstreut. Zuletzt kommt die Wahrheit doch an den Tag. Der Magistersohn erfährt, daß seine Mutter die Schwester der Mutter seines Rittmeisters war. Aus dem Dienste entlassen, wird dem sonst so verdienstvollen, tüchtigen Manne durch die Gnade seines Landesherrn der Name Hans Konrad Volkmar von Roßleben, gen. Freiherr von Saaleck und Schenk von Vargula. Darin liegt eine Vereinigung des ihm zukommenden väterlichen Familiennamens und des Familiennamens seiner Mutter mit dem von ihm widerrechtlich geführten Namen seines Vetters. Wie der Verfasser dazu gekommen ist, das 1640 ausgestorbene Geschlecht der Vargula wieder aufleben zu lassen, bleibt dem Leser ein Rätsel. Das formell ganz vortrefflich geschriebene Buch dreht sich um die Bemühungen, den falschen Namen ans Licht zu bringen, und um die Vereitelung dieser Bemühungen. Darin liegt das Grundgebrechen des Romans. Man kann es sich gefallen lassen, wenn ein zum Schauspieler veranlagter Mann aus irgend einem uneigennützigen Grunde im Einverständnis mit Wissenden kurze Zeit die Rolle eines anderen spielt, es ist aber unmöglich, daß ein Held im besten Sinne des Wortes lebenslang seine Familie, seinen Landesherrn und alle Welt mit einem falschen Namen betrügt und Vorteile erlangt, die er ohne den angenommenen Namen nie erlangt hätte. —

Die Liebesgeschichte des vermeintlichen Saaleck fordert in ihrem Beginn die Kritik in der übermütigsten Weise heraus. Ein zwölfjähriges Mädchen, das so kindisch redet wie ein sechsjähriges, soll von „vulkanischer Leidenschaft" für einen funfzehn Jahre älteren Mann erfüllt sein. „In der Nacht fuhr sie zuweilen erschreckt aus dem Schlaf empor: sie, das Kind, die verlobte Braut des herrlichen Helden? — Wie war das eigentlich? — Was bedeutet es, Braut zu sein?" Welche Widersprüche, welche Unmöglichkeiten!

Der Titel des Romans „Eigene Wege" beschönigt den gemeinen Betrug, dessen sich der Held schuldig gemacht hat. So bezeichnet man nicht die Lüge, die ein ganzes Leben lang festgehalten und ausgebeutet wird. Daß zuletzt die Wahrheit nicht durch den reuig werdenden sog. Saaleck, sondern durch Dritte im Interesse historischer Richtigstellung auf emsige und sorgfältige Weise ohne Nebenabsichten zum Sieg gelangt, versteht sich in dem Maße von selbst, daß man sich eigentlich wundern muß, wie es möglich war, in Deutschland im 19. Jahrhundert über 30 Jahre lang einen so plumpen Betrug aufrecht zu halten. Mit dem verbrauchten Mittel des Muttermals wird immer wieder operiert, aber von entscheidender Bedeutung ist das nicht.

Wer ein so hervorragendes Talent hat wie der Verf., sollte an dankbarerem Stoffe zeigen, was er leisten kann. Die Darstellung ist so besonnen, klar und sorgfältig, daß man immer wieder denken muß: die Geschichte ist aus dem Leben erzählt. Wie konnte der Verf. auf den verkehrten Gedanken kommen, einen sittlich denkenden, tüchtigen Mann nebenbei zum ordinärsten Schwindler und Betrüger zu machen?

Daß das Buch von Anfang bis Ende einen höchst peinlichen Eindruck macht, bedarf keiner besonderen Versicherung. O. K.

— **Nausikaa.** Roman von **Julius Gall** (XII.), Verf. des Sprach-Gemäldes „Von der Flut überholt". 2. Aufl. 2. u. 3. Tausend. (München, Verlag „Gegen den Strom" [J. Gallenkamp].) 1893. XVIII u. 381 S. 3,75 M.

Der Zuname des Verf. ist im Gegensatz zum Vornamen fett gedruckt. Damit soll wohl angedeutet werden, daß er im Verlegernamen Gallenkamp steckt. Die abgeschnittenen Silben „enkamp" werden durch die Buchstaben XII ersetzt Diese Buchstaben erscheinen außerdem in einer Hieroglyphe des Titelblattes. Ein wie eine Seerobbe aussehendes Tier schaut aus einer schwarzen Sichel des zunehmenden Mondes heraus, diese Sichel ist mit der kleineren hellen Sichel des abnehmenden Mondes zu einem x verbunden, und dieses x hat der Verf. nicht **für**, wohl aber **vor** ein II gesetzt. Was soll mit diesen Dingen gesagt werden? Auf das Titelblatt folgt das Bildnis des Verf. Hohe Stirne, Klemmer auf der schlanken Nase, aristokratischer Schnurrbart, hoher Stehkragen, tadellose Halsbinde, eleganter Rock. Kann man mehr verlangen?

Dann folgt ein „Pontresina, im August 1892" datiertes Vorwort mit ungewöhnlich reichem Inhalt. Der Leser erfährt hieraus, daß die „Nausikaa" vor mehr als neun Jahren zum erstenmal auf Johannes Scherrs Empfehlung hin bei dem Verleger Scherrs erschienen, „beispiellos" verschieden beurteilt, in ihrem Charakter verkannt und darum „nach kurzer Gastrolle" im Rest der Auflage zurückgekauft und vermutlich eingestampft worden ist. Nach Ablauf der „neunjährigen Gährungsfrist" soll jetzt die zweite Auflage Protest einlegen gegen „die unheilvolle Tendenz der heutigen schöngeistigen Litteratur". Dem Vorwort einverleibt ist ein energischer Aufsatz gegen den „Naturalismus, Realismus, Modernismus"; leider wird dieser Protest, in dem die fettgedruckten Ausdrücke „Geschwür", „Jauche", „erotische Verirrungen" den berechtigten Zorn des Verfassers andeuten, durch allzu schwülstigen, allzu pathetischen Stil abgeschwächt.

Auf den Protest folgt eine oratio pro domo. Der Verf. erblickt in den **Naturschilderungen und Metaphern** seines Romans die Originalität der Nausikaa. „Nie unternahm Verf. eine Reise, ohne, wie der Maler seine Skizzenmappe, so er ein besonderes Metaphernbuch mit sich zu führen, um Geeignetes festhalten zu können." Die allermeisten Bilder sind nicht „zwischen den vier Wänden erdacht", sondern „direkt nach der Natur aufgenommen, an den verschiedensten Punkten unserer Hemisphäre". Da die Nausikaa Galls die leibhaftige Nausikaa Homers ist, so bewegen sich „die Gespräche in den Bahnen einer einfachen, zumeist auch etwas enggeistigen Auffassungs- und Ausdrucksweise". Im übrigen weiß der Verf., daß das Atmen homerischen Geistes und modernes Empfinden für den „Magen der Jetztzeit" kaum zu einer verdaulichen Speise verarbeitet werden kann. Altphilologe ist der Verf. nicht, aber er hat jahrelang fast sämtliche alte Klassiker im Urtext und in Uebersetzungen zur „Frühstücks-Siesta-Lektüre" verwendet. —

Die Leser der ersten Auflage haben den Ballast der Metaphern und Naturschilderungen einfach über Bord geworfen, um „das Spannende der Handlung" schneller genießen zu können, bei wiederholtem Lesen aber den originalen Wert der Dichtung, der gerade in seinem Beiwerk besteht, schätzen gelernt.

Auf das Vorwort folgt — noch nicht der Roman, vielmehr „einige Bruchstück-Kritiken" der ersten Auflage. **Gerok** schrieb in einem Briefe: „kraftvoll eigenartiger Stil, dem einfach großen, antiken Stoff gewachsen". Der wohlwollende Gerok! Scherr schrieb: „malerisch wirkungsvoll". Man sieht, Scherr konnte dann und wann auch höflich sein.

Auf die „Bruchstückkritiken" folgt — immer noch nicht der Roman, vielmehr nach Kieperts Atlas ein Ausschnitt aus der Karte von Altgriechenland: Ithaka, Corcyra, Dodona u. s. w.

Zuletzt kommt dann doch der Roman. Nausikaa und Demas, die Braut ihres Bruders Laodamas, retten einen an der Phäakeninsel gestrandeten Fremdling, der trotz eines gefährlichen Absturzes kein Glied gebrochen hat, aber infolge einiger Hautabschürfungen in einer Blutlache gefunden wird und lange zwischen Tod und Leben schwebt. In dem Fremdling erkennt der Leser alsbald Telemach. König Alkinoos freut sich, daß der Fremdling sich an einem Kriegszug gegen ein feindliches Nachbarvolk beteiligt. Euryalos, von Nausikaa verschmäht, gedenkt den Fremdling aus Eifersucht ums Leben zu bringen. Dieser Mordanschlag kommt aber nicht zur Ausführung. Telemach fällt dafür beim Aufstoßen eines Kahnes genau an der Stelle, wo sein Vater einst in den Hades eingedrungen war, ins Wasser, rettet sich aber durch Schwimmen und die geschickte Benutzung des fest zwischen Felsen eingeklemmten Kahnes — zunächst vor dem Tode in den Wellen. Seine „Errettbarkeit" wird jedoch aufs neue gefährdet, er fällt in die Hände von Räubern. Die lassen ihn aber aus Furcht vor einem plötzlich am Himmel erscheinenden Kometen insofern frei, als sie ihn zum Treiben von Opfertieren benutzen. Mit diesen Tieren weiß sich Telemach in der „einfachen, zumeist auch etwas enggeistigen Auffassungs- und Ausdrucksweise" seines Zeitalters ganz hübsch zu unterhalten. Nachdem der Leser durch zahlreiche Schilderungen von Wasserstürzen, Lichtschachten, Finsternissen, Gewittern, Sonnenauf- und -untergängen die eigentliche Dichterkraft Galls gründlich hat kennen gelernt, wird der Roman damit weitergesponnen, daß Nausikaa von Euryalos entführt wird, um als Priesterin in Dodona ihr Leben zu beschließen. Da sie sich aber weigert, sich mit einem Eide dem Zeus zu weihen, beschließt der Entführer, sie, sei es durch Ersäufen, sei es durch Ersticken im Schwefelqualm, dem verhaßten Fremdling für immer zu entziehen. Auf wirklich fabelhafte, das Fassungsvermögen des phantasiebegabtesten Lesers übersteigende Weise wird Nausikaa dann von Telemach und beide aus dem ihnen drohenden Tod in den Wellen durch gemeinsames Schwimmen gerettet. Nausikaa wird Telemachs Gattin.

Der Roman ist äußerst mager geraten. Von Liebesscenen, Liebesworten, Küssen, Seufzern und ähnlichen Dingen findet sich nicht die geringste Spur. Die Verwendung der angesammelten Bilder, die Ausbeutung des „Metaphernbuchs“ nimmt fast den ganzen Raum in Anspruch. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn der Stil des Verf. an Vater Homer erinnerte. Davon kann aber leider keine Rede sein. Abgesehen davon, daß Denken und Reden einen fortwährenden Wechsel zwischen Altgriechenland und Neudeutschland zeigen, daß das gemeine Volk sich in den frivolsten Reden über die unsterblichen Götter ergeht, werden die Naturschilderungen wie die Darstellungsweise des Verf. durch ein so original-schlechtes Deutsch beeinträchtigt, daß dem Leser außer der kläglich-mageren Bettelsuppe des Romans formell allzuviel Unverdauliches zugemutet wird.

„›J was Jehovah‹, wehrte Pontonoos“ klingt nicht besonders antik. „Was das Töchterchen will, will Pappaphil“ erinnert ebenso wenig an Homer, als die Redensarten: „darauf kannst du Gift nehmen“; „wie die Kuh das neue Thor anglotzen“; „bei Zeusens setzt es wieder was ab“.

Dem Zeitalter der Nausikaa widersprechen auch gesuchte Ausdrücke wie Spinnfädchen (Spinnweb), Grasschaft (Halm), Erzbedeckung (Helm), Eiskügelchen (Hagel), Beißwerk (Zähne), „er riß das Wasser empor zu dem Antlitz des Mädchens“ statt: er spritzte ihr ins Gesicht.

Blutstropfen sollen glänzende Funken werfen, Wogen in die Weite schreiten, die Wasser von der erglühenden Himmelskuppel funkeln, die übergehobenen Wasser eingurgeln, der Mond soll rabenschwarze Schatten an Olivenzweige hängen (gewöhnlich besorgt dieses Geschäft die Nacht trotz dem Mond), die Reste des Abendrotes sollen in den Zweigen schwimmen, die spritzenden Wassertropfen blitzende Mondfunken schleudern, die Felsen längs des matt schimmernden Stromes dahingehen, Flammenschein Stämme aus dem Waldesdunkel ausheben, der Fink sein melodisches Lied durch das Gezweig flechten, alles von weißem Dunste eingetrunken sein.

Nicht selten regt der Verfasser den Leser zu scharfem Nachdenken an, meist freilich ohne Erfolg. So heißt es S. 241 von einer Alten: „sie schlug rücklings hin. wie die Schildkröte, die eine abrieselnde Welle hintergelassen.“ Wie eine Schildkröte auf den Rücken fallen soll, wenn das Wasser sich unter ihr verläuft, ist für mich eine unvollziehbare Vorstellung.

Das Zeitalter Nausikaas wird durch mancherlei alte und neuerfundene Schimpfwörter gekennzeichnet: Hornvieh, Heuochs, Strolch, Gänsekopf, Drehkopf, Klugschnack, Schöpsenseele, Gierpott, Mausekopf, Ochsenknochen und — — Aasgeier-Speise.

Eine hervorragende Rolle spielt das von Penelope stammende Schoßhündchen der Nausikaa, ein höchst merkwürdiges Tierchen, nicht sowohl um seines falschgeschriebenen Namens willen — Philax statt Phylax —, als wegen seiner Körper- und Seelenkräfte. Ein stattlicher Lendenknochen wird von dem Hündchen erst zerknackt, zerbissen und zuletzt abgeleckt.

Ob die Recensionen der zweiten Auflage der „Nausikaa“ nicht wiederum die vom Verfasser der ersten Auflage gegenüber verordnete Kapitalstrafe des „Makulaturtodes“ rätlich erscheinen lassen? Ich fürchte, diese Frage muß bejaht werden.

O. K.

— Die Gefangenen. Ein Charakterbild aus der alten Brüderkirche. Von D. Alcock, Verfasserin der „Spanischen Brüder“. Aus dem Englischen übersetzt von Emmy von Feilitzsch. (Gnadau, Universitätsbuchhandlung.) 137 S.

Die Verfasserin der „Spanischen Brüder“ hat sich hier in ein anderes Gebiet der unterdrückten Kirche des reinen Evangeliums vertieft, in die ergreifenden Märtyrerleiden der böhmischen Brüder. Und wie nicht unbekannt, ist schon der Stoff ein so dankbarer für jeden evangelischen Leser, daß dieses sachliche Interesse allein dem kleinen Buche einen Erfolg sichern müßte. Aber die Verfasserin ist auch recht geschickt in der novellistischen Komposition und erhöht dadurch den Reiz ihrer kirchengeschichtlichen Erzählung. Der Bischof der böhmischen Brüder, Augusta, und sein Kaplan Bilek werden 13 Jahre lang in Prag gefangen gehalten, um zum Widerruf ihres evangelischen Bekenntnisses von den Katholiken gezwungen zu werden, auch die Folter bringt man gegen sie zur Anwendung, aber sie bleiben ihrem Glauben treu in aller Anfechtung. Eine tragisch endende Liebesgeschichte ist eingeflochten und mit manchen feinen Zügen die Erzählung ausgestattet. Zum Beispiel verspricht der gut katholische Schmied Heinrich, der aber den Zweck und Nutzen der Ketzerverfolgungen nicht einsieht, seinem Heiligen einige Kerzen, wenn er endlich diese Verfolgungen aufhören mache. Nicht ganz so glücklich wie in der Komposition ist die Verfasserin im Dialog. Dieser ist bisweilen schwerfällig und die Leute reden wohl „wie ein Buch“. Aber den wohlthuenden Eindruck des Ganzen kann dieser Mangel nicht beeinträchtigen. — „Die Gefangenen“ sind trefflich für Volksbibliotheken.

— Chiemgau-Novellen. Von Wilhelm Jensen. (Weimar, Emil Felber.) 327 S. 5 M.

Drei kulturgeschichtliche Novellen. „Die Glocken von Greimharting“ beginnen ihr Geläute im 6. Jahrhundert, als der Sueve Grimo, dem siegreichen Volke der Franken weichend, sich im Gaue des nach Gimo genannten Chiemsees niederließ. — „Hunnenblut“ soll noch im 12. Jahrhundert in der „schwarzmähnig-gelbgesichtigen Gestalt“ des Knechtes Putulung bemerkbar gewesen sein, der der schönen Tochter des Pfalzgrafen Kunno von Megling in bescheidener Weise huldigte und ihr und ihrem Entführer Markwart von Markwartstein auf der Flucht vor dem erzürnten Vater treue Dienste leistete. — „Aus der ›vergessenen Zeit‹“ der vom Inn umflossenen Stadt Wasserburg stammte die im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in einer zugemauerten und darum vergessenen Straße lebende

Regina Edlinger, die im 30. Lebensjahre „das Glück" (der Liebe) bei einem zehn Jahre jüngeren adligen Kundschafter der Protestanten zu finden hoffte, aber mit ihm in den Wellen des Inn den Tod fand.

Ich bin kein Freund der Jensenschen Muse, räume aber ein, daß diese kulturgeschichtlich gut fundamentierten Novellen keine unangenehme Lektüre sind. Diese Dichtungen würden einen noch angenehmeren Eindruck machen, wenn sie frei wären von gesuchten Ausdrücken. Es ist immer das Zeichen eines Dichters dritter oder vierter Ordnung, wenn ihm im Gegensatz zu vielen Millionen seiner Volksgenossen der überkommene Wortschatz der deutschen Sprache nicht genügt. Warum in aller Welt statt Blitz blaues Geleucht, Goldkeil, gelber Lichtpfeil, gelbe Schlange, rote Zacken setzen? Warum statt Augen Blicksterne, statt Denken Kopffähigkeit? Jensen läßt den Blick nicht abwenden, sondern abdrehen, das Gefühl, den Eindruck nicht hervorrufen oder anregen, sondern regen, Worte nicht hinzu-, sondern nachfügen. Statt südwärts, womit bisher alle Welt zufrieden war, sagt er südhin. Begehr ist ihm weder im Maskulinum noch im Neutrum angenehm, also sagt er die Begehr. Er hat auch den Mut, für die Enge die Engnis und für das Kraut das Gekräut zu setzen. An neuerfundenen Wörtern hat er sein besonderes Wohlgefallen, so an vormurmeln, windummurren, andunsten, strahlenzittern, vorbuchten, Verannehmlichung, wildgesichtig, dunkelreglos, leereinsam, blitzhaft, großaufgeweitet. Vor das letzte Wort hätte er noch sperr setzen können, dann wäre der Blick der „Blicksterne" noch gewaltiger ausgefallen. Das Wort „schwarzgestirnt" verleitet leicht dazu, eher an die Stirne als an die Augensterne zu denken. „Manches ähnliche gemein haben" enthält eine Tautologie.

In der ersten Novelle tritt der jugendliche Liebhaber, der sich recht ungeschichtlich vor der Geliebten auf ein Knie niederläßt, in der unwahrscheinlichsten Weise als Deus ex machina auf. Ob die alten Deutschen in der That so gewaltige Helden waren, daß sie *selbst im Schlafe* an ihren Waffen rieben und putzten, dürfte eine nüchterne Geschichtsforschung bezweifeln.

Mit J. Scherr und anderen Unglaubensgenossen ist Jensen der Ansicht, daß der Mensch mit dem Tode ins Reich des *Nichts* gelangt.

O. K.

— My Lady Rotha. A Romance by Stanley J. Weyman. 2 vol. (Tauchnitz ed.)

Der große Genuß, welchen mir die Lektüre des neulich empfohlenen Romans A Gentleman of France bereitet, veranlaßte mich, auch zu den neuesten Werken desselben Verfassers My Lady Rotha zu greifen, und wenn es auch vielleicht nicht ganz an jenes erstere hinanreicht, so ist es doch als ein interessantes, lesenswertes Buch zu bezeichnen. Es ist auch ein Ich-Roman, doch ist diese schwer zu behandelnde Romanform nicht ganz mit demselben Glücke wie bei dem Gentleman angewandt. Während dort der Erzähler wirklich im Mittelpunkte der ganzen Handlung steht und, ohne viel aus sich zu machen, durch sein bescheidenes wie mannhaftes Auftreten sich schließlich das Herz nicht bloß der Heldin, sondern auch der Leser gewinnt, ist es doch mit Martin Schwarz, dem Hausmeister der Gräfin Rotha von Hevitzburg, etwas anderes. Er steht nicht eigentlich im Mittelpunkte, er ist nur eine der Personen, um die es sich handelt, und er erzählt bisweilen Dinge, von denen er nach Lage der Sache gar nichts wissen konnte, nämlich wie es etwa bei dem Liebeswerben des Waldgrafen um die Gräfin Rotha zugegangen, d. h. der Verfasser kann die gewählte Form nicht ganz festhalten und fällt bisweilen aus der Rolle. Aber davon abgesehen, hat uns der Verfasser doch eine gute Geschichte voll spannender Abenteuer erzählt, er läßt uns oft gar nicht zu Atem kommen, und doch erzählt er so, daß man sein Buch unbedenklich auch der heranwachsenden Jugend würde in die Hand geben können. Die Handlung spielt in Deutschland im Frühling und Sommer 1632. Die im westlichen Thüringen wohnende Gräfin Rotha von Hevitzburg will gegen ihre unruhigen Unterthanen Schutz beim Landgrafen von Hessen suchen. Unterwegs trifft sie das Heer eines ihr entfernt verwandten Bandenführers, des General Tzerclas und wird von ihm festgehalten. Wir thun einen Blick in das wilde, verwegene Leben jener Condottieri, die heute dieser Partei dienten und morgen jener, und freuen uns, wie endlich die Gräfin mit ihrem Gefolge sich durch abenteuerliche Flucht den drohenden Vergewaltigungen des Generals entzieht. Sie trifft auf hessische Truppen unter dem Grafen Leuchtenburg, der dem Heere Gustav Adolfs nach Nürnberg zuzieht, und ist genötigt, unter seinem Schutze mit nach Nürnberg zu reiten. Die Schweden um Nürnberg, Wallenstein ihnen gegenüber auf der alten Feste: ein buntes aufregendes Leben zieht an uns vorüber bis dahin, als Gustav Adolf vergebens die Wallensteinfeste zu stürmen sucht und dann, von Hunger und Krankheit gedrängt, den Zug nach Sachsen unternimmt. Manchmal werden die Abenteuer fast zu unglaublich, so der Gang von Martin Schwarz über die steilen Giebeldächer und die Flucht der Marie Wort aus dem Dachfenster, auch das immer wieder verlorene und gefundene Kind des Grafen Leuchtenburg, welches schließlich von Martin Schwarz beim Sturm auf die alte Feste in einer brennenden Hütte aus den Flammen gerettet wird. Doch um einige Unwahrscheinlichkeiten wollen wir nicht mit dem Verfasser rechten, wir wollen ihm lieber danken, daß er uns wieder eine so hübsche Geschichte erzählt hat.

J. P.

8. Verschiedenes.

— *Thomas Carlyle*. Ein Gedenkblatt zur 100sten Wiederkehr seines Geburtstages von *Christian Rogge*, Divisionspfarrer. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1895. 100 Seiten. 1,20 M., in Leinenband 1,80 M.

Gleich nach dem ersten Bande von *Carlyles* socialpolitischen Schriften läßt die Verlagshand-



lung diese sehr willkommene Einführung und Ergänzung erscheinen. Denn Hensels Einleitung zu den socialpolitischen Schriften geht nicht auf Carlyles Leben und Persönlichkeit ein, und ist überhaupt so hoch gehalten, daß sie nur in einem engeren Kreise volles Verständnis finden wird, während man Carlyle gerade ein recht großes und gemischtes Publikum wünschen möchte. Für ein solches ist nun das Büchlein von Rogge sehr geeignet, so daß es auch für Volksbibliotheken, die nicht ganz an der Erde kriechen, zu empfehlen ist. Wer in der Familie Schriften von Carlyle (die oben genannten, die französische Revolution u. a.) lesen will, der mache den Anfang mit diesem „Gedenkblatt". Und wer nicht Zeit hat, die große Biographie von Froude zu lesen, der findet hier alles Wesentliche, um sich bekannt zu machen mit dem großen, grobknochigen, eckigen Mann im bäurischen Tüffelrock und in seine Augen zu sehen, die unter dem buschigen Haare und dem unerhörten breitkrempigen Hut hervorbrennen mit einem Blick, der den Spötter zu fragen scheint: „Du elender neunter Teil von einem Schneider, weißt du es so gewiß, daß du ein Recht hast, über mich zu lachen?" — In der That, wer ihn kennen lernt, dem vergeht das Lachen, und er lernt auch wieder lachen, freilich auf eine andere Art, wenn er ihn lachen sieht: „Allmählich entzündete sich ein Licht in den Augen und in dem Gesicht unseres Professors, ein strahlendes, zunehmendes, liebliches Licht; aus seinen finsteren Zügen sah jetzt ein heller, ewig junger Apollo hervor; und dann brach das Gelächter los, wie das Wiehern eines ganzen Pferdemarktes, Thränen rollten ihm über die Wangen, seine Pfeife hielt er hoch empor, seine Füße streckten sich krampfhaft in die Luft, — es war ein lautes, langanhaltendes, unbezähmbares Gelächter, ein Gelächter nicht bloß des Gesichts und des Zwerchfells, sondern des ganzen Mannes vom Kopf bis zum Fuße."

Carlyles Bedeutung für die Anbahnung einer socialen Wiedergeburt seines Vaterlandes ist durch v. Schulze-Gaevernitz (Zum socialen Frieden, Band I) ins Licht gestellt. Aber sicherlich ist er auch berufen, eine Mission in Deutschland zu erfüllen. Nicht so zwar, daß seine Schriften ein Rezeptbuch werden dürften — er steht ganz in seiner Zeit und in seinem Volk, und ist auch da in manchen Stücken überholt worden —, wohl aber so, daß wir von ihm lernen müssen, das Thatsächliche zu sehen und die alten Schätze des Glaubens und der Frömmigkeit zur Bewältigung der neuen großen Aufgaben fruchtbringend zu machen. Denn eben auch darin bewies er seinen Sinn für das Wirkliche, daß er Gott und den Teufel, das Gute und das Böse, den Glauben und die Sünde als die eigentlichen Realitäten erkannte. Wi.

— Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Schlesinger und Dr. Becker. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Kl. 8°. 60 S. 1 M.

Ein Mediziner (der erstgenannte Verfasser) und ein Chemiker (der zweitgenannte) haben sich vereinigt, um ein kleines Buch zu schaffen, das für das praktische Bedürfnis vor allem des kleinen Mannes sehr geeignet ist. Nach allgemeinen Erörterungen über die Ernährung werden die Nahrungs- und Genußmittel, die Kost des gesunden und kranken Menschen besprochen. Dabei ist das besonders Wichtige, daß nach den in den Haushaltungsschulen zu Frankfurt a. M. gemachten Erfahrungen einfache und billige, dabei aber doch gute und nahrhafte Küchenzettel mit Angabe der Kosten mitgeteilt werden. Dieselben reichen für einen ganzen Monat, also auch wohl für ein Jahr aus. Ganz kurze Rezepte hätten übrigens den Wert des Buches noch bedeutend erhöht; vielleicht lassen sie sich bei einer neuen Auflage hinzusetzen. Dt.

— Die Amateurphotographie unter besonderer Berücksichtigung der Moment- und Blitzlicht-Aufnahmen, von E. Franklin. 5. Aufl. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) 35 S. 1 M.

Die immer mehr Anhänger gewinnende Amateurphotographie hat schon so viele vorzügliche Hand- und Lehrbücher gezeitigt, daß man an ein neu erscheinendes sie behandelndes Buch von vornherein größere Anforderungen stellt. Dieselben werden durch das vorliegende Buch gewiß nicht befriedigt, es bringt kaum das, was die als Beigabe gewöhnlich zu dem Apparat gratis gelieferten Anweisungen sagen und das ist sehr wenig, so daß der Preis von 1 Mark viel zu hoch ist; wie der Verf. von einer „besonderen Berücksichtigung der Moment- und Blitzlicht-Aufnahmen" sprechen kann, ist auch schwer verständlich, denn auch dieses Kapitel wird auf knapp vier Seiten erledigt. Dt.

— Lawn-Tennis. Anleitung zur Erlernung des Spiels u. s. w. von J. Webster. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) 27 S. 1 M.

Bei dem großen Anklang, den das Lawn-Tennis allgemach auch in Deutschland berechtigterweise findet, ist eine kurze Anleitung für dasselbe gewiß manchem willkommen. Die vorliegende Schrift enthält daneben noch Ratschläge bei Anschaffung der zum Spiel nötigen Utensilien und Pläne für die Anlage eines Lawn-Tennis-Platzes. Dt.

Neue Auflagen.

Von dem in Jahrgang 1892, Bd. 2 besprochenen Buche:

Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch. 1870/71. Herausgegeben von Eduard Arnold. Mit Bildnis. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 236 S. 4 M., geb. 5 M.

ist soeben die 4. Auflage erschienen. Wir bringen das treffliche Buch — besprochen 1892, Bd. 2, S. 890 — gern unseren Lesern in Erinnerung.

Neue Schriften,

die bei der Redaktion eingingen und deren Besprechung vorbehalten bleibt.

Christliche Litteratur.

Missionsstunden. Von Dr. **G. Warneck**, Pastor zu Rothenschirmbach. I. Band. Die Mission im Lichte der Bibel. 4. verm. Aufl. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1895. 4,20 M., geb. 5,20 M.

Das Wirtshaus im Kampfe gegen den Trunk. Von Dr. **Wilhelm Bode**, Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. (Hildesheim, Gerstenberg.) 1895.

Verlag von Jaeger & Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel. Soeben erschien eine neue Ausgabe von **Spurgeons** Predigten: **Worte des Heils.** Sechsundzwanzig Predigten, nach dem Kirchenjahr geordnet. Advent bis Cantate. Neue Ausgabe. Mit Spurgeons Bildnis und einer Charakteristik seiner Wirksamkeit. 420 und XII S. gr. 8. Preis geheftet 2,75 Fr. — 2,20 M., gebunden 3,75 Fr. — 3,— M.

— **Weg des Heils.** Sechsundzwanzig Predigten, nach dem Kirchenjahr geordnet. Rogate bis zweiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis. Neue Ausgabe. 387 S. gr. 8. Pr. geh. 2,75 Fr. — 2,20 M., gebunden 3,75 Fr. — 3,— M.

Achtzig Bibelabschnitte. Eine schulgemäße Auslegung für Lehrer und Seminaristen. Von **Fr. Bamberg**, Lehrer. I. Teil: Das alte Testament. 136 S. 1,60 M. II. Teil: Das neue Testament. 442 S 3,-- M. (Gotha, Schloeßmann.) 1895.

Eine sehr brauchbare Auslegung, welche Lehrern und Seminaristen die besten Dienste leisten kann.

Predigten über die Episteln des Kirchenjahres. Von **L. Harms**, weil. Pastor zu Hermannsburg. 5. Auflage. Billige Ausgabe. (Hermannsburg, Missionshandlung.) 1895. 1132 S. 3,20 M., geb. 4,20 M.

Sonn- und Festtagspredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben von Dr. **Emil Quandt**, Direktor in Wittemberg. 3. Band. **Der Weg des Lebens.** Predigten über freie Texte. (Leipzip, Fr. Richter.) 576 S. Preis 7,— M., geb. 8,50 M.

Eine treffliche, sehr empfehlenswerte Sammlung.

Im Dienst der Liebe. Skizzen zur Diakonissensache von **Theodor Schäfer**, P. und Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona. 79 S. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Inhalt: Wie wird man Diakonissin? — Für jede Gabe eine Aufgabe. — Schwester Phöbe. — Das fehlende Glied. — Was hat man beim Eintritt ins Diakonissenhaus zu erwarten? — Allerlei Fragezeichen zur Diakonissensache. — Anhänge.

Die Festmelodien des Kirchenjahres, charakterisiert von **Wilhelm Nelle**, Superintendent. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1895.

Eine Charakteristik eines Teiles unseres kirchlichen Melodienschatzes nach dem inneren Gehalte und der Bedeutung der Melodien, die ihr Dasein nicht sowohl einem lied- und musikgeschichtlichen, als vielmehr dem kirchlichen Interesse verdankt.

Die sittliche Triebkraft des Glaubens. Eine Untersuchung zu Luthers Theologie von **Karl Thieme**, Professor der Theologie in Leipzig. 318 S. (Leipzig, Dörffling & Franke.) Preis 5 M.

Gustav Knak. Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Ein Lebensbild aus dem ewigen Leben und ein Spiegelbild für das zeitliche. Von Missionsdirektor **Wangemann.** 3. Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. VIII und 448 S. 8. Mit Knaks Bild. (Basel, Jaeber & Kober.) Preis 2,40 M., geb. 3,20. M.

Diese dritte Auflage ist der genaue Abdruck der zweiten, nur die Vorreden und ein Liederanhang wurden weggelassen, um zwei Bogen zu sparen. Nächst dieser Ersparnis wurde der billige Preis für diese neue wohlfeile Ausgabe erzielt durch das kleinere Format und das sehr dankenswerte Entgegenkommen der Hinterlassenen des seligen Verfassers, die auf jedes Honorar für diese Ausgabe verzichteten.

Temperenz-Handbuch für Primar- und Sekundarlehrer. Von **Jules Denis**, Lehrer in Genf. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Harald Marthaler, Pfarrer in Bern. Gekrönte Preisarbeit. (Bern, Agentur des Blauen Kreuzes.) 160 S. Preis 1,50 Fr., kart. 1,75 Fr.

Martin Gottlieb Wilhelm Brandt. Erinnerungen von ihm und an ihn. Für die Freunde des Entschlafenen herausgegeben von Dr. **Paul Brandt.** 162 S. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Den vielen Freunden des heimgegangenen Pädagogen und Schriftstellers wird hier ein Lebensbild des Entschlafenen geboten, das in seinem ersten Teil die für die engere Familie bestimmten eigenen Aufzeichnungen enthält. Der zweite ergänzende Teil stammt aus der Feder des Sohnes, dessen Bestreben es war, auch darin den Vater möglichst selbst reden zu lassen.

Zur Selbstprüfung, der Gegenwart empfohlen von S. **Kierkegaard**. Nach der dritten Auflage aus dem Dänischen übersetzt und mit einer Charakteristik des Verfassers versehen von **Chr. Hansen.** 4. Auflage. (Erlangen, Deichert.) 160 S. Preis 1,— M.

Christian Scrivers Hausschatz täglicher Andachten. Gehoben aus dem Seelenschatz und in Anlehnung an das Riemannsche Lektionar, nach dem Kirchenjahr geordnet von **W. Lüpkes**, Pastor auf Juist. (Hannover, Karl Meyer.) 1895. 464 S. Preis 2,50 M., geb. 3,— M., mit Goldschn. 4,50 M.

Mitteilungen aus der Brüder-Gemeinde zur Förderung christlicher Gemeinschaft. Herausgegeben von der Direktion der Deutschen Bruderunität. Jahrgang 1895, Heft 1—9, Januar—September.

Die Zeitschrift ist eine Fortsetzung der seit 1879 bestehenden „Nachrichten aus der Brüdergemeinde"; sie will Erbauliches bringen und Nachrichten aus der Arbeit in innerer und äußerer Mission.

Das Christentum im Lichte der deutschen Philosophie. Von **Anton Bullinger**. (München, Ackermann.) 256 S.

Logik und System der Wissenschaften Von Professor Dr. **L. Rabus**. (Erlangen, Deichert.) 360 S. Preis 6,— M.

Das Neue Testament, forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt von **Hermann Couard**, Pastor zu Wustermark. 1. Teil. Das Evangelium nach Matthäus. Zweite verbesserte Auflage. (Potsdam, Stein.) 1895.

Weihnachtssterne — Osterlicht. Fest-Erzählungen von **Otto Brennekam.** (Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6.) 138 S. Preis brosch. 1,— M., eleg. geb. 1,80 M.

Oelzweige und Dornreiser. Von **Ernst Evers**. Fünf Erzählungen. (Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6.) 142 S. Preis eleg. brosch. 1,— M., eleg. gebunden 1,80 M.

Haagrosen. Erzählungen aus dem schweizerischen Volksleben von **Hedwig Schaetti.** (Buchhandlung der Berliner Stadmission, Berlin SW., Johannstisch 6.) Preis brosch. 1,--M., eleg. geb. 1,80 M.

Abreißkalender für das christliche Haus auf das Jahr 1896. (Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6.) Preis 75 Pf., Porto extra.

Die Rückwand stellt in farbenprächtiger, wahrhaft künstlerischer Ausführung Jakobs Kampf mit dem Engel dar (1. Mos. 32) und ist mit den Sprüchen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" und „Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" versehen.

Der Block ist in origineller Weise in Kreuzform ausgeschnitten. Die täglichen Losungsblätter sind mit größter Sorgfalt ausgewählt und sollen uns auch schon durch die Form mahnen an unseres Heilandes Kreuz und an unsere Erlösung.

Wir empfehlen den Kalender als sinnige Festgabe aufs wärmste.

Evangelische Hauspostille. Predigten über die Evangelien und Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von Dr. theol. **Christian Seybold**. Mit einleitendem Vorwort von Dr. theol. **A. v. Stählin**. 2. Band. Epistel-Predigten. (München, Beck.) 392 Seiten. Preis 3,50 M., geb. 4,50 M.

Ein treffliches, sehr empfehlenswertes Werk.

Glaubenspredigten über die altkirchlichen Sonntagsevangelien des Kirchenjahres. Auf Grundlage und unter dem Lichte des „Apostolischen Glaubensbekenntnisses". 2. Heft. Weihnachten bis Charfreitag. Von **G. Fr. Chr. Bauernfeind**, em. Pastor. 312 S. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Die heiligen Schriften des Neuen Testamentes mit Erklärungen und Betrachtungen von **Johannes Goßner**. VIII. Teil. Die apostolischen Briefe an die Hebräer, des Jakobus, Petrus, Johannes, Judas und die Offenbarung. (Hamburg, Niedersächsische Gesellschaft.) 310 S. Preis 1,50 M., geb. 2,40 M.

Die Gesellschaft schreibt: „Wir haben viel Fleiß und Sorgfalt auf dies nunmehr beendete Werk verwandt und auch in Bezug auf die äußere Ausstattung keine Kosten gescheut, und unser Wunsch ist nun, daß viele durch Anschaffung dieses Werkes reichen Segen finden möchten. Die Preise aller unserer Schriften werden so billig gesetzt, daß ein Geschäftsgewinn nicht vorkommt." Die Preise sind: Bd. 1–8 geh. 12,50 M., geb. 19,50 M. Alle 8 Teile in 4 Doppelbänden in Kaliko geb. 17,50 M., in 4 Halbfranzbänden 20,50 M.

Das sechste Gebot und die christliche Ehe in jesuitisch-redemptoristischer Behandlung von einem deutschen Theologen. (Berlin, Haack.) 44 S. Preis 75 Pf.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Ethik. Von **Ludwig Strümpell,** Prof. an der Universität zu Leipzig. (Leipzig, Deichert.)

Heft 1: H. Heines Bericht „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" an die Franzosen im Jahre 1835. — Die sittliche Weltansicht des Spinoza. — Die Freiheit des logischen Denkens. 2½ Bogen. 75 Pf.

Heft 2: Uebersicht und Beurteilung der hauptsächlichsten Begründungsweisen der Ethik. — De summi boni notione, qualem proposuit Schleiermacherus, dissertatio. 2¾ Bog. 80 Pf.

Heft 3: Die sittlichen Ideen. $3^7/_8$ Bog. 1 M.

Heft 4: Das Ideal der Tugend und die Pflichterfüllung. — Selbsterkenntnis und Charakterbildung im Hinblick auf die sittlichen Ideen. $3^1/_4$ Bog. 80 Pf.

Heft 5: Die revolutionären Ereignisse in Deutschland im Jahre 1848. — Die moralischen Grundlagen des öffentlichen Verkehres. $3^1/_4$ Bog. 80 Pf.

Heft 6: Die Unterschiede zwischen dem sinnlichen, dem intellektuellen und dem ästhetischen Interesse und Wohlgefallen. — Was hindert die Ausbildung der Aesthetik zu einer Wissenschaft? — Die falsche Verbindung zwischen Philosophie, Theologie und Kirche. $2^5/_8$ Bog. 80 Pf.

Jedes Heft wird einzeln abgegeben; bei Bezug der ganzen Sammlung ermäßigt sich der Preis auf 4 Mark für alle 6 Hefte.

Lehre von den letzten Dingen, besonders für Nichttheologen. Auszug aus der christlichen Eschatologie von † Dr. **Th. Kliefoth,** bearbeitet von **Traugott Witte,** Pastor in Kirchdorf i. Mecklbg. 82 S. (Leipzig, Dörffling & Franke.) Preis 1 M.

M. Gottfried Büchners biblische Real- und Verbal-Hand-Konkordanz oder exegetisch-homiletisches Lexikon. Durchgesehen und verbessert von Dr. **Heinrich Leonhard Heubner.** Erste Hälfte. 22. Aufl. (Braunschweig, Schwetschke & Sohn) 1894.

Die neue Auflage des trefflichen Buches wird überall mit Freuden begrüßt werden.

Wie stellst du dich zu deinen Dienstboten? Von **Friedrich Mürdter.** (Stuttgart, Evangelische Gesellschaft.) 1894. 94 S.

Die Expedition des **Deutschen Kinderfreundes,** Dresden, versendet neue Probenummern, desgleichen den vollendeten Jahrgang XVII, welcher Jahrgang soeben komplett gebunden erschienen ist. Der Preis des komplett in mit Bildern geschmückter Originaldecke gebundenen Exemplars ist 4 Mark und jener der Goldschnitt-Ausgabe 5 Mark. Der Abonnementspreis ist 2,60 Mark. Probenummern werden gern gratis und franco abgegeben.

Wir empfehlen diese Zeitschrift aufs wärmste.

Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatsschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Herausgegeben von **G. Chr. Dieffenbach.** Pro Jahrgang 12 Nummern. Preis pro Vierteljahr 60 Pf., pro Jahrgang in eleg. Einband 3 M.

Von G. Chr. Dieffenbachs illustrierter Kinderzeitschrift „Für unsere Kleinen“, die wir wegen ihres gediegenen Inhalts, ihrer geschmackvollen Ausstattung und ihres billigen Preises unseren Lesern schon mehrfach empfohlen haben, erhalten wir soeben das erste Heft des zwölften Jahrgangs und verfehlen nicht, von neuem auf dieses monatlich erscheinende Bilderbuch hinzuweisen, da demselben wegen seiner vielfachen Vorzüge ein hervorragender Platz in der Kinderschriften-Litteratur zukommt. Nach Form und Inhalt ist die Monatsschrift mit ihren dem kindlichen Auffassungsvermögen feinsinnig angepaßten poetischen, prosaischen, didaktischen, bildlichen und musikalischen Darbietungen in vorzüglicher Weise geeignet, auf die geistige und seelische Entwicklung unserer Kleinen fördernd einzuwirken.

Die innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für Lehrer von P. **Theodor Schäfer** in Altona. (Gütersloh, Bertelsmann.) Preis 2,40 M., geb. 3 M.

Inhalt: Erster, allgemeiner Teil. 1. Kap.: Was ist die J. M.? I. Wie ist die J. M. entstanden? II. Wer war Wichern? III. Wie sieht's mit der J. M. heute aus? — 2. Kap.: Was hat die Schule mit der J. M. zu thun? I. Soll die Schule für die J. M. wirken? II. Wie soll die Schule für die J. M. wirken? — Zweiter, specieller Teil. 1. Kap.: Die J. M. im Religionsunterricht. I. Die J. M. im bibl. Unterricht. II. Die J. M. in der Kirchengeschichte. III. Die J. M. im Katechismus. — 2. Kap.: Die J. M. im Sach- und Sprachunterricht. I. Die J. M. in der Geschichte. II. Die J. M. in der Geographie. III. Die J. M. im Lesebuch.

Traktat-Litteratur.

Immergrün, Erzählungen für die christliche Jugend. Von L. Hofacker, G. Weitbrecht, E. Frommel, Ph. Spieß, M. Meisner, M. Titelius, Th. Kübler, F. v. Ell, M. Dahnow, F. Andreä, Marie Schmidt, H. Schock, A. Vollmar u. a.

Nr. 79. Das Stärlein. Nr. 80. Besiegt, von Klara Hagen. Nr. 81. Zur See, oder die Macht des Gebets, von F. v. Ell. Nr. 82. Das Erdbeer-Rösle, von E. B. Nr. 83. Im Schnee, von M. Dahnow. Nr. 84. Was aus der bösen Grete geworden ist, von Th. Hempel, und Die zerbrochene Fensterscheibe.

Im ganzen 84 Nummern, jährlich 6 neue. Preis 10 Pf. 50 Ex. 4 M., 100 Ex. 6 M.

Immergrün, Bandausgabe: 14. Band, fein Leinwand (6 Nummern enthaltend) 1 M. oder als Bibliothekbändchen 80 Pf. (Stuttgart, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.)

Weihnachtsbüchlein für kleine und große Leute von **S. Keller** (Ernst Schrill). (Düsseldorf, Schaffnit.) Preis 20 Pf. 25 Ex. 4,50 M., 100 Ex. 15 M., 300 Ex. 39 M.



Der Waisen Vater. Erzählung von **Maria Liebrecht.** (Basel, Jäger & Kober.) Preis 25 Pf.
Der Müllerfritz. Erzählung aus dem Handwerksleben von **Ulrich Lörcher.** Ebda. Preis 40 Pf.
Der Kinder Ferienzeit und Fritzens Schule. Für Kinder. Von **Maria Liebrecht.** Ebda.
Morgenwolken. Drei Geschichten für Kinder von **Dora Schlatter.** Ebda.
Die Kinder mit dem Gummiball. Von **Florence Montgomery.** Ebda. 27 S. 20 Pf.
Der Ausrufer. Von **Florence Montgomery.** Ebda. 62 S. 30 Pf.
Mary Jones und ihre Bibel oder das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn. Eine wahre Geschichte. Aus dem Engl. 2. Aufl. Mit 12 Bildern. Ebda. 129 S.
Das Gesetz des Fortschrittes im Reiche Gottes. Rede gehalten an der Jahresfeier der Evangelischen Gesellschaft für Stadtmission in Basel am 17. Februar 1895 von **Samuel Preiswerk.** Ebda. 14 S.
Alles und in Allen Christus. Zwölf Reden von **E. Schrenk.** 4. Aufl. 155 S. (Basel, Jaeger und Kober.)

Im Verlag der **Buchhandlung der Berliner Stadtmission,** Berlin SW, Johannistisch 6, sind ferner erschienen: **Weihnachtsglocken.** Erzählungen für jung und alt von **Ernst Evers.** Reich illustrierte Hefte in farbigem Umschlage, jedes Heft 10 Pfennige, 100 Hefte gemischt 7 Mark.

Inhalt der Hefte: 1. Dunkle Augen — helle Lichter. — Was fehlt mir noch? 2. Aufl. 2. Der Traum der Witwe. 3. Aufl. 3. Im Friedenshafen. — Die Gesellschafterin. 2. Aufl. 4. Engelsgeleit. 3. Aufl. 5. Der Postbeamte und sein Kind. 2. Aufl. 6. Bei der Großmutter. 3. Aufl. 7. Arm und reich. 3. Aufl. 8. Unsere Kaiserin. 2. Aufl. 9. Friede auf Erden. 2. Aufl. 10. Aus dem Tode zum Leben 2. Aufl. 11. Kaiserin Augusta. 2. Aufl. 12. Ins Paradies. 2. Aufl. 13. Der Weihnachtsengel. 2. Aufl. 14 Des deutschen Landes Wehr, des deutschen Volkes Ehr'. 15. Hoch hinaus. 16. Aus der Tiefe. 17. Vom großen Christoffer. 18. Ich stehe vor der Thür. 19. Die Heimkehr. 20. Königsschloß und Krankenhaus. 21. Wildes Feuer und Weihnachtslicht. 22. Ein Menschenleben. 23. Herr hilf. 24. Frieden im Kriege. 25. Die Kriegsstürme. 26. Vom Gottlieb, der Soldat werden wollte. 27. Liebe um Liebe. 28. Die Frau des Husaren.

— **Kinderbibliothek.** 25 verschiedene Hefte in farbigem Umschlage, jedes Heft 5 Pfennige, 100 Hefte gemischt 3,50 M.

Die Hefte sind für Kinder im Alter von 6—12 Jahren berechnet. Jedes Heft beginnt mit kleinen Erzählungen. Einzelne Hefte bieten außerdem Gebete, Rätsel, Gedichte 2c.

Prachtwerke.

Jeremias Gotthelfs Ausgewählte Werke. Erste illustrierte Ausgabe, nach dem Originaltext herausgegeben von Prof. **Otto Sutermeister.** (Leipzig, Carl Friedrich Fleischer.) 20--22 monatliche Lieferungen à 5 Bogen zu dem außerordentlich billigen Subskriptionspreis von à 1,20 M.

Daß Gotthelfs Werke heutzutage vielfach, wenngleich mit großem Unrecht, schon als veraltet betrachtet werden, ist vielleicht damit zu erklären, daß sie neben der Fülle unvergänglicher Schönheit und Wahrheit in der That manches enthalten, was mit dem heutigen Geschmack, der heutigen Denkungsart sich nicht mehr so recht vereinbaren läßt.

Die vorliegende Ausgabe von Jeremias Gotthelfs ausgewählten Schriften besitzt nun den großen Vorzug, daß sie die Hauptwerke des vortrefflichen Volksdichters in einer von Professor Otto Sutermeister in Bern mit liebevollem Verständnis vorgenommenen Reinigung darbietet, welche auf den Geschmack unserer Zeit insoweit Rücksicht nimmt, als es sich mit der höchsten Pietät gegenüber der ursprünglichen Fassung vereinbaren läßt. Ueberdies ist die gegenwärtige von einem Vorworte des schweizerischen Bundesrates Dr. K. Schenk begleitete Ausgabe die erste, welche mit vortrefflichem Bilderschmuck nach zweihundert Original-Zeichnungen von der Hand der berühmten Schweizer Künstler A. Anker (Bern), H. Bachmann (Luzern), W. Vigier (Solothurn) in prächtiger Ausstattung dargeboten wird. Die neue illustrierte Gotthelf-Ausgabe wird enthalten: Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Uli der Knecht. Uli der Pächter. Der Bauernspiegel. Anne Bäbi Jowäger und Elsi die seltsame Magd. —

Im Verlage von Schall & Grund, Berlin W., Kurfürstenstraße 128, erschien: **Krieg und Sieg 1870/71.** 750 S. Preis in Prachtband 6 M.

Die Verlagshandlung schreibt: „Sowohl an Umfang, wie Inhalt und Ausstattung unterscheidet sich dieses Werk wesentlich von den übrigen ähnlichen Erscheinungen. Sein Umfang beträgt an 750 Seiten Pracht-Quartformat Sein Inhalt wurde nicht von einem Einzelnen hergestellt, der wohl oder übel dem gewaltigen Stoffe nicht überall gewachsen wäre, sondern er wurde in eine Menge sachlich gesonderter Teile zerlegt und jeder einem dafür besonders geeigneten Bearbeiter überwiesen; fast ausnahmslos Männern, welche den zu schildernden Abschnitt mit durchlebt hatten und zwar in einer Stellung, die Urteil und Ueberblick ermöglichten. Der

Mehrzahl nach sind die Herren Mitarbeiter Generäle, die historische Einleitung wurde von Professor Dr. v. Pflugk-Harttung, die Politik von Professor Flathe, Versailles und die Hauptquartiere von Professor A. v. Werner geschildert, der als Künstler in der Umgebung des damaligen Kronprinzen von Preußen überall aus erster Quelle schöpfen konnte. Generallieutenant v. Boguslawski schrieb „Die beiderseitigen Heere und Hilfsmittel". Die Mehrzahl der Abhandlungen darf als geradezu bedeutend bezeichnet werden; fast alle enthalten vollkommen Neues, Selbsterlebtes, Selbstbeobachtetes. Ohne eine derselben besonders hervorheben zu wollen, verweisen wir nur auf die Abhandlung des Generals der Infanterie und langjährigen bayerischen Kriegsministers Herrn v. Heinleth, der als Generalstabschef v. d. Tanns wie kein zweiter geeignet war, die schweren Kämpfe gegen die Loire-Armeen zu schildern, und dessen gemüt- und phantasievolle Darstellung noch dadurch besonderen Reiz und Wert erhält, daß es die letzte Arbeit des hochverdienten Militärs war, die er, krank an schwerem Herzleiden, nicht mehr zu vollenden vermochte. Die Ausstattung des Werkes ist reich und vornehm zugleich. Weder der Herausgeber, noch der Verleger haben sich hier die Arbeit leicht gemacht; im Gegenteil, sie haben den Beweis geliefert, daß sie vor keiner Schwierigkeit zurückscheuten. Es sind deshalb unter den Malern auch die ersten Namen vertreten, vielfach mit Originalbildern und gleichzeitigen Originalskizzen, von den die A. v. Werners, Freybergs und Emelés in erster Linie zu nennen sind. Ihre Skizzen der Schlachtfelder sind von höchstem Werte, zumal A. v. Werners Sedan ist interessant. Viele Skizzen bringt das Werk von Bleibtreu: bezeichnende Stellungen der beiderseitigen Armeen und einen Entwurf desselben zum Angriffe der Brigade Bredow. Auch die Plastik ist nicht vernachlässigt; gleich die ersten Seiten bieten ein tief empfundenes Relief von Siemering. Münzkabinett und Hohenzollern-Museum lieferten bezeichnende Stücke. Was besonders angenehm berührt, ist die harmonische Gleichmäßigkeit des Werkes, trotz der vielen Mitarbeiter greift ein Teil in den anderen, reiht sich eine Abhandlung sachgemäß an die andere, so daß man ganz vergißt, daß so verschiedene Kräfte thätig waren. Wir irren wohl nicht, in allem diesem die sichere Hand und den eisernen Fleiß des Herausgebers zu erkennen. Mit einem Worte: „Krieg und Sieg 1870/71" bietet gleichzeitig ein Spiegelbild der großen Zeit, in dem die besten Kräfte aus Nord und Süd zu einheitlicher Leistung zusammengefaßt wurden, es ist ein höchst gediegenes Werk, würdig seines großen Gegenstandes, unfraglich ein Werk von bleibendem Werte. Der vorliegende Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes; es wird indes noch ein zweiter Band nachfolgen, in welchem das Kulturelle des Krieges ausführlich behandelt werden wird und an welchem die Generale Wille und Pirscher, Oberstlieutenant v. Bernhardi, ferner Professor Pietsch, Wichers, Bleibtreu, Bischof Dr. Aßmann, Konsistorialrat Dr. Frommel u. a. als Mitarbeiter beteiligt sind." — In der That liegt hier ein schönes und wertvolles Buch über den Krieg vor; für die historische Einleitung sind die neuesten Quellenwerke benutzt.

Verschiedenes.

Die Beseitigung der internationalen Silberkrisis. Von **Walther Caron**. Preis 1 Mark. 46 S. (Düsseldorf, August Bagel.)

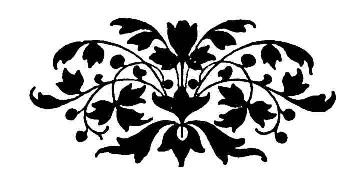
Die Geheimnisse des Friedhofs des Père-Lachaise. Von **Eduard Staudinger**. (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.) 1895. 36 S. 80 Pf.

Eine kleine Tendenznovelle, die auf Unzuträglichkeiten des gegenwärtigen Bestattungsmodus hinweisen soll.

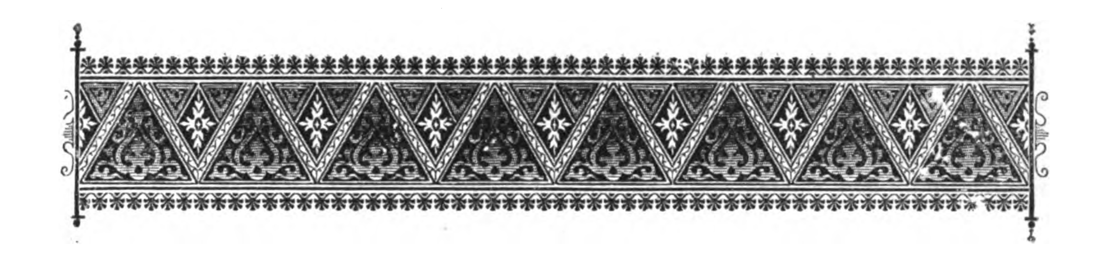
Fritz Reuter und die Juden. 29 S. (Dresden, Glöß.) 50 Pf.

Bismarck und der Kaiser. (Dresden, Glöß.) 1895. 157 S. 1,50 M.

Eine neue Schrift aus der Feder des bekannten Bismarck-Bewunderers Max Bewer, geistvolle Dithyramben, aber ohne Kritik.



Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Zur ostasiatischen Frage.

Der chinesisch-japanische Krieg ist beendet. Nur auf der Insel Formosa, welche die europäische Diplomatie dem in seinem freilich leichten Siegeslaufe aufgehaltenen, aufstrebenden und energischen Inselvolke zuteilte, haben die japanischen Truppen noch einen Waffengang zu thun, welcher, obwohl nur ein Nachspiel des Krieges, vielleicht kaum weniger Zeit und Kräfte erfordern dürfte, als jener selbst. —

Die ostasiatische Frage aber ist in ein neues, und zwar in ihr ernsteres Stadium getreten. Die unerwarteten Erfolge Japans haben dem politischen Antlitze Ostasiens eine völlig veränderte Gestalt gegeben. Die beteiligten europäischen Großmächte geboten den japanischen Waffen ein Halt, um ihre eigenen Interessen im Reich der Mitte zu schützen und zu verhindern, daß Japan durch uneingeschränkte Beherrschung Chinas und seiner Küsten die Monroe-Doktrin auf das chinesische Meer übertrüge.

Rußland aber, welches China gegenüber in den letzten Jahrzehnten meist eine mehr als vorsichtige Rolle gespielt, ihm sogar Kuldscha abgetreten und die Nichtachtung der mit Bezug auf den Handelsverkehr in der östlichen Mandschurei abgeschlossenen Verträge stillschweigend erduldet hatte, welches nicht müde wurde, Japan seiner steten Freundschaft zu versichern, tritt plötzlich mit Forderungen an Japan und China heran, welche nach menschlicher Berechnung von ersterem niemals zugestanden werden können, ohne die Entscheidung der Waffen anzurufen. Daß Rußland diese Eventualität ins Auge gefaßt hat, beweisen die fieberhaft betriebenen Verstärkungen seiner Land- und Seemacht am Stillen Ocean, Rüstungen, denen Japan mit der großartig geplanten Vermehrung seiner Flotte antwortet.

Da erscheint es heute wohl von Interesse, einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der Dinge in Ostasien zu thun, soweit sie die augenblickliche Stellung Rußlands zu seinen beiden asiatischen Nachbarn anlangt. Denn aus ihr ergeben sich die Ziele, welche die russischen Machthaber sich für die nächste Zukunft stellen werden.

Angeregt wurden wir zu dieser Untersuchung durch die im vorigen Jahre erschienene Schrift „Naschi Sadatschi na tichom Okeanja“ (Unsere Aufgabe im Stillen Ocean). Verfasser derselben ist ein russischer Offizier, welcher im „fernen Osten“ wohl erfahren und in der russischen Litteratur durch seine Erzählungen aus dem Leben im Ussurigebiet wohl bekannt ist, der Kapitän zur See A. Maksimoff. Gewidmet ist diese in wenigen Monaten bereits in zweiter Auflage erschienene Abhandlung Sr. Kaiserl. Hoheit dem Großfürsten Alexander Michailowitsch. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wie leider so oft im heutigen Rußland, viele Urteile des Verfassers von vorgefaßter

Meinung und einer uns ruhiger denkenden Deutschen fast unverständlichen nationalen Leidenschaftlichkeit zeugen, andere auch wohl sachlich anfechtbar sind. Aber das Ganze wirft so interessante Schlaglichter auf die Wandlungen der russischen Politik, ist so lebendig und mit großer Kenntnis der maßgebenden Verhältnisse geschrieben, daß es wohl wert ist, den nachfolgenden Ausführungen zu Grunde gelegt zu werden.

Wir lassen zunächst den Verfasser mit seinen eigenen, der Vorrede entnommenen Worten sprechen. Da heißt es u. a.: „Schon lange hat Rußland nach der Erreichung freier Meere und des Oceans gestrebt. Dies Streben trug seit seinem Beginn — er liegt bereits dreihundert Jahre zurück — den Charakter unwiderstehlicher, elementarer Gewalt. Rußland breitete sich zu den es umgebenden Meeren unaufhaltsam, gleichsam wie unter dem Drucke einer unabwendbaren höheren Eingebung aus. —

Wie bekannt, waren die ersten russischen Pioniere der Bewegung nach dem „fernen Osten“ verwegene Kosaken mit dem unvergeßlichen Jermak als Führer. Rohe, unwissende, vom Gesetz für frühere Verbrechen ausgestoßene Männer wurden ergriffen von dem Drange nach Ruhmesthaten alten russischen Heldentumes. Von Jermak begeistert, wollten sie das kühne, damals beispiellose Unternehmen ausführen und durch das weite, unbekannte Sibirien zum Großen Ocean hindurchdringen. Die verwegenen Kosaken ahnten auf ihrem Zuge gen Osten nicht die ganze Schwierigkeit des heldenmütigen Unternehmens. Sie waren sich in keiner Weise bewußt, daß sie mit ihrer Heldenbrust den Titanen-Weg bahnten, auf welchem sich in der Zukunft der mächtige Strom russischen Lebens zum Stillen Ocean ergießen sollte. . . . . .

Peter der Große, als er „ein Fenster nach Europa öffnete“, übersah es schon zu seiner Zeit, daß die von ihm im Kampfe erreichten Meere, die Ostsee und das Schwarze Meer, verschlossen waren, so daß sich in ihnen die von ihm geschaffenen Flotten nie frei entwickeln konnten. Nicht ohne Grund überschaute sein Adlerblick den Norden in dem Bestreben, dort bessere geographische und strategische Bedingungen zu finden; nicht umsonst unterstützte er den Zug der Nation zum „fernen Osten“ auf dem von den Tapferen Jermaks gebahnten Wege. Der Genius Peters suchte unzweifelhaft den offenen Ocean, an welchen Rußland sich mit seiner mächtigen Brust anschmiegen konnte. . . .

Nach einer dreihundertjährigen, in der Geschichte der Menschheit einzig dastehenden Vorwärtsbewegung nach dem „fernen Osten“ stand Rußland endlich in sicherer Stellung an den Küsten des Großen Oceans. Aber Kamtschatka mit dem Hafen von Petropawlowsk und auch der Amur mit dem Hafen von Nikolajewsk genügten den nationalökonomischen und politischen Bedürfnissen des Reiches nicht. Es erwies sich als unbedingt notwendig, sich dem chinesischen Meere zu nähern, von welchem der Impuls für die kommerzielle Thätigkeit im Stillen Ocean ausgeht. Es wurde zur Notwendigkeit, einen Vorposten zu besitzen, von welchem aus man das sich schnell entwickelnde politische Leben der ostasiatischen Mächte verfolgen konnte. Unsere Staatsmänner gelangten zur Ueberzeugung von der Wichtigkeit, die russischen Grenzen gegen Süden vorzuschieben, um am Großen Ocean einen nie durch Eis gesperrten, für Rußland so wichtigen Hafen zu besitzen. Nachdem wir deshalb das Ussuri-Gebiet mit seinen vorzüglichen Buchten und Häfen und die Insel Sachalin mit ihren unerschöpflichen Kohlenlagern in unseren Besitz gebracht hatten, erlangten wir ein reiches, am offenen japanischen Meere liegendes Grenzgebiet.

Wir machten dort einstweilen, zufrieden mit den verhältnismäßig günstigen Eigenschaften des Hafens von Wladiwostok, Halt. Es schien uns, als wenn wir bereits eine sichere Basis erreicht hätten, auf welche gestützt Rußland seine Seestreitkräfte zu einem energischen Kampfe mit den Feinden aufwenden könnte, welche „in ihren räuberischen Händen die Weltherrschaft zu vereinigen suchten“.

Bis zu einem gewissen Grade hatten unsere Staatslenker hierin recht. Thatsächlich gewann Rußland mit seiner Festsetzung im Süd-Ussuri-Gebiet auf friedlichem

Wege eine halboffene Thür zum Stillen Ocean, eine Thür, wie wir sie uns in dem feindlich gesinnten Europa vergeblich zu öffnen versuchten, welches letztere nicht mit Unrecht das mächtige Anwachsen der großen Slavenmacht fürchtete. Niemand wird es auch zu bestreiten wagen, daß wir nur vom fernen Osten aus die englischen Kolonien und den englischen Handel, soweit sie sich in der Wirkungssphäre jenes entlegenen Küstengebietes befinden, bedrohen können. Wir sagen „englisch", weil meist die Interessen Englands an allen Punkten des Erdballes, wohin Rußland nur „seinen rechtlichen, humanen Blick richten mag", mit den unsrigen aufeinander stoßen. Zweifelsohne besitzt unser ferner Osten — sogar unter den augenblicklichen Bedingungen — alle Mittel zu der großartigen Entwicklung einer Kreuzerflotte. Das haben auch die Engländer richtig begriffen. Wiederholt wiesen sie ihre Regierung auf die drohende Wolke hin, welche sich plötzlich in der Nähe des chinesischen Meeres, dem Mittelpunkt des nach vielen Millionen zählenden ostasiatischen Handels Englands, zusammenzuballen schien.

Doch ist deshalb unsere nationale Mission an den Küsten des Großen Oceans noch lange nicht beendet. Uns bleibt noch „so manches" (!) für die Befestigung unserer Herrschaft im „fernen Osten" zu thun übrig.

Und was dies ist, das wollen wir, wenn auch nur zum Teil, in den nachfolgenden „Politischen Studien" darlegen. . . . ."

Von diesem einleitenden Gesichtspunkt aus wird nun das Verhältnis Rußlands zu seinen „Nachbarn" in Ostasien, China, Japan, Korea — und, last not least, England in eingehender, auf die Thatsachen der Geschichte gestützter Weise betrachtet. Was China anlangt, so ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie dieser Staat, welcher infolge der Erstarrung seiner tausendjährigen Kultur einem seine Kräfte selbst fesselnden Riesen gleicht, dennoch in seiner Diplomatie eine den Gegner ermüdende Zähigkeit entfaltet, welche selbst der sonst um Mittel und Wege nicht verlegenen russischen Diplomatie gefährlich wird. Kaum hatte in der Mitte des 17. Jahrhunderts Rußland sich in den zunächst unbestrittenen Besitz des Laufes des Amur gesetzt und dort die Stadt Albasin zu ihrem Stützpunkt gemacht, als infolge der inneren Wirren zur Zeit der Zarewna Sophia sich das Band zwischen dem Mutterlande und den kosakischen Ansiedlern am fernen Amur lockerte. Kaum sahen die Mandschuren, daß die letzteren ihren eigenen Kräften überlassen waren, so benutzten sie auch die Lage und erstürmten 1685 nach heldenmütigem Widerstande der Verteidiger die Stadt Albasin. Der 1689 von dem aus Moskau an den Amur gesandten Golowin abgeschlossene Vertrag von Nertschinsk vernichtete mit einem Federstriche alle Erwerbungen am Amur; das eben aus der Asche erstandene Albasin wurde von Grund aus zerstört, die russischen Kolonisten nach Transbaikalien geschafft. — Noch heute giebt uns die alte Chronik Sibiriens ein Bild von der tiefen Trauer, welche das ganze Land wegen der verhängnisvollen Bedingungen dieses Vertrages erfüllte. Mehr als 150 Jahre lang drückte dieser Mißerfolg den Beziehungen Rußlands zu China seinen Stempel auf. Bogdo Chan — die Bezeichnung des chinesischen Kaisers — stand bei den Russen in ebensolchem Ansehen wie in alten Zeiten der Sultan. Als eine Hauptaufgabe russischer Politik der damaligen Zeit galt die Kunst, jenen sagenhaften Machthaber nicht zu erzürnen, welcher den russischen Zaren als seinen Vasallen betrachtete. China wurde durch die Nachgiebigkeit der Russen in der Ueberzeugung von deren Schwäche und seiner vermeintlichen Macht bestärkt. Rußlands Handelsinteressen litten ungemein, seine Vorstellungen blieben ohne Erledigung oder wurden oft sogar nicht einmal einer Antwort gewürdigt; ja sogar die Anstrengnngen Peters des Großen, geordnete Handelsbeziehungen mit China herzustellen, blieben ohne Erfolg. Erst im Jahre 1728 verstand sich die chinesische Regierung dazu, in Kiachta eine Vereinbarung zu treffen, welche die Grundlage für neue Handelsbeziehungen beider Reiche werden sollte. Doch waren diese noch keineswegs dauernd gesichert. So nahm z. B. 1756 die chinesische Regierung die Flucht des ihr tributpflichtigen Dsungaren-Chans nach Rußland zum Vorwand, die Bestimmungen des Ver-

trages von Kiachta auf sechs Jahre außer Kraft zu setzen und die russische Gesandtschaft in Peking in das Gefängnis zu werfen. 1792 ließ sich die chinesische Regierung dazu herbei, die sehr unbestimmten Bedingungen des Vertrages von Kiachta durch klarere zu ersetzen. Von der Stellung der beiderseitigen Regierungen zu einander zeugt u. a. die folgende, charakteristische Stelle des Vertrages: „Der große, heiligste Herrscher (Chinas) hat Barmherzigkeit für alle Menschen und geruhte gnädigst die Bitte des Russischen Senats in Erwägung zu ziehen. Er erwies ihm himmlische Gnade und sandte einen Ukas herab über die Eröffnung des Handels in Kiachta." — Selbstverständlich gelang es auch noch später den chinesischen Beamten, mit aller Kraft die gesetzliche Ausführung der Bedingungen des vereinbarten Vertrages zu verhindern, bezw. zu erschweren. — Bis in die funfziger Jahre dieses Jahrhunderts dauerte dieser unerhörte Zustand, ohne daß es der russischen Diplomatie gelungen wäre, eine durchgreifende Aenderung herbeizuführen oder das Amur-Gebiet für das Reich zurückzuerwerben. Nur die kluge Benutzung der Schwierigkeiten, welche China infolge der Kriege mit den Engländern und Franzosen und des Aufstandes der Taiping zu überwinden hatte und dem Auftreten von Staatsmännern, welche die ganze Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit vieler Vertreter der neueren diplomatischen Schule dieses Reiches kennzeichnen, verdankt Rußland die Ordnung seiner Beziehungen mit China und die Erwerbung des für seine Stellung in Ostasien so wichtigen Amur-Landes. 1851 war es gelungen, den Handelsvertrag von Kuldscha zu schließen, nach welchem in dieser Stadt und in Tschurgutschak Handelsfaktoreien errichtet werden durften. Da trat Murawieff, der spätere Graf Amurskij, auf die politische Bühne. Durch ihn erhielt die früher so ergebnislose Politik Rußlands einen entschiedenen und beharrlichen Charakter. Sein Verdienst muß um so größer angesehen werden, als seine Erfolge in eine Zeit fallen, in welcher Rußland in Europa schwere militärische und politische Niederlagen erlitt. So wurde 1854 thatsächlich der Amur von neuem ein russischer Strom. Die Fahrt auf ihm wurde stromauf- und -abwärts eröffnet; es entstanden an seinem Ufer in Gegenden, welche noch für chinesisch galten, russische Dörfer und Niederlagen von Proviant- und Staatseigentum aller Art. Schon 1857 siedelte man am oberen Amur 450 Familien an. Wenn auch die Chinesen in dieser Besiedlung eine Verletzung der Friedensbedingungen sehen mochten, so waren ihnen doch bereits die Hände gebunden. Frankreich und England lenkten ihre Aufmerksamkeit wieder nach anderer Richtung hin ab. 1858 gelang es Murawieff, die faktische Besitzergreifung des Amur-Gebietes durch den Vertrag von Aigun gesetzlich bestätigen zu lassen. In dem ersten Artikel dieses Vertrages heißt es u. a.: „Das linke Ufer des Amur von der Mündung des Argun bis zur Einmündung des Amurs in das Meer wird russisches, das rechte Ufer bis zur Mündung des Ussuri chinesisches Gebiet . . . . Auf dem Amur, dem Sungari und dem Ussuri dürfen nur russische und chinesische Schiffe fahren." Als die chinesische Regierung unter dem Drucke so schwieriger Verhältnisse den Vertrag unterzeichnete, dachte sie nur daran, wie sie denselben umgehen oder ihn unter günstigeren politischen Konstellationen brechen könnte.

Daher erschien 1858 ein anderer russischer Gesandter, der Graf Pjutjatin, in Tien-Tsien und schloß in dieser Stadt den Vertrag, welcher eine neue Grundlage für die Handelsbeziehungen zu dem himmlischen Reiche schaffen und namentlich die Häfen Chinas dem Verkehr russischer Schiffe öffnen sollte. Doch war dieser Vertrag bei weitem nicht klar genug redigiert und nach allen Richtungen hin den Interessen Rußlands entsprechend. Den Chinesen war es ungeachtet der für sie schwierigen Lage gelungen, recht erhebliche Unklarheiten und Lücken in den Vertrag zu bringen.

Die Aufgabe, diese Fehler zu verbessern, wurde einem jungen, damals unbekannten Diplomaten, dem General und späteren Grafen Ignatieff, anvertraut.

Hochinteressant ist auch mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse die Geschichte dieser Gesandtschaft des nachmals so bekannt gewordenen Ignatieff. Sie giebt ein lebensvolles Bild der Zähigkeit und Verschlagenheit der chinesischen Regierung. Elf

Monate verbrachte Ignatieff in Peking, täglich seinen Kopf auf das Spiel setzend, fast täglich ergebnislose Konferenzen mit dem Schwager des Kaisers abhaltend, der nur daran dachte, wie er die Verhandlungen in die Länge ziehen und die vortrefflich formulierten Forderungen des russischen Offiziers nicht erfüllen könnte. Da Ignatieff der asiatischen Verschlagenheit des Chinesen eine unbesiegbare Ausdauer und Gewandtheit entgegensetzte, so erwirkte dieser vom Kaiser einen Befehl, wonach Ignatieff sogleich Peking verlassen und in die Mongolei abreisen sollte. Diese schroffe Maßregel brachte den russischen Unterhändler in eine sehr schwierige Lage, da er — falls er dem Befehl nachkam — auf die ihm übertragene Aufgabe verzichtete. Da entschloß er sich, gerade nach der entgegengesetzten Seite hin auszubrechen, nämlich nach Tien-Tsien.

Mit nur fünf Kosaken gelangte Ignatieff, oft unter Anwendung von Gewalt, durch die Reihen der chinesischen Armee an Bord des russischen Klippers „Dschigit", woselbst er die Entwicklung der Dinge im Hinblick auf die damals im Gange befindlichen Operationen der Franzosen und Engländer abwartete, um dann auf dem Klipper „Rasboinik", und als dieser sich auf dem Peiho festfuhr, auf einer Dampfbarkasse nach Peking zurückzukehren. Hier wußte er geschickt die Weigerung der chinesischen Regierung, den eben erst mit den Alliierten abgeschlossenen Vertrag zu ratifizieren, zu benutzen, indem er sich bald zum Vermittler aufwarf, bald China drohte. So gelang es ihm, die Verhandlungen zum günstigen Abschluß zu bringen und am 2./14. November 1860 durch den Pekinger Vertrag Rußland und Europa zu überraschen. Dieser Vertrag bestätigte zunächst einige Punkte der Verträge von Aigun und Tien-Tsien. Dann aber faßte Rußland durch denselben festen Fuß an den Gestaden des Stillen Oceans. „Mit dem 2./14. November 1860 eröffnete Rußland sich einen breiten, geräumigen Weg zum Ocean, sicherte sich eine feste Basis, auf welche gestützt wir den für uns notwendigen Einfluß auf die uns benachbarten Mächte des ‚äußersten Ostens' auszuüben vermögen, auf China und Japan. Aber noch mehr als dies; wir wurden in Stand gesetzt, in den Gewässern eines unserer Marine bisher verschlossenen offenen Meeres den Grund zur Entwicklung unserer Seemacht zu legen und die Kolonien und den Handel Großbritanniens im Bereiche unserer Küsten zu bedrohen." Dies sagt in dieser Beziehung unser russischer Gewährsmann; und an anderer Stelle: „Der Pekinger Vertrag verschaffte Rußland endgültig das sehr reiche Ussuri-Gebiet, ein Land von glänzender Zukunft, von hoher politischer und ökonomischer Bedeutung und vielen für die Aufnahme ganzer Flotten geeigneten, trefflichen Häfen. Rußland übersprang mit einem mächtigen Sprunge von der weiten Mündung des großen Amurs aus die ‚heiligen Haine' des reichen, aber noch nicht erforschten Ussuri-Landes und befand sich nun unmittelbar gegenüber dem Zehn-Millionen-Volk der Koreaner, einem Volk, welches hinter der altersgrauen Mauer einer vielhundertjährigen Abgeschlossenheit und Roheit im tiefsten Schlafe lag. Vor uns eröffnete sich eine weite Bahn für die Mitteilung des Zaubers unserer Nation (?) an ein unter der schweren Last einer ungezähmten Willkürherrschaft und eines herzlosen Despotismus seufzendes Volk, vor uns lag die Kultur-Mission, das reichste Land des fernen Ostens auf die Bahn der Civilisation und des Fortschrittes zu führen, ein Land, welches man wohl auch seiner Fruchtbarkeit und der Gesundheit seines Klimas wegen ‚das Italien Asiens' genannt hat." —

Wir glaubten nicht klarer die Bedeutung darlegen zu können, welche Korea für Rußland hat, als indem wir dem Verfasser von „Unsere Aufgaben u. s. w" das Wort erteilten.

Dies Land wird in nächster Zeit der Angelpunkt sein, um welchen sich die Politik Rußlands und — um mit Clausewitz zu reden — deren Fortsetzung mit kriegerischen Mitteln sich bewegen muß. Es sei daher gestattet, noch einen Blick auf die Bedeutung Koreas für Rußland, auf die ihm gegenüber seitens Rußlands befolgte Politik wie auf die Lage desselben dem chinesischen Nachbar gegenüber zu thun. Wir wollen hierbei, soweit es thunlich, unserem russischen Gewährsmann folgen. Er macht zunächst seiner

Regierung den Vorwurf, daß sie sich — von ihren Erfolgen China gegenüber selbst überrascht — mit dem Besitze des Ussuri-Gebietes zufrieden gegeben und ganz vergessen habe, daß südwärts desselben noch ein weit schöneres Land liegt, dessen Häfen für die Dauer des ganzen Jahres völlig eisfrei sind, welches reiche, ungehobene Schätze in seinem jungfräulichen Boden birgt. Er geht sogar soweit, zu behaupten, daß Rußland ein Vierteljahrhundert im wahren Sinne des Wortes an der koreanischen Grenze verträumte und es den Amerikanern, Engländern, Franzosen, Deutschen und Japanern überlassen hätte, Handelsbeziehungen mit dem „Asiatischen Italien" anzuknüpfen und sich in demselben einen mehr oder weniger großen Einfluß zu erwerben. Korea hätte sich daher daran gewöhnt, auf seinen neuen Nachbar hochmütig herabzusehen, in der durch die selbstauferlegte Passivität der Russen hervorgerufenen Auffassung, es lohne sich nicht, mit ihm Beziehungen anzuknüpfen und mit ihm als einem den anderen Mächten gleichwerten Faktor zu rechnen. Hierzu kam, daß die koreanische Regierung jeden Verkehr an der Grenze unterdrückte und den Bewohnern ihrer Grenzstadt Kügen-Pu bei Todesstrafe untersagte, irgend welche Beziehungen mit den russischen Nachbarn anzuknüpfen. Der koreanische Polizeichef dieser Stadt ging in seinem Diensteifer sogar so weit, daß er alle Transportmittel vernichten ließ und längs der Grenze Posten stellte, welche auf jeden zu schießen hatten, der es wagen sollte, dem Befehle des Herrschers ungehorsam, den Grenzfluß Tumen-ula zu überschreiten. Dennoch — anscheinend um dem Druck ihrer despotischen Regierung zu entgehen — wagten es zahlreiche Koreaner, sich auf russischem Gebiete anzusiedeln. Sogar an dem fernen Amur ließen sie sich in einer größeren Kolonie bei Blagowjetschensk nieder. Mit jedem Jahre wuchs die Zahl der Auswanderer. Aber die Ohnmacht russischer Verwaltung zeigte sich auch in diesem Falle. Man war nicht im stande, genügende Vorsorge für die Unterkunft und die Verpflegung der Auswanderer zu treffen und sah sich daher gezwungen, die sowohl aus politischen wie aus national-ökonomischen Gründen so wünschenswerte Einwanderung zunächst zu hemmen, dann ganz zu verbieten. 1869 suchten nämlich infolge der durch Mißwachs und Ueberschwemmung in ihrem Vaterlande hervorgerufenen Hungersnot viele Tausende von Koreanern Schutz auf russischem Gebiete, obwohl sie bei dem Versuche, die Grenze zu überschreiten, den größten Grausamkeiten der koreanischen Behörden ausgesetzt waren. Es sollen zu jener Zeit bereits achttausend Koreaner auf russisches Gebiet übergetreten sein, von denen keiner von der ihnen für den Fall ihrer Rückkehr von ihrer Regierung bewilligten Amnestie Gebrauch machte. Schließlich mischte sich die chinesische Regierung 1871 in die Angelegenheit, indem sie unter Berufung auf die von ihr beanspruchte Oberhoheit über Korea die ungesäumte Auslieferung der Auswanderer als chinesischer Unterthanen von Rußland forderte. Letzteres verweigerte dieselbe, indem es bei dieser Gelegenheit Korea als selbständiges Reich anerkannte. —

Mit dem Jahre 1876 begann Japan mit Korea in Beziehungen zu treten. Es erlangte infolge eines durch die Beschießung japanischer Kriegsschiffe seitens koreanischer Küstenbatterien hervorgerufenen Zwischenfalles die Erschließung der Häfen Fusan, Gensan u. a. für den japanischen Handel und erkannte bei dieser Gelegenheit gleichzeitig die politische Selbständigkeit Koreas an. Von diesem Zeitpunkte an begann die in Söul residierende japanische Gesandtschaft eine maßgebende Rolle in der inneren und äußeren Politik Koreas zu spielen. Diese Erfolge der Politik des Inselreiches beunruhigten China. Dasselbe begann gegen Japan in Söul zu intriguieren, indem es seine bis dahin niemals von Korea bestrittenen Rechte der Oberherrlichkeit geltend machte. Ja, es ging sogar so weit, durch seinen Vertreter in der koreanischen Hauptstadt den damaligen Herrscher dieses Landes, Taï-Wen-Kuna, verhaften und nach Tien-Tsien schaffen zu lassen, weil er gewagt hatte, einen für letzteres so günstigen Vertrag mit Japan abzuschließen. Gleichzeitig wurde durch chinesische Emissäre in jeder Weise der Haß gegen Japan geschürt. Die Folge dieser Umtriebe war die Zerstörung des japanischen Gesandtschaftsgebäudes in Söul, wobei auch drei Mitglieder der Gesandtschaft das Leben

verloren. Die Ergebnisse dieses Ereignisses waren freilich ganz andere, wie sie die verschlagenen Söhne des Reiches der Mitte erwartet hatten. Japan, anstatt hierdurch erschreckt zu werden, benutzte vielmehr in höchst geschickter Weise den ihm angethanen Schimpf, um neben voller Genugthuung (Ersatz aller materiellen Verluste, Bestrafung der Mörder u. s. w.) ausgedehnte Handelsvorteile, die Genehmigung zur ungehinderten Erkundung des Landes seitens japanischer Offiziere und die ständige Unterhaltung einer kleinen japanischen Garnison in Söul zum Schutze der Gesandtschaft zu erlangen. Das tief verletzte China wagte nicht, offen gegen Japan vorzugehen. Erst 1894 kam es zum offenen Kampfe, der einen so unerwartet nachteiligen Ausgang für das Reich der Mitte nehmen sollte.

Unser russischer Gewährsmann gesteht zwar Japan zu, daß es in uneigennütziger Weise den Handel mit Korea auch den anderen Mächten eingeräumt habe und nur durch kluge Benutzung der Lage, weise Anpassung seiner Fabrikation an die Bedürfnisse des Landes, Errichtung einer Bank, einer Dampfschiffs-Gesellschaft, sowie Gründung einer japanisch-koreanischen Zeitung in Fusan und Gensan es zu erreichen wußte, daß 80 Prozent des ganzen auswärtigen Handels Koreas sich in den Händen der Japaner befinden. Hand in Hand hiermit ging die Befestigung des politischen Einflusses des ostasiatischen Inselreiches.

Aber auch andere Mächte, in erster Linie Engländer und Amerikaner, dann Deutschland und Frankreich, versäumten nicht, ihren kommerziellen und politischen Einfluß zu mehren. Nur Rußland soll — nach Herrn Maksimoffs Ansicht — völlig teilnahmlos der sich an seinen Grenzen vollziehenden, so wichtigen Umwälzung gegenüber geblieben sein. Dagegen wirft derselbe den Engländern, den „befreundeten" Amerikanern und den Chinesen vor, beständig in Söul gegen Rußland intriguiert zu haben, das den Koreanern als ihr geheimer Feind geschildert wurde, dessen Umtriebe um so gefährlicher, da sie nicht offenkundig wären.

Ob dies richtig ist, sei dahingestellt. Es scheint aber um so unbegründeter, als Rußland im Jahre 1888 einen Vertrag („prawila ssuchoputnoi torgowli") mit Korea schloß, durch welchen ihm die Errichtung eines Konsulates und eines Vicekonsulates in dem wenige Kilometer von der Grenze des Ussuri-Gebietes liegenden Hafen von Kenghong (russ. Gaschkewitscha) zugestanden wurde, und dennoch bis heute die russische Handelswelt so gut wie nichts für die Befestigung von Handelsverbindungen gethan hat. Durch eigene Schuld, nicht also durch fremde „Intriguen" steht Rußland den anderen Kulturmächten gegenüber zurück. Ebenso unberechtigt, aber wohl bezeichnend für den in gewissen russischen Kreisen heute herrschenden Haß — richtiger vielleicht „Neid" — gegen die „Fremden" in Rußland, seien sie auch die Träger der Kultur und die treuesten Diener des Adoptiv-Vaterlandes gewesen, ist der Vorwurf, daß man mit der diplomatischen Vertretung Rußlands nur „Männer echt russischer Abstammung" (prirodno-russkie), nicht aber solche Russen, in deren Adern auch fremdes Blut fließt, betrauen dürfe. Denn diese dienten nur für Geld, nähmen aber niemals Anstand, ihr Adoptiv-Vaterland bei jeder sich ihnen bietenden günstigen Gelegenheit zu verraten. Nesselrode, Giers, Osten-Sacken, Totleben und alle die anderen „fremden Söldlinge", die nicht nur die Säulen der russischen Diplomatie oder, wie der letztere, Retter des Heeres und Staates gewesen sind, scheint Herr Maksimoff nicht zu kennen.

Wenn wir nun aber auf Grund der früher gegebenen geschichtlichen Entwicklung und gestützt auf die Urteile unseres russischen Gewährsmannes ein Bild von der voraussichtlichen Wendung der Dinge in Ostasien zu machen versuchen, so ergiebt sich Folgendes:

Rußland hat beim Beginn der koreanischen Wirren im vergangenen Jahre das bewaffnete Vorgehen Japans gegen das die Oberherrlichkeit über Korea beanspruchende China unzweifelhaft freudig begrüßt. Japan übernahm hierdurch die Erledigung einer sonst dem Zarenreiche zufallenden Aufgabe.

Dennoch aber wollte Rußland nur soweit die Unabhängigkeit des „asiatischen Italiens" anerkennen, als es sich um die Befreiung desselben von dem Einflusse Chinas handelt. Keineswegs dachte es daran, Japan den Lohn seiner im letzten Feldzuge gebrachten Opfer ernten zu lassen. Ebensowenig nahm es darauf Rücksicht, daß letzteres den Staat Korea wirtschaftlich erschlossen und in ihm in Bezug auf den Handel die erste Stelle eingenommen hatte.

Vergleicht man aber den Einfluß, welchen Rußland in kultureller Beziehung auf das bis vor kurzem in tiefster Barbarei versunkene Korea gehabt hat, mit demjenigen Japans, so sinkt die Wage sehr zu Gunsten des letzteren.

Das erstere hat es bisher nicht vermocht, den menschenarmen Gegenden am Amur und Ussuri eine irgendwie nennenswerte Kultur zu bringen. Wie die chinesischen Kaufleute den Handel und Verkehr mit den auf russischem Gebiete im Ussuri-Lande wohnenden Stämmen der Golde und Giljaken gegen den Willen der Russen beherrschen, so daß nach eigenem Zugeständnis der letzteren die chinesischen Kaufleute sich erdreisten, die russischen Kaufleute, welche es wagen, ihnen auf dem an der Stromscheide der Zuflüsse des Ussuri, des Chur und Bikin (auch Chora und Bikina genannt) zeitweise zum Zwecke des Tauschhandels errichteten Markte Konkurrenz zu machen, mit Schimpf und Drohungen wegzutreiben, so hat auch Korea gegenüber Rußland bisher eine rein passive Rolle gespielt.

Japan hingegen hat es vortrefflich verstanden, seine Industrie mit den Bedürfnissen der Koreaner in Einklang zu bringen. Es errichtete sogar in Fusan eine Bank und eine Dampfschiffahrts-Gesellschaft, es gründete eine Zeitung in japanischer und koreanischer Sprache, ein Krankenhaus u. s. w. und brachte 80 Prozent des Außenhandels in seine Hände. Dennoch wird Rußland niemals die Vorherrschaft Japans in Korea dulden und ungeachtet des von Japan für dasselbe vergossenen Blutes das Protektorat über Korea beanspruchen. Zunächst wird die nördlichste Provinz des letzteren, Ham Gjong, mit ihren eisfreien Häfen Schestakow und Lazarew das Ziel der russischen Bestrebungen sein.

Was nun die Beziehungen des an das Amur-Gebiet grenzenden östlichen Teiles der chinesischen Mandschurei anbetrifft, welche im wesentlichen identisch ist mit dem Stromgebiet des wichtigsten rechten Nebenflusses des Amur, des Sungari, so ist dies Land seit der Besitznahme des Süd-Ussuri-Gebietes durch Rußland völlig vom offenen Meere abgeschnitten. Der Sungari bildet daher in gewissem Sinne auch die Hauptverkehrsader, um auf dem Umwege über den Amur zum Meere zu gelangen. Da er zugleich ein reiches Stromgebiet durchfließt, so hatte Rußland im Vertrage von Aigun sich das Recht der freien Schiffahrt auf ihm bewilligen lassen. Aber die chinesische Regierung verstand es vortrefflich, alle Versuche der russischen Kaufleute, ja sogar der russischen Behörden, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, zu hindern.

Diese Abschließung, gegen welche das Zarenreich bisher nichts Entscheidendes zu unternehmen vermochte, war für das Amur-Gebiet um so fühlbarer, als dasselbe die Bevölkerung und die russischen Garnisonen nicht aus eigenen Mitteln zu ernähren vermochte.

Rußland war daher im wesentlichen auf den sehr kostspieligen Seeweg, teilweise auf den Bezug aus Odessa, angewiesen.

Aber auch für die Anknüpfung des Handels hatte diese Ausschließung von Sungari empfindliche Nachteile für Rußland.

Die Mandschurei ist für die Verbindung mit dem industriereichen Süden Chinas auf den sehr schwierigen Landweg angewiesen, kann dagegen dem wenig fruchtbaren russischen Amur-Lande Getreide nnd Vieh abgeben.

Bei mehr Energie und Gewandtheit würde es für die russischen Kaufleute ein Leichtes gewesen sein, sich unter Benutzung des Sungari ein Absatzgebiet für russische Tuche, Bronzewaren und Baumwollengewebe zu sichern. Doch blieb dieser Handelsweg für die Russen verschlossen.

China hatte aber naturgemäß das Bestreben, dem nördlichen Teil der Mandschurei



einen unmittelbaren Zugang zum Meere zu verschaffen. Allein vergeblich versuchten seine Diplomaten, dies durch die Zurückschiebung Rußlands von der Grenze Koreas zur Possiet-Bai zu thun. Rußland war auf seiner Hut und nicht so willig wie ehedem bei der Rückgabe Kuldschas. —

Haben wir in den vorstehenden Ausführungen versucht, die für das Verständnis der augenblicklichen Lage in Ostasien geschichtliche Entwicklung darzulegen, so wollen wir nun, die Ergebnisse unserer Darlegung kurz zusammenfassend, die Aufgaben betrachten deren Durchführung die russische Politik geplant zu haben scheint.

1) Rußland wird Japan, seinem mächtig aufstrebenden Nachbar, trotz der berechtigten Ansprüche desselben niemals die Oberherrschaft über Korea einräumen, welche dasselbe sowohl aus national-ökonomischen Rücksichten, wie im Hinblick auf die im Kampfe gebrachten Opfer beansprucht und unseres Erachtens, soweit es nicht die Handelsinteressen anderer Staaten durch Gewaltmaßregeln schädigt, beanspruchen darf.

2) Rußland wird von dem bisher von ihm geschonten, vielleicht auch gefürchteten China die Erschließung der Mandschurei fordern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich hierbei nicht allein um die bisher ungeachtet der Verträge nicht erlangte freie Schiffahrt auf dem Sungari handelt, sondern daß Rußland wirklich die sibirische Bahn auf chinesischem Gebiete zum Meere führen wird.

Letzteres würde mit der Notwendigkeit, diesen so wichtigen und so empfindlichen Verkehrsweg zu schützen, eine Machtstellung des Zarenreiches zur Folge haben, die einer Beherrschung der Mandschurei gleichkäme.

Wird sich Japan im Bewußtsein seiner soeben bewiesenen Stärke die Früchte seines Sieges ohne Widerstand aus den Händen reißen lassen? Wir glauben es nicht.

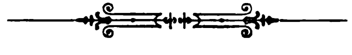
Wird England, das stets im Trüben fischende, Japan ohne Unterstützung lassen, wird Amerika in dem etwa beginnenden Streite ein teilnahmsloser Zuschauer bleiben? Das sind Fragen, deren Beantwortung heute nicht möglich scheint, die aber eine Fülle von Gewitterwolken am politischen Himmel Ostasiens in sich bergen, welche leicht auch denjenigen Europas in ernstester Weise verfinstern können.

China, dessen Ueberhebungen Rußland bisher schweigend hinnahm, scheint augenblicklich nicht nur ohnmächtig, sondern auch dank der vorgeschlagenen Politik der Freunde von der Newa und der Seine in den Händen des Zarenreiches zu sein. Vor Durchführung seiner Reformen in der Verwaltung und im Heere kann es kaum daran denken, den Forderungen seines mächtigen Nachbarn mit Bezug auf die Mandschurei Widerstand entgegen zu setzen oder seinen Ansprüchen auf Korea entgegen zu treten. Jedenfalls steht es fest, daß bereits im September d. J. die russischen Dampfer „Telegraph“ und „Alexei“ den bisher verschlossenen Sungari bis Girin und Zizikar (letzteres am Nan, einem Zuflusse des S.) mit Genehmigung der chinesischen Regierung befahren haben, um dort Verpflegungsmittel für die täglich verstärkten Truppen im Amur-Gebiet zu beschaffen und stromabwärts nach Chabarowka zu bringen. Auch wird gemeldet, daß die Amur-Dampfschiffs- und Handels-Compagnie längs des Sungari Handels-Niederlassungen errichten und eine regelmäßige Dampfschiffs-Verbindung ins Leben rufen wird.

Im Einklang hiermit stehen die Meldungen von dem fieberhaften Eifer, mit welchem Rußland seine Streitkräfte im Amur-Gebiete verstärkt und kriegsbereit macht und mit welchem es den Bau der sibirischen Bahn zu beschleunigen sucht.

Auf der anderen Seite erfahren wir, daß Japans Regierung und Volk den eben geschlossenen Frieden nur als einen Waffenstillstand mit — Rußland betrachten und namentlich für die finanziellen Kräfte des Landes riesige Mittel auf die beschleunigte Verstärkung der Flotte verwenden.

Mögen aber die Dinge sich entwickeln, wie sie wollen, sicher ist, daß in Zukunft die „ostasiatische Frage“ eine entscheidende Rolle in der Politik spielen wird. Möge die Diplomatie des deutschen Reiches sich auch in derselben ihren Aufgaben gewachsen zeigen.





Schwefel.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Von Pauline Klaiber.

(Schluß.)

Draußen auf dem Hofe von Paul Hansen in Asperup schlichen die Tage schwer und stille hin, und doch vergingen sie für Maren nur zu schnell. Ihr graute vor dem Begräbnis. Die drei Hände voll Erde auf dem Sarg bedeuteten für sie etwas Schrecklicheres als ein Todesurteil. Wenn sie überhaupt etwas dachte, denn meistens saß sie neben dem kalten Kachelofen, die Hände unter einem Shawl versteckt, wie wenn sie fröre, mit einem dumpfen Gefühl von einer Art leerem Raum in sich; es wühlte und schmerzte an irgend einem Platze darin; sie machte sich nicht klar, wo es war, sie saß nur da und wiegte sich hin und her, wie jemand, der von Schmerz geplagt ist. Oder sie wandelte herum wie im Schlafe, große Schubladen herausziehend, halbe Stunden lang davor stehend und hineinstarrend, ohne irgend etwas zu unterscheiden. Wollte man sie mit einem freundlichen Worte aufmuntern, gab sie auf alles immer dieselbe Antwort. „Jetzt geht der Vater verloren," sagte sie.

Jedesmal, so oft sie auf diese Weise aufwachte, mußte sie hinein in die Schlafstube, wo der Sarg in der Mitte auf dem Boden stand. Unter dem Leintuche zeichnete sich die Gestalt des Toten ab; die gerade hinaufstehenden Füße sahen unmäßig groß aus und hoben die Falten des Leintuches in scharfen Linien.

Gar oft am Tage mußte Maren das Leintuch zurückschlagen, so daß die knochigen gelben Hände zum Vorschein kamen. Dann zog sie vorsichtig das Taschentuch vom Gesicht. Mit einem schmalen Tuch hatte man den Unterkiefer hinaufgebunden; im Sterben hatte die hervordrängende Zunge ihn hinuntergedrückt. Da lag er und sah so streng aus mit den zusammengepreßten Lippen, die sich über einem Geheimnis zu schließen schienen. Die Stirne schien auch höher und größer, die Haare sonderbar dünn und trocken. Das Blut war von der Nase zurückgetreten; sie war nicht länger blau, sondern gelb wie Elfenbein, wie auch das ganze Gesicht, und die Nase hatte eine Krümmung bekommen, die sie nicht hatte, so lange er lebte.

Maren fand ihn nicht verändert, sie dachte nur, er sei eine sehr schöne Leiche. Und sie legte ihre zitternde heiße Hand auf seine Stirne; die Todeskälte that ihr wohl.

Dann zog sie die Hand wieder weg und betrachtete ihn. „Wo ist nun deine Seele hingegangen, mein Paul? Ach Gott! Daß wir nicht zusammen gehen konnten! Sie können sagen, was sie wollen, aber es giebt keine Rettung für dich; der Vanborg

ist ein gelehrter Herr; er hat in den Büchern studiert und deshalb wird es eintreffen. ‚Ebenso gewiß, als ich Erde auf Euch werfe, ebenso gewiß seid Ihr verloren‘, das sagte er. Aber dann giebt es auch keine Rettung für mich, du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Paul, unser Herrgott wird mich dann auch nicht anerkennen, denn wir zwei haben so viele Jahre zusammengehalten, und du bist ein guter Mann gewesen, geschlagen hast du mich nie.“

Besuche kamen nicht viele in diesen Tagen und Maren sagte zu jedem Eintretenden immer dieselben Worte: „Wollt Ihr ihn sehen?“ Waren sie ihr hierauf zum Sarge hinein gefolgt und hatten sie das Totenhemd bewundert und gesagt, wie schön er daliege, verschwanden sie schnell wieder. Diesem thränenlosen, jammervollen Kummer gegenüber erstarben die Trostesworte auf der Zunge.

Nur eins konnte Maren ganz aufrütteln, ja sie beinahe böse machen, das war die Frage des Leichenschmauses.

Peter hatte nämlich vorsichtig angedeutet, man solle die Beerdigung in aller Stille halten, bloß mit einem Frühstück für die Allernächsten. Er und Dörthe hatten es sich zusammen überlegt. Ein Leichenschmaus nach der Rede, auf die man sich in der Kirche gefaßt machen mußte, würde der reinste Hohn sein, und ganz besonders für die Alte.

Aber hier war Maren eigensinnig: Paul Hansen sollte sein Begräbnis haben den Verhältnissen und der Sitte des Landes gemäß, wie sie es ihm selbst versprochen hatten, ebensowohl mit einer Predigt in der Kirche, als mit einer Kochfrau von Gummerstrup, und alle sollten zum Schmause kommen, die von rechtswegen dazu gehörten.

So mußte denn Peter hin und mit den Leichensagern Christian Bödker und Peter Larsen reden und diese mußten den ganzen Tag im Dorfe herumgehen und ihre stereotype Einladung vorbringen; und bald strömte es nach dem Hofe von Paul Hansen mit Eiern und Sahne und ganzen Fässern Butter, mit Federvieh, Hefenkuchen und Torten; Dörthe steckte bis über die Ellbogen im Schlachten, Brauen und Backen; vieles mußte entlehnt werden: Löffel und Gabeln und Messer, Schüsseln und Teller.

Dörthe wußte nicht, wo die Zeit blieb, und am Mittwoch kam die Kochfrau und drehte alles von unterst zu oberst.

Der Begräbnistag brach an mit trübem Wetter und starkem Ostwind. Staubwolken erhoben sich von den Brachfeldern und wirbelten über die Aecker hin; die Roggenfelder wogten wie ein Meer mit grauen Wogenkämmen und hellgrünen Wellentiefen. Die Bäume vor dem Hause stießen die Wipfel zusammen und schlangen die Blätter ineinander, so daß es aussah, als ob sie sich die Hände schüttelten. Um zehn Uhr waren alle Vorbereitungen in und vor dem Hause fertig. Im Saal waren an allen vier Wänden entlang Tische aufgestellt und zum Frühstück gedeckt; der sandbestreute Fußboden knirschte unter den Füßen der Festordner, als sie zuletzt die Branntweinflaschen aufstellten. Alle Oeldruckbilder und kolorierten Holzschnitte, die man bei den Nachbarn hatte auftreiben können, waren in einer Linie dicht nebeneinander rundum an den Wänden angebracht worden; Luther und die Hochzeit von Kana, der Kaiser von Rußland in glänzender Uniform und das hl. Abendmahl, der alte Grundwig und Jesus mit der blutenden Seite, blaue Totenverse mit Goldornamenten und die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde — die meisten waren zweimal vertreten — begrüßten einander in symmetrischem Abstand.

„Jetzt können sie kommen, sobald sie wollen,“ sagte Christian Bödker, in der offenen Thüre stehend; seine kleinen Augen musterten befriedigt die Vorbereitungen, während er sein erhitztes Gesicht mit einem feuerroten Taschentuche abtrocknete.

„Ja, laß sie jetzt nur kommen,“ antwortete Peter Larsen und zeigte sich in blauen, verschwitzten Hemdsärmeln, „sie sollen bei Paul Hansen gut bedient werden. Kommt, Maren, und seht es Euch an, haben wir es nicht flott hergerichtet? Jetzt dürft Ihr aber nicht so betrübt aussehen — keiner wird einen Bissen von all dem guten Essen hinunterbringen, wenn Ihr so ein Gesicht macht.“



Maren ging unruhig hin und her in ihrem schwarzen Staatskleide, sie rückte aufgeregt an den Gabeln und Tellern herum. Es war ihr am wohlsten, wenn sie sich die ganze Zeit bewegte — dann konnte sie doch das Denken lassen.

„Was sagt Ihr, Maren," — Peter Larsen wurde ganz hitzig — „es sind ganz gewiß genug Teller da, es könnten alle Engel vom Himmel noch mithalten, dafür stehe ich."

Maren ging hinüber in die Scheune, wo man wegen des mangelnden Platzes den Sarg aufgestellt hatte. Die Scheune war mit Laub und Tannenzweigen geschmückt und der kleine Raum war mit einem dumpfigen Blumen- und Leichengeruch erfüllt. Zum zehnten Male rieb sie den an der Wand lehnenden Sargdeckel ab. Es war kein Stäubchen darauf. Paul selbst wagte sie nicht anzusehen.

„Wenn sie nur den Deckel darauf bringen, wenn sie nur den Deckel darauf bringen," redete sie vor sich hin. Sie hatte sich jetzt diese kleinen unaufhörlichen Sorgen angewöhnt; sie nahmen die Gedanken so wohlthuend in Anspruch.

Aber als sie die Scheune wieder verließ, fielen ihre Augen auf eine Schaufel, die an der Wand lehnte, und in demselben Augenblick stand das Entsetzliche, das bevorstand, blitzschnell vor ihrer Seele. Wenn der Pfarrer Erde auf ihn wirft, so — sie faßte an die Stirne, beinahe wäre sie umgefallen. Peter, der gerade den Wagen herauszog, mußte zuspringen und sie hineinführen.

Während Peter anspannte — er mußte nach der Eisenbahnstation, um einige von auswärts kommende Verwandte abzuholen —, standen Christian Bödker und Peter Larsen an der Hauptpforte und warteten mit einem guten Gewissen unter der Weste und mit den Händen in den Hosentaschen. Auf den Wegen von Norden und Westen kamen die Leute in kleinen schwarzen Haufen dahergeschlendert, die Röcke der Frauen flatterten im Winde.

„Es ist gerade wie an einem Sonntag-Morgen," sagte Christian Bödker und biß ein neues Stück Kautabak ab.

„Sogar, wie an einem hohen Festtag, mußt du sagen," verbesserte ihn Peter Larsen, „denn an einem gewöhnlichen Sonntag sind nicht so viele Leute unterwegs. Nun, Christian, ich drücke mich jetzt in die Küche und helfe den Wirtsleuten, du kannst sie allein hereinkomplimentieren."

Nach und nach füllten sich die Wohnstube und die Schlafstube mit Menschen im Sonntagsstaat und mit zu der Gelegenheit passenden Mienen. Aber es war bei allen eine gewisse Unruhe zu bemerken, die bei einem Begräbnis ganz ungewöhnlich war. Sonst war es immer feste Sitte im Dorfe gewesen, daß die Männer, sobald sie guten Tag gesagt und ihre Kappen auf dem Ofen angebracht hatten, sich, so lange es Platz gab, an der Wand entlang in der Wohnstube aufstellten, aus ihren Pfeifen dampften und dazwischen hinein ein paar Worte mit ihren Nachbarn brummten, während die Frauen sich auf dieselbe schweigsame Weise in der Schlafstube versammelten. Erst, wenn der Festordner zu Tisch gebeten hatte, wurde das Stillschweigen gebrochen.

Aber heute wurde nur ein schwacher Versuch gemacht, die Umgangsform festzuhalten. Es bildeten sich gleich kleine Gruppen von vieren und fünfen, Männer und Frauen durcheinander. Offenbar war der Fall ein besonderer. Einige — man wußte selbst nicht recht wie — hatten erfahren, was der Pfarrer gesagt hatte, und sie konnten es unmöglich bei sich behalten. Flüsternd ging es von Mund zu Mund.

„Hast du gehört, was der Pfarrer zu Paul Hansen gesagt hat, als er zuletzt hier war?"

„Ich höre es eben erst — ich habe es nicht so recht verstanden."

„‚Ebenso gewiß, als ich Erde auf Euch werfe,' sagte er, ‚ebenso gewiß werdet Ihr in der Hölle braten.' Und dabei schlug er auf den Tisch, daß er umstürzte."

„Schlug er wirklich auf den Tisch?"

„Er schlug auf den Tisch, daß er umstürzte."

„Schade um die Frau," meinten sie alle.



„Das ist schon etwas, um darüber zu reden."

„Ja, ja, freilich."

„Ja, der Pfarrer spricht Gottes Wort."

Niemand wagte dem zu widersprechen, und mehr als einer wünschte, er wäre zu Hause geblieben. Das ganze Grauen des gewohnheitsmäßigen Christentums vor dem Unbekannten auf der „anderen Seite", das für gewöhnlich bei ihnen schlummerte und wie ein Kind, das manchmal im Schlafe auffährt, wieder eingeschläfert wurde, war jetzt bei allen hell aufgeweckt. Starken Männern klebte die Zunge am Gaumen und sie fühlten ihre Herzen pochen. Eins oder das andere hysterische Frauenzimmer war mehr als halb überzeugt, es müßten Flammen aus dem Sarge schlagen, sobald die Erde darauf falle. Der Schrecken spiegelte ihnen solche Bilder vor. Zwei schwangeren Frauen wurde es übel und sie mußten Wasser trinken.

Maren hatte sich menschenscheu in der Küche aufgehalten, ehe die ersten Gäste kamen. Aber als die Stube voll war, wurde sie von Peter Larsen hineingedrängt. Das ginge durchaus nicht, sie müsse sich zusammennehmen und die guten Freunde, die ihrem Manne die letzte Ehre erwiesen, begrüßen.

Während sie nun von Gruppe zu Gruppe ging, wurde es überall, wo sie hinkam, totenstill, und da merkte sie wohl, sie wußten alle Bescheid. Sie waren so sehr freundlich und begrüßten sie mit so teilnehmenden Blicken und langem Händedrücken; aber nur wenige konnten einige Worte herausbringen.

„Sie wissen es, sie wissen es — ach Gott! Paul, daß dir diese Schande in deinem Grabe widerfährt," schluchzte sie innerlich; es war ihr, als müsse sie in die Erde versinken. Sie eilte aus einer Stube in die andere, damit nicht zwei miteinander flüstern oder sich nur bedeutungsvoll ansehen sollten.

Von dieser fruchtlosen Anstrengung befreiten sie die Festordner, die jetzt die Thüren zum Saal öffneten und zu Tisch baten. Als die Leute sich gesetzt hatten, konnte sie besser aufpassen, und sobald sich zwei zueinander hinneigten, war sie gleich bei ihnen. „Bitte, esset doch, bitte, esset — nehmt einen Schnaps, Sören Hansen, bitte, gebt Anne Christine das Brot — könnt Ihr zu der Butter gelangen, Ole Masen?"

Christian Bödker betrachtete sie verwundert, er fühlte sich in seiner Festordnerswürde gekränkt. „Ich kann es schon, ich kann es schon," flüsterte er, sie am Rocke ziehend, „nie ist jemand hungrig oder durstig vom Tische aufgestanden, wo ich Festordner gewesen bin."

Dann mußte sie hinaus und andere Gäste begrüßen, Peter war mit der Tante und den übrigen Verwandten angekommen.

Nachdem alle gegessen hatten, sollte die Leiche mit Gesang herausgebracht werden. Die Frauen stellten sich in dem engen Raum um den Sarg herum auf, die Männer drängten sich draußen im Hof. Die Leiche war nach der herkömmlichen Sitte unbedeckt, so daß sie von allen gesehen werden konnte. Die weißen Leichentücher leuchteten förmlich zwischen all den schwarzen Kleidern.

Der Schulmeister trat unter die Scheunenthür und faltetete einen großen Bogen Papier auseinander. Es war die Grabschrift, die auf den Sargdeckel gelegt und später unter Glas und Rahmen aufbewahrt wurde. Er las mit der Betonung eines alten Schulmeisters, und so oft er an einen Punkt kam, sah er sich im Kreise um:

„Zur Erinnerung an den selig entschlafenen Paul Christian Hansen, Hofbauern in Asperup, geboren u. s. w." — eine lange Reihe von Jahreszahlen und Namen, ohne Auslassung des Belaufs der jährlichen Steuer. Zuletzt kam der unumgängliche Vers. Der Schullehrer hatte ihn im Schweiße seines Angesichts verfaßt, er schmatzte nach jeder Linie:

„Ins bessere Jenseits eingegangen
Aus der Erde Jammerthal,
Weilt er nun bei seinen Vätern
In des Himmels Freudensaal.

Weinet nicht, ihr Hinterbliebnen,
Mit der großen Engelzahl
Stimmt er ein zu Gottes Ehre,
Dort trefft ihr ihn auch einmal."

Der Schulmeister, der alte Mann, war der einzige, der von nichts wußte; er war spät gekommen, denn er hatte bis halb zwölf Uhr Schule gehalten. Er sah unschuldig und triumphierend herum, ehe er Peter das Papier gab, aber niemand wagte seinem Blick zu begegnen; die Stille war niederdrückend.

Der Leichenvers, der war auch Gottes Wort, das stand fest vor dem Bewußtsein. Aber natürlich, das verstand sich von selbst, des Schulmeisters Worte waren von geringerer Bedeutung als die des Pfarrers.

Dann wurde ein Lied gesungen, der Sarg herausgetragen und auf den Wagen gehoben.

Des Hofes eigener Staatswagen und einige andere, in denen fernerwohnende Gäste angekommen waren, wurden angespannt und fuhren vor.

Sie wurden mit so viel Frauen, als hineingingen, gefüllt. Peter hatte versucht, seine Mutter zum Zuhausebleiben zu bewegen, aber davon wollte sie nichts hören: sie wollte ihren Paul bis zum Grabe begleiten. Sie setzte sich neben den Kutscher auf ihren eigenen Wagen.

Jetzt fuhr Peter mit dem Leichenwagen zum Hofe hinaus, bedächtig folgten die anderen Wagen, wie es sich bei dieser Gelegenheit gehörte, und zuletzt kamen die übrigen zu Fuß, ohne Ordnung, ohne Abstand, eine echte Bauernprozession.

Dörthe mußte zu Hause bleiben wegen der Fleischklöße. Sie blieb an der Zaunthüre stehen und sah dem Zuge nach, bis er am Ende der Thaleinsenkung, in der der Hof lag, angekommen war. Wie eine schwarze Natter schlängelte er sich dahin, zwischen einem großen, mit Heidekraut bewachsenen Hügel und einem jungen Tannenwald auf dem entgegengesetzten Abhang.

Thränen verdunkelten ihre Augen, während sie sah und sah, bis auch der Letzte hinter den Tannen drüben verschwunden war. „Wollte Gott, es wäre überstanden," sagte sie beim Hineingehen.

Sobald der Leichenzug auf der Hochebene angekommen war, fielen die Kirchenglocken ein. Beim ersten Ton fuhr Maren so zusammen, daß sie sich an der Seite des Sitzes festhalten mußte. Das bescheidene, langsame Geläute, ungefähr so laut wie die Tischglocke auf dem Herrenhofe, klang in ihre Ohren wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Wie durch einen Nebel sah sie das Dorf Asperup vor sich ausgebreitet daliegen; links hinten den großen Garten des Pfarrhauses mit seinen blühenden Flieder- und Weißdornsträuchen zwischen der üppigen grünen Blätterwand, dann eine Reihe schlanker Eschen auf der Koppel, dann eine Linie spärlicher Dächer über den Fruchtbäumen der Bauerngärten, ein paar Windmühlenflügel, die wie Rasiermesser die graue Luft durchschnitten, und rechts droben der weiße Kirchturm, aus dem Scharen von Dohlen, durch das Glockengeläute aufgescheucht, aus den Schallöchern herausströmten.

Als sie zum Hofe hinausfuhren, hatte sich Maren gefreut, daß es eine gute halbe Stunde bis zur Kirche war, und sie hatte ausgerechnet, wie viel Zeit sie bis zur Ankunft brauchen würden. Sie hatte alle Gedanken von sich weggeschoben und sich bloß, halb schlummernd, über die Langsamkeit der Fahrt gefreut. Und jetzt dieser Glockenton: er durchschüttelte sie und machte sie schaudern. Sie hatte ihn bei so manch verschiedenen Gelegenheiten gehört und er hatte auf so verschiedene Weise zu ihr gesprochen. An den Opfertagen hatte er einen trockenen, geschäftsmäßigen Klang gehabt: „Beeilt euch, beeilt euch, der Pfarrer ist da." Und an Hannes' Begräbnis — sie mußte gerade jetzt daran denken — hatte ihr dieselbe Glocke so tröstlich geklungen, so daß sie wieder weinen konnte nach langen thränenlosen Nächten und Tagen. Ach, wie froh war sie gewesen, als sie wieder weinen konnte, wie wohl hatte es ihr gethan. Aber heute hatte

die Glocke eine ganz andere Stimme, sie läutete nur immerzu: „Verloren, verloren!" Es war nicht zum Aushalten.

An der Kirchhofthüre ordnete sich der Zug, während der Schullehrer mit dem Zeigefinger im Gesangbuch wartete, um das Lied anzufangen, das den Zug in die Kirche begleiten sollte. Drinnen in der Vorhalle schimmerte des Pfarrers weiße Halskrause aus dem Dunkel hervor, sonst konnte man nichts von ihm sehen.

Peter ärgerte sich, daß der Pfarrer hatte warten müssen. Er wußte, Vanborg konnte das Warten nicht vertragen. Das, was bevorstand, war schon schlimm genug, aber es konnte noch viel schlimmer ausfallen, wenn der Pfarrer auch noch obendrein schlecht gelaunt war. Deshalb eilte Peter mit den Leichenzetteln voraus in die Vorkirche, während er sich das Gehirn nach einer passenden Entschuldigung zermarterte, denn es war ja nicht zu leugnen, es war halb zwei geworden. Er trat äußerst ehrerbietig durch das gewölbte Thor, seine Augen mußten sich erst an das hier herrschende Dunkel gewöhnen. „Ach, der Herr Pfarrer müssen ent—" weiter kam er nicht, er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Vor ihm stand der Pfarrer Schuh.

Peter stand mit offenem Mund, er sah nicht besonders geistreich aus in diesem Augenblick. Ja, wahrhaftig, der Pfarrer Schuh war es, Schuh von Oberbeck; Peter und alle anderen kannten ihn vom Sehen, ja noch mehr als das, denn er hatte, während die Pfarrstelle, ehe Vanborg kam, vakant gewesen war, hier gepredigt und hatte für Asperuper Verhältnisse ausnahmsweise volle Kirchen gehabt, und wenn Vanborg verreist war, hatte er auch hie und da eine Leichen- oder eine Hochzeitsrede für ihn gehalten.

„Ja, Ihr müßt mit mir vorlieb nehmen," sagte Schuh, „Ihr wißt doch, wer ich bin, nicht wahr? Es ist zwar eine unangenehme Ueberraschung, das kann ich mir denken; in der Stunde des Leids hört man doch am liebsten seinen eigenen Gemeindepfarrer, der einen kennt."

Es war ein schlauer Zug in den Augen, die Schuh über die Brillengläser weg auf Peter richtete.

„Ach bewahre!" sagte Peter mechanisch. Es war ihm wie eine Offenbarung. Die Gemütsbewegung brachte Thränen in seine treuherzigen Augen.

„Aber bei einer Krankheit läßt sich nichts erzwingen," fuhr Schuh fort, „Pastor Vanborg schickte mir heute Morgen einen reitenden Boten, ob ich die Beerdigung nicht für ihn halten könne, er habe einen heftigen Anfall von Influenza. Es soll eine Rede in der Kirche gehalten werden, schrieb mir seine Frau. Das will ich nun gerne thun, wenn es Euch recht ist."

Peter hatte sich soweit gefaßt, daß er das „Gott sei Dank," das sich hervordrängen wollte, unterdrücken konnte. Ja, der Pfarrer solle schön bedankt sein, sie möchten so sehr gerne eine Rede in der Kirche haben. Er war so verwirrt und so glücklich; fast hätte er vergessen, dem Pfarrer die Leichenzettel zu geben.

Beinahe wäre er die Kirchenstufen hinuntergesprungen, sein ganzes Gesicht strahlte.

„Die Jugend, die Jugend," dachte Maren, „er springt wie ein junges Füllen an des eigenen Vaters Begräbnistag."

„Aber Peter," sagte sie, „bist du recht bei Trost." Er hatte sie am Arme gefaßt, daß es ihr weh that.

„Mutter, Mutter, Vanborg ist krank, er kann keine Erde auf Vater werfen. Der Pfarrer von Oberbeck ist an seiner Stelle da." Peter glaubte, er flüstere, aber es klang laut genug, um von der ganzen Leichenbegleitung gehört zu werden. Es rief ein Murmeln und Drängen hervor, und ein Zug der Erleichterung ging durch die Versammlung. Alle wollten Maren die Hand geben; sie verstand die schweigende Beglückwünschung und sie that ihr wohl. Jetzt weinte sie. „Ach Gott," schluchzte sie wieder und wieder, „unser Herrgott ist doch gut, er ist doch gut."

Als der Sarg in der Kirche stand und ein Liedervers gesungen worden war, trat Schuh aus dem Chore. Er sprach von dem Heiland, der auf dem Wasser wandelte, und vom Apostel Petrus, der zu ihm auf den Wellen hinkommen durfte. Und die Wellen verschlangen ihn nicht, solange er dem Wort, das der Herr zu ihm gesagt hatte, vertraute: „Komm her zu mir.“ Sobald er an der Macht dieses Wortes zweifelte, fing er an zu sinken. Doch versuchte Petrus nicht selbst, sich zu retten, sondern er nahm die letzte verschwindende Kraft seines Glaubens zusammen und rief zum Heiland: „Herr, hilf mir!“ Und deshalb konnte ihn der Herr mit sich ins Schiff bringen. — Und nun gebe es nichts anderes, das uns Menschen tragen könne, sagte Schuh, als die Worte des Herrn, die Worte seines Mundes, die er zu uns in der Taufe sagt. Das Menschenleben hier auf Erden sei wie ein Meer, bald lächelnd und windstill, bald stürmend und wogend, aber immer mit unsicherem Grund und einem Abgrund unten, und der Tod sei ein verschlingendes Meer, das uns zu Boden ziehen wolle. Hätten wir nicht Gottes eigene an uns gerichtete Worte, so wäre überall nur Unsicherheit und Versinken, aber der Herr habe sein „Komm her zu mir“ gesagt, als er uns in der Taufe zu seinen Kindern machte, und das könne die Menschenseele tragen, wenn sie sich nur fest im Glauben daran halte. Das könne freilich schwer sein in der Zeit der Not, wenn sich die Wogen um uns erheben, sehr schwer, wenn es aussehe, als ob die Wellen des Todes unsere Lieben spurlos fortschwemmten, und noch schwerer, wenn unser eigenes Herz uns verdamme und der Wirbelstrom der Selbstverdammnis die Sündentiefe in uns aufdecke; aber dann müssen wir es machen wie Petrus, nicht versuchen zu schwimmen, denn das können wir nicht, sondern mit all unserer Kraft des Herrn Hand erfassen, die er uns in seinem Wort entgegengestreckt hat. Und unsere Lieben, die der Tod uns genommen, sollen wir ruhig in des Herrn Hand legen und uns nicht zu viele Sorgen darüber machen, wo sie jetzt seien. Sie wären vielleicht so tief in der Sünde versunken gewesen, daß es aussehe, als ob keine Rettung möglich sei; aber des Herrn rettende Hand reiche tiefer hinunter, als wir es uns ausdenken können. Wenn uns nur der heilige Geist erlaube, für sie zu beten, so sei auch noch Hoffnung da. —

Pastor Schuh hatte eigentlich nicht im Sinne gehabt, diese letzten Worte zu sagen, allein während er sprach, war es ihm klar geworden, er dürfe diese Menschen nicht von sich gehen lassen, ehe er das Verdammungsurteil von Vanborg kassiert habe.

Maren hatte leise vor sich hingeweint; sie hörte nicht viel von den milden Worten, aber schon der Ton dieser ruhigen Stimme that ihr wohl. Das Letzte jedoch das hörte sie und das verstand sie. Es hatte sie geschaudert, als Schuh seine Rede mit „meine Lieben“ angefangen hatte. „Jetzt kommt es,“ dachte sie. Aber es kam gar nichts von ewiger Verdammnis. Ach lieber Gott, daß sie wirklich für Paul beten durfte! Ja, das wollte sie auf den Knieen. Wenn es der heilige Geist erlaube, sagte er. Das verstand sie nun nicht recht, aber der heilige Geist würde ihr gewiß die Freude nicht verweigern.

Sie fing gleich an, für Paul zu beten, so gut sie konnte, solange das Lied gesungen wurde, und sie wußte nachher gar nicht mehr, wie sie aus der Kirche herausgekommen war. Nachdem die Leidtragenden Erde auf den Sarg hinuntergeworfen hatten, ging der Pfarrer auf eine starke Frau zu; sie hatte die ganze Zeit laut und heftig geweint.

„Ihr seid die Frau, denke ich mir,“ sagte er.

„Ach nein, Herr Pastor, ich bin nur eine Schwester der Leiche,“ nach welcher wohlriechenden Selbstvorstellung sie Maren vorwärts stieß.

Ueber Maren war eine wohlthuende Ruhe gekommen. Ungeübt in der Arbeit des Gebets, war sie gleich in eine friedliche Andacht versunken, wo keine Gedanken ihr Gemüt bewegten; sie fühlte bloß, Gott war außerordentlich gut gegen sie gewesen. Ach! wie leicht war es ihr ums Herz! Ihr war, wie wenn der Herr neben ihr stünde und sie über einem großen Wasser hielte, in das sie beinahe versunken wäre.

Pfarrer Schuh sagte einige tröstende Worte zu ihr, und sie konnte nur immer „danke, danke“ hervorbringen, aber sie sah ihn mit ihren guten Augen auf eine Weise an, daß er verstand, es war ihm gelungen, ihr eine schwere Bürde abzunehmen.

„Wenn sie sich jetzt nur nicht mit einem falschen Trost beruhigt,“ dachte Schuh, während er in den Wagen stieg. „Habe ich wohl recht gethan, wenn ich gesagt habe, daß noch Hoffnung für ihren Mann sein kann. Kann sie das vertragen? Oder hätte sie das Gegenteil, ihn verloren glauben zu müssen, ertragen können.“

Zu Hause, wo die Leichenbegleitung um das Meisterwerk der Kochfrau, eine dampfende Suppe mit stark nach Zwiebeln duftenden Fleischklößen darin, saß, war Maren beinahe munter. Sie beschleunigte die Aufwartung in jeder Weise, und Dörthe mußte sich die größte Mühe geben, daß sich Christian Bödker nicht beleidigt fühlte; sie lief mit einer mächtigen Milchkanne herum und goß die leeren Gläser voll und hatte für alle ein freundliches Wort. Beinahe konnte sie ihr frohes Geheimnis — es schien ihr, daß sie es mit Paul in seinem Grabe teile — nicht bei sich behalten, nämlich das, daß sie für Paul zum lieben Gott beten durfte.

Als die letzten Gäste verschwunden waren, ging Maren in die Schlafstube, wo sie in Zukunft allein schlafen sollte. Sie kniete vor dem Bette, in dem Paul gestorben war, nieder und erzählte Gott, wie sehr sie ihn geliebt habe, wie er sie nie geschlagen habe, und daß sie sich nie im Himmel freuen könnte, wenn sie ihren Paul dort nicht finden würde. Sie mußte immer wieder von vorne anfangen; nicht dazu gehörende Gedanken und abgerissene Erinnerungen drängten sich dazwischen und störten sie. Ein unklares, ungeduldiges Gebet war es, kindlich und trotzig zugleich. Hätte es Vanborg gehört, so hätte er gesagt, es mangle ihm die Sündenerkenntnis. Der Geist Gottes konnte es aber doch vielleicht annehmen, denn ein ganzes Menschenherz schlug darin.

Gleich am nächsten Sonntag machte Maren ihren Danksagungsbesuch in der Kirche. Es war Sitte im Dorf, daß das Haus, in dem der Pfarrer irgend eine kirchliche Handlung vorgenommen hatte, an den drei nächsten Sonntagen ein oder zwei Familienmitglieder in die Kirche schickte. Es war eine Höflichkeit gegen den Pfarrer, eine Quittung für empfangene Güte. Hier nun erklärte Maren ganz bestimmt, sie wolle nach Oberbeck gehen, weil Schuh das Begräbnis gehalten habe. Peter meinte, sie könne ebensogut in ihre eigene Kirche gehen, wenn der Pfarrer wieder hergestellt sei; aber Maren hatte ein Grauen vor Vanborg bekommen, und obgleich Peter seine Pferde bedauerte, die zu dieser Zeit auf dem Brachfelde schweren Dienst hatten, mußte er doch vorspannen und gen Oberbeck fahren.

Sie kamen früh dort an, aber die Kirche war schon beinahe voll und Maren fand nur mit Mühe einen Platz. Nach und nach füllten sich auch die Gänge zwischen den Kirchenstühlen, und als der Pfarrer kam, mußte er sich durchdrängen. So etwas hatte Maren noch nie gesehen. Auch kannte sie die Lieder nicht, die gesungen wurden, denn sie besaß den neuen Anhang zum Gesangbuche nicht. Aber wie das klang! Alle zusammen sangen, als ob sie dafür bezahlt würden, und der Schullehrer hätte deswegen gut zu Hause bleiben können. Ein wenig hinter der Bank, in der Maren zu äußerst saß, stand ein großer blonder Herr in einem Schützenrock. Sie schätzte ihn auf einen Pächter und hatte ihn auf einem Zweirad herfahren sehen. Er sang mit lauter, schöner Baritonstimme die Lieder und die Liturgie; man konnte ihn aus dem Gesang der anderen heraushören. Maren mußte sich öfters nach ihm umsehen; sie schämte sich für ihn wegen seiner Kleidung, aber er schien sich durchaus nicht zu schämen.

Jetzt kam Pastor Schuh auf die Kanzel. Es war dasselbe einfache Auftreten und dieselbe vertrauenerweckende Stimme wie neulich. Es kam ihr beinahe zu einfach vor. Vanborg hatte eine viel schönere Stimme, und dann schlug er so schön mit den Armen um sich, während Schuh ganz stille dastand.

Aber gleich wurden ihre Gedanken so in Anspruch genommen, daß sie den Menschen über seinen Worten vergaß. Er hatte Petri Fischzug gelesen, und wie Petrus vor dem Herrn niederfiel und sagte: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Ueber dieses Wort predigte Schuh und sagte: Wenn wir nicht dasselbe in uns fühlen und vor unserem Herrn bekennen können, daß wir durch und durch Sünder sind und es garnicht verdient haben, daß er sich um uns annehme, so können wir nicht zu ihm kommen und er kann uns nicht brauchen. Und dann erzählte er von der Violine, die erst dann die schönsten Töne habe, wenn sie zuerst zerschmettert und dann wieder zusammengesetzt worden sei, — ein Bild, das Maren neu und merkwürdig und sehr rührend vorkam; aber auf sie selbst paßte es nicht, denn sie fühlte sich nicht zerschmettert. Ja, Kummer und Unglück, das hatte sie gehabt, aber so war es nicht gemeint. Und das mit der Sünde — das stand im Katechismus; das konnte sie sich gut erinnern: König David, der war ein grober Sünder gewesen, da hatte sie nichts dagegen. Sündigen, das versteht sich, das thun wir alle; aber so richtig unglücklich darüber sein — nein, davon wußte sie nichts. Es war im Grunde auch recht sonderbar von Apostel Petrus, daß er so verzagt war, denn er war ja keiner von den Schlimmsten gewesen, das sagte auch der Pfarrer. Sie konnte nicht mit Wahrheit sagen, daß sie ein sündiges Weib sei. Sie konnte sich ja wohl das eine und das andere erinnern, aber es that ihr nicht mehr leid, wenn es ihr überhaupt einmal leid gethan; es war längst Gras über alles gewachsen.

Nein, unglücklich über ihre Sünden, das war sie nicht. Wenn sie es nur sein könnte! Denn sonst konnte sie ja nicht zu Jesus kommen, sagte der Pfarrer; und dann war es auch nur Einbildung gewesen, daß der Herr sie dort neulich an Pauls Grab aufgerichtet habe.

Als sie nach Hause kam, schlug sie die Psalmen auf und las Davids Bußpsalmen. Sie probierte, seine Worte auf sich anzuwenden, aber das ging gar nicht. Er war ein schrecklicher Mensch gewesen, der König David; wie hatte er es getrieben! Zuletzt blieb sie bei einem Lied stehen, von dem sie meinte, es habe ihr schon oft zum Trost gereicht. „Niemals bin ich ohne Sorgen,“ sang sie mit ihrer alten, gebrechlichen Stimme, aber sie brach plötzlich ab, als sie an den Vers kam: „Immer großer Unruh voll.“ Das war doch merkwürdig; diese Worte hatte sie so oft gesungen, auch für Paul, als er krank war; aber jetzt wagte sie es nicht, denn sie fühlte, es war nicht wahr: sie war nicht „voll großer Unruh.“ Hilf Gott! Wenn sie es nur wäre!

Heute Abend wurde es ihr schwer, für Paul zu beten. Sie konnte anfangen, so oft sie wollte, immer kamen ihr andere Gedanken dazwischen, die allergleichgültigsten Kleinigkeiten. Sie bohrte den Kopf in das Kissen: „Paul, Paul, ich kann ja nicht!“ Es war, als ob der Name ihn herbeigerufen hätte; da stand er vor ihren geschlossenen Augen, so lebendig, wie er in seiner besten Zeit gewesen war, und eine alte Begebenheit, an die sie seit dreißig Jahren nicht gedacht hatte, tauchte vor ihr auf. Es war damals, zur Zeit ihrer Verlobung; Paul stand in Kopenhagen in des Königs Dienst. Es war ausgemacht, sobald er mit dem Dienst fertig wäre, würden sie sich verheiraten und den elterlichen Hof übernehmen. Und es drängte, denn da war die Schande mit Peter — er war zwar noch nicht geboren, aber es war nahe daran. Da kam ein Brief von Paul, in dem stand, man hätte drüben in Kopenhagen gefunden, daß er Unterkorporal werden solle, weil er so ein tüchtiger Soldat sei, und deshalb müsse er viel länger im Dienst bleiben. Sie konnte es dem Brief anmerken, Paul war stolz darauf, daß man ihn gewählt hatte, aber auch zugleich betrübt, weil es sich mit der Hochzeit soweit hinausziehen würde. „Aber,“ schrieb er, „es hat gewiß keinen Nutzen,

mit dem Unteroffizier, der früher schon öfters bei den Hofbauernsöhnen, die zu Unterkorporalen bestimmt gewesen waren, Fehler herausgefunden hatte, zu verhandeln, denn das kostete 20 Thaler, und das ist doch grausig viel Geld." — Ja, gewiß, das war viel Geld; in jenen Zeiten konnte man eine Kuh dafür kaufen; aber Maren war sofort mit sich im Reinen, sie wollte nicht einen Tag länger als notwendig mit dem Kinde in der Schande dasitzen, wenn es mit Geld anders gemacht werden konnte. Sie war zu ihren Eltern gegangen und hatte zwanzig Reichsthaler bekommen; Paul wurde nicht Korporal, sondern kam zur festgesetzten Zeit nach Hause und noch so zeitig, daß sie denselben Tag, an dem das Kind getauft wurde, Hochzeit halten konnten.

Dieses hatte Maren mit ruhigem Gewissen ins Werk gesetzt, und seit jenem Tage, da die Schande vor dem Altar in der Kirche von ihr genommen worden war, hatte sie nicht wieder daran gedacht. Aber jetzt, vor dem Bette auf den Knieen liegend, stand es so klar vor ihr, wie wenn es gestern geschehen wäre, und es fiel ihr wie eine unsäglich schwere Last aufs Herz, daß sie den König um einen Soldaten betrogen hatte. Ja, sie hatte das gethan, sie ganz allein; Paul wäre bereit gewesen, seine Zeit dem Könige abzudienen, aber sie hatte es so gewollt, um die Schande loszuwerden. Es überlief sie heiß und kalt und es schmerzte sie in der Herzgegend. Sie hatte den König um einen Soldaten betrogen: das war etwas, was mit dem Gesetz bestraft wurde. Also sie war eine Verbrecherin; sie konnte nie wieder einem Menschen frei ins Gesicht sehen. Und das Schlimmste dabei war, sie war so unbefangen herumgegangen mit dieser schrecklichen Sünde auf dem Gewissen und hatte in all diesen Jahren nicht ein einziges Mal daran gedacht. Das war eine Sünde wider den heiligen Geist: so in die Bande der Sünde verstrickt mit vollem Bewußtsein und doch zufrieden und glücklich dabei. Nein, ihr gab der Geist Gottes keine Freiheit zu beten; es war eine Lästerung, wenn ihre unreinen Lippen beteten. Sie hatte sich immer nur um sich selbst gekümmert, und sie hatte Paul verführt, den König zu betrügen. Sie warf sich in den Kleidern auf das Bett und schloß die ganze Nacht kein Auge; je länger sie nachgrübelte und weinte, um so schrecklicher stand das vor ihr, was sie gethan hatte. Und es gab keinen Menschen auf der Welt, dem sie sich anvertrauen könnte. Ja, wenn sie wenigstens zum König hätte gehen können und ihm alles bekennen; aber der König war ja schon lange tot. Nein, das mußte sie ganz allein tragen bis an ihren Todestag, und das Sakrament durfte sie nicht verlangen, wenn es zum Sterben ging; Jesu Leib und Blut war nicht für so eine Verworfene wie sie.

Erst gestern hatte sie gewünscht, unglücklich über ihre Sünden sein zu können; jetzt konnte sie es – ach, daß Gott erbarm! — nie hätte sie geglaubt, daß das so schrecklich wäre.

Sie war vor allen im Hause auf, und als die anderen kamen, wich sie ihnen aus. Frühstücken wollte sie nicht; sie schloß sich in ihre Stube ein und kramte in ihren Schubladen. Es half aber nichts, wenn sie auch noch so fieberhaft die Sachen hervorzog und wieder hinlegte, und wieder heraus und wieder hinein; die Gedanken ließen ihr keine Ruhe.

Dörthe öffnete die Thüre. Ob die Mutter krank sei? Nein, krank sei sie nicht, sie hätte jetzt nur so viel zu thun. Sie beugte den Kopf ganz hinein in die Schublade, sie wollte Dörthe ihr Gesicht nicht sehen lassen.

„Dann könnt Ihr vielleicht die kleine Sina nehmen, während ich an das Melken gehe."

„Ach Gott! was sollte sie doch thun? Klein Sina war ihre ganze Herzensfreude, und das Kind war bei der Großmutter immer am besten aufgehoben. Aber sie wagte das unschuldige Kind jetzt nicht zu berühren, ihr war, als ob sie es mit einer bösen Krankheit anstecken würde.

„Bring sie her und setze sie aufs Bett," brachte sie endlich heraus.

Nein, das war nicht zum Aushalten. Da lag die Kleine und wälzte sich herum und plapperte, und Maren wagte sie nicht anzusehen. Sie würde den Verstand ver-

lieren, wenn das so fort ging, das fühlte sie jetzt, und das wäre vielleicht auch das Beste für sie, denn die Verrückten waren immer glücklich; sie konnten nicht nachdenken. Freilich, für Peter und Dörthe würde es recht schwer sein, sie so zu sehen; und wenn man sie nach Aarhus in die Irrenanstalt bringen wollte, so könnte das der kleine Hof in diesen schlechten Jahren nicht aushalten. Nein, sie mußte sich aufraffen. Wenn sie es nur einem einzigen Menschen sagen könnte, dann würde sie es gewiß tragen können. Froh würde sie freilich nie wieder werden, aber tragen könnte sie es vielleicht.

Der Pfarrer in Oberbeck fiel ihr ein. Ja, der wäre der Einzige. Und er war ja auch nicht ihr eigener Pfarrer; darum war es auch nicht so genierlich, bei ihm damit herauszukommen.

Sie wurde so aufgeregt bei diesem Gedanken, daß sie, als Dörthe vom Melken hereinkam, schon fertig angezogen war. Sie konnte nicht sagen, wo sie hin wollte, und Dörthe fragte auch nicht; sie sah wohl, daß es nicht ratsam war. Es war übrigens recht schwer, wie wunderlich die Mutter in letzter Zeit immer war; ja, ja, sie wurde recht alt.

Maren eilte fort. Gestern noch hatte sie gedacht, sie könne die Stunde Weges nicht zu Fuß zurücklegen, heute war sie für ihre alten Beine nur ein Katzensprung.

Sie wurde in des Pfarrers Studierstube geführt; er erkannte sie gleich.

„Nun, da ist wieder eine, die aus ihrem Gemeindeverband austreten will,“ dachte er. Denn wenn er an Vanborgs Stelle einmal in Asperup gepredigt hatte, so war es ihm öfters passiert, daß die Leute nachher kamen und ihren Gemeindeverband mit Asperup auflösen wollten. Er hatte zu den Asperupern immer „nein“ gesagt, denn er hatte jedesmal gemerkt, sie suchten ihn nicht, weil sie seine Verkündigung notwendig brauchten, sondern weil sie Vanborg nicht leiden konnten. Und dann hatte er, trotz seiner freieren kirchlichen Anschauungen, auch noch so viel kollegialisches Bewußtsein in sich, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, die aus Vanborgs Gemeinde Ausgeschiedenen zu übernehmen; er wußte, wie weh das Vanborg thun würde. Die ehrbare Maren zeigte sich davon vollständig frei; sie kannte nicht einmal das Recht des Austritts aus der Gemeinde.

Sie fing damit an, daß sie den Herrn Pfarrer für die Rede in der Kirche bezahlen wolle. Nein, sagte Schuh, er bekomme nichts, das Geld gehöre dem Dorfpfarrer; nur diesem habe er eine Gefälligkeit erwiesen.

Maren wußte wohl, daß er so antworten würde, und steckte ihr Geld wieder in ihren Beutel, während sich Schuh darüber wunderte, wie eilig es die Asperuper mit der Bezahlung für den Pfarrer hatten.

Nun, ganz richtig — aber dann war da noch etwas anderes, wegen dessen sie gerne mit dem Herrn Pfarrer sprechen möchte. Und nun erzählte sie in ununterbrochenem Redestrom von der Korporalschaft und den zwanzig Reichsthalern — alles zusammen.

Schuh saß ganz ruhig da und sah sie während der Erzählung mit seinen vertrauenerweckenden Augen an; hin und wieder klopfte er ihr auf die Hände und nickte mit dem Kopf. Er wunderte sich durchaus nicht über dieses späte Bekenntnis einer alten Schuld. Er hatte oft an den Totenbetten erfahren, wie bei weitem unbedeutendere Sachen, über die lange, lange Gras gewachsen, wieder hervorkommen und das Gewissen beschweren können.

Und jetzt war sie so verzagt, so verzagt, sagte sie; ob sie wohl für diese Sünde Vergebung finden könne? Schuh antwortete nicht gleich, er wartete eine Weile und sah sie an.

Ja, ja, Frau — wie heißt Ihr doch? Maren — nun, also Maren, das war das siebente Gebot. Ihr habt gestohlen, was des Königs war. Wie habt Ihr denn die anderen Gebote gehalten? Das sechste zum Beispiel? Habt Ihr das nicht übertreten?

Sie mußte sich besinnen. Das sechste Gebot, wie hieß es nur? Du sollst nicht — du sollst nicht ehebrechen! Ja, so lautete es. Sie sah unbefangen auf; nein, davon wußte sie sich rein. — — Ach ja; das war ja wahr, sie war ja verführt worden, ehe sie verheiratet war. Daß sie auch das nur einen einzigen Augenblick vergessen konnte!

Er ging jetzt alle Gebote mit ihr durch. Fluchen, ja, das hatte sie, besonders in jüngeren Jahren, tüchtig gethan; sie war oft schrecklich herausgefahren. Und gelogen hatte sie auch oft. Und neidisch war sie auch gewesen, und all das andere Schlechte, was dazu gehörte. Ach Gott! Sie war ja noch viel schlechter, als sie je gedacht hatte.

Ob sie auch das Gebot: „Du sollst nicht töten", übertreten habe?

Natürlich nicht wörtlich, aber sie hatte den Leuten doch Schlimmes gewünscht, und das grenzte daran, das verstand sie gut.

Und nun zuletzt das erste Gebot. — Was war es für ein Gott gewesen, den sie gefürchtet, geliebt, und auf den sie sich verlassen hatte?

Nein, sie hatte gewiß nicht zum Teufel gebetet, wie ihr eigener Pfarrer behauptet hatte, — weder sie noch ihr Mann. Sie hatten ihr Vaterunser jeden Tag gesagt.

Aber, wen hatte sie als ihren Gott geliebt? Nicht wahr, vor Gott im Himmel droben hatte sie am meisten Angst gehabt, und das bischen Liebe, das hatte sie ihrem Mann und ihren Kindern gegeben? Herrgott, wie dieser Pfarrer einem doch durch und durch sehen konnte! Ja, Paul hatte den ersten Platz gehabt, das war ganz sicher und gewiß. Und dann Peter und Hanne und die kleine Sina. Und Dörthe auch. Nein, der Herr im Himmel war nicht ihr Gott gewesen, sie hatte ohne ihn glücklich gelebt — das mußte sie zugeben.

Aber, liebster Jesus auch! Wie albern und mit sich selbst zufrieden war sie gewesen, und es war doch nicht ein einziger reiner Fleck an ihr.

Sie weinte leise und rang die Hände; in dieser Stunde lernte sie kennen, was es heißt, ein Sünder sein.

„Ja, wißt Ihr nun, Maren," sagte Schuh, „jetzt kann ich nicht verstehen, warum Ihr bloß das bereuen wollt, was Ihr gegen eins der Gebote verbrochen habt, wenn Ihr doch gegen alle gesündigt habt. Jetzt dürft Ihr Gott nicht um eine ganze Reue betrügen, indem Ihr über *eine* Sünde nachdenkt, die doch bloß wie ein Tropfen im Meer ist."

Sie fühlte nun freilich selbst, das, was ihr bis vor kurzem so alles andere verschlingend schrecklich dastand, war jetzt ganz klein geworden. Aber sie fand keine Erleichterung darin. Die Last war zu einem Berg angewachsen. Ihr Weinen verwandelte sich in lautes Schluchzen, und es war ihr eine körperliche Erleichterung, ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

Schuh ließ sie weinen; er blickte sie nur mild an, und zuletzt wagte sie seinem Blick zu begegnen. Sie fühlte ein solches Vertrauen zu dem Manne! Er mußte sie trösten, wenn es überhaupt einer konnte.

„Giebt es denn gar keine Vergebung für so eine wie ich?" flüsterte Maren, als das Schluchzen nachließ.

„Ob es Vergebung giebt, fragt Ihr? Ja, wenn Ihr es Gott zutrauen wollt, dann vergiebt er Euch."

„Kann ich ihm denn zutrauen, da ich doch so schlecht bin?"

Jetzt begann er ihr von der Vergebung der Sünden zu erzählen, die ihr schon in der Taufe zugeteilt worden sei.

Maren hörte ihm verwundert zu. Der Schmerz hatte ihre Sinne geschärft und sie konnte jetzt das fassen, was früher so oft spurlos an ihren Ohren vorbeigegangen war; es war so lebendig, als ob sie es zum erstenmale hörte. Sie *hatte* Vergebung der Sünden empfangen, sagte er, — das war ihr unbegreiflich.

„Also schon im voraus?" fragte sie.



„Akkurat so, liebe Maren, schon im voraus. Unser Herr ist nicht kärglich mit seinen Gütern, er giebt immer im voraus."

Und er erklärte ihr auf ganz einfache Weise ihren Taufbund, und Maren lauschte wie nie zuvor. Die wohlbekannten Worte wurden ganz neu für sie, denn jetzt hatte sie eine Sehnsucht darnach.

„Das ist für mich, alles für mich," flüsterte sie.

„Ja, Maren, Gott hat das alles für Euch gethan, aber denket daran, was Luther im Katechismus sagt: Das Wort ‚für euch' erfordert ganz gläubige Herzen.

Dann betete er mit ihr und hierauf ließ er sie gehen.

Maren gehörte nicht zu den gewaltsamen Naturen, deren Erweckung in einem Nu stattfindet. Aber von diesem Tage an sprießte etwas in ihr empor. War sie jedoch froh und beruhigt vom Pfarrer fortgegangen, so wurde die folgende Zeit um so schwerer für sie. Plötzlich standen oft ihre Sünden vor ihr und schreckten sie, besonders des Nachts, wenn sie wachte, und es half nicht immer, wenn sie die Hände faltete und ihren Taufbund hersagte. Aber zu anderen Zeiten kam bei diesen wohlbekannten Worten eine wohlthuende Ruhe über sie; dann konnte sie stille daliegen und vor sich hinsagen: „Das alles ist mein", und die gefalteten Hände zusammenpressen, wie wenn sie einen Schatz darin verborgen hielte. Der zweite Glaubensartikel war ihr der liebste; sie wandte sich mit ihren Bitten auch beständig an den Heiland, aber oft bedauerte sie, daß sie so wenig von ihm wußte. Und so nahm sie das mit Staub bedeckte Testament von der hohen Borte herunter und las, so gut sie konnte, in den Evangelien. Das Lesen wurde ihr schwer und vieles verstand sie nicht, aber das, was sie begriff — hauptsächlich die Gleichnisse, die Wunderthaten und die Leidensgeschichte — machte sie innerlich froh.

Während dieser ganzen Zeit betete sie nicht für Paul; das war jedoch nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben. Sie fühlte wohl, daß sie nicht im rechten Glauben gebetet hatte, und daß es ihr deshalb so schlecht gelungen war; aber sie hoffte beständig, der heilige Geist werde es ihr eingeben, wenn sie erst selbst recht zum Frieden gekommen sei.

Sie fehlte an keinem Sonntag in der Kirche zu Oberbeck, aber sie hatte nicht genug an diesem einmaligen Kirchgang; sie hatte einen unersättlichen Drang, mehr zu hören. Ihre Erweckung führte sie in eine Art Pietismus, den sie aber ganz für sich allein hatte und der durchaus nicht dem der Leute in den Stunden im Dorfe glich. Sie behielt das abgeschlossene Wesen, das sie immer gehabt hatte; nur wenn sie die kleine Enkeltochter bei sich hatte, hörte Dörthe von der anderen Stube aus manchmal die Großmutter mit dem Kinde sprechen, wie glücklich sie sich fühle und wie gut der liebe Gott sei, gerade als ob es das Kind verstände. Wenn Dörthe mit ihr in die Kirche ging, war sie seelensfroh, und wenn sie am Sonntag Abend versuchten, eins der neuen Lieder zu singen — Dörthe hatte eine schöne Stimme und ein gutes Gehör, und Maren hatte jetzt den Anhang zum Gesangbuch gekauft —, dann leuchteten ihre Augen so hell wie niemals zuvor. Nein, die Mutter war doch nicht altersschwach geworden — und Peter und Dörthe fingen an, zu verstehen, daß es doch etwas recht Schönes sei, wenn man sich so wie die Großmutter glücklich fühlen könne.

Aber das Wort Gottes hören, das mußte Maren; sie dürstete danach. Wohl that es ihr gut, wenn sie es las, aber wenn sie stille dasitzen und zuhören konnte, da schien es ihr viel mehr zu erwärmen und viel tiefer einzudringen.

Sie versuchte es auch einmal bei den Stundenleuten, als ein Kolporteur sprach. Es war ja so nahe, und Gottes Wort war doch im Grunde überall dasselbe. Sie streckten ordentlich die Hälse vor und warfen sich gegenseitige Blicke zu, als sie sich in

der Stube des Schmieds zeigte. „Der Herr hat sie schwer getroffen," flüsterten sie unter einander, „möge er nur dem Jens Andersen heute Abend ein kräftiges Wort in den Mund legen, das ihr hartes Herz aufrütteln kann."

Es wäre aber unrecht, wenn man sagen wollte, sie seien nicht freundlich gegen sie gewesen. Stine führte sie wie im Triumph auf den besten Platz, dicht neben des Redners kleinen Tisch, und alle sahen sie freundlich an, sowohl die Bekannten als die nicht zum Dorfe Gehörigen, und dann seufzten sie. Es wurde ihr ganz schlecht von all diesem Anstarren. Pastor Vanborg war auch da; sie hatte ihn seit jenem Tage an Pauls Sterbebette nicht wiedergesehen. Er sprach ein kurzes Einleitungsgebet. Als seine Augen denen von Maren begegneten, die so vertrauensvoll und erwartend auf ihn blickten — denn all ihre Bitterkeit gegen ihn war jetzt verschwunden — da gab es ihm einen Stich ins Herz; er hatte oft seither gedacht, ob er gegen die alte Frau nicht zu hart gewesen sei. Und um ihretwillen versuchte er heute milde zu reden, aber die Worte kamen kraftlos hervor; er verstand sich schlecht auf das Anschlagen der weichen Töne; es war ihm zu ungewohnt. Marens kindlich fragende Augen verwirrten ihn, so daß er seine Blicke zur Decke hinaufrichten mußte, und doch fühlte er ihre Augen die ganze Zeit auf sich gerichtet. Er vergaß ganz, was er sagen wollte, und schloß ziemlich matt; er konnte selbst nicht begreifen, was mit ihm war — er hatte doch solche Uebung im Reden. Die Freunde sahen sich an: der Geist Gottes war heute Abend nicht mit Vanborg, und dann seufzten sie.

Jens Andersen ging anders ins Zeug. Nach einem langen Gebet, worin der Name Jesu sich in jedem Satz wiederholte, redete er über die Worte: „Der Tod ist der Sünden Sold." Er schilderte die ewige Verdammnis und das Elend der Kinder der Welt mit so starken Farben, daß die ganze Versammlung schluchzte, ehe fünf Minuten vorüber waren. Nur Maren blieb kalt, obgleich er sie beinahe direkt ins Gesicht hinein anredete. Er hatte es, schien es, ganz besonders auf sie abgesehen und kam mehr und mehr ins Feuer; eine einzige Thräne in ihren Augen hätte ihn so gefreut; aber es kam keine. Maren war gekommen, um satt zu werden; dieses sättigte sie jedoch nicht. Nun ging er in seiner Rede einen Schritt weiter: Gottes Gnadengabe und das ewige Leben in Jesu Christo, unserem Herrn; — jetzt mußte das doch kommen, worauf sie wartete. Ja, er sprach wohl ein wenig von dem seligen Zustand der Kinder Gottes auf Erden und im Himmel, aber in seiner Beschreibung derselben konnte sie sich nicht erkennen. Und dann kam er wieder auf das erste zurück: Der Tod ist der Sünden Sold. Gottes Kinder sollen wohl acht geben, daß sie nicht aus der Gnade fallen, denn davor seien wir nicht einen einzigen Tag sicher.

Maren fühlte sich so unsicher und leer, als sie nach Hause kam. Der einzige bestimmte Eindruck, den sie bekommen hatte, war, daß Jesus auch für diese Leute ein mächtiger Herr war, und darüber freute sie sich. Aber ebenso war auch der Teufel mächtiger für sie, ach! so schrecklich mächtig. Nein, sie könnte keine Freude an ihrem Christentum haben, wenn sie so entsetzlich Angst vor dem Teufel haben müßte.

Schmiedestine war ganz erfüllt, sie kam schon am nächsten Tag; hier hatte der Herr eine Thüre geöffnet. Maren freute sich im Grunde, sie zu sehen. Jetzt hatte sie Lust, vom Reich Gottes zu reden, wenn nur die anderen mit ihr anfangen wollten; selber konnte sie nicht zuerst den Mund aufmachen. Stine seufzte viel mehr, als die Gelegenheit erforderte, und drückte große Freude aus über die herrliche Versammlung, an der Maren teilgenommen hatte, und da Maren wohl sah, daß sie es ehrlich mit ihrem Glauben meinte, wurde Stine die erste, der die Alte rückhaltslos erzählte, welche Veränderung mit ihr vorgegangen war. Ihrerseits fühlte sich zwar Stine ein wenig enttäuscht, daß Maren ohne die Hilfe der „Freunde" erweckt worden war, und als sie nach Hause ging, schüttelte sie den Kopf darüber, daß Maren soviel mehr von ihrem Taufbund als von ihrem Glauben und ihrer Himmelsfreude gesprochen hatte. Stine hielt selbst soviel auf himmlische Gefühle; so oft sie in die Versammlungen kam, war

sie ganz davon erfüllt, und deshalb besuchte sie auch alle, die sich im Umkreis von zwei Meilen zu den Freunden hielten. Erweckt war Maren vielleicht, aber bekehrt, das war sie gewiß nicht, sonst könnte sie sich mit dem ungläubigen Pfarrer in Oberbeck nicht zufrieden geben. Aber der Herr hatte sein Werk bei ihr angefangen, und die Kinder Gottes sollten nicht müde werden, für sie zu beten.

In den folgenden Monaten schleppte sie Maren mit in verschiedene Versammlungen, aber Maren brachte immer weniger von diesen mit sich nach Hause, nachdem sie sich fester und fester dem Gemeindekreis von Oberbeck angeschlossen hatte.

In dem Versammlungsverein von Oberbeck erhielt auch Marens einseitige Richtung den ersten Stoß. Der obengenannte Versammlungsverein hatte sie zuerst abgestoßen, er lautete so weltlich. Indessen ging sie doch eines Tages hin, als Schuh bekannt machte, daß ein fremder Pfarrer reden würde, und da hatte sie zu ihrer großen Freude entdeckt, daß die Worte, die sie da hörte, sich in nichts anderem von einer Predigt unterschieden, als daß sie nicht mit einem „Amen“ aufhörten. Nun wurde sie und ihre jungen Leute Mitglieder; hier hatten sie auch öfters Reden über das Vaterland und die Verhältnisse des ganzeu Volkes gehört, und wie ein warmer Strom durchströmte es ihr Inneres, daß auch sie ein Vaterland hatten, das wert war, geliebt zu werden, und ein Volk, das mit guten menschlichen Banden untereinander verknüpft war. Früher hatte sie gedacht, das Wort Gottes sei das einzige, was wert war, gehört zu werden, und sie konnte dem lieben Gott so herzlich für dieses ihr durch diese Reden gebrachte Erlebnis danken; sie fühlte, seine Gnade wurde darum nicht geringer, weil ihr Herz weiter wurde.

Sie war wiederholt in Oberbeck beim Abendmahl gewesen, und Schuh übersah absichtlich diese Ungehörigkeit. Und als sie eines Tages mit Peter kam, um für sich und die Ihrigen den Gemeindeverband aufzulösen, nahm er sie an. Diesem ernstlichen Drang gegenüber mußte die Rücksicht auf Vanborg weichen.

Eines Tages, nachdem sie beim Abendmahl gewesen war, fühlte sie sich getrieben, für Paul zu beten. Und sie betete froh und voll Vertrauen, und seither verging beinahe kein Tag, an dem sie nicht für ihn betete. Und es war ihr, wie wenn sie durch das Gebet in eine Verbindung mit Paul getreten sei. Sie war fest überzeugt; ebenso gewiß, als sie auf ihre alten Tage Frieden gefunden hatte, ebenso gewiß würde er da, wo er jetzt war, auch noch eine Heilsbotschaft hören.

Es waren einige Jahre vergangen. Der Hof von Peter Hansen draußen an der Dorfgrenze war der Mittelpunkt eines neuen christlichen Lebens geworden, das von den „Heiligen“ mit äußerstem Mißtrauen betrachtet wurde. Sie haben ihre „eigenen Versammlungen“ verlassen, hieß es von dieser Seite, denn alle Mitglieder dieser neuen Erweckung waren ohne Ausnahme aus der Gemeinde ausgetreten.

Peter selbst that nicht so recht mit oder vielleicht nur im Stillen; er verfolgte aber auf alle Fälle die Arbeit seiner Frau und Mutter für die jungen Leute mit lebhafter Teilnahme.

Maren hatte ihre Scheu überwunden, seit sie der Schmiedestine gegenüber erfahren hatte, wie wohlthuend es war, von diesen Dingen zu reden. Sie sprach nie sehr viel, aber der Friede, den sie gefunden hatte, leuchtete aus ihr, und oft hatte sie Gelegenheit gehabt, ihren Glauben vor den Menschen zu bekennen. Und dieses stille Glaubensleben hatte Spuren hinterlassen. Mehr als ein suchendes Menschenkind hatte sich zu der alten Frau hingezogen gefühlt, die von Herzen gerne das mitteilte, was sie selbst besaß und niemals jemand verdammte. Dörthe war die erste gewesen, die sich ihr ganz von selber angeschlossen hatte; sie wußte es nachher selbst nicht mehr, ob sie durch den Pfarrer von Oberbeck oder durch die Schwiegermutter zuerst zum Glauben gekommen war.

Und Dörthe war eine thatkräftige Persönlichkeit; was in ihr lebte, das trieb sie mit Mund und Hand zur Bethätigung. Sie konnte den „Heiligen" ganz tüchtig Bescheid sagen, und wenn dann diejenigen, die sie gerne den „Bodensatz" der Ihrigen nannte, sich anstießen und ihre Uebereinstimmung mit ihr äußerten — denn diese gönnten es ja anderen Leuten von Herzen, wenn sie die Wahrheit zu hören bekamen, aber selbst mit dem Schmied und seiner Frau anbinden, davor hüteten sie sich wohl —, dann konnte Dörthe sich ebenso gegen sie wenden und ihnen erklären, sie wolle lieber Jensens saure Gurken verzehren — denn es sei doch immer ein Christentum, wenn auch eins von der sonderbarsten Art —, als das verrottete Zeug, das sie einpökelten. Und ob sie sich vielleicht einbildeten, daß ihr Fluchen und Saufen und ihre Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort besser sei, als der anderen zu weit getriebene Gottesfurcht? Und das könne sie ihnen sagen, das sei das allererbärmlichste Kennzeichen für einen Menschen, wenn er von denen immer nur Schlechtes zu sagen wisse, die doch Ernst mit Gottes Wort gemacht hätten, selbst wenn sie es am verkehrten Zipfel angefaßt hätten. Für sich selbst, sagte sie, sei sie recht froh, daß es in des Vaters Haus droben viele Wohnungen gäbe, denn sie könnte es mit der Schmiedestine zusammen in derselben Stube nicht einen einzigen Tag aushalten, noch viel weniger eine ganze Ewigkeit — da müßte auf alle Fälle eine von ihnen zuerst ihre Haut ändern. — Aber wenn sie auf Stine wütend seien, weil sie es mit dem lieben Gott halte, so möchte sie sich freundlichst ausgebeten haben, daß sie nur auch über sie wütend werden sollen.

Dörthe hatte auch den Gedanken gehabt, die Mädchen vom Dorfe zum Nähen, Lesen und Singen zu versammeln. Nicht zur Gottseligkeit wollte sie sie zusammenbringen, sondern zu ganz einfacher, menschlicher Fröhlichkeit. Eine gut angewendete Zeit, das wußte sie, ließ keine Gewissensbisse zurück. Und konnte sie dann hie und da einmal, wenn die Herzen dazu gestimmt waren, ein gutes Wort für den lieben Gott einlegen, so war niemand froher als sie. Maren war von ganzem Herzen dabei, sie wurde wieder jung zwischen der Jugend.

Jeden Sommer bewerkstelligten die zwei Frauen einige Versammlungen im Freien, bei denen Schuh und andere gute Männer sprachen. Es war außerordentlich, wie gern die Leute zuhörten. Aber die Dorfkirche blieb immer gleich leer und immer mehr lösten sich von der Gemeinde. Vanborg beteiligte sich nicht an diesen Versammlungen; es hieß, er wolle sich versetzen lassen.

In dem Sommer, da die Erlaubnis zur Errichtung von Freischulen gegeben worden war, lag Stine auf dem Totenbette. Schon seit mehreren Wintern hatte sie mit einer Lungenkrankheit zu schaffen gehabt, und als jetzt das warme Wetter kam, konnte sie nicht mehr außer Bett sein. Maren ging hin, um sie zu besuchen; in ihrem Korbe hatte sie eine Flasche vom besten Kirschensaft mit prächtiger Etikette. Sie hatte den Umgang mit Stine nie ganz abgebrochen, und so oft sie sich begegneten, hatten sie freundlich zusammen gesprochen. Aber außerdem war jede ihren eigenen Weg gegangen; in den Häusern besuchten sie sich nicht.

Auf Marens Klopfen rief eine Männerstimme „herein". Es war der Schmied, der eben das jüngste Kind kämmte, aber nach der ersten Begrüßung ging er aus der Stube; er sah vergrämt aus.

Maren sah sich um. Es war sauber und luftig in der Stube; einige Möbel standen da und Bilder hingen an den Wänden. Draußen vor dem offenen Fenster summten die Bienen in der windstillen Luft; Rosenstöcke standen auf dem Fenstersims und die Sonne spielte glänzend hell auf dem Fußboden.

Das Bett stand an dem einen Fenster; sonst konnte die Kranke nicht atmen. Stine bemerkte Marens Kommen nicht; sie lag mit glühenden Wangen in einem Halbschlummer. Sie war schrecklich abgemagert, Maren konnte sie beinah nicht wiedererkennen. Der Mund stand weit offen und der Atem ging kurz und schwer; der Husten kam von ganz unten herauf, als ob sie ihn nicht herausbringen könnte.

Als Maren die Flasche hingestellt hatte und an das Bett trat, schlug die Kranke die Augen auf, und nachdem sie Maren eine Weile angestarrt hatte, glitt ein Schimmer des Verständnisses über ihr Gesicht, und sie freute sich offenbar über den Besuch.

„Es ist traurig, wie Ihr zusammengefallen seid, Stine, ich hätte Euch beinah nicht erkannt; Ihr treibt es gewiß nicht mehr lange," sagte Maren kopfschüttelnd, und dieser trostreiche Ausspruch sollte ihr Mitgefühl ausdrücken. Die vorsichtige, zurückhaltende Ausdrucksweise, die von den jütländischen Bauern sonst in allen Verhältnissen angewendet wird, hört am Krankenbette auf; sie können durchaus nicht verstehen, daß ein Kranker sich nach Aufmunterung sehnt, sie sprechen einfach aus, was sie fühlen, und der Kranke findet vielleicht auch einen gewissen Trost darin, wenn er bedauert wird.

Auf Stine machten die Worte keinen Eindruck; sie hatte dergleichen Ausdrücke in den letzten Wochen wohl oft genug gehört. Sie lag eine Weile stille da und zupfte mit den mageren Händen an der Bettdecke, dann sagte sie:

„Der Satan plagt mich sehr, das dürft Ihr glauben, Maren, ich habe große Angst vor dem Tode. Ach, ich bin einmal so gut mit dem lieben Gott gestanden, aber jetzt ist es gerade, wie wenn es ganz vorbei damit wäre."

Ihre Augen suchten diejenigen Marens in stiller Verzweiflung.

„Gott ist stärker als der Teufel, liebe Stine, er läßt dich nicht fallen." Maren fühlte solches Mitleid mit diesen schmerzerfüllten Augen und dem zum Weinen verzogenen Mund, der jedoch keinen Laut hervorbrachte; sie vergaß ganz, daß Stine aus der Stadt war, und sagte ohne weiteres „du" zu ihr. — „Du kannst doch beten, das weiß ich."

„Ach, das ist auch nur gering, Maren, und es ist keine Freudigkeit dabei. O, ich habe mich früher so stark gefühlt. Jetzt ist es mir, wie wenn mich der Teufel innerlich ausgebrannt hätte, — ich bin ganz vertrocknet und erstarrt."

„Das kommt nur davon, weil du krank bist, Stine."

„Gestern war ich bei Gottes Tisch — das bin ich übrigens jede Woche gewesen — und ich hatte so gewiß gehofft, daß Jesus mächtig in mir werden würde, denn das Abendmahl ist doch das größte Gnadenmittel, das wir haben. Aber ich fühlte nichts, gar nichts, nicht einmal eine Thräne konnte ich hervorbringen — ach, und ich habe doch früher so selige Thränen gekannt. — Maren, Maren, wißt Ihr, was ich heute denke, wenn ich so daliege?"

Die Frage kam beinahe wie ein Schrei, so verzweifelt klang sie.

„Nun?" Maren trocknete ihr die Stirne, wo die hellen Schweißtropfen standen, und strich ihr über das Gesicht, wie man ein kleines Kind beruhigt.

„Daß ich aus der Gnade gefallen bin, Maren, daß der Herr mich verworfen hat. Ich wage es keinem Menschen zu sagen, weder Jensen noch den „Freunden"; sie haben alle so an mir hinaufgesehen und dachten, ich sei so stark im Glauben, ich kann es ihnen unmöglich sagen, aber es ist ganz gewiß so, der Herr hat seinen heiligen Geist von mir genommen."

„So darfst du nicht sprechen, Stine, denn du weißt wohl, der Herr, der dich so teuer erkauft hat, will dich nicht verstoßen — wenn du nur an ihn glauben willst."

„Ich fühle nichts für ihn, Maren, nicht das Geringste."

„Ja, unsere Gefühle, liebe Stine, die sind eine arme Sache, aber Gottes Gnade, das ist etwas Reiches und Großes. Es ist gut, daß der Herr nie von uns fordert, daß wir ihn fühlen sollen, sondern daß wir an ihn glauben sollen. Du willst *fühlen*, Stine, und Thomas wollte *sehen*. Das eine wie das andere heißt ein Zeichen verlangen; aber der Herr sagt: „selig sind die, die nicht sehen und doch glauben."

„Glauben, sagt Ihr — ja, mir geht es wie dem Teufel, er glaubt auch und zittert. — Tot, Maren, tot und verloren."

„Nein, Stine, dir geht es wie dem Heiland am Kreuz; er hatte nur Angst und fühlte die Gottesnähe nicht, aber trotzdem hielt er sich an Gott: *mein* Gott, *mein* Gott, rief er. Nicht wahr, du willst doch auch, daß Gott *dein* Gott sei?"

„Was kann es nützen, was ich will?“

„Ja doch, denn Gott will es ja auch. Es steht ja in den Worten, mit denen er dich getauft hat; wenn du glauben kannst, was er da sagt, so ist er dein Gott, was für grobe Lügen dir der Satan auch immer vorlügen will.“

„Aber der Teufel kann auch die Wahrheit sprechen, Maren, und das ist gerade das Schreckliche. Wenn ich nun des Nachts wach dalag und nicht schlafen konnte, so hat er mir mein ganzes Christenleben aufgestöbert und mir gezeigt, wie viel Eitelkeit mit untergelaufen ist. Ihr wißt, ich habe immer eine starke Stimme gehabt und stets in den Versammlungen vorgesungen. Denkt Ihr, ich habe für den Herrn gesungen? Ja, ich dachte es damals auch, aber jetzt weiß ich es besser, es war nur, um gehört zu werden; meine Stimme sollte vor allen anderen hervorklingen, und ich konnte es nicht leiden, wenn irgend jemand da war, der besser sang als ich. Und dann wollte ich auch Aufseherin über die Kinder Gottes sein hier in der Stube bei den Versammlungen, und ihnen ihren Platz anweisen; ich wurde stolz dadurch — es war, wie wenn diese Versammlungen mir gehörten und nicht dem Herrn. Aber an all dieses dachte ich damals nicht, nun kommt aber alles zusammen in den dunklen Nächten über mich und richtet mich, ja, verdammt mich.“

„Du darfst glauben, liebe Stine, das ist nicht der Teufel, sondern gerade der Geist Gottes, der dir dieses aufdeckt; es ist ein köstliches Ding, wenn wir uns einmal selbst verdammen, dann kann Gott mächtig in uns werden.“

Stine schien nicht acht darauf zu geben; sie lag ruhig da, mit den Augen nach oben gerichtet, und fuhr in ihrem Gedankengang fort: „Es richtet mich, es richtet mich, und ich habe andere gerichtet.“

„Ja, das hättest du unterlassen sollen, denn die harten Worte bringen keinen Nutzen; der Teufel ist ein schlechter Evangelist.“

„Ich glaubte, es sei Gottes Werk, und so war auch dieses vielleicht nur mein eigenes.“

„Ja, viel davon war gewiß nur dein eigenes. Ich glaube, ich verstehe euch nun, ihr ‚Freunde‘. Ihr schlugt so laut auf die große Trommel, um euch selbst zu übertäuben, denn ganz im Grunde hattet ihr doch immer Angst, nicht wahr? Habt ihr überhaupt einen festen Grund gehabt, an den ihr euch halten konntet, habt ihr den Herrn in seinem Wort vor Augen gehabt.“

„O, da könnt Ihr sicher sein, ich bin oft in dem Herrn Jesu glücklich gewesen. Bange, ja, das kann sein, vielleicht war ich das auch, aber erst jetzt verstehe ich, was es heißt, richtig in Angst sein. Ach lieber, guter Heiland, warum kann ich dich doch nicht vernehmen!“

Sie preßte die Hände zusammen und erhob sie über ihren Kopf, aber sie fielen gleich wieder kraftlos herunter. Maren wartete eine Weile, dann sagte sie leise:

„Das Wort Gottes, Stine, das Wort Gottes — halte dich daran, darin wohnt der Herr.“

„Ich habe die heilige Schrift viele tausend Male gehört, was nützt es mir nun?“

„Worte hast du gehört, die Worte eures Pfarrers und eurer Kolporteure; nein, diese können einen Menschen, der am Sterben ist, nicht trösten, denn diese zerschlagen ja nur, soweit ich verstehe. Nein, der Herr ist nicht in den harten Worten, die von der Hölle handeln. Seit ich selbst zum Glauben gekommen bin, habe ich manchmal gedacht, wie ihr von den Worten, die ihr zu hören bekommt, wohl leben könnt, denn mir schienen sie kein Lebensbrot zu enthalten. Erwecken konnten sie wohl, aber ernähren konnten sie unmöglich. Später verstand ich, wie ihr im christlichen Leben erhalten bleibt: wenn ihr so oft zum Tische des Herrn geht — viel öfter, als ich es könnte —, so ist es darum, weil ihr nirgends anders etwas zum Leben findet.“

„Der Tisch des Herrn, ach Maren, das war ein seliger Ort für mich. Nun ist auch diese Freude von mir genommen. Ich bin ein verstoßener Mensch.“



„Nein, das bist du nicht, Stine. Falte jetzt deine Hände und laß uns das Glaubensbekenntnis zusammen hersagen. Denn du willst ja doch trotz allem glauben und gerettet werden, nicht wahr?"

„Ja, ich will, ich will — ach lieber Herr Jesus!"

Maren sagte das Bekenntnis leise und andächtig, während die Kranke mit geschlossenen Augen dalag und nur die Lippen bewegte; hin und wieder kamen einzelne Worte wie ein Flüstern.

„Siehst du, Stine, das ist dein, das ist dir alles in der Taufe zugesprochen worden," sagte Maren, und sie wiederholte nun der Kranken die Anfänge ihres Glaubenslebens, wie sie es damals in des Pfarrers Stube in Oberbeck aufgefaßt hatte. Jetzt sprach die Erfahrung von Jahren aus diesen Worten, denn sie hatte jeden Tag von den Worten des Glaubens gelebt. Das hatte ihr Frieden gebracht und sie konnte dafür einstehen: der Glaube, der konnte einen tragen.

An dem Gesicht der Kranken konnte sie sehen, daß diese Ruhe bekam. Stine ließ Maren ruhig weiter reden und bewegte nur hie und da die Lippen, wie wenn sie betete.

„Wie man doch so klein vor sich selbst wird," schloß Maren, „wenn man bedenkt, welch große Dinge Gott für uns gethan hat. Bedenket, daß unsere Sünden uns nicht länger anklagen können, nicht eine einzige — der Heiland hat sie für uns getragen."

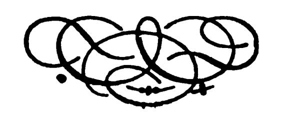
„Wie wohl thut es, das zu hören, ach so wohl!" flüsterte die Kranke.

Als Maren an diesem Tage nach Hause ging, dachte sie an Pauls Krankenbett und wie sie sich damals vor Stine gefürchtet hatte. Sie mußte lächeln, aber es war ein Lächeln, das ein großes Glück verkündigte.

„Ja ja, Paul," flüsterte sie in Gedanken, „unser Herrgott findet den einen nach dem andern, und er hat verschiedene Wege und sendet verschiedene Botschaft. Mag sein, daß er mich zu seinem Boten dort drüben brauchen kann, und mich wirst du hören, Paul, das weiß ich."

Stine hatte Maren gebeten, wiederzukommen, und Maren that es oft und immer brachte sie Frieden mit sich in die Stube des Schmieds.

Stine hatte einen sanften Tod und Maren drückte ihr die Augen zu.





Agrarische Herbstbilder aus der Ostmark des Deutschtums.

Von

Dr. G. Sarrazin-Kiel.

Weite Flächen wohlangebauter Felder: Roggen, Weizen, Kartoffeln, Rüben; stattliche Gutshöfe, Spiritusbrennereien, Zuckerfabriken, summende Dampfdreschmaschinen, Arbeiterscharen bei der Ernte und Bestellungsarbeit — alle diese Einzeleindrücke geben das Gesamtbild, daß wir in einem fruchtbaren Lande und in einem Lande eifriger landwirtschaftlicher Thätigkeit uns befinden.

Dennoch in einem armen Lande. Schon bei einer Eisenbahnfahrt merkt man das. Die vierte Klasse überfüllt: Männer und Frauen in polnisch-ländlicher und in städtischer Tracht; dritte Klasse mäßig gefüllt: wohlhabendere Handwerker, Kaufleute, Beamte, hin und wieder eine distinguiert aussehende Dame, ein stattlicher, sonnengebräunter Herr, die den Eindruck machen, als seien sie es besser gewohnt, als auf Holzbänken zu sitzen — wohl notleidende Agrarier; zweite Klasse spärlich besetzt: Offiziere, Handlungsreisende, eine orientalisch anmutende Familie, vermutlich aus dem Bade zurückkehrend; erste Klasse gewöhnlich leer. Die socialen Verhältnisse treten einem hier schon handgreiflich vor die Augen, mehr noch, wenn man in die ärmlichen kleinen Städte kommt, wenn man in den Dörfern die kümmerlichen Wohnungen der ländlichen Arbeiter sieht.

Aber man muß längere Zeit im Lande, und besonders auf dem Lande gelebt haben, um sich so recht bewußt zu werden, wie schwer es hier die Menschen haben, ihren notdürftigen Lebensunterhalt zu verdienen.

Nehmen wir z. B. einen Pferdeknecht auf einem Gute. Der Mann hat von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (im Hochsommer von 4 Uhr morgens bis abends 8—9 Uhr) mit einstündiger Mittags- und halbstündiger Frühstücks- und Vesperpause recht anstrengende Arbeit, mitunter in glühender Sonnenhitze, mitunter in strömendem Regen oder im Schneegestöber; er muß pflügen, eggen, Korn einfahren, Dünger fahren, aufladen, abladen 2c.

Dafür erhält er — ich mache im Folgenden ganz authentische Angaben nach den auf einem Gute der Provinz Posen gegenwärtig gültigen Lohnsätze, die etwa den Durchschnittszahlen entsprechen — an Jahrlohn 100 Mark (einschließlich 20 Mark Holzgeld), ferner an Deputat für das Jahr 14 Ctr. Roggen, 4 Ctr. Gerste, 4 Ctr. Erbsen, 70 Scheffel Kartoffeln, 3/4 Morgen Gartenland zur Nutzung, freie Fütterung für eine Kuh und freie Wohnung (Stube und Kammer). Er kann sich ein Schwein und Hühner

halten. Im Krankheitsfalle hat er Arzt und Apotheke frei, auch erhält er in dringenden Fällen freie Fuhren.

Hiervon kann nach städtischen Begriffen eine Arbeiterfamilie nur sehr dürftig und kärglich existieren, mit fast ausschließlich vegetarischer Kost. Arbeitet die Frau mit, so erhält sie einen Tagelohn von 50 Pf., halbwüchsige Kinder 40 Pf.

Liberale und Socialdemokraten sind, wenn sie von solchen Lohnverhältnissen hören, gleich bei der Hand mit Schlagwörtern wie Hungerlöhne, gewissenlose Ausbeutung des ländlichen Proletariats, Lohnsklaverei u. dergl. Dem ist aber zunächst entgegenzuhalten, daß der polnische Arbeiter (um solche handelt es sich hier) bedürfnisloser und einfacher lebt, als der deutsche. Ferner muß der städtische Arbeiter für Wohnung, Kleidung, Nahrung so viel mehr ausgeben, daß er sich trotz viel höherer Löhne doch mitunter nicht besser steht, als der Landarbeiter. Thatsächlich kommt es auf dem Lande wohl nur sehr selten vor, daß Arbeiter Hunger leiden, was in der Stadt bei Arbeitslosigkeit oder Streiks und auch sonst doch gar nicht so selten ist.

Andererseits ist zu betonen, daß bei der gegenwärtigen mißlichen Lage der Landwirtschaft, bei heutigen Kornpreisen der Arbeitgeber unmöglich höhere Löhne zahlen kann; denn selbst bei diesen niedrigen Löhnen kommt er nicht auf die Kosten.

Wir verzichten darauf, detaillierte Rechnungen aufzumachen über die Bodenrente der Gegenwart. Alle Landwirte sind darüber einig, daß eine solche kaum noch vorhanden. Es bleibt für den landwirtschaftlichen Unternehmer, selbst wenn er sein Gut vollständig schuldenfrei geerbt oder geschenkt erhalten hat, heutzutage nur ein minimaler Unternehmergewinn, ein äußerst geringer Lohn seiner Direktionsthätigkeit. Wenn aber, wie doch wohl in den meisten Fällen, der Besitzer mehr oder minder hoch verschuldet ist, wenn der Pächter eine Pachtsumme von etwa 10 Mark pro Morgen zahlen muß, so liegt es auf der Hand, daß sie mit Verlust arbeiten müssen und in einigen Jahren bankerott werden.

Und nun vergleiche man mit diesem Resultat, was Zwischenhändler, Müller und Bäcker ohne große Mühe an demselben Getreide verdienen, das der Landwirt unter den Produktionskosten verkaufen muß!

Ein Centner Roggen ergiebt beim Backen 100 Pfund Brot, also — das Pfund Brot zu 10 Pf. gerechnet — 10 Mark. Dazu kommt noch Kleie im Wert etwa von 75 Pf. So ist es wohl erklärlich, daß Müller und Bäcker — von Getreidehändlern ganz zu schweigen — fast regelmäßig wohlhabend, oft sogar reich werden, während die ländlichen Arbeiter in größter Dürftigkeit ihr Leben fristen, Bauern und Gutsbesitzer immer mehr verarmen.

Dabei zetern freisinnige Blätter über Brotverteuerung und agrarische Begehrlichkeit, Ausraubung durch die Junker u. s. w., sobald der Landmann einen auskömmlichen Preis für seine Produkte verlangt. Die wirklichen Brotverteurer sind nicht auf dem Lande, sondern in den Städten zu suchen. Es ist nachgewiesen, daß die Schwankungen der Kornpreise nur einen geringen Einfluß auf den Brotpreis haben. Vor zwanzig Jahren, als die Kornpreise noch erheblich höher waren, hatte das Brot nicht wesentlich höheren Preis, weil sich damals die Müller und Bäcker noch mit geringerem Mahlgeld und Backspesen begnügten. In diesem Herbst aber ist in Berlin, während die Kornpreise fielen, der Brotpreis sogar noch gestiegen.

Aber zugegeben selbst, daß bei höheren Kornpreisen das Brot um eine Kleinigkeit teurer wird, daß vielleicht das 5-Pfund-Brot dann statt 50 Pfg. 51, 52, 53 Pfg. kosten würde, oder besser gesagt, das 50-Pfg.-Brot um eine Kleinigkeit kleiner würde — das große Publikum, das überhaupt das Brot nicht wägt, würde diese „Verteuerung“ gar nicht merken. Es ist aber nicht bloß eine Forderung der Gerechtigkeit, sondern auch socialpolitischer Klugheit, daß das Mißverhältnis zwischen dem Ertrage der Arbeit auf dem Lande und in der Stadt allmählich etwas ausgeglichen wird.

Was veranlaßt den Zuzug der ländlichen Arbeiter in die Städte? Doch im wesentlichen die höheren Löhne der städtischen Arbeiter. Bei den heutigen Lohnverhältnissen entvölkert sich das platte Land mehr und mehr, die Städte aber leiden an einem Ueberangebot von Arbeitern. Die Scharen von Arbeitslosen, der Vagabunden und Bettler mehren sich in erschreckender Weise. Das Heer der Socialdemokratie, die Truppe der Anarchisten vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Das alles hängt mit dem billigen Brot zusammen. Alle diese mißlichen und gefahrdrohenden Verhältnisse würden sich aber mit Notwendigkeit bessern, wenn die Kornpreise stiegen und das Brot etwas teurer würde. Zunächst würde der Landwirt wieder intensiver wirtschaften können, mehr Arbeiter gebrauchen und besser bezahlen. Der Zug ländlicher Arbeiter in die Städte würde nachlassen, damit auch das die Löhne drückende Ueberangebot von Arbeit in den Städten. Die Scharen der Arbeitslosen würden sich verringern. Für die noch vorhandenen Unterstützungsbedürftigen, Bettler und Vagabunden kann es gleich sein, ob das Brot etwas teurer oder billiger ist, denn sie kaufen es doch nicht. Die städtischen Arbeiter würden sich zunächst vielleicht etwas einschränken müssen, sie würden ihr Geld nicht soviel in die Kneipen tragen können, was gerade kein nationales Unglück wäre. Die zunehmende Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung aber würde auch auf die Industrie und den Handel in den Städten belebend wirken. Die Millionen, welche jetzt in die Taschen einzelner Spekulanten, Müller, Bäcker fließen, würden sich gleichmäßiger verteilen; andere Millionen, die jetzt für ausländisches Getreide ins Ausland gehen, würden im Lande bleiben, denn die jetzige Einschränkung des Körnerbaues ist ja nur die Folge der Unrentabilität. So wäre die Folge höherer Kornpreise eine allgemeine Gesundung der socialen Verhältnisse und eine Zunahme des Wohlstandes.

Die uralte Fabel vom Magen und den Gliedern, die einst der kluge Menenius Agrippa den römischen Plebejern erzählt haben soll, würde auf die jetzigen Verhältnisse noch besser passen. Denn die Landwirtschaft läßt sich in der That dem Magen vergleichen, der die Glieder ernährt, ihnen Kraft und Leben zuführt; wenn sie krankt, so leidet der ganze Organismus des Staates mit.

Wie damals die Plebejer den Patriziern, so werfen jetzt Socialdemokraten und Liberale den „Junkern", besonders den „ostelbischen", mit Vorliebe vor, daß sie ein allzu üppiges, schwelgerisches und faules Leben führen. Aber kein Vorwurf kann ungerechter sein. Wer gewisse Zeitungen und Witzblätter liest, ohne die wirklichen Verhältnisse zu kennen, der kommt allerdings dadurch zu der Vorstellung, daß Champagnertrinken und Hasenjagen die Hauptbeschäftigungen der „Junker" seien. In Wirklichkeit lebt der „Großgrundbesitzer" ganz anders. Die ländliche Lebenshaltung ist im Durchschnitt viel einfacher als die städtische; solche Schlemmereien, wie sie in städtischen Kaufmanns- und Beamtenkreisen alltäglich sind, Diners und Soupers kommen nur als Ausnahmen vor. Für Kleidnng und Vergnügungen wird viel weniger ausgegeben, als im städtischen Mittelstand, das Leben ist überhaupt viel einfacher und, namentlich für die Hausfrau, viel arbeits- und mühevoller. Mancher Gutsbesitzer übt kaum die Jagd noch selber aus, weil die Zeit dazu fehlt. Denn der Beruf des Gutsbesitzers nimmt seine Thätigkeit den Tag über, namentlich in der Ernte- und Bestellzeit, vollauf in Anspruch, auch wenn er einen oder mehrere Beamte hat. Der Landwirt, der heutzutage sich über Wasser halten will, muß von früh bis spät auf den Beinen sein, bald hier, bald da dirigieren, inspizieren, revidieren, mitunter auch selbst eingreifen, sei es, daß eine Maschine in Unordnung geraten oder ein Stück Vieh krank geworden ist. Wenn er müde nach Hause kommt, hat er geschäftliche Korrespondenz zu erledigen, Bücher zu führen u. dgl. m Dazu kommen noch die massenhaften Schreibereien, welche die Ehrenämter als Gutsvorstand, Amtsvorsteher, Armenpfleger auferlegen. Bald ist ein Formular der Alters- und Unfallversicherung auszufüllen, bald wird von einer Gerichts- oder Polizeibehörde über irgend eine mehr oder minder gleichgültige Sache

Auskunft verlangt. Auch die Einziehung und Ablieferung der Steuern, Einziehung der Schulstrafen bei den Arbeitern ist dem Gutsbesitzer übertragen. Ueber die Rücksichtslosigkeit und Anmaßung der Behörden, welche bei solchen Gelegenheiten den Gutsbesitzer fast wie einen Subalternbeamten behandeln, wird viel geklagt.

Auch sonst ist bei den Behörden wenig Rücksicht für die Landwirtschaft zu finden. Wenn z. B. Arbeiter wegen Diebstahls oder sonstiger Vergehen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt sind, so kommt es nicht selten vor, daß sie diese in der Erntezeit abbüßen müssen, gerade wenn der Dienstherr ihre Arbeit am nötigsten braucht. Bittet der Gutsbesitzer um Strafaufschub, so erhält er wohl nach längerer Zeit — wenn es zu spät ist — die Antwort, nur der Verurteilte selbst könnte auf Aussetzung der Strafvollstreckung antragen.

Dem Arbeiter aber ist es natürlich meistens ganz recht, wenn er gerade in der heißesten Arbeitszeit ein paar Tage des Nichtsthuns genießt. Ueberhaupt ist es ein großer Irrtum, zu glauben, daß eine Freiheitsstrafe von ein paar Tagen auf diese Art Leute einen besonderen Eindruck macht. Als besonders ehrenrührig gelten Gefängnisstrafen bei polnischen Arbeitern nicht; das Faulenzerleben sagt ihnen aber sehr zu; außerdem haben sie freie Kost und Logis ebensogut, vielleicht noch besser als zu Hause — worin liegt da also die Strafe?

Mehr gestraft wird eigentlich der Gutsherr, der einen Diebstahl zur Anzeige bringt. Denn abgesehen von den Unkosten und der Zeitversäumnis, die aus einer Untersuchung, Vorladung zum Termin, Fahrt in die Stadt erwachsen, wird ihm noch ein Arbeiter entzogen, oft in dringendster Arbeitszeit, ohne daß er eine Entschädigung erhält. Ist es da zu verwundern, wenn Gutsbesitzer eine solche Anzeige vermeiden, wenn sie bei Diebstählen, obgleich sie selbst schwer darunter leiden, lieber ein Auge zudrücken? Ist es weiter zu verwundern, wenn Diebstähle immer häufiger werden, immer ungenierter ausgeführt werden? Das sind die Resultate moderner, „humaner" Rechtspflege.

Charakteristisch ist folgender Vorfall. In einem polnischen Dorfe war dem Muttergottesbilde, welches an der Landstraße steht, von frevelhafter Hand der Kopf abgeschlagen worden. Darob große Betrübnis bei den Dorfbewohnern, welche die Huld der Himmelskönigin verloren zu haben glaubten; sie wollten für eine neue Figur sammeln. Der Gutsherr aber versprach eine neue Mutter Gottes zu stiften — vorausgesetzt, daß innerhalb vier Wochen einmal kein Diebstahl vorkäme, ließ die Figur kommen und einstweilen auf den Speicher legen. Seitdem sind über zwei Jahre vergangen — das Muttergottesbild aber liegt noch immer auf dem Speicher und hütet das Getreide. Selbst die Furcht vor dem Zorn der Jungfrau Maria konnte die Leute nicht von der Kleptomanie heilen.

Von seinen Leuten bestohlen, von den Behörden mehr chikaniert als geschützt, den Tag über in angestrengter Thätigkeit und dennoch nur mit Mühe in der Lage, sich und seine Familie zu erhalten, das von den Vätern ererbte oder durch seine Arbeit erworbene Gut den Seinen zu bewahren, oft auch von Gläubigern bedrängt, von Wucherern umlauert — das ist heutzutage das wenig beneidenswerte Los eines Gutsherrn in den östlichen Provinzen. Ist es da dem Landwirt zu verdenken, wenn er immer verbitterter wird, wenn die Galle schließlich überläuft und heftige Worte gegen diejenigen fallen, die als die Urheber der Mißstände und der Notlage angesehen werden?

Die agrarische Bewegung würde nicht einen solchen Umfang und eine solche Kraft erlangt haben, wenn sie nicht von wirklicher Not und wirklichen Uebelständen gezeitigt wäre.

Die Steuerlast, die der Landwirt zu tragen hat, ist auch jetzt, nachdem die Grund- und Gebäudesteuer aufgehoben ist, unverhältnismäßig hoch. Manche Gutsbesitzer müssen

2000 Prozent und mehr ihrer Einkommensteuer an Kommunalabgaben und Beiträgen zur Altersversicherung aufbringen.

Die Arbeitslöhne auf dem Lande sind infolge der Konkurrenz der Industrie in den letzten 20 Jahren gestiegen und werden bei dem sich immer mehr fühlbar machenden Mangel an ländlichen Arbeitern noch mehr steigen. Die Preise der Produkte sind dagegen infolge der ausländischen Konkurrenz fast auf die Produktionskosten herabgedrückt. Um ein so schwer belastetes und in seiner Existenz bedrohtes Gewerbe zu schützen und zu schonen, hätte eine weise Wirtschaftspolitik doch mindestens die schon bestehenden Einfuhrzölle aufrecht erhalten müssen. Statt dessen sind politischen und merkantilen Interessen zuliebe, Socialdemokraten und Freisinnigen zu Gefallen die Kornzölle herabgesetzt worden, um dieselbe Zeit, als Frankreich und Italien die ihrigen noch erhöhten.

Die Rücksicht auf eine billige Volksernährung ist ja allerdings eine sehr wichtige; aber sie darf doch nicht soweit getrieben werden, daß die Ernährer selbst Not leiden.

Als die Agrarier bei Beratung des russischen Handelsvertrages prophezeiten, daß der Markt mit russischem Getreide überschwemmt werden würde, da wurden von freihändlerischer Seite diese Befürchtungen als übertrieben hingestellt. Sie sind aber in vollem Maße eingetroffen. Nur um den Preis künstlich herabzudrücken, haben in diesem Sommer die Getreidespekulanten Cohn & Rosenberg u. a. große Massen billigen russischen Roggens und Weizens in Berlin aufgespeichert. Diese dem russischen Landmann für einen Spottpreis abgepreßte Ware, welche natürlich dementsprechend schlecht, ja sogar gesundheitsgefährlich ist, da sie von Bacillen wimmelt, drückt nun den Preis des einheimischen guten Getreides noch unter den Weltmarktpreis, ja sogar unter die Produktionskosten herab. Ist es da den Landwirten, die sich um den sauer verdienten Lohn ihrer Mühe betrogen sehen, zu verübeln, wenn sie die Handelspolitik für ihren vor Augen stehenden Ruin verantwortlich machen, wenn sie gegen das Börsentreiben mit aller Kraft der Verzweiflung vorgehen?

Die liberalen Zeitungen halten natürlich solche Börsenmanöver für vollkommen berechtigt und erklären Cohn & Rosenberg für eine durchaus solide und ehrenwerte Firma. Aber die Ueberzeugung, daß solchen Machinationen ein Damm gesetzt werden muß, greift doch immer mehr um sich.

Soll es wirklich soweit kommen wie in Rußland, wo der Bauer in vollständige Schuldknechtschaft geraten ist, sein Brotkorn um jeden Preis verkaufen muß und selbst hungert? Soll es soweit kommen wie in England und Irland, wo schon meist der Getreidebau als unrentabel aufgegeben ist, wo Pachthöfe verlassen und dem Verfall preisgegeben sind, wo fruchtbares Ackerland dauernd brach liegt?

England ist ein reiches Land, hat in seinen Bergwerken ungeheure Mineralschätze, eine technisch hoch entwickelte Industrie, in seinen Kolonien ein ziemlich sicheres Absatzgebiet; daher kann dieser Staat den Niedergang der Landwirtschaft allenfalls verwinden. Aber auch in England wird der Verfall dieses einst so blühenden Gewerbes, die Entwertung des Bodens, die Abhängigkeit vom Ausland in Bezug auf die Ernährung des Volkes als eine schwere Kalamität angesehen.

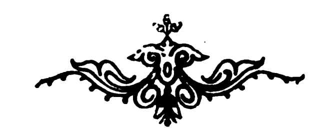
In England leben jetzt kaum 15 Prozent der Bevölkerung direkt von der Landwirtschaft — in Deutschland gegen 40 Prozent. In Deutschland ist immer noch der Ackerbau das Gewerbe, welches die meisten Menschen ernährt. Obwohl unsere Bergwerksproduktion, unsere Industrie einen kräftigen Aufschwung genommen, läßt sie sich doch nicht entfernt mit derjenigen von Großbritannien vergleichen. Die Absatzverhältnisse der deutschen Industrie sind bei weitem nicht so günstig, wie die der englischen.

Die Folgen des weiteren Niedergangs der Landwirtschaft, direkte und indirekte, sind unabsehbar, die Kapitalisten verlieren ihr in Hypotheken auf ländliche Grundstücke angelegtes Kapital ganz oder teilweise. Die Staatskasse erleidet einen großen Ausfall

an Steuern. Die verminderte und stellenweise schon versiegende Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung macht sich in kleineren und auch schon in größeren Städten im Rückgang des Handwerks und der Geschäfte geltend. Die kleinen Landstädte veröden. Immer mehr landwirtschaftliche Arbeiter, die brotlos geworden sind, strömen in die Großstädte, wo sie die Scharen des Proletariats und der Socialdemokraten vermehren.

Bei dem Massenbankerott der Landwirte würden allerdings landwirtschaftliche Produkte eine Zeit lang verschleudert werden, und der städtische Spießbürger würde sich vielleicht ein oder zwei Jahre hindurch über die billigen Preise von Brot, Butter, Milch, Fleisch freuen, Zwischenhändler, Müller und Bäcker würden zunächst sehr gute Geschäfte machen. Aber sehr bald würde die Verbilligung in eine Teuerung umschlagen.

Zunächst würden die Getreidepreise steigen, um so mehr, je mehr der Getreidebau in Deutschland zurückgegangen und das Importbedürfnis gestiegen ist. Nur ein solches Hungersnotjahr, wie 1891 in Rußland, und auch in Deutschland würden Hungersnotpreise eintreten. Wenn die Teuerung, wie zu erwarten, zusammenfällt mit den sicher eintretenden Industriestockungen, mit massenhaften Arbeiterentlassungen — so ist die Revolution vor der Thür. Dann aber wird selbst den Börsenbaronen und ihrem freisinnigen Anhange bange werden.





Ein socialdemokratisches Geschichtswerk.

Von

Heinrich Wilhelmi.

Daß die Erforschung der Geschichte des Socialismus ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit ist, empfindet jeder, der sich eingehender mit der socialen Frage beschäftigt. Auch wenn man im einzelnen ganz anders über die bereits vorliegenden Arbeiten dieser Art urteilt, als von socialdemokratischer Seite geschieht, kann man sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß sie dem gegenwärtigen Bedürfnis nicht mehr genügen. Wie Jahrzehnte der praktischen Arbeit in innerer Mission von nöten waren, ehe ein Werk wie Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit geplant und ausgeführt werden konnte, so mußte und muß sich noch viel mehr durch die Arbeit der socialen Reform und die Auseinandersetzung mit dem Socialismus als einer politischen Macht unser Blick schärfen, ehe wir mit wachsender Sicherheit die socialistischen Ideen und Bewegungen vergangener Zeiten zu verstehen vermögen. Jeder Beitrag dazu, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit gegeben wird, ist erwünscht und dankenswert. Unter dieser Voraussetzung kann man es nur freudig begrüßen, wenn die Herausgabe einer „Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen“ unternommen wird (Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart).

Die Verfasser haben die Arbeit an dem breit angelegten Werke in folgender Weise unter sich verteilt. Der erste Band behandelt „Die Vorläufer des neueren Socialismus“ und zerfällt in zwei Teile: der erste Teil, „Von Plato bis zu den Wiedertäufern“, ist von Karl Kautsky verfaßt und bereits erschienen. (1. Der platonische und der urchristliche Kommunismus, 2. Die Arbeiterbewegung im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation, 3. Der Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation.) Der zweite Teil wird reichen „von Thomas More bis zur französischen Revolution“; die einzelnen Abschnitte werden verschiedene Verfasser haben: 4. Die beiden großen Utopisten (Thomas More von K. Kautsky; Thomas Campanella von P. Lafargue); 5. Die kommunistischen und demokratisch-socialistischen Strömungen während der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts von E. Bernstein; 6. Der Jesuitenstaat in Paraguay von P. Lafargue; 7. Der Socialismus in Frankreich bis zur großen Revolution von C. Hugo; 8. Die religiösen kommunistischen Kolonien in Nordamerika von C. Hugo. Hieran schließt sich die „Geschichte der deutschen Socialdemokratie von ihren ersten Keimen bis zur Gegenwart“ von Franz Mehring (1. 1830—63; 2. 1863—78; 3. 1878—90; 4. 1890—93). Die ferneren Bände werden umfassen den Socialismus in England und Frankreich während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von E. Bernstein und G. Plechanow; und die Geschichte des Socialismus der letzten Jahrzehnte

in den verschiedenen „modernen Ländern“ mit Ausnahme Deutschlands. Das Werk wird außerordentlich billig sein, so daß es trotz seines erheblichen Umfanges auf Massenverbreitung rechnen kann: der vorliegende erste Teil des 1. Bandes enthält XII und 436 Seiten in Großoktav und kostet nur 3 Mark. Man muß darnach annehmen, daß das Buch in der Agitation und für die Geistesbildung der höherstehenden Arbeiter in den nächsten Jahren eine große Rolle spielen wird. Es wird eine Rüstkammer geschichtlichen Wissens und geschichtlicher Urteile werden, und schon darum verlohnt es wohl, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken. Denn wenn auch vielleicht die Zahl der Arbeiter, die es wirklich lesen, nicht allzu groß sein wird, so wird doch jedenfalls die socialdemokratische Presse es in jeder Weise auszumünzen suchen. Der „Vorwärts“ hat durch Abdruck einzelner Abschnitte bereits damit begonnen. Die gemeinverständliche, anregende, oft prickelnde, mit allerlei Ausfällen und boshaften Bemerkungen über Tagesfragen gespickte Schreibweise läßt es gerade dazu sehr geeignet erscheinen. —

Von modernem oder neuerem Socialismus kann man nur reden innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Ihre Schäden haben zu kommunistischen Gedanken Anlaß gegeben, und zwar sowohl einzelnen geistig hochstehenden Denkern (kommunistischer Utopismus), als auch den Massen in ihrem Kampf um materielle Bedürfnisse („Gleichheitskommunismus“). Jener datiert von Thomas More, dieser von der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts. Vor diesen nächsten Vorläufern des modernen Socialismus hat es aber andere Vorgänger kommunistischer Ideen gegeben: der philosophische Kommunismus, der Utopismus weist zurück auf Platos Staatsideal, und der Gleichheitskommunismus verleugnet zumal in seinen Anfängen nicht den Zusammenhang mit dem unklaren religiösen Gefühlskommunismus christlicher Sekten. Diese ferneren Vorläufer des modernen Socialismus behandelt K. Kautsky in dem vorliegenden ersten Teile des 1. Bandes. Er bespricht zunächst den platonischen und den angeblichen urchristlichen Kommunismus; hierauf die Lohnarbeiterschaft als den entscheidenden Faktor einer neuen Produktionsweise in dem Abschnitt: „Die Lohnarbeiter im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation“; endlich — und das ist die Hauptmasse des Buches — den „Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation“. (1. Der klösterliche Kommunismus. 2. Der ketzerische Kommunismus. Sein allgemeiner Charakter. 3. Der ketzerische Kommunismus in Italien und Südfrankreich. 4. Die Begharden. 5. Die Lollharden in England. 6. Die Taboriten. 7. Die böhmischen Brüder. 8. Die deutsche Reformation und Thomas Münzer. 9. Die Wiedertäufer.) Dies ist der Inhalt des Buches.

Geschichtliche Untersuchungen sind nicht in derselben Weise unabhängig von der Person des Führers, welchem man sich anvertraut, wie naturwissenschaftliche. Für diese genügt die Ueberzeugung, daß der Führer sehen kann und sagen will, was er gesehen hat. Eigener Augenschein und Experiment sind relativ leicht zu handhabende Mittel der Kontrolle. Der Forscher steht nur in besonderen Fällen in der Versuchung, durch persönliche Neigung oder Abneigung das Ergebnis zu trüben. Die „persönliche Gleichung“ ist hier eine relativ geringfügige Fehlerquelle. Aber sie gewinnt an Einfluß, je komplizierter die Untersuchung wird und je mehr sie sich dem Forschungsgebiet der Geisteswissenschaften nähert. Eine geschichtliche Forschung, wenn sie nicht ganz abgelegene und irrelevante Dinge betrifft, ist daher im allerhöchsten Maße abhängig von der Person des Forschers. Seine Vertrauenswürdigkeit ist die oberste Bedingung für den, der von ihm lernen soll. Wo dies Vertrauen ist, da haben geschichtliche Zeugnisse einen unermeßlichen Einfluß auf den Leser; wo es nicht ist, wo man bei dem Berichterstatter, sei er Augenzeuge oder Historiker, Voreingenommenheit oder Kritiklosigkeit oder eine bestimmte Absicht vermutet, ist der Widerwille des Lesers in keiner Weise zu besiegen.

Man hatte das eine Zeit lang übersehen. Die „exakte Methode“ der Beobachtung hat in unserem Jahrhundert eine Rolle gespielt wie früher einmal die mathe-

matische Beweisführung, so daß die Grenze zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften verwischt schien. Eine Zeit lang — es hat nicht lange gewährt — war jeder Historiker des Vertrauens seiner Leser gewiß, sobald er seine Darstellung mit reichlichen Quellenbelegen ausstattete. Allein Joh. Janssen hat wenigstens das eine unbestreitbare Verdienst, die Harmlosigkeit jenes Vertrauens auf „Quellen" und „gleichzeitige Zeugnisse" gründlich zerstört zu haben. Er hat der verblüfften Welt gezeigt, was alles man mit Quellen belegen kann. Quellenbenutzung und Quellenkritik haben seitdem viel von ihrem geheimnisvollen Nimbus verloren. Niemand wird den Verfassern der Geschichte des Socialismus bestreiten, daß sie „auf der Höhe der Wissenschaft" stehen und die „Methode" der Forschung zu handhaben wissen. Allein man wird unwillkürlich ihre Resultate mit einiger Vorsicht aufnehmen und die Anerkennung ihrer „Objektivität" von der genauesten Nachprüfung des Einzelnen abhängig machen. Denn „Objektivität" ergiebt sich eben nicht ohne weiteres „aus der strengen Wissenschaftlichkeit", wie uns der „Vorwärts" in seiner Besprechung des Werkes vorspiegeln will. Sondern umgekehrt wird ein Schuh daraus: „Strenge Wissenschaftlichkeit" ist nur möglich, wenn „Objektivität" vorhanden ist, und für diese müssen andere Bürgschaften als „Quellen" und „Methode" vorhanden sein, nämlich solche des Charakters. Und wie die Dinge einmal liegen, kann man von vornherein einiges Mißtrauen gegen die Unbefangenheit eines socialdemokratischen Politikers wie Kautsky nicht unterdrücken, dem es begreiflicherweise zuweilen schwer wird, „den wissenschaftlichen Gleichmut nicht zu verlieren" (S. 425). Indes wird man ihm zugestehen dürfen, daß seine Voreingenommenheit für gewisse und gegen andere geschichtliche Bewegungen und Persönlichkeiten an sich kein größeres Hindernis für die Erforschung der Wahrheit bedeutet als die jedesmal entgegengesetzte Stimmung oder anderswie bestimmte Parteirichtung seiner Vorgänger. Die socialdemokratische Parteistellung des Verfassers soll daher unser Urteil nicht von vornherein beeinflussen. Wir halten es vielmehr für eine Forderung der Gerechtigkeit, unbefangen zu prüfen, welches Vertrauen Kautsky als Historiker verdient, indem wir an einer Reihe von wichtigeren Punkten seine Darstellung kontrollieren. Er hat ein Recht darauf so gut wie seine Gegner.

Aber ehe wir dazu schreiten, erhebt sich eine andere Vorfrage. Es ist bekannt, daß die marxistische Socialdemokratie sich u. a. auf eine besondere Geschichtsauffassung, die „materialistische", stützt, und es liegt nahe, in einer solchen als einer vorgefaßten Meinung, einem aprioristischen Element, von vornherein einen Grund zum Mißtrauen zu sehen. Wer aus philosophischen, dogmatischen Gründen an die Erforschung der Begebenheiten eine Theorie über ihre Entwicklung heranbringt, wie sollte der nicht versucht sein und fast mit Notwendigkeit der Versuchung erliegen, die Geschichte nach seiner Theorie zu konstruieren und der Wirklichkeit Gewalt zu thun — in majorem gloriam systematis? Wie das der Hegelei geschehen ist und einer einseitig katholischen, evangelischen, preußischen, welfischen, kurz jeder dogmatisch bestimmten Historik alle Tage geschieht. — Nun freilich belehren uns die Verfasser der Geschichte des Socialismus schon im Vorwort (S. VIII), daß die „materialistische Geschichtsschreibung des modernen Socialismus eine vollkommen objektive Geschichtsschreibung ermöglicht". Sie verzichten darauf, das näher auseinanderzusetzen — ihr Werk soll den thatsächlichen Beweis bringen. Nur soviel sagen sie, daß der moderne Socialist seinen Vorgängern deshalb völlig unbefangen gegenüberstehe, weil ihr Socialismus nicht der seinige sei — entsprechend den ganz andersartigen Verhältnissen, aus welchen dieser und jener erwachsen sei. Er sei darum an dem Urteil über diese Vorgänger „nicht direkt, nicht als Kämpfer" beteiligt. Allein damit ist nichts bewiesen, denn dasselbe Beneficium muß ja auch für die Gegner, die Besitzenden gelten. Sie bilden mit den Besitzenden früherer Zeiten ebenso oder ebenso nicht „eine reaktionäre Masse", wie die modernen mit den früheren Socialisten eine revolutionäre Masse. Wir haben hier nur ein erstes Beispiel des dreisten und blendenden Schlußverfahrens, dessen sich die Herren Verfasser zu bedienen

lieben. Wir werden uns dadurch jedoch nicht abhalten lassen, uns die materialistische Geschichtsauffassung darauf anzusehen, inwieweit sie erst und sie besonders eine „vollkommen objektive“ Geschichtschreibung ermöglicht.

Was ist eigentlich die viel berufene materialistische Geschichtsauffassung? Die Frage wird dadurch kompliziert, daß die materialistische Geschichtsauffassung von Freunden und Feinden vorschnell mit dem Materialismus als Weltanschauung (theoretische oder praktische) kombiniert und identifiziert wird. Es ist zwar Thatsache, daß beide oder alle drei oft Hand in Hand gehen. Kautsky z. B. scheint wenigstens dem theoretischen Materialismus zu huldigen, wie er denn gelegentlich „Wirklichkeitsphilosophen“ mit „Materialisten“ gleichsetzt (S. 130). Allein an sich kann man die materialistische Geschichtsauffassung haben, ohne theoretischer oder gar praktischer Materialist zu sein, denn sie besteht an sich lediglich in der Annahme oder Voraussetzung, daß „in der Weltgeschichte die Wirtschaftsformen überall das Bestimmende, und sociale Schichtung, Staat, Religion, Philosophie, Kunst lediglich deren Wirkungen seien“, verbunden mit einem „Nachklang Hegelscher Geschichtsphilosophie, die alle großen geschichtlichen Wandlungen aus einer automatischen Eigenbewegung begrifflicher Elemente in Thesis, Antithesis und Synthesis hervorgehen läßt“*). Das heißt also: der materialistische Historiker nimmt an, daß die Wirtschaftsgeschichte autonom sei, indem sie die übrige Geschichte bestimme, statt von ihr bestimmt zu werden. Diesem Gedanken hat z. B. der Abg. Auer in seiner bekannten Sedanrede einen prägnanten Ausdruck gegeben in Bezug auf die Entstehung des deutschen Reiches, die seiner Zeit „gar nicht mehr gehindert werden konnte“, und die daher niemandes Verdienst ist:

> „Die wirtschaftliche Entwicklung bedingte den deutschen Einheitsstaat, denn die kleinstaatliche Zerrissenheit war dem Handel und Verkehr in jeder Hinsicht im Wege. Die Einigung Deutschlands war also nicht Bismarcks Werk, sondern die notwendige Folge der wirtschaftlichen Entwicklung und die Verwirklichung eines allgemein herrschenden Gedankens.“

So wird nicht nur gründlich aufgeräumt mit dem Heroen- und Geniekultus, sondern überhaupt mit dem Einfluß der Persönlichkeit, des freien Willens, der Religion, der politischen und geistigen Interessen. Produktions- und Konsumtionsverhältnisse sind die Götter, die Israel aus Aegypten und Deutschland zur Einigung geführt haben. Und das mit logischer Notwendigkeit: eine Wirtschaftsform erzeugt die andere und alles andere, ohne daß sich daran das Geringste ändern ließe; es ist ein Naturprozeß, der sich mit elementarer Gewalt durchsetzt, und den man verstehen kann oder nicht verstehen, den man aber unter allen Umständen gewähren lassen und mitmachen muß.

Worauf gründet sich diese Geschichtsauffassung? Sie ist nicht etwa das Ergebnis der historischen Forschung, ein Schluß aus einer großen Menge von Beobachtungen an der Wirklichkeit, sondern sie ist eine Hypothese, die aus philosophischen Voraussetzungen herstammt, zunächst also ein „Hirngespinst“, von dem erst zu erweisen steht, ob es mit dem Gespinst der Wirklichkeit übereinstimmt. Diese Arbeit soll erst geleistet werden. Der Hochmut, mit welchem die Vertreter dieser Hypothese auf alle anderen Auffassungen als „unwissenschaftlich“ herabsehen, ist einstweilen durch nichts begründet. Denn als Hypothese hat die materialistische Geschichtsauffassung zwar den Vorzug der Einfachheit, aber weiter auch keinen. Diesen aber teilt sie mit jeder aprioristischen Anschauung. Allemal heißt es: „der Grund ist sehr einfach“ (S. 384), denn der Grund wird immer nur in einer bestimmten Richtung gesucht; was sich irgend in dieser Richtung bietet, wird schlankweg als Grund hingestellt, und was sonst eine Einwirkung gehabt zu haben scheint, wird abgewiesen, wenn es eben nicht in der Richtung liegt, wohin der Forscher zwischen seinen Scheuklappen den Blick gerichtet hält. Um mit also gebundener Marschroute zu forschen, muß man einen unbedingten Glauben an die

*) Oldenberg, die Ziele der deutschen Socialdemokratie, 1891, S. 3 f.



materialistische Geschichtsauffassung haben, der eben auch nicht jedermanns Ding ist. Denn a priori ist es weit eher wahrscheinlich, daß die verschiedenen menschlichen Interessen in Wechselwirkung stehen, als daß eins alle anderen beherrsche. Wir haben nicht darum der rein kirchlichen Geschichtsauffassung den Abschied gegeben, wonach die Jahrhunderte weiter nichts zu thun hatten, als über Dogmen zu streiteu, um uns nun der materialistischen Geschichtsauffassung in die Arme zu werfen.

Wir sehen somit keinen Grund, Marx und seinen Schülern auf ihr bloßes Wort hin diese Hypothese abzunehmen. Allein wir können auch nicht einfach die Achseln darüber zucken. Es sind in der Regel vernachlässigte Wahrheiten, die als kräftige Irrtümer sich geltend zu machen suchen. Daß es auch hier sich so verhält, ist mehr als eine bloße Vermutung. Die Einarbeitung der Kulturgeschichte in die allgemeine Geschichte ist erst neuesten Datums. Die Kulturgeschichte selbst hat als Gelehrten- und Künstlergeschichte begonnen und trägt davon bis heute deutliche Spuren. Die wirtschaftlichen Zustände der Massen haben erst sehr spät ein Interesse für die gelehrten Forscher bekommen, die Quellen zu ihrer Erkenntnis fließen spärlich. Die Geschichtschreibung hat sich von der Stufe einer bloßen Dynasten- und Kriegsgeschichte langsam emporgearbeitet zu immer vollständigerer Erfassung der Realitäten, — indem sie hinabstieg zu den Massen. Diese Selbsterniedrigung zum Zweck der Erhöhung ist ihr nicht leicht geworden und ist auch noch nicht vollendet. Der Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse war das letzte Element, welches in ihren Gesichtskreis trat. Ihr Zögern mußte einer Zeit auffallen, die sich fast ausschließlich mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen beschäftigt, und in welcher die Zustände der Massen im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die ausgreifende und ausschweifende Ueberschätzung aktueller Interessen ist nicht weiter verwunderlich. So etwas wie die materialistische Geschichtsauffassung konnte kaum ausbleiben, ja es konnte eigentlich gar nicht entbehrt werden, wenn das darin enthaltene Wahrheitsmoment nachdrücklich zur Geltung kommen sollte. Denn so gewiß der Versuch, nach ihr die Geschichte zu rekonstruieren, mißlingen muß, weil sie in dem bunten Gewebe nur die roten Fäden sieht, ebenso gewiß wird dieser Versuch nicht gemacht werden, ohne wichtige positive Erkenntnisse zu Tage zu fördern. Wie frühere Hypothesen, wird auch die materialistische Geschichtsauffassung vergessen werden, aber wie jene wird auch sie ein wertvolles Erbe hinterlassen, wenn ihre Anregungen auf ihren wahren Wert zurückgeführt und in ihrem wirklichen Werte anerkannt sind.

Wenn wir also die materialistische Geschichtsauffassung als eine exorbitante Einseitigkeit*) betrachten, so leugnen wir nicht ihr relatives Recht und halten es für keinen Schaden, wenn statt der nachgerade langweiligen Lobpreisungen dieses Princips einmal ein großangelegter Versuch gemacht wird, es an einem zusammenhängenden geschichtlichen Stoffe durchzuführen. Wir sind dabei darauf gefaßt, die Dinge vielmals auf das Prokrustesbett der Theorie gespannt zu sehen, aber wir erwarten von jeder geistigen Durchdringung des geschichtlichen Stoffes von neuen Gesichtspunkten aus eine Förderung der Einsicht in seine Zusammenhänge und Triebkräfte. Um deswillen vorzüglich haben wir diese Geschichte des Socialismus mit Begierde ergriffen und gestehen gerne, daß wir sie insoweit mit Interesse und Nutzen gelesen haben. Was wir sonst unter politischen, religiösen, künstlerischen und allgemein kulturhistorischen Gesichtspunkten aufzufassen gewohnt sind, das wird hier mit einer erstaunlichen Energie und Gewandtheit auf ökonomische Verhältnisse zurückgeführt und aus ihnen erklärt. Wir zweifeln nicht, daß sich gar manches davon als stichhaltig erweisen wird. Um einen einzelnen Punkt zu nennen: die berüchtigte Polygamie der Wiedertäufer zu Münster erfährt so eine sehr beachtenswerte Umdeutung und Erklärung, die vielleicht noch wirksamer wäre, wenn sich der Verfasser nicht auch in allen anderen Beziehungen die Mohrenwäsche des neuen Jerusalems so sehr hätte angelegen sein lassen. Freilich,

*) Ein Gefühl dafür regt sich innerhalb des französischen Socialismus, vergl. die idealistische Geschichtsauffassung. Diskussion zwischen Jean Jaurès und Paul Lafargue (Die Neue Zeit, 1894/95, Nr. 44—46).



wenn nun alles und jedes aus ökonomischen Gründen erklärt wird, wenn abgesehen von den wirtschaftlichen alle anderen Quellen menschlicher Gedanken und Thaten vernachlässigt werden, so entstehen zum Teil ganz groteske Verzeichnungen, wie beim Urchristentum.

In Bezug auf das Urchristentum sucht Kautsky zweierlei zu zeigen: 1. daß es den ökonomischen Verhältnissen seiner Zeit entstammt ist und entstammen mußte, 2. daß der Kommunismus ihm wesentlich ist oder vielmehr, daß es wesentlich Kommunismus ist. Beides hängt natürlich zusammen. Wenn das Christentum nicht wesentlich eine wirtschaftliche Konzeption war, so konnte es den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht entstammen. Wenn es den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht entstammt und doch, wie Kautsky anerkennt, thatsächlich eine große Bedeutung für diese gehabt hat:

> „Auch in dieser seiner abgeschwächten Form hat das Christentum noch Jahrhunderte lang Bedeutendes in der Bekämpfung des Pauperismus geleistet. Hat es ihn auch nicht beseitigt, so war es doch diejenige Organisation, die bei weitem am wirksamsten sich erwies, in ihrem Bereich das Elend, das aus der Massenarmut erwuchs, zu lindern. Und darin liegt vielleicht der wichtigste Hebel seines Erfolges“ (S. 32),

so bekommt die materialistische Geschichtsauffassung ein Loch. Für sie ist daher der Nachweis jener Doppelthese ein Prüfstein. Wir können nicht finden, daß dieser Nachweis in dem folgenden Gedankengange erbracht sei.

Zur Zeit der Cäsaren war der Staat im allgemeinen Bewußtsein in Auflösung begriffen. Die Denker beschäftigte nicht mehr das Gemeinwesen, sondern das eigene liebe Ich. „Nicht nach der besten Staatsverfassung suchen sie mehr (wie Plato), sondern nach der besten Methode für den Einzelnen, auf eigene Faust glückselig zu werden.“ In dieser Zeit des Cäsarismus und des Lumpenproletariats entwickelt sich allmählich die Atmosphäre, der das Christentum entspringt. Da die Produktion in den Händen der Sklaven lag, und das Proletariat mit der politischen Macht auch die Existenzmittel verloren hatte, die freie Bauernschaft durch die Latifundien aufgesogen und ins städtische Proletariat aufgegangen oder zu hörigen Kolonen herabgesunken war, entstand ein bisher unerhörter Pauperismus, die sociale Frage der Kaiserzeit. Ein Wunder war nötig, um die Welt zu retten, und sanguinische Enthusiasten begannen an das Wunder zu glauben, zumal solche in den untersten Schichten des Volkes. Ein Erlöser vom Himmel mußte kommen: Christus. „War man einmal soweit, das Wunder für möglich zu halten, dann waren alle Schranken der Phantasie niedergerissen, und jeder der Gläubigen durfte sich das kommende Reich so überschwenglich als möglich vorstellen. Nicht nur die Gesellschaft, die ganze Natur sollte sich ändern, alle Schädlichkeiten sollten aus ihr verschwinden, alle Genüsse, die sie bietet, maßlos vergrößert, die Menschen erfreuen.“

„Das 1000jährige Reich — das ist der Zukunftsstaat des Urchristentums.“ Er tritt zuerst in der Offenbarung Johannis auf. „Erst als sich die Verhältnisse für das Christentum völlig geändert hatten, als es aufhörte, bloß der Glaube der Unglücklichen und Unterdrückten, der Proletarier und Sklaven und ihrer Freunde zu sein, als es auch der Glaube der Mächtigen und Reichen wurde, da geriet der Chiliasmus allmählich in Mißgunst bei der offiziellen Kirche, denn er hatte immer einen revolutionären Beigeschmack, war immer eine Prophezeiung des kommenden Umsturzes der bestehenden Gesellschaft.*) . . . Die offizielle Kirche versetzte das kommende Reich der Seligkeit in die Wolken“ (vergl. I. Cor. 15, 19!!).

Allein nicht diese chiliastischen Schwärmereien haben dem Urchristentum seine Kraft verliehen: „sein praktisches Wirken, nicht seine frommen Schwärmereien haben ihm zum Siege verholfen“, die „thatkräftigen Versuche, dem bestehenden Elend zu Leibe zu

*) S. 354 sagt Kautsky von Hubmeier: „Er schreibt da vom jüngsten Tag, der in der Sprache jener Zeit nichts anderes bedeutete, als die Revolution.“ Eine pure Unterstellung.



rücken“. Diese aber sind wesentlich kommunistisch. Freilich nicht durch den Staat, wie einst die Gracchen, sondern „hinter seinem Rücken, durch besondere, von ihm völlig unabhängige Organisationen wollten die neuen Socialreformer die Gesellschaft umgestalten“. Die Bewegung hat auch nicht mehr einen ländlichen, sondern durchaus großstädtischen Charakter: „Für das Christentum in seinen Anfängen war die maßgebende Klasse ein großstädtisches Lumpenproletariat, das sich der Arbeit entwöhnt hatte. Das Produzieren erschien diesen Elementen als eine ziemlich gleichgültige Sache; ihr Vorbild waren die Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht spinnen und doch gedeihen. Wenn sie eine andere Verteilung des Eigentums anstrebten, so hatten sie nicht die Produktionsmittel im Auge, sondern die Genußmittel. Ein Kommunismus des Konsumierens war aber für die Lumpenproletarier jener Zeit nichts Unerhörtes“: — die Speisungen und Verteilungen in Rom! Man brauchte diese Gewohnheit nur in ein System zu bringen. „Es entstanden kommunistische Ideen dieser Art, bald auch kommunistische Gemeinden zu ihrer Durchführung. Die ersten bildeten sich im Orient, der ökonomisch am weitesten vorgeschritten war, namentlich unter den Juden“ — hier sind wir bei den Essenern angelangt. Ihnen ähnlich waren „die ersten Christengemeinden“ organisiert, nur überragten sie jene in einem wesentlichen Punkt, ihrer Internationalität.

„Anfangs strebten die Christen vielfach nach der Einführung eines völligen Kommunismus.“ Beweis? — Christi Wort an den reichen Jüngling (Luc. 12, 33), die Angaben der Apostelgeschichte über die jerusalemische Urgemeinde und — Ananias und Sapphira; sie, „die etwas von ihrem Golde der Gemeinde vorenthielten, wurden bekanntlich dafür von Gott mit dem Tode bestraft“. Das ist aber auch alles.

Vorausgesetzt, daß man diese Beweisführung als stichhaltig anerkennt, ist gegen das Folgende wenig einzuwenden. „Praktisch lief diese Art Kommunismus darauf hinaus, daß alle Produktionsmittel in Genußmittel verwandelt und dieselben an die Armen verteilt werden sollten; das bedeutete, wenn allgemein durchgeführt, das Ende aller Produktion. So wenig die ersten Christen sich als echte Bettlerphilosophen um das Produzieren kümmern mochten, eine dauernde größere Gesellschaft konnte auf dieser Grundlage nicht aufgebaut werden.“ Das Privateigentum der Produktionsmittel war zu jener Zeit nicht entbehrlich; man mußte es also wohl oder übel anerkennen, und behielt nur den Kommunismus des Gebrauchs vor, bald freilich bloß als frommen Wunsch. Auch der Neigung zur Aufhebung der Einzelfamilie, die Kautsky in den — Agapen findet, gab man keine weitere Folge. Indes noch lange trug die Lehre der Kirche die Spuren des ursprünglichen Kommunismus in der Lehre der Kirchenväter vom Eigentum. —

Was ist von dieser „Geschichtsklitterung“ zu halten? — Um das Christentum aus ökonomischen Motiven zu erklären, werden die Verhältnisse des ersten Jahrhunderts mit denen des dritten und vierten in einen Brei zusammengerührt; die Bemerkung, daß die „ökonomischen Verhältnisse des Orients am weitesten vorgeschritten“ gewesen seien, soll vergessen machen, daß das Christentum fern von der Großstadt und dem Weltverkehr, unter den Fischern am galiläischen Meer entstanden ist. Denn diese Bemerkung hat einen Sinn, wenn man Corinth und Alexandrien mit Gallien vergleicht, aber in Bezug auf Galiläa hat sie gar keinen Sinn. Wie von dem „milieu“, welchem das Christentum geschichtlich entstammt, so wird auch von der geschichtlichen Person Jesu ganz abgesehen, denn beide passen nicht in das Schema der materialistischen Geschichtsauffassung. Um das Christentum als ein Erzeugnis des Lumpenproletariats erklären zu können, wird seine Lehre auf die chiliastischen Erwartungen reduziert unter geflissentlicher Hervorhebung und Vergrößerung der sinnlichen Ausdrucksweise und gänzlicher Vernachlässigung dessen, was den Kern des christlichen Glaubens bildet und von Anfang an gebildet hat: der in Jesu geschehenen Erlösung. Jede Predigt in der Apostelgeschichte, jeder Brief

des N. T., jede Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses lehrt das, von den Evangelien ganz zu schweigen. Aber von den Quellenschriften wird die Apokalypse als die oberste Autorität betrachtet, im Gegensatz zu jeder verständigen Kritik der biblischen Bücher. Um endlich den Kommunismus als eine gemeinchristliche Einrichtung der Urzeit betrachten zu können, werden die Zustände der Urgemeinde zu Jerusalem ohne den geringsten Anhalt in den Quellen auf „die ersten Christengemeinden“ verallgemeinert, wogegen die gesamte paulinische Litteratur zeugt, derzufolge nicht in einer einzigen anderen Gemeinde jener „Kommunismus“ bestanden hat. Dieser Kommunismus der Urgemeinde selbst wird besonders mit Hilfe der Geschichte von Ananias und Sapphira als Institution mit Zwangscharakter dargestellt, während eben diese Geschichte aufs bündigste das Gegenteil beweist. Denn Petrus sagt ausdrücklich zu Ananias:

> „Hättest du ihn (den Acker) doch wohl mögen behalten, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt.“ (Act. Ap. 5, 4.)

Die Kirche brauchte nicht erst sich „den durch ihre Ausdehnung veränderten Verhältnissen“ anzupassen: sie hatte nie den Kommunismus grundsätzlich gelehrt oder geübt. Sie brauchte nicht darauf zu verzichten, das Problem der Armut zu lösen, sie hatte sich nie dazu anheischig gemacht, wenn anders ihre Lehre und ihre Absicht nach dem Neuen Testament zu beurteilen ist. Aber Kautsky kennt das Neue Testament nicht. Er hat einzelne Stellen aufgerafft, wo er sie bei anderen fand. Er hätte sich sonst den Brief Jakobi nicht ganz entgehen lassen — oder war ihm da das Wehe über die Reichen nicht bequem, weil es mit Vorenthaltung des Lohnes motiviert ist, was nicht eben nach „Lumpenproletariat“ aussieht? Jedenfalls hätte er nicht gegen eine sehr richtige Bemerkung Ratzingers schreiben können:

> „Welch niedlicher Eiertanz! Nicht mehr sich, nur noch sein Herz braucht der Reiche vom irdischen Besitz zu trennen; er soll besitzen, als besäße er nicht! So wußte sich das Christentum mit seinem kommunistischen Ursprung abzufinden.“ (S. 32.)

Aber was er hier als spätere Ausflucht verhöhnt, ist ein Wort des Apostels Paulus*) (I. Cor. 7, 30). Daher entstammen denn auch die kommunistischen Velleitäten der Kirchenväter keineswegs der „noch lebendigen Ueberlieferung“, sondern gerade im Gegenteil der gelehrten Beschäftigung mit dem Neuen Testament und dem unzureichenden historisch-kritischen Verständnis derselben, aber auch dem Gegensatz gegen die heidnische Ueberschätzung des Reichtums.

Hiernach wird man sagen dürfen, daß die materialistische Geschichtsauffassung ihre Probe an der Entstehung und dem Verständnis des Urchristentums für diesmal schlecht bestanden hat. Die von Uhlhorn (Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit, I.) festgelegten Thatsachen hat Kautsky weder widerlegt noch verarbeitet. Dem ganzen Gerede vom Lumpenproletariat wird der Boden entzogen durch den Grundsatz des Urchristentums, keinen Müßiggänger zu unterstützen (II. Theß. 3, 6 und die bekannte Stelle der Didache).

Die Liebesthätigkeit der mittelalterlichen Kirche reduziert Kautsky auf die Gastfreundschaft, welche der stete Begleiter der Naturalwirtschaft ist. Dieser Gesichtspunkt ist sicherlich beachtenswert, genügt aber keineswegs zur Erklärung jener Werke der Barmherzigkeit, die vielfach mit Gastfreundschaft nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben. Aehnliches gilt von dem Zusammenhang des Cölibats der Geistlichen mit der Vorsorge gegen Entfremdung des Kirchenguts, der zweifellos vorhanden ist, aber wie jede derartige thatsächliche Beziehung von dem materialistischen Historiker tendenziös

*) Paulus war ein Weber. Wenn Kautsky das gewußt hätte, so hätte er es gewiß bemerkt, da er die kommunistischen Neigungen gerade der Weber so oft mit Wohlgefallen hervorhebt. Es stimmt nur leider bei Paulus nicht.

aufgebauscht wird. Das kann eben nur Lesern gegenüber verfangen, die weiter nichts wissen, als was er ihnen mitzuteilen für gut findet.

Instruktiv ist Kautskys Darstellung des Mönchtums. Es ist ihm eine „proletarische Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft". Der Kommunismus — denn nur diesen hatten die Mönche im Plane — erwies sich im großen nicht durchführbar; man versuchte es also mit einzelnen kommunistischen Korporationen und, da solche dem bäuerlichen und bürgerlichen Kleinbetriebe der Zeit überlegen waren, mit Glück. „Die weitaus meisten Klöster waren Vereine armer Leute, die sich zusammenthaten, um sich besser durchschlagen zu können." Also ähnlich wie die Produktivgenossenschaften heutiger Proletarier: Versuche, die „sociale" Frage ihrer Zeit für einen beschränkten Kreis durch die eigenen Kräfte der Beteiligten zu lösen; nur daß die Klöster nicht für den Markt, sondern für den eigenen Bedarf produzierten, und daß sie in erster Linie Konsumtionsgenossenschaften in der Form eines kommunistischen Haushalts waren, was die Aufhebung der Einzelfamilie, ja der Einzelehe bedingte, resp. die Ehelosigkeit.

„Den Klöstern blieb nichts übrig als das Abschwören der Ehe, wollten sie ihren Kommunismus und damit sich selbst erhalten. Der liberale Aufkläricht sieht in der Ehelosigkeit der Mönche und Nonnen das Ergebnis völligen Idiotismus. Aber der Geschichtschreiber thut gut daran, wenn ihm irgend eine historische Massenerscheinung unbegreiflich erscheint, den Grund dafür in seinem Mangel an Einsicht in die wirklichen Zusammenhänge zu suchen und diesen nachzuforschen, und nicht die Dummheit der Massen dafür verantwortlich zu machen, was freilich bequemer und für den Schreiber auch erhebender ist. Die Ehelosigkeit der Klosterleute beweist nicht, daß die Klostergründer Idioten waren, sondern daß die ökonomischen Verhältnisse unter Umständen stärker werden können als die Gesetze der Natur." (S. 107.)

Da eben nichts anderes als die ökonomischen Verhältnisse „stärker werden kann als die Gesetze der Natur", müssen sie es wohl gewesen sein, unter deren Druck sich die Klosterleute zur Keuschheit bequemten, um so eher, „als die allgemeine Trübseligkeit der Zeit die Neigung zur Askese sehr begünstigte". Da haben wir also richtig die materiellen Gründe der mönchischen Ehelosigkeit bloßgelegt, und Kautsky versichert unter Verweisung auf die nordamerikanischen kommunistischen Sekten nachdrücklich, daß das „keine bloße Spekulation" sei. Dies war hoch nötig, denn für den ursprünglich wirtschaftlichen Charakter des Mönchtums hat er gar keine Beweise als Raisonnement, und ebenso für den ökonomischen Ursprung der Ehelosigkeit; für das Vorwiegen der Proletarier in den Klöstern nur eine gelegentliche Aeußerung Augustins über seine Zeit. Das ist denn doch zu wenig für so weitgreifende geschichtliche Behauptungen. Das asketische Moment, welches Kautsky an untergeordneter Stelle erwähnt, steht geschichtlich und schon rein chronologisch voran. Daneben tritt ein von Kautsky ganz unterschlagenes hoch aristokratisches Motiv, das antik-philosophische Element des Mönchtums, das Ideal des sich selbst genügenden Weisen. Die spätere und sekundäre Form des „kommunistischen Haushalts" ist für Kautsky alles, obwohl der Verzicht auf Eigentum und Ehe viel älter ist als sie. Und wenn er sich darauf berufen wollte, daß ihn nur das geschichtlich wirksam gewordene abendländische Mönchtum interessiere (und nicht das geschichtslose orientalische!), so ist zu erwidern, daß er auch an diesem den entscheidenden Zug übersehen hat: es ist geschichtlich eine Kampfgenossenschaft, ein Werkzeug der Kirche im Kampf um die Weltherrschaft*). Von diesem eigentlichen Inhalte der Geschichte des Mönchtums nimmt die materialistische Geschichtsschreibung überhaupt keine Notiz. Darum kann sie alles auf den Kopf stellen und die Wirkung zur Ursache machen, denn die Mönche entsagten dem Privateigentum und der Ehe nicht, weil sie kommunistisch leben wollten, sondern sie lebten kommunistisch, weil sie jene aus anderen Gründen beabsichtigte Entsagung durchführen wollten, und soweit dazu der Kommunismus

*) Vergl. A. Harnack, das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte. 2. Aufl. 1886.



dienlich schien. Wenn man aber alles, was die materiellen Verhältnisse nicht berührt, für Luft erklärt, so ist es nicht eben schwer, die materialistische Geschichtsauffassung durchzuführen. Es ist nichts als Geschwindigkeit, aber eine bedeutende!

So werden überall die wirtschaftlichen Verhältnisse zum Bestimmenden gemacht. Bei den mannigfaltigen kommunistischen Ansätzen und Versuchen des Mittelalters sowie der Reformation begegnen wir höchst interessanten und einleuchtenden Darlegungen (freilich unter steter Vernachlässigung oder Unterschätzung der nicht-wirtschaftlichen Größen, z. B. wird der kommunistische Zug des kanonischen Rechts nicht in Anschlag gebracht, vergl. Lamprecht, Deutsche Geschichte V, 1., S. 98 f.). Dann aber werden wieder die „vorgeschrittenen" und „rückständigen" ökonomischen Verhältnisse in der Hegelschen Zwickmühle so hin- und hergeschoben, daß eine peinliche Eintönigkeit und Sterilität des Raisonnements entsteht. Stellenweise wird dies Raisonnement geradezu frivol. Oder wie soll man es nennen, wenn als Grund, der die Niederlande zur Empörung trieb (S. 384), der Umstand bezeichnet wird, daß unter Philipp II. der niederländische Adel nicht mehr Sold und Beute bei der Krone fand, und die niederländischen Kaufleute keine fetten Profite mehr aus den spanischen Kolonien einheimsen durften? Wenige Gebiete der allgemeinen Geschichte sind so genau durchforscht, wie die niederländische Reformationsgeschichte*); den Ergebnissen dieser Forschungen gegenüber gehört ein ungewöhnlicher Grad von Voreingenommenheit dazu, um solche Behauptungen aufzustellen. Derartige abstruse und tollkühne Urteile begegnen auch sonst, wenn es gilt, die materialistische Geschichtsauffassung um jeden Preis auf etwas Einzelnes anzuwenden; so wird dem „vielfach republikanischen alten Testament" das neue Testament gegenübergestellt, „dies Produkt der cäsaristischen Gesellschaft" (S. 269).

Den religiösen Bewegungen kann natürlich die materialistische Geschichtsauffassung am wenigsten gerecht werden, zumal wenn sie mit philosophischem Materialismus verbunden ist. Der religiöse Charakter einer historischen Erscheinung beweist von vornherein ihre „Rückständigkeit". Vielleicht aber beweist die bare Verständnislosigkeit für das Wesen der Religion vielmehr die Rückständigkeit eines wissenschaftlichen Standpunktes? — Nach Kautsky (S. 377) erklärt sich die Verbindung religiöser und socialer Elemente in der Reformation und sonst daraus, daß ursprünglich sociale Bewegungen, je umfassender und radikaler sie werden, umsomehr das Bedürfnis spüren, die praktischen Forderungen zusammenzufassen und aus einem höheren allgemeinen Prinzip zu verstehen. „Je geringer die ökonomische Erkenntnis der Zeit und je weitergehend die Bewegung, desto mystischer gestalten sich dann in der Regel Argumente und Theorien der Bewegungsmänner, desto leichter verlieren diese das Bewußtsein**) der ökonomischen Grundlage ihrer Agitation", — desto stärker wird der Schein, als handle es sich um Religion. Allein um Religion handelt es sich überhaupt nicht, sondern sie giebt einer geschichtlichen Aktion nur Aeußerlichkeiten, Schlagworte und dergleichen. In Wirklichkeit handelt es sich stets um wirtschaftliche Fragen, Fragen der Produktion, des Verkehrs, der Verteilung materieller Güter.

Was dieser Anschauung an Thatsächlichem zu Grunde liegt, ist dies, daß die großen religiösen Bewegungen der Masse zeitlich zusammentreffen mit großen socialen Verschiebungen und Entwicklungen, daß sie also offenbar ohne diese nicht zu stande kommen. Aber damit hört das „Objektive" in der Sache auf. Die Annahme, daß einzig und allein wirtschaftliche Fragen wirklich Beweggründe für die Menschen enthalten, und daß daher das religiöse Element von vornherein sekundär und abhängig vom wirtschaftlichen sei, greift über den Rahmen „objektiver" Wissenschaft hinaus und ist ebenso eine dogmatische Einseitigkeit, wie die entgegengesetzte Annahme. Für den

*) Vergl. Rippolds Vorwort zu C. P. Hofstede de Groot: Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in den Niederlanden, 1895.

**) Hier haben wir jene „Vergeßlichkeit", die aus der Moralphilosophie der englischen Utilitarier hinreichend bekannt ist.



unbefangenen Beobachter der menschlichen Dinge ist vielmehr ein Verhältnis der Wechselwirkung, „gegenseitiger Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungsmächte“ das Wahrscheinlichste.

Wie diese Frage von der „objektiven“, ernstlich und vorurteilslos prüfenden Geschichtswissenschaft angesehen wird, möge ein Ausspruch von Karl Lamprecht zeigen, der in seiner „Deutschen Geschichte“ einen sehr energischen Versuch gemacht hat, die Wahrheitselemente der materialistischen Geschichtsauffassung zur Geltung zu bringen. Dieser nationalökonomisch geschulte Historiker, der in keiner Weise im Verdacht ist, die wirtschaftliche Seite der Geschichte zu vernachlässigen, sagt (in der Einleitung zu Band V, 1., S. 6):

> „Nicht anders als der Einzelmensch bewegt sich die Menschenwelt in den Gegensätzen des Natürlichen und des Geistigen. Damit steht die Geschichtswissenschaft vor denselben Problemen, wie die Wissenschaft vom Einzelmenschen; sie sieht eine materielle und eine spirituelle Seite vor sich, und auch für sie erhebt sich die große Frage nach dem Wie der beiderseitigen Verknüpfung. ..... Was hier die Zukunft auch bieten mag: die Gegenwart hat zu gestehen, daß sie nur die gegeneinander laufenden Fäden beider Pole, des geistigen und des körperlichen, bis zu gewissen Punkten hin zu verfolgen vermag, ohne das tiefste Geheimnis ihrer Verknüpfung zu erkennen; und die Geschichtswissenschaft wird daraus, namentlich soweit sie in Geschichtschreibung übergeht, die bescheidene Folgerung ziehen müssen, daß eine volle Schilderung des Werdens der Menschheit genau so wie eine befriedigende Darstellung des Einzelmenschen nur von intuitivem, künstlerischem Standpunkt aus möglich ist.“

Ein solches bescheidenes Eingeständnis der unvermeidlichen Subjektivität ziemt dem Historiker besser, als das Prahlen mit „vollkommen objektiver Geschichtschreibung“.

Dies ist von seiten Kautskys um so weniger angebracht, als die Nachprüfung seiner Angaben im Einzelnen, auch abgesehen von dem Einfluß der materialistischen Grundanschauung, nicht immer zu Gunsten seiner „vollkommenen Objektivität“ ausfällt.

Auffallend ist schon die höchst ungleichmäßige Benutzung der Litteratur. Zum Mittelalter und zur Reformationszeit sind vorwiegend moderne Forscher benutzt. Beim Urchristentum aber begegnet man fast nur Schriften von hundert und mehr Jahren Alter und etwa einem Pamphlet von 1847. Den neueren „wissenschaftlichen“ Feststellungen über die einschlägigen Fragen geht Kautsky aus dem Wege. Da ist, wie wir gezeigt haben, sein Verständnis der Quellen sehr mangelhaft. Unkenntnis der Bibel und besonders des neuen Testamentes ist nun freilich bei jüdischen und juden-genössischen Schriftstellern so ziemlich die Regel, und wir würden uns weiter nicht darüber aufregen, wenn Kautsky gelegentlich übersieht, daß Petrus verheiratet gewesen ist (S. 324), oder wenn er das Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus in einer den Sinn alterierenden Unvollständigkeit citiert (S. 135). Aber zu diesen beiläufigen Versehen gehören jene Fehlgriffe eben nicht, sondern sie betreffen diejenige Materie, die Kautsky ins Licht stellen will.

Erwecken solche Vorkommnisse auf den ersten Seiten eines wissenschaftlichen Werkes schon weniger günstige Voraussetzungen für seine Zuverlässigkeit und für die Sorgfalt, mit der es gearbeitet ist, so gesellen sich bald dazu andere Beobachtungen, die einen weit übleren Eindruck machen. In einer Anmerkung S. 22 wird die Behauptung aufgestellt: „Eine große Rolle spielten in dem kommenden christlichen Reich der Wein und die Liebe“, und dies mit zwei Citaten aus Irenäus belegt. In dem ersten Citat sind Wein und Korn zusammengestellt, um die Fruchtbarkeit des Landes zu schildern: Kautsky hat jedoch den zweiten Teil unterdrückt, um den ersten in frivoler Weise ausnützen zu können. Das zweite Citat ist die Stelle Jerem. 31, 10—15, welche Kautsky durch

Verstümmelung und falsche Uebersetzung zurichtet, damit sie sich auf Geschlechtsgemeinschaft zu beziehen scheine. A. Harnack, welcher diese Kniffe aufgedeckt hat*), urteilt über diesen Versuch, „die Ausgeburten einer lüsternen Phantasie in jene ernste Erscheinung (das alte Christentum) zu übertragen“: „Perfider und gemeiner kann man nicht citieren“. Wir fürchten, daß diese Züchtigung vor der Oeffentlichkeit dem wissenschaftlichen Rufe Kautskys bei seinen Fachgenossen einen Stoß versetzen wird, von dem er sich so leicht nicht erholen dürfte. Denn welches Zutrauen soll man, ich will nicht sagen der Urteilsfähigkeit — aber nur dem guten Willen eines Mannes entgegenbringen, der solche Mittel anwendet? Kautsky, welcher bisher als der bedeutendste Gelehrte der jüngeren Generation der deutschen Socialdemokratie gegolten hat, hat damit sein wissenschaftliches Ansehen den Gelüsten und Gewohnheiten des Agitators geopfert. Es ist eine traurige Art von Selbstverstümmelung.

Wir beklagen das nicht nur darum, weil das Erscheinen eines großen wissenschaftlichen Werkes aus socialdemokratischen Kreisen uns einen Augenblick hoffen ließ, daß ernste, vornehme und geistig höherstehende Gesichtspunkte noch nicht ganz in Agitation sans phrase untergegangen seien. Es thut uns auch nach Durchlesung des Werkes leid, daß diese Arbeit für alle Zeiten gezeichnet ist mit dem Zeichen der Unwahrhaftigkeit. Auch wo Kautsky wirklich recht haben sollte in seiner Auffassung gewisser Vorgänge, wird man auf seinen Namen hin die Ergebnisse nicht annehmen dürfen, weil er auf absichtlicher Entstellung der Wahrheit festgenagelt ist. —

In Bezug auf die Reformation ist Kautsky an den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte**) achtlos vorübergegangen, obwohl sie viel wertvolles Material enthalten und ihn vor üblen Mißgriffen hätten bewahren können. Jenes gilt besonders von W. Vogts „Vorgeschichte des Bauernkrieges“ (Halle 1887). Was Kautsky darüber giebt, ist entschieden „rückständig“. Hier findet sich weiter Genaueres über die „Reformation des Kaisers Sigmund“, die bei ihm nicht zu ihrem Recht kommt. Die Bedeutung des Pfeifers von Niklashausen wird bei K. ebenfalls nicht klar: auf diesen geht die Forderung der Bauern auf Wiederherstellung der alten Markgenossenschaftsrechte zurück. Ferner war Lechler über Huß, Buddensieg über Wiclif zu vergleichen. Es ist z. B. völlig unbegründet, daß Wiclif, wie Kautsky (S 182 f.) behauptet, schlechtweg die Expropriation des Klerus gefordert habe. In dieser Allgemeinheit hat Wiclif das nicht gesagt. Nicht einmal unter den 19 Sätzen, welche der Papst als Wiclifsche verdammt hatte (1377), findet sich dieser Satz. Seine Lehre vom Besitzrecht selbst aber hat keinen anderen Sinn, als „daß der Reiche nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten habe“***). Kautsky hat für seine Darstellung weder Quellen noch Gewährsmänner — er konstruiert einfach aus den wirtschaftlichen Verhältnissen Wiclifs Stellung, ohne die betr. Daten und Kontroversen auch nur zu kennen. Ein neues Beispiel seiner im einzelnen etwas tumultuarischen materialistischen Geschichtsschreibung! — Daß von Luther eine widerwärtige Karikatur gegeben werden würde, war zu erwarten Luther ging ins Kloster, „als nach der Fröhlichkeit (im Kreise der lockeren Erfurter Humanisten) der Katzenjammer sich einstellte“. In Worms folgte er mehr den Forderungen der Klugheit als der Mannhaftigkeit, da er ja die Majorität für sich hatte und wirklich „ungeschädigt“ den Reichstag verließ u. s. w. Was ihn auszeichnete, war weder besonderer Mut noch Einsicht, sondern agitatorische Befähigung, verbunden mit „charakterlosem

*) „Christliche Welt“ 1895, Nr. 25, Sp. 596 f.

**) Es ist zu bedauern, daß dieser Verein die Wiedertäufer zu Münster bisher unberücksichtigt gelassen hat. Kautskys Darstellung derselben beweist zum mindesten, daß eine neue wissenschaftliche Bearbeitung dieser wichtigen Episode ein dringendes Bedürfnis ist.

***) R. Buddensieg, Johann Wiclif und seine Zeit, 1885, S. 151 f., 144. Etwas anders faßt W.s Stellung W. Vogt a. a. O. S. 64 f., ohne für Kautskys Darstellung eine Unterlage zu bieten.



Opportunismus". Daß es für Luther als Christen einen Unterschied giebt zwischen sittlich-religiösen und daher unbedingten Forderungen und dem Gebiet des bürgerlichen Lebens, in welchem geschichtliches Recht und verständige Ueberlegung entscheiden, wird man dieser „objektiven" Geschichtsschreibung zu verstehen nicht zumuten dürfen. Sie kann sich mit Luther nicht anders zurechtfinden, als daß sie bei ihm jene „seltene (?) Mischung von revolutionärer Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit mit charakterlosem Opportunismus" annimmt, die ihn auf die Stufe eines Dutzend-Demagogen stellt, während Thomas Münzer als ein Heros an „revolutionärer Thatkraft" und „staatsmännischem Blick" erscheint. Hier kommt wieder einmal zu Tage, daß die materialistische Historik eine beiläufige Folge hat: die alten Begriffe von gut und böse nicht nur, auch von groß und klein, wichtig und unwichtig, wandern in die Rumpelkammer; ein Socialrevolutionär ist eo ipso eines Hauptes länger als ein religiöser oder patriotischer Ideologe, da ja Patriotismus nur der Ausdruck für das wirtschaftliche Bedürfnis eines größeren Verkehrsgebietes u. dergl. ist, und Religion nur ein Mittel, die wirtschaftliche und politische Macht zu behaupten oder zu gewinnen. Darum sind zu allen Zeiten diejenigen, welche sich hierüber klar waren und in bewußter Weise danach handelten, die eigentlich großen und starken Geister. Das ist auch eine „Umwertung aller Werte", die sich wohl oder übel quer durch alle historischen Dokumente durchsetzt, in unerschütterlicher „Objektivität". Der Cynismus, mit welchem dies Luther gegenüber geschieht, entstammt insonderheit dem agitatorischen Bedürfnis, die Personen, die der „bürgerlichen" Welt am höchsten stehen, recht geflissentlich in den Staub zu ziehen.

Die Mittel dazu bietet natürlich die katholische Geschichtsschreibung, vorzüglich Janssen*). Alle Verzeichnungen, Entstellungen und Bosheiten, die da ausgeheckt sind, finden sich bei Kautsky getreulich wiederholt mit konsequenter Vermeidung jeder Rücksichtnahme auf die Feststellungen von protestantischer Seite. Die sorgfältigen Erhebungen Wilh. Walthers „Luther im neuesten römischen Gericht"**) existieren für ihn nicht. Wir haben hier keinen Raum, zu wiederholen, was dort über die Situation in Worms, über die Ursache von Luthers „Meinungswechsel" im Bauernkriege, über seine angebliche Absicht, die Reformation mit Gewalt durchzusetzen u. a. m. ausgeführt ist. Wenn Kautsky der ehrliche Mann ist, als den er sich giebt, so wird er einer gewissenhaften Nachprüfung solcher leichtfertig nachgesprochenen Behauptungen sich nicht entziehen wollen.

Nur ein Beispiel sei gegeben, welches sowohl den Ton Kautskys als seine wissenschaftliche „Methode" zu charakterisieren geeignet ist. Luther hat bekanntlich die Historie des 1527 zu Schärding gerichteten Märtyrers Leonhard Kaiser (Käser) herausgegeben und gelegentlich den demütigen und sanftmütigen Tod desselben der zornigen Hartnäckigkeit der Wiedertäufer gegenübergestellt. Dazu bemerkt Kautsky:

> „Dem biederen Gottesmann ist da in seiner blinden Wut gegen die Wiedertäufer ein Malheur passiert. Der ‚heilige Märtyrer', den er ihnen als Muster vorhielt, war nicht, wie er sich einbildete, ein Lutheraner, sondern der Vorsteher der täuferischen Gemeinde in Schärding gewesen, derselbe, der sich, wie wir oben gesehen, der Legende zufolge im Feuer nicht wie Fleisch und Knochen, sondern wie echter Meerschaum verhielt." (S. 350.)

Wie liegt nun die Sache? Nach gleichzeitigen Zeugnissen war Käser ein Freund und Anhänger Luthers, wurde bei einem Besuch in seiner Heimat (Bayern) gefangen genommen und in Schärding am 16. August 1527 hingerichtet. Mehr als 100 Jahre später ist ein anabaptistisches „Cronickl oder Denkbüchel" verfaßt (1637), in welchem der Märtyrer als Wiedertäufer bezeichnet wird, während er in dem Verzeichnis der wiedertäuferischen Blutzeugen, die 1527—1529 in Bayern gerichtet sind, von dem gleichzeitigen A. Perneder († 1543) nicht genannt wird (cfr. Köstlin,

*) Den Kautsky übrigens S. 48 f. sehr richtig charakterisiert!

**) Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 1884 f. 4 Hefte (Nr. 7, 13, 31, 35).



Martin Luther, 3. Aufl., 1883; II, S. 112 f., 643 f.). Muß man hiernach nicht schließen, daß für Kautsky die „Methode" völlig gleichgültig, aber jeder Anlaß zu frivolen Bemerkungen und zur Verächtlichmachung Luthers erwünscht ist? Dabei ist ihm denn „in seiner blinden Wut" gegen Luther „ein Malheur passiert". Wenn er aber die Datierung des „Cronickl" verschweigt und schreibt „ein mährisches C. berichtet aus dem Jahre 1527", so sieht das noch schlimmer aus als ein bloßes „Malheur". —

Wo man hier das Einzelne kontrolliert, stößt man auf Verschweigungen, absichtlich unvollständige Citate, Verschiebung der Kontroverspunkte, Bevorzugung verdächtiger Quellen, Andeutung gemeiner Motive, genug, alle die kleinen Künste, welche Janssen groß und berüchtigt gemacht haben. Umgekehrt wieder werden bei den Heroen des Kommunismus, Th. Münzer und den Wiedertäufern zu Münster, sonst bevorzugte Quellen, schlecht gemacht, und mit erstaunlicher Gewandtheit wird alles zum Besten ausgelegt. Was daran Grund hat, würde jedenfalls viel wirksamer sein, wenn die agitatorische Verbissenheit zugelassen hätte, einigermaßen mit gleichem Maße zu messen. So wie die Dinge liegen, kann man sich auch da des Gedankens nicht erwehren, daß man es mit einem wenig wählerischen Advokaten zu thun hat.

Nur in einem Abschnitt hat man ein sicheres Gefühl, im zweiten, wo es sich um rein wirtschaftliche Zustände handelt: die Lohnarbeiter im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation. Hier hat man den Eindruck, daß die Quellen und Mitforscher sorgfältig und wahrheitsgemäß benutzt sind. Darum läßt man sich gerne von dem Verfasser belehren.

Im übrigen können wir dem Werke Kautskys nur insofern einen Wert beimessen, als er:

1. bei historischen Phänomenen, die wir vorwiegend unter politischen, religiösen und allgemein kulturhistorischen Gesichtspunkten aufzufassen gewohnt sind, den Einfluß der wirtschaftlichen Zustände kräftig betont. Er bezeichnet damit eine Aufgabe und giebt Beiträge zu ihrer Lösung. Wenn er aber dabei nicht selten über das Ziel hinausschießt, entfaltet er in lehrreicher Weise den rein spekulativen Charakter der materialistischen Geschichtsauffassung.

2. Sodann hat Kautsky die unterscheidenden Merkmale der verschiedenen geschichtlich aufgetretenen kommunistischen Ideen und Bewegungen mit größerer Deutlichkeit hervorgehoben und ihren Zusammenhängen mit den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen nachgespürt, ohne jedoch im einzelnen zuverlässig zu sein.

3. Endlich hat er manche kommunistische Erscheinungen, die so gut wie vergessen waren, aus den fachwissenschaftlichen Massengräbern der Erkenntnis hervorgezogen (z. B. die mährischen Täufer), und andere, die vielleicht bisher unverstanden geblieben sind, aufs neue zur Diskussion gestellt (z. B. die Wiedertäufer in Münster).

Indes ist das schon so viel, daß wir trotz alledem die Lektüre des Werkes den Gebildeten empfehlen möchten. Wer sich sonst mit geschichtlichen Studien befaßt, dem wird Kautsky nicht so leicht den Kopf verdrehen. Der Fortsetzung sehen wir mit Spannung entgegen, zumal man ja einstweilen noch hoffen darf, daß die übrigen Mitarbeiter mehr als Kautsky und auch er selber in religiös weniger relevanten Abschnitten sich größerer „Objektivität" befleißigen werde. —





Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

II. Der Dorfdiakon.

Von

A. Potapenko.

Deutsch von Hans Ronne.

II.

Das Dorf Butischewo war groß, aber unordentlich. Die Leute vermehrten sich rasch und klebten ein Häuschen an das andere, oder vielmehr eine Erdhütte an die andere. Warum sie das aber gerade hier und nicht an einem anderen günstigeren Orte thaten, das wußten sie selber nicht. Die Dorfbewohner hatten nur wenig Grund und Boden; er war so zerstückelt, daß fast keine Familie sich mehr von ihrem Anteil nähren konnte. Früher war der Fluß der Ernährer des Dorfes gewesen; man warf seine Netze und fing Karpfen, Barsche und Zander. Vor fünfzehn Jahren aber, als das Gut von dem eigentlichen Gutsherrn Butischew, von dem das Dorf auch seinen Namen hatte, auf den Ackerbürger Skrytlow überging, hatte es sich auf einmal herausgestellt, daß der Fluß samt allen Gerechtsamen auf Fischerei und Schilf dem Skrytlow gehörte; und dieser forderte für das Recht, einen Barsch zu fangen oder ein Bund Rohr zu schneiden, ein unerschwingliches Geld. Da mußten sich die Bauern wohl oder übel auf ihre kleinen Landanteile beschränken, hungerten in ihren Hütten und bauten trotzdem eine an die andere. Ja, so weit war es gekommen, daß sogar die Schenke im Dorfe sich nicht mehr rentierte und der Wirt sie nach reiflicher Ueberlegung auf den zehn Kilometer entfernten Weiler verlegte, in welchem nur dreißig Häuser standen, aber lauter wohlhabende, deren gastfreie Besitzer den Branntwein krugweise verbrauchten. So kam zu allen Plagen der Leute von Butischewo eine neue: Sie mußten zehn Kilometer weit laufen, um ihren Branntwein zu holen, was sie freilich nicht im geringsten nüchterner machte. Einige fanden sogar, es wäre so besser; „es ist sogar sehr angenehm, so mit einem Spaziergang".

Die Mehrzahl freilich bedauerte sehr, daß die Schenke verlegt war, denn es war das einzige lustige Haus in Butischewo gewesen, und ohne dieses Haus wurde das Leben düster. Viele verhandelten sogar mit Jessej, dem jüdischen Schenkwirt, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber ohne Erfolg. Bei solcher Lage der Sache versteht es sich von selbst, daß es in Butischewo keinen Wohlthäter gab, von welchem sich Vater Antonj hätte Geld zur Reise borgen können. An den neuen Gutsbesitzer, den Ackerbürger Skrytlow, war gar nicht zu denken; der that nichts anderes, als den ganzen Tag herumgehen und spionieren, ob sich nichts mehr in Kopeken umsetzen ließ, was

freilich nicht möglich war, da auch schon das letzte Hälmchen Rohr in Geld verwandelt war. So blieb denn Vater Antonj nur das eine übrig, zu Vater Pankratj gehen und bei ihm borgen. „Denn Vater Pankratj kennt ihn doch und hat gewiß auch Vertrauen zu ihm.“

Es war ungefähr vier Tage nach dem Zusammentreffen mit dem Propst. Der Schnee war geschmolzen, und alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß keiner mehr fallen würde. Der Fluß war über dem Eis mit Wasser bedeckt und die Bewohner wagten nicht mehr, darüber zu gehen oder gar zu fahren, das Eis war morsch und brüchig geworden. Die letzten Tage des Februar brachten warmes Wetter, die Sonne war beinahe wie im Frühling. Hier und da sah man ein frühes Gräschen aus der Erde herauslugen; und die Vögel begannen lärmender zu zwitschern.

Vater Antonj sagte zu Natonka, er wolle dem Oberpfarrer das Kirchenbuch hintragen; in Wahrheit war ihm das Buch Nebensache, und er hatte das Bewußtsein, jetzt einen entscheidenden Schritt zu thun. Wenn Vater Pankratj nicht will, dann ist es aus; es giebt keinen sonst, bei dem er vorsprechen könnte. Er hatte aber einige Wahrnehmungen gemacht, die er für günstig hielt.

Erst gestern war der Kornhändler bei Vater Pankratj gewesen und hatte ihm seinen ganzen vorjährigen Weizen abgekauft. Vater Pankratj mußte froh sein, einmal, weil er das Korn verkauft, dann auch, weil er sich standhaft gehalten und einen guten Preis herausgeschlagen hatte. Was aber die Hauptsache war, er hatte auch gleich einen Abschlag bekommen und konnte also nicht sagen, daß er kein Geld zu Hause hätte.

Bei solchem guten Stand der Sache ging Vater Antonj ziemlich zuversichtlich zum Oberpfarrer. Es war an einem Sonntag nach der Messe. Vater Pankratj war gerade beim Theetrinken und empfing ihn freundlich.

„Magst du nicht ein Täßchen Thee, Vater Diakon?“

„Nein, ich habe schon getrunken. Ich danke Ihnen. Ich komme heute in Geschäften, Vater Pankratj.“

„Wenn du in Geschäften kommst, dann nur heraus mit dem Geschäft!“

„Es ist immer dieselbe Geschichte, Vater Pankratj: was ich für mein Fortkommen thun soll.“

„Hm, was kann ich für deine Zukunft thun? Wenn ich Erzbischof wäre, so glaube mir, ich würde dich zum Dompfarrer machen.“

„Nein, ich komme wegen etwas anderem. Sie haben damals gesagt: Gehe zum Sekretär! Mit leeren Händen kann man aber nicht zum Sekretär kommen.“

„Das versteht sich von selbst. Denkst du denn, daß ihm an einem Besuche von dir etwas liegt?“

„Gerade das meine ich auch. Ich habe aber nichts.“

„Wenn du nichts hast, brauchst du dich auch nicht hinzuschleppen!“ schloß mit ruhigem Ton Vater Pankratj.

„Er versteht nicht!“ dachte der Diakon, und im selben Augenblick überkam ihn das Gefühl, daß er bei Vater Pankratj nichts erreichen würde. Aber er mußte durchdringen.

„Und ich dachte ....“ fing Vater Antonj an; aber es kam ihm vor, als wäre das ein schlechter Anfang, und er hielt inne.

„Was dachtest du denn, Vater Antonj?“ fragte der Hausherr; aber in dieser Frage, sowie in seinem Gesichte und seinen Augen konnte der Diakon wiederum nichts lesen, das ihm hätte Hoffnung geben können. Dann setzte Vater Pankratj noch hinzu: „Du dachtest wahrscheinlich, daß dir das Geld vom Himmel herunterfallen würde. Im Himmel giebt es aber gar kein Geld, Freund!“

„Nein, ich wollte Sie bitten ..... Vielleicht würden Sie die Barmherzigkeit haben, mir zu borgen, und ich würde mich zur Fastenzeit verbessern und Ihnen zurückzahlen ....“



„Ich habe kein Geld, Freund!" sagte Vater Pankratj kurz und gab keine weiteren Erklärungen.

„Nicht?" fragte traurig Vater Antonj und schwieg ebenfalls. Es erschütterte ihn jedesmal und es war ihm unbegreiflich, wie den Leuten das Abschlagen so leicht wurde. „Das Geld liegt bei ihm im Kasten; gestern erst hat er es eingenommen, jeder weiß es im Dorfe, und er selbst verbirgt es auch nicht, hat sogar vor dem Kirchenältesten geprahlt: ‚Habe ein schönes Stückchen Geld eingenommen, bin den Winter durch standhaft geblieben und habe dadurch ein volles Tausend gewonnen.' Und jetzt sagt er, ohne im mindesten verlegen zu werden: ‚Ich habe kein Geld!' Wenn er, Vater Antonj, Geld im Kasten hätte und es bäte ihn jemand darum, und er könnte es aus irgend einem Grunde nicht geben, dann würde er erst eine halbe Stunde lang reden und sich zart entschuldigen — und am Ende doch geben. Aber was kann man auf ein bloßes ‚Nein' antworten? Nichts! Diese Hoffnung also war verraucht."

Jetzt sah auch Vater Antonj ganz klar, daß er eigentlich von Anfang an keinen Grund zum Hoffen gehabt hatte. Kannte er denn Vater Pankratjs Grundsatz nicht, niemandem zu borgen? Es waren Fälle vorgekommen, in denen der Bauer vor ihm auf die Kniee gefallen war, weinte und um dreißig Rubel bat; er mußte sich ein Pferd kaufen, er konnte sonst nicht pflügen — er versprach, es abzuarbeiten; — aber Vater Pankratj hatte nur das Eine geantwortet: „Ich habe kein Geld!" Das war so sein Grundsatz. Die Ursache war die, daß Vater Pankratj bei seinen umfangreichen Geschäften, welche so schon ziemlich weit von dem Brauch des geistlichen Standes ablagen, alles vermied, was einen schlechten Schatten auf ihn hätte werfen können. Sein Reichtum hatte ihm eine Menge Feinde und Neider geschaffen, man hätte den kleinsten Anlaß aufgebauscht und ihn zu einem Wucherer und Halsabschneider gemacht. Darum hatte er sich ein- für allemal zum Grundsatz gemacht, niemandem und unter keinen Umständen Geld zu verborgen; er legte es lieber in die Bank, wo es ein ruhigeres Leben hatte.

Vater Antonj hatte das gewußt, aber gedacht, daß mit ihm als einem Amtsbruder Vater Pankratj eine Ausnahme machen würde.

Nach einem ziemlich langen Schweigen sagte Vater Pankratj: „Weißt du was, Diakon? Wende dich an meine Tochter, Marianne Pankratiewna; sie hat manchmal Geld, vielleicht giebt sie dir."

„Marianne Pankratiewna? Marianne Pankratiewna sind zu hart."

„Nun, das ist nicht mehr meine Sache, Freund. Das mußt du selbst abmachen. Vielleicht wird sie dir gegenüber weicher sein; versuche es! Wenn du willst, kannst du es gleich; da kommt sie gerade."

In der That war Marianne Pankratiewna in das Eßzimmer getreten. Sie trug einen karierten langen Hausrock, welcher ziemlich abgetragen und schmutzig war und an ihr herunterhing, als ob er einer anderen gehörte oder zu einer Zeit genäht worden wäre, in welcher sie noch runder und dicker gewesen war. Vielleicht war es auch so gewesen, denn Marianne Pankratiewna, die jetzt ein so einsames und langweiliges Leben bei dem Vater führte, hatte bessere Zeiten gekannt, in denen sie wahrscheinlich auch am Körper fester und im Gesicht lustiger gewesen war. Nach ihrem Aussehen konnte man ihr vierzig geben, obgleich sie in Wirklichkeit fünf Jahre jünger war. Sie war, wie die Russen sagen, eine „trockene Frau"; mit ihren langen Armen, welche in weiten Aermeln herumbaumelten, mit dürren Fingern und eingefallener Brust, mit einem knochigen, gelbbraunen Gesichte, spärlichem, abgeschnittenem Haare machte sie in der That den Eindruck, als wäre sie ausgetrocknet. Marianne Pankratiewna war Witwe. Ihr Mann, ein Priester, war ihr nach dreijähriger Ehe gestorben, und Kinder hatten sie nicht gehabt. Nach seinem Tode war sie rasch alt und trocken geworden. Sie hätte natürlich nichts dagegen gehabt, sich noch einmal zu verheiraten, und es wurde ihr auch wegen Vater Pankratjs Reichtum mehr als ein Antrag gemacht. Ihr Ideal aber, das sie sich fest in den Kopf gesetzt hatte, war ein Priester.

„Nein!“ sagte sie den Bewerbern um ihre Hand. „Kann ich denn, nachdem ich Priesterfrau gewesen bin, eine Beamten- oder Kaufmannsfrau werden? Das wäre gerade so, wie man einen General zum Soldaten degradierte.“ So hoher Meinung war sie von ihrem Stande. Bekanntlich dürfen aber die Priester-Kandidaten*) keine Witwen heiraten, und so hatte Marianne Pankratiewna alle Bewerber zurückgewiesen. Sehr möglich, daß sie jetzt weniger wählerisch gewesen wäre und sich entschlossen hätte, ihrem Ideal zu entsagen; aber niemand bewarb sich mehr um sie, und sie ihrerseits hatte sich auch bereits daran gewöhnt, sich als ewige Witwe zu betrachten. Sie wohnte ganz für sich in einem Anbau und mischte sich nicht in die Geschäfte des Vater Pankratj.

Sie hatte nämlich ein eigenes Geschäft. Dreitausend Rubel waren nach dem Tode ihres Mannes von ihrer Mitgift noch übrig geblieben. Sie hatte sie mit allem Eifer vermehrt und besaß jetzt an fünfzehntausend Rubel. Den Weg zu ihrem Anbau kannten die Bauern von Butischewo sehr gut, denn sie kamen selten mit leeren Händen von ihr heraus.

„Hier, Marianne, der Vater Diakon hat ein Geschäft mit dir; ich habe keine Zeit gehabt, ihn auszufragen, er wird es dir aber schon erklären.“

Und Vater Pankratj ging aus der Stube; man hörte, wie er in sein Arbeitszimmer eintrat.

Vater Antonj grüßte mit dem Kopfe, und da sich ihm die Hand Marianne Pankratiewnas nicht entgegenstreckte, blieb es auch dabei. Marianne sah auf den Pritscht von oben herab und gab keinem, der nicht Priester war, ihre Hand.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie rauh.

„Ich . . . ich . . . ich möchte Geld haben . . . es sind so Verhältnisse . . . . ganz besonders schwierige Verhältnisse.“

„Geld? Bei mir? Warum lassen Sie es sich denn nicht von meinem Vater geben?“

„Vater Pankratj sagt, er hätte keines.“

„Nun, ich hätte ja welches . . . . . .“

„Ja? Haben Sie?“ fragte freudig Vater Antonj.

„Ja, ich habe welches. Nur wird es für Sie unvorteilhaft sein . . . . .“

„Meine Umstände sind so, daß es auf jeden Fall vorteilhaft ist . . . sehr schwierige Umstände.“

„Und wie viel möchten Sie haben?“

„Ja . . . ich möchte . . . . . . anderthalb Hundert Rubel . . . . möchte ich im ganzen haben.“

Vater Antonj hatte bisher gar nicht die Höhe der Summe überlegt, jetzt sagte er aufs Geratewohl, verteilte die Summe aber auf der Stelle: hundert Rubel dem Sekretär, ünfzig für die allerhand Ausgaben. Dann bringe ich der Natonka noch ein seidenes Halstuch und den Kindern Naschwerk mit.

„Es wird unvorteilhaft für Sie sein, Vater Antonj; Sie dauern mich wirklich.“

„Wie viel nehmen Sie denn, Marianne Pankratiewna?“

Er war lauter Ungeduld. „Und wenn sie noch so viel herunterschindet, ich nehme es doch. Wenn ich Priester werde, ist es mir leicht, zurückzuzahlen.“

„Heute haben wir den 28. Februar? So werden Sie es mir am 28. März zurückzahlen. Sie bekommen einhundertundfünfzig und bringen mir zweihundert wieder; und außerdem eine Sicherheit auf das Winterkorn . . . .“

„Wie, auf das Winterkorn?“ rief Vater Antonj aus.

„Sie haben doch Winterkorn gesäet?“

*) Der russische Kandidat erhält erst die Weihen, nachdem er sich verheiratet hat. Stirbt ihm seine Frau, so darf er sich nicht wieder verheiraten, in wörtlicher Auslegung des Wortes: „Ein Bischof sei eines Weibes Mann.“

„Ja, sieben Desjatinen habe ich gesäet!“

„Nun also, da schreiben Sie mir ein Papierchen, daß Sie mir die Ernte verkauft haben. Das ist für alle Fälle. Ich brauche es nicht; Sie wissen ja selbst, daß ich keinen Kornhandel treibe.“

Vater Antonj sah sie sich an und wunderte sich, daß es auf der Welt solche Frauen gab. Und das ist noch dazu eine Priesterfrau und Priestertochter, dachte er, und ist in der Diözesan-Schule erzogen worden! Herr, du mein Gott!

Die Verwunderung des Vaters Antonj war übrigens nur deshalb so groß, weil er die Sache jetzt zum erstenmale am eigenen Leibe spürte. Daß Marianne Pankratiewna den Bauern das Geld nicht umsonst gab, wußte er schon lange. Im Frühjahr giebt sie einem zehn Rubel, und im Herbst bekommt sie dafür zwanzig. Der Bauer aber als Grundbesitzer schien ihr sicher, darum verlangte sie sonst keine Verschreibung. Den Diakon aber konnte man jeden Augenblick auf eine andere Stelle versetzen, und sie hatte dann das Nachsehen.

Vater Antonj dachte nicht lange nach. Wie konnte er auch lange nachdenken, wenn ihm das Wasser bis an die Kehle ging. Er sagte: „Da sind Sie wohl so freundlich . . . und ich kann es gleich mitnehmen, Marianne Pankratiewna?“

„Sie sind also einverstanden?“

„Ja, ich bin einverstanden.“

„Es wird Ihnen schwer fallen; Sie thun mir leid.“

„Es ist nichts zu machen . . . Es sind so schwere Verhältnisse . . . sehr schwere Verhältnisse, Marianne Pankratiewna.“

Wie ungeheuerlich auch die Bedingungen des Darlehens waren, hatte Vater Antonj dennoch Angst, sie möchte sich noch anders besinnen, und eilte sich. Von diesem Gelde hing ja sein Schicksal ab.

Marianne ließ ihn nicht zappeln. Nach einer Viertelstunde schon war er zu Hause. Natonka war aufgestanden, sie fühlte sich an diesem Tage gerade wohl. Vater Antonj gab sich Mühe, ruhig und vernünftig mit ihr zu reden, in seiner Brust aber wogte eine große Freude, die gern nach außen getreten wäre. Hundertundfünfzig Rubel staken in seiner Tasche, und er fühlte sich, als ob er schon Priester geworden wäre und eine eigene Pfarrei hätte.

„Wenn nur Duniascha bald käme!“ wiederholte er, „ich muß in die Stadt!“ Und oft ging er auf die Straße hinaus, um auszuschauen, ob sie noch nicht zu sehen war. Da zeigte sich auf der schmutzigen Straße, auf welcher das Frühlingswasser in Strömen floß, ein Bauernwagen, über und über mit Schmutz bespritzt. Auf dem Vorderteil, die Beine in der Luft baumelnd, so daß sie jeden Augenblick die Hinterbeine des Pferdes berührten, saß ein Bauer, und hinter seinem Rücken, auf einem Sitz aus Stroh, saß Duniascha. Es war ein großes, schlankes Mädchen mit blühendem Gesicht, klangvoller Stimme und lebhaften Bewegungen. Gleich nach ihrer Ankunft machte sie sich daran, die Wirtschaft Vater Antonjs in Ordnung zu bringen. Ohne jede Bildung, war sie in der Wirtschaft äußerst tüchtig und konnte keine Minute ohne Arbeit sitzen.

Die Brüder — sie waren vier und alle „ungeraten“, es hatte es nämlich noch keiner weiter als bis zum Diakon gebracht —, rechneten es als ein Glück, wenn sie zu einem von ihnen kam. Sie gab sich mit den Kindern ab, besorgte die Küche, melkte die Kühe, nähte — kurz, es war ein Goldmädchen, das war aller vier Brüder einstimmiges Urteil. Sie war erst zwanzig Jahre alt, hatte schon manchen Bewerber gehabt, beeilte sich aber nicht mit dem Heiraten, da sie ihren eigenen Wert kannte und auch ihre Mädchenfreiheit schätzte. „Ich bin ein freies Vögelchen,“ sagte sie, „fliege von Bruder zu Bruder wie ein Schmetterling. Dann aber würden die Kinder und die Krankheiten kommen — und adieu die Freude! Ich habe genug in das Leben hineingesehen. Es ist noch Zeit genug.“

Mit ihrer Ankunft kehrte in Vater Antonjs Haus mehr Leben und Fröhlichkeit ein und sogar Natonka schien die Gotteswelt weniger trübsinnig anzusehen.

„Vielen Dank, Duniascha, daß du gekommen bist!“ sagte Vater Antonj. „Heute noch fahre ich in die Stadt.“

„Thue es nur, wir werden auch ohne dich fertig!“ scherzte Duniascha.

Und in der That machte sich Vater Antonj noch an demselben Tage fertig und fuhr in die Stadt. Der Weg war sehr schlecht. Der magere Gaul stolperte in einem fort und blieb in frisch gebildeten Pfützen stecken. Vater Antonj war ganz grau vor Schmutz; er konnte nur Schritt fahren und brauchte so die ganze Nacht. In der dortigen Gegend trifft man auf die Entfernung von vierzig Werst (= Kilometer) keine einzige Hütte. Erst vor der Stadt, als die Morgenröte sich zeigte, fingen die menschlichen Niederlassungen an und wurden immer dichter, bis sie sich endlich mit der Stadt vereinigten. Die Stadt war groß und schwamm buchstäblich im Schmutze. Die Straßen, schlecht und mit schlechten Steinen gepflastert, waren vollständig mit flüssigem Brei bedeckt, welcher wie Stahl glänzte und die massenhaften Senkungen des Pflasters verbarg, dank denen die Wagen fast bei jedem Schritte eine senkrechte Lage annahmen und die Pferde sich auf die Hinterbeine stellten. Die Fußgänger, welche eine Straße kreuzen mußten, trafen Veranstaltungen, als müßten sie die Straße durchschwimmen; alles war naß und schmutzig, und die Menschen, welche sich thätig in diesem Sumpfe herumtrieben, schienen das wie zur Strafe zu thun.

Vater Antonj fuhr erst in den Ausspann. Nach städtischer Rechnung war es noch früh, sieben Uhr. Dann mußte er sich auch reinigen und sich überhaupt in Ordnung bringen. Der Sekretär steht wahrscheinlich um acht Uhr auf und geht um zehn Uhr aufs Amt. Nun, zwischen diesen Stunden will er ihn besuchen. Vater Antonj ließ sich Thee geben, der ihm nach seinen nächtlichen Strapazen vorzüglich mundete, und holte Papier und ein Couvert heraus. Auf das Papier schrieb er ein Gesuch um Berufung zum Priester, faltete es sorgsam, steckte ganz in die Mitte einen Hundertrubelschein und das Ganze in das Couvert. All das that er mit wunderbarer Sicherheit und Entschlossenheit, wahrscheinlich deshalb, weil er in einem Gasthauszimmer und allein war. Dazu erinnerte er sich noch der Erzählungen Vater Pankratjs und des Propstes und stärkte an ihnen seinen Mut. Sein Vorhaben schien ihm jetzt etwas ganz einfaches, und er zweifelte keinen Augenblick, daß er alles ordentlich machen würde, das heißt so, wie es ihm Vater Pankratj erzählt hatte. Um neun Uhr war er schon im Vorzimmer des Sekretärs.

„Wie soll ich Sie melden, Batuschka?“ fragte eine Alte; man wußte nicht, ob Wirtschafterin, ob Nonne oder die Sekretärsfrau selber.

„Irgendwie! Das ist gleich, der Herr Sekretär kennen mich doch nicht. Sagen Sie nur, ich käme in eigenen Angelegenheiten.“

„Natürlich nicht wegen fremder!“ sagte die Alte und verschwand im Dunkel eines langen Korridors.

Vater Antonj aber hörte sie gar nicht. Er hörte nur seine eigene Stimme, die ihm wie eine fremde vorkam, in solchem Maße schüchtern und dünn klang sie. Etwas Erschreckendes jedoch traf er hier nicht. Der Vorsaal war wie überall: zwei Stühle, ein Tisch, ein Kleiderhaken und ein Spiegel. Durch die halbgeöffnete Thür sah er im Salon reiche Möbel, ein Stück eines Instrumentes, das aussah wie ein Harmonium. Auch die Alte war nichts außergewöhnliches; es war alles wie bei anderen Menschen. Aber Vater Antonj selber war vollständig verschüchtert, wahrscheinlich von den hundert Rubeln in seiner Tasche. Was würde der Schein für ein Schicksal haben? Er konnte ihn retten, aber auch zu Grunde richten. —

Die Alte kam aus dem Dunkel zurück und forderte ihn auf, ihr zu folgen. Es ging durch den langen Korridor, links herum, dann durch eine Thür, und ganz plötzlich und unerwartet befand sich Vater Antonj im Arbeitszimmer des Sekretärs. Das

Zimmer war sehr klein und niedrig, seine beiden Fenster gingen auf den Hof; das grüne Tuch des unförmlichen Schreibtisches war abgeschabt und voller Tintenflecken. In der Ecke auf einem niedrigen Tischchen standen eine Menge Heiligenbilder, und vor dem größten brannte ein Oellämpchen. Im Zimmer roch es nach Lampendunst, da der Docht flackerte und von Zeit zu Zeit knisterte. Das Logis war gemietet und nichts verriet, daß der Sekretär ein eigenes Haus im Wert von zweimalhunderttausend Rubel besaß. Ja, das war er; Vater Antonj hatte ihn zweimal im Konsistorium gesehen und erkannte ihn gleich. Die mächtige Figur mit großem, weißem Kopf, das Gesicht glatt rasiert, und alles, die Stirne und die Ohren eingeschlossen, krebsrot, als ob er aus einem heißen Bade käme. In einem langen schwarzen Rock, breitschulterig, etwas gebeugt, übergoß er die Bittsteller von vornherein mit Kälte, Trockenheit und Unliebenswürdigkeit; es sah aus, als ob ihm alle Leute in der Welt einerlei wären und als ob er nur das eine bedauerte, daß man ihn störte. Er stand unweit von der Thüre und halb abgewandt, gerade als ob er im Begriff wäre, in eine Ecke zu spucken. Unter den dichten überhängenden Augenbrauen sahen große, vollkommen kalte Ochsenaugen hervor.

Vater Antonj verbeugte sich nach Art der russischen Mönche, indem er den ganzen Oberleib wagerecht nach vorne streckte.

„Wie ist Ihr Name?“ frug der Sekretär mit einer Knabenstimme, welche zu seinem Aeußeren durchaus nicht paßte. Von einer so großen Figur hätte man eher etwas wie Donner erwartet. Er sprach dazu noch durch die Nase, dehnte die Worte und sprach die Vokale alle nach dem e hin und näselnd. Seine Lippen zogen sich geringschätzig zusammen, als ob er schon im voraus den Namen verachtete, den man ihm sagen würde.

„Diakon des Dorfes Butischewo, Antonj . . .“

„Bubyrko!“ setzte für ihn der Sekretär hinzu, zeigte auf einen Stuhl, näherte sich ihm selber mit schweren Schritten und setzte sich. Vater Antonj nahm auch Platz.

„Ganz recht, Bubyrko! Ich . . . Vater Propst . . . das heißt . . . das ist . . . habe schon einmal eingereicht . . . das heißt . . .“

„Weiß schon!“ näselte der Sekretär.

„Und Se. Magnificenz schrieb, es wäre zu früh . . . schrieb Se. Magnificenz.“

„Weiß schon!“ wiederholte der Sekretär und sah die ganze Zeit mit seinen unbeweglichen Augen scharf auf Vater Antonj.

„Aber ich habe sechs Kinder . . . und eine Schule habe ich . . . das ist . . . eine Schule habe ich eingerichtet . . . und die Liturgie . . .“

„Weiß schon!“ sagte noch einmal der Sekretär.

Vater Antonj holte Atem und stieß einen tiefen Seufzer aus. Dieser unausgesetzte scharfe Blick, welcher auf ihn zu lauern schien, welcher jede seiner Bewegungen verfolgte, durchbohrte ihn ordentlich. Es schien Vater Antonj, als würde es seine Hand doch nicht wagen, in die Tasche zu greifen und das Couvert herauszuholen.

„Jetzt bitte ich um Ihre Hilfe . . . meine einzige Hoffnung ruht auf Ihnen!“ setzte er hinzu, und seine Hand befand sich plötzlich neben der Tasche. Nachdem sie aber dort mit den Fingern gespielt hatte, zog sie sich wieder zurück und legte sich auf das Knie.

„Ja, warum nicht, wenn Se. Magnificenz . . .“ begann der Sekretär.

Vater Antonj aber ließ ihn nicht ausreden. „Ich habe eine Bittschrift an Sie aufgesetzt und möchte mir die Freiheit nehmen, sie Ihnen zu überreichen.

„Eine Bittschrift? Nun, warum nicht? Das kann nichts schaden.“

Vater Antonjs Hand, von den unausgesetzten Blicken des Sekretärs verfolgt, welcher fürchtete, sie könnte sich noch verirren, fuhr schnell in die Tasche und holte das Couvert heraus; der Diakon war ganz erschrocken über dessen zerknittertes Aussehen.



„Das Couvert . . . das heißt . . . hat sich verkrüppelt . . .“ sagte er, indem er es krampfhaft in der zitternden Hand hielt. Der Schritt, welchen er jetzt zu thun im Begriffe stand, konnte ihm zu seinem Ziele verhelfen, aber auch ihn zu Grunde richten. Was würde werden, wenn Vater Pankratj und der Propst ihm Märchen erzählt hätten, ihn hätten zum besten halten wollen?

„Es macht nichts, werden es schon glatt bringen,“ meinte der Sekretär und richtete seinen Blick auf das Couvert.

„Also . . . . haben Sie die Gnade . . . . das ist . . . . entgegenzunehmen . . . . hier die Bittschrift . . . .“

Er legte das Couvert auf den Schreibpult, stand sofort auf und begann seine Verbeugungen. Der Sekretär hatte inzwischen das Couvert genommen und es lässig wie eine unnütze Sache auf die Mitte des Tisches geschoben. Vater Antonj war aber bereits im Vorzimmer. Noch niemals im Leben hatte er sich so geeilt, wie jetzt. Wie eine Vision stand es vor ihm: Jetzt öffnet drinnen der Sekretär das Couvert — und der Hundertrubelschein fällt heraus. Der Sekretär wird bleich und zittert vor Zorn. Er stürzt in das Vorzimmer und schreit mit schrecklicher, vor Wut keuchender Stimme: Wie hast du das gewagt? Mir, dem Sekretär? Du? Ein Diakon? Wie? Eine Beleidigung? Zu Sr. Magnificenz! An die Synode! Herunter mit dem Diakonrock! Ins Kloster! Zur Buße! —

„O, Herrgott, sei mir gnädig!“ rief Vater Antonj in Gedanken aus, indem er mit dem rechten Fuß in den linken Gummischuh fuhr. „Was habe ich gethan! Was habe ich gethan! Ich habe die Kinder und Natonka zu Grunde gerichtet!“

Es schien ihm unausbleiblich: Der Sekretär mußte sich beleidigt fühlen! Wie war das möglich: eine solche Persönlichkeit auf solchem Posten — und er hatte ihn bestechen wollen! Das war ja schrecklich! Wozu brauchte der es denn? Sein Gehalt war ja gut!

Jetzt ist er schon auf der Treppe, jetzt unten — es kommt ihm aber niemand nach. Nachdem er mit voller Brust die frische, feuchte Luft eingeatmet hatte, beruhigte er sich etwas und beschloß sogar, zwei Minuten zu warten. Wenn er zu Grunde gehen sollte, dann lieber gleich jetzt! Wozu dann noch warten? Lieber jetzt gleich auf einmal!

Er sah zurück auf die Thüre der Wohnung des Sekretärs; sie blieb geschlossen.

Endlich, nachdem er wieder ganz zu sich gekommen war, sah er ein, daß ihm niemand nachsetzte, daß das Couvert mit seinem Inhalt ganz und gar nach dem Sinne des Sekretärs gewesen, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach seine Sache so gut wie erledigt war. Nachdem er zu diesem angenehmen Schluß gekommen war, beschloß er, sich den ganzen Tag so fern wie möglich vom Konsistorium und dem erzbischöflichen Palast zu halten. Er würde vielleicht die ganze Sache noch verderben, wenn er dem Erzbischof unter die Augen käme. Irgendwie verbringen aber mußte er den ganzen Tag doch; er war schon auf dem Markt gewesen, wo er viele Bauern aus Butischewo getroffen hatte, auch im Gasthof, wo er versuchte zu schlafen, es aber nicht fertig brachte, weil ihn die Aufregung daran hinderte; in der Stadt hatte er viele Bekannte unter dem Pritscht der städtischen Kirchen, er hatte aber schon Angst vor einer bloßen Begegnung mit ihnen: sofort würde das Fragen losgehen, warum hier und wozu? Und er würde nicht an sich halten können, sondern erzählen, er sei gekommen, die Priesterweihe zu erbitten. Nun, natürlich kommt dann der eine mit Spott, der andere mit Neid, der dritte mit Warnungen. Seine Brust war voll von freudiger Erwartung; daß seine Sache kein gutes Ende nehmen würde, das fürchtete er nicht mehr. ‚Der Sekretär ist eine Macht. Wenn der angenommen hat und nichts dazu gesagt, macht er die Sache auch!‘ Vater Antonj hielt es jedoch für notwendig, bei dem Propst vorzusprechen. Ihn um etwas bitten wollte er nicht gerade, sondern ihm nur seine Reverenz machen. Der Propst wollte ihm wohl, hatte für ihn bei dem Erzbischof ein Wort eingelegt, da mußte er ihm doch zeigen, daß er das nicht vergessen hatte und zu schätzen wußte.

Der Propst, Vater Johann Welelepof, hatte einen gerade so lustigen Haushalt, wie er selbst lustig war. Alles bei ihm sah freundlich aus; die reinliche Treppe, der große Glaskorridor mit einer Menge von Gewächsen, wie auch die nicht großen, gemütlichen, lichterfüllten Zimmer mit freundlichen hellen Tapeten und einer Menge von weichen Möbeln, mit rosa und blauem Atlas überzogen, das hübsche Zimmermädchen, die freundliche Hausfrau und die zärtlichen Kinder, — mit einem Wort, es war ein Genuß, in dieses Haus einzutreten und ein paar Stunden in ihm zuzubringen. Es schien, man machte hier keinen Unterschied zwischen dem vornehmen und dem einfachen Gaste.

„Ah, da kommt Vater Antonj! Herzlich willkommen! Frau, Anjuta! Vater Antonj ist gekommen! Weißt du, der Diakon aus Butischewo! — Nun, bringst du uns Thee? Mögen Sie ein Täßchen Thee, Vater Antonj, mit Eingemachtem? — Nun, wie geht es Ihrer Frau? Wie geht es Vater Pankratj? Immer in Geschäften, wie? — Das da ist meine älteste Tochter! Habe keine Angst, Njura, komm nur heran! Das ist Vater Antonj aus Butischewo; er ist gut, er beißt nicht."

Und dann kam Matuschka, kamen die Kinder heraus, man trug Thee auf und Eingemachtes, und Vater Antonj fühlte sich wie in seinem Kreise. Vater Johann lebte wie ein weltlicher Mensch. Nichts in seiner Einrichtung erinnerte an seinen geistlichen Stand. In seinem Arbeitszimmer hingen nicht die üblichen Ansichten vom Berge Athos oder schlechte Stiche, sondern nur geographische Karten und kleine Landschaften in schwarzem Rahmen. Im Bücherschrank standen in soliden Einbänden Schlosser, Macauly, Schiller, Puschkin, Turgeniew und andere Bücher mit Titeln, die Vater Antonj nicht verstand. Im Salon stand ein Klavier, Matuschka spielte einen Walzer und die Kinder drehten sich im Kreise.

Man lud Vater Antonj zum Essen ein. Wegen der Anwesenheit von Matuschka und den Kindern konnte er keinen Augenblick finden, um dem Propst von seinem Besuche beim Sekretär zu erzählen; und doch brannte er darauf, seinen Erfolg jemandem mitzuteilen. Nach dem Essen aber fand sich ein Augenblickchen. Sie saßen im Arbeitszimmer. Der Propst hatte die Füße wohlig auf eine Chaiselongue ausgestreckt und schmauchte eine Cigarre; er bot Vater Antonj auch eine an, der aber schlug ab. Er verstand es nicht, Cigarren zu rauchen, rauchte aber sehr dicke Cigaretten, welche er eigenhändig drehte und in eine lange Spitze aus gewöhnlichem Rohr steckte.

„Wissen Sie, Vater Propst — ich war beim Sekretär!"

„Aha! Immer in derselben Angelegenheit?"

„Ja. Ich bat ihn um Beistand, und er versprach ihn. Er ist ein ungemütlicher Mensch, wahrscheinlich ist er sehr auf dem Zeug in seinem Amte."

„Ich weiß es nicht; ich habe mit dem Konsistorium nichts zu thun. Se. Magnificenz wollte mir eine Stelle darin geben, ich habe es aber abgeschlagen; es herrschen dort allerlei Intriguen."

„Und ich habe ihm ein Couvert dort gelassen, Vater Propst — mit einer Bittschrift. He, he, he," sagte Vater Antonj mit gedämpfter Stimme und einem Blick nach der Thüre.

„Würden Sie es glauben: Wenn ich nach dem Essen keine Cigarre rauchte, so wäre es gerade, als hätte ich nicht gegessen."

„Eine Gewohnheit!" bemerkte der Gast und dachte sogleich mit Verwunderung: „Ich spreche von dem Couvert, und er von der Cigarre!"

In diesem Augenblick hörte man im Salon die Klänge des Klaviers. Vater Antonj fuhr fort:

„Ich gab es ihm also; er schob es so auf die Mitte des Tisches. ‚Es ist gut!' sagte er."

„Würdest du uns etwas von Mendelssohn spielen, Anjuta?" rief der Propst seiner Frau zu und wendete sich sogleich zu seinem Gaste:

„Ich mag Mendelssohn sehr gerne. Es ist mein liebster Komponist. Jetzt hören Sie, hören Sie! Ein ‚Lied ohne Worte‘.“

Vater Antonj mußte zuhören und sagte natürlich kein Wort mehr vom Sekretär oder dem Couvert.

Er ging in seinen Gasthof, als es schon zu dunkeln begann und auf den Straßen bereits die Laternen brannten.

Er dachte natürlich daran, wie angenehm das sein würde, morgen im Konsistorium die frohe Nachricht zu bekommen. Wer weiß, vielleicht ließ sich alles gleich abwickeln und er konnte zum unaussprechlichen Entzücken Natonkas gleich als Priester nach Hause kommen!

Er dachte auch daran, was für merkwürdige Leute es doch auf der Welt gäbe. Der Sekretär z. B., wenn es wahr ist, was man von ihm spricht, besitzt ein Haus im Werte von zweihunderttausend Rubel und nimmt einem armen Menschen hundert Rubel ab; und der Propst will gar nichts davon hören! Ob die Sache ihm zuwider ist oder ob er nur aus Vorsicht sich nicht hineinmischen will? Wer kann das sagen? Und wie sie leben! Welcher Unterschied! Bei dem einen ist alles düster, drückend, ungemütlich, und bei dem anderen ist alles heiter, fröhlich, gemütlich. Es ist aber doch schön, Sekretär zu sein — auch nicht übel, Propst zu sein. Der eine wie der andere lebte auf seine Art ausgezeichnet. Schlimm ist nur dies eine, Diakon zu sein, noch dazu in einer armen Gemeinde, und gar mit dem Diatschok-Gehalt, mit sechs lebendigen Kindern und einer kranken Frau!

Am anderen Tage um zwölf Uhr ging Vater Antonj in den Alleen des erzbischöflichen Palais auf und ab. Sie waren mit Kies belegt, festgestampft, und es spazierte sich recht angenehm auf ihnen. Vater Antonj wußte, daß der Sekretär gerade jetzt Sr. Magnificenz Vortrag erstattete, und wartete. Im Geist erlebte er alle Umstände dieses Vortrages: Jetzt hat der Sekretär sein Gesuch auseinandergefaltet und liest. „Ach,“ sagt der Erzbischof, „das ist der, der den Ton nicht trifft! Ich habe doch gesagt, daß es für ihn noch zu bald ist . .“ „Ew. Magnificenz,“ antwortet der Sekretär, „wenn er damals den Ton nicht traf, so lag es nur daran, daß er keine Probe gehabt hatte; aber im ganzen ist er ein würdiger und befähigter Mensch. Er hat sechs Kinder, Ew. Magnificenz, und ich erlaube mir, Ew. Magnificenz zur Erwägung zu stellen . . . . .“ Und der Sekretär spricht lange, lange, er spricht furchtbar gescheidt, wie Vater Antonj sich natürlich nicht vorstellen kann, und der Erzbischof hört immer zu; und jetzt fühlt der Erzbischof, daß der Sekretär ihn überzeugt hat, und daß es nicht angeht, den Diakon Bubyrko nicht zum Priester zu machen, ja daß es durchaus notwendig war. Der Erzbischof sagt: „Nun, es ist nichts zu machen; ich wollte eigentlich nicht, aber du hast mich überzeugt. Gieb die Feder her, Sekretär!“ Da nimmt der Erzbischof die Feder und schreibt: „Ich weihe hiermit den Antonj Bubyrko zum Priester.“ Der Sekretär faltet das Gesuch zusammen, legt es in seine Mappe und geht in das Konsistorium. — Auf dem Turm schlug es ein Uhr. Jetzt muß er dem Sekretär noch Zeit lassen, die Papiere dem Kanzlisten zu übergeben; den Kanzlisten kennt er. Es ist ein alter, sehr alter Mensch und dient hier seit der Begründung des Konsistoriums. Er ist gerade so glatt rasiert, wie der Sekretär, nur ist er klein, hat eine Glatze und ist nicht finster, sondern im Gegenteil liebenswürdig und schmeichlerisch. Als vor vielen Jahren ein anderer Sekretär über ihm gestanden hatte, der Backenbart trug, da hatte der Kanzlist auch Backenbart getragen. Vielleicht muß er dem auch noch etwas zustecken?

Auf dem Turme schlug es halb zwei. Vater Antonj rechnete aus, daß jetzt alle Formalitäten zu Ende sein müßten, und ging in das Konsistorium. Der Kanzlist war gerade damit beschäftigt, eine Abschrift mit der Urschrift zu vergleichen.

„Gleich, gleich, nur noch ein Augenblickchen, Batuschka!“ sagte er lächelnd. Sein Lächeln war nicht schön, denn er hatte keine Zähne. Vater Antonj wartete in vollständiger Ruhe; er hatte durchaus kein böses Vorgefühl.

„Diakon Antonj Bubyrko?"

„Ja, ja."

„Hier ist Ihr Gesuch."

Er nahm vom Tische das auseinandergefaltete Gesuch und hielt es dem Vater Antonj unter die Nase. Vater Antonj las, was der Erzbischof mit blauem Bleistift darunter geschrieben hatte: „Hat noch nicht gelernt, den Ton zu treffen; darum noch nicht an der Zeit." Und weiter unten stand von der Hand des Sekretärs und mit Tinte geschrieben: „Abgelehnt."

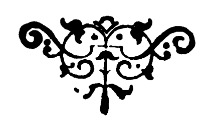
„Das ist alles!" setzte mit einem Lächeln der Kanzlist hinzu und legte das Gesuch auf den Tisch zurück.

Einen Augenblick war Vater Antonj wie betäubt. Seine Augen wurden von einem Nebel umflort, und er sah weder den Kanzlisten, noch die Schreiber, noch den danebenstehenden Diatschok, der sich devotest verneigte und unter Thränen um etwas bat. Wie ist ihm denn? Natonka weint. Duniascha geht finster wie eine Regenwolke im Hause herum, was ihr sonst noch niemals begegnet ist. Marianne Pankratiewna fordert ihr Geld und spricht: „Es wird Ihnen schwer fallen, Vater Antonj; Sie thun mir leid, Vater Antonj!" Und der lustige Propst steht irgendwo oben auf Wolken, raucht eine Cigarre und lächelt. — Das alles aber war nur ein Augenblick; Vater Antonj kam gleich wieder zu sich und dachte: „Zu wenig!" Und es kam ihm eine freche Idee, jetzt zum Sekretär zu gehen und ihn in Gegenwart Aller, der Beamten, der Mitglieder des Konsistoriums und der anwesenden Bittsteller zu fragen: „Wie viel soll ich denn noch zulegen, Herr Sekretär?" Aber von den kühnen Gedanken, welche manchmal auch im Hirne eines Dorf-Diakons mit Diatschok-Gehalt auftauchen, ist es noch weit bis zu der kühnen That. Zum Sekretär ging er nicht, sondern hinaus und in seinen Gasthof. Er zog seinen Wagen heraus, spannte das Pferd ein, bezahlte den Wirt und that das alles wie im Traume. Er war sogar böse auf sich, daß er nicht traurig war, als ob er gar nicht an Natonka dächte, als ob ihn die Kinder nicht dauerten; das war die Verzweiflung über die Maßen; er hatte keine Kraft mehr zur Trauer. Erst spät abends, als es nur noch zehn Werst bis Butischewo war, erwachte er und trieb sein Pferdchen an.

Sein Herz that ihm weh, fing an, ängstlich zu klopfen, und irgend etwas stachelte ihn zur Eile an.

Nach Hause kam er erst um Mitternacht; er war erstaunt, jetzt noch alle Fenster in seinem Hause erleuchtet zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)





Ein unheimlicher Mensch.

Berliner Skizze

von

—» Ernst Schrill. «—

In Zehlendorf bei Berlin sind allerlei wunderliche Villen. Manche sehen aus, als hätte der Baumeister sie geträumt, und im Traum geht bekanntlich die Phantasie ohne den lenkenden, denkenden Willen durch wie eine führerlose Lokomotive, — andere hat sich ein eigensinniger Besitzer extra auf den Leib oder besser auf seine halbtolle Seele anmessen lassen. Manche führen mit ihren geistreichen Dachfrisuren und krinolinartigen Veranden den fremden Namen „Villa" mit Recht; andere bemühen sich, durch Butzenscheiben und Glasmalereien den Eindruck zu machen, als seien sie „Häuser". Eins der ärgsten Gebäude, halb Bauer, halb Gigerl, gehört meinem Bekannten Bizzius. Der untere Stock ist massiv und schlicht wie ein Bauernhaus – darum setzt Bizzius dort unten nur Bier vor! —, während eine Treppe hoch eine wunderliche moderne Eleganz in Stil und Einrichtung herrscht; und doch söhnte ich mich leicht mit dieser Etage aus, weil Bizzius hier ordentliche Rheinweine zum besten giebt.

Oft war es freilich nicht, daß ich ihn da besucht habe. Dazu war mir der wunderliche alte Herr zu beredsam und schließlich auch zu oberflächlich. Ein paar Abende plaudert sich's mit manchem solchen neuen Bekannten ganz nett — dann aber legt man gähnend den ausgelesenen Band fort und sagt: „Das langt! Nu nich wieder!" Und doch war unsere Bekanntschaft sehr eigentümlich gekommen.

Einigemal traf ich den alten Herrn mit dem Radmantel und der Habichtsnase im Coupé der Stadtbahn, so daß ich mir den äußeren Eindruck einprägen konnte. Dann stand ich einst am Kreuzberg und wartete auf einen der nach Tempelhof gehenden Wagen. Der Cigarre zu lieb stieg ich vorne auf und fand daselbst den Radmantel mit der Habichtsnase, die wie der einzige Griff an der ganzen Gestalt schien, schon vor. Ehe der Wagen sich in Bewegung setzt, steigt noch ein anderer Pferdebahnkutscher auf und stellt ein nagelneues Handköfferchen neben sich.

„Na, Pitschke, Urlaub genommen?" fragt der Rosselenker den Kollegen.

„Na ja, man will doch mal nach Hause fahren," schmunzelte der alte Kutscher behaglich.

„Da fahren Sie wohl nach Neu-Trebbin?" fragte ich.

Verduzt blickte der Mann sich um, dann sagte er verlegen: „Woher können Sie das wissen? Freilich will ich dahin."

Mein Radmantel drehte sich mit funkelnden Augen herum und schien mich mit seinen Aeuglein durchbohren zu wollen.

„Ich hörte vor ein paar Wochen, wie Sie zu einem anderen Kutscher davon sprachen, daß Sie aus Neu-Trebbin stammten," lächelte ich.

„Auf diese Weise kann man Interessantes erfahren und wie ein Verhängnis in anderer Menschen Leben hineinfahren," warf der Radmantel hin, offenbar mit der Absicht, ein Gespräch einzuhäkeln.

Wenn ich nichts Wichtiges zu thun habe, brauche ich keiner Unterhaltung auszuweichen, da ich ja einigermaßen hochdeutsch kann, und so schnappte ich den Köder auf:

„Sie meinen, man soll Augen und Ohren offen haben, um recht viel erlauschen zu können von anderer Leute Geheimnissen? Das wäre nicht edel."

„Edel hin, edel her! Aber es kann von durchschlagender Bedeutung werden fürs eigene und fremde Leben, wenn man hier oder da den Griff zu einer Persönlichkeit gefunden hat," sagte er schnell, offenbar erfreut, daß ich angebissen.

Mir ging's durch den Sinn, als ich seine große Nase ansah: für dich braucht man keinen Griff weiter, wenn man so schon einen Henkel im Gesicht hat.

„Wie meinen Sie das?" fragte ich kaltblütig.

„Nun," fuhr er leiser fort, „wenn man anderer Leute Geheimnisse weiß, kann man ihnen nützen oder andere vor Schaden bewahren. Das ist eine Macht, die unbeachteter geblieben, als Geld und Ansehen, Schönheit und Klugheit. Nichts, wie ein aufmerksames Gemüt und ein scharfes Gedächtnis — und man steht da wie ein Zauberer vor den blinden Leuten des Alltags."

Das war der Punkt, der mich fesselte. Aufmerksamer sah ich den Radmantel und seine zwei listigen grauen Schädelluken neben der Habichtsnase an. Er kannte mein Geheimnis nicht, daß ich stets auf Menschenjagd begriffen bin, und wußte nicht, wie sehr mich diese neue Krankheitserscheinung des Durchschnittsmenschen frappierte.

„Nun, um kein Geheimnis zu haben, — erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: ‚Schrill, Schriftsteller'", sagte ich freundlich.

„Sehr angenehm, Bizzius, Rentner," gab er gleichfalls lächelnd zurück.

Damit war das Eis gebrochen und ich brauche die kurze Uebergangszeit kaum zu schildern, die wir nötig haben, um nach dem ersten Tasten der Fühlfäden auf verschiedenen Gebieten herauszuspüren, woran wir mit einem Menschen sind.

Sein Geheimnis fand ich denn auch nach dem dritten Abendbesuch in Zehlendorf heraus und der arme Mann hatte nur dies Eine; sonst hatte er nichts. Eine Villa und Renten von einem mittleren Vermögen hatte er wohl noch, — aber wenn man Gedanken, Geist, Gemüt und ähnliche gute Gaben begierig sucht, — dann ist das alles nichts. Doch es wird das beste sein, ich lasse ihn selbst erzählen, obschon es nicht alles an einem Abend so im Zusammenhang sich ergab, wie ich es jetzt zusammenstelle.

„Wenn Sie mir auch darin widersprechen, daß es solch einen Namen giebt, kann ich doch nur bei der Thatsache bleiben, daß ich Otto Dorotheus Bizzius getauft worden bin. Wo es eine Dorothea im Hause gab, meinte mein Vater, müsse es auch einen Dorotheus geben. Dreijährig verlor ich meinen Vater und wurde nur von Frauenhand erzogen. Mit anderen Knaben durfte ich nie spielen und wie ich endlich auch in das Gymnasium kam, hielt ich mich scheu zurück und nahm an Spielen, Laufen und Lärmen nie teil. Ich hatte aber damals schon den tiefen Blick auf des Menschen Leben, wovon ich Ihnen Proben gegeben habe. Ich beobachtete meine Kameraden und kannte bald ihre Schwächen besser als sie selbst. Da ist's kein Wunder, wenn man bei ein bischen Schlauheit und Selbstbeherrschung die läppischen Jungen trotz all ihres Lärmens und Tobens an der Strippe hat. Als in Obertertia — soweit bin ich leider nur gekommen, sonst hätte wohl was anderes aus mir werden können! — ein sehr böser Geist eingerissen war, machte man mich zum Primus und stattete mich mit Vollmacht aus, die Kameraden persönlich beim Ordinarius zu verklagen, wenn ich etwas fände. Sie werden sagen: Pfui, ein Spion!

Aber ich kann Ihnen sagen, in drei Wochen war die Klasse wie umgewandelt. Es kam nicht das geringste mehr vor, denn sie zitterten vor mir, weil ich sie alle in der Tasche hatte. Als zur Ostercensur die auffallende Besserung der schlechtesten Klasse vom Direktor besprochen wurde, erhielt ich öffentliches Lob für meinen moralisch stärkenden Einfluß auf die Kameraden. Das hinderte dieselben aber nicht, am selben Nachmittag über mich herzufallen und mich dermaßen zuzurichten, daß ich bettlägerig wurde.

Meine Mutter war so empört über diesen Skandal, daß sie mich aus der Schule nahm und mich in das bedeutendste Handelshaus von Ahrenberg als ‚Buchhalterlehrling' that.

Da ich wußte, daß meine Mutter eine geringe Witwenpension bezog, ich somit von ihr wenig oder nichts zu erwarten habe, nahm ich mir vor, meinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um mir einst eine behagliche Existenz zu schaffen. Von meiner Sparsamkeit und Akkuratesse in allen Stücken machen Sie sich keine Vorstellung. Genug, ich errang die Zufriedenheit meines Prinzipals und rückte schon mit neunzehn Jahren als zweiter Buchhalter in das Comptoir ein. Wir hatten nicht nur Engrosgeschäft in Kolonialwaren von außerhalb, sondern Herr Eisenbrink führte auch Landesprodukte nach größeren Städten aus; außerdem vermittelte er Land- und Holzkäufe in der Umgebung und machte Geldgeschäfte aller Art mit dem Landadel. Sie können sich denken, was ich da Augen und Ohren aufsperrte, nicht nur, um mich mehr und mehr ihm unentbehrlich zu machen, sondern auch um meines Vergnügens halber. Denn von allen Lustbarkeiten meiner Alters- und Standesgenossen hielt ich mich fern; Tanz und Bier und Kartenspiel lockten mich nicht; kostspielige Liebhabereien hatte ich keine: das einzige, was mich außer meinem Fortkommen interessierte, das war die Liebhaberei, anderer Leute Geheimnisse zu erfahren. Damals legte ich mir schon ein in Geheimschrift verfaßtes „Menschenregister" mit verschiedenen Rubriken an, wo ich mit peinlicher Sorgfalt Beobachtungen und Vermutungen notierte.

Ein Beispiel! Da war ein Herr von Genzenbach in der Umgegend, der allgemein für reich galt, ein großes Haus machte und so etwas über seine Verhältnisse lebte. Meiner Spürnase war es nicht entgangen, daß im Geheimen seine Geldgeschäfte keine glänzenden sein mußten, obschon er sich sehr vorsichtig benahm und sein Kredit noch gänzlich unangefressen dastand. Im Laden, wo er seine Einkäufe an Kolonialwaren machte, hatte ich zufällig erfahren, daß er seit zwei Monaten viel bescheidener als sonst in seinen Bestellungen geworden sei. Von seinem Kutscher, mit dem ich ein paar Mal in herablassender Weise mich in ein Gespräch eingelassen hatte, erfuhr ich, als ich ihm eines Abends Bier und Schnaps in reichlichem Maße vorgesetzt hatte, daß seit zwei Monaten die Dienstboten keinen Gehalt erhalten hätten, sowie, daß der Inspektor neulich geflucht hätte über die Bettelwirtschaft und über die plötzliche Aengstlichkeit in den notwendigsten Ausgaben für den Betrieb des Gutes. Man munkele, meinte der Kutscher, der Herr habe im Spiel große Verluste gehabt und hätte sein Gut bei einer Bank versetzt. Wenige Tage später gab Herr von Genzenbach ein großes Abendessen in seiner Stadtwohnung und mein Chef war auch eingeladen gewesen und hatte am andern Tag dem ersten Buchhalter viel Rühmens von der eleganten Bewirtung gemacht. An diesem Tage sah ich bei einem Goldschmied, der mir eine kleine Reparatur an der Uhrkette machen sollte, den schweren Siegelring des Herrn von Genzenbach im Glaskasten liegen. Auf meine harmlose Frage erfuhr ich, der gnädige Herr hätte ihn soeben hier verkauft, weil er ihm „zu eng" geworden sei. Wie ich nachmittags ins Comptoir komme, sehe ich Herrn von Genzenbach im Privatzimmer unseres Prinzipals sitzen und auf denselben warten. Ich beobachtete ihn heimlich und merkte ihm eine mühsam verborgene Unruhe ab: er trommelt mit den Fingern auf den Tisch und macht, da er sich unbeachtet glaubt, eine verzweifelte Miene.

Da kommt Herr Eisenbrink und ich kann nichts mehr hören oder sehen, was die Zwei miteinander sprechen. So schreibe ich denn mit großen Zügen auf ein Papier:

„Nehmen Sie sich in acht. Der Mann ist bankrott" — und trete mit unschuldiger Miene an meinen Prinzipal heran und sage, während ich ihm das Papier hinhalte: „Verzeihen Sie, ich brauche hier Ihre Unterschrift!" Herr Eisenbrink liest und liest das Papier noch einmal und verändert die Farbe. Dann entschuldigt er sich und folgt mir ins Nebenzimmer. Wie ich hier alles auseinandergesetzt habe, ist er sehr ernst geworden und komplimentierte den adligen Herrn mit Redensarten hinaus, obschon er vorher beinahe zugesagt hatte, ihm auf drei Wochen mit „der Kleinigkeit von 30000 Mark" zu helfen. Am andern Tag ist Herr von Genzenbach, der beim Konkurrenten unseres Geschäfts das Geld richtig bekommen hatte, bankrott und diese Summe war futsch. Sie können sich denken, wie ich in der Achtung meines Prinzipals stieg.

Solcher und ähnlicher Geschichten erlebte ich im Geschäft hunderte!

Wie ich vierundzwanzig Jahre alt war, wollte ich Aufbesserung meines Gehalts oder die erste Buchhalterstelle haben, denn mit den Ersparnissen von meinem bisherigen Gehalt ging das Reichwerden doch nicht vom Fleck! Nun wußte ich vom ersten Buchhalter eine geheime Geschichte, die sonst niemand außer den Beteiligten ahnte. Er hatte ein geheimes intimes Verhältnis mit der Nichte des Hauptmanns a. D. Westenfelden. Kein Mensch ahnte, daß dieses stille, anspruchslose Mädchen von etwa dreißig Jahren, das den alten Onkel so hingebend pflegte, um ihn einst beerben zu können, zweimal wöchentlich geheime Zusammenkünfte mit unserem ersten Buchhalter habe. Nur ich war dem Geheimnis auf die Spur gekommen. Es bedurfte nur eines mit verstellter Hand geschriebenen Zettels, um den alten Hauptmann zu benachrichtigen. Es gab im kleinen Städtchen einen großen Skandal und die Folge war: mein Buchhalter mochte nicht mehr bleiben und kündigte. Er ging nach Berlin und nach ein paar Jahren, da der alte Hauptmann gestorben war, folgte ihm die Nichte mit der Erbschaft nach. Wo sie später geblieben sind, konnte ich trotz meiner vielen Beziehungen nicht herausbringen.

So war ich etwa achtundzwanzig Jahre alt geworden und hatte mir doch kaum sechstausend Mark zusammengespart. Da starb meine Mutter und ich verlor an ihr sehr viel. Sie war meine Stütze gewesen und mein Rückhalt; das einzige Menschenkind auf Gottes Erdboden, das ich liebte und das mich geliebt hatte. Bis zuletzt hatte ich umsonst bei ihr Quartier und Kost gehabt und das fiel jetzt auch fort. Was sollte nun werden? Schon lange hatte ich auf ein nettes, junges Mädchen meine Augen geworfen und in meiner Art Beziehungen angeknüpft. Das heißt, ich hatte alles mögliche über sie und die Ihrigen erkundet und das alles war günstig. Sie war das einzige Kind eines alten „Fünfpfennigsrentners", wie man die kleinen Rentner wohl nennt; die Eltern waren bescheidene, christlich gläubige Leute und lebten so still für sich hin, wie ich es gern mochte. Soviel Vermögen war da, daß ich damit und mit meinen Ersparnissen es hätte wagen können, ein eigenes Geschäft zu gründen, das bei meiner Menschenkenntnis gewiß gut gegangen wäre.

Alma Hosening war keine blendende Schönheit, aber ein seelengutes, anmutiges Kind. Eine schlanke Gestalt, starkes blondes Haar und tiefblaue kindliche Augen machten ihre äußeren Vorzüge aus. Man sagt wohl zuweilen von einem Mädchen, daß es den Eindruck mache, als sei es vom Himmel gefallen. Sie ahnte nichts Schlechtes und hielt alle anderen Menschen für die reinen Engel. Wenn ich sie in der Kirche oder auf der Straße sah, schlich mir ein so beruhigendes, seliges Gefühl ins Herz, daß ich all meine Berechnungen und Geschäftsgedanken für mehrere Minuten vergaß und für sie allein leben zu müssen glaubte. Jetzt, da meine Mutter tot war, schien es mir, als sei mein Herz noch liebebedürftiger als früher und ich ertappte mich häufiger als früher auf Gedanken, die zu meinem eisernen Streben und Arbeiten nicht paßten.

Nun hatte ich absolut keinen Verkehr in der Stadt, keinen Freund, dem ich trauen konnte, keine Vermittlung einer Bekanntschaft mit dem Hoseningschen Hause. Zudem ängstete mich etwas die Furcht, ihr Vetter, der Mediziner Wolfenfels, könne nächstens sein Doktorexamen machen und um ihre Hand anhalten. Ich bin kein Christ, eigentlich

bin ich es nie gewesen, aber in dieser Zeit besuchte ich nicht nur ihrethalb fleißig die Kirche, sondern ich betete täglich um Hilfe in dieser Angelegenheit!

Plötzlich erfahre ich, daß der alte Hosening sein altes kleines Haus, zu dem ein großes Grundstück gehörte, verkaufen und sich in einer besseren Gegend der Stadt ankaufen wollte. In aller Eile mache ich meine Erkundigungen und gehe dann eines Tages hin, um in dieser Geschäftsangelenheit mit ihm zu reden.

Das Haus war etwas baufällig und niedrig und machte von außen einen etwas trübseligen Eindruck. Wie erstaunte ich aber, als ich von der Magd in den sogenannten Salon geführt wurde. Lauter schöne wertvolle Möbel, geschmackvolle Bilder und Teppiche machten sofort einen wohlhabenden, wenn nicht reichen Eindruck. Aha, sagte ich mir, Hosening gehört zu den Stillreichen, die nach außen von ihrem Vermögen wenig zeigen. (Sie müssen nicht vergessen, damals war das schreckliche Selbsteinschätzen noch nicht Gesetz!) Da kommt auch schon der Alte aus dem Wohnzimmer, und obschon er nicht Zeit gehabt, sich umzukleiden, hatte er einen teuren seidenen Schlafrock und gestickte Schlafschuhe, — alles nobel.

Wie ich mich vorgestellt habe und von dem beabsichtigten Hausverkauf gesprochen, wird er ganz freundlich und wir setzen uns. Ich entwickelte ihm die Chancen seines Geschäfts und erbot mich zum Zwischenhändler. Eine auswärtige Firma suche hier einen Platz zur Anlegung einer Brauerei, und das könne ich vermitteln. Er wurde sehr liebenswürdig, bot mir eine Cigarre an — aber ich rauchte damals aus Sparsamkeit nicht — und versprach mir schließlich, wenn ich den Verkauf zu fünfundzwanzig Tausend Mark zu stande brächte, zehn Prozent von der Summe.

Das war der Anfang. Jetzt grüßten wir uns auf der Straße und sahen uns häufiger. Bloß um näher an seine Familie heranzukommen, zog ich die Verhandlungen in die Länge, und so kam es, daß er früher ein neues Haus in gesunderer Lage erstand, ehe sein altes verkauft war. Doch ich erreichte mein Ziel: ich ward in die Familie eingeladen und konnte mit der reizenden Alma ganz nah verkehren. Dank meiner Schlauheit erriet ich oft ihre Wünsche und mühte mich tüchtig, um mich ihr und den Eltern unentbehrlich zu machen. Wie glücklich mich auch ihre Nähe in dieser Zeit machte, so hatte ich doch stets das geheime peinliche Gefühl, als traue sie mir nicht ganz. Das machte mich verlegener unter dem Einfluß ihrer Kinderaugen, als ich sonst je gewesen.

Das Kaufgeschäft kam endlich in Ordnung, und weil ich mir zehn Prozent von dem Käufer herausgerissen hatte, verzichtete ich Hosening gegenüber auf sein Anerbieten. Er sah mich groß an, schüttelte den Kopf und sagte:

„Nichts da, Geschäft ist Geschäft. Sie sind ein junger strebsamer Mensch und können das Geld gut anlegen, ich aber habe mein Schäfchen im Trockenen."

So hatte ich bei dem ersten größeren selbständigen Geschäft fünftausend Mark verdient! Wie versessen ich auch sonst auf den Geldpunkt war, damals ließ mich die Geschichte ziemlich kalt, weil ich eben bis über die Ohren in Alma Hosening verliebt war. Sie wissen ja, die Nesseln brennen nicht, wenn sie blühen!

Mein großmütiges Anerbieten hatte dem Alten aber imponiert und er ward mir immer mehr gewogen. In diese Zeit fiel ein ganz eigentümliches Zwischenspiel, wo ich mir für später aus Liebenswürdigkeit gegen Almas Vater Unannehmlichkeiten schuf. Er hatte mir nämlich eines Tages erzählt, daß der alte Pastor am ersten April abzudanken gedenke, und daß es ihm und seiner Familie sehr erwünscht wäre, wenn sein Neffe, Pastor Hager, gewählt werden würde. Natürlich that ich nun alles, was ich konnte, und das war bei meinen Verbindungen Land auf und Land ab nicht wenig, daß für Pastor Hager Stimmung gemacht würde. Noch ehe ich ihn gesehen oder gehört, erzählte ich unbefangen jedem Wähler etwa das über den Mann, was dieser nach seiner kirchlichen Stellung von einem zu wählenden Pastor sich gern wünschte. In dem Lokalblatt erschienen Artikel über ihn und erdichtete Klagebriefe aus seiner bisherigen

Gemeinde, solch einen Mann verlieren zu müssen und so fort, bis er endlich zur Wahlpredigt berufen ward und nach allerlei Intriguen von mir auch wirklich gewählt ward.

Nun war das aber so ein verkappter Orthodoxer, d. h. er war ganz liebenswürdig unter der Kanzel und gab sich Mühe in seinem Beruf, aber in seinen Predigten sprach er viel von Bekehrung und persönlichem Ernstmachen im Christentum. Kurz und gut, es dauerte nicht lange, so war das behagliche Stillleben der kirchlichen Kreise durch ihn gewaltig gestört, und wenn die einen seine entschiedenen Gegner wurden, so nahmen andere ebenso heftig für ihn Partei. Die Kirche war steckend voll, und allerlei sogenannte Liebesthätigkeit sproßte nur so aus der Erde wie Pilze nach dem Juliregen. Auch Hosenings wurden seine entschiedenen Anhänger, und so mußte ich übel oder wohl ganz gehörig heucheln, um nicht bei der kleinen Alma alles zu verschütten. Ja, es kam noch ärger; der Pastor führte einen Kindergottesdienst mit Gruppensystem ein, wissen Sie, wo einzelne Helfer und Helferinnen ein Häuflein Kinder um sich versammeln und sie erbaulich unterrichten. Den ganzen Stiefel habe ich mitgemacht! Ich ward auch solch ein Helfer und unterrichtete die Gören von Fabrikarbeitern über das goldene Kalb und predigte ihnen alles Liebes und Gutes, — und dabei dachte ich doch nur an Alma und war glücklich, ihr dadurch nah sein und ihr gefallen zu können.

Der gute Pastor selbst war völlig getäuscht über mich und hielt mich für einen Bibelgläubigen erster Sorte. Nachträglich kann ich wohl sagen, daß mir kaum eine Verstellung meines Lebens so sauer fiel, wie diese!

Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich einschieben, daß ich in dieser Zeit das beste Geldgeschäft meines ganzen Lebens gemacht habe. Man munkelte schon lange von einem Eisenbahnbau, der über unser Städtchen gehen werde, und ich richtete mich darnach ein. Als einst ein fremder Ingenieur herkam, um hier heimlich sich das Terrain für den Bahnhof anzusehen und sein Gutachten darüber abzugeben, kriegte ich das Nötige von ihm heraus und kaufte am Tage nach seiner Abreise ein sonst ziemlich wertloses großes Grundstück für mein ganzes, damals etwa dreizehntausend Mark betragendes Kapital. Das anstoßende Stück kaufte ich im Jahr darauf mit Schulden hinzu und hatte mich nicht verrechnet. Als die Bahn gleich darauf hier angelegt wurde, hatte ich mein Anlagekapital schon verdreifacht zurückerhalten und kaufte damit sofort weitere Baugrundstücke in der Nähe des Bahnhofes. Im Lauf von drei Jahren hatte ich mit dieser Spekulation mir ein Vermögen von siebzigtausend Mark erworben.

Doch, das nur so nebenbei. Mein Hauptinteresse ging ja auf Alma Hosening und das sonst so heißgeliebte Geld schien mir Nebensache, solange ich sie nicht bekam. Aber ich konnte trotz aller Anstrengung die eigentümliche kühle Luft nicht durchdringen, die zwischen ihr und mir lag.

Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten. Eines Abends, als Alma im vom Pastor gegründeten Frauenarmen-Verein war, offenbarte ich mich dem Alten. Er puffte gewaltige Rauchsäulen aus seiner großköpfigen Pfeife in die Luft, wie ich es in Aufregung bei Rauchern oft gesehen habe, besonders wenn sie etwas in Verlegenheit sind, was sie sagen sollen. Nachdem ich ihm von meinen eben so günstigen Geldgeschäften gesprochen und alle meine Vorzüge ins rechte Licht gestellt hatte, sagte ich gleich selbst, daß Almas Benehmen gegen mich mir so rätselhaft sei, daß ich es nicht mehr in dieser Weise ertrüge.

„Sehen Sie, lieber Herr Bizzius, das ist so eine eigene Sache mit dem Mädchen! Sie ist seit ihrer Konfirmation halb und halb mit ihrem Vetter Edgar Wolfenfels verlobt,“ sagte er endlich verlegen lächelnd.

„Halb und halb, Herr Hosening, das ist doch weniger als gar nicht! Als Geschäftsmann müssen Sie das einsehen! Zudem ist's eigentümlich. Sie leben schon sechs oder sieben Jahre hier und in der ganzen Zeit hat sich dieser Herr Studiosus kein einziges Mal hier blicken lassen,“ warf ich schnell ein.

„Das ist kein Wunder! Als die beiden sich damals wie die reinen Kinder verlobt haben, verbot ich ihm das Haus, bis er etwas Ordentliches geworden wäre."

„Nun, da hat er sich Zeit gelassen! Hätte schon längst fertig sein können!" rief ich.

„Ja," seufzte der alte Herr, „das ist uns allen auch höchst unangenehm, daß er anfangs durch flottes Treiben auf der Universität mehrere Jahre total verbummelt hat. Später raffte er sich auf, aber die Zeit war doch nicht mehr einzuholen. Jetzt aber steht er vor seinem letzten Examen, und sobald er das wirklich gemacht hat, muß ich mein Wort halten und ihm die Erlaubnis geben, Alma heimzuführen."

Aergerlich biß ich mir auf die Lippe.

„Und Sie glauben, daß Fräulein Alma trotz der bald siebenjährigen Trennung den Menschen liebt?"

„Muß ich wohl annehmen, obschon darüber nie gesprochen worden ist. Solch eine stille Art, wie meine Tochter sie hat, liebt überhaupt nur einmal und nicht wieder."

„Gestatten Sie mir, daran zu zweifeln! Wie, wenn sie nun nächstens hörte, daß ihr Quasi-Verlobter verbummelt ist und kein Examen machen kann?"

Der Alte wurde unruhig.

„Seine Briefe an meine Frau — nur mit ihr darf er korrespondieren — versichern das Gegenteil."

„Nun, wollen wir sehen! Sagen Sie nur Fräulein Alma nichts von dem, was Sie heute von mir gehört, es könnte ihre Unbefangenheit nur stören!" bat ich und empfahl mich.

Am selben Abend hatte ich meinen Schlachtplan entworfen. Sie urteilen vielleicht anders darüber als ich, — wenigstens, wie ich damals dachte. Wenn man aber gewohnt war, mit vollendeter Energie einem Ziele zuzustreben, giebt man sich nicht sobald verloren. Ich hatte Verbindungen in der kleinen Universitätsstadt, wo Wolfenfels studierte, und wenn ich keine gehabt hätte — pah, dann hätte ich mir welche geschaffen. Kurz, ich schrieb an meinen jüdischen Geschäftsfreund in jener Stadt und zog die genauesten Erkundigungen ein. Wolfenfels sei jetzt fleißig, hätte kaum nennenswerte Schulden und es sei ihm schwer beizukommen. Liebesgeschichten seien ihm nicht leicht nachzuweisen und anonyme Briefe hätten von dieser Seite her wenig Aussicht auf eigentlichen Erfolg. Blieb also nur ein immerhin gewagtes Mittel, um ihn vom Studium abzubringen. Ich beschaffte mir von einem Setzer der Druckerei unseres Lokalblattes ein Exemplar dieses ‚Ahrenberger Anzeigers', wo eine passende Stelle auf der letzten Seite frei gelassen war, sandte das Blatt nach Berlin und ließ mir an diese Stelle hineindrucken:

‚Verlobungs-Anzeige.

Die Verlobung ihrer Tochter Alma mit Herrn Otto Dorotheus Bizzius hier beehren sich anzuzeigen
Friedrich Hofening, Rentner,
Adelheid Hofening, geb. Kräfel.'"

„Pfui!" rief ich unwillkürlich dazwischen, als der Erzähler nach dieser Stelle die Gläser frisch einschänkte.

„Nicht wahr, das war riskant, ja, fast dumm! Aber worauf so ein Verliebter nicht alles kommt. Dann schickte ich dieses Blatt unter Kreuzband an seine Adresse und bewog meinen Geschäftsfreund, dafür zu sorgen, daß einige Stunden, nachdem Wolfenfels die Nachricht erhalten haben müßte, ihn seine Kameraden zu einer ordentlichen Kneiperei abholen sollten. Soweit gelang das ganz gut. Er war verzweifelt und kneipte aus Gram wieder wochenlang aufs heftigste. Es war natürlich, daß er in seiner jetzigen Verfassung an kein Examen denken mochte, und ein Termin war wenigstens durch den Streich gewonnen.

Als er aber nun Monat um Monat verstreichen ließ, ohne an Frau Hofening zu schreiben, ja mehrere ihrer harmlosen Brieflein unbeantwortet blieben, wandte sie sich an den Pastor Hager. Da der nun beider Verwandter war, schrieb er dem Wolfenfels eine ausführliche Epistel und machte, ohne es zu ahnen, ihm dadurch klar, daß Alma nicht verlobt sein könne. Darauf schickte er jenes Zeitungsblatt und der Pastor eilte damit zu Hofenings, und jetzt können Sie sich denken, wie häßlich die Geschichte wurde. Ich wollte mich fein herausreden und schwur und log das Blaue vom Himmel herunter. Aber es war haarsträubend; mit solchen Menschen wie Hofenings wäre ich schließlich fertig geworden, aber dieser entsetzliche Pfaffe hatte solch eine schändliche Art, mich zu fragen und mich alten Fuchs in die Enge zu treiben, daß ich mich doch nicht von allem Verdacht reinigen konnte. Indessen schien der Sturm schon vorüber zu gehen und ich atmete auf. Plötzlich, ich weiß nicht mehr wie, hat der Setzerjunge sich seinem Bruder gegenüber verplappert, der in unsere Sonntagsschule ging, und eines schönen Tages bekam der Pastor ganz zufällig Wind von der Geschichte und jetzt ging der Tanz von neuem los. Damit war zwischen mir und Hofenings aller Verkehr abgebrochen. Natürlich trat ich selbst aus der Sonntagsschule aus und war jetzt ein ebenso entschiedener Gegner des Pastors, wie ich vorher sein Anhänger gewesen war. Na, ich habe ihm noch manchen Aerger verursacht.

In dieser trüben Zeit tröstete mich nur meine Geldspekulation mit jenen Baugrundstücken, sonst hätte ich das Nest, wo ich eine so fatale Erfahrung gemacht hatte, sofort verlassen. So kehrte ich dem Verlieben den Rücken und legte mich mit aller Gewalt aufs Gelderwerben. Mein Chef, dem ich zu mächtig wurde, trat mir sein Geschäft gegen eine ordentliche Abzahlung ab und ich hatte die Genugthuung, in denselben Räumen, wo ich einst als blöder Lehrling angefangen hatte, selbständig auftreten zu können. Ich lebte mit einer Haushälterin in der früheren Wohnung meines Chefs und habe mir noch fast zwanzig Jahre lang ungestört ein ordentliches Vermögen verdienen können. Aber so eigentlich glücklich bin ich nicht mehr geworden."

„Was wurde denn aus Alma Hofening?" fragte ich nach einer Pause.

„Sie hat schließlich doch den Vetter geheiratet und in irgend einer Stadt Westdeutschlands ihm ein halbes Dutzend Kinder geboren. Ich habe sie ein Mal nach seinem Tode wiedergesehen, aber als ich mich nur von fern an die immer noch hübsche Witwe heranmachen wollte, blitzte sie mich eklig ab. Ein paar fein eingefädelte Geschichten, wo ich wieder meine ganze Schlauheit entwickeln konnte, muß ich Ihnen noch erzählen."

„Verzeihen Sie, ich möchte den nächsten Vorortzug benutzen, um heimzukehren," sagte ich aufstehend. Der Mensch war mir geradezu widerlich geworden durch seine Art.

„Schade, — ich könnte Ihnen zeigen, wie unsereins Reichstagswahlen beeinflussen kann und unliebsame Beamten versetzen läßt, wenn es einem paßt."

„Danke, ich habe genug. Ihr ganzes Leben war der Selbstsucht geweiht und das geht mir so gegen die Natur, daß ich — wirklich nicht Lust habe, noch mehr zu hören, wodurch Sie sich in meiner Achtung herabsetzen," sagte ich scharf und griff nach Hut und Stock.

Mein Gegenüber fuhr zusammen. Einen Moment sah er mich scharf an, dann lächelte er verbindlich.

„Sie irren sich! Seit ich mein Schäfchen im Trocknen habe, bin ich nach Berlin gekommen und diene jetzt in selbstloser Weise dem allgemeinen Besten."

„Sie? Wie?" fragte ich verwundert.

Ein befriedigtes Lächeln ging über seine hageren Züge, als er fortfuhr:

„Ich habe mich zuerst mit meiner ganzen Spürkraft dem Chef der Kriminalpolizei zur Verfügung gestellt, wurde aber abgewiesen. Dann habe ich mich an mehrere

der hiesigen Privatdetektiv-Institute gewandt und für eins derselben auch ein paar knifflliche Geschichten fein und schneidig herausgebaggert. Als man aber schließlich mir nicht die Anerkennung gewährte, die ich verdiente, habe ich mich selbst als Chef eines solchen Instituts etabliert."

Mein maßloses Staunen mußte ihm sehr gefallen.

„Ja, wenn Sie mit mir in mein kleines, bescheidenes Bureau in der alten Leipzigerstraße kommen wollen, kann ich Ihnen in kurzer Zeit sagen, wo Sie angestellt gewesen sind, was Sie aus Rußland vertrieben hat, wieviel Einkommen Sie besitzen und was man eventuell für oder wider Sie sagen kann, wenn Sie irgendwo bei einer Anstellung in Frage kommen. Ich weiß alles, alles!"

Jetzt dämmerte mir ein Licht auf: der Mann war seinem grausen Sport zum Opfer gefallen und hatte nun diese fixe Idee. Seine Mittel erlaubten ihm das, nur dieser Specialität zu leben.

Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß ich mich beeilen müsse und so eilte ich fort und habe ihn nie mehr aufgesucht, — den armen, unheimlichen Menschen.





Monatsschau.

(Wegen der zum Weihnachtsfest andrängenden Bücher-Besprechungen hat der politische Monats-Bericht in letzter Stunde zurückgelegt werden müssen. Die Redaktion.)

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Auf einen blutigen Krieg pflegt eine Zeit der Erschlaffung zu folgen. Dann sehen sich die Gegner wieder mit Interesse an, zuerst von der Seite, allmählich ganz einander zugewandt, und lassen die Blicke von unten nach oben, von oben nach unten auf dem Gegenüber spazieren gehen, bis ihnen die Erkenntnis kommt: er hat doch manches, was respektabel ist; müßte ich ihn nicht hassen, so könnte ich ihn bewundern. Vergeht dann noch einige Zeit in Ruhe und Frieden, so kann man beide eifrig bemüht sehen, von einander zu lernen.

So stehen jetzt die Sachen auf dem Schauplatz des Kunstkrieges.

Am vollständigsten ist der Friede in der Schauspielkunst hergestellt. Das ist begreiflich, denn hier stimmt das Publikum unmittelbar über das, was als schön und richtig gelten soll, an der Kasse des Theaters ab, und gegen den Kassen-Rapport giebt es keine Berufung an eine andere Instanz. Die reine Realistik in der Schauspielkunst ist auf diesem einfachen Wege der Volksabstimmung in die Rumpelkammer verwiesen worden. Sie ist aber darum doch nicht ganz unterlegen. Der Gegner, der „strenge Stil", ist siegend untergegangen. Kein Schauspieler der alten Schule feiert mehr Triumphe, wie sie ihm vor zehn, zwanzig Jahren jeder Abend brachte. Man lehnt die Meister der Idealisierungskünste ebenso kalt ab wie die Wirklichkeitsbeflissenen, und giebt sich nur da gern und willig einer schauspielerischen Illusion hin, wo eine ungeheuchelte, frische Natürlichkeit entfaltet wird.

Ich denke dabei nur an die großen Musterbühnen, die von einem stimmberechtigten Publikum besucht werden. Die Theaterbesucher, die nur gelegentlich einmal kommen, wenn ein altberühmtes oder ein gerade Mode gewordenes Stück aufgeführt wird, mögen zum großen Teil litterarisch viel gebildeter sein als die Theater-Habitués: zur Beurteilung schauspielerischer Leistungen sind sie ganz und gar nicht befähigt, denn dazu gehört ebenso wie zur Kritik von Werken der bildenden Kunst ein durch viel Erfahrung und Anschauung ausgebildetes Unterscheidungsvermögen. Diese Laien bewundern am Schauspieler selten sein Bestes, sein Maßhalten, seine Unterordnung unter den künstlerischen Zweck der Rolle und des ganzen Spieles, sein geistiges Vertiefen in das Werk des Dichters, sein nachempfindendes Verstehen und sein Beherrschen aller der Mittel, die das eigene Verstehen unmittelbar auf den Zuschauer übertragen können. Die Bewunderung der Laien gilt stets und überall mehr den physischen Leistungen des Schau-

spielers, seiner Schönheit, der Kraft und dem Klang seiner Stimme, seiner mimischen Gewandtheit. Wie oft erlebt es der Kritiker, der nicht bloß die Bühne, sondern auch die Zuschauer beobachtet, daß sich bei dem Nachbarn zur Rechten ein schmerzlicher Zug um die Mundwinkel legt, die Augen sich schließen und die Hand an das Ohr fährt, während dem Nachbarn zur Linken die Augen strahlen, die Hände zum Beifallklatschen sich anschicken und die Ohren sich vor Vergnügen zu spitzen scheinen. Dann legt auf der Bühne ein Heldenspieler „einmal ordentlich los", „entfaltet die ganze Wucht seines markigen Organs", rollt die Augen, schwingt die Arme, kurz, er hat „seine große Scene"; oder der Komiker macht aus seinem Gesicht eine Hohlspiegelfratze und ahmt mit seiner menschlichen Stimme einen Ton aus dem zoologischen Garten nach. Der Laie ist voll Bewunderung, weil ihm diese Leistungen physiologisch überaus schwierig erscheinen, sie gehen ihm „weit über Menschliches hinaus"; er applaudiert ebenso begeistert wie bei dem Cirkuspferde, das auf den Hinterbeinen, angethan mit Frack und Cylinderhut, in die Manege tritt, denn auch dies Pferd geht „weit über Pferdliches hinaus". Man kann besagten Laien nicht tadeln, weil die Freude an Geschicklichkeits- und Kraftleistungen ganz natürlich und allen Menschen gemeinsam ist. Nur ist sein Beifallklatschen kein Kunsturteil, vielmehr eine Art unbewußter Reflexbewegung. Das wird besonders deutlich bei den donnernden Tiraden eines unschuldig Leidenden auf der Bühne, der sich zur Rache Mut anschreit. Da wäre die Befreiung von physischer und psychischer Beklemmung bei dem naiven Zuschauer unvollkommen, wenn er nicht Beifall klatschen würde, und er wird um so lauter klatschen, je lauter der Schauspieler geschrien hat. Es ist genau dieselbe Sache in der Musik. Je lauter der Sänger am Schlusse singt oder die Instrumente spielen, desto lauter und länger wird auch der Beifall. Er gilt also in der That nur der Kraftleistung. Das lehrt täglich die Erfahrung, und schlechte Künstler machen davon leider einen recht ausgiebigen Gebrauch. Solche Urteile eines naiven, nicht in ästhetischer Selbstdisciplin stehenden Publikums können kunstgeschichtlich keine Bedeutung haben.

Wo aber wirkliches Verständnis für die Schauspielkunst herrscht, da unterscheidet man nicht nur zwischen Kunst und Bravour, sondern auch innerhalb der Kunst selbst zwischen Schulung und individuellem Können, und bevorzugt weder den nach altem Stile geschulten, noch den auf Realistik abgerichteten Schauspieler. Erträglicher ist ja das stilisierte Spiel als die regellos jede Bühnenfigur mit „Wirklichkeits-Merkmalen" bedenkende realistische Spielweise bei allen mittelmäßigen Darstellern; aber man bewundert die „gute Schule" nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern verlangt eigene Arbeit, schöpferische That.

Damit hat also die so revolutionär auftretende Bewegung wenigstens auf diesem Kunstgebiete ihr höchstes Ziel erreicht und giebt ihre protestlerischen Uebertreibungen freiwillig auf.

* * *

Ob aber nun die Schauspielkunst populärer geworden ist? In Berlin gewiß nicht. Solange der Kampf währte, nahmen viele für und wider Partei. Jetzt ist eine merkliche Abspannung eingetreten, so daß man auswärts schon zu spotten beginnt, Berlin habe als Theater-Hauptstadt abgedankt. Das ist voreilig geurteilt. Wohl schirrt man hier keinem Schauspieler mehr die Pferde vom Wagen, noch zwingt man ihn, vom Balkon aus eine Rede zu halten. Still und unbeachtet sucht der größte Mime nach seinen größten Leistungen einen Platz im Pferdebahnwagen oder im Restaurant. Er hat nichts mehr voraus vor Adolf Menzel, der auf der Straße nicht soviel beachtet wird wie sein Droschkenpferd, wenn es umzufallen beliebt. Das ist aber nur die Höflichkeit der großen Stadt, die einzige Schonung, die sie den Großen angedeihen läßt und die sie den Rossen nicht schuldig zu sein glaubt. Nur wer sich in Scene setzen will, dem ist diese Schonung seiner Person peinlich. Wer wirklich etwas leistet, dem

fehlt es weder an Anerkennung noch an äußerem Erfolge, und vor allen Dingen nicht an dem Nötigsten: der Korrektur bei Abirrungen in Manier und bei Lässigkeit. So ist und bleibt Berlin doch die hohe Schule der Schauspielkunst, mag Wien auch in der Vergötterung einzelner Lieblinge ihr den Vorrang ablaufen.

* * *

Ich scheine da Berlin als Kunststadt gelobt zu haben; ich will darum mein Lob noch einmal ausdrücklich auf das Verhältnis Berlins zur Kunst des Schauspielers beschränken. Als hohe Schule für die Schauspielkunst hat Berlin nächst Paris die größte Bedeutung. Das liegt in ihrer Eigenschaft als eines politischen und kulturellen Mittelpunktes. Die Personen, die Deutschlands Politik bestimmen und also auch auf die Geschicke der Welt mit ihrem Willen einwirken, sind der Berliner Bevölkerung stets nahe und werden von ihr täglich in allen Einzelheiten ihres Verhaltens und ihrer Eigenschaften kritisiert. Von den erhabenen Gestalten Wilhelms I. und seiner Helden bis herab zu den komischen Figuren im Parlament und in der Presse standen und stehen dem Berliner die zahlreichsten Mitwirkenden auf dem Welttheater täglich Modell für seine kritische Arbeit. Auch auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens und auf vielen Gebieten des Gesellschaftslebens hat er Muster genug, an denen er das Verhalten der verschiedensten Charaktere in den mannigfachsten Situationen beobachtet, und dies Menschenstudium drängt sich ihm geradezu auf, zumal wenn er selbst im öffentlichen Leben eine kleine Rolle spielen und also den anderen Mitspielern sich anpassen will, — und das will fast jeder Berliner. So wird er zum berufensten Beurteiler der Bühnenkunst.

Dazu kommt, daß unter den Besuchern der teuren Theater die Juden sehr zahlreich sind. Dies Völkchen ist ja stets und überall darauf angewiesen, zu schauspielern. Der Jude steht schon seiner äußeren Erscheinung wegen stets auf dem Präsentierteller, jedermann sichtbar und von jedermann beobachtet; dabei weiß er, daß seine nationale Besonderheit jedem Nichtjuden unsympathisch ist; er sucht daher sein Judentum nach Möglichkeit zu verbergen. Auf dem Lande paßt er sich den Stammes-Eigentümlichkeiten seiner provinziellen Kundschaft an, in der Weltstadt benimmt er sich „weltmännisch", kosmopolitisch, nur mit einem kleinen Stich ins Lokalpatriotische. Auch im Theater bevorzugt er das internationale und das lokale Genre, während ihm nationale, patriotische Stücke unheimlich sind, sie müßten denn eine Spitze gegen das Christentum haben. Das Christentum betrachtet er nämlich, auch wenn er getauft ist, immer als den gefährlichsten Gegner seines Volkstums und zieht ihm den Buddhismus und alle Arten gerade modefähiger Philosopheme vor, — wenigstens auf der Bühne. Als Theaterbesucher übt er in Berlin seinen Einfluß auf die Schauspielkunst dahin aus, daß die Schauspieler weltmännisches Benehmen und dialektfreie Aussprache lernen müssen, denn in diesem Studium übt er sich selbst tagtäglich und kann also fremde Leistungen wohl abschätzen. Insofern ist sein Einfluß also technisch förderlich. In der jüdischen Hauptstadt Frankfurt am Main läßt sich der Jude viel mehr gehen, und seine Schauspieler machen es sich daher dort auch bequemer, so daß sie meist, wenn sie einmal nach Berlin kommen, hier vollständig abfallen.

Sonst kann ich den Einfluß des Berliner Judentums auf das Theater nicht gerade sehr rühmen. Man irrt nur meist, wenn man glaubt, der Jude bevorzuge jüdische Schauspieler. Das Gegenteil trifft eher zu. Dem modernen weltstädtischen Juden ist nichts so unangenehm, als das, was man unter „Mauscheln" versteht. Schon das Wort wirkt auf ihn wie das rote Tuch auf den Truthahn. Nur äußerst wenige jüdische Schauspieler können aber ihre Sprachorgane und ihre Gestikulation so umdisciplinieren, daß sie nicht im Affekt ihre Nationalität verraten. Der Deutsche findet diese Schwäche komisch und lacht darüber, der jüdische Zuschauer ärgert sich. Er kann

selbst nicht lachen, wenn Emanuel Reicher als Shylock absichtlich mauschelt, wie es zur Rolle gehört. Und wenn gar ein nichtjüdischer Schauspieler in der Rolle des Schmock das Mauscheln nachahmt, schwitzt der jüdische Zuschauer vor Scham, während der deutsche harmlos lacht. Man kann eben eine menschliche Schwäche nur dann komisch finden, wenn man selber frei davon zu sein glaubt. Das liegt in der Natur des Komischen. Doch, wie gesagt, der jüdische Schauspieler legt diese hebräische Spracheigentümlichkeit selten ganz ab. Josef Kainz ist ihrer noch am meisten Herr geworden. Wenn er aber als Romeo mit zurückgebogenem Kopfe der auf dem Balkon stehenden Julia seine Liebesworte zuflüstert, dann verliert er die Herrschaft über Kehle und Gaumen und spricht in den reinsten jüdischen Lauten sein: „Hör' ich noch länger, oder ßoll ich räden?" — Bei diesen Worten zuckt im Deutschen Theater alles, was Jude heißt, zusammen.

Jüdische Schauspieler von mittlerer Begabung bringen es in Berlin nicht weit, weil die eigenen Stammesgenossen sie schon aus diesem einen Grunde nicht poussieren, abgesehen von gelegentlicher Protektion in der Tagespresse. Anders steht es freilich mit den jüdischen Theaterschriftstellern. Die sind von keinem körperlichen Hindernisse in der Vertretung kosmopolitischer Tendenzen beengt. Wie heute in der Zeitungslitteratur der Schmock regiert und der Bolz seine Brillanten verhökert, so findet auch in der Theaterlitteratur der jüdische Schriftsteller leichter seinen Weg. Man kann das nicht allein auf jüdische Protektionswirtschaft schieben, obwohl gewiß ein jüdischer Schriftsteller im Verkehr mit den jüdischen Agenten, Dramaturgen und Direktoren (es giebt fast nur solche) einen Vorsprung hat. Seine größeren Erfolge erklären sich aber auch aus seiner größeren Zähigkeit in dem Betreiben seiner Aufführungen, einem Geschäft, das bekanntlich demütigender und widerwärtiger ist als der Handel mit alten Kleidern.

Daß der Jude aber, wie ich schon ausführte, die Tendenz der in Berlin möglichen Theaterstücke zu bestimmen sucht, das ist eine unbestreitbare Thatsache. Sudermann hat es im vorigen Winter erfahren. Mit „Sodoms Ende", in dem er die Börsenwelt satirisch abschildert, hatte er den Zorn des Tiergartenviertels so sehr erregt, daß man ihm nicht einmal die Verhöhnung des Reserve-Offiziers und des aristokratischen Ehrbegriffes (in dem Schauspiel „Ehre") als mildernden Umstand anrechnete, sondern sein nächstes Stück, die „Schmetterlingsschlacht", mit Pfeifen und Johlen niedermachte. In diesem Jahre ist die Rache an Sudermann; er läßt seine Novität „Das Glück im Winkel" zuerst in Wien und dann überall anderwärts, zu allerletzt aber in Berlin aufführen. Welche Mittel nun die Berliner Börse anwenden wird, um für dies Stück „flau zu machen", darauf bin ich gespannt. Sudermann ist inzwischen zum Vorsitzenden des „Vereins Berliner Presse" erwählt worden, in dem übrigens das jüdische Element nicht mehr überwiegt, auch hat er seinen Wohnsitz wieder nach Berlin verlegt. Möglich ist, daß nach Stoß und Gegenstoß der Kampf aus ist.

* * *

Das Theaterjahr ist recht unfruchtbar. Das Schauspielhaus greift auf Goldoni zurück und macht mit dem alten „Doktor Klaus" von L'Arronge Geschäfte, nachdem es ihm mißlungen ist, einen Neffen von Rudolf Mosse auf den Parnaß zu befördern. Im Berliner Theater lebt Charlotte Birch-Pfeiffer neben L'Arronge wieder auf, doch hat es mit dem possenhaften Lustspiel „Der Nachruhm" von Robert Misch einen Kassenerfolg, der wohl der bedeutendste aller bisherigen Novitäten sein dürfte. Die Komödie „Tedeum" von Ernst Rosmer (Frau Bernstein aus München) im Deutschen Theater macht jenem Lustspiel vielleicht noch den Kassenrang streitig. In Bezug auf ihren eigenen „Nachruhm" stehen bei beiden Stücken die Chancen wohl gleich schlecht. Dann hat noch im Lessing-Theater Blumenthals neues Lustspiel „Gräfin Fritzi" Erfolg

gehabt, während Ludwig Fuldas kosmische Komödie „Robinsons Eiland" in der Form gar zu sehr hinter ihrer Idee, oder besser gesagt, hinter ihrem Stoff zurückbleibt, um viele Freunde gewinnen zu können.

Alles das sind Lustspiele. Das ernste Drama lohnt die Aufführung nicht, es sei denn, daß es sich an das patriotische Empfinden wendet. Karl von der Pfordtens Geschichtsbild „1812" ist eine solche Ausnahme. Daß die Berliner, und zwar nicht bloß Berlins alte Tanten, wie ein schnoddriger Kritiker meint, dies Stück durch den Besuch seiner Aufführungen im Schauspielhause so auszeichnen, das spricht sehr zu Gunsten dieser Berliner und für ihre Unabhängigkeit vom Judentum. Sie haben von jeher mit geringerer Kunst gern vorlieb genommen, wenn die Kunst ihnen nur ihre Lieblingshelden der preußischen Geschichte vorführte. Die große Kunst kann bei solcher, aus gutem Herzen kommenden Genügsamkeit zwar nicht sehr gedeihen, aber sie entnimmt daraus vielleicht eines Tages die Lehre, daß ihr der Zusammenhang mit dem besten Empfinden der Besten im Volke wohlthätiger ist, als die internationale Verflachung unter dem Einflusse französischer Vorbilder und jüdischer Mäcene.

* * *

Uebrigens ist es an sich kein Unglück, wenn das Lustspiel gedeiht, denn das rechte, echte Lachen ist sittlich ebenso gesund wie das Weinen. Ich meine nicht das Lachen über das Unglück anderer, die Schadenfreude, auf die unsere Possenfabrikanten ihre „komischen Effekte" gründen, auch nicht das Lachen über den seichten Witz, den jeder mit etwas flinkem Kombinationsvermögen ausgestattete Esel schablonenmäßig im großen anfertigen kann, wie das Beispiel der Berufs-Witzbolde in der Journalistik beweist. Ich stehe auch nicht zu Jean Paul, dessen weinerlicher Humor mehr Grillen schafft, als er vertreibt. Gesund ist nur das Lachen über den Mangel an einer Eigenschaft, die wesentlich zum Ideal des Menschen gehört. Im Theater lachen wir ja nur über solche Mängel bei anderen, und wir lachen auch nur dann so recht von Herzen, wenn wir uns selbst gerade dieser Mängel nicht bewußt sind. Aber indem wir lachen, erkennen wir doch das Ideal an, dessen Verkümmerung uns komisch erscheint. Ist damit nicht schon etwas Positives gewonnen? —

Ich gehe aber noch weiter. Da uns im Lustspiel bei anderen die leiblichen, geistigen und sittlichen Fehler komisch erscheinen, gewinnen wir durch ihre künstlerische Darstellung auf der Bühne eine so scharf umrissene, sich tief einprägende Vorstellung davon, wie wir sein sollten, daß wir nicht nur bei ruhiger Selbstbetrachtung, bei einer Objektivierung unseres eigenen Ichs, das Mißverhältnis unseres Zustandes zu dem, was wir sein müßten, aufs klarste erkennen, sondern daß auch unser Wille zur Besserung durch die Scheu vor der Lächerlichkeit mächtig angespornt wird. So wirken denn thatsächlich Tragödie und Komödie in gleichem Sinne bessernd auf die Zuschauer.

* * *

Warum gehen Frauen lieber in eine Tragödie als in ein Lustspiel?
Der Thatbestand ist richtig, ich habe ihn oft bestätigt gefunden.
Aber die Erklärung?

Frauen lächeln wohl, aber lachen meist nicht gern. Sie glauben dem Psalmisten nicht, wenn er sagt: „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer" (nämlich der armseligen Menschlein, die sich gegen Ihn, den Allmächtigen, auflehnen). Sie halten es mehr mit dem Prediger Salomo, der da sagt: „Es ist Trauern besser denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert." Ich fürchte aber, die Begründung des Predigers ist ihnen meist ein bloßer Vorwand; die „göttliche Traurigkeit", die der

Prediger doch meint, ist nur eine Vorstufe der göttlichen Freude und steht im Gegensatz ebenso zu dem „Lachen der Narren“ wie zu der „Traurigkeit der Welt“, die den Tod wirkt.

Nein, auf die Bibel können sich die Gegnerinnen des ernsten Spottes nicht berufen. Ich glaube vielmehr, sie fühlen sich aus vielen gesellschaftlichen Erfahrungen heraus zu leicht der Gefahr des Verspottetwerdens ausgesetzt, wo einmal die Lachlust angeregt wird. Sie ertragen viel lieber ernsten Tadel als ernsten Spott, — und sie tadeln auch lieber selbst, als daß sie spotten.

Shakespeares Humor ist ihnen fürchterlich.

Ein Humor, der den Frauen gefallen soll, darf sich nie gegen die Konvention richten, die in dem Weibe die „schönere Hälfte der Menschheit“ zu erblicken gebietet und ihm ein Thrönlein errichtet (ein sehr imaginäres), vor dem alles, was Mann heißt, seine Reverenz zu machen schuldig ist. Darum ist ein Spott, der die Frauen nicht ausnimmt, ein crimen laesae majestatis.

Geht man der Sache noch tiefer auf den Grund, so wird man finden, daß die letzte und beste, die ethische Wirkung des Komischen (nicht sein künstlerischer Zweck, der eben nur in der Erweckung heiterer Empfindungen besteht) den meisten Frauen geradezu Pein erweckt. Die Psyche des Weibes ist nicht sehr wandlungsfähig. Bewußtes Arbeiten an der inneren Vervollkommnung findet sich bei der Frau sehr selten. Die Anschauung des Komischen gleicht nun dem Zusehen bei der Arbeit eines Bildhauers, der durch Abmeißeln (eine formell negative Thätigkeit) ein Bildwerk aus dem Stein „befreit“; so befreit der komische Dichter das Menschen-Ideal von den Schlacken und stellt es uns mit plastischer Deutlichkeit vor die Seele, damit wir uns mit ihm vergleichen, uns nach ihm bilden. Diese Aufgabe, die eine Umbildung des eigenen, mangelhaften Ichs verlangt, ist den Frauen schwerer als den Männern. Sie schrecken davor zurück, wie sie auch vor der Umbildung ihrer einmal aufgenommenen Welt- und Lebensanschauung zurückschrecken. In diesem Festhalten und in dieser Abwehr liegt die Stärke des Weibes und seine Schwäche.

In der Litteratur und Kunst macht aber diese Eigenschaft das Weib zu einem richtigen Urteil unfähig, und sein positiver Einfluß auf Litteratur und Kunst ist daher gefährlich, ja er kann verhängnisvoll werden.

Die Schönrednerei, die heuchlerische Rücksichtnahme, die Umbiegung des Komischen zum Rührseligen, alles das, was dem ernsten Manne die modische Lustspiel-Litteratur widerlich macht, das haben die Zuschauerinnen im Theater verschuldet, weil sie es als Surrogat des Komischen sich gefallen lassen. Die brutale Reaktion dagegen in den Schamlosigkeiten der ersten Stücke Gerhart Hauptmanns und in den meisten Werken Sudermanns ist indirekt auch dem unerträglich gewordenen Einflusse der wohlmeinenden Frauen auf die voraufgegangene Theater-Litteratur zuzuschreiben.

Wenn die Frauen nur wenigstens ordentlich zürnen könnten! Dann würden sie sich wenigstens die Zweideutigkeiten der Pariser Schwänke nicht bieten lassen. Aber diese Schwänke sind Abend für Abend von den unbezweifelbar anständigsten Frauen besucht, weil die Franzosen ihre Späße nur auf Kosten liederlicher Männer machen und die gesellschaftliche Konvention nicht antasten. Diese Schwänke schaffen keine Heiterkeit, die das Herz zur Besserung zwingt. Daher werden sie auch von Frauen „goutiert“.

Ich möchte gern unrecht haben; aber ich finde nirgends eine überzeugende Entschuldigung dafür, daß viele Tausende anständiger Frauen „Fernands Ehekontrakt“ ansehen gehen und vor Shakespeares Lustspielen, in denen die Schamlosigkeit dem Spotte preisgegeben wird, eine laut eingestandene Furcht haben.

Kolonialpolitik.

In der Herbsttagung des Kolonialrats vom 28.—31. Oktober sind viele der Fragen berührt und mehr oder weniger ausgiebig besprochen worden, auf die wir in unseren letzten Monatsberichten hingewiesen haben. Man fühlt aus den Verhandlungen heraus, wie sehr die Mitglieder dieser Körperschaft bemüht sind, den sich in kolonialen Kreisen geltend machenden Wünschen und Bestrebungen gerecht zu werden und der Regierung dadurch eine Grundlage für ihr Auftreten im Reichstage zu geben. Der Kolonialrat ist in der That mehr und mehr ein treibender Faktor in unserer Kolonialpolitik geworden. Die Tagung begann mit einer Besprechung der Etats der verschiedenen Schutzgebiete für 1896/97, deren Einzelheiten öffentlich noch nicht bekannt gegeben sind; es verlautet, daß die Ausgaben für Südwest-Afrika wesentlich höher wie für das laufende Jahr angesetzt sind. Von der Uebernahme der Verwaltung von Neu-Guinea auf das Reich ist scheinbar im Kolonialrat nicht die Rede gewesen, und es ist deshalb fraglich, ob in der kommenden Session eine sich hierauf beziehende Vorlage an den Reichstag gelangen wird. Mit den Etats erklärte sich der Kolonialrat im allgemeinen einverstanden; einen aus seiner Mitte geäußerten Wunsch, man möge die Zollverwaltung Deutsch-Ostafrikas billiger und einfacher wie bisher gestalten, konnte der Direktor der Kolonial-Abteilung Geheimer Rat Kayser dahin beantworten, daß der neue Gouverneur beabsichtige, für den nächsten Etat Vorschläge zur Vereinfachung dieses Zweiges der Verwaltung einzureichen. Bei den weiteren Beratungen stellte der Vertreter der katholischen Missionen, der Ehrendomherr Hespers, die Frage, ob die Nachrichten, namentlich englischer Herkunft, richtig seien, nach welchen noch immer Sklaven in bedeutender Menge aus Deutsch-Ostafrika nach Sansibar und Pemba geschafft würden. Diese Mitteilungen seien, so erwiderte der Geheime Rat Kayser, der Hauptsache nach gänzlich aus der Luft gegriffen; die Engländer strebten danach, einen Teil der Schuld für die in Sansibar herrschende Sklaverei auf Deutschland abzuwälzen, thatsächlich wäre es den Sklavenhändlern nur möglich, kleine Sklaventransporte von der Küste nach den Inseln zu schaffen, unsere Kriegsschiffe, Zollkutter u. s. w. verhinderten die Ablassung größerer Transporte. Wörtlich genommen mag das richtig sein, wie es auch zutrifft, daß die Engländer in uns einen Sündenbock für ihre Fehler in Sansibar zu finden hoffen. Wo kommen denn aber alle die Sklaven und Sklavinnen in Sansibar her, wenn sie nicht, wenigstens zum Teil, aus Deutsch-Ostafrika herübergeführt werden? Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der im Sommer dieses Jahres dort thätige Dr. O. Baumann hat noch vor kurzem berichtet, gerade aus Deutsch-Ostafrika finde eine bedeutende Sklavenausfuhr nach Sansibar statt, meist in kleinen Schiffen, und genau dasselbe behaupten die Missionare. In dieser Hinsicht ist also die Anschauung des Leiters der Kolonialabteilung zu optimistisch; trotz aller Bemühungen der Regierung besteht immer noch eine Ausfuhr von Sklaven aus dem Schutzgebiet, und sie wird vermutlich erst dann ganz verschwinden, wenn England in seinem Protektorat Sansibar mit der Aufhebung der Sklaverei Ernst macht. Aber wann werden die ersten Schritte in dieser Richtung gethan werden? In England spricht man viel von Humanität, aber mit der Umsetzung der schönen Reden in Thaten sieht es in den englischen Kolonien weniger gut aus. Von deutschen Beamten im Schutzgebiete wird vorgeschlagen, man solle den aus dem Innern nach der Küste gehenden Karawanen verbieten, Weiber und Kinder, die Hauptmenge der Sklaven, mitzuführen; zweifellos eine vortreffliche Maßregel, deren Durchführbarkeit freilich von Europa aus schwer beurteilt werden kann.

Auch eine andere, sehr wichtige Angelegenheit, die Einschränkung der Spirituosen-Einfuhr in Westafrika, wurde im Kolonialrat zur Sprache gebracht und schließlich, faute de mieux, eine Aufforderung an die Regierung gerichtet, über den Einfluß der Spirituosen auf die Bevölkerung Berichte der Gouverneure u. s. w. nach Anhörung der

Beamten, Missionare und Interessenten einzufordern. Was eigentlich viel dabei herauskommen soll, wissen wir nicht. Es ist doch eine Thatsache, daß die Schnapseinfuhr die Eingeborenen geistig und körperlich verdirbt und schwächt, eine Thatsache, die von niemand sonst als von den Schnapshändlern und Importeuren bestritten wird und auch gerade jetzt in England viel besprochen und verurteilt ist. Was ist da also noch weiter viel festzustellen? Im Kolonialrat wurde die Regierung von einzelnen Mitgliedern gewarnt, dem Drängen auf Einführung hoher Zölle auf Spiritus zum Zweck der Einschränkung des Spirituosenhandels übereilt nachzugeben. Zur Zeit würde — scheinbar eine sehr erfreuliche Sache! — fast ausschließlich deutscher Spiritus in Westafrika eingeführt, und die Engländer erhöben nur deshalb jetzt ihre Stimme so laut, um den eigenen Handel zu vermehren, wenn den deutschen Exporteuren die Einfuhr erschwert würde. Einseitiges Vorgehen Deutschlands in dieser Sache wäre gewiß fehlerhaft, aber gerade deshalb hätte der Kolonialrat lieber an die Regierung die Aufforderung richten sollen, mit England und Frankreich gemeinsame Maßnahmen zur Verminderung der Schnapseinfuhr in Westafrika ins Werk zu setzen. Es liegt doch ein gewisser Cynismus in dem Verfahren, die Eingeborenen mit Spirituosen zu versorgen, obwohl man ganz bestimmt weiß, daß ihr Genuß in hohem Grade schädlich und entsittlichend wirkt, ein Cynismus, der sich übrigens auch auf anderen kolonialen Gebieten zeigte. So lesen wir z. B. in der „Deutschen Kolonialzeitung“: „Es wird sich fragen, wie groß die Dosis Humanität sein soll, mit welcher wir den Neger, ohne ihn unverschämt zu machen, behandeln sollen. Manche Forscher sind für möglichst wenig Humanität und recht viel Prügel, wir möchten die Diagonale ziehen. Denn die Kolonien sind, um es gerade heraus zu sagen, nicht der Schwarzen wegen da . . . .“ und weiter, „die weiße Rasse ist nach ihrer ganzen Bildung und Vergangenheit dazu bestimmt, die herrschende in Afrika zu werden und zwar mit dem Christentum, welchem doch eine ganz andere kulturelle Macht innewohnt als dem Mohammedanismus.“ Also eine mittlere Dosis Humanität, ziemlich viel Prügel, die nötige Beigabe von Christentum und dann mag die weiße Rasse die herrschende in Afrika werden! Diese Verquickung des Christentums mit der Gier nach Besitz und Herrschaft streift an Frivolität. Das Christentum ist nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. — Die schwierigste zu lösende Aufgabe, mit welcher sich der Kolonialrat befaßte, ist die sogenannte Landfrage, die wir in unseren Berichten mehrfach erwähnt haben. Hier sind juristische Streitpunkte und Verwaltungsfragen zu berücksichtigen; die Begünstigung europäischer, besonders deutscher Gesellschaften und einzelner Ansiedler ist erforderlich, andererseits wird auch der groben Uebervorteilung der Eingeborenen eine Grenze gesetzt werden müssen. Dem wüsten Treiben von Spekulationsgesellschaften, die große Strecken Landes viele Jahre unbebaut und unbenutzt liegen lassen, muß ein Riegel vorgeschoben werden. In Südwest-Afrika stößt die Regierung schon jetzt in dieser Beziehung auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten, namentlich den sich dort breit machenden englischen Gesellschaften und den Hereros gegenüber; auch in Ost-Afrika drängt die Frage auf eine möglichst baldige Lösung hin. Die eingehende Besprechung dieser Angelegenheit und die Geltendmachung der verschiedenen Ansichten im Kolonialrat wird für die demnächstige gesetzliche Regelung jedenfalls von Vorteil gewesen sein. Wenig erbaut zeigt sich der Kolonialrat darüber, daß ihm der Entwurf eines Auswanderungsgesetzes, wie erwartet wurde, nicht zuging. Auf einen aus der Mitte der Versammlung gestellten Antrag hat die Regierung dann aber zugesagt, einen solchen Entwurf doch noch dem Kolonialrat vorzulegen, und mit Rücksicht hierauf ist eine Kommission für die Beratung des Entwurfs gebildet. Wie verlautet, will die Regierung Ende November ihrem Versprechen nachkommen. Der Kolonialrat äußerte sich noch dahin, die Vorschriften eines solchen Gesetzes sollten sich mit Ausnahme der Bestimmungen über die Agenten und Unternehmer nicht auf die Schutzgebiete beziehen, und außerdem müsse es ermöglicht werden, daß die Einwanderer die Wehrpflicht in letzterem, nicht in Deutschland ableisten könnten.

Gerade diese letztere Frage ist für Südwest-Afrika schon zu einer brennenden geworden. Die Zahl der Kolonisten wird sich dort voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres mehren. Sollen diese Leute und ihre Söhne zur Ableistung der Dienstpflicht, zu Uebungen und im Mobilmachungsfalle nach Deutschland kommen oder soll ihnen in Westafrika selbst Gelegenheit gegeben werden, der Dienstpflicht in einer den Verhältnissen des Landes entsprechenden Weise Genüge zu leisten? In einem Bericht an das Auswärtige Amt sagt der Landeshauptmann Major Leutwein, der jetzt herschende Friede könne nur durch eiue achtunggebietende militärische Macht erhalten werden. Eine Verminderung der Schutztruppe sei daher nur angängig, wenn entweder Eingeborene in die Schutztruppe eingestellt oder die Deutschen in Südwestafrika selbst zur Ableistung des Heeresdienstes herangezogen werden könnten. Auf die Verwendung der Eingeborenen als Soldaten kommen wir später zurück. Die Heranziehung der in der Kolonie wohnenden Deutschen zum Dienste hält der Landeshauptmann für naturgemäß und wohl durchführbar. Die Leute dagegen zu zwingen, zur Ableistung der Wehrpflicht nach Deutschland zu reisen, werde leicht auf Widerstand stoßen; sie würden auch im Mobilmachungsfalle kaum rechtzeitig ankommen. Es handele sich doch auch zunächst nur um wenige Hundert Mann, die an Zahl für das deutsche Heer nicht wesentlich, für die Kolonie als Streitmacht aber ausschlaggebend seien. Für jeden als Soldat dienenden Kolonisten könne die Schutztruppe um einen Mann vermindert werden, letzterer bliebe also dem Vaterlande erhalten. Major Leutwein meint mit Recht, die Wehrpflicht müsse nicht allein den in Südwest-Afrika wohnenden Deutschen, sondern allen Kolonisten, mögen sie Engländer oder anderen Stammes sein, auferlegt werden; die Maßregel würde auch vermutlich nicht so schwer empfunden werden, allenfalls könne man ja auch an Stelle des persönlicheu Dienstes eine Wehrsteuer einführen. Auf die Einstellung der Eingeborenen in die Schutztruppe glaubt er aber trotzdem nicht verzichten zu dürfen. Hendrik Witbooi hat sich allerdings auf Anfragen über diese Angelegenheit noch zögernd und zurückhaltend gezeigt. Dagegen haben die Bastards-Mischlinge von Weißen und Hottentotten — in der Gegend von Rehoboth sich bereit erklärt, einen Teil ihrer waffenfähigen Jugend bei der Schutztruppe ausbilden zu lassen; ihr Kapitän Hermanns van Wyk wollte in diesem November 40 Mann, im nächsten Jahre 15—20 Mann zur 1½ monatlichen Dienstleistung stellen. Die Leute können während der folgenden 12 Jahre jeden Augenblick, wenn nötig, zur Verstärkung der Schutztruppe herangezogen werden. Ein dauerndes Dienstverhältnis lehnen aber auch die Bastards vorläufig noch ab. Der ganze Vertrag, für dessen Durchführung der Kapitän jährlich 1000 Mark erhält, ist augenscheinlich nur ein Versuch, der aber immerhin die Grundlage für eine dauernde Regelung der Sache geben kann. Jedenfalls drängt die Frage der Heranziehung der Weißen und Eingeborenen zum Heeresdienst auf eine baldige Regelung hin, denn wenn auch zur Zeit Friede in Südwest-Afrika herrscht, so sind doch die ganzen Verhältnisse, namentlich den Hereros gegenüber, derart unsicher, daß eine starke, aus Weißen bestehende Macht, wie sie jetzt in der Schutztruppe vorhanden ist, noch eine Notwendigkeit bleibt.

Von den friedlichen Zuständen im Schutzgebiet wird es doch wesentlich abhängen, ob sich die Ansiedlung von Deutschen dort in geregelter Form durchführen lassen wird. Dem sich mit der Ansiedlung befassenden „Syndikat für die südwestafrikanischen Siedelung“ sind leider Klatsch und Verleumdung nicht erspart geblieben. In der „Neuen Deutschen Rundschau der freien Bühne“ sind durch einen Herrn Giesebrecht Anklagen sehr scharfer Art gegen das Syndikat erhoben: es habe eigennützig mit fremdem Gelde gewirtschaftet, die Ansiedler in ungeeignete Gegenden geschickt u. s. w.; das Syndikat wird gegen diese Anschuldigungen, die es als verläumderisch bezeichnet, gerichtlich vorgehen. Auch der Reichs-Regierung wird in der genannten Zeitschrift der Vorwurf gemacht, sie habe dem Syndikat, richtiger der deutschen Kolonialgesellschaft viel zu hohe Frachtkosten für die Benutzung der von letzterer gecharterten Dampfer bezahlt. In einer offiziellen Mitteilung des „Reichsanzeigers“ wird diese Anschuldigung als ganz unge-

rechtfertigt zurückgewiesen. Wir erwähnen die Sache nur, weil sie möglicherweise im Reichstage von kolonialfeindlicher Seite ausgebeutet werden wird. Im übrigen ist der Artikel der „Neuen Deutschen Rundschau" ein Zeichen mehr für die krebsartig um sich greifende Sucht eines nicht unbedeutenden Bruchteils unserer Presse, öffentliche und auch private Angelegenheiten sensationell und verleumderisch zu behandeln. Mag die Sache auch noch gänzlich unaufgeklärt sein — schadet nichts, wenn nur der Artikel Aussicht giebt, der Zeitungsnummer einen gewissen Hautgout zu verleihen, der auf manche hauptstädtische Kreise um so anziehender wirkt, je mehr er sich wirklicher Fäulnis nähert. Vor Angriffen dieser Art scheint niemand mehr sicher zu sein, der im öffentlichen Leben steht, und es drängt sich der Gedanke auf, ob nicht auf diese Preßpiraten die oben erwähnte Theorie von einer mittleren Dosis Humanität und ziemlich viel Prügel zum mindesten ebenso anzuwenden wäre, wie auf die weit ungefährlicheren Söhne Afrikas.

Zum ersten Male seit längerer Zeit ist wieder über kriegerische Unternehmungen zu berichten. An der Westküste, in Togo, Kamerun und Südwest-Afrika herrscht Frieden, aber in Ostafrika hat sich der neue Gouverneur bald genötigt gesehen, zum Schwert zu greifen, obwohl er mit den friedlichsten Absichten von der Welt dorthin gegangen war. Bei einer Bereisung des südlichen Küstengebiets fand er die Gegend von Kilwa bis zum Rovuma in trauriger Verfassung. Die Oberhoheit des Gouverneurs reicht kaum über die Küstenstationen hinaus, östlich derselben herrscht Anarchie. An der Spitze der die deutschen Bestrebungen hindernden Eingeborenen steht in der Gegend von Kilwa ein der Küstenbevölkerung angehörender Häuptling, Hassan bin Omari, ein vollständiger Rinaldo Rinaldini, aber ohne jeden romantischen Beigeschmack, der mit seiner aus entlaufenen Sklaven, Flüchtlingen u. s. w. bestehenden Bande die Karawanen brandschatzt, die Post plündert und noch vor kurzem die Stadt Kiswere niedergebrannt hat. Mit ihm in Verbindung und mit ganz ähnlichen Mitteln arbeitet etwas weiter südlich der Wayao-Häuptling Matschemba oder Maschemba, wie ihn Wißmann nennt, der die deutsche Oberhoheit überhaupt nie anerkannt hat. Der Gouverneur richtete am 1. Oktober an den Reichskanzler die Bitte, zunächst gegen Hassan bin Omari vorgehen zu dürfen, sammelte unterdes in Kilwa 4—5 Compagnien der Schutztruppe und ließ dann, als die Erlaubnis kam, sofort die Unternehmung beginnen. Der Erfolg ist ein überraschend schneller gewesen; schon am 13. November ist Hassan bin Omari gefangen, ob durch die Schutztruppe oder durch Eingeborene, war noch nicht bekannt. Die schnelle Festnahme des Räubers wird ihren Eindruck auf Matschemba nicht verfehlen, namentlich wenn ersterer schnell die verdiente Strafe erhält. Herr v. Wißmann hat noch einmal den Yao-Häuptling zur Anerkennung der deutschen Macht auffordern lassen, und es wird von dem Erfolge der Unterhandlungen abhängen, ob auch gegen ihn die Waffen sprechen müssen. Die Herstellung friedlicher Zustände in diesem Teile des Schutzgebiets ist auch deshalb in hohem Grade erwünscht, weil man die Fruchtbarkeit der Küstengegend mehr und mehr zu schätzen beginnt und große Pflanzer-Unternehmungen, z. B. bei Lindi durch Herrn Perrot, gerade jetzt im Entstehen begriffen sind.

Auch sonst ist in wirtschaftlicher Hinsicht gutes von Ostafrika zu berichten. Die Usambara-Eisenbahn ist bis Muhesa, 40 Kilometer von Tanga, soweit fertig, daß der Betrieb auf der ganzen Strecke möglich ist. Die Bahn wird fleißig benutzt, auch von Eingeborenen. Freilich ist die Gesellschaft mit ihren 2 Millionen Mark nun auch zu Ende, aber sie hofft von der Ostafrikanischen Gesellschaft die Mittel zu bekommen, um die Bahn baulich verbessern und den Betrieb aufrecht erhalten zu können. Wer die zweite Hälfte bis Korogwe bauen soll, davon verlautet nichts; wir hoffen aber, daß das Reich, sei es durch Gewährung einer Zinsgarantie oder eines Darlehns, die Weiterführung möglich machen wird. In Handei läßt jetzt der Prinz Albrecht auf einem im vorigen Jahre gekauften Terrain durch den Pflanzer Booth und Herrn Wyneken mit der Einrichtung einer Plantage beginnen. Hoffentlich sind die beiden Herren die richtigen

Leute für das Unternehmen, denn nichts hat den bisher dort betriebenen Pflanzungen so sehr geschadet wie schlecht ausgesuchte Leiter, die durch unmenschliche Behandlung der Eingeborenen diesen die Arbeit verleideten und ihren Gesellschaften viele Tausende gekostet haben. Weniger erfreulich wie die günstigen Nachrichten über die wirtschaftliche Entwicklung klingt die Mitteilung, daß Herr v. Wißmann nur dann auf seinem Posten bleiben will, wenn sein Verhältnis zur Schutztruppe anders wie bisher geregelt und ihm zum mindesten während der Abwesenheit des Kommandeurs die Stellvertretung desselben übergeben wird. Es scheint, als ob der Dualismus zwischen Militär- und Civilbehörde sich dort nicht nur bei der Ankunft Herrn von Wißmanns durch Formlosigkeiten, sondern auch noch bei ernsteren Dingen unangenehm geltend gemacht hat. Es wäre dringend zu wünschen, daß solchen Unklarheiten ein schnelles Ende gemacht wird. Wir sind nicht reich genug an Leuten, welche Erfahrungen und Kenntnisse in kolonialen Dingen besitzen, um Herrn von Wißmann einer Rangfrage zum Opfer fallen zu lassen, und es muß deshalb eine Regelung der Kommandogewalt über die Schutztruppe erfolgen, welche ihm die volle Verfügung über die militärische Macht gewährt. Kann der jetzige Kommandeur der Schutztruppe, Oberstlieutenant von Trotha, nicht unter dem Major von Wißmann stehen — nun, dann muß an seine Stelle ein anderer jüngerer Offizier treten, es findet sich mehr wie einer, der dazu geeignet ist. Aber innerhalb der Kolonie kann nur ein Mann befehlen, und das ist der Gouverneur. Wir vermuten, daß auch der vor einigen Monaten zum Landeshauptmann am Tanganyka-See ernannte Dr. Peters das ihm übertragene Amt schon jetzt, ehe er dorthin gereist ist, niedergelegt hat, um der unklaren Stellung, halb unter, halb neben dem Gouverneur von Ost-Afrika, aus dem Wege zu gehen.

Wirtschaftspolitik.

Im November hat die Börse das Interesse des Privatmannes und des Wirtschaftspolitikers wieder einmal in besonderem Maße auf sich gezogen, und da die Vorgänge auf dem Effektenmarkte jedem, der Geld auf Zinsen darleiht oder entleiht, und jedem, der über die endlich ans Parlament gelangende Börsenreform-Vorlage sich ein Urteil bilden will, wissenswert sind, so ist es wohl unseren Lesern erwünscht, wenn ich sie hier einmal im Zusammenhange behandle.

Ich muß aber vorausschicken daß eine erschöpfende und auch dem Laien vollkommen verständliche Darstellung ein ganzes Buch füllen würde. Man nehme hier also mit den wichtigsten Angaben vorlieb, mit den nach meiner Ansicht ausschlaggebenden Thatsachen, mit einer Skizze aus der Vogelperspektive. Wer etwa selbst aktiv oder passiv an den Ereignissen beteiligt war, wird vielleicht einen anderen Eindruck von ihnen haben, mir aber nicht wegen Uebergehung von Einzelheiten einen Vorwurf machen dürfen.

Als im Jahre 1891 der letzte große Börsenkrach eintrat, da ging der Anstoß von dem Bankerott auswärtiger Staaten und dem Sinken der industriellen Konjunktur aus. Beides stand in Wechselwirkung. Durch Vermittlung europäischer Banken, unter denen die Berliner Banken als letzte, das äußerste Maß überschreitende Geldgeber sich unrühmlich hervorthaten, waren jene Staaten (Portugal, Argentinien, Griechenland u. s. w.) mit billigem Gelde geradezu überschüttet worden, und unter diesem Ueberflusse entwickelte sich denn auch die Ausfuhr Europas nach jenen Ländern wie eine Treibhauspflanze. Schließlich brachen die Staatsfinanzen Argentiniens und Portugals unter der Zinsenlast zusammen, ihr Begehr nach ausländischen Industrieprodukten schwand plötzlich fast ganz dahin, die Fabriken fanden nicht mehr den Absatz, auf den sie ihre Einrichtungen berechnet hatten, und da gleichzeitig die Vereinigten Staaten sich durch hohe Zölle und Vereinbarungen mit dem übrigen Amerika von der europäischen Einfuhr zu emancipieren suchten, stellte es sich heraus, daß unsere Fabriken zu zahlreich und zu groß für den

normalen Bedarf geworden waren. Die Preise sanken, die Dividenden sanken oder fielen aus, das in Fabriken angelegte Kapital konnte zum großen Teil als verloren angesehen werden.

An dieser Krisis hatte „die Börse“ in mehr als einer Beziehung schuld. Die Banken hatten fremde Anleihen ohne Kritik an den Markt gebracht, die industriellen Aktiengesellschaften vermehrt und vergrößert und so die Ueberproduktion künstlich groß gezogen. Die Spekulation aber hatte es ihnen möglich gemacht, diese neuen Börsenwerte mit hohem Agio an den Mann zu bringen. Als die Reaktion eintrat, halfen dann große und kleine Banken auf Tod und Leben à la baisse spekulieren, d. h. sie drückten die Kurse durch Blanko-Verkäufe (ohne die Papiere zu besitzen, nur um der Ultimo-Differenz willen) und machten es dadurch den Besitzern der Papiere unmöglich, diese noch zu einem anständigen Kurse zu veräußern. So fand beim Aufsteigen und beim Absteigen der Kurse eine systematische Ausplünderung des Publikums statt, ganz zu schweigen von den Depotdiebstählen einzelner Bankiers, die zwar einen großen Knall-Effekt abgaben, volkswirtschaftlich aber längst nicht so schädlich waren, wie die geräuschlose Auswucherung durch das Differenzgeschäft.

Die Krisis vom November 1895 ist ganz anderer Art. Sie ist eine reine Spekulationskrisis. Die Kreditgeschäfte mit auswärtigen Staaten verboten sich von selbst. Argentinien, Portugal, Griechenland befinden sich noch im Bankerott; Serbien konvertiert zugestandenermaßen nur, um dem Bankerott zu entgehen; Mexiko ist insofern vertragsbrüchig, als es die Couponreserven seiner sechsprozentigen äußeren Schuld nicht ergänzt und auf bereits verpfändete Einkünfte eine neue Anleihe gegründet hat, die es in Deutschland nur unter der Hand verkaufen lassen kann; Italien hat sich durch seine Einkommensteuer und die Clausula Antonelli mißliebig gemacht; Rußland wandte sich aus guten Gründen bis jetzt nur mehr an den französischen Markt, der nun freilich mit „schwimmenden“ russischen Papieren überlastet ist. An sogenannten „Gründungen“ war die letzte Zeit ganz unfruchtbar. Wo Banken sich um die Finanzgeschäfte von Aktiengesellschaften kümmerten, da handelte es sich meist um „Sanierungen“, d. h. um nominelle Reduzierung des Aktienkapitals unter gleichzeitiger Erhöhung desselben durch Ausgabe neuer Aktien, oder um Aufnahme von Obligationen-Anleihen. In dieser Hinsicht ist ja viel Schwindel getrieben worden, aber er blieb zahlenmäßig in engen Grenzen. Gründungen, solide, unsolide und ganz schwindelhafte, vollzogen sich ohne Vermittlung der Börse, meist in der Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung; von ihnen haben wir gewiß noch manches Unangenehme zu erfahren; so wohlthätig diese Form der Gesellschaftung sein kann, so sehr öffnet sie doch auch dem Kreditschwindel Thür und Thor; wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung, und die Börse hat nichts mit ihr zu thun.

Neues Spekulations-Material wurde den Börsen nur von den Goldminen-Gesellschaften in Südafrika und Westaustralien zugeführt. Die Goldminen am Witwatersrand zeigten sich nicht nur sehr ergiebig, sondern auch von einer großen Regelmäßigkeit des Goldvorkommens; mit Hülfe der vervollkommneten Aufbereitungsmaschinen und auf Grund wissenschaftlich genauerer Erforschung des Golddistriktes erzielten die älteren Gesellschaften am Witwatersrand die glänzendsten Resultate. Nun entstand eine fieberhafte Thätigkeit in jenen Gegenden, und mit ihr ging Hand in Hand eine ebenso aufgeregte Spekulation in Goldminen-Aktien an der Londoner Börse. Die Goldminen-Gesellschaften domizilieren rechtlich in England; nach englischem Gesetz ist die Ausgabe von Aktien (Shares) im Nominalbetrage von 1 Pfund Sterling statthaft, und diese Aktien brauchen nicht einmal voll eingezahlt zu werden. Das hat für die Unternehmer den Vorteil, daß sie auch die ärmeren Klassen heranziehen können. Im manchesterlichen England sind dem Gesetzgeber sociale Rücksichten fremd. Man darf nicht annehmen, daß die Festsetzung eines so niedrigen Minimalbetrages für Aktien aus der Absicht hervorgegangen ist, auch dem armen Manne den Eintritt in das Unternehmer-

tum zu erleichtern; mit seiner 20 Mark-Aktie ist der Einzelne ja eine vollkommene Null in der Generalversammlung der Aktionäre, und die Majorisierung der Kleinen durch die Großen, die unbeschränkte Herrschaftt des Großkapitals in den gesellschaftlichen Unternehmungen ist gerade durch diese winzigen Anteile am besten gesichert. Die Hauptsache aber ist, daß durch diese Kleinheit der Aktien sowohl die Aufbringung des Aktienkapitals bei der Gründung, wie die Beeinflussung des Kurses sehr erleichtert wird. So heftete sich denn an die Spuren der soliden und tüchtigen Unternehmer in Transvaal eine Horde finanzieller Abenteurer, die aus der Begeisterung der spekulationslüsternen Menge für Goldaktien und aus ihrer völligen Unkenntnis der südafrikanischen Verhältnisse Kapital zu schlagen verstanden. Sie gründeten Minengesellschaften, denen oft nur eine schwache Ahnung von dem möglichen Vorhandensein eines Goldflötzes zu Grunde lag, Gesellschaften zur Erforschung bestimmter Landstriche auf Goldvorkommen oder Gesellschaften zum Ankauf „aussichtsreicher" Ländereien, Trustgesellschaften und Banken zur Ausbeutung des Goldfiebers.

Den Höhepunkt erreichte dieser Schwindel, als es den Engländern gelungen war, die gefährlich gewordenen Goldshares nach Frankreich zu verkaufen. Dort warf sich die zum großen Teil aus Juden mit deutschen Namen bestehende Börsen-Kulisse (Spekulations-Agenten) gierig auf die Goldminen-Spekulation und wußte die exotischen, so überaus „handlichen" Aktien an kleine und kleinste Abnehmer zu vertreiben. So lange sich Abnehmer fanden, so lange stiegen die Kurse, und so lange blühte auch das Gründungsgeschäft. In Frankreich spekuliert schon seit Jahrzehnten jedermann. Die langjährige Steigerung der französischen Rente, die einen sicheren Hausse-Gewinn abwarf, hat viel dazu beigetragen, den französischen Rentier, auch den kleinen, mit der Börse und ihren Vermittlern in Verbindung zu bringen; in französischer Rente kann man aber mit einem Einschuß von ein paar Francs auf Termin spekulieren, und bei der im allgemeinen stetigen Kurserhöhung der Rente gewann man fast regelmäßig. Da nun aber die Rentenkurse schließlich nicht mehr steigen konnten, das altgewohnte Spiel also keinen Gewinn mehr abwarf, hatten sich die kleinen Spekulanten an russische, spanische und südamerikanische Papiere gewöhnt, bei diesen aber teils ganz unbedeutende Gewinne, teils erhebliche Verluste zu verzeichnen; namentlich in spanischen Exterieurs war seit dem kubanischen Aufstande viel Geld verloren worden. Da kamen die Goldshares ganz zur rechten Zeit. Sie ließen der Phantasie vollen Spielraum, und da sie teilweise ganz enorme und schnelle Gewinne brachten, vereinigten sie alle verlockenden Eigenschaften der Lotterielose und der Börsenpapiere. Es wurde also von groß und klein in diesen interessanten Papieren à la hausse spekuliert. Die englischen Unternehmer entledigten sich ihrer Engagements an die französischen Käufer und sorgten zugleich für immer neue Minen-, Territorial-, Explorations-, Trust- und Bankgesellschaften, deren Shares von den Franzosen kritiklos aufgenommen wurden.

Der Schwindel beschränkte sich aber nicht auf Frankreich. Auch Wien und Pest, die eigentliche Heimat des waghalsigen Börsenspieles, drängten sich an dies „Spundloch, aus dem die Vermögen fließen", wie ein Wiener Finanzblatt sich ausdrückte. In Deutschland war anfangs der Kreis der Interessenten für Goldminen-Aktien klein; er beschränkte sich auf Bankiers und Großkapitalisten, die durch ihre persönlichen Beziehungen zu wirklichen Sachverständigen gut unterrichtet waren und nur Aktien gut rentierender oder aussichtsreicher Goldminen erwarben. Es entstanden Agenturen, die sich mit dem Vertriebe solcher Aktien befaßten. Offiziell hielt sich die Hautebanque von diesen vollständig fern. Die Einführung von englischen Shares an der Berliner Börse ist nicht statthaft, da hier die Aktien auf mindestens 1000 Mark lauten müssen. Aber es hätte nahe gelegen, deutsche Aktiengesellschaften für Transvaal zu gründen. Das mag noch im Werke sein. Namentlich aber wendet sich das Interesse deutscher Banken auf die westaustralischen Goldfelder; bisher ist aber nichts davon an die Börse gekommen. Auch Trustgesellschaften (zur Erwerbung und Vereinigung von

Minengesellschaften) sind hier nicht gegründet worden. Um so eifriger entfalteten jene kleinen Agenturen ihre Thätigkeit. Sie vermitteln ihren deutschen Kunden den Erwerb von Goldshares und auch das Spiel in solchen an den Börsen von London und Paris. So mag manche Million deutschen Kapitals im stillen an dem Goldminengeschäfte beteiligt sein. Man erfährt darüber nichts Zuverlässiges.

Wie jeder Schwindel, so hatte auch dieser endlich ein Ende. Der Anfang vom Ende war, daß die großen Bankhäuser in London und Paris sich weigerten, Geld zur Prolongation von Engagements in Goldminen-Shares herzuleihen.

Damit hat es, wie vielleicht nur wenigen Lesern bekannt sein dürfte, folgende Bewandtnis. Die Spekulationen an der Börse geschehen meist auf Kredit. Wer sich ein Papier kauft, sich die Stücke liefern läßt und sie gegen bar abnimmt, den kann man nicht eigentlich Spekulant nennen, auch wenn er die Absicht hat, das Papier bei günstiger Gelegenheit wieder zu verkaufen, um am Kurse zu verdienen. Und wer ein Papier verkauft, es liefert und sich bezahlen läßt, in der Absicht, dasselbe Papier später nach dem vorausgesehenen Kursfall billiger gegen bar wieder zurückzukaufen, ist auch noch kein Baissespekulant im eigentlichen Sinne. Wenigstens sind dies keine Spielgeschäfte. Es ist ein einfacher Handel mit Wertpapieren. Das Spiel in seinen mannigfachen Gestalten fängt erst da an, wo der Käufer oder Verkäufer den Kredit des Vermittlers (Bankier, Kommissionär) in Anspruch nimmt, die gekauften Stücke nicht voll bezahlt, sondern bis zu einer gewissen Höhe vom Vermittler beleihen läßt oder die verkauften Stücke nicht liefert, sondern durch ein Gegengeschäft nur die Differenz zwischen dem Kurse am Kauf- und am Lieferungstage schuldig wird oder gut geschrieben erhält. Solche Spekulationen mit dem Bankierkredit werden meist auf Termin gemacht gegen einen geringen Einschuß, aus dem die Differenz gezahlt wird, wenn das Spiel zu Ungunsten des Kunden ausfällt. Haussespekulationen können aber auch im sogenannten Kassageschäft gemacht werden. In diesem Falle giebt der Kommissionär auf die für den Kunden abzunehmenden Stücke (nominell) einen Lombardkredit und behält die Stücke im Depot. Die meisten Kommissionäre, die mittleren und kleineren, verfügen natürlich nicht über soviel Kapital, um aus eigener Tasche ihren Kunden die oft in die Millionen gehenden Kredite gewähren zu können. Viele solcher Wechselstuben, oder wie sie sich sonst nennen, haben nur ein Betriebskapital von etwa 10000 Mark. Sie sind also darauf angewiesen, bei den großen Banken Geld zu beschaffen, indem sie diesen die ihnen selbst verpfändeten Effekten weiter verpfänden oder die auf Termine laufenden Engagements bei den großen Banken reportieren. Am letzten Ende hängt also das ganze Spiel davon ab, ob die Hautebanque willig ist, Geld dafür herzuleihen. Sie begünstigt das Haussespiel, wenn sie neue Papiere teuer verkaufen will, und versagt den Kredit, wenn ihr das Spiel an der Grenze des Möglichen angekommen zu sein scheint. Das letztere traf jetzt zu.

Nachdem die Hautebanque monatelang durch Verteuerung des Kredits im Prolongationsgeschäft alle Welt gewarnt hatte, daß es so nicht weiter gehen könne, versagte sie Anfang November die Beleihung von Goldminen-Aktien überhaupt, — so früh im Monat, um die zu erwartende Krisis bis zum Ultimo wieder überwinden zu können. Darauf trat der allgemeine Krach ein.

Er war übrigens schon vorbereitet durch die Börsenkrisis in Konstantinopel Dort hatte die Kaiserliche Ottomanische Bank mit Gründungen und Goldminen-Spekulationen wüst darauf losgewirtschaftet. Sie ist zwar ein staatliches Institut, alle Zahlungen des türkischen Staates gehen durch sie, sie hat das Notenprivileg und muß dem Staate Vorschüsse ad libitum zur Verfügung halten. Gleichzeitig aber ist sie auch eine Emissionsbank und hat als solche in der letzten Zeit allerlei türkische Gesellschaften gegründet, deren Aktien sie aber nur zum Teil an den Mann bringen konnte. Die Ueberspekulation in Konstantinopel war ihr Werk. Der Staat mußte ein Börsen-Moratorium erlassen, und nur der reichlichen Unterstützung durch die westeuropäischen

Banken hat sie es zu verdanken, daß sie selbst ihre Kassen nicht schließen mußte. Sie hat in Paris eine Filiale, und schon daraus erklärt sich das Interesse der anderen Banken für ihre Zahlungsfähigkeit; auch stehen türkische Finanzoperationen aus Anlaß der Mobilisierung bevor, und solche Notanleihen bedrängter Staaten pflegen für die Banken besonders gewinnbringend zu sein. Genug, es trat von Konstantinopel ein ungewöhnlicher Geldbedarf an die westlichen Plätze heran, und da außerdem Japan und China Geld aus Europa bezogen, auch Rußland für den eigenen Bedarf infolge einer Börsen- und Währungs-Krisis seine Guthaben zurückzog, so läßt sich die Zurückhaltung der Banken gegenüber der Goldminenspekulation begreifen. Es kommt aber noch ein Moment hinzu, das nicht so offen vor aller Augen liegt. Die Hautebanque hatte an dem Goldaktienschwindel keinen Teil. Das war ein Einbruch in ihre Börsendomäne, eine „wilde" Emissionsthätigkeit. Die Hautebanque ließ ihn gewähren, so lange sie im Reportgeschäft hohe Zinsen aus dieser Spekulation beziehen konnte. Nun aber wurden die Spekulanten immer waghalsiger, es war nicht ohne Gefahr, diese um hunderte von Prozenten gestiegenen Aktien zu beleihen, zumal die Kommissionäre und ihre Kundschaft an sich ganz kreditunwürdig waren. Aus allen diesen Gründen beschlossen die großen Banken, dem Goldminenschwindel ein Ende zu machen.

Das Mittel war einfach, der Erfolg über das erwartete Maß großartig. Es war die Geschichte von der Maus, die einen Damm durchbohrt und eine Landesüberschwemmung verursacht. Auch in diesem Falle war indes die Wirkung thatsächlich nicht größer als die Ursache.

Nicht nur auf dem Goldaktien-Markte war eine Ueberspekulation vorhanden. In Deutschland und Oesterreich waren alle Spekulationspapiere ohne Ausnahme so hoch getrieben, als wäre für Anlagewerte der dreiprozentige Zinsfuß endgültig stabilisiert, und als könne man von Dividendenpapieren nur mehr eine Verzinsung von vier Prozent verlangen. Anlaß zu diesem Haussetaumel hat ohne Zweifel die Rothschildgruppe durch ihre billige Beleihung aller Effekten gegeben. Das habe ich an dieser Stelle schon seit Anfang vorigen Jahres hervorgehoben. Der Endzweck dieser künstlichen Geldüberfülle und dieser Hausse war die Erzwingung einer großartigen Konvertierung in ganz Europa, vorzugsweise in Deutschland, Frankreich und Oesterreich-Ungarn. Sobald der deutsche Reichskanzler kategorisch erklärt hatte, daß bei uns noch andere Gesichtspunkte, als der fiskalische, bei der Beurteilung der Konvertierungsfrage den Ausschlag geben würden, war in Deutschland der Zeitpunkt für diese Maßregel in weitere Ferne gerückt, und in Frankreich eröffnete die Einsetzung eines radikalen, socialistischen Ministeriums, das sich mit den kleinen Rentnern am allerwenigsten verfeinden darf, auch keine günstigen Chancen für die Renten-Konversion. Also war der Haussetendenz die Spitze abgebrochen, und mochten nun die Berichte vom Warenmarkte noch so günstig lauten, man traute der Steigerungsmöglichkeit bei Bank- und Industrie-Aktien doch nicht mehr und suchte die Hausse-Engagements zu liquidieren.

Die nun eintretende Baisse-Bewegung hätte ruhigere Formen angenommen, wenn nicht das Gros der Spieler und seiner Kommissionäre seinen Kredit überanstrengt gehabt hätte. Im Bewußtsein ihrer Zahlungsunfähigkeit sandten die Kommissionäre ihren Spielkunden Depeschen über Depeschen, um sie zur Erhöhung ihrer Bar-Kaution zu veranlassen. Da selbstverständlich diese Mahnungen nicht schnell oder überhaupt nicht den gewünschten Erfolg hatten, mußten die Kommissionäre die beliehenen Effekten um jeden Preis losschlagen. An Käufern fehlte es aber ganz, denn eine Gegenpartei, eine auf das Fallen der Kurse spekulierende „Kontremine" (die Stücke schuldig und also auf billige Deckungskäufe angewiesen ist), fehlte fast gänzlich. Man hatte eben nur verkauft, was man vorher gekauft hatte; die letzten Verkäufer waren die Kapitalisten gewesen, die bei so hohen Kursen lieber ihr Geld, als übermäßig gesteigerte Papiere im Kasten liegen haben wollten. Diese kaufen natürlich unter so unsicheren Börsenverhältnissen nicht zurück. Die Differenzen wuchsen ins Ungeheure. Manche Papiere

haben 20 Prozent verloren und sind — nebenbei gesagt — auch heute noch zu teuer, um solide Käufer anlocken zu können.

An verzweifelten Anstrengungen hat es nicht gefehlt, die Kurse wieder zu heben. Man verflucht die großen Banken, weil sie nicht ihre Kassen öffnen, um den Spielern, die sie doch selbst angelockt hätten, die Papiere abzunehmen, die sonst niemand bezahlen mag. Aber die Banken rühren sich nicht. Sie müssen bald ihre Bilanz aufstellen und mögen dann nicht ihr Effekten-Konto in übermäßiger Belastung zeigen. Sie haben ja auch mit eigenen Effekten (aus Kapitalserhöhungen und anderen unvollendet gebliebenen Emissionen) das Portefeuille reichlich voll. So haben sie sich meist damit begnügt, einzelne Kommissionsfirmen dadurch zu „stützen", daß sie ihre Engagements zu billigen Kursen übernahmen, um die Exekutionen (Verkäufe um jeden Preis) hintanzuhalten und die Kurse nicht ins Bodenlose fallen zu lassen. Doch meldet sich noch immer ein kleines Geschäft nach dem andern als insolvent, und was der Ultimo bringen wird, darüber läßt sich keine Vermutung aufstellen.

Für uns in Deutschland giebt jetzt die Wiener Börse den Ton an, aus Gründen, die ich hier des öfteren dargelegt habe. Der Zusammenbruch jener sinnlosen Wiener Spekulation kann uns aber auf die Dauer nur nützen. Die Industrie wird sich ruhiger entwickeln, wenn nicht der Stachel der Börse sie zur Ueberspannung ihrer Produktion zwingt, und dem Kapitalisten wird es nur erwünscht sein, wenn die Börse seinen Besitz nicht nach Belieben entwertet oder überwertet.

Die Börsenreform aber muß aus diesen Vorkommnissen die Lehre ziehen, daß das Ultimospiel in Aktien an staatlich konzessionierten Börsen nicht mehr geduldet werden darf, daß zur Eindämmung des Spieles mit Bankierkredit das Weiterverpfänden von Depots verboten werden muß, daß ein Börsenregister, wenn es auch kein Universalmittel ist, eine Scheidung zwischen Händlern und Spielern zu vollziehen hat, und daß der gewerbsmäßige Handel mit Effekten, die nicht an deutschen Börsen notiert werden, unter Strafe gestellt werden muß. Ohne solche einschneidenden Maßregeln hat das Herumexperimentieren an den Börsen-Einrichtungen keinen Zweck.

Berlin, 23. November 1895. Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

In unserem Novemberbericht war die mit der größesten Bestimmtheit aufgetretene und an uns gelangte Nachricht wiedergegeben, die viel besprochenen Artikel über das Kultusministerium, über Greifswald, Cremer, Schlatter u. s. w. seien von den Herren Professoren Herrmann und Schürer geschrieben. Mit Bezug darauf gehen uns folgende Berichtigungen zu:

Im Novemberheft der „Konservativen Monatsschrift" S. 1208 ist das Gerücht wiedergegeben, ich sei der Verfasser des Artikels der Nationalzeitung, welcher Göbels Berufung nach Bonn bespricht. Dieses Gerücht ist eine dreiste Erfindung, welche jeder Grundlage entbehrt. Ich habe für die Nationalzeitung noch nie einen Artikel geschrieben oder auch nur von ferne angeregt.

Göttingen, den 14. November 1895. Professor E. Schürer.

Die „Konservative Monatsschrift" hat die Nachricht gebracht, daß ich den Artikel der Kölnischen Zeitung vom 21. September: „Das Ministerium Bosse und die evangelisch-theologischen Fakultäten", geschrieben habe. Dem gegenüber erkläre ich, daß ich den Artikel weder geschrieben, noch veranlaßt habe. Auf Grnnd des § 11 des Preßgesetzes bitte ich um Aufnahme vorstehender Erklärung.

Marburg, den 13. November 1895. Professor Dr. Herrmann.



Ich gebe diese Erklärungen sehr gern hiermit wieder und spreche mein Bedauern aus, daß ich falsch berichtet war und den beiden Herren also Unrecht geschehen ist. Ich kann nur hoffen, daß es ihnen erwünscht sein müßte, dies Gerücht, das mit der größesten Bestimmtheit auftrat, öffentlich widerlegen zu können. Auch konstatiere ich, daß sie beide den Gedanken, Verfasser der bezüglichen Artikel zu sein, als kränkend ansehen, was zur Charakterisierung jener Preßerzeugnisse bei der der unserigen entgegengesetzten theologischen und kirchlichen Stellung der Herren DD. Schürer und Herrmann von besonderer Bedeutung ist.

Auf kirchlichem Gebiete geht es augenblicklich sehr erregt zu. Die ganze Meute der kirchenfeindlichen Presse hat sich einmal wieder auf Stöcker geworfen und hofft es diesmal sicher zu erreichen, daß ihm ernstliche Hindernisse seiner Thätigkeit in den Weg gelegt werden. Man redet von einem Einschreiten des Kirchenregimentes, das von Allerhöchster Stelle her veranlaßt werden solle, und der Kladderadatsch, der kürzlich erst noch seine „Unparteilichkeit" damit bewiesen hatte, daß er neben der Verhöhnung der Alexianerbrüder auch die evangelischen Bielefelder Diakonen und Diakonissen „um der Parität willen" mit seinen giftigen Lügen bespritzt hatte, scheut sich nicht, Spottverse auf den „Lügner auf der Kanzel" und dergleichen loszulassen, — ein Verfahren, dessen sich hoffentlich unser Kirchenregiment, dem Stöcker als Geistlicher unterstellt und anvertraut ist, in gebührender Weise annimmt. Daß es sich bei diesem Wüten der Mächte der Finsternis nicht um die Verteidigung der Sittlichkeit und der Wahrheit handelt, sondern um Angriffe auf den Zeugen des Evangeliums, versteht sich für seine Freunde von selbst. Wir wären seine Freunde nicht, wenn wir ihm nicht wünschten, daß er gerade um seiner bösartigen Feinde willen, die zugleich Feinde der Sache der Kirche sind, zuweilen etwas diplomatischer verführe. Aber bekannt ist doch Stöckers Art und Weise genug — und sie wird erst jetzt wieder durch seine neueste Veröffentlichung (Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker) jedem vorgelegt —, um sich von ihm ein wahrheitsgetreues Bild machen zu können, das Bild eines kühnen, nicht immer besonnenen, schneidigen Führers, mit der tiefen Auffassung der bewegenden Mächte unserer Zeit, der Schlagfertigkeit der Rede, dem Reiz zu schlagenden und blitzenden Bemerkungen mit der lautersten, selbstlosesten Absicht und mit dem vollen Herzen warmer Liebe zu unserem Volke. Daß jetzt auch die Christliche Welt von „unwahren Aussagen" Stöckers gelegentlich seiner Aeußerung über die Unkenntnis der Hammersteinschen Schandthaten bei den konservativen Führern redet, kann ich nur aus einem — vielleicht unbewußten — Suchen nach Gelegenheiten erklären. Der bekannte, durch die socialdemokratische Presse veröffentlichte Brief von ihm kann das beste Zeugnis für ihn ablegen. Denn daß in einem so vertrauten Briefe, in einer so erregten Zeit, von einem so schändlich und so systematisch angegriffenen Manne so maßvolle Worte geschrieben werden, finde ich in der That sehr anerkennungswert. Sein dort ausgesprochener Wunsch aber, den damaligen Einfluß Bismarcks bei Sr. Majestät in kirchlichen Angelegenheiten zu paralysieren, war zu jener Zeit der allgemeine Wunsch aller Freunde einer selbständigen evangelischen Kirche. Und hier von verwerflichen Intriguen zu reden, ist eine Verwirrung der sittlichen Begriffe. Die Zumutung aber, daß in solchem Wunsche auch nur die geringste Beeinträchtigung unserer unbedingten Liebe zur Monarchie, unserer Begeisterung für das Haus Hohenzollern und die Person unseres Kaisers liege, weisen wir mit Entrüstung zurück. —

Nachdem oben die Bielefelder Brüder genannt sind, möge hier auch erwähnt werden, daß Dr. Scholz in Bremen, der so heftige Angriffe gegen das Bielefelder Anstaltspersonal gerichtet hatte, seiner städtischen Stellungen durch die Bremer Behörden entsetzt ist. Seine Aussagen werden ausdrücklich als unwahr und sein ganzes Verhalten als zu unzuverlässig bezeichnet, als daß ihm eine solche öffentliche verantwortungsreiche Stellung anvertraut werden könnte. So leid uns der arme Mensch thut, der durch

uns unbekannte Verhältnisse sich in solche Feindschaft hatte treiben lassen, so können wir uns doch der öffentlichen Anerkennung der Arbeiter der inneren Mission, die in diesem Vorgange liegt, nur von Herzen freuen. —

Die wichtigsten und erregtesten Verhandlungen der letzten Wochen vom kirchlichen Gebiete beziehen sich auf die evangelisch-sociale Bewegung und die Stellung der Geistlichen zur socialen Frage. Mit dem öffentlichen Auftreten Naumanns auf dem socialpolitischen Gebiete ist ein neues Element auf den Schauplatz getreten. Naumann betont, im Unterschiede z. B. von den bisherigen Führern und Förderern der evangelischen Arbeitervereine, die Notwendigkeit einer politischen Thätigkeit und darum auch einer politischen Organisation. Bei der Einseitigkeit, mit der Naumann bewußtermaßen die ganze Welt vom Standpunkte des Fabrikarbeiters ansieht, und bei seiner gänzlichen Unkenntnis der Verhältnisse des Ostens, der Heimat der konservativen Partei, war es nicht zu verwundern, wenn er bei seinem politischen Wirken von vornherein in einen Gegensatz gegen jene geriet und sogar eine sociale Reform im Sinne des Evangeliums nur durch Bekämpfung der Konservativen für möglich hielt. Nun soll an dieser Stelle keineswegs behauptet werden, daß die gesamte konservative Partei in allen ihren Gliedern die socialreformerischen Principien verträte, wie wir sie für richtig halten; auch wir bedauern, daß das Tivoliprogramm nicht mehr von denselben aufgenommen hat, und nicht minder bedauern wir manche der von Konservativen gehaltenen Reden. Aber auf der anderen Seite stellen wir fest, daß, was überhaupt bisher an socialen Reformen durchgedrückt ist, nur durch das Einstehen der konservativen Partei für dieselben ermöglicht war, daß ferner die Anerkennung der christlichen Grundsätze innerhalb der Partei in den fünfzig Jahren ihres Bestehens in stetem Zunehmen gewesen ist. Es giebt Schwankungen in den Strömungen innerhalb jeder Partei. Aber doch dürfen wir hoffen, daß jene Anerkennung noch weitere Steigerung erfahren wird. Was insbesondere die christlich-sociale Gesinnung betrifft, so ist gerade in den Tagen der heißesten gegenseitigen Befehdung die schon im vorigen Winter beschlossene und verfaßte Denkschrift des konservativen Vereins für Pommern erschienen, welche sich mit den Maßregeln beschäftigt zur Hebung des Landarbeiterstandes. „Für unsere Landarbeiter" ist die Broschüre betitelt, und es wird in derselben der große Umschwung der Zeitverhältnisse ausgeführt, der zu einer immer erneuten Revision des Verhaltens zu den ländlichen Tagelöhnern dränge. Die Denkschrift der pommerschen Konservativen empfiehlt einen freundlichen, persönlichen Verkehr mit den Arbeitern. Das frühere patriarchalische Verhältnis schwindet ebenso wie die Seßhaftigkeit der Arbeiter. Man solle die Arbeiter wieder seßhafter machen durch Ansiedlung auf eigener Scholle unter Beihilfe des Staates. Dann würden die Sparsamen und Tüchtigen mehr Aussicht und Hoffnung haben, sich emporzuarbeiten, und die Heimatsliebe würde gestärkt. Die Arbeiter sollen es merken, daß sie als Mitbürger und Brüder betrachtet werden; man muß sich ihrer in Krankheit und Not annehmen, ihnen völlige Sonntagsruhe verschaffen, ihre Wohnungen bessern, patriotische Feste mit ihnen feiern, sie zu Volks- und Unterhaltungsabenden versammeln, Volksbibliotheken und die Verbreitung guter Schriften befördern u. s. w. Die Denkschrift schließt mit den Worten: „Man täusche sich aber nicht; ohne den sicheren Untergrund des Christentums richtet man gegen die Socialdemokratie nichts aus. Dem Volke muß die Religion erhalten werden. Auf diesem Fundamente baute Kaiser Wilhelm I. seine socialen Pläne auf. Daß diese Grundlage, auf der unser Volk noch steht, zerstört werden muß, ehe die Umsturzideen der Socialdemokratie zur Ausführung kommen können, wissen diese ganz genau, deshalb ist dagegen ihre Hauptarbeit gerichtet. Um so mehr laßt uns festhalten an dem Glauben unserer Väter und unseren Arbeitern das Vorbild eines ungeheuchelten, aufrichtigen Christenwandels zeigen. Nicht wir schützen das Evangelium, sondern das Evangelium schützt uns alle vor der Barbarei des Umsturzes."

Dies also ist die Partei, der die heftigen Angriffe Naumanns und einer Anzahl evangelischer Geistlicher in der letzten Zeit gelten. Die Preßangriffe derselben auf die

Konservativen hatten sich in letzter Zeit so gemehrt und es war darin ein so gereizter Ton herrschend geworden, daß die Konservative Korrespondenz offen gegen das Treiben der Evangelisch-Socialen auftrat. Ebenso erließ der Ausschuß des konservativen Provinzialvereins für Pommern eine Erklärung gegen dieselben, die zu weiteren Auseinandersetzungen mit einzelnen führte. Daß in dem Artikel der Konservativen Korrespondenz diejenige Strömung der Partei zu Worte kam, die den letzten socialen Reformen bedenklich gegenübersteht, ist nicht zu leugnen. Ebensowenig, daß in ihrer Auffassung der Verhältnisse und der einzelnen Persönlichkeiten grobe Versehen mit unterlaufen. Aber jedenfalls kann die anti-sociale Strömung durch das unbesonnene Vorgehen „christlich-socialer“ Geistlicher nur gestärkt werden. Naumann warf sich nun in seiner Hilfe und in der „Zukunft“ mit einer Freudigkeit in den Kampf, der man anmerkte, es sei ihm ordentlich eine Last abgenommen dadurch, daß er nun keine Rücksichten mehr nehmen zu müssen glaubte.*) Ich gebe folgende Sätze wieder und empfinde dabei die ganze Schwere des Berufes eines kirchlichen Berichterstatters: „Die Kirche soll zur Dienerin der Parteipolitik der Herren gemacht werden. Das wollen die Vertreter einer Partei, die sich immer christlich genannt hat und der auch in früheren Zeiten Verdienste um die Vertretung des christlichen Glaubens nicht abgesprochen werden konnten. Für wen hat Jesus gelebt, mit wem ist er gegangen, wer waren seine Jünger? Und nun sollen die offiziellen Vertreter der Lehre eben dieses Jesus Christus veranlaßt werden, Geistliche zu maßregeln, nur weil sie versucht haben, in aller Schwachheit, so gut sie es konnten und wie es unter modernen Verhältnissen möglich ist, es mit der Nachfolge Jesu ernst zu nehmen. Glaubt man wirklich, daß der Heiland, der den Armen das Evangelium predigte, geistige Gemeinschaft haben kann mit den heutigen Konservativen? Muß er nicht sagen: Ich habe euch nie erkannt! Jesus ist die große helfende Liebe —: wo ist diese im Tivoliprogramm, das von den Armen, Angestellten, Dienstleuten, Arbeitern gar nicht redet? Jesus ist die Wahrheit —: wo ist diese bei einer Partei, die kein offenes Wort verträgt und die für Umsturzgesetze stimmt? Jesus ist die Reinheit —: wie paßt dazu der Gegensatz gegen die Enthüllungen über die Unsittlichkeit auf dem Lande? Jesus ist die Freiheit —: wie kann man Geistliche zwingen wollen, zu schweigen, und sich auf Jesus berufen, den die konservativen Kreise seines Volkes kreuzigten, weil er ihre Ruhe störte.“

Nun frage ich: wie haben es denn jene Geistlichen „in aller Schwachheit“ mit der Nachfolge Jesu bezüglich der socialen Verhältnisse ernst genommen? Pastor Göhre hat einen Vortrag auf dem evangelisch-socialen Kongreß in Frankfurt gehalten, der direkt auf Erregung des Klassenhasses ausging. Pastor Rauh mußte ihm in Frankfurt wegen der allzu groben Unkenntnis der Verhältnisse, die jener Vortrag zeigte, entschieden entgegentreten. Aber derselbe Rauh hat dann in der „Socialen Praxis“ einen Artikel geschrieben, in dem er höhnend von den verbleichten Wappenschildern der adligen Gutsbesitzer sprach, die abgehängt würden, einen Artikel, an dem der socialdemokratische Vorwärts solches Wohlgefallen fand, daß er ihn ganz abdruckte. Ich nenne ferner als ein Beispiel die Schrift von Pastor **Wittenberg** in Liegnitz: „Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner in der Provinz Pommern, dargestellt auf Grund der von der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstalteten Umfrage.“ Diese Schrift ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht an dieser Stelle einer Kritik unterziehen müßten. Auf die sehr ausführlichen Fragebogen des Sittlichkeits-

*) Zur Charakterisierung der „Zukunft“ möge dienen, daß der Verfasser, der sich Harden nennt, sich schämt, seine jüdische Herkunft durch Nennung seines eigentlichen Namens zu offenbaren, wie das ja mehrfacher Brauch ist (Aaron nennt sich Arton). Dieser sog. Max Harden giebt ein Blatt heraus, das als das eigentliche Organ der Zersetzung und Auflösung bezeichnet werden kann. In demselben Hefte, in dem Naumann für das durch die Konservativen geschädigte Evangelium eintritt und den Schatten Hammersteins über die Bühne gehen läßt, steht eine schmutzige Pariser H . . . . geschichte, die es unmöglich macht, das Heft in einem **gebildeten** Hause offen herumliegen zu lassen.

vereins haben aus Pommern 72 Geistliche geantwortet. Ich mache keinem Statistiker einen Vorwurf daraus, wenn er aus so vielen Berichten — auch wenn sie nur einen kleinen Teil aller pommerschen Gemeinden ausmachen — einen Schluß auf die allgemeinen Zustände macht. Schwieriger wird es schon, wenn die 72 Beantworter auch die Ursachen der sittlichen Notstände angeben und darüber nicht immer in sich einig sind; am schwierigsten, wenn sie gefragt werden, ob es besser oder schlimmer geworden sei, und die einen optimistisch, die anderen pessimistisch antworten. Hieraus ist dann ein Schluß auf die allgemeine Entwicklung der Provinz in den letzten Menschenaltern nicht zu machen. Nun enthält die Schrift Wittenbergs allerdings eigentlich nur den Inhalt der eingegangenen Antworten, aber an einigen Stellen werden eigene Bemerkungen eingefügt, die durch den veröffentlichten Vortrag des Verfassers, den er auf der Sittlichkeitskonferenz in Essen gehalten hat, noch illustriert werden, und deren Tendenz eine einheitliche, den Stand der Grundbesitzer verletzende ist. Ist von Verbesserungen die Rede, so heißt es: aber da predigt man natürlich tauben Ohren; die Hoffnung auf die Zeit, wo die notleidende Landwirtschaft wieder leistungsfähiger sei, läßt nach W. zum Narren werden; die Bemerkung eines Geistlichen: zur Verbesserung der Wohnungen geschähe durch die Herren in seinem Kirchspiel alles, was in ihren Kräften steht, — bemerkt der Herr Statistiker: „es fragt sich, wie viel das ist; wie, wenn nun gar nichts in ihren Kräften steht?" — Als einmal der „nicht wegzuleugnende Notstand der Landwirtschaft" angeführt wird, setzt Pastor Wittenberg hinzu: „aber warum hat man nichts gethan, als sie florierte?" Diese letztere Bemerkung ist so allgemeiner Art, daß der, der sie gemacht hat, immer Beispiele wird anführen können, auf die sie paßt. Aber gerade in ihrer Allgemeinheit qualifiziert sie sich als eine offenbare Verleumdung eines ganzen Standes, bei der als mildernder Umstand nur die Unkenntnis der Kulturgeschichte auf seiten des Verfassers anzuführen ist. Kein unbefangener Kenner derselben wird es leugnen, wie viel höher die sittliche und die Kulturstufe der heutigen Landarbeiter steht, als vor etwa hundert Jahren, — wie viel besser auch die Fürsorge für sie geworden ist. Einige Zeugnisse dafür sind auch aus dem Wittenbergschen Buche zu entnehmen. Auch berichtet er selbst, daß ihm ein alter Mann aus dessen eigener Jugend eine erschreckende Allgemeinheit der Unsittlichkeit bestätigt habe. Ich füge hinzu, daß man schon im vorigen Jahrhundert die Kirche wegen der Rigorosität angriff, mit der sie die alte Sitte des vorehelichen Geschlechtsumganges u. s. w. verfolgte. Gewiß müssen die sittlichen Zustände auf dem Lande auch heute noch ein Gegenstand der ernstesten kirchlichen Arbeit und der inneren Mission sein. Aber das, was nun jetzt statistisch ermittelt wird, so darstellen, daß die Vorstellung erweckt wird: dahin also haben es unsere christlich-konservativen adligen Gutsbesitzer gebracht! — das ist doch gar zu arg. Und Naumann macht dann weiter daraus: „Selbstverständlich darf nach Meinung der Konservativen über die Unsittlichkeit des Volkes nach wie vor geredet werden, aber man soll es nicht zu laut thun. Der Schatten Hammersteins wandelt durch das Feld."

Nehme ich dies alles zusammen, so erscheint mir das eine höchst sonderbare „Nachfolge Jesu", die Naumann hier in Herrn Maximilian Hardens Zukunft predigt, um sie auf den Bahnhöfen als pikante Reiselektüre verkaufen zu lassen. Und Herr Pastor Wittenberg bezeichnet die Angaben der Konservativen Korrespondenz über ihn als unwahr, daß er seinen Beruf sehe in der Aufspürung von socialen Mißständen, dieselben dann verallgemeinere, sie in möglichst schwarzen Farben male und sie dann den Arbeitern vor Augen führe. Nun ist der Beruf des Herrn Pastors jedenfalls ein weiterer, auch wird mit dem Amte eines Geistlichen der inneren Mission die Aufdeckung socialer Mißstände stets verbunden sein müssen, und es ist richtig, daß er sich nicht direkt an die Arbeiter wendet. Aber daß seine Schriften und Vorträge durch die Hilfe und den Vorwärts den Arbeitern zugänglich gemacht werden, kann er doch nicht hindern, und daß sie in einem Geiste geschrieben sind, der zur Erregung der Unzufriedenheit gegen die „Herren" dient, muß jeder Unparteiische zugeben, und nicht minder, daß ein Pessimismus und

eine Verallgemeinerung darin herrscht, der die Wohlgesinnten verletzen muß. Soll man sich wundern, wenn die Reformbestrebungen, wie sie u. a. in der Denkschrift der pommerschen Konservativen entwickelt sind, auf Hinderungen stoßen, wenn von anderer Seite in dieser Weise aufgetreten wird? Erzählt man sich doch, einer dieser Geistlichen habe geäußert: das sei das Hindernis des Fortschrittes der Socialreform auf dem Lande, daß die Arbeiter noch so zufrieden wären. Ein neuer kleiner Ferdinand Lassalle mit seiner „verdammten Genügsamkeit der deutschen Arbeiter" — nur im Chorrock und Bäffchen! Ich fasse mein Urteil dahin zusammen, daß es in dem gegenwärtigen Zeitpunkt kein größeres Hindernis für die socialen Reformen auf dem Lande giebt, als die Schriftstellerei Naumanns und seiner Gesinnungsgenossen. Ich hoffe, daß man mir einige Sachkenntnis auf diesem Gebiete zutraut; ich habe in meiner „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage" eingehend die Lage der Landarbeiter und die socialen Reformen derselben behandelt und ein vollständiges Litteraturverzeichnis darüber gegeben; ich habe dort selbst die Theorie entwickelt, die u. a. in der genannten Denkschrift der pommerschen Konservativen acceptiert ist, Verbesserung der Wohnungen, geistige Hebung, persönlich menschlicher Verkehr u. s. w. Ich hoffe ferner, daß man mir eine unparteiische Anerkennung der Naumannschen Arbeit zugestehen wird, dessen Mitstreiterschaft gegen den materialistischen und vaterlandslosen Socialismus ich auch heute noch nicht aufzugeben gedenke. Aber ich wiederhole mit voller Besonnenheit und Gewißheit mein Urteil:

> ein größeres Hindernis für die Ermöglichung socialer Reformen auf dem Lande und für die Anerkennung christlich-socialer Ideen giebt es im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht, als die Schriftstellerei Naumanns und Genossen.

Die Erschwerung der Lage empfinden gerade wir am meisten, die wir uns bemühen, christlich-sociale Gedanken und Bestrebungen im Osten zu vertreten und zu verbreiten. Immerhin ist es nur eine Erschwerung, die vorliegt, keine Verhinderung. Schon legen sich die Wogen der Erregung und eine besonnene Mitte kommt an verschiedenen Stellen zum Durchbruch. Hat doch auch der Ausschuß des konservativen Provinzialvereins von Pommern das Wort „christlich-social" für das Losungswort der Zukunft erklärt. Ebenso tritt die Erklärung des Stettiner Zweiges des pommerschen Pfarrvereins mit ebensoviel Entschiedenheit für die sociale Thätigkeit des Geistlichen, als gegen die agitatorische Erregung von Unzufriedenheit ein. Und besonders sei die Erklärung des schlesischen Provinzialausschusses für die sociale Frage hier genannt, der sich aus Pastoren, Großgrundbesitzern und Beamten zusammensetzt und mir ganz besonders treffend die Lage und die Aufgabe wiederzugeben scheint. Es wäre das größte Unglück, das Naumann und seine Freunde anrichten könnten, wenn die evangelische Geistlichkeit sich durch jene Ausschreitungen an ihrem socialen Berufe überhaupt, den sie unzweifelhaft hat, irre machen ließe.

Unter den gegenwärtigen feindseligen Auseinandersetzungen scheint auch der Bestand des Evangelisch-socialen Kongresses ernstlich gefährdet. Pastor Göhre hat in der Christlichen Welt einen Artikel veröffentlicht, der es Stöcker unmöglich machen müßte, mit ihm weiter zu arbeiten. Was für Vorgänge danach zum Austritt Göhres aus dem Vorstande des Kongresses geführt haben, ist uns unbekannt, ebenso, ob noch weitere Austritte folgen werden. Wenn aber die Stimmung gegen Stöcker in einem Teile des Aktions-Comités eine ähnliche sein sollte, wie sie jetzt in der Christlichen Welt zum Ausdruck kommt, so wird die Sache keinen langen Bestand haben. Daß Stöcker sich durch die Zumutungen der Konservativen Korrespondenz nicht zum Aufgeben der gemeinschaftlichen Arbeit mit Naumann veranlaßt sähe, hat er deutlich ausgesprochen.

Greifswald, den 26. November 1895. D. M. v. Nathusius.



Philipp Nathusius' Jugendjahre.

Aus dem „Volksblatt für Stadt und Land" ist die „Konservative Monatsschrift" hervorgegangen. Als „Bausteine" zur Geschichte der konservativen Partei sollten nach dem das Jubiläumsjahr 1893 einleitenden Artikel Aufsätze über den Gründer F. von Tippelskirch, seine Nachfolger in der Schriftleitung F. von Florencourt und Philipp von Nathusius, sowie über die hervorragendsten Mitarbeiter H. Leo und Marie Nathusius veröffentlicht werden. Die Aufgabe ist teilweise gelöst worden. Hatten aber schon die Briefe und geschichtlichen Monatsberichte Leos den Raum der Monatsschrift in außergewöhnlichem Maße in Anspruch genommen, so mußte bei Sichtung des Stoffes aus dem Leben der unvergeßlichen Gatten Philipp und Marie Nathusius von der Veröffentlichung einzelner Artikel abgesehen und die Abfassung von biographischen Werken ins Auge gefaßt werden. Glücklicherweise hat sich von dem Sohne und Erben Martin von Nathusius eine hilfreiche, in Bewältigung handschriftlichen Stoffes bewährte Hand „mit Freuden" zur Hauptarbeit gewinnen lassen. Die Fürstin Eleonore Reuß hat mit dem zweibändigen Werke „Friederike Gräfin von Redern" und mit dem bereits in zweiter Auflage erschienenen Lebensbilde des tapferen, frommen Edelmannes „Adolf von Thadden-Trieglaff" den Beweis geliefert, daß die Hand einer Dichterin auch den spröden Stoff einer Biographie bewältigen kann. Gerade ein Jahr nach dem letzten Artikel über Leo ist das Buch „**Philipp Nathusius' Jugendjahre**. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Reuß" in Berlin bei Wilhelm Hertz erschienen (282 S., 4 M., geb. 5 M.).

Philipp Engelhard Nathusius wurde in Althaldensleben am 5. November 1815 geboren. Sein Vater Gottlob Nathusius hatte als rühriger Geschäftsmann und durch Ankauf von ehemaligem Kloster- und Lehngut reich gewordener Grundbesitzer eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Mutter Luise war eine Tochter des Hessen-Kasselschen Kriegsrates Engehard und seiner Gattin Philippine geb. Gatterer, einer „deutschen Dichterin vor hundert Jahren", der im Juliheft 1888 ein Urenkel einen Aufsatz pietätvoller Erinnerung gewidmet hat. „Zur Kirche hatte der Vater in seinem ganzen späteren Leben keine Beziehung, ging nie zum Gottesdienst, hielt die Geistlichen vielfach für Heuchler, wozu er in seiner Umgebung Ursache haben mochte. In der Familie der Mutter herrschten dieselben Anschauungen, bei der Großmutter-Dichterin eine ästhetische Gefühlsreligion". Philipp Nathusius hat nie eine öffentliche Schule besucht. Nach öfterem Lehrerwechsel wurde Julius Elster aus Helmstädt erst sein genialer Erzieher und Lehrer, dann sein bester Freund. Der reichbeanlagte Knabe kam bei seinem lebhaften Interesse für alle möglichen Dinge aus dem häuslichen Unterricht auf das wechselreiche Gebiet des Selbststudiums. In Kassel trat dem auf der Schwelle des Jünglingsalters stehenden, idealgerichteten, für Freiheit und Volksbeglückung schwärmenden Philipp das politische Leben bei der dem Kurfürsten Wilhelm II. 1831 abgenötigten Staatsverfassung sozusagen greifbar in den Gesichtskreis. Das praktische Leben that sich ihm im Comptoir der Porzellan- und Steingutfabrik des Vaters auf. Er schrieb zwar alsbald eine „Theorie des Geschäfts" und eine „Theorie der Porzellanfabrikation", aber Wohlgefallen an der Praxis hat er nie gefunden. Dagegen erfreute er sich erst an Schillers, dann an Goethes Poesie. „Hohe Gedanken und Ideale in der Seele ging er halb träumend unter den Menschen umher, ein schüchterner, unbeholfener Jüngling, von dem ein gelegentlicher Besucher sagte, es wäre doch ein Familienunglück mit diesem schwachsinnigen Sohn." Einen ganz anderen Eindruck machte er auf seine Cousinen; für die war er teils der gefürchtete, teils der angeschwärmte „Philosoph". „Revolutionär mit Leib und Seele" las er Börne und Heine mit Vergnügen. Seine eigenen Gedichte begleiteten ihn auf Schritt und Tritt, „aufs Comptoir, in die

Brennöfen, in den Kahn und nach Hundisburg". Auch an größeren, wie Seifenblasen glänzenden und verschwindenden Plänen fehlte es nicht. „Gestern Abend", schreibt er humoristisch, „ging ich mit einem italienischen Freiheitsdrama zu Bett, heute Morgen bin ich mit einem deutschen Demagogen-Roman aufgestanden" Das hohe Lied und das Buch Hiob begeisterten ihn — als hebräische Poesie. — Von all den vielen Büchern, die der jugendliche Dichter verschlang, bezauberte ihn am meisten „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", den Bettine von Arnim, die viel gerühmte, viel angefeindete, jedenfalls höchst seltsame Schwester Clemens Brentanos, im März 1835 veröffentlichte. „In Bettinens Buch trat ihm ein Geist entgegen, eine Lebenspoesie, wie er es sich ersehnte." Im Oktober reist er mit Elster nach Berlin und ist ihr gegenüber wie ein junger Vogel, den man lehrt den Schnabel sperren und sich gesundes und ungesundes Futter einpfropfen zu lassen. Dieses Stück Geniekult war wohl auch eine Folge der isolierten Erziehung, der verhältnismäßigen Vereinsamung auf dem Lande. Nach einer mit Elster an den Rhein und zu längerem Kuraufenthalt in Baden-Baden und dann in die Schweiz unternommenen Reise im Sommer 1836 brachte er den nächsten Winter in Berlin zu, wohin ihn der Verkehr mit Bettine und die Vorlesungen mancher Professoren zogen. Bei einem Hegelianer hörte er eine Vorlesung mit an, aber er will ein „Schuft" sein, wenn er ihn verstanden hat. Gans erschien ihm „aus der schmutzigen, neumodischen, liberalen Judenschule der Schmutzigste; dicker, selbstgefälliger Kerl, der sich mit jüdischen Geberden und jüdischem, sinnlosem Verstand auf dem Katheder herumflegelt". Von Althaldensleben aus wird dann ein lebhafter Briefwechsel mit Frau von Arnim unterhalten, die ihn, den dreißig Jahre jüngeren Freund, wie einen Sohn zu bewundern oder zu beeinflussen suchte. Schon hatte sie ihn bestimmen wollen, den poetischen Nachlaß ihres Gatten unter der Führung der Brüder Grimm in Göttingen zu ordnen, da glückte es ihm, seinen längst gehegten Plan, nach Italien zu gehen, als Hinderungsgrund geltend zu machen. Bettine war der Meinung, ein Dämon führe ihn nach Italien, die Verf. sagt mit Recht: „Gottes Engel war es, der ihn nach Italien wies, denn durch diese Reise erstarkte seine Selbständigkeit und sein Charakter bildete sich aus, unbeeinflußt von Elster oder Bettine. Auch sein Heranreifen zur evangelischen Erkenntnis machte in Italien schöne Fortschritte. Während er drei Jahre früher noch im Pantheismus stak, hatte er schon 1836 angefangen, alle Tage in der Bibel zu lesen: „ja wenn es möglich ist, noch zu gesunden, so muß es aus dieser reinen Quelle sein. Wenn die Gelehrten doch einsähen, was für eine unendliche Höhe der Weisheit zu dieser Einfalt, wie sie in Christus Munde hervortaucht, gehört, und würfen alle ihren Kram und ihre Bücher ins Feuer". Der Katholizismus in Rom erschien ihm, weil wild ins Fleisch gewachsen, unästhetisch und stieß ihn ab; dagegen las er um so fleißiger im Neuen Testament. Es ging ihm also umgekehrt wie den vielen deutschen Malern, die römisch-katholisch wurden, weil sie meinten, damit tüchtigere Künstler zu werden. Selbstverständlich hat ihn die bildende Kunst in Florenz und Rom nicht nur, wie er anfänglich meinte, so nebenbei gefesselt. Der Boden der Kunst war es auch, der ihn mit Gottfried Kinkel bekannt machte, dem er dann die Reise nach Neapel ermöglichte. Von Italien ging Philipp nach Malta und von da nach Griechenland. In Athen lernte er den ihm gleichaltrigen Emanuel Geibel kennen. Nach Hause zurückgekehrt, schwand im völlig die Hoffnung, der Geschäftsnachfolger der Vaters zu werden. Auch das war eine Frucht der Reise, daß er in der Auffassungsweise seiner Berliner Freunde das Einförmige und Phantastisch-Unwahre klar zu erkennen begann.

Im Jahre 1839 wurde der 22. November ein entscheidungsvoller Tag für Philipp. Er war zu einem Ball nach Magdeburg geladen und hatte gar keine Lust hinzugehen, aber um der Mutter gehorsam zu sein, überwand er sich und ging doch hin. Ganz in derselben Lage war Marie Scheele, die einzige Tochter des Superintendenten Fr. Scheele in Calbe. Auf diesem Balle lernten sich beide in kurzen

Minuten kennen. Er schrieb später davon: „Das erste Mal, daß sie mich ansah, als ich mich unberufen in ihr Gespräch mischte, so von unten auf, ganz gerade, lang und ruhend aus ihren hellbraunen Augen; der Blick ging gerade durch auf den inneren Menschen, und der fühlte sich von ihm getroffen und wunderbar, ich weiß nicht wie, bewegt."

Marie Scheele wurde am 10. März 1817 in Magdeburg im Pfarrhause zum heiligen Geist geboren. Zwei Jahre später wurde ihr Vater nach Calbe versetzt. „Superntents Mariechen" war eine hübsche Erscheinung, „besonders anmutig durch ihr völlig unbewußtes Wesen". Ihre Mädchenjahre hat Philipp Nathusius im ersten 666 Seiten starken Bande seines „Lebensbildes der heimgegangenen Marie Nathusius, geb. Scheele" (Halle, Julius Fricke, 1867) beschrieben, und aus diesem Buche ist, wie sich denken läßt, manches in das vorliegende Werk übergegangen. Wer es nicht aus ihren Büchern erkannt haben sollte, müßte aus der von ihrem Manne beschriebenen „Mädchenzeit" ersehen, daß ihr „die Gabe echter Lebenspoesie" im allerreichsten Maße verliehen war.

Den fünften Abschnitt ihres Buches (S. 141—212) hat die Verfasserin „Liebesgeschichte" überschrieben. Sie hat dies im bewußten Gegensatz zu der heutigen Roman- und Novellenlitteratur gethan. „Unsere Romanschriftsteller scheinen vorauszusetzen, daß es keine reine Liebe, keine heilig gehaltene Ehe giebt. Eine reine, wahrhaft ideale Liebe zu zeichnen, eine Liebesgeschichte, die nicht Erfindung oder Dichtung ist, sondern Wirklichkeit, das soll hier geschehen zu einem Zeugnis wider das Geschlecht unserer Tage mit seinem ungöttlichen Realismus." Für dieses Zeugnis sei der Verf. der wärmste Dank gesagt. Wer diese „Liebesgeschichte", die nicht bloß Licht, sondern auch Schatten, teilweise tiefe Schatten enthält, unbefangen liest und dann eine der wenigen „moralischen" Novellen des unersättlichen und doch im Alter immer erbärmlicher werdenden Paul Heyse vernimmt, wird eingestehen müssen, daß das Zusammensein und die Briefe des durch und durch künstlerisch angelegten Philipp Nathusius und seiner Marie eine Fülle von herrlichen Blüten und Früchten hervorbrachte, denen gegenüber die Erfindungen des Paul Heyse poesielose, ausgeklügelte, lediglich in schöner Form erscheinende schriftstellerische Erzeugnisse sind.

In die Zeit vor dem Brautstand fällt eine Reise Philipps nach Kassel, wo er mit den durch fürstliche Willkür aus ihrem Amte vertriebenen Brüdern Grimm verkehrte. Auf der Rückreise blieb er einen Tag in Halle, wo er bei Leo, Tholuck und Erdmann hospitierte. Die Vorlesung Leos machte ihm einen höchst angenehmen Eindruck, ebenso ein Besuch, den er dem Historiker machte. — In religiöser Beziehung wurde es ihm jetzt klar, daß es bei ihm zu einer Entscheidung kommen müsse. „Ich glaube, es wird so kommen, daß sie mich mit zu den Pietisten werfen. Das wäre mir eben recht, denn dieses rationalistische flache Geträtsch, was die Welt treibt, ist mir unerträglich, zum Ekel." Was ihm der schleiermacherisch gerichtete Freund Elster nicht bieten konnte, das kam ihm ohne die geringste wissenschaftliche Erörterung durch die kindlich-fromme Marie Scheele zu.

Ausflüge nach dem Regenstein und auf den Brocken trugen wesentlich dazu bei, die Zungen der beiden Liebenden zu lösen. Was die Verfasserin auf S. 210 und 211 erzählt, hat Paul Heyse nie in ähnlicher Weise seine dämonisch liebenden Männer und Weiber erleben lassen, erleben lassen können.

Im Brautstand schüttete Bettine den Verlobten in den Freudenbecher ein paar Tropfen Bitterkeit. Sie nannte Philipps Verlobung geradezu „einen dummen Streich". Daß sich zwei so grundverschiedene Naturen wie Bettine von Arnim und Marie Scheele gegenseitig, gelinde gesagt, nicht gefallen konnten, läßt sich vermuten. Hatte Marie die Bettine schon immer „nicht sehr lieb", wurde ihr später das Leben und Treiben der exaltierten Frau unangenehm, so konnte sie jetzt finden, daß Bettine mit der Wahrheit spiele und daß sie es war, die „die reiche, oft recht verworrene

Geisteswelt", die sich aus den Tagebüchern Philipps ergab, ins Leben gerufen hatte. Marie „versucht es, sich mit seinen religiösen Anschauungen auseinander zu setzen, sie glaubt ihn immer hoch über sich stehend und meint die Verschiedenheit nur in der Ausdrucksweise zu finden. Aber sie ahnt nicht, daß ihr Kindesglaube die bewegende und bestimmende Kraft in seinem Leben sein sollte".

Ein hervorstechender Zug im Charakter Philipps war die Treue. Auch in der Zeit, da das Sonnenbild Bettinens verblichen war, brach er den Verkehr mit ihr nicht ab, ja er brachte eines Tages der berühmten geistreichen Frau in Berlin die schlichte Pfarrerstochter aus Calbe, und diese hat fest in ihrem kindlichen Glauben den Thorheiten der Weltdame widersprochen, wofür sie mit den Bezeichnungen „kleiner voreiliger Kerl", „kleiner Christ" belohnt wurde. — Nicht alle Leser, richtiger gesagt, wohl nur wenige Leser kennen den erfundenen „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", die Verfasserin hat deshalb wohl daran gethan, von den Verworrenheiten und Phantastereien des vermeintlichen „Kindes" einzelne Proben mitzuteilen.

Noch sei an eins erinnert. Zu den frühesten Bekanntschaften Philipps gehört der Vater der Rettungshäuser, Johannes Falk in Weimar. Er hatte den trefflichen Mann aus seinen Schriften so lieb gewonnen, daß er ihn — „neben der Bettine aufstellen möchte". In der Erinnerung an Falk hat er dann am 23. Dezember 1840 der Braut geschrieben: „Die Idee mit der Kinder-Erziehungsanstalt hat mich entzückt; das wäre was für mich, für diese armen Wesen zu sorgen, um den Unterricht mich zu bekümmern. Wenn es auch nur wenige Seelen sind, die wir retten, wie schön, Jünger Christi zu sein und recht für den lieben Gott und den Himmel zu leben. Wir wollen so einfach und schlicht leben, damit wir ein gutes Beispiel geben, wie man das Aeußere schätzen soll, und was wir über haben, wollen wir anwenden zum Wohlthun, besonders zum geistigen Wohlthun. Ich denke schon manchmal, ich sehe unser Leben hinter mir: wir sehen getrost darauf zurück und finden manchen schönen Haltpunkt darin." — Mit diesem prophetischen Blick sind wir über die Grenze der „Jugendjahre" Philipps hinausgekommen. Am 4. März 1841 war die Hochzeit in Calbe. Philipp war nun, was das schlichte Volk einen „Mann" nennt. „Die Geschichte seiner sehr eigentümlichen Erziehung und Entwicklung" ist zu Ende. Nun folgen die an Saat und Ernte reichen Jahre des Mannes und Meisters. Möchten wir nicht zu lange auf die nächsten Bücher seiner Lebensgeschichte zu warten haben. O. K.



Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. (Berlin, 1896. Mittler und Sohn.) 2 Bände. 340 u. 260 S. Gebd. 11,50 M.

Von der liebenden Hand einer Enkelin bearbeitet, liegen hier die Memoiren der Gräfin Elise von Bernstorff vor uns, die sie in den Jahren nach dem Tode ihres hochgeliebten und verehrten Gemahls niederschrieb, ganz besonders mit der Absicht, für Kinder und Enkel sein edles Bild zu zeichnen. Am 27. Januar 1789 in Kopenhagen geboren, verlebte Gräfin Elise ihre sonnige Kindheit teils auf „dem Wonne-Eiland" Seeland, dessen Gärten und Buchenwälder ihr noch in späteren Jahren „in grünem Zauberlicht" erschienen, teils in Holstein. Wir lernen einen reichen Kreis von Verwandten kennen: die Bernstorffs, Reventlows, Rantzaus, die Dichterbrüder Fr. Leopold und Christian Grafen zu Stolberg. Siebzehnjährig heiratete Elise den Grafen Christian Bernstorff, den Bruder ihrer Mutter, und lebte mit ihm, der dänischer Minister war, zunächst in Kiel, später in Kopenhagen und dem benachbarten schönen Gut Bernstorff.

Wir lernen den dänischen Hof kennen, das einfache Leben in der Hauptstadt. Drei liebliche Nichten werden der noch sehr jungen Elise von einer sterbenden Schwägerin anvertraut. Nach und nach kommen eigene Töchter dazu; drei Söhne sterben in jungen Jahren. — Im Jahre 1812 wurde Bernstorff dänischer Gesandter in Wien, und dort finden wir Elise mit Kindern und Pflegekindern, wie sie, trotz reger Geselligkeit, das innigste Familienleben führt. Nach den Jahren der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege, an denen die edle deutsche Frau aus der Ferne den lebhaftesten Anteil nahm, kam der Wiener Kongreß. Sehr ergötzlich weiß Gräfin Elise davon zu erzählen und die bedeutendsten Persönlichkeiten zu schildern. Inmitten der rauschenden Feste, auf denen die schöne und liebenswürdige Frau sehr ausgezeichnet wurde, bewahrt sie sich die Klarheit des Urteils und vergißt das Wesentliche nicht über dem Schein; gestützt und bewacht von ihrem edlen, klugen Gemahl, vermeidet sie die Klippen, wo ihr hätte Gefahr drohen können. — Im Jahre 1817 folgt sie ihrem Gatten nach Berlin, wohin er als Gesandter versetzt wurde. Schon 1818 trat er aus dem dänischen in preußischen Staatsdienst über und wurde Minister des Auswärtigen. Ein reiches Leben erblühte hier in dem Hause Wilhelmsstraße 76, in den wohnlichen Zimmern, unter den Bäumen des schönen Gartens, dessen lieblichste Blumen die heranblühenden Töchter und Pflegetöchter waren. In ihrer Mitte Elisens hohe Gestalt und die ihrer liebenswerten Mutter, Gräfin Charlotte Dernath, und mit heller Freude in den freundlichen geistvollen Zügen der edle Hausvater. Eine lebhafte Geselligkeit bringt in Berührung mit vielen ausgezeichneten Menschen, die, lebensvoll geschildert, an uns vorüberziehen. Da ist zuerst der König Friedrich Wilhelm III., seine jugendlichen Söhne, von denen besonders der Kronprinz die volle Sympathie der Gräfin Elise gewinnt, sowie später „die holdselige Kronprinzeß". Die edle Prinzeß Wilhelm tritt sowohl der Gräfin wie ihrer Mutter sehr nah. Zu der Familie Radziwill wird die Nachbarschaft eine Brücke zu herzlicher Freundschaft. Unter den nahen Freunden des Hauses finden wir auch den Feldmarschall Gneisenau. Hübsch und anschaulich beschreibt Gräfin Elise so manches Fest bei Hofe. Wir erleben die Abschieds-Cour bei der Prinzessin Charlotte vor ihrer Brautreise nach Rußland; wir bedauern die junge, schüchterne Fürstin Liegnitz bei ihrem ersten Auftreten als Gemahlin des Königs. Wir frieren mit bei den Déjeuners d nsants in den kalten Räumen des Charlottenburger Schlosses und folgen im glühenden Sonnenschein zum Fest der weißen Rose in Potsdam. Auch an Familienfesten fehlt es nicht im gastlichen Hause der Wilhelmsstraße. Krankheitssorgen und schmerzliche Todesfälle bestürmen das Herz der so innig, ja leidenschaftlich liebenden Gattin und Mutter. Aber mehr und mehr hat sie den einzigen Halt und Trost zu fassen gelernt. Gegenüber dem damals herrschenden Rationalismus hatte sich in vielen der ihr verwandten Häuser der Glaube an den Gottessohn erhalten, und schon in der Kindheit war ihr Herz davon ergriffen. Nun fand sie in Berlin durch Theremin, durch Strauß, endlich durch Goßner eine geistige Pflege, durch die ihr inneres Leben wuchs und erstarkte. Schön und zart spricht sie über diese Jahre des Wachstums, des Suchens und Findens, der inneren Kämpfe, die zum Frieden führten. So wanderte sie ihren Weg, bis im Jahre 1835 das bittere Witwenleid über sie kam und der ihr genommen wurde, der ihres Herzens Glück, ihres Lebens Mittelpunkt gewesen war. Mit dem Tode ihres Gemahls schließen die Aufzeichnungen der Gräfin Elise Bernstorff.

Es ist ein Buch zum Lesen und Wiederlesen, ein Beitrag zur Geschichte, besonders zur Kulturgeschichte jener Zeit, die uns durch die Erzählungen unserer Mütter und Großmütter noch gar nicht so fern zu liegen scheint, und die doch eine so ganz von der unseren verschiedene war. Gräfin Elise Bernstorff, die im Leben so geliebte und verehrte Frau, wird sich durch dies Buch auch bei denen, die sie nicht gekannt, Liebe erwerben. El.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Schriften des Vereins für Socialpolitik. Bd. 62—64. Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. 1. Bd. Königreich Preußen. 1. Teil. 1895. (XVIII, 459 Seiten.) 10 M. — 2. Bd. Königreich Sachsen. Arbeiten aus dem volkswirtschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig. 1. Teil. 1895. (VI, 448 S.) 9 M. — 3. Bd. Süddeutschland. 1895. (VII, 572 S.) 12 M. (Leipzig, Duncker und Humblot.)

Der Verein für Socialpolitik hat seinen wertvollen Enqueten über die bäuerlichen Zustände in Deutschland (Bd. 22—24), die deutsche Hausindustrie (Bd. 39—42, 48) und über die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland (Bd. 53 bis 55) eine neue über die Lage des Handwerks hinzugefügt, von welcher zunächst 3 Bände vorliegen. Die Anregung dazu hat L. Brentano im Jahre 1892 gegeben, die specielle Leitung und Ausführung des Unternehmens liegt in den Händen der Herren Professor Dr. K. Bücher, Handelskammer-Sekretär Dr. Gensel, Prof. Dr. A. von Miaskowski, sämtlich in Leipzig. Die Absicht ist, „monographische Darstellungen solcher Industriezweige hervorzurufen, welche dem Bereich des alten Zunfthandwerks angehören, und in welchen noch heute ein handwerksmäßiger Betrieb in größerem oder geringerem Umfange stattfindet“. Bei der Verschiedenartigkeit der örtlichen Verhältnisse sollen für jedes Gewerbe „eine Reihe von Ortstypen (je eine Groß-, Mittel- und Kleinstadt und eine Landgemeinde für Nord- und Süddeutschland)“ ausgewählt und hier die Untersuchung mit aller erreichbaren Gründlichkeit durchgeführt werden. Die so thatsächlich festgestellten Zustände werden dann ein sicheres Urteil über die Lebensfähigkeit des Handwerks, über das, was sie bedroht und verringert und was sie zu schützen vermag, ermöglichen, während bislang weder die Klagen und Wünsche der Handwerkerversammlungen noch allgemeine Erörterungen ein befriedigendes Ergebnis zu bringen vermochten. Es soll also für die Lösung der Handwerkerfrage (und damit für die Erhaltung eines tüchtigen Mittelstandes) eine thatsächliche Grundlage geschaffen werden, an welcher es trotz alledem, was darüber geredet und geschrieben worden ist, noch gebricht. Als Bearbeiter wurden nicht die Nächstbeteiligten in Aussicht genommen, sondern „sachkundige, aber materiell uninteressierte Kräfte“, insbesondere jüngere Nationalökonomen aus den staatswissenschaftlichen Seminarien der Universitäten. Die Zahl solcher Mitarbeiter beträgt zur Zeit 71. In den vorliegenden drei Bänden ist etwa die Hälfte des Materials zur Veröffentlichung gelangt; 1. bezieht sich auf Preußen (1. Teil), 2. auf das Königreich Sachsen (Arbeiten aus dem volkswirtschaftlichen Seminar zu Leipzig, über deren Entstehungsweise im 4. Bande genauer berichtet werden soll, 1. Teil), 3. umfaßt alle Untersuchungen, welche aus den süddeutschen Staaten beschafft werden konnten. Was die Ortstypen angeht, so sind Groß- und Mittelstädte reichlicher vertreten als Kleinstädte und Landgemeinden, so daß das Bild zur Vollständigkeit noch mancher Ergänzungen bedarf. Auch die einzelnen Gewerbezweige sind ungleich und zum Teil noch gar nicht vertreten; das Schuhmachergewerbe z. B. in fünf Hauptarbeiten, ebenso die Tischlerei; für andere finden sich nur je eine oder auch gar keine Untersuchung. Der Verein fordert daher zu weiteren Bearbeitungen bis zum 1. Februar 1896 auf, für welche eine Reihe von Gewerbezweigen namhaft gemacht werden. Ueber das Gesamtergebnis äußert sich Prof. Bücher im Vorwort zum ersten Bande: „Bereits die jetzt vorliegenden Untersuchungen offenbaren einen Verwitterungs- und Umbildungsprozeß innerhalb des alten Bestandes unseres Gewerbes von einer Tiefe und Aus-

dehnung, wie er wohl nur von wenigen geahnt werden konnte. Das Vordringen des kapitalistischen Betriebes macht sich in den verschiedenen Gewerbezweigen geltend; aber nicht überall nimmt es denselben Ausgangs- und Angriffspunkt, nicht überall zeitigt es die gleichen Erscheinungen. Was der alltägliche Sprachgebrauch als ›Konkurrenz des Großbetriebs‹ bezeichnet, findet sich in seiner einfachsten Form, völlig gleichartiger Produktion in Fabrik und Handwerk, verhältnismäßig selten. Viel häufiger liegt der Sitz der Konkurrenz, welche die alten Betriebsweisen und die kleinen selbständigen Existenzen vernichtet, auf dem Gebiete andersartiger Produktion oder ist gar in der Sphäre des Güterumlaufs zu suchen. Ueberall finden wir zwar das gleiche Ergebnis, aber nicht überall dieselben Ursachen und Vorgänge. Diesen oft sehr komplexen Vorgängen gilt es weiter nachzuspüren, und es wird dies nunmehr gewiß viel leichter werden, nachdem sie bereits in einer Reihe von Gewerben aufgedeckt sind." Die Zurückhaltung in den Schlußfolgerungen, die sich der Herausgeber auferlegt, ziemt einstweilen auch uns. Es wird die erste Aufgabe sein, diese thatsächlichen Erhebungen gründlich zu studieren und dann die nötigen Maßregeln zu treffen. Denn so gewiß dem Handwerk irgendwie unter die Arme gegriffen werden muß, und so peinlich der stete Aufschub solcher Maßregeln empfunden werden mag, so bedenklich wäre es, aus politischen Gründen solche Wünsche der Handwerker zu befriedigen, die sich schließlich als Irrtümer herausstellen könnten Zwangsinnung und Befähigungsnachweis erfreuen sich zur Zeit einer ganz besonderen Beliebtheit unter den Handwerkern; — allein es könnte sein, daß diese Mittel schließlich wirtschaftlich das doch nicht leisteten, was man von ihnen erwartet, während die Zeit zu genossenschaftlicher Selbsthilfe verstreicht. — Unter den einzelnen Untersuchungen nennen wir als stofflich besonders interessant die über die Thonindustrie des Kannenbäckerlandes auf dem Westerwalde (Band 1).

Wi.

— **Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche**, dargestellt auf Grund der von der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstalteten Umfrage. 1. Band: Ostdeutschland. I. Abteilung: Ost und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Posen und Schlesien, bearbeitet von Pastor H. Wittenberg, Vereinsgeistlichem in Liegnitz. II. Abteilung: Brandenburg, Provinz Sachsen, Anhalt und Königreich Sachsen, bearbeitet von Pastor D. E. Hückstädt, Poseritz auf Rügen. (Leipzig, R. Werther.) 1895. 309 und 236 S. 7 Mark.

Auf der 6. allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine am 20. September 1894 hatte Pastor Wagner in Pritzerbe an Stelle H. Sohnreys einen Vortrag über die „Sittlichkeit auf dem Lande" übernommen und dabei den Mangel thatsächlicher Erhebungen über diese Frage lebhaft empfunden. Auf seinen Antrag beschloß die Konferenz, eine bez. Umfrage an sämtliche evangelische Landpfarrer in Deutschland zu veranstalten, zu welcher Pastor Wagner den Fragebogen entwarf. Dieser ward demnächst in ca. 14000 Exemplaren versandt, worauf freilich — wie bei solchen Privatenqueten gewöhnlich — nur eine kleine Zahl von Antworten eintraf, noch nicht tausend. Der bezüglichen Tabelle entnehmen wir, daß eine Antwort auf 5,7 Pfarrstellen kommt in Schlesien, auf 7 in Westpreußen, 8,9 in Pommern, 10 in Brandenburg, — dagegen auf 43 in Hannover, 40 in der Rheinprovinz, 33 in Westfalen, 27 in Thüringen. Durchschnittlich haben im Osten (inkl. Königreich Sachsen) der 10., im Westen und Süden der 21. Pfarrer geantwortet. Die geringe Zahl der Antworten wird in etwas ausgeglichen durch die Gleichartigkeit der ländlichen Verhältnisse in ganzen Kreisen und Synoden, ja in noch viel größeren Bezirken. Immerhin wäre es doch wohl ratsam gewesen, vor der sofortigen Veröffentlichung des Materials einen energischen Versuch zu seiner Vervollständigung zu machen, um die Einwendungen auszuschließen, welche der im Verhältnis geringen Zahl der Berichte zweifellos entnommen werden. Aber auch, wenn 50 Prozent Antworten vorlägen, müßte man sich gegenwärtig halten, daß Erhebungen über sittliche Verhältnisse nie den Anspruch auf Genauigkeit und Sicherheit machen können, der bei wirtschaftlichen Umfragen befriedigt werden kann, wie Seite 21 richtig betont wird. — Den Bearbeitern des ersten, Ostdeutschland umfassenden Bandes, Pastor H. Wittenberg-Breslau und Pastor D. Hückstädt-Poseritz a. Rügen, wird man das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß sie ihre Aufgabe mit heiligem Ernst und dem Streben nach Gerechtigkeit und Billigkeit gelöst haben. Mißgriffe im einzelnen lassen sich bei der Bewältigung eines so weitschichtigen Materials schwer vermeiden. Will man den trockenen Ton vermeiden und anschaulich schildern, so muß man zahlreiche Einzelzüge mitteilen, bei deren Auswahl Geschmack und Takt sehr verschieden urteilen werden; wir hätten z. B. eine Abteilung II, S. 67 angeführte und S. 81 wiederholte Bemerkung unterdrückt, da sie geschichtlich nicht begründet werden kann. Sie selbst verhehlen sich am allerwenigsten, daß es sich bei ihrem Unternehmen um einen ersten Versuch handelt, dies schwierige und dunkle Gebiet zu bearbeiten, dem mit dem bischen offizieller Statistik nicht beizukommen ist. Zu einem abschließenden, nach allen Seiten gesicherten Urteil über die einzelnen Bezirke nach ihrem sittlichen Stande konnte ein solcher erster Versuch auch bei viel reicherem Material nicht führen, schon weil es an der Uebung der Berichterstatter fehlte für ein so kompliziertes Geschäft. Ueberschaut man aber die Resultate in ihren großen Zügen, so weichen sie gar nicht oder doch nur wenig von dem ab, was einsichtige Männer und Kenner des Volkslebens sich und der Oeffentlichkeit längst gesagt haben, ohne jedoch im stande zu sein, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen und ihres Nachdenkens auf eine solche Fülle von thatsäch-

lichen Angaben zu stützen, wie sie nunmehr vorliegen. Das Werk bietet das Gesamtergebnis in bequemer Form dar. Nachdem von jedem einzelnen Territorium oder Regierungsbezirk die „Sittlichen Notstände“, „Ursachen“, „Vorschläge zur Abhülfe“ dargestellt und die Ergebnisse für größere Verbände (Provinzen) zusammengestellt sind, werden die allgemeinen Resultate in einem „Schlußwort“ zusammengefaßt. Indem wir für die einzelnen Landesteile die Interessenten auf die Sonderausgaben der einzelnen Abschnitte verweisen, verweilen wir hier nur bei den Angaben dieses Schlußworts.

Es stellt zunächst die ungeheure Verbreitung der Unkeuschheit unter der ländlichen Bevölkerung und namentlich dem ländlichen Arbeiterstande fest; dieser zeigt durchweg weit schlimmere Verhältnisse als die oberen Stände — sehr im Gegensatz zu der socialdemokratischen Behauptung von der sittlichen Fäulnis der Besitzenden und der höheren Sittlichkeit des vierten Standes. „Im allgemeinen haben sich die Glieder des Arbeiterstandes von der Beobachtung des sechsten Gebots völlig dispensiert.“ (S. 212 f.) Ausgenommen sind nur wenige Landstriche, wie Teile von Schleswig-Holstein, Posen und Oberschlesien. Ein Unterschied zwischen der ländlichen und industriellen Arbeiterschaft besteht in quantitativer Hinsicht nicht, wohl aber in qualitativer: hier gewerbsmäßige Unzucht und Raffinement, dort größere Schamlosigkeit und Roheit. Indes beschränkt sich die ländliche Unzucht auf den vorehelichen Geschlechtsverkehr, während die ehelichen Verhältnisse in der Regel gut sind. Das ist ein lichter Punkt in dem sonst so dunklen Bilde und bedingt trotz alledem eine wesentliche sittliche Ueberlegenheit der Landbevölkerung.

Die Beobachtungen und Zahlenbilder besonders aus Schlesien, Provinz und Königreich Sachsen haben die Verfasser gelehrt, daß Kirchlichkeit und Sittlichkeit „nicht in einem festen Verhältnis stehen“ (II, S. 80). Findet man thatsächlich, daß sich mit hochstehender „Kirchlichkeit“ ein niederer Stand der Sittlichkeit verbindet, so ist die Folgerung berechtigt, daß die Kirchlichkeit solcher Bezirke eine vielfach bloß äußerliche und gewohnheitsmäßige sei. Denn wie wäre sonst dieser sittliche Defekt zu erklären? Wollte man annehmen, daß dennoch diese Kirchlichkeit von religiösem Leben getragen sei, so würde sich der Rückschluß ergeben, daß das religiöse Leben, der lebendige Glaube ohne positive Folgen für die Sittlichkeit sei, d. h. daß wirklich, wie man uns immer wieder von liberaler und socialdemokratischer Seite vorhält, Religion und Sittlichkeit nichts mit einander zu thun hätten! Von der kirchenfeindlichen Presse sind aber sofort diejenigen Sätze des Schlußworts, in welchen mit Recht in Abrede genommen wird, daß die bloße „Kirchlichkeit“ ein zuverlässiger Maßstab der Sittlichkeit sei, ausgeschlachtet worden, um die Verf. in einen ganz und gar nicht beabsichtigten Gegensatz zur christlichen Frömmigkeit zu bringen. Sie heben im Gegenteil sofort und wiederholt hervor, daß, wo „religiöses Leben“ ist, also geisterfüllte, innerliche Kirchlichkeit, die sittlichen Zustände weit besser sind (II, 216; I, 197). Das tritt ganz besonders zu Tage in denjenigen Landesteilen, wo die Evangelischen in der Diaspora leben (Posen, Teile von Schlesien), und trotz der sonst für die Sittlichkeit so gefährlichen ungünstigen Besitzverhältnisse einen hohen Stand der allgemeinen Sittlichkeit zeigen, weil „die Trübsale und Nöte der Diaspora den lebendigen Glauben fördern“ (I, S. 307). Auch in dieser Hinsicht stimmt das Ergebnis der Enquete durchaus mit dem überein, was ein nachdenkender Christenmensch erwarten konnte; so auch in Bezug auf Zuchtlosigkeit, Vergnügungssucht und die Thatsache, daß die ländliche Unsittlichkeit ein altes Uebel ist und nur in zweiter Linie von den modernen Entwicklungen abhängt.

Eine andere Wahrheit freilich, welche die Enquete einschärft, ist vielen und auch nachdenkenden Christen noch nicht so geläufig: der Zusammenhang der Sittlichkeit mit den Besitzverhältnissen und der gesamten wirtschaftlichen Lage. „Je geringer der Besitz, desto geringer die Widerstandsfähigkeit gegen die Unkeuschheit“ (II, S. 217). Die Latifundien einerseits, die großen Industriecentren andererseits sind die Herde der Unkeuschheit; hier findet sich am häufigsten jener Mangel an Ehrgefühl, jene Heimatlosigkeit, jenes Wohnungselend, welche die Unkeuschheit vorzugsweise begünstigen.

An Mitteln zur Abhilfe werden viele aufgezählt, in erster Linie die Pflege des religiösen Lebens in Haus und Kirche, Stärkung der elterlichen Autorität und des elterlichen Pflichtbewußtseins, Fürsorge der Dienstherrschaften, direkter Kampf durch Schriften und Reiseprediger, Gemeindediakonie. Vereinsbildung und Hinausschiebung der Konfirmation wird von den meisten Berichterstattern aus praktischen Gründen abgelehnt. An gesetzlichen Maßregeln sind besprochen: staatliche Wohnungsinspektion, Verschärfung gewisser Paragraphen des Strafgesetzbuches, Verminderung der Schankkonzessionen und Lustbarkeiten mit Tanz, Abschaffung der Hofgänger, Fürsorge für die Sachsengänger u. s. w., besonders aber die Schaffung von Heimstätten, um aus dem besitzlos schweifenden Arbeiterstande eine ansässige und darum konservative Bevölkerungsklasse zu machen.

Von interessanten Einzelheiten sei schließlich das Votum D. Grundemanns für die Spinnstuben erwähnt (II, S. 65 f.), das mit guten Gründen für diese vielfach geächteten oder doch mißtrauisch betrachteten uralten Organisationen eintritt. Wi.

— Zur Reform des Reichstags-Wahlrechts. Ein Vorschlag zur Güte von Hans von Oppen, Rittmeister a. D. (Berlin, Rohde.) 1895. 23 S.

Verfasser will das allgemeine gleiche Wahlrecht im wesentlichen beibehalten und nur die Bedingungen des aktiven und passiven Wahlrechts ein wenig ändern. Außerdem soll es an Stelle von Diäten 1500 Mark Entschädigung per Session

geben und das Schwänzen der Sitzungen bei Strafe des Mandatsverlustes verboten werden. Wir vermögen uns von so formalen Reformen eine nennenswerte Besserung unserer traurigen parlamentarischen Zustände nicht zu versprechen Da muß doch erheblich weiter ausgeholt und die Reform prinzipieller angefaßt werden.

— Die sociale Lage der Frauen. Von E. Gnauck-Kühne. Vortrag, gehalten auf dem VI. Evangelisch-socialen Kongresse zu Erfurt am 6. Juni 1895. (Berlin, O. Liebmann.) 1895. 34 S. 50 Pf.

Die Angelegenheit dieses Vortrags ist von Redaktions wegen wiederholt zur Sprache gekommen. Es wird daher an dieser Stelle genügen, auf die Sonderausgabe aufmerksam zu machen, da doch vielleicht mancher gerne wissen möchte, was nun eigentlich Frau Gnauck gesagt hat.

Wi.

2. Kirche.

— Die Inspiration der Hl. Schrift und die historische Kritik. Von Prof. D. Martin von Nathusius. Bd. XX, Heft 6 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". (Stuttgart, Belser.) 41 S. 80 Pf.

Wenn es sich hier um eine Schrift für Theologen handelte, würde ich mir natürlich nicht gestatten, sie den Lesern der „Monatsschrift" anzuzeigen. Da das kleine Heft aber für Laien geschrieben ist, wird ja auch ein Laie, der es gelesen hat, sagen dürfen, daß er die Darlegungen desselben für ganz besonders ihrem Zweck entsprechende hält. Es soll keine systematische Inspirationslehre gegeben werden, sondern nur „nachdenkenden Laien einige Anregung, daß sie sich nicht durch das stolze Gebahren einer sehr jugendlichen Theologie von heute irre machen zu lassen brauchen in Bezug auf ihren Glauben". Verf. führt dann sein Thema an der Hand einiger Leitsätze durch: „die Ueberzeugung, daß die Bibel Gottes Wort ist, ruht nicht auf wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auf Erfahrungen im Gewissen, die jeder einfältige Christ zu machen im stande ist". Aber nicht die subjektive Erfahrung des Einzelnen entscheidet über den Offenbarungscharakter, sondern die Gesamterfahrung der ganzen Kirche. „Gott offenbart aber auf übernatürliche Weise nur, was der Mensch nicht durch natürliche Mittel erfahren kann. In allen diesen Punkten sind daher die heiligen Schriftsteller den Beschränkungen der menschlichen Persönlichkeit und des betreffenden Zeitalters unterworfen." Endlich: die Bibel unterliegt der historischen Kritik. Wie aber „zur Kritik einer jeden Schrift das Verständnis ihres Geistes gehört, so kann eine sachgemäße Kritik der Bibel nicht ohne den heiligen Geist geübt werden." — „Eine gerechte Behandlung der biblischen Bücher ist nur dem Forscher möglich, der im biblischen Glauben steht." Die Zerstörung der heiligen Geschichte durch die moderne Kritik ist nur die Folge davon, daß diese Kritik „vom Boden der naturalistischen Geschichtsauffassung aus geübt wird, welche die betreffenden Kritiker grundlos für die einzig wissenschaftliche halten oder ausgeben." Verf. giebt zu, daß manche Fragen offen bleiben, daß es nie ganz klar gelegt werden kann, wie Gottes Geist und menschliche Vermittlung zusammengewirkt haben. Aber so bequem wie das römische kann und soll unser evangelisches Formalprinzip niemals werden. Mit Forschen und Erkennen werden wir auch auf diesem Gebiete niemals fertig. — Den Lesern der Monatsschrift braucht nicht gesagt zu werden, daß der Verf. keinen „Professorenstil" schreibt, sondern auch die schwersten Fragen klar und gemeinverständlich für jedermann behandelt. Gelehrte Anmerkungen sind erfreulicherweise überhaupt nicht vorhanden.

D. v. O.

— Die Offenbarung Johannis. Für die Gemeinde kurz erklärt von Oberkirchenrat P. Bard. 2. Aufl. (Schwerin, Bahn.) 1895. 74 S. 1 M.

Lehre von den letzten Dingen besonders für Nichttheologen. Auszug aus der „christlichen Eschatologie" von † Dr. Th. Kliefoth, bearbeitet von Traugott Witte. (Leipzig, Dörffling und Franke.) 1895. 82 S. 1 M.

Die letzten Dinge und das Jenseits. Fünf Vorträge von K. Rohr, Pfarrer zu Bern. 2. Aufl. (Basel, Jaeger & Kober.) 1895. 130 S.

Die beiden ersten sind keine selbständigen Schriften, sondern beide haben sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Ergebnisse der großen eschatologischen Werke des vor kurzem verstorbenen Präsidenten Dr. Kliefoth weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Kliefoth pflegt sich mit allen Richtungen eingehend auseinanderzusetzen, den ganzen wissenschaftlichen Apparat zieht er heran, und die Begründung seiner eigenen Meinung wird in einer gewissen Weite und Breite vorgetragen, ohne doch je das Interesse des Lesers erlahmen zu lassen. Aber es ist eben nicht jedermanns Sache, sich durch so groß angelegte wissenschaftlich-theologische Werke durchzuarbeiten Daher wird man dem Dr. Bard danken müssen, daß er Kliefoths Kommentar zur Offenbarung Johannis, und dem Pastor Witte, daß er die „christliche Eschatologie" weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Während Kliefoth der energischste und gründlichste Bekämpfer des Chiliasmus war, wird diese Lehre von dem Verfasser des dritten Buches, dem Pfarrer Rohr, vertreten. Referent kann sich, was die Bestreitung der chiliastischen Hoffnungen betrifft, nur auf die Seite von 1 und 2 gegen 3 stellen, wenn er auch der Meinung ist, daß in der positiven Auslegung der in Betracht kommenden Schriftstellen auch Kliefoth noch kaum das Rechte getroffen haben wird. Aber gerade Rohrs dritter Vortrag, der vom 1000jährigen Reiche handelt, zeigt, wie fremd der Gedanke an ein sieghaftes Herrschen des Reiches Christi noch auf dieser Erde einem an den lutherischen Bekenntnissen geschulten Denken ist. Im übrigen bringen die Vorträge manches Schöne. Der erste handelt vom

Leben nach dem Tode, der zweite von der Weltentwicklung bis zur Wiederkunft Christi, der dritte vom Millennium, der vierte vom jüngsten Tage (Auferstehung, Gericht und Welterneuerung) und der fünfte von der Ewigkeit (Verdammnis und Seligkeit). Mögen auch diese Schriften viele stärken in der Hoffnung, die wir als Christen haben. J. P.

— Früchte und Beeren aus dem Bibelgarten Von Ernst Mühe, Domprediger in Naumburg a. S. Der Biblischen Merkwürdigkeiten 5. Bändchen (Leipzig, Ungleich.) 1895. Preis 1,60 M., geb. 2,50 M.

Mühes Bücher üben auf weite Kreise eine große Anziehungskraft aus und sind stets eines bedeutenden Absatzes sicher; sein Buch über die letzten Dinge hat schon die 7. Auflage erlebt, und auch andere Arbeiten haben ihm warme Anhänger erworben. Auch diesen „Früchten und Beeren" wird es an Lesern nicht fehlen, denn Verfass.r geht hier, wie immer, den schwierigsten und interessantesten Projekten rücksichtslos zu Leibe. Wir nennen die Themata: Ein Brief über die Heilsarmee; die Rückkehr der Juden ist gewiß; Ehescheidung und Wiederverheiratung; Verschiedene Wiederkünfte Christi; Haben die Apostel Gedächtnisfehler begangen? Können auch Unbußfertige Gnade erlangen? Werden wir im Himmel essen? Die Höllenfahrt Christi u. a. m. Die Persönlichkeit des Verfassers ist bekannt genug, als daß es einer Charakterisierung seiner Eigentümlichkeit bedürfte. Wir wünschen ihm viele Leser. Denn auch wer in manchen Punkten recht erheblich andere Antworten auf die biblischen Fragen geben würde, als er, kann und wird doch reichen Gewinn aus der Beschäftigung mit diesen Gedanken davontragen.

— Des Rätsels Lösung oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. Erste Abteilung: Die Lösung für den Christenglauben oder das Zeugnis Jesu Christi und der Apostel. Unter besonderer Berücksichtigung der Professoren DD. Köhler, König und Meinhold. Von Eduard Rupprecht. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) VIII und 278 S. 3,60 M.

Die äußere Einteilung dieser herzerquickenden Streitschrift gegen „die übermütigen Modetheologen unserer Zeit" ist folgende. Von S. 1—38 giebt der Verfasser Auskunft über die Lage des auf wissenschaftlichem Gebiete ausgebrochenen Kampfes zwischen dem auf dem Boden der una sancta stehenden Glauben und dem auf allerlei alte und neue Seiltänzereien sich verlassenden, sich zeitweise auf den Kopf stellenden Neurationalismus. Im ersten Kapitel beantwortet Rupprecht die Frage: Was bezeugt Christus vom Fünfbuch Mose? Daran schließt sich eine Erörterung darüber, wie sich die gläubige Gemeinde und wie sich im Gegensatz zu ihr die ungläubigen Professoren zu dem Zeugnisse Jesu Christi für das A. T. stellen. Auch dieses Buch Rupprechts ist mit für gebildete Nichttheologen geschrieben, und wir Laien nehmen Partei in diesem Kampf gegen den Herrn und sein heiliges Wort für den einsamen „Dorfpfarrer" und gegen die „Fachgelehrten", für die Position des Glaubens und gegen das bischen Wissenschaft, das vom Glauben abgefallen ist. In der Kirche Christi darf nicht gefragt werden: was sagt dieser oder jener Professor, sondern was sagt der Herr in seinem über alle Professorenkritik erhabenen heiligen Wort. Im zweiten (und letzten) Kapitel wird die Frage beantwortet: Was bezeugen die Apostel Jesu von dem Fünfbuche Mose? und zwar in der Apostelgeschichte, im Römerbrief, im ersten Brief an die Korinther, im Galaterbrief, im zweiten Petribrief und im Hebräerbrief. In einer Schlußbetrachtung wendet sich der Verfasser gegen die Schrift des außerordentlichen Professors Meinhold in Bonn: „Wider den Kleinglauben".

Die Quintessenz auch dies.s Rupprechtschen Buches ist: „die Wissenschaft muß umkehren" — vom Unglauben zum Glauben, von der Zerstörung des Fundaments der evangelischen Kirche und von der Förderung des sie bekämpfenden Romanismus zur Verteidigung der ganzen heiligen Schrift gegen das sie an und für sich als totes Buch verachtende Rom. Die Wissenschaft muß umkehren zur Beugung vor den Geheimnissen Gottes, zur Gefangennahme des bloß natürlichen Denkens unter den Gehorsam des Glaubens.

In einer zweiten Schrift will der Verfasser in mehr wissenschaftlicher, objektiv untersuchender Sprache das Zeugnis der Urkunden oder den Beweis der christlichen Wissenschaft erbringen.

Das Hauptthema für beide Teile ist: „Der Pentateuch (5 Bücher Mose) stammt aus der mosaischen Offenbarungsperiode und hat zum Urheber Mose, den größten Propheten Israels, selbst." Die Ungläubigen und Halbgläubigen leugnen das, sie erfinden allerlei Quellenschriften, allerlei Bearbeiter, Fälscher, Betrüger. Von dem Herrn Christus sagen die einen, er habe nichts von dem gewußt, was die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts festgestellt hat, die anderen, er habe sich der Meinung des Volks, der unwissenschaftlichen Welt anbequemt und kurzer Hand von Mose geredet da, wo von Mose gar nicht die Rede sein könne. In beiden Fällen wird der Herr beschimpft, denn die einen machen ihn zum irrenden, unwissenden Lehrer, der nicht von Gott gekommen ist, und die anderen stellen den. der von sich gesagt hat: ich b n die Wahrheit, auf eine Stufe mit den aus Feigheit sich der Unwahrheit Accommodierenden. Das ist „dem Heiligen Gottes gegenüber ein Frevel und trägt einen Fluch dessen in sich, der die ›Ehre seines Sohnes sucht‹". In unversöhnlichem Gegensatz hierzu steht der Glaube. Der sagt mit Rupprecht: „Die Wissenschaft ist sehr menschlich, voll Blindheit, Irrtum, Lüge und — Hochmut von jeher. Ich pfeife auf die ›Wissenschaft‹ des ameisenartigen homunculus, wenn — Gott, wenn Christus redet. — — Wie hebt sich da mein Herz! Das ist mein Fels. Die Wissenschaft in Ehren, aber gegen des Allwissenden Wort ist sie mir — Nichts." „Der ganz grundlose Respekt vor

dem Götzen Wissenschaft", der im Gegensatz zum Worte Gottes gepriesen und verherrlicht wird, ist elender Götzendienst. Und der „Wissenshochmut unserer Gelehrten, besonders der sog. ›Fachtheologen‹, der ebenso groß ist, als ihre gesicherten Ergebnisse klein sind, ist gegenwärtig das allergrößte Unglück für die Kirche Gottes. Ehedem waren die Akademiker ein Segen für die Kirche, jetzt sind sie ihr Fluch an vielen Orten." Es ist nicht bloß Sache der gläubigen Pfarrer, sondern auch der gläubigen Laien, gegen die ungläubigen Wissenschaftler der „Satansschulen" aufzutreten, denn „die gläubige Gemeinde kann sich nicht stützen auf die Wissenschaft, nicht einmal auf die gläubige", sie kann sich nur stützen auf das Wort Gottes, auf die Apostel und Propheten, deren Schriften die dicken grundgelehrten und oft grundverkehrten Bücher der Professoren überdauert haben und überdauern werden. „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist", die unheiligen Menschen auf den Kathedern reden getrieben von ihrem unheiligen Geist. „Wir haben ein festes prophetisches Wort" und wir thun wohl, daß wir darauf achten als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, darum schätzen wir gering oder verachten die auf Konjekturen, Hypothesen und ähnliche Armseligkeiten gestützten Bücher der un- und halbgläubigen Professoren. —

Pectus est quod theologum facit. Pfarrer Rupprecht hat mit heiligem Zorn, mit scharfer Mahnung und Warnung die „Fachgelehrten" angegriffen. Dafür muß ihm von ganzem Herzen gedankt werden. O. K.

3. Geschichte.

— **Vom Kurhut zur Kaiserkrone** von D. B. Rogge. Zweiter Band: **Das Buch von den preußischen Königen.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 9 Brustbildern. (Hannover, C. Meyer.) 1895. Preis 8 M.

Gleiche Vorzüge wie dem im Maiheft 1893 besprochenen ersten Bande lassen sich auch diesem Teile nachrühmen; gewandte Darstellung, verständnisvolle Benutzung der besten Quellen und vaterländischer Geist zeichnen ihn aus. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser bei seiner Liebe und Begeisterung für das Hohenzollernhaus nicht nur lobt oder die Schattenseiten der Könige überdeckt, sondern sich bemüht, gerecht zu sein. Auch die Beurteilung der preußischen Politik seit Friedrich I. kann im allgemeinen unparteiisch genannt werden, nur in einzelnen Punkten vermissen wir diese Eigenschaft. So können wir uns nicht mit der Darstellung befreunden, die der Verfasser in betreff der Beweggründe giebt, welche Friedrich d. Gr. zum ersten schlesischen Kriege trieben. Auch die Beurteilung der preußischen Politik Hannover gegenüber im Beginn unseres Jahrhunderts entbehrt der ausgleichenden Gerechtigkeit. Den Herzog von Braunschweig, welcher 1806 kommandierte und bei Auerstedt schwer verwundet wurde, macht der Verfasser gar zu sehr zum Sündenbock für andere Leute; auch täuscht er sich, wenn er meint, der Herzog habe sich während der Revolutionskriege unfähig gezeigt, er hat in diesen Feldzügen schöne Erfolge gehabt. Die preußische Armee vor 1806 war nicht so schlecht, wie der Verfasser auf Seite 220 ff. sie schildert; daß sie Napoleon I. gegenüber unterlag, war zum überwiegenden Teil dem gewaltigen Feldherrngenie des Kaisers zuzuschreiben, dem bisher noch kein Gegner standgehalten hatte. Das Roggesche Buch führt bis zum Beginn des Jahres 1895 und bringt auch einen Ueberblick über die politischen Ereignisse seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers. Eine geschichtliche Darstellung dieser uns so naheliegenden Zeit ist schwierig, allzu scharf geformte Urteile sind deshalb mißlich. Unter diesem Gesichtspunkte würden wir es gern gesehen haben, wenn der Verfasser bei Besprechung des von Graf Zedlitz eingebrachten Volksschulgesetzes es unterlassen hätte, den Entschluß des Königs zur Zurückziehung desselben ein „erlösendes Wort" zu nennen. Die nicht sehr berechtigte Eigentümlichkeit des Verfassers, in seinen Büchern wörtliche Wiederholungen ganzer Sätze zu bringen, verleugnet sich auch hier nicht, wie z. B. der von der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. berichtende Satz auf S. 349 und 383 zeigt. Wie das Erscheinen der zweiten Auflage des Buches nach verhältnismäßig kurzer, 5jähriger Frist beweist, entspricht das Buch einem Bedürfnisse, und es kann auch zweifellos mit Vorteil als Grundlage für den Unterricht in den mittleren und oberen Klassen unserer höheren Schulen benutzt werden. v. H.

— **Kriegsminister v. Roon als Redner.** Politisch und militärisch erläutert von Waldemar Graf Roon, General-Lieutenant und Mitglied des Reichstages. Erster Band. (Breslau, E. Trewendt.) 1895. 6 M.

Der verewigte Feldmarschall Graf von Roon hielt als neu ernannter Kriegsminister seine erste Rede im Abgeordnetenhause am 10. Februar 1860, und zwar handelte sie über den Gesetz-Entwurf für die Reorganisation der Armee. Mit ihr beginnt die Sammlung, und ihr folgen die Reden Roons bis zum Frühjahr 1863; den Schluß bildet die Auseinandersetzung Roons mit Herrn v. Sybel am 11. Mai 1863, bei welcher er eine von diesem ausgesprochene Anschuldigung, er dürfe gar nicht von Patriotismus reden, bevor er nicht aufgehört habe, das Hindernis des Friedens zwischen König und Volk zu sein, als „eine ganz unberechtigte Anmaßung" bezeichnete. Diese Zurückweisung führte zu einem Konflikt Roons mit dem Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses, der dem Minister Schweigen gebieten zu können glaubte, wogegen Roon natürlich Widerspruch erhob. Die in diesem Bande enthaltenen Reden führen also vom Beginn des Streites mitten in die Konfliktszeit hinein. Der Herr Herausgeber hat die einzelnen Reden untereinander und mit den Zeitverhältnissen durch kurze Hinweise und Erläuterungen in Verbindung gebracht; mit richtigem Takt unterläßt er nach

Möglichkeit eine Kritik der gegnerischen Bestrebungen, obwohl das Gebahren der damaligen Opposition zu einer solchen und zum Spott geradezu herausfordert. Den Hauptinhalt der Reden bildet die Heeresorganisation; neben dieser hat Roon in den Jahren von 1860—1863 mehrfach über die Bedeutung und Beibehaltung des Kadettenkorps und über die damals zu seinem Amtsbereich gehörende Marine gesprochen. Zur Erläuterung der Reden ist ein Brief des Königs an den Abgeordneten von Saucken vom 30. August 1862 über das Verhalten der Opposition und die von Roon verfaßte umfangreiche Denkschrift zur Dienstpflichtnovelle von 1863 mit aufgenommen; außerdem ist eine Rede Roons beigefügt, welche dieser im Juli 1863 in der Nähe von Herford vor etwa 8000—10000 konservativ gesinnten Landleuten über die damalige politische Lage gehalten hat — die einzige Volksrede des mit Dienstgeschäften überlasteten Ministers. Wir brauchen kaum zu sagen, mit welcher Freude diese Sammlung Roonscher Reden von uns begrüßt ist. Sie gehören zu den wichtigsten Dokumenten für die Geschichte des preußischen Heeres, vor allem aber spricht aus ihnen eine männliche und großartige Charakterstärke, ein zielbewußter, eiserner Wille, eine Selbstbescheidung und Königstreue edelster Art; in ihrer ruhigen, vornehmen Haltung sind sie Meisterstücke echter Rednerkunst, frei von hohlem Pathos, aber getragen von edler Begeisterung für die durch sie vertretene Sache. Die Königstreuen im Lande waren und sind stolz darauf, daß Roon zu ihnen gehört, und sie wissen es dem Herausgeber Dank, daß er durch seine zweckmäßig geordnete und gut erläuterte Sammlung die Reden wieder leicht zugänglich gemacht und damit eine sehr erwünschte Ergänzung der „Denkwürdigkeiten" aus dem Leben seines Vaters geliefert hat. Hoffentlich folgt die Fortsetzung der Sammlung bald. v. H.

— Die Saarbrücker Kriegs-Chronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870 von A. Ruppersberg, Oberlehrer am Gymnasium zu Saarbrücken, mit über 100 Zeichnungen von Karl Röchling. Feine Ausgabe (weißes Papier) gebunden 5 M. Billige Ausgabe (gelbliches Papier) brosch. 3 M.

Ein sehr hübsches Geschenkwerk für die Jugend. Daß die Angaben zuverlässig sind, bezeugt ein Attest des Oberstlieutenants a. D. v. Nostitz in Frankfurt a. d. O., wenn er schreibt: „Ich bewundere, woher der Herr Verfasser diese Masse von wahrheitsgetreuen Detailkenntnissen geschöpft hat. Dieses Buch ist von denen, die ich gelesen, das erste, welches von dem Kampfe um die Spicherer Höhen ein wahrheitsgetreues Bild giebt. Da ich damals Chef der 12. Compagnie des 74. Regiments gewesen bin und alles von A bis Z mitgemacht habe, darf ich mir ein Urteil darüber erlauben." — Aber die Angaben sind nicht nur zuverlässig, sondern auch frisch und anschaulich geschrieben. Waren die Schwesterstädte Saarbrücken — St. Johann vor 25 Jahren zu Beginn des großen Krieges der Mittelpunkt, auf den Aller Augen gerichtet waren, so waren sie auch die beiden einzigen deutschen Städte, welche die Schrecken des Krieges durchzukosten hatten In meisterhafter Weise schildert der Verfasser jene Tage. Seine Feder hat es verstanden, den Leser mitten hinein zu versetzen in die drangvolle Zeit, und gleichzeitig läßt die lebenswahre, humorvolle Kleinmalerei auch den Leser mitleben mit den prächtigen patriotischen Bewohnern der beiden Saarstädte, mit den tapferen Verteidigern und Befreiern. Die große Anzahl von Bildnissen, die hübschen flotten Skizzen Karl Röchlings, der als Tertianer sich die Chassepotkugeln um die Ohren pfeifen ließ und auf dem blutigen Felde von Spichern Verwundete erquickte, geben dem Buche einen vermehrten Wert. Dasselbe wird nicht nur denen, welche das große Jahr mitgemacht, eine Freude sein, sondern jeder gute Deutsche wird mit wahrem Genuß sich in dasselbe vertiefen. Es wäre zu wünschen, daß unter der massenhaften patriotischen Litteratur, die jetzt erscheint, mehr derartig sorgfältig geschriebene und zugleich volkstümliche Bücher sich befänden, wie diese Kriegschronik.

4. Biographie.

— Fürst Bismarck und seine Zeit. Von Rudolf Stegmann. Festgabe zum 80. Geburtstag unseres eisernen Kanzlers. 2. Auflage. (Wolfenbüttel, H. Zwißler.) 1895. VIII und 164 S.

Auch wir halten es für eine dankbare Aufgabe des Dichters, Bismarcks Gesamterscheinung im Zusammenhang mit seiner Zeit aufzufassen und „die Epik der Ereignisse anklingen zu lassen, die, ausgiebig nach vielen Richtungen, sich nicht selten in ihrer Kontrastwirkung bis in das Dramatische steigern". Aber vielleicht ist die Zeit dazu noch nicht gekommen, — jedenfalls ist sie erst gekommen, wenn der berufene Dichter da ist. Und den können wir in Stegmann nicht erkennen, dessen Verse nicht viel besser sind als seine Prosa. Er hat sich mit Ernst in seinen Stoff versenkt und in vielen Fällen die Stellen aufgefunden, wo eine poetische Auffassung seines Helden einsetzen kann. Aber der Ton des Lehrgedichts, die Reflexion, der Bombast, zum Teil die ganze Trivialität eines Zeitungsberichtes machen die Lektüre wenig erquicklich. Man muß etwa „Huttens letzte Tage" von C. Meyer daneben lesen, um zu spüren, was Stegmann nicht geleistet hat, aber was ihm vorschweben mochte. Die humoristisch-satirischen Scenen sind trocken und langweilig, sie bekommen aber zuweilen eine unfreiwillige Komik, wenn z. B. in dem Abschnitt „Socialdemokratie" dem „Staatsanwalt Löwe" die schließliche Abfertigung der demagogischen Irrtümer in den Mund gelegt wird. Von dem Sänger Bismarcks erwarten wir, daß er sein Urteil von hoher Warte aus fällt und nicht in den Fehlern und Irrtümern

seines Helden mitbefangen ist, so daß er z. B. sagen dürfte:

In dem Kulturkampf, den er stolz geführt,
Umkränzt der Lorbeer ihn, der ihm gebührt.

Und je mehr dieser Sänger genötigt sein wird, seinen Zorn und seinen Spott gegen gewisse einzelne Personen zu richten, mit denen es Bismarck zu thun hatte, umsomehr Sorgfalt und peinliche Gerechtigkeit wird man von ihm zu fordern haben: er würde nicht wie Stegmann schreiben dürfen: „Der Hoftheologe v. Hengstenberg ... verkündet von der Sella curulis eines protestantischen Papstes die schlechthinnige Nirwana der altlutherischen Orthodoxie", — weil das eine Personenverwechslung und sachlich ungeschminkten Blödsinn bedeutet. Wi.

— Helene von Bülow. Ein Lebensbild. Unter dieser Aufschrift führt sich in einfachem braunem Bande ein Buch ein, welches der Verlag von Fr. Bahn in Schwerin in Meckl. versendet. (Preis 3,20 M.) — Helene von Bülow war die Begründerin und erste Oberin des Diakonissenhauses Bethlehem in Ludwigslust, also diejenige Persönlichkeit, durch welche das Diakonissenwesen in Mecklenburg eingeführt, eingeheimatet ist. Aber das Reich Gottes kennt keine Landesgrenzen. Und die Diakonie ist eine Sache des Reiches Gottes, eine der schönsten Blüten, welche dasselbe in diesem Zeitlauf ans Licht getrieben hat. Soweit die evangelische Kirche reicht, hat sie auch ein Herz für die Diakonie, und die Schwestern in dem einfachen Kleide ihres Stiftshauses, zuerst mißtrauisch angesehen, als wollten sie ein Stück von römischem Nonnen- und Ordenstum zu uns hereintragen, sind jetzt schon volkstümlich geworden als Dienerinnen der Barmherzigkeit, als Pflegerinnen der Verwundeten und Kranken, als Helferinnen in allerlei Lebensnöten, als beste Kräfte in Irrenhäusern, Gefängnissen, Kranken- und Siechenhäusern, Gemeinepflegen, Kleinkinderschulen und wo sonst Hilfsbedürftigkeit, Jammer und Elend ihre Heimstätten haben. Und wenn man nun in diesem Buche liest, wie eine kraftvolle, gesunde Natur zuerst den Herrn findet, dann in der Liebe zum Herrn sich gedrungen fühlt, sich der Diakonie zu widmen, dann dies Werk aus kleinen Anfängen in ihrem engeren Vaterlande durch Gottes sichtliche Hilfe zu einem schönen, gesegneten Stande emporführt, wer begleitete nicht gern einen solchen Lebensgang? Es knüpft sich ja an solche Wendungen oft genug Verkehrtes an. Wer in der ersten Liebe zum Herrn gestanden, der möchte gern sich Ihm ganz übergeben und etwas Besonderes für Ihn thun. Und in diesem unklaren Drange tritt man dann aus den gewiesenen Wegen des Berufs heraus und vergißt ganz, daß man dem Herrn auch dient, wenn man etwa eine alte Mutter oder Großmutter hegt und pflegt oder der Mutter die Stütze im Haushalt und die Helferin in der Sorge für die Geschwister wird. Das ist das Wohlthuende in diesem Lebensgange, daß Fräulein Helene von Bülow im Gehorsam des vierten Gebotes bleibt, als sie sich in die Lehre und in die Ausübung des Dienstes der Barmherzigkeit stellt. Wohl, es ist etwas Neues im Lande damals, daß eine Dame von ihrer Lebensstellung dies Werk angreift; die Mutter hat schwer daran zu tragen, der Verwandtenkreis ist bedenklich und voll von Widerspruch, die Gesellschaft weiß nicht, ob sie sich entrüsten oder moquieren soll, es gehört Mut dazu, um durch alle diese Hindernisse hindurchzubrechen, aber Fräulein von Bülow findet an ihres Gottes Hand ihren Weg, die Mutter giebt ihre Einwilligung, das Dreinreden verstummt, die großherzogliche Gnade neigt sich freundlich schützend und fördernd zu ihrem Werk und Gottes Erbarmen giebt Gelingen über Bitten und Verstehen, das Werk wächst, aus dem Senfkorn wird ein Baum, dessen Blätter weithin Segen darreichen. — Daß das Werk überall, wo die Verstorbene bekannt war, freundliche Aufnahme finden wird, ist uns gewiß. Ob es für Fernerstehende nicht zu breit angelegt ist, wollen wir unentschieden lassen. Von Längen ist es nicht frei.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Auf Missionspfaden in Japan. Von H. Dalton. (Bremen, 1895. C. E. Müller.) 5,40 M., geb. 6,60 M.

Auf den reichen Inhalt des vorliegenden Buches können wir an dieser Stelle nur flüchtig eingehen. Der Verf. machte vor einigen Jahren eine Reise um die Welt und hielt sich während derselben längere Zeit in Japan auf. Daß ein Mann wie Dalton eine solche Reise nicht ohne ernste Vorbereitung unternimmt und die gewonnenen Eindrücke nicht ohne genaue Prüfung niederschreibt, ist selbstverständlich, namentlich, wenn es sich um einen so wichtigen Gegenstand wie die Mission in Japan handelt; das Buch ist denn auch die ausgereifte Frucht langer Arbeit. Ueber Japan ist während der letzten Jahre in Zeitungen und Büchern außerordentlich viel geschrieben und gelesen, aber wie wenige wissen trotzdem etwas von der Entwicklung und dem Stande des Christentums im Lande der aufgehenden Sonne! Selbst in ernsten, christlichen Kreisen begegnet man einer erstaunlichen Unkenntnis in dieser Richtung. Und doch ist die Missionsgeschichte Japans wohl wert, daß man sie kennt. Der eigentlichen Christianisierung geht das zuerst von großen Erfolgen begleitete, später gewaltsam vernichtete Werk der Jesuiten während des 16. Jahrhunderts vorauf; ihm folgt eine 230jährige strenge Abschließung Japans gegen jede Berührung mit Europa und Amerika. Erst 1853 gelang es zuerst der amerikanischen Union, bald auch anderen handeltreibenden europäischen Mächten, dort festen Fuß zu fassen, und seitdem haben amerikanische, englische und deutsche evangelische Sendboten, neben ihnen römisch-katholische und sogar griechisch-katholische (russische) Missionare versucht, die Japanen dem christlichen Glauben

zu gewinnen. Inwieweit dies gelungen ist, welche Aussichten sich für die Zukunft eröffnen, was insbesondere die evangelische Mission geleistet und zu hoffen hat — darüber giebt das Buch eine erschöpfende und lehrreiche Auskunft. Leider ist Deutschland unter den protestantischen Missionen Japans nur durch den „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein" vertreten, der auf modern-liberalem Standpunkt steht und durch sein Wirken wesentlich dazu beigetragen hat, daß in den jungen, überraschend schnell gewachsenen Gemeinden der anderen evangelischen Missionen, überhaupt in den Kreisen der gebildeten Japanen Zweifel an den Glaubenssätzen des Christentums wachgerufen ist. Die scharfe Verurteilung, welche Dalton der Thätigkeit dieses Vereins zu Teil werden läßt, scheint uns durchaus berechtigt zu sein. Gegen das sehr interessante und lehrreiche Buch haben wir nur die eine Einwendung zu erheben, daß es zu breit geschrieben ist und häufige Wiederholungen bringt. Der Herr Verf. wird gut thun, bei einer etwaigen zweiten Auflage mehr zusammenzufassen und einzelne Abschnitte zu kürzen. v. H.

— Nama und Damara. (Deutsch Süd-West-Afrika.) Von H. von François. (Magdeburg, E. Baensch jun.) 1896. 334 S. Preis eleg. geb. 12 M.

Ein Prachtwerk über Südwest-Afrika, wie es schöner und vollständiger nicht herzustellen ist. Der Verfasser ist zweifellos der kompetenteste Mann zur Abfassung desselben, insoweit es sich um genaue Kenntnis von Land und Leuten handelt. Aber durch die geschickte umfassende Art, wie er seine Aufgabe angegriffen hat, zeigt er sich auch wissenschaftlich und litterarisch auf der Höhe derselben. Das Buch zerfällt in 10 Kapitel: Geographisches, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, geschichtlicher und ethnographischer Ueberblick, die politischen Verhältnisse, „Mein zweiter Aufenthalt im Schutzgebiet", Kultur- und Sittenbilder (die Herero, die Hottentotten. die Buschleute, die Bastards, die Berg-Damara), Beschäftigungsarten und Reisen. Ueberall giebt der Verfasser ein überaus reiches Beobachtungsmaterial in frischer, lebendiger Schilderung; nirgends ist er breit oder langweilig. Unterstützt wird die Darstellung durch eine reiche Fülle ausgezeichneter Illustrationen, die auf Grund von an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien hergestellt sind und dem Leser eine klare Anschauung unserer ältesten Kolonie vermitteln. Wer Nama- und Damaraland kennen lernen will, braucht jetzt nicht mehr bei den Auswanderern herumzuhorchen oder aus verschiedenen Quellen sich Informationen zusammenzusuchen — er findet hier alles in einwandfreier Vollständigkeit und zu einem Preise, der in Anbetracht des Gebotenen als ein sehr mäßiger zu bezeichnen ist. Besonders interessieren wird jeden Kolonialfreund das Schlußkapitel über die Entwicklungsfähigkeit der Kolonie und über die Aussichten, die dem auswandernden Kolonisten, Handwerker, Ackerbauer, Kaufmann sich bieten. Verf. sieht unter gewissen Bedingungen das Land als ein aussichtsreiches an. Allerdings verhehlt er auch nicht die Gefahr, daß wir bei ungeeigneter Leitung der Kolonie für andere Leute, speciell für die Engländer, uns Mühe und Kosten machen könnten. — Das Françoissche Werk ist ein treffliches Geschenk für Kolonialfreunde.

6. Kunst.

— Kunstgeschichte im Grundriß. Dem kunstliebenden Laien zum Studium und Genuß. Von M. von Broecker. 2. verb. Auflage mit 41 Abbildungen. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1895. 164 S. 8⁰. 2,60 M.

Die Verf. ist Lehrerin und hat ihr Buch zunächst für Mädchenschulen bestimmt, wünscht aber auch weiteren Kreisen von „kunstliebenden Laien", wie der Titel sich ausdrückt, Anregung und Genuß zu verschaffen. Die erste Auflage war in drei Jahren verkauft, die neue ist stellenweise verbessert und überarbeitet. Obwohl die Verfasserin einen christlichen, evangelischen Standpunkt vertritt und selbst mit Eifer und Erfolg kunstgeschichtliche Studien getrieben hat, können wir leider ihr Buch doch niemandem empfehlen. Denn um einen Grundriß der Kunstgeschichte zu schreiben, muß man eine tiefe ästhetische und geschichtliche Bildung besitzen; um eigene Kunsturteile zu formulieren, muß man kritische Begabung haben; um Kunstgeschichte didaktisch fruchtbar zu machen, also andere zu richtigem Kunsturteile zu erziehen, muß man sich auf den Standpunkt des Lernenden versetzen können. In allen diesen Beziehungen ist die Verfasserin ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Begriffsbestimmungen ihrer ästhetischen Einleitung sind haarsträubend. Schon im Vorwort steht der unglaubliche Satz: „Daß Kunst ihrem tiefsten Wesen nach Dichtung ist — sollten wir das nicht zuweilen vergessen haben?" Aus der Einleitung selbst führe ich nur folgende Sätze an: „Schönheit ist Harmonie und Leben, ist ein Ganzes, dessen Teile wunderbar zusammenstimmen, aus dem eine Seele spricht, das von einer Idee durchhaucht erscheint. Kunst ist Darstellung des Schönen, ein Kunstwerk ist ›geistiger Gehalt in sinnlich wahrnehmbarer Form‹, es mutet uns an wie der Liebesbund zwischen ›schöner Form und schöner Seele‹"... Auf S. 4: „Die so sich immer wieder umbildende Sprache und Ausdrucksweise der Kunst bezeichnen wir mit dem Namen Stil" ... Auf S. 5: „Diese vom jedesmaligen Material bestimmte besondere Darstellungsweise bezeichnet man mit dem Namen Stil. Uebertritt der Künstler die zarten Gesetze seines Materials, so wird seine Schöpfung stillos und hört damit auf, ein Kunstwerk zu sein." — Wer mit so heillos verwirrten Begriffen an die Kunstgeschichte herantritt, der wird auch in ihr die größte Verwirrung anrichten. Die Verfasserin hat aber den Ehrgeiz, „den Schwerpunkt mehr als bisher auf die Entwicklungsgeschichte der Kunst zu legen". Sie möchte „klar betont haben, wie die Kunst die interessanteste Verkörperung des Zeitgeistes ist". Da kommt

sie indes über ein geistreich schillerndes Geplauder ebensowenig hinaus, wie in der ästhetischen Begriffsbestimmung; neben halben Wahrheiten stehen Uebertreibungen, schiefe Urteile, gut gemeinte, aber hohle Phrasen. Wo sie ihre Excerpte aus zuverlässigen wissenschaftlichen Werken verläßt, um Verbindungen herzustellen, da wird ihre Feder oft ganz unsicher. Das Peinlichste aber ist, daß in der Beurteilung der einzelnen Künstler und Kunstwerke sich eine kritiklose Schwärmerei geltend macht, die in ein Lehrbuch für Mädchen am allerwenigsten gehört. Den Mädchen über Kunstwerke etwas vorzuschwärmen, ist didaktisch und pädagogisch gewiß gleich verwerflich. Man soll sie zu ruhigem Abwägen anhalten und erziehen. Was haben sie z. B. von folgendem aufs Geradewohl herausgegriffenen Urteil über Ludwig Richter: „Willst du wissen, wie deutsche Art gedacht war, wie sie aus Gottes Werkstatt hervorging, ehe wir sie durch manche Künstelei und Nachahmerei verdarben, vertiefe dich in diese anspruchslosen, herzigen Blätter." Man kann das Buch aufschlagen, wo man will, überall findet man dieselben Uebertreibungen, denselben Schwulst, dieselbe Unfähigkeit, etwas Gegebenes in seinem Wesen zu erfassen und zu schildern. Selbst die biographischen Notizen werden bei diesem Geplauder ins Blaue hinein bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Man lese S. 148 über Christian Rauch: „Seine Statuen haben etwas im wahren Sinne Vornehmes, sehen wir ihn selbst, den schlichten Rauch, doch in vornehmer Gesellschaft, und zwar Jahre hindurch in der Stellung eines Kammerdieners am preußischen Königshofe, ein Liebling der edlen Königin Luise, welche dem männlich schönen, künstlerisch begabten Diener sogar erlaubte, in ihrem eigenen Vorzimmer zu modellieren. 1805, nachdem man ihm in Berlin mit schmerzlichem Widerstreben seine Entlassung gewährt, eilt Rauch nach Rom, sich ganz der geliebten Kunst zu widmen" . . . Im Vorwort zur zweiten Auflage sagt die Verfasserin: „Das Buch hat verschiedentlich an Mädchenschulen Eingang gefunden, es ist auch gerade in Laienkreisen freundlich aufgenommen worden." Nun wohl, Laien, die Laien bleiben wollen, werden das Buch ihrem Zweck entsprechend finden. In Schulen kann es aber nur ohne Vorwissen der Aufsichtsbehörden eingeführt worden sein. Auch für Mädchenschulen giebt es keinen besseren „Grundriß der Kunstgeschichte", als den auf Veranlassung der preußischen Unterrichtsverwaltung von Dr. Friedr. Frhrn. Goeler von Ravensburg verfaßten. (Berlin NW. 6, Verlag von Karl Duncker.) Der ist freilich in allen Punkten das Gegenteil des „Grundrisses", mit dem Frl. v. Broecker die armen Schulmädchen beglückt hat.

M.-F.

7. Poesie.

— Feierstunden der Seele, Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist, ausgewählt von Helene Stökl, mit Titelbild. In Prachtband 4 M. (Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.)

Feierstunden der Seele nennt die Verfasserin diese durch ein von ihr verfaßtes Gedicht „Zu des Herren Füßen" stimmungsvoll eingeleiteten Dichterklänge, die, ohne ein Andachtsbuch im engeren Sinne des Wortes zu sein, doch ganz und gar geeignet sind, Seele und Geist in der Unruhe und Mühsal des irdischen Lebens zu erquicken. Daß wir in den Feierstunden der Seele neben den bekannten, allen teuren Liedersängern auch solche, die noch wenig oder nach dieser Richtung hin gar nicht bekannt sind, neben den älteren auch neue und neueste Dichter in dem Edelsten und Reinsten, was sie zu bieten haben, vertreten finden, erhöht den Reiz der Sammlung, von deren Reichhaltigkeit das ihr vorgestellte Inhaltsverzeichnis den besten Ueberblick giebt: Zu deinem Gotte wende in Andacht Herz und Hände — Im Wechsel heilger Zeiten, in stiller Tage Gleiten — Vom ersten Lenzesblühen zum letzten Herbstverglühen — Im hellen Strahl der Freude, im Unglück und im Leide — In seligen Liebestagen, im Scheiden und Entsagen — Daheim in deinem Hause, im lauten Weltgebrause — In treuer Herzen Bunde, in bittrer Abschiedsstunde — In Irrtum und in Sünden, im gläubigen Ueberwinden — Im ernsten Pflichtgetriebe, im Dienst der Menschenliebe — Wenn Abendnebel fallen und still nach Haus wir wallen.

— Gedichte von Anna Klie. (Leipzig, G. Wigand.) 1895. 105 S. Eleg. geb. 3 M.

Nimm mich mit. Ein Kranz von Liedern von Werner von Königsberg. (Hirschberg, Geisler & Ile.) 258 S. 2 M.

Die Leser des „Quellwasser für das deutsche Haus" kennen die anspruchslosen Lieder von Anna Klie, und vielleicht freuen sie sich, auch einmal einer Sammlung derselben zu begegnen.

Ich weiß, daß auf der Erdenflur
In prächtiger Wunder reicher Schar
Mein Lied ein winzig Stäubchen nur,
Doch dir in Demut bring ich's dar:
Denn deiner Liebe goldner Schein
Verwandelt Staub in Edelstein.

Das Büchlein enthält zumeist Lieder schmerzvollen Entsagens. Sie sind sich begegnet, die beiden, aber er hat den rechten Augenblick, sich auszusprechen, versäumt. Nun sind sie einander fern, er lebt mit einer anderen in freudloser Ehe und sie gedenkt seiner in wehmütiger Resignation.

Sie standen am Fenster im Dämmerlicht,
Ihr Blick von seinem blassen Gesicht
Irrt hinaus in die wirbelnden Flocken.
Und findet er jetzt nicht das rechte Wort,
So muß sie ihn lassen und weit zieht er fort —
Sie dacht's und das Herz wollt' ihr stocken.

Er suchte das Wort und fand es nicht,
Sie wollte beten und konnt' es nicht —
Ein Stern fiel vom Himmel hernieder.
Was beide ersehnt in dem Augenblick,
Sie fanden es nicht, sie ersehnten das Glück —
Und sahen einander nicht wieder.

Und dann:

Doch weiß ich, wie in Kindertagen
Ich einst so fest geglaubet hab,
Es müßt ein Herz mir wiederschlagen,
Dem ich freiwillig alles gab.

Du aber opferst, was ich lege
In deine Hände, Glück und Ruh,
Der Andern, die wie Staub im Wege
Dein Herz zertritt — und meins dazu.

Wird man den Gedichten von Anna Klie als warm empfundenen und formgewandten ein freundlich Wort mit auf den Weg geben können, so nicht in gleicher Weise dem Liederkranze des Werner Berendt, der sich Werner von Königsberg nennt. Allerdings da ist holländisches Büttenpapier, da sind Randleisten, da ist ein anspruchsvoller Titel: „Nimm mich mit! Wer bist du? Ein Kranz von Liedern! Für wen? Für die Hohen und Niedern! Wo kommst du her, giebt's viel doch der Andern? Werner von Königsberg hieß mich wandern! Woher nahmst du den Mut? Kannst du rühmen dich viel denn des Neuen? Wenn die Absicht nur gut, Laß auch Altes dich niemals gereuen. Sagt das nicht so mancher Begleiter? Lies mich und dann gieb mich weiter." Nun, gelesen habe ich die Lieder, aber wirkliche Poesie habe ich wenig darin gefunden. Leidenschaftliche Liebeslieder sollen es sein, aber die Leidenschaft ist meist gemaltes Feuer, und bei den Versen merkt man, wie sie der Verfasser sich oft abgequält hat. Was soll man zu einem Liede sagen, in dem solche Verse sich finden:

Vorbei die alte Sangeslust,
Dahin der Lieder Born.
Es rinnt die Zeit mir unbewußt,
Mir ward so taub, so verworrn.

Mir ward nach allem was kam zu Mut,
Wie in der heißesten Schlacht,
Wo die Kraft des Gedankens wie leblos ruht,
Der Mensch zur Maschine gemacht.

Wenn der Raum es verstattete und es sich der Mühe verlohnte, ließen sich hier gar viel unpoetische Gedanken, versifizierte Prosa und falsche Verse zusammenstellen. Zum Beispiel es ist die Rede von den Wellen des Marmarameeres:

Brechen sich plätschernd am Marmelturme,
Der mit der Zeit schon vom Flüstern berauscht,
Statt wie zu trotzen dem feindlichen Sturme,
Stolze Höhe und Tiefe vertauscht.

Wer sich bei dem Verse wohl etwas denken kann! Damit es in den Vers paßt, wird einmal aus dem Marmara-Meere ein Marm'ra-Meer gemacht. In einem Liede wird mit abwechselnd vier- und dreifüßigen Trochäen begonnen, aber schon im dritten Verse hat die je zweite Zeile gleichfalls vier Füße. Zuletzt noch (von Blümlein und Bach ist die Rede):

Es liebte des Baches Gemurmel,
Sah still dem eilenden nach,
Doch in des Lebens Kurmel (!)
Vergaß ers Blümlein hernach.

Der Verfasser hat auf das Titelblatt vorsorglich geschrieben: 1. Auflage. Ich fürchte, er erlebt keine zweite. J. P.

— Deutscher Volksspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte von August Schüler. 2. verm. Aufl. (Berlin, Verlag der Lehrer-Zeitung. 216 S. 2,40 M.

Wer Geschichtsunterricht namentlich auf der Mittelstufe gegeben hat, der weiß, wie viel ein gutes historisches Gedicht zur Belebung des Unterrichtes beiträgt Uhland und Schwab sind unerreichte Meister in solchen für die Geschichtsstunde geeigneten Gedichten; aber daß es auch sonst noch brauchbares Material giebt, kann jede der für diesen Zweck eigens bestimmten Anthologien zeigen. Das vorliegende Buch aber will nicht eine Anthologie historischer Lieder von verschiedenen Dichtern sein, sondern der Verf., Oberpfarrer in Kremmen, ist auch zugleich der Dichter sämtlicher mitgeteilter Lieder. Mit sagenhaften Stoffen beginnt er, dann heben sich geschichtliche Gestalten, aber noch vom Geranke der Sage umwoben, hervor, bis wir allmählich ganz auf geschichtlichem Boden stehen. Daß es den Preußen gar bald in die Mark und zu den Hohenzollern zieht, ist ja begreiflich, aber wünschen könnte man vielleicht, daß das übrige Deutschland etwas mehr zu seinem Rechte gekommen wäre. Deutsche Geschichte und Geschichte der Mark und des Zollernhauses fallen doch noch nicht ganz zusammen, und in Gedichten aus deutscher Geschichte hätte man wohl einen etwas weiteren Horizont wünschen können, sonst hätte der Verf. sein Buch lieber Gedichte hauptsächlich aus preußischer Geschichte nennen sollen. Der Verf. gebietet übrigens über ein gutes Talent für einfach erzählende Dichtung, die Verse sind wohl gebaut und die Reime kommen ihm ungesucht. So sei dies Buch den Geschichtslehrern, vor allem aber auch den Jünglingsvereinen für ihre Deklamationsabende empfohlen. J. P.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Das goldene Zeitalter der Zukunft. Erzählung aus den Jahren 2000—2030. Von Hermann Faulhaber. Mit 24 Bildern von Oscar Herrfurth und einer Originalkomposition von Hch. Lang. (Schwäbisch Hall, Buchhandlung für innere Mission.) Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Wir leben in der Zeit der Utopien. Bellamy hat Schule gemacht und zahllose Epigonen haben sich bemüht, entweder den Zukunftsstaat nach socialistischem Prinzip theoretisch zu konstruieren, oder gar, wie „Freiland", theoretische Konstruktionen gleich in die Wirklichkeit zu übersetzen. In der Reihe dieser Zukunftsbilder fehlte aber noch eins: der Versuch, den reinen Phantasiebildern durch Benutzung der biblischen Prophetie einen gewissen positiven Halt und Schein der Gewißheit zu geben. Diesen Versuch hat nun Pfarrer Faulhaber gemacht und uns das Ergebnis seiner religiösen Ueberzeugung und poetischen

Gestaltungsarbeit in einem Bande von 700 Seiten vorgelegt. Wir sind mit einer gewissen Spannung an die Lektüre dieses Buches herangetreten. Aber wir bedauern, nachdem wir es seufzend bewältigt haben, nur sagen zu können, daß es uns stark enttäuscht hat. Ueber den Chiliasmus des Verfassers rechten wir nicht in dogmatischer Hinsicht — wir nehmen ihn hin als eine gegebene Größe —, aber gerade rein litterarisch angesehen ist das Buch von so endloser Breite, Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, daß nur solche Leser es in die Hand nehmen sollten, die in der Geduld schon recht geübt und gefördert sind. Wir verlangen ja kein Sensationswerk. Aber wenn die Personen niemals handeln, sondern immer nur reden oder beschrieben werden, so hat es seine Schwierigkeit, durch 700 Seiten hindurchzukommen. Selbst vom schrecklichen Antichrist wird uns nur immer wieder erzählt, daß und wie schrecklich er sei; aber schrecklich handeln sehen wir ihn kaum. Und ebenso matt ist die Wiederkunft Christi beschrieben — nicht die geringste Spannung erzielt der Verfasser, die doch hier so leicht hätte erzielt werden können. Die Charakteristik der Personen ist äußerst schwach; kaum eine dieser blassen Gestalten erweckt Interesse. Es fehlt ihnen Fleisch und Blut und Leben. Man sieht Figuranten, die zu leicht erkennbarem Zweck hin- und hergeschoben werden. Aber Teilnahme, „Furcht und Mitleiden", erweckt nicht einer. — Wir wollen nicht hart sein, aber wir glauben, dem Verfasser geht die Gabe für lebendige dramatische Novellistik ab. Und wir fürchten, er wird durch diesen Versuch, auch belletristisch seine biblische Auffassung zu vertreten, der Sache, die er vertritt, nicht viele Freunde gewonnen haben. — Die Ausstattung des Buches ist gut; die Bilder sind zum Teil sehr wohl gelungen. D. v. O.

— Des Erbprinzen Weltreise. Humoristischer Roman von Arthur Zapp. (Berlin, 1895. O. Janke.) 5 M.

Der junge, zum Thronfolger bestimmte Neffe eines regierenden Herzogs macht sich in der Residenz durch allerlei Jugendstreiche mißliebig, und der Onkel beschließt, ihn zur Abkühlung auf eine Weltreise zu schicken. Aber der junge Prinz denkt anders und geht statt übers Meer unter angenommenem bürgerlichen Namen nach Berlin, um hier als einfacher Schriftsteller das Leben ohne Zwang und höfische Sitte kennen zu lernen; an seine Stelle tritt ein Freund, ein Maler, die geplante Weltreise als Prinz an. Die sich aus dieser Verwechselung ergebenden Verwirrungen, die Erlebnisse des richtigen und des Pseudoprinzen, das Ende ihrer abenteuerlichen Reisen erzählt der Verf. in leichter, unterhaltender Weise in seinem Roman; er hält sich frei von den jetzt so beliebten naturalistischen Uebertreibungen und Widerwärtigkeiten. Wer solche nicht gerade tiefgehende Bücher gern hat und an der äußerst unwahrscheinlichen Voraussetzung der Erzählung keinen Anstoß nimmt, wird die Weltreise des Erbprinzen mit Vergnügen lesen können.

v. H.

— Im Zeichen des Bären. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Deutschlands Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Mit vielen Abbildungen von Adalbert von Rößler. In Prachtband 6 M., geh. 4,50 M. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Das wie immer vorzüglich ausgestattete und illustrierte Werk, das letzte von dem inzwischen dahingeschiedenen Oskar Höcker verfaßte, ist der letzte (5.) Band der „Merksteine deutschen Bürgertums". Wir haben sie alle gern und empfehlend angezeigt, denn sie bieten insbesondere der reiferen Jugend eine ebenso gediegene wie fesselnde Lektüre. Der hier vorliegende Schlußband ist gleichfalls der herzlichen Empfehlung würdig. Bescheiden heißt es auf dem Titel „Kulturhistorische Bilder", in der That sind es ansprechend geschriebene Erzählungen, von denen uns die eine wie die andere nach Berlin führt. „Die Jagd nach Gold" spielt anfangs des vorigen Jahrhunderts und führt uns an historischen Persönlichkeiten den ersten König in Preußen, seine geistvolle Gemahlin, Leibniz, den Phantasten und glücklichen Erfinder Böttcher, den berüchtigten Schwindler Ruggiero vor; sie und auch ebenso die Personen zweiten Ranges sind echt und lebenswahr gezeichnet, und das kulturhistorische Bild ist gut und treu zur Darstellung gekommen. Nicht anders steht es mit der zweiten Geschichte „Ein einig Volk von Brüdern", welche ebenfalls in Berlin spielt und zwar zur Zeit der Erniedrigung und der beginnenden Befreiung Preußens; sie wird um so lieber gelesen werden, als der Verf. bei allem berechtigten und bewährten Streben nach Wachhaltung und Erweckung der Vaterlandsliebe doch weit entfernt von irgend welcher unbegründeten oder gehässigen Herabsetzung des Feindes ist.

— Dienst! Ein Kasernenroman in drei Tagen von Rudolph Stratz. (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.) Preis 1 M.

Früher selbst Offizier, sucht der Autor den Lieutenant nicht, wie es sonst meist in der Belletristik Brauch, im Ballsaal und auf der Promenade, sondern auf der Stätte seines eigentlichen Lebens und Wirkens: in der Kaserne, im Dienst — mit der bewußten Absicht, hier den Schleier von so manchen schweren und trüben Schicksalen zu ziehen, die das militärische Leben unter seinen glänzenden Außenseiten für den pflichttreuen, ernsten aber unbemittelten Offizier bietet. Der Gedanke an sich ist glücklich und nach der formalen Seite hin der Verfasser durchaus seiner Aufgabe gewachsen. Der Roman ist geschickt und spannend geschrieben und verrät gründliche Kenntnis sowohl des dienstlichen, wie des kameradschaftlichen Lebens im Offiziercorps. Auch der Konflikt wird insofern ganz geschickt angebahnt, als sich der arme Lieutenant von altem Adel und der reiche Kamerad aus industrieller Familie gleichzeitig um die vermögenslose Tochter ihres Kommandeurs bewerben, wobei keineswegs der Reiche als Charakter dem Nebenbuhler nachsteht. Im Gegenteil. Der Verfasser versieht es darin,

daß sein Held im Grunde gar kein Held ist, sondern ein Schwächling, der den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber nichts anderes zu thun weiß, als Selbstmord zu üben. Wäre er ein ganzer Mann, so würde er entweder mit rücksichtsloser Energie die Hindernisse zu beseitigen suchen, die seiner Verbindung entgegenstehen — where's a will, there's a way — oder in ernster Pflichterfüllung ein widriges Schicksal überwinden. Allerdings würde dazu eine erheblich höhere Auffassung vom Dienst und seinen Anforderungen gehören, als Verfasser sie hat, der offenbar die ganze militärische Ausbildung der Mannschaften für ein ziemlich stumpfsinniges Geschäft ansieht. Und doch ließe sich darüber streiten, ob nicht gerade der Militärdienst, der es mit lebendigen Menschen zu thun hat, viel abwechslungsreicher und weniger mechanisch ist, als manche andere scheinbar interessantere Berufsart. Sollte aber der Held ums Leben gebracht werden, so hätte er im Dienst fallen mögen, als das Schicksal gerade ihm die Aufgabe zuwies, eine Revolte zu unterdrücken in derselben Fabrik, aus der der Reichtum seines glücklichen Nebenbuhlers hervorgegangen. Jedenfalls bleiben wir dabei, daß der Weltschmerz niemals Sympathie erwecken und Selbstmord nie die rechte Lösung eines Konfliktes abgeben kann. Ueberdies erfordert es die göttliche, wie die poetische Gerechtigkeit, daß schweren Schicksalen auch eine schwere Verschuldung zu Grunde liege. Das schuldlose Leiden kennt weder die Antike, noch das Christentum. Es ist ein Erzeugnis des modernen Pessimismus.

D. v. O.

— Müller-Liesel. Eine Erzählung für erwachsene Mädchen von Else Hofmann. Mit einer Heliogravüre als Titelbild. In Prachtband 3,50 M. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Das Buch ist geeignet, jungen Mädchen in die Hand gegeben zu werden; auch solchen, die noch nicht erwachsen sind, wird es keinen Schaden thun. Es vertritt den gesunden Gedanken, daß niemand ohne wirkliche Lebensarbeit glücklich werden kann, und daß auch die, die es „nicht nötig haben", sich einen Wirkungskreis suchen und schaffen müssen. Diese Wahrheit aber kann in unseren Tagen nicht oft genug gepredigt werden, wo auch solche, die es sehr „nötig haben", statt nutzbringend zu arbeiten, ihre Jugend mit Geselligkeit, Tennisspiel, Holzbrennerei und anderen brodlosen Künsten verthun, vom Romanlesen im Uebermaß gar nicht zu reden. Selbst die Töchter der ärmeren Stände ziehen es ja oft vor, beim Häkeln und Sticken in der dürftigsten Weise ihr Leben zu fristen, statt einen Dienst anzunehmen, wo sie bei reichlicher Ernährung noch Geld auf die Sparkasse tragen können. Die Heldin dieses Buches wird Schwester vom Roten Kreuz und als solche Pflegerin in einem Kinderkrankenhaus. Hier gewinnt sie durch ihre Treue das Herz eines jungen Arztes, der sie schließlich heimführt. Nach der religiösen Seite führt das Buch die Leserin nicht allzusehr in die Tiefe, sondern bleibt mehr an der Oberfläche. Aber auch solche Bücher haben ihre Mission und können da, wo geeigneter Boden für sie ist, segensreich wirken. Dem Wirken der Heldin an der Stätte menschlichen Elends im Kinderkrankenhaus hat der Maler Wilh. Claudius das Motiv zu der beigegebenen wohlgelungenen Titelbild-Heliogravüre entlehnt: das junge Mädchen steht nachts betend am Fenster und hält stille Wacht im Krankensaale.

— Lose Blätter. Von J. Schnakenburg. (Leipzig, Janssen.) 1896. 114 S.

Eine kleine Skizze über den italienischen Karneval und ein halbes Dutzend artiger kleiner Novellen, die sich ganz angenehm lesen. Wenn wir hinzufügen, daß auch die Gesinnung, die sich in diesen poetischen Skizzen ausspricht, wenn immerhin dieselben Skizzen bleiben und tieferen Ideengehalt nicht darbieten, eine erfreuliche ist, so glauben wir alles gesagt zu haben, was ein gewissenhafter Recensent über das elegante Büchlein zu sagen verpflichtet ist.

— Aus Gottwalts Lehrjahren. Erzählung von A. Kleedehn. (Leipzig, Ungleich.) 1895. 179 S. 2 M., geb. 2,90 M.

Die Leser der Monatsschrift kennen diese Erzählung. Es wird ihnen lieb sein, zu erfahren, daß sie auch im Separatabdruck erschienen ist und nun ein passendes Weihnachtsgeschenk bildet.

— Uenner de Doppeleek. Schleswigholsteensche Geschichten von Ernst Evers. Sülbstverlag. (Kommissionsverlag: Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 1895.

Die schriftstellerische Art und Begabung des Verf. sind bekannt. Auch diese fünf kleinen, in holsteinischem Platt geschriebenen Geschichten aus dem Leben der Bauern und Tagelöhner sind in ihrer Schlichtheit und Wärme wohl geeignet, vom Volke gelesen und verstanden zu werden; ihnen allen liegt der Gedanke zu Grunde: an Gottes Segen ist alles gelegen. Wenn auch die Mehrzahl der Erzählungen ernst gehalten ist, so gönnt der Verf. doch auch dem Scherz sein Recht. Etwas gezwungen geschieht dies in der Geschichte vom reichen Freier, der in einen Graben fällt, das Haus der von ihm ersehnten Braut verunreinigt, hierdurch den Zorn der Mutter auf sich zieht und die Tochter dem ärmeren, aber braven Nebenbuhler überlassen muß. Ursprünglicher äußert sich der Humor des Verf. in der Erzählung vom listigen und verschlagenen Piepenhinnerk, wenn auch manche der dem Helden angedichteten Späße und Schwänke nicht gerade zu den neuesten Eulenspiegeleien zu rechnen sind.

v. H.

9. Volks-Litteratur.

— Aus der „Deutschen Jugend- und Volksbibliothek" (Stuttgart, Steinkopf) liegen mehrere Bändchen, à 75 Pfennige, in neuen Auflagen vor: 1) Schott, Hugenotten-Geschichten; 2) Wild,

Lebensbilder (drei Erzählungen aus verschiedenen Zeiten der christlichen Kirche: Friedeburg, Gräfin Lauretta, aus dem Mittelalter, Hans Werkmann, aus der neueren Zeit); 3) Jauß, Juda. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung von Jerusalem durch Titus; 4) Grube, Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem Kriege 1870/71; 5) Grube, Napoleons Kriegszug nach Moskau; 6) Frommel, Aus goldenen Jugendtagen. — Dies letztere ist eine Fortsetzung des Frommelschen „aus dem untersten Stockwerk", und beide Bändchen enthalten die Jugendgeschichte des Verfassers. Referent gesteht, daß er lange nichts so Anmutendes und Liebliches gelesen hat, wie diese Bändchen, daß er aber auch lange nicht so gelacht hat, wie an den Abenden, als er im Familienkreise die Knabenwanderfahrten Frommels vorgelesen hat.

Ferner sind bei Jaeger & Kober in Basel zwei Bände mit kürzeren Erzählungen fürs Volk erschienen, nämlich 1) Vom Lebensbaum. Ein Büchlein fürs Volk von Dora Schlatter, und 2) Funken. Erzählungen für das Volk von E. Schmidt. Ersteres Bändchen enthält auf 157 Seiten 28 Erzählungen, letzteres auf 172 Seiten 22 Erzählungen. Beide sind in ernstem Geiste geschrieben und greifen oft tief in Herz und Leben ein, doch möchten wir den auf Schweizer Boden spielenden Schlatterschen Stücken noch den Vorzug geben. Beide Bücher sind in zweiter Auflage erschienen, es ist also doch auch nach solch kürzeren, ernsten Geschichten Nachfrage. Meist werden sie allerdings wohl nur in Sonntagsblättern gedruckt und werden mit diesen vergessen. J. P.

10. Jugendschriften.

— Erichs Ferien. Eine Erzählung für die Jugend, auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein. Von H. Brandstaedter. (Düsseldorf, Aug. Bagel.) 204 S. Gebunden 3 M.

Der Verf. hat schon eine preisgekrönte Erzählung geschrieben: „Hindurch zum Ziel!" Ich kenne dieselbe nicht. Aber ich zähle mich diesem Buch gegenüber ganz gern zu den alten Leuten mit jungem Herzen, denn ich habe dasselbe mit großem Vergnügen gelesen. Die Jugend will einmal eine gewisse Romantik, sie liebt kühne Thaten, Gefahren. Es ist nicht ganz unbedenklich, wenn man sie diese Romantik immer in der Fremde aufsuchen läßt, bei Indianern, Negern, Indiern, Chinesen und Japanesen. Daß etliche davon gereizt werden, selbst auf Abenteuer auszugehen, ist längst nicht der größte Schade. Der scheint mir vielmehr in der Verrohung und Verwilderung zu liegen, die doch gar zu oft diesen Erzählungen ankleben; namentlich gilt ja das Menschenleben da so gut wie nichts, es wird hingeschlachtet wie die Mücken. In diesem Buch ist auch Romantik. Die Nehrung, das Haff, das Meer, das Fischerleben und das Schiffsleben und die verschlungenen Wege des Menschenlebens bieten sie in vollem Maße. Ideale Züge, Freundschaft, Liebe zur Dichtung und Kunst, Begeisterung fürs Vaterland, schöner Wagemut zur Rettung aus Gefahr erfreuen das Gemüt. Der Hintergrund ist eine lebendige Frömmigkeit. Mich dünkt, dieselbe hätte, ohne aufdringlich zu werden, immerhin noch etwas mehr in die Mitte des Evangeliums hineingeführt werden können, etwas tiefer hinab in die Sünde und hinauf in die Gnade. Auf eins möchte ich den Verf. aber doch besonders aufmerksam machen. Verwirrt er nicht die Naturzeiten ein wenig? Oder ist's dort im Osten anders als bei uns? Wenn die Linden blühen, sind die Rosen meist in ihrer ersten Blüte vorüber, die Heuwerbung ist geschehen, das Vergißmeinnicht schmückt nicht mehr den gewundenen Lauf des Baches oder doch nur in vereinzelten Nachblumen. Die Maler erlauben sich ja in ihren Zusammenstellungen oft wundersame Freiheiten, der Erzähler sollte etwas weniger freigebig sein. Sonst empfiehlt sich dies Buch recht sehr, und ich wünschte, es fände auf vielen Weihnachtstischen unserer Jugend seinen Platz, um den Dank der Leser braucht es nicht zu bangen. D.

— Im Verlage von Fr. Andr. Perthes in Gotha sind neu erschienen:

Im sonnigen Süden. Eine Erzählung aus Chile für Jugend und Volk von Albert Kleinschmidt. Mit drei Vollbildern nach Zeichnungen von E. R. Sohn. Eleg. geb. 3 M.

Der fliegende Holländer. Eine Erzählung aus den Indischen Meeren von E. v. Barfuß. Mit drei Vollbildern nach Zeichnungen von E. R. Sohn. Eleg. geb. 3 M.

Beide Bücher sind als Geschenke für die reifere Jugend recht geeignet, indem sie im Gewande spannender abenteuerlicher Erzählung den Leser mit Land und Leuten in fernen Erdteilen bekannt machen. Das erste führt nach Chile, das zweite nach China und Westindien. Jagden, Schmugglerzüge, Seeabenteuer, Strandungen, Kämpfe mit Piraten und Wilden üben den alten und immer neuen Reiz. Auch die Ausstattung ist gut; nur die Bilder sind nicht ganz auf künstlerischer Höhe.

— Durch Dahome. Ernste und heitere Erlebnisse, Reise- und Jagdabenteuer von Flobatto. Mit 6 Tonbildern von Johannes Gehrts. In Prachtband 5 M., geheftet 3,50 M. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Nach der Absicht des pseudonymen Verfassers sollen seine Leser nicht nur für den Augenblick gefesselt werden, sondern in dem Gebotenen gleichzeitig Belehrung und Anregung finden. Der Held der Geschichte rettet einen Lord vom Wassertode. Zum Dank nimmt der Lord seinen jugendlichen Retter mit auf eine Reise nach dem afrikanischen Königreiche Dahome. In diesem Rahmen findet sich nun hinreichend Gelegenheit, die an humoristischen und ernsten Vorfällen reiche Jugendgeschichte des jungen Helden, wie auch die Schönheiten der Welt in stets wechselnden Bildern vorzuführen. Die Wunder des Meeres und seiner Tiefen, die mannigfache Tier- und Pflanzenwelt

der Tropen, Jagden, kriegerische Ereignisse, erd- und völkerkundliche Merkwürdigkeiten, die Geheimnisse der höchsten Luftregionen ziehen in lebendigen Bildern vorüber. Alles Erzählte steht jedoch auf dem Boden des Wahrhaftigen, und es ist ängstlich vermieden, die jugendliche Einbildungskraft nur zu reizen, ohne dem Geiste frische Nahrung zuzuführen. Allerdings fehlt es auch nicht an Darstellung der Greuel und Grausamkeiten jenes wilden Volkes, so daß das Buch nicht gerade für erregbare Knaben und nur für die reifere Jugend sich eignet. Für diese allerdings ist es eine Lektüre von bleibendem Wert. Die Künstlerhand Johannes Gehrts' stattete dasselbe mit 6 vorzüglichen Tonbildern aus.

11. Verschiedenes.

— **Mein Fremdenbuch.** Erinnerungen aus Rußland. Von S. **Keller** (Ernst Schrill). (Leipzig, Ungleich.) 77 S. 1,50 M.

Das Salz der Erde. Erzählung von **Ernst Schrill** (S. Keller). (Leipzig, Ungleich.) 1895. 159 S. Preis 2,25 M., geb. 3,25 M.

Wir haben uns nicht mit allem einverstanden erklären können, was Ernst Schrill in den letzten Jahren publiziert hat Aber diese beiden kleinen Bücher empfehlen wir ohne Einschränkung. Das „Fremdenbuch" führt uns in die einsame Steppenpfarre am Asowschen Meer, wo der Verfasser Gastfreundschaft im weitesten Umfang hat üben müssen, oder richtiger dürfen. Seinem Buch waren einige Verse vorgedruckt, deren erster und letzter lauten:

Der Kirche Grund und Eckstein ist
Der treue Heiland Jesus Christ;
Er bleibe auch bis an das End'
Hier dieses Hauses Fundament.
— — — — — — — — —
Schreibt euch nur hin, ihr lieben Gäst',
Dies Haus hält eure Namen fest,
Und seid ihr längst auch wieder fern,
Hier denkt man eurer vor dem Herrn.

Und der Verfasser hat dem — das Pfarrhaus war nur durch einen kleinen Garten von der Kirche getrennt — hinzugefügt:

Als Pastor habe ich natürlich
Bei deinem, Jesus, stets mein Haus!
So gehe segnend du recht spürlich
Bei uns als Nachbar ein und aus!

Nachdem Verfasser sein Fremdenbuch so äußerlich dem Leser vorgestellt, führt er nun eine Anzahl der Gäste vor, die sich hineingeschrieben, und teilt Erinnerungen, Beziehungen, Erlebnisse in so frischer, liebenswürdiger und doch immer tiefer Weise mit, daß man mit Teilnahme und Bewegung die wechselnden Bilder gern auf sich wirken läßt. Ein russischer General, Amtsbrüder, Kolonisten, Kranke, Schweizer Gouvernanten, Arme Reisende u. s. w. sind die Ueberschriften der kleinen Abschnitte.

„**Das Salz der Erde**" ist eine Novelle, die unter den Stundisten spielt, trefflich und lebendig erzählt, spannend und fesselnd durch ihren Inhalt. Wir werden Zeugen einer Erweckung in südrussischer Bauernfamilie. Die brutalen Verfolgungen von seiten der russischen Regierung lassen nicht auf sich warten. Die Stundisten müssen von Haus und Hof. Mit Mühe und Not entgehen sie der Verbannung nach dem eigentlichen Sibirien und werden nur verurteilt, sich in südsibirischer Einöde nicht weit vom kaspischen Meere anzusiedeln. Es entsteht ein neues Dorf, dessen Bewohner evangelische Christen sind und das Evangelium unter die halbwilden Kurdenstämme bringen. Der russischen Regierung geht es hier also gerade wie dem Propheten, der segnen mußte, wo er fluchen wollte, oder wie den heidnischen Städten, die einst den Paulus auf seiner Missionsreise austrieben, um dem Christentum zu schaden, die aber damit nur bewirkten, daß das Evangelium von Stadt zu Stadt und endlich nach Rom kam. — Auch für die reifere Jugend ist „das Salz der Erde" ein empfehlenswertes Buch. D. v. O.

— **Für Zeit und Ewigkeit.** Denksprüche eines Vaters. Von **Otto Schlapp.** (Leipzig, Wigand.) 167 S. Preis eleg. brosch. 2,40 M.

Dr. Emil Frommel hat dem Buche — einer Sentenzensammlung — folgendes Vorwort mit auf die Reise gegeben: „Vor vielen Jahren erschien in Schwaben ein Büchlein: ›Sprüchwort und Gotteswort‹. Unter die Leuchte des göttlichen Wortes ward das Menschenwort, ›die Weisheit auf der Gasse‹ gestellt. Manches Sprichwort mußte es sich gefallen lassen, daß ihm der Kopf zurecht gesetzt wurde. Denn manche Sprichwörter bergen nur eine halbe Wahrheit in sich, und eine halbe Wahrheit ist gemeinhin schädlicher, als eine ganze Unwahrheit. Bei diesem Büchlein, das viel Spruchartiges enthält, braucht der Leser nicht bange zu sein, daß ihm Halbwahres geboten werde. Es sind keine Sprichwörter, deren Verfasser niemand kennt, sondern es sind Gedanken und Sprüche, Lebenserfahrungen, die so gewachsen sind und gereift aus einem reichen Leben und nun als Frucht geboten werden. Ueberall wird man dem Verfasser anmerken, daß er seine Weisheit vor allem in der Schule des himmlischen Meisters gelernt hat und Menschen und Dinge wägt auf der Wagschale der Ewigkeit. Zunächst geschrieben für seine Kinder als ein Vermächtnis, haben die Blätter bei Vielen anregend und tröstend gewirkt, so daß den Kindern der Wunsch ausgesprochen wurde, sie auch einem weiteren Kreis von Christenleuten mitzuteilen. Die Kinder baten mich um ein kurzes Vorwort, das ich gern dem Büchlein mitgebe, wiewohl eigentlich es sich selbst empfiehlt, und wenn es das nicht thäte, ihm auch mein Vorwort nicht helfen würde. Nach dem Alphabet sind die kurzen Sprüche und Sentenzen geordnet nach ihren Hauptgedanken. Vielleicht hätte da und dort einer sie gern anders untergebracht, aber auf der anderen Seite erleichtert es auch das Nachschlagen. Für jeden Tag einen

guten Gedanken mitnehmen, heißt einen guten Gesellen an der Seite haben. Junge Leute werden manch trefflichen Wink und Warnung finden. Gereiften Christenleuten aber wird vieles, wenn nicht alles, aus dem Herzen geredet sein. Und so gehe denn das Büchlein hinaus und thue seinen Dienst. Was vergänglich dran ist, das wird vergehen, was der Verfasser aber aus dem unvergänglichen Born himmlischer Weisheit, aus dem Schatze seines Herzens niedergelegt hat, das wird bleiben."

Wir fügen unsererseits nur hinzu, daß die hübsche Ausstattung das Buch besonders geeignet macht als Weihnachts- bez. Konfirmationsgeschenk.

D. v. O.

— Der große Leidensweg am Ende des 19. Jahrhunderts von Hesba Stretton. Mit Vorwort von Otto Funcke. (Bremen, 1896, C. Ed. Müller.) 4 M.

Die letzten Jahre haben die deutschen Herzen oftmals nach den Ostseeprovinzen hinübergelenkt. Spielte sich doch dort eine Passion ab, welche zugleich das Deutschtum und die evangelisch-lutherische Kirche traf. Das Russentum, das staatliche und das kirchliche, arbeitete Hand in Hand an der Unterdrückung und Vernichtung deutsch-evangelischen Lebens und schuf unseren Brüdern dort ein schmerzliches Martyrium. Die konservative Monatsschrift hat zu öfteren Malen freundliche lichte Bilder aus jenen Landen an der Ostsee gebracht, sie hat uns auch aus der russischen Kirche, aus dem russischen Leben anmutende Schilderungen gegeben, aber es giebt dort auch Nacht und Schrecknis. In diese führt uns das Buch von Hesba Stretton hinein. Ihr eigentlicher Lebensboden ist ja England. Wenn sie ins zarische Reich wandert, wird sie da auch eine sichere Führerin sein? Sie beruft sich für ihre Darstellung russischen Lebens auf einen bekannten russischen Schriftsteller, der in der Verbannung in England lebt, und für ihre Kenntnis des Stundismus auf einen Artikel der ›Christian World‹, und ich glaube wohl, daß sie beides richtig erfaßt hat. Otto Funcke ergänzt sie bezüglich des Stundismus. Der Name und die Bewegung, welche der Name bezeichnet, sind allerdings von Deutschen und von Evangelischen her in das russische Volk und in die russische Staatskirche eingedrungen. Die schwäbischen Kolonisten in Südrußland hatten aus ihrer alten Heimat den Brauch des Stundenhaltens mit in die neue getragen; da vereinigten sie sich, lasen Gottes Wort, legten dasselbe aus, beteten mit einander und erbauten sich so auf dem Grunde ihres Glaubens. Das ließ die weltliche Obrigkeit ruhig geschehen, waren doch die Kolonisten stille, ruhige, ordentliche Leute, dem Zaren treu, dem Gesetz gehorsam, denen man namentlich von den Kriegen her großen Dank schuldete. Aber ungewollt pflanzte sich der Brauch in russische Dörfer hinüber. Er wirkte dort noch mehr hebend, bildend, fördernd in aller Weise auf die Volksseele. War doch dieselbe traurig vernachlässigt. Nun wurde ihr das Evangelium eine Kraft der Erneuerung, welche sich bis in die Wirtschaftsführung und in die ganze äußere Lebenshaltung hinaus erstreckte. Aber je mehr die Bewegung wuchs, desto mehr trat sie in Gegensatz zur orthodoxen Kirche. Und nun vereinigten sich kirchliche und weltliche Gewalt zum Kampf gegen den Stundismus. Es ist ja zuzugeben, daß der Stundismus manche eigenartige Erscheinung zeigt. Aber immerhin hätte er eine lebenszeugende Kraft innerhalb der toten russischen Kirche und ein Salz für das Volksleben werden können. Nun ist er zur Sekte gemacht. Und wie hart diese Sekte behandelt, wie grausam sie verfolgt wird, das zeigt uns eben Hesba Stretton in diesem Buch in ihrer so schönen, einfach ernsten, Herz und Gemüt mächtig und tief ergreifenden Weise. Allmählich entwickelt sich vor unseren Augen ein Trauerspiel, dessen Tragik sich immer mehr steigert, bis das große Grab aller derer, die das große Rußland, sei es als politische Verbrecher, sei es als Sektierer, in das Elend der Verbannung hinausstößt, bis Sibirien den Zug des Jammers und Todes in seine Eisfelder und Finsternisse verschlingt. Es ist nicht ein Buch, das man zu seiner Erfreuung liest, es ist ein trauriges Buch, und doch hat es sein Licht und seine Erquickungen in der Glaubenstreue, in dem Bekennermut, in der Leidensgeduld der Märtyrer, die es uns vorführt. Zwiefach empfohlen durch die Namen Hesba Stretton und Otto Funcke braucht es kaum eine namenlose dritte Empfehlung, sondern nur einen Hinweis darauf, daß es da ist, und eine Bitte, es zu nehmen und zu lesen.

D.

— Wie man glücklich wird und glücklich macht. Von Otto Funcke. (Bremen, 1895. C. Ed. Müller.) Preis 3 M.

Der Titel des Buches steht in keinem Zusammenhang mit dem Inhalt, wenigstens nur in dem äußerst losen, daß er christliche Gedanken ausspricht, und schließlich ja jeder Christ nach Maßgabe seiner Förderung „glücklich wird und glücklich macht". Im übrigen wird der Wert des Buches durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts keineswegs gemindert, sondern insofern eher erhöht, als man auf diese Weise Funcke sich über recht viele Angelegenheiten und Zeitfragen aussprechen hört. Die Themata, die er in diesem Buche am eingehendsten behandelt, sind die Erziehung der Kinder und die der heranwachsenden Jugend zur christlichen Freiheit. der Nutzen und Segen zeitweiliger Abgeschiedenheit und Einsamkeit, die so dringend notwendige und doch so oft abgewiesene und aufgeschobene Vorbereitung auf den Tod, der zulässige und der verwerfliche Luxus und die Notwendigkeit der Laienhilfe beim Kranken- und Sterbebett. Von den anderen Abschnitten möchten wir hervorheben: „Was für ein Gesicht machst du nach der Kirche? Menschenstudien auf der Pferdebahn. Berliner Merkwürdigkeiten. Friedensstörer." Am schlechtesten bei der Kritik kommen die armen Zeitungsschreiber weg, und — Recensent ist auch einer — vielleicht etwas zu schlecht. Wenn es dem Verfasser der Dynamitattentate, der Schwurgerichtsverhandlungen, der

Mord- und Ehebruchsgeschichten u. s. w. zu viel werden, so ist daran die Zeitung doch nur dann mitschuldig, wenn sie frivol und lüstern dergleichen darstellt. Ja, man könnte streiten, ob nicht vielfach an der Häufung von Ereignissen aus der Nachtseite des Volkslebens die Pastoren weit schuldiger sind, als die Litteraten. Aber „darum keine Feindschaft". Wir empfehlen gern auch den neuesten „Funde". Ueberall ist er in seiner ihm eigenen Manier bestrebt, in weltlich gesinnten Leuten und Namenchristen Sehnsucht nach etwas Besserem und christliches Leben zu erwecken und ernste Nachfolger Jesu zu schaffen, zu stärken und weiter zu leiten. Es ist daher nicht daran zu zweifeln, daß auch dieses neue Buch viel Freunde finden und viel Gutes stiften wird.

— Unter Blumen. Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht von Max Herdörffer. (Berlin, R. Oppenheim [Gustav Schmidt].) 1895. 237 S. 8°. 3 M.

Der Verfasser wird manchem Leser als Herausgeber der Zeitschrift „Natur und Haus", sowie durch seine in vielen Zeitungen erscheinenden gärtnerischen Monatsplaudereien bekannt sein, und gern wird er ihm hier einmal durch ein selbständiges Büchlein folgen. Die Absicht des Verfassers bei demselben ist, nicht durch trocken belehrenden Ton, sondern plaudernd und daher viel anregender die Monate nach den Lieblingsblumen derselben zu besprechen; das gelingt ihm auch besonders dadurch, daß er die Rolle berücksichtigt, welche diese Blumen im Volksleben, sowie in Sage und Geschichte spielen; doch fehlt es auch nicht an Belehrungen über Haus- und Zimmergärtnerei.

Dem Verfasser ist seine Aufgabe wohlgelungen. Wir sind überzeugt, daß sein Buch besonders bei der Damenwelt ein gern gesehener Gast sein wird. Als Geschenk eignet es sich auch seiner ansprechenden Ausstattung wegen. Vielleicht hätte der Verfasser mit den Vers-Citaten etwas sparsamer sein können, allzu reichlich angewandt, erwecken sie zu leicht den Eindruck des Gemachten. — Raten möchten wir noch, bei einer zweiten Auflage ein recht eingehendes genaues Inhaltsverzeichnis besonders der besprochenen Pflanzen beizufügen, das würde den Wert des Buches noch wesentlich erhöhen. Dt.

— Quellwasser-Kalender 1896. (Georg Wigand, Leipzig.) 1 M.

Es muß als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die Verlags-Buchhandlung beim Eingehen der alten lieben Spinnstube von W. O. von Horn des Entschlusses ward, dem deutschen Volk etwas wie eine Fortsetzung jenes bewährten Kalenders zu bieten. Ist es auch nicht gelungen, den Namen für das neue Unternehmen zu retten, wenn sich nur das: Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Trost! recht und richtig auf dasselbe vererbt, wird es seinen Weg schon finden. Es führt sich in schmuckem, rotem Gewande ein. Ein Mägdlein bietet einem Wanderer aus dem Brunnen einen frischen Trunk, und der Spruch dazu lautet: Ein frischer Trunk giebt neue Kraft und frohen Mut zur Wanderschaft. Dies Büchlein, wo nicht edler Wein, so ist's doch frisch und klar und rein; Du bist der Wandrer immerdar: Glück auf zur Fahrt im neuen Jahr! Das kann einem schon wohlgefallen. Aber je lebendiger ich mich für diesen Quellwasser-Kalender interessiere, desto mehr betrübt es mich, sagen zu müssen, daß die Haupterzählung ein Mißgriff ist. Ein Erbe aus der Spinnstube ist sie schon gar nicht, sie nimmt sich wie ein fremdländisches Gewächs aus, welches man auf diesen Boden gepflanzt hat. Aber auch wenn man davon absieht, ist's doch eine recht ungesunde und dabei nur in wenigen Partien interessierende Erzählung. Warum mußte man mit einer solchen Krankheitsgeschichte anfangen? Das war nicht wohlgethan! Der übrige Inhalt dieses Jahrgangs ist ganz annehmbar; ich fürchte nur, jene unglückliche Geschichte verleidet manchem die Fortsetzung. D.

— In gutem Geleit. Ein Denk- und Merkbüchlein für alle Tage des Jahres, zusammengestellt und ihren jungen Freundinnen gewidmet von Brigitte Augusti. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.) In Prachtband Preis 4 M.

Ein „Denk- und Merkbüchlein", das für jeden Tag etwas freies Papier und an der Spitze einen Vers oder ein Citat aus profanen Schrift- und Dichtwerken bietet. Frau Augusti entwickelt hierbei Geschmack und eine große Belesenheit, und dank dem verständnisvollen Zusammenwirken der Verlagshandlung mit ihr kann sie die vom Baume der deutschen Dichtung gepflückten „goldenen Aepfel" auch „auf silberner Schale" ihren „jungen Freundinnen" darbieten. Die dem Buche gewordene prächtige äußere Ausstattung verbindet Originalität und Gediegenheit.

— Kneipkomment und Christentum. Ein Wort an christliche Studenten von einem jungen Philister. (Leipzig, Reinhold Werther.) 1895. Preis 0,25 M.

Eine kleine Broschüre, die wir gern in der Hand jedes angehenden Studenten sehen möchten, d. h. jedes Studenten, der überhaupt die Absicht hat, mit seinem Christentum Ernst zu machen. Man braucht nicht allen Vorschlägen im einzelnen zuzustimmen und kann doch die Grundidee, die Verfasser verteidigt, für richtig und zutreffend halten, daß nämlich jede Unmäßigkeit und daher auch jeder Zwang zum Trinken unsittlich ist. Ueberhaupt spielt ja der Alkohol in der studentischen Welt eine Rolle, die er in einem christlichen Volk nicht spielen dürfte. Es wäre ein außerordentlicher Fortschritt, wenn sein Konsum Rückschritte machte und auch alkoholfreie Getränke das akademische Bürgerrecht erlangten

D. v. O

— Fröhlich Gejaid! Von Arthur Achleitner. (Berlin, Schall & Grund.) 250 S. Preis 4 M., geb. 5 M.

Ganz vortrefflich geschriebene „Jagdgeschichten

aus den Bergen". Allerlei Schilderung von fürstlichen Jägern, speciell vom Kaiser von Oesterreich und vom Herzog Ernst II. von Koburg, Schnurren und Anekdoten, aber auch waidgerechte Bilder von Gemsjagd und Hirschjagd, Auerhahnbalz und Adlerjagd, und sogar vom „Murmentlpassen", d. h. vom schwierigen und die Geduld erprobenden Anstand auf Murmeltiere. Dazu kommen spannende Wilderergeschichten, Erzählungen von zügelloser Jagdleidenschaft, die sogar einem Pfarrer, dem „Gamspfarrer", zum Verderben wurde. Achleitners Buch gehört zu denen, die eine müßige Stunde in Genuß verwandeln. Der gutmütige Humor weckt das Behagen des Lesers und die Kunst lebendiger Erzählung bei subtiler Kenntnis von Land und Leuten in Oberbaiern, Tirol und Steiermark gewährt eine mehr als flüchtige litterarische Unterhaltung. Jägern und Jagdfreunden, aber nicht nur diesen, können die Skizzen Achleitners gern empfohlen werden. D. v. O.

— Der Darwinismus. Ein Vortrag von Arminius. (Wien, 1895. Verlag der Reichspost.) 8°. 24 S.

Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein tüchtiger junger Mediziner mit vorzüglicher Fachkenntnis für die Frage des Darwinismus. Der Vortrag behandelt dieselbe nach ihren Hauptteilen knapp und klar, vom Standpunkt des Gegners auch. Die kleine Schrift sei warm empfohlen. Dt.

— Wie uns bekannt geworden ist, tritt mit 1. Januar 1896 im Verlage der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift", herausgegeben von D. Warneck, ein Wechsel ein. Der Sohn des Herausgebers, Buchhändler Martin Warneck (Inh. v. Hugo Rothers theol. Buchh.) in Berlin wird das Blatt übernehmen. Wir können dieser Zeitschrift auch für die Zukunft nur besten Erfolg wünschen.

12. Neue Auflagen.

Die Verlagshandlung von C. F. Amelang-Leipzig erwirbt sich ein Verdienst, indem sie

Studien von Adalbert Stifter und

Martin Greifs Gesammelte Werke

in je 24 Lieferungen à 50 Pf. herausgiebt. Erschienen ist Stifter, Band I, zum Preise von 5 M., und Martin Greif, Band I, 4 M., geb. 5 M.

Martin Greif ist ein Dichter, der unbeirrt durch den dem Idealen abholden Zeitgeist seinen auf das Höchste gerichteten Zielen nachstrebt. Die eingehende Würdignng, welche Dr. O. Lyon in seiner Schrift: „Martin Greif als Lyriker und Dramatiker" dem Dichter hat zu teil werden lassen, gipfelt in den immerhin etwas überschwenglichen Worten: „. . . und so müssen wir die Lyrik Greifs als eine der frischesten und köstlichsten Blüten am Baume unserer Dichtung, ja der Dichtung aller Zeiten bezeichnen, bei der Form, Farbe und Duft aufs genaueste der köstlichen Frucht entsprechen, welche in ihrem Schoße sich birgt." Die Gesammelten Werke werden drei Bände umfassen: Bd 1 Gedichte; Bd. 2/3 Dramen (Corfiz Ulfeldt, Nero, Marino Falieri, Prinz Eugen, Francesca da Rimini, Liebe über Alles — Heinrich der Löwe, die Pfalz im Rhein, Konradin, Ludwig der Bayer, Agnes Bernauer, Hans Sachs). — Der vorliegende erste Band umfaßt die Lyrik, und damit zweifellos das eigentliche Gebiet des Dichters. Im Wohllaut der Sprache sind ihm manche überlegen; Greif ist nicht selten hart und herbe; aber darin thun es ihm nicht viele gleich, mit wenigen knappen Worten nicht nur eine Stimmung hervorzurufen, sondern auch noch Perspektiven zu eröffnen, die den Leser zum Sinnen und Träumen fast unwiderstehlich einladen.

Adalbert Stifter, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, zählt gleichwohl noch eine große Gemeinde von Verehrern, obschon seine „Studien" der modern realistischen Richtung direkt zuwiderlaufen. Es geht wenig vor in seinen Erzählungen, man hat nicht ganz mit Unüecht gesagt, daß die Menschen nur Staffage in den Landschaftsbildern seien, aber eben diese Naturschilderungen sind mit solcher Tiefe der Empfindung und mit so bezaubernder Poesie entworfen, daß sie das Fehlen einer erregenden Handlung nie vermissen lassen. Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den beiden Illustratoren zwei dem Dichter kongeniale Künstler zu finden, und wir zweifeln nicht, daß diese Ausgabe bei jung und alt den vollsten Beifall finden wird.





Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



